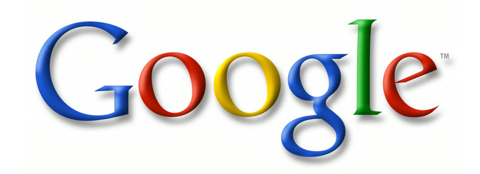
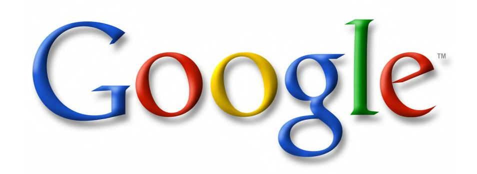
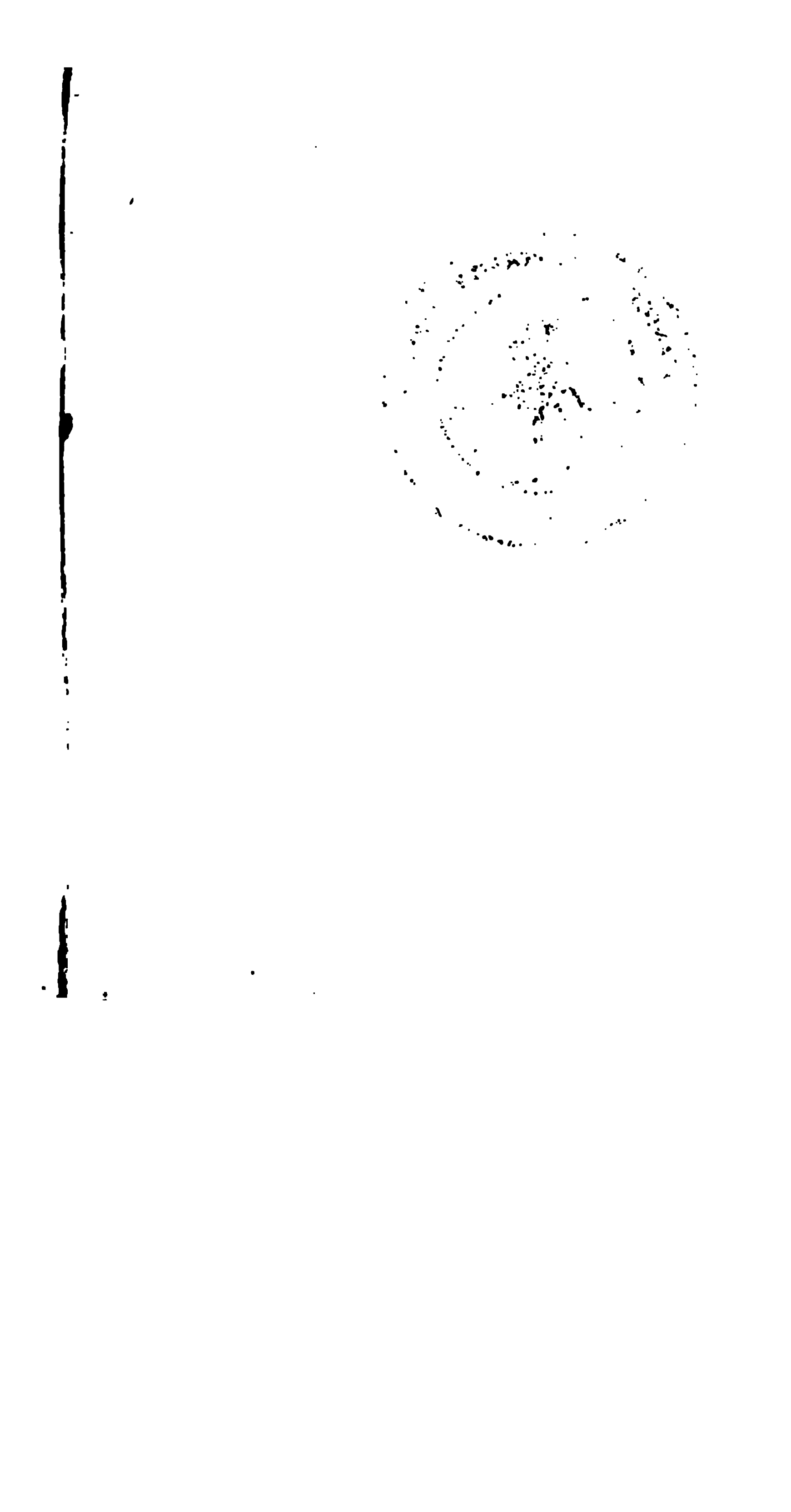





STANFORD UNIVERSITY LIBRARY





G. Phillips' und G. Görres'

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1854

Zweiter Band.



G. Phillips' und G. Görres'

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

redigirt

von

Jos. Edmund Jörg.

Vierunddreißigster Band.



München, 1854.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.



*

Seite

Errata.

Im Artikel über die bayerische Kirchenfrage, S. 366, Z. 1 v. u. und S. 367, Z. 1 v. o. ist zu verbessern:

statt: „Denkschrift des o. E. vom März 1851 mit der b. b. E. vom Juni 1853" —

also: „Denkschriften des o. E. vom März 1851 und Juni 1853 mit der b. b. E." ꝛc.

I.

Russische Pfingstrosen-Knospen.

III.

Die aristokratisch-republikanische Revolutions-Periode von 1813 bis zur Katastrophe vom 14. Dec. 1825.

Die abendländischen Zeitungen sind seit 1826 von Jahr zu Jahr leerer geworden an Daten über die Vorgänge im Innern Rußlands; damals aber wimmelten alle Blätter von Actenstücken über die furchtbaren Umstände der Thronbesteigung Nikolaus' I. Es muß auffallen, daß bei der gegenwärtigen allgemeinen Erregung für und wider Rußland bis zur Stunde altum silentium über jene Ereignisse herrschte! Hätten sie ja doch schon die gefährlichste Waffe der einen Partei gegen die andere abgeben können, z. B. als der „spatzenköpfige" Lord Stuart und der schreimäulige Shaftesbury im englischen Parlament gegen Rußland wütheten, das den „Fortschritten des protestantischen Christenthums" mit aller Macht sich entgegenstemme, dessen Bibeln und Missionen auf's härteste verpönt habe, während die Türkei, als ein wahrer Musterstaat für Rußland und Toskana 2c., mit Bibeln ganz unglaublich gesegnet sei, und jene Fortschritte in

neuerer Zeit stets auf's generöseste gefördert habe. Welch siegreiche Stellung hätte die „Kreuzzeitung" als Advokat des Czaren eingenommen, wenn sie alsogleich hätte auftreten und entgegnen wollen: Ihr Lords erinnert euch! folgte das Bibel-Verbot von 1826 nicht auf den 14. Dec. 1825? Die russische Circular-Depesche vom 18. Febr. 1854 erhebt als Hauptanklage: „die Türkei begünstige jede Propaganda gegen ihre Orthodoxen," und sie meint dabei vorzüglich die englische, welche, wie ein Engländer in der Allg. Ztg. vom 6. April behauptet, gar leicht türkische Sympathien gewinne, da ja gleichmäßig „bei den Puritanern, wie bei den Türken die Religion in einer ungeheuren Bibliolatrie und das Ritual im Anhören von Predigten bestehe, beide weißgetünchte leere Wände liebten und die Kunst haßten." Wie! wenn die „Kreuzzeitung" damals nachgewiesen hätte, daß die Türken noch aus einem andern Grunde das „Evangelium" für die Slaven begünstigten, deßwegen nämlich, weil sie die Begriffe: Protestantismus, Freimaurerei und Voltairianismus als identisch erkannt hätten; daß aber Nikolaus solche systematische Demoralisation der türkischen Orthodoxen, als indirekt ihm selbst vermeint, nicht dulden dürfe; daß er ja im eigenen Lande von diesem Evangelium schon bezügliche Erfahrungen gemacht habe — Zeuge die Geschichte des 14. Dec.! Wahrlich, nie mehr hätte ein protestantischer Angriff am Czaren hängen bleiben können! Aber freilich gibt es auch eine allerhöchst protegirte preußische Propaganda unter Griechen und Slaven, und jedenfalls hätte man dann nicht wohl (am 4. Mai) die Engländer warnen können, doch die „heilsamen Einwirkungen eines wahrhaft evangelischen Geistes" in Rußland nicht durch Feindseligkeiten einer „protestantischen Macht" zu stören! Aber — zur Sache, d. i. zur Historie dieser „heilsamen Einwirkungen" von 1813 bis 1826.

Jede gewaltige Volks-Aufregung muß in Rußland höchst gefährlich seyn. Bei der von 1812 hat man es bald erfah-

ren, wenigstens zum Theil, von der Klasse der Civilisirten nämlich; die von 1853 aber wird jene Erfahrung vielleicht erst noch ergänzen und vollenden, selbst wenn das ungeheure Aufgebot aller Mittel zum Zwecke führte, geschweige denn gar, wenn der czarische Stolz an der Donau 2c. gedemüthigt würde. In solcher Allgemeinheit hatte sich damals, namentlich unter den aus dem Westen heimgekehrten Officieren, die Ueberzeugung verbreitet: es könne in Rußland nicht länger so bleiben, daß sie den wohlwollenden Alexander selbst überwältigte. Er dachte auf Reformen, auf Reformen, wie einst im J. 1730 die conservative Opposition der russischen Aristokratie gegen die radikalen Ideen Peter's I. sie angestrebt hatte. Sie sollten die Willkür des Czarthums mildern, dessen Gewalt nicht mehr über das Gesetz sich erheben lassen, sondern sie vielmehr auf das Gesetz gründen. Karamsin und Speranski hatten einen Verfassungsentwurf abzufassen. Aber die Zeiten Peters I. und der conservativen Opposition waren vorbei; die neue Opposition der Revolution sah mit ungläubigem Lachen zu. Und wirklich, ein constitutionelles Czarthum — wer sollte das fassen? Sie kannte nur zu gut die Grundbedingung aller russischen Reform; das Manifest vom 19. Dec. 1825 hatte nachher gut reden von der „fremden Seuche auf Rußlands geweihtem Boden," gegen die nun „für immer eine scharfe und unvertilgbare Scheidelinie zu ziehen sei zwischen der Vaterlandsliebe und den revolutionären Leidenschaften, zwischen dem Wunsch nach dem Bessern und der Umwälzungswuth." Aber dann muß man eben auch nicht von „Reformen" reden, denn russische Reformen und jene „Scheidelinie" sind absolut unvereinbare Dinge! „Ernste energische Menschen," sagt Herzen (S. 111), „warteten das Ende jener imaginären Pläne Alexander's nicht ab; ihnen war die vage Unzufriedenheit nicht genug, sie suchten sie in anderer Weise zu benützen. Sie faßten den Gedanken einer großen geheimen Verbindung. Ihr sollte die politische Erziehung der

Dec. 1825 auf seiner Reise in Taurien zu Taganrog am asow'schen Meere plötzlich und überall unvermuthet starb, horchte die Revolution von ganz Europa in fieberhafter Spannung nach dem Osten hin. Dort fiel die Todesbotschaft sehr ungelegen unter die zu Petersburg versammelten Verschwörer und mitten unter ihre Berathungen über die künftige Verfassung Rußlands und das constituirende Parlament mit seinen zwei Kammern. Man war zum Losbruch noch nicht gerüstet, und gerieth daher sogar auf den Einfall, die Czarin Elisabeth auf den Thron zu erheben, „in der Hoffnung, da sie keine Kinder habe, würde sie noch bei Lebzeiten in Errichtung einer Republik willigen." Ein anderer Bundes-Bojar rieth: zuzuwarten, denn ergreife die neue Regierung falsche Maßregeln, so erstarke der Bund durch die steigende Zahl der Mißvergnügten, während gegentheils die öffentliche Wohlfahrt ohne Zweifel um einen weitern Grad von Freiheit zunehmen werde, „und wir werden dann um so leichter unsern Eifer verdoppeln können, die Regierung zu stürzen." Aber der kluge Rath ward durch den Umstand vereitelt, daß Großfürst Nikolaus zuerst seinem Bruder Constantin, trotz dessen drei Jahre vorher geschehener Thronentsagung, huldigen ließ, und erst, nachdem er also den Tugendhelden gespielt, sich selbst zum Czaren proclamirte. Die dadurch einem republikanischen Ausbruch zuwachsenden Vortheile: der Vorwand des geschworenen Eides und das Vorgeben, Constantin habe nicht abgedankt, also eine legitime Erhebung gegen den usurpirenden Nikolaus, glaubten die Verschworenen nicht vorbeilassen zu dürfen, und in der doppelten Hoffnung auf großen Beifall unter der getäuschten Armee, dann aber daß der ohnehin nicht populäre Nikolaus ohne viele Umstände sich ergeben und mit einer provisorischen Regierung unterhandeln werde — wagten sie den Streich. Während die gemeinen Soldaten „Constitution, Constitution!" schrieen, hielten sie dafür, das sei der Name der neuen Czarin, der Gemahlin Constantins. Wie

die Meuterei an Nikolaus' entschlossenem Muthe scheiterte, nachdem in Petersburg den 14. Dec. 1825 der Gouverneur Graf Miloradowitsch und Andere gefallen und der Straßenkampf mit Kartätschen beigelegt, die Aufständigen von Kiew aber in offenem Treffen unterlegen waren, gehört nicht hieher. Noch für den 18. März 1826, als Alexanders Begräbnißtag, fürchtete man einen Handstreich der „unterirdischen Ideen," und durchsuchte die Kellergewölbe der Kasan'schen Kathedrale nach verborgenem Pulver, obgleich die Complottirer längst, mit einziger Ausnahme des nach England entkommenen Staatsraths Turgeneff, sämmtlich, gegen 300 an der Zahl, in Ketten und Banden lagen. Ihrer 240 ergaben sich als schwer belastet, 13 als schuldig des Attentats auf den Kaisermord; 121 wurden als Hochverräther zumal verurtheilt, 5 davon, unter ihnen Ryleieff und Oberst Pestel, den 13. Juli gehängt, Fürst Trubetzkoy und 23 Andere als lebendig Begrabene in die sibirischen Bergwerke hinabgelassen, die übrigen gestraft je nach Verhältniß; zu den 109 Militärs unter jenen 121 zählten zwei Generalmajore, 13 Obersten, 9 Oberstlieutenants, 3 Majore, 22 Hauptleute u. s. w., zu den wenigen Civilisten ein Kammerherr und 3 Staatsräthe, dem Blute nach 8 Fürsten, 3 Grafen, 3 Barone ꝛc.; an der Spitze der vielen wegen einfacher Verbindung mit den Klubs im Disciplinarweg Gestraften stand wieder ein Fürst, Obolensky, und Oberst Glinka, einer der beliebtesten Schriftsteller Rußlands.

Es lohnt der Mühe, noch einen eingehenden Blick in die Klubs dieser ersten thätlichen Revolutionäre des gebildeten Standes in Rußland zu werfen, schon weil er in Allem die eigenthümliche Signatur dieses Herrenstandes wieder aufweist, und die verlässigsten amtlichen Berichte zur Quelle hat*). Der Gründer des ersten Klubs, Alex. Murawieff mit

*) Erklärung des Petersburger-Journals vom 11. Febr. in der Allg.

Oberst Fürst Trubetzkoy und Kapitain Nikita Murawieff, alle von der Garde, gedachte, treu der Abstammung, ihn „mit irgend einer Maurerloge zu verschmelzen;" als aber Oberst Pestel beitrat, wurde er der Gesetzgeber des Complotts, und organisirte 1815 die geheime Gesellschaft „Bund des Heils" oder „der wahren und getreuen Kinder des Vaterlandes," mit dem exoterischen und esoterischen Zwecke der Wohlthätigkeit und der nur an wenige Eingeweihte bekannt gegebenen politischen Reform im Reiche, nach den strengsten Gesetzen, die Pestel den Statuten einiger Freimaurer-Logen verdankte und nur ungerne durch die Majorität nach dem s. g. Gesetzbuche des deutschen „Tugendbundes" mildern ließ. Hier schon, auf dem Moskauer Bundes-Tage von 1817, ward die Ermordung des Czaren beschlossen, und Hauptmann Yakuchin bot sich selbst als Vollzieher an, wie denn immer wieder Freiwillige zu der Gräuelthat sich meldeten, sie selbst aber eben so oft wieder verschoben wurde. Indeß reorganisirte bereits die Moskauer-Conferenz von 1818 das Complott unter dem Namen „Bund des öffentlichen Wohles;" die neuen Statuten verordneten für den exoterischen Zweck vier Sektionen, deren Arbeiten mit absichtlicher Offenheit und Ostentation zu betreiben waren. Die erste Sektion hatte die Philanthropie zur Aufgabe, die Fortschritte der öffentlichen und Privat-Wohlthätigkeit zu überwachen; die zweite die intellektuelle und moralische Erziehung, Verbreitung der Aufklärung, Anlegung von Schulen, besonders nach der Lancaster'schen Methode, Förderung der Jugend durch Conversation, Herstellung passender Schriften, Alles „für den Zweck der Gesellschaft;" „den Mitgliedern dieser zweiten Sektion war die Aufsicht über alle Schulen anvertraut, sie sollten der Jugend eine Liebe zu

---

Ztg. vom 27. Febr. 1826; und besonders der Bericht der Untersuchungs-Commission vom 30. Mai a. St. 1826, s. Allg. Ztg. vom 19. Juli ff. 1826.

allem, was national wäre, einflößen, und sich so viel als möglich dem Gedanken, sie im Auslande erziehen zu lassen, sowie jedem fremden Einfluß widersetzen." Die dritte Sektion hatte ihre „besondere Aufmerksamkeit auf den Gang der Gerichtshöfe zu verwenden," belehrend und unterstützend einzuwirken, „Beamte, die sich Veruntreuungen erlaubten, anzugeben und die Regierung von ihrem Betragen zu benachrichtigen," die vierte Sektion „ganz dem Studium der Staats-Oekonomie sich zu widmen." Der ordentliche Verkehr mit dem Gouvernement lag dem constitutionell organisirten „Bundes-Central-Direktorium" ob, ohne daß er jedoch einzelnen Mitgliedern ganz versagt gewesen wäre; eine Minorität war daher sogar naiv genug, zu beantragen, daß man die kaiserliche Sanktion nachsuche.

Die geheime Tendenz des Bundes aber, die politische Reform, sollte nun auch allmählig einem weitern Kreis von Eingeweihten mitgetheilt werden; und dieß war die Klippe. Es tauchten so viele Differenzen auf, daß die dritte Moskauer-Conferenz von 1821 lieber den Bund zum Scheine auflöste, und der zurückbleibende Kern neuerdings in tieferem Geheimniß und strengerer Gliederung als „Verbindung des Nordens" und „Verbindung des Südens," mit den Direktorien zu Petersburg und Tulczin, sich constituirte. Dieser letzten Wandlung des Complotts nun schloß sich bald noch eine andere Union im Süden an: die geheime Gesellschaft der „verbündeten Slaven" nämlich, erst im J. 1823 neu entstanden, aber nur etwa 36 Mitglieder, meistens junge Artillerie-Officiere, umfassend. Ihr Symbol war der Dolch und, laut des von ihnen verfaßten „Katechismus des Slaven," ihr Zweck: „durch ein föderatives Band und gleichmäßige republikanische Regierung, aber ohne Beeinträchtigung ihrer gegenseitigen Unabhängigkeit, acht slavische Länder zu verknüpfen, deren Namen auf ein achteckiges Siegel gezeichnet waren, nämlich: Rußland, Polen, Böhmen, Mähren, Dalmatien, Croatien, Ungarn mit

Siebenbürgen, Serbien mit der Moldau und Walachei," dann aber in der Mitte, zwischen den vier Häfen des slavischen Bodens, eine Stadt zu errichten, „und in ihrem Schooße die Göttin der Aufklärung auf den Thron zu stellen." Die „Gesellschaft des Südens" machte dieser ihrer jüngern Schwester bloß bemerklich: es sei Pflicht des Russen, erst auf Rußlands Reform zu denken, ehe man sich mit andern slavischen Nationen beschäftige. Schon vorher aber hatte sie eine enge Verbrüderung auch mit der „geheimen Gesellschaft von Polen" in Warschau hergestellt, indem sie dieser zusagte: die Polen in Rußland sollten geschützt und jedes Gefühl gegenseitiger Abneigung zwischen beiden Nationen ausgerodet, die Unabhängigkeit Polens anerkannt, und ihm alle eroberten Provinzen, soweit sie noch nicht russificirt seien, als Bialystok, Grodno, auch zum Theil Wilna, Minsk und Podolien, zurückgegeben werden; die Polen dagegen versprachen, zugleich mit den russischen Verschwörern loszuschlagen, das litthauische Corps zu bewältigen, den Großfürsten Constantin nöthigenfalls zu tödten, und in Warschau eine republikanische Regierung zu errichten. — Das Complott im Norden hatte keine Unkr-ten; doch beeinflußte der Journalist Ryleieff die Geister einiger jungen Officiere der Garde-Marine, die keinem Vereine angehörten, aber, wie der officielle Bericht sagt, „sich gern versammelten, um mit Bitterkeit den Gang der Regierung zu tadeln, die Constitution der vereinigten Staaten Nordamerika's auf's höchste zu preisen, und sich dem eiteln Trugbilde der Errichtung einer Republik in Rußland hinzugeben."

Soweit nun waren Alle einig: es sei die Armee, durch welche die Revolution in drei Lagern zumal, zu Petersburg, Moskau, und Kiew, gemacht werden müsse, und daher die Beiziehung der Militärchefs Hauptaufgabe des Bundes, wozu besonders seit 1821 alle Kräfte aufgeboten wurden, und ein paar Verschworene allein schon ein ganzes Armeecorps in Händen zu haben glaubten; sodann die Ermordung des

Czaren sei unumgänglich, weßhalb ihre Anschläge seit 1823 in Permanenz waren; endlich die künftige Staatsform Rußlands müsse die republikanische seyn, obwohl man sich freilich über die Fragen nicht einigen konnte, ob Triumvirat oder Dictatur, russische Föderativ-Republik oder unabhängige slavischen Republiken? Nur in den frühesten Anfängen hatte der Bund an einen russischen Constitutionalismus gedacht; es war jedoch zu klar: entweder kein Czar oder keine Reform. „Die erste Idee zu einer republikanischen Regierung wurde von Nowikoff in seinem Constitutions-Entwurf geäußert." Bei der Central-Direktions-Conferenz zu Petersburg vom J. 1820 erklärten, mit Ausnahme des Oberst Glinka, bereits alle Mitglieder („unter andern Nikolaus Turgeneff"), daß sie die republikanische Regierung vorzögen, mit den Worten: „un président sans phrase." Der Kaisermord wurde abermals durch Stimmenmehrheit beschlossen, und 1823 auf der General-Conferenz zu Kiew die Vertilgung der ganzen kaiserlichen Familie, dießmal aus Anlaß der Berathung über einen der verschiedenen Verfassungs-Entwürfe, welcher von Pestel verfaßt war und „Russisches Gesetzbuch" hieß. Pestel zählte bis auf dreizehn czarische Opfer, nur etliche im Ausland befindlichen Großfürstinen wären verschont worden. Die Einleitung zur Republik sollte eine provisorische Regierung bilden, an deren Spitze Pestel sich selbst dachte und deren Dauer er auf zehn Jahre anschlug. Er hatte auch schon verschiedene Pläne ausgedacht, wie er während dieser Zeit die Ruhe erhalten wollte, als: Unterdrückung aller geheimen Klubs, großartig ausgebildetes Spionir-System, Verjagung aller Juden, aus denen man in Kleinasien einen unabhängigen „Staat Judäa" bilden sollte, auswärtiger Krieg zur Wiederherstellung der alten Republiken Griechenlands. Der Constitutions-Entwurf des Bundes sollte den besten französischen und englischen Publicisten unverweilt zur Begutachtung vorgelegt werden; daß es dann mit seiner Revolution etwa ginge wie in Frankreich, wäre nicht zu fürch-

ten, denn „dort habe der Pöbel die Revolution angefangen, und nicht die Armee."

Das Complott war der erste Versuch zu freier Selbstständigkeit unter den russisch Civilisirten, und es trug auch ganz ihren Charakter: die reißende Furie der natürlichen Wildheit und die feige Mattherzigkeit der unnatürlichen Cultur zumal, jedem Einzelnen aufgedrückt; daher beständiges Schwanken zwischen Wollen und Nichtwollen, Tollkühnheit und Verzagen, blutgierige Entmenschung und schwachmüthigste Unentschlossenheit, verzweifelnder Lebensüberdruß und niedrige Feigheit, rasende Ungeduld der Leidenschaft im Verein mit absoluter Nullität der Mittel und wieder stetes Verschieben von einem Tag zum andern; zu Zeiten 12, 15 bis 20 Individuen, die nach dem Czarenblute lechzten, und doch wieder alle diese wüthenden Anschläge nur Ausflüsse der Sucht zu glänzen. Die allgemeine Corruption verließ sie auch im Freiheits-Bunde nicht; der erwählte Dictator Fürst Trubezkoy verlumpte die 5000 Rubel, die ihm für Vereinszwecke anvertraut waren; von dem edlen Heldenvater Nowikoff selbst aber gab Math. Murawieff an: er habe eine geheime Gesellschaft für sich in Kleinrußland gebildet und sie mit einer Freimaurer-Loge verbunden, jedoch sei ihm dabei nur darum zu thun gewesen, sich Geld zu machen. Und als nun die entscheidende Stunde da war, kam von allen, welche die Seele der Verschwörung gewesen, und das Kommando der verführten Truppen zu übernehmen versprochen hatten, keiner auf den Sammelplatz, als der einzige Dragoner-Hauptmann Jakubowitsch, der auch bald wieder davonging; der Fürst-Dictator lief aus seinem Versteck vor den Brüdern Oesterreichs zum General-Stab, um den Eid zu leisten, wobei ihm mehreremal übel wurde; Oberst Batenkoff, prädestinirter Triumvir, lief ihm nach, und dürstete öffentlich, die Rebellen in Ketten zu wissen; Ryleieff suchte den Dictator und verschwand. Nur die Murawieff's bei Kiew hielten sich tapfer mit ihren aufgewiegelten Com-

pagnien, bis sie im Treffen bei Korolewka (14. Jan. 1826) unterlagen. Freilich war ihr Terrain weit entlegen von den Klapperschlangen-Augen des lebendigen Czarthums. Auch Oberst Pestel schien, solange er sich, wenn auch gefangen, tief im Süden wußte, Mucius Scävola spielen zu wollen; aber kaum war er nach Petersburg gebracht, jenen Augen nahe, so wurde er scheu wie ein Kolibri, gestand Alles ein und nannte alle seine Mitschuldigen. Ebenso machten es die sämmtlichen Verschworenen: in tiefster Demuth und Zerknirschung beichteten sie Alles, was sie wußten, vielleicht noch mehr, so sehr scheinen sie wie geschwätzige Elstern vor dem Blutgericht gestanden zu haben. Und doch hat es nie zuvor eine solche Zeit kühner Entschlüsse für die russische Civilisation gegeben, als jene Periode des republikanisch-aristokratischen Freiheits-Stoicismus!

Uns müßte natürlich vor Allem die religiöse Seite des Complotts besonders interessiren, allein von dessen kirchlichen Anschauungen ist im Untersuchungs-Bericht auffallender Weise fast gar nicht die Rede. Nur eine bezügliche Aeußerung Pestels kommt vor: „was mich betrifft, so werde ich mich, wenn ich das große Geschäft vollbracht habe, in das Kloster von Kiew zurückziehen, dort als Einsiedler leben, und dann wird die Religion an die Reihe kommen.“ Beiläufig geschieht auch von einem religiösen Schwärmer unter ihnen Erwähnung*). Uebrigens war ihnen offenbar die orthodoxe Kirche insofern nicht gleichgültig, als sie allerdings, wie oben

---

*) Diwoff, der Garde-Matrosen-Kapitain, und Zavalichin, Lieutenant derselben; hatten sich besonders blutdürstig gezeigt. Der letztere erklärte: „er habe von seiner Jugend an, bei Lesung der heiligen Schrift, geheimnißvolle Offenbarungen zu erhalten geglaubt, die ihm den Beruf auflegten, das Reich der Wahrheit wieder herzustellen, und er habe damals den Gedanken an einen „„Orden der Restauration““ aufgefaßt.“

gesagt, von dem Princip der russisch-kirchlichen Autorität eine für ihre Pläne förderliche Anwendung für das Volk, und zunächst für die gemeinen Soldaten machten, und zweifelsohne noch weiter machen zu können hofften. Der orthodoxe Russe ist außerordentlich bibelfest und, wie sich im Folgenden näher herausstellen wird, zu theologischen Disputen, insbesondere zu polemischer Bibelinterpretation auf eigene Faust, geneigt trotz den alten Byzantinern; man findet, wie die Jesuiten und französischen Emigranten einst zu ihrer Verwunderung erfuhren, in Moskau z. B., Küster, ja selbst einfache Ladendiener und Bauern, welche keinen Buchstaben lesen können, von Schrift- und Väter-Texten aber so voll sind, daß alle ihre Reden damit gespickt werden und nicht leicht das Buch eines deutschen Pietisten an Citaten-Reichthum ihrer alltäglichen Unterhaltung es gleichthun könnte. Der Russe will alle Wahrheit aus der Bibel bewiesen wissen, und für seine politische Anschauung insbesondere ist das alte Testament nicht weniger wichtig, als einst für Cromwell's furchtbare Independenten-Garde*). Welch fruchtbares Feld eine revolutionäre Agitation in dieser religiösen Eigenthümlichkeit, zur Bearbeitung des gemeinen Volkes, zu finden vermöge, liegt auf platter Hand; einzelne Versuche dazu sind auch wirklich bei jenen Complottirern schon constatirt. Als von den „vereinigten Slaven" Einer gegen Sergius Murawieff's, des Oberstlieutenants, Nachweis der „unerläßlichen Nothwendigkeit," die ganze Czaren-Dynastie auszurotten, einwendete: „das ist aber gegen Gott und die Religion!" — da erwiderte jener: „durchaus nicht!" und „las ihm Auszüge aus der

*) Ueber die Krönungsrede des Metropoliten von Moskau z. B. (vom 3. Sept. 1826) bemerkt die Allg. Ztg.: „sie zeigt als neuestes Beispiel der National-Kirchenberedsamkeit, wie streng die russische Geistlichkeit in ihren öffentlichen Vorträgen noch alles auf das alte Testament zu beziehen pflegt, wie sie selbst immer den neuesten politischen Zeitbegebenheiten die alttestamentlichen zum Grunde legt."

Bibel vor, durch welche er zu beweisen suchte, daß die monarchische Regierung Gott nicht angenehm sei." Später, als die Murawieff's mit ihren Musketieren sich in Marsch setzten, „willigte der Feldprediger für eine Summe von 200 Rubeln ein, den Gottesdienst zu halten und den Truppen einen von den Verschworenen verfaßten „„Katechismus"" vorzulesen, in welchem sie mittelst willkürlicher Auslegung einiger abgerissenen Stellen des alten Testaments beweisen wollten, daß die Demokratie die einzige Regierungsform sei, die Gott angenehm wäre." So erzählt der officielle Inquisitions-Bericht selber.

Der Bund von 1813 hatte eben, wie oben bereits bemerkt, in keinem seiner Stadien es zu einer vollständigen specifisch russisch-slavischen Fundamentirung gebracht; diese Entwicklung war erst der Periode von 1825 bis zur Gegenwart vorbehalten. Sonst hätte das Complott schon damals nicht auf die gebildete Klasse allein als Substrat und auf die Armee als Mittel zum Zweck sich beschränken können; hätte es aber seine Augen auf das eigentliche Volk, auf die Bauerschaften geworfen, dann hätten auch jene bloß politisch-biblischen Argumentationen nicht mehr ausgereicht. Es wären zwei andere mächtigen Potenzen in den flammenden Kreis getreten, der unter dem Titel der „Nationalität" um sich gegriffen haben würde. Jetzt sind diese Potenzen, wenigstens dem Plane der revolutionären Schwarzkünstler nach, in den Kreis eingetreten; sie heißen: specifisch russisch-sociale Frage und specifisch russisch-kirchliche Frage, mit andern Worten: Socialismus und religiöse Sekten. Hat die Czaren-Autokratie sich gegenüber die europäisirende Revolutions-Partei der russisch Civilisirten, hat das Czaren-Patriarchat sich gegenüber die altrussische Revolutions-Partei der Sektirer, so hat die ganze Herren-Stellung der gebildeten Klasse sich gegenüber die halbwache Opposition der unterdrückten Knechte; und weil die letztere nach der materiellen Seite hin auch die

religiösen Sektirer in sich schließt, überhaupt aber ihre Färbung von der eigenthümlichen Verfassung der russischen Landgemeinde empfangen muß, so gibt es keine Revolutions-Propaganda in ganz Europa, welche mehr als die Rußlands den gefürchtetsten Charakter trüge, und ganz natürlich tragen muß, den — socialistischen nämlich. Er ist ächt russisch-national; die europäisirende Revolution der Civilisirten trug sich freilich im ersten Anfang mit dem Unsinn einer czarisch-constitutionellen Reform, fixirte sich dann in dem Problem einer aristokratischen Republik; aber sie hat sich jetzt zum größten Theile mit dem Gedanken der national-socialen Revolution vertraut gemacht. Dieser Fortschritt ist ungemein groß für so kurze Zeit, und in solcher Ausdehnung nur allein in Rußland möglich; wie nahe er aber hier liegt, beweist auch der merkwürdige Umstand, daß wenigstens Ein Mann, Oberst Pestel nämlich, schon in dem Stadium des Bundes von 1817 ff. die volle specifisch national-russisch socialistische Revolution predigte.

Herzen ist es, der darüber höchst interessante Nachrichten aus den geheimen Traditionen des Bundes gibt. „Anfangs hatte er eine im englischen Sinne constitutionelle, liberale Tendenz. Aber kaum hatte diese Ansicht Eingang gefunden, als der Bund einen andern Charakter annahm und radikaler wurde, in Folge dessen viele Mitglieder ausschieden. Der Kern der Verschworenen wurde republikanisch, und wollte sich nicht mehr mit einer Repräsentativ-Monarchie begnügen. Sie dachten mit Recht, daß, wenn sie Macht genug besäßen, den Absolutismus zu beschränken, sie auch genug haben würden, ihn zu vernichten. Die Häupter der Union hatten einen republikanisch-slavischen Förderativstaat im Auge, sie arbeiteten auf eine revolutionäre Diktatur hin, die das Reich in republikanischer Form organisiren sollte. Noch mehr: als der Oberst Pestel den Bund besuchte, lenkte er die Augen der Verschworenen auf ein anderes Gebiet. Er meinte, daß die Procla-

wirung der Republik Nichts nützen würde, wenn man nicht das Grundeigenthum mit in die Revolution hineinzöge. Vergessen wir nicht, daß es sich hier um Thatsachen handelt, die sich zwischen 1817 und 1825 zugetragen haben. Die socialen Fragen beschäftigten damals Niemanden in Europa. Grachus Baboeuf war schon vergessen; St. Simon schrieb seine Abhandlungen, aber Niemand las sie; Fourier erging es ebenso; für die Versuche Owen's interessirte man sich nicht mehr. Die liberalsten Männer jener Zeit, wie Benjamin Constant, wie P. L. Courier, würden einen Schrei des Unwillens ausgestoßen haben, wenn sie Pestel's Vorschläge gehört hätten, Vorschläge, die nicht vor einem Proletarier-Klub, sondern vor einem aus den reichsten Edelleuten bestehenden Bunde gemacht wurden. Pestel schlug ihnen vor, auf Gefahr ihres Lebens mit der Expropriation ihrer Güter zu beginnen. Man verständigte sich nicht mit ihm, seine Ansichten liefen zu sehr den Grundsätzen der politischen Oeconomie, die man kaum erst gelernt, zuwider; aber man schob ihm nicht die Absicht von Mord und Plünderung unter, Pestel blieb nichts desto weniger das eigentliche Haupt des Süd-Bundes, und wahrscheinlich ist es, daß er im Falle eines glücklichen Erfolges Diktator geworden wäre — er, der Socialist vor dem Socialismus. Pestel war kein Träumer und kein Utopist; im Gegentheil, er stand vollkommen in der Wirklichkeit, er kannte den Geist seines Volkes. Wenn der Adel im Besitz des Grundeigenthums geblieben wäre, so würde man zu einer Oligarchie gelangt seyn; das Volk hätte alsdann nicht einmal seine Befreiung verstanden, denn der russische Bauer will nur mit seinem Stück Erde frei seyn. Pestel war es auch, der zuerst daran dachte, das Volk an der Revolution Theil nehmen zu lassen. Er stimmte mit seinen Freunden darin überein, daß der Aufstand ohne die Unterstützung der Armee nicht gelingen könne, aber er wollte auch durchaus die religiösen Sektirer mit hineinziehen,

ein tiefdurchdachter Plan, dessen Richtigkeit und Tragweite erst die Zukunft beweisen wird."

Die Meister der gegenwärtigen russischen Revolutionsperiode haben auch alle diese Momente in sich aufgenommen und, bis jetzt in Entwürfen und Plänen, bewältigt: das Moment der nationalen, das der religiösen, das der politischen und socialen Freiheit. Je nachdem die einzelnen Schattirungen der Propaganda das Eine oder andere dieser Momente stärker hervorheben und, zum Theil fast ausschließlich, bearbeiten, ergeben sich die früher schon genannten drei Parteien: Panslavisten, Altrußland und Jungrußland.

Conclusionen aber aus den vorstehenden sowohl, als aus den nachfolgenden Thatsachen für Deutschland und deutsche Politik ausdrücklich zu ziehen und hier drucken zu lassen, könnte Schreiber Dieses nicht anders, als für eine Unhöflichkeit gegen die Leser der „Historisch-politischen Blätter" ansehen, so sehr verstehen sie sich von selbst. Wenn es je in der civilisirten Welt noch einen politischen Felsen inmitten der Revolution, d. i. der Rechts-Verachtung, geben sollte und geben kann, so muß er Deutschland heißen und nicht anders. Auch an den russischen Slaven aber hat Deutschland, und zuvörderst dessen Apostolische Majestät, ein welthistorisches Interesse, und zwar, auch hier wieder zum Unterschiede von den andern Mächten, ebenso ein durchaus — uneigennütziges, wie an den Slaven in der Türkei.

IV.

Die Folgen des 14. December; die revolutionäre Propaganda in der Literatur und der Panslavismus.

Von Peter I. bis auf Nikolaus hatte man stets die Devise: „Fortschritt und Civilisation" hoch auf der Fahne getragen; jetzt wurde es anders. Seit dem 14. December war man nur mehr bedacht, jener Civilisation die geistigen Spitzen abzubrechen; auf das Panier schrieb man jetzt: „Autokratie, Orthodoxie, Nationalität." In sofern verlor der Europäismus, und Altrußland gewann. Aber auch von Reformen, von ächt altrussischen Reformen, war keine Rede mehr; vielmehr ging alles Streben nur auf Erhaltung der absolutesten Gränzenlosigkeit der autokratischen Gewalt. Kurz, der ganze alte moskowitische Byzantinismus kehrte wieder, um fort zu regieren mit der bisherigen modernen Bureaukratie; und um diese gegen die Regierten, und sich selbst gegen beide stark genug bewacht zu wissen, opferte man alle anderen Interessen für die Armee. Der Hof wurde zur ersten Wachtstube des Reichs; alle Glieder der Czaren-Familie bethätigten die übertriebenste Vorliebe für das Militär; Kaserne und Kanzlei, blinde Disciplin und geistlosester Bureaumenschen-Formalismus, das ist die gepriesene Organisation, welche die „starke Regierung" vom 14. Dec. 1825 Rußland gegeben.

Und alle Kasernen der Welt könnten an der Corruption der russischen Kanzleien nichts bessern! Als damals Nikolaus in den Papieren der Complottirer Charakteristiken der russischen Justiz und Administration fand, die ihn selbst mit schauderndem Entsetzen erfüllten, unter Anderm vom Fürsten Bestucheff lange Register von Beispielen der regellosesten Kriminaljustiz und durch kein Gesetz autorisirter grausenhaften Bestrafungen, ferner den motivirten Plan des Generalmajors

Orloff zu Bildung des unter czarische Sanktion zu stellenden Vereins „Der russischen Ritter“, „deren einziger Zweck seyn sollte, den Veruntreuungen und übrigen in die Verwaltung des Reichs eingeschlichenen Mißbräuchen ein Ziel zu setzen“ — da spornte er selbst rastlos an der Gesetzsammlungs-Commission; es ergingen unzählige Ukase; Alles jedoch blieb beim Alten, die Corruption des ganzen civilisirten Rußlands dieselbe, wie zuvor. Aber nicht nur unter dem Drucke der Bureau-Schinderei krümmt sich das eigentliche russische Volk; es gibt dort noch eine brennende sociale Frage im engern Sinne, zunächst die Leibeigenschaft betreffend, die seit 1840 die Regierung selbst auf's äußerste ängstigte. Man betraute im J. 1842 etliche Adelscomite's mit der Berathung einer völligen Emancipation, und ein Theil des jüngern Adels stimmte angsterfüllt geradezu für absolute Entsagung, während die Majorität solche Emancipation selbstverständlich für den unvermeidlichen Ruin des Adels erklärte, da man die Bauern natürlich nicht ohne ihre Ländereien, d. i. in's Proletariat, emancipiren wollte. Leibeigenschaft oder Untergang des aristokratischen Besitzes, das ist die Alternative, aus der Niemand einen Ausweg wußte, bis das Jahr 1848 erschien, und mit ihm auch hierin wieder Alles beim Alten blieb. Man ließ das Emancipations-Projekt fallen, und als bald darauf mehrere jungen Leute zu Moskau über der Fortsetzung der bezüglichen Debatten, unmittelbar vor dem ungarischen Feldzuge, entdeckt wurden, verurtheilte man sie als Träger einer weitverzweigten Verschwörung Mann für Mann zum Tode, und begnadigte sie dann zu Sibirien ꝛc. Man schloß die Universitäten, verdoppelte die Censur, verschärfte das Paßwesen ꝛc., und die „sociale Frage“ war gründlich erledigt. Ja, dieses eigentliche russische Volk! — was werden unsere Russenfreunde dagegen erinnern, wenn Herzen ihnen sagt: „Von allen Herrschern des Hauses Romanow hat seltsamer Weise nicht Einer etwas für das Volk gethan.

Das Volk wird an sie nur durch seine Leiden erinnert — durch die Ausdehnung der Leibeigenschaft, durch die Truppenaushebungen, durch Lasten aller Art, durch die militärischen Kolonien, durch alle Schrecken der Polizei-Verwaltung, durch einen ebenso blutigen als unsinnigen Krieg, der fünfundzwanzig Jahre lang in uneinnehmbaren Bergen wüthet." Ueber eine Million Russen sind, nach englischer Berechnung, in den Kriegen Nikolaus' I. allein gefallen, und der blutigste steht seit einem Jahre erst noch bevor!

Dient die Armee zum Schutze der Autokratie gegen die Civilisirten, so soll die Orthodoxie sie sichern gegen das Volk. Aus Politik der Popularität hat Nikolaus sich äußerlich völlig wieder jenem moskowitischen Byzantinismus unterworfen, von dem Rußlands Gebieter gründlich emancipirt waren, seitdem Peter I. sogar die Idee zu fassen vermochte, den Popen den Bart, „die Schutzdecke von ganz Rußland" *), zu rasiren, damit sie mit um so größerer Zärtlichkeit ihre Weiber küssen könnten. Nur Ein Beispiel, wie ohnmächtig der sonst allmächtige Czar gegen kindische Kleinigkeiten ist, die aber dem Volke die Hauptsache an der Orthodoxie sind. Er hätte schon lange den fatalen „alten Styl" gerne dem richtigen Gregorianischen Kalender geopfert, darf es aber nicht wagen, schon weil das Volk, das in Rußland noch nach den Festen der Heiligen datirt, dadurch für das erste Jahr nicht nur um zwölf Tage, sondern um zwölf Heilige käme, was zu allgemeinem Aufruhr führen könnte **). Ale-

---

*) wie unser oft citirter Ritter aus Livland sich ausdrückt.

**) Man hat daher, nach P. M. Etienne im Ami de la religion vom 15. März 1853, einen andern, sehr schlauen Weg zur Kalender-Reform erdacht, indem man, um in's Geleise zu kommen, die Heiligen nicht vermindern, sondern einstweilen vermehren will, dadurch nämlich, daß man zwölf gemeine Jahre durch Rescript zu Schaltjahren erhebt, und also die zwölf Tage allmählig einbringt.

xander hat noch kurz vor seinem Tode den Bau zweier katholischen Kirchen an seinen Residenzen durch reiche Gaben ermöglicht; so durfte Nikolaus nicht anfangen. Eher verdächtig, denn als Eiferer bekannt, mußte er durch handgreifliche Orthodoxie sich einzuschmeicheln suchen. Die Katholiken hatten das nur zu bald zu fühlen. Dagegen gab der Czar seinen protestantischen Sympathien noch Manches nach. Die Unterdrückung der Bibelvereins-Propaganda war ein Act der Nothwehr gewesen; dennoch sorgte er noch in demselben Jahre auf das reichlichste für die kirchlichen Bedürfnisse der Protestanten in Rußland, besonders in Petersburg, und erst um 1844 ergingen seine Verfügungen gegen die baltischen Lutheraner und die Heidenmissionäre in Asien; völlig erloschen jene Sympathien erst im J. 1848. Wie ganz anders erging es den Katholiken? und doch war im verhängnißvollen Jahre 1826 gegen sie und ihre religiöse Presse keine andere Klage gewesen, als daß ihre griechisch-unirten Andachtsbücher vielfach für orthodox angesehen, und in den rechtgläubigen Eparchien massenweise gebraucht würden, wogegen der Ukas vom 9. Febr. vorbeugen wollte. Seit der Römer-Reise von 1845 ward auch sein persönlicher Eifer immer ostensibler; die Köche durften z. B. nicht mehr wagen, ihm die strengen russischen Fasten bloß zum Scheine feiern zu helfen, er versäumte nicht mehr leicht eine der ungemein langen russischen Messen, und nicht selten sah man ihn in der Palastkirche bei den Altarlichtern Küstersstelle vertreten. Polnische Priester behaupten, seit 1848 sei seine Stimmung gegen die Katholiken milder geworden; aber wenn auch, so dürfte er sich doch jedenfalls davon nichts merken lassen. Er

---

Hätte man heuer damit angefangen, so wäre Rußland bis 1869 im faktischen Genuß des Gregorianischen Kalenders, und das Volk hätte noch den Vortheil, bis dahin den St. Cassian (29. Febr.) alljährlich feiern zu können.

soll, als die Kaiserin vor ein paar Jahren für einige zur Kirche zurückgetretenen Adelichen Fürbitte einlegte, selbst geäußert haben: „was geht's mich an; mögen sie zum Teufel gehen, wenn man nur nicht sagt, daß ich solches tolerire!" So speichelleckerisch unterwürfig nämlich das Popenthum sonst ist, murrte es doch schon laut, als Nikolaus bei der Todten-Feier für den Schwiegervater von Preußen die Petersburger protestantische Kirche besuchte, und, nach dem Zeugniß eben jener Polen, kann man die Popen sagen hören: es wäre um das Leben des Czaren geschehen, wenn der Klerus das Volk glauben machte, daß er der Orthodoxie untreu sei *).

Das dritte Schlagwort des heutigen Czarthums heißt: „Nationalität", und soll zugleich durch seinen, unter den Parteien der Civilisirten beliebten und modischen, sowie sonst populären Klang der Rückkehr des Petersburger Systems zum moskowitischen Byzantinismus einen schönen Namen leihen. Aber eben die Popularität dieses dritten Moments im czarischen Feldgeschrei hat ihre sehr bedenklichen Seiten, indem die ärgsten Feinde der zwei andern Momente gar klug sich darunter zu verstecken wissen. Man findet das nationale Element schon in dem Stadium des großen Complotts von 1818 sehr scharf hervorgehoben, und namentlich seit 1840 griff die Rückkehr zu den „nationalen Ideen" ungemein stark um sich. Ganz natürlich! da alle revolutionären Parteien mit größter Freude dem vom Gouvernement selbst erbauten Schutzdach zueilten, unter dem sie nun als „Nationale", und demnach als Gesinnungs-Genossen des Czaren, ungestört arbeiten und, mit gehöriger Behutsamkeit, ihre Ansichten verbreiten konnten. Zwar mußte nothwendig alsbald unter ihnen selbst Streit entstehen, aber gerade dieß förderte ihren Zweck; ihre Thätigkeit steigerte sich in dem Maße, als der

*) S. die genannten Artikel des Ami de la religion vom 4. August 1853.

Zweikampf aus der Schulcontroverse in die Tagesliteratur, und von da in das Tagesgespräch überging und alles Publikum anzog. Die Parteien konnten nun doch wieder ihr Daseyn constatiren; das officielle System aber befand sich, eben um seiner eigenen Zwieschlächtigkeit willen, in der sonderbaren Lage, von der einen Seite so gut, wie von der andern in Anspruch genommen zu werden, von Jungrußland, wie von Altrußland, oder, wie sie in dem speciellen Kampfe sich nannten: dem russischen Europäismus und dem moskowitischen Panslavismus. Jener provocirte auf Petersburg, dieser auf Moskau, zwei unvereinbare Principien, welche aber die Reaction Nicolaus' I. in Einen Brei zu stampfen versucht hatte; mit wie schlechtem Erfolge es jedoch geschehen, zeigte sich gerade in diesem Streite, weil Nikolaus sich dennoch weder zu der Einen, noch zu der andern Partei bekennen konnte. Näher, zu einem kleinern Theile sehr nahe, standen ihm allerdings die von den Gegnern sogenannten „Slavophilen", als die panslavistischen „Europäer"; dieselben leisteten auch treffliche Dienste nach Außen, denn die Regierung „zahlt ihnen Reisespesen, sendet ihren czechischen und croatischen Freunden das Annenkreuz, und denkt ihnen dieselbe brüderliche Umarmung zu, in der sie Polen erstickt hat" (Herzen). Nach Innen sind diese Slavophilen gleichfalls in sofern wohl zu brauchen, als ihre „Nationalität" in der Orthodoxie aufgeht und umgekehrt; auf diesem Punkte näherten sie sich dem Beifall des officiellen Czarthums am meisten, fast mehr noch als bezüglich der auswärtigen Politik. Die „Europäer" standen daher auch im Feder-Gefecht gegen sie im entschiedensten Nachtheil; diese Ritter der „nationalen Ideen", sagt Herzen, hätten gut reden, denn sie dürften fast Alles sagen, und was sie sagten, sagten sie unter der Hut des Kreml und dem starken Schutz der „Deutschen" in Petersburg, unter Aussicht auf Decorationen, Pensionen und Kammerherrn-Schlüssel. Wie ganz anders sei da-

gegen die Lage der „Europäer"! Aber trotz Alldem lautet auch bei den Slavophilen die unabänderliche Parole: „die Regierung ist mehr deutsch als russisch."

Natürlich! ihr Moskowiterthum will keine preußische Bureaukratie um den Czaren wissen und keinen Berliner Oberkirchenrath an der Spitze der orthodoxen Kirche, sondern statt jener Bureaukratie das alte Bojarenthum und statt dieser Synode mit seinem Czarenpatriarchat wieder einen fünften russischen Bruder der vier öcumenischen Häupter der anatolischen Kirche. Gegen das bestehende Petersburger-System an sich ist daher die reactionär-nationale Richtung so gut revolutionär, wie die radikal-nationale, ja, das Verdammungs-Urtheil der erstern über dasselbe muß nothwendig noch härter ausfallen, als das der letztern. Aber andererseits hat eben wieder das Element der Orthodoxie der altrussischen Anschauung die Spitze abgebrochen; consequent entwickelt hätten ihre nationalen Restaurations-Ideen nicht bei Moskau stehen bleiben dürfen, vielmehr fortschreiten müssen bis auf — Kiew. Dann aber wären sie auf katholische Zeiten und Anschauungen gerathen, und um ihren ganzen Byzantinismus wäre es geschehen gewesen, deßgleichen um ihre Orthodoxie als das Princip ihres Panslavismus. Scheu zogen sie daher den Fuß zurück, und auf dem halben Wege, wo sie stehen blieben, sind sie der Politik Nikolaus' eher förderlich als gefährlich. Herzen schildert ihre Situation sehr gut. „Nachdem man," sagt er, „a priori entschieden hatte, daß Alles, was von den Deutschen herkam, nichts tauge, daß Alles, was von Peter I. eingeführt worden, verabscheuungswürdig sei, kamen die Slavophilen auf die Bewunderung der beengenden Formen des moskowitischen Staates zurück, und eilten, mit Verläugnung ihrer eigenen Vernunft und Aufklärung, sich unter das Kreuz der griechischen Kirche zu flüchten. Auch sie gingen vom Unwillen gegen den Despotismus aus, und langten bei politischer und moralischer Knechtschaft an; trotz aller Sympathien

für die slavische Nationalität traten sie durch eine entgegengesetzte Thüre aus eben jener Nationalität heraus. Die griechische Orthodoxie bildete für sie die Brücke zum Byzantinismus, und wirklich wendeten sie sich bald diesem stagnirenden Sumpfe zu."

Das Gouvernement ist damit höchlich zufrieden. Die Macht der historischen Wahrheit aber war in dem Federkriege offenbar auf Seite der panslavistischen „Europäer." Auch sie verlangen Befreiung vom „deutschen Joche" und Rückkehr zu einer nationalen Organisation; aber ihre nationalen Ideale liegen in Kiew, in Nowgorod und Pskow, nicht in Moskau, nicht in Byzanz. Alle ihre gerechte Entrüstung schüttet sich daher über den gegnerischen „Byzantinismus" aus, der ihnen ebenso als fremd und noch ungleich verderblicher gilt, als das Deutschthum von St. Petersburg. „Was ist," donnern sie den Slavophilen zu, „dieses Byzanz anderes als Rom, Rom in seinem Verfall, Rom ohne glorreiche Erinnerungen, ohne Gewissensbisse? Welch ein neues Princip hat Byzanz in die Geschichte gebracht? Vielleicht die griechische Orthodoxie? Sie ist nur ein leidenschaftsloser Katholicismus. Vielleicht die sociale Organisation? Sie war auf das morgenländische Kaiserreich, auf die absolute Autorität, auf den passiven Gehorsam, auf das vollständige Aufgehen des Einzelnen im Staate, des Staates im Kaiser basirt. Haben denn die Slaven, eine an Leib und Seele gesunde Race, Etwas durch die morgenländische Kirche gewonnen? Sie fand in der blühenden und heitern Epoche von Kiew in Rußland Eingang. Sie hat das Land in die traurige und verworfene von Kaschikin *) beschriebene Lage gebracht; sie hat alle Maßregeln, die gegen die Volksfreiheit ergriffen wurden, gut geheißen, und ihren Segen dazu gesprochen. Sie hat die Cza-

*) Ein unter dem Vater Peter's I. nach Schweden ausgewanderter russischer Diplomat.

ren im byzantinischen Despotismus unterwiesen, hat dem Volke einen blinden Gehorsam zur Pflicht gemacht, selbst in der Zeit, wo man es an die Scholle fesselte, und seinen Nacken unter die Slaverei beugte. Peter der Große vernichtete den Einfluß der Geistlichkeit; es war das eine seiner bedeutendsten Thaten, und man wollte jenen Einfluß wieder erwecken?"

„Persönliche Freiheit!" — war also, nachdem der Zank bis auf die letzten Principien gekommen war, das Schiboleth der Europäer gegen die Byzantiner, der Kiewer gegen die Moskauer. „Persönliche Freiheit," riefen die Jungrussen den Altrussen zu, müßt ihr von St. Petersburg begehren, wenn ihr national seyn wollt; „persönliche Freiheit!" sonst tauscht ihr nur für die gelindere Mißhandlung der Nationalität die härtere ein; „persönliche Freiheit!" mit ihr wäre unter Umständen das Deutschthum etwa noch verträglich, aber niemals der Byzantinismus; „persönliche Freiheit" ist es aber gerade, was der Kern des altslavischen Volksthums gewesen! Das waren harte Reden für die Slavophilen; der „Moskowit" aber, das Organ ihrer regierungsfreundlichsten Fraktion, nahm die ächte Czarthums-Theorie zu Hülfe, und erwiderte so, daß selbst die Russen die Hände ober dem Kopf zusammenschlugen über solche „orthodoxe Demuth und Selbstverläugnung, welche die eigene Individualität in der des Fürsten aufgehen lasse und nur noch einen Schritt habe bis zur — Anbetung des Selbstherrschers." Der „Moskowit" hatte nämlich mit dürren Worten argumentirt, wie folgt: „allerdings sei das Princip der persönlichen Freiheit im alten Rußland entwickelt gewesen, aber das von der griechischen Kirche erleuchtete Individuum habe die göttliche Gabe der Resignation besessen und seine Freiheit freiwillig auf die Person des Fürsten übertragen; jeder Einzelne habe der Autonomie entsagt und sie auf den Repräsentanten des Princips der persönlichen Freiheit, den Herrscher, übertragen; diese Gabe der Entsagung und die noch größere Gabe, keinen Miß-

brauch damit zu treiben, stellten eine vollständige Harmonie zwischen dem Fürsten, der Gemeinde und dem Individuum her, eine bewundernswerthe Harmonie, die man nicht anders zu erklären wisse, als durch die wunderbare Gegenwart des heiligen Geistes in der byzantinischen Kirche."

Diese Anschauung hatte die Gunst der Gewalt für sich und behielt schließlich recht. Die Sehnsucht aber, das ganze Reich jenes „heiligen Geistes" endlich auch äußerlich vereinigt, und namentlich seinen alten Hauptsitz gewonnen zu sehen, ist leicht erklärlich; daher der plötzlich so ungemein beunruhigende Zustand des „kranken Mannes am Bosporus." Nicht umsonst klagt Herzen: der moskowitische Panslavismus sei schon frühzeitig „nicht nur zur Doktrin geworden, sondern förmlich zur Religion." Diese „Religion" ist es, die seit anderthalb Jahren officiell und außerofficiell mit einem auf den Culminationspunkt getriebenen Fanatismus geübt wird; sie mußte bei der ungeheuren Aufregung des gegenwärtigen Krieges alles Volk ergreifen, nachdem sie nun endlich den Hegel'schen Formalismus der Schule, in dessen Jargon die beiden Parteien schon zur Sicherung vor der Polizei sich gestritten, von sich werfen und frei dem Volke mundgerecht werden durfte. Kurz, Altrußland hat gesiegt! Ob es selbst vor dem Petersburger-Systeme stehen bleiben wird, ist eine andere Frage. Keine Frage aber ist, daß auch Jungrußland in die Hände klatscht und von frohen Hoffnungen schwillt. Denn abgesehen von allen andern, als mehr oder weniger wahrscheinlich denkbaren, Eventualitäten — es hat den unberechenbaren Vortheil, daß, noch in ungleich höherm Grade, als schon während des Panslavisten-Kampfes selbst der Fall war, jetzt nothwendigerweise mehr Freiheit und Regsamkeit in der Presse und Literatur gestattet seyn muß. Und dieß ist ihm Alles.

Manchem der Leser mag bei dem Ausdruck: „russische Revolutions-Propaganda" überhaupt die minutiöse czarische Polizei und Spionage zu Sinn gekommen und Zweifel auf-

gestiegen seyn: russische Propaganda! womit denn? Die Antwort liegt in den vier Sylben: „Literatur.“ Von einer Propaganda im eigentlichen Volk kann ohnehin nicht die Rede seyn, und es bedarf ihrer auch nicht, da dessen Zustände an und für sich schon ihre Stelle vertreten; für die Gebildeten aber reicht jenes Mittel vollkommen aus, und nirgends wirkt eine schlechte oder zweideutige Literatur schneller und verderblicher als in Rußland. Denn der Russe zeichnet sich durch Empfänglichkeit für Einwirkungen von Außen und durch ungemeine Nachahmungsgabe vor allen Völkern aus; in fremde Sprachen findet er sich so leicht, daß mancher Russe, wenn er deutsch, französisch oder englisch spricht, von dem andern Moskowiter selbst für einen deutschen, französischen oder englischen Nationalen gehalten wird. Auch bezüglich seiner Lebensanschauung kommt es immer nur darauf an, in welchem Sinne auf ihn eingewirkt wird. Adeliche Russen, die mit katholischem Wesen in Berührung kamen, wurden leicht feurige Katholiken, obwohl ihre Opfer: Eltern, Vaterland, Glücksgüter, kurz ihre ganze Zukunft, hundertmal schwerer sind, als z. B. die eines englischen Edelmanns. Eben deßhalb ist aber auch das Unheil gar nicht zu beschreiben, das die fremden Erzieher und die schlechten Romane dort angerichtet haben, und noch anrichten. Dazu ist die russische Censur allerdings äußerst scrupulös bei Werken ernsten Inhalts, wogegen sie an Belletristik den gottlosesten Wust ziemlich leicht durchschlüpfen läßt, von dem man dann manchmal Kinder von neun Jahren schon eine Unmasse verschlingen sieht*). Insbesondere verbreitete sich gleich nach dem 14. Dec. die Sucht nach ausländischer Literatur wie auf Commando. „Die Lektüre,“ sagt Herzen, „wurde unter den Edelleuten der Provinz Modesache; man setzte eine Ehre darin, Bibliotheken zu besitzen, man ließ mindestens die neuen französischen Romane,

---

*) P. M. Etienne a. a. O. vom 7. Mai 1853.

das Journal des débats und die Augsburger Zeitung kommen; verbotene Bücher zu besitzen, gehörte zum feinsten Ton. Ich kenne kein einziges gutes Haus, wo man nicht das Werk Custine's über Rußland gehabt hätte, das von Nikolaus speciell verboten war. Die Jugend, welcher alles Handeln abgeschnitten war, die unaufhörlich von der geheimen Polizei bedroht wurde, stürzte sich um so hitziger in die Lectüre."

Schon diese ermunternden Umstände mußten der National-Literatur selbst bedeutenden Aufschwung geben, der Belletristik nämlich, welche der einzig mögliche Weg war, denselben Geschmack zu treffen, und die polizeiwidrigen Gedanken der russischen Civilisation an Mann zu bringen. Die ersten Schöngeister in russischer Sprache arbeiteten noch im Schatten des Thrones und lebten von dem Andenken Peters, des anticipirten Jakobiners und revolutionären Terroristen; so unter Katharina II. der Polyhistor Lomonossoff und der Poet Derjawin. Aber ihre Schriften erfreuten sich keines Eindrucks in der Gesellschaft, denn die vornehme las nichts Russisches, die niedere überhaupt nichts. Dagegen gewann von Wiezen schon ungemeine Popularität, als er eine russische Komödie über den Adel schrieb. „Er war", sagt Herzen, „der erste Autor, in dessen Schriften jenes dämonische Princip des Sarkasmus und des Unwillens hervorbrach, welches sich fortan durch die ganze russische Literatur hindurchziehen und herrschender Geist darin werden sollte; in dieser Ironie, in diesen Geiselhieben, die nichts schonen, nicht einmal die Person des Autors selbst, liegt für uns eine Lust der Rache, ein boshafter Trost; durch dieses Lachen zerreißen wir die Solidarität, die zwischen uns existirt und jenen Amphibien, die weder die Barbarei zu bewahren, noch die Civilisation sich anzueignen verstehen, und die allein an der officiellen Oberfläche der russischen Gesellschaft schwimmen." Diesem Genre und Tone blieben die nächsten russischen Unterhaltungs-Schriftsteller, und sofort ihre ganze Schule mit stets

gleichem Erfolge treu. Herzen, einer der jüngsten, weiß nicht genug davon zu erzählen: „wie die revolutionären Poesien Ryleieffs und Puschkins sich in den Händen der jungen Leute in den entferntesten Provinzen des Reichs befänden.“ „Es gibt kein wohlerzogenes Fräulein, welches sie nicht auswendig wüßte, keinen Officier, der sie nicht in seinem Schnappsack trüge, keinen Priestersohn, der nicht ein Dutzend Copien davon gemacht hätte. Die letzten Jahre haben freilich ihren Eindruck nicht verfehlt, und jenen Eifer bedeutend abgekühlt, aber eine ganze Generation hat unter dem Einfluß dieser lebenskräftigen Propaganda gestanden.“

Freilich war dieser Propaganda auch in der Belletristik, wie sich von selbst versteht, die sorglichste Behutsamkeit geboten, wenn sie nicht sogleich dem Polizei-Schwert unterliegen sollte; sie konnte aber ihrem Publikum sagen: ich habe schreiben gelernt, lerne du lesen! Nun ist es zwar allerdings leichter, in einer Novelle die Gedanken als verkörperte Verhältnisse der Polizei unfaßbar hinzustellen, als in raisonnirenden Journal-Artikeln. Aber der glänzende Erfolg in der Einen Manier reizte zum Versuch auch in der andern. Ein reges Leben in den Zeitschriften unterbrach die Stille vom 14. Dec. her, und mit dem „Moskauer-Telegraphen“, der sich bis 1834 erhielt, wurde in der russischen Literatur die Journalistik herrschend; ihr Einfluß stand bald nur noch dem in England nach, und neben der Belletristik absorbirte sie alle geistige Bewegung so ganz, „daß sonst wenige Bücher mehr gekauft wurden“, wie Herzen sagt. Er war bei dem heimlichen Getriebe selbst stets sehr intim betheiligt, und seine Notizen zur Geschichte der russischen Journalistik sind so bezeichnend für die Kreise, in welchen ausschließlich das geistige Leben Rußlands sich verläuft, daß es Versündigung an den Lesern wäre, wenn denselben hier nicht näher nachgegangen würde.

Der Gründer und Redakteur des „Moskauer-Telegra-

phen", auch fast alleiniger Verfasser desselben, ein Sibirier und ehemaliger Krämer, Namens Polewoi, besaß gar keine eigentliche Bildung, kritisirte aber alle möglichen gelehrten Arbeiten. Er „demokratisirte die russische Literatur", und ging es dabei also an: „Seine größten Feinde waren die literarischen Autoritäten, die er mit unerbittlicher Ironie angriff. Er hatte vollkommen recht, wenn er meinte, daß jede Vernichtung einer Autorität ein revolutionärer Act sei, und daß ein Mensch, der sich von der drückenden Last großer Namen und scholastischer Autoritäten befreit habe, nicht völlig religiöser Sclave und bürgerlicher Sclave bleiben könne. Polewoi griff aber auch die eigentlichen Gelehrten an; er, der kleine sibirische Krämer, der nicht studirt hatte, wagte es, an ihrem Wissen zu zweifeln. Die Gelehrten ex officio verbanden sich den ausgedienten Literaten mit weißem Haar, und fingen gegen den aufrührerischen Journalisten einen regulairen Krieg an. Dieser aber, der den Geschmack seines Publikums kannte, vernichtete seine Feinde durch beißende Artikel; auf gelehrte Bemerkungen antwortete er durch einen Scherz, auf eine langweilige Dissertation durch eine Impertinenz, welche die Lacher auf seine Seite brachte. Man kann sich keine Vorstellung von der Neugierde machen, mit welcher das Publikum den Gang dieser Polemik verfolgte; man hätte meinen sollen, es habe gemerkt, daß Polewoi, indem er die literarischen Autoritäten angriff, ganz andere Autoritäten im Auge habe. Und wirklich benutzte er jede Gelegenheit, um die kitzlichsten Fragen der Politik zu berühren, und zwar mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit. Er sagte beinahe Alles, was er sagen wollte, ohne daß man im Stande gewesen wäre, ihn jemals zu fassen. Es ist wahr, die Censur trägt mächtig dazu bei, den Styl und die Herrschaft über die Sprache zu entwickeln. Auch steigert das, was zwischen den Zeilen steht, die Macht des Wortes; die Nacktheit hemmt die Einbildungskraft. Der Leser, welcher es

weiß, wie sehr der Schriftsteller sich hüten muß, liest mit Aufmerksamkeit, ein geheimes Band schlingt sich zwischen ihm und dem Verfasser: der Eine verbirgt, was er schreibt, der Andere, was er versteht."

Was die neueste russische Journalistik betrifft, so hat Herzen bei ihrer physiologischen Anatomirung natürlich bedeutende Rücksichten auf gute Freunde zu nehmen, und schreibt daher ihre Geschichte nur sehr fragmentarisch. Doch führt er einige Publicisten vor, in welchen in der That der ganze Charakter des civilisirten Rußlands ausgeprägt ist. Zwei Männer setzten Polewoi's Werk in der Moskauer „Lesebibliothek" und dem „Teleskop" fort. „Senkowsky, ein russificirter Pole, Orientalist und Akademiker, geistvoller Schriftsteller, der jedoch gar keine Meinung hatte, es sei denn, daß man eine tiefe Verachtung der Menschen, der Dinge, der Ueberzeugungen und der Theorien Meinung nennen will. Er war der ächte Repräsentant der Richtung, welche der öffentliche Geist seit 1825 genommen hatte, einer Richtung, die sich darstellte als ein glänzender, aber eisiger Firniß, als ein Lächeln der Geringschätzung, welches oft Gewissensbisse verbarg, als Genußsucht, gestachelt durch die über dem Schicksal eines jeden Menschen schwebende Ungewißheit, als ein spöttelnder und dennoch trauriger Materialismus, als die erzwungenen Scherze eines Gefangenen. Senkowsky sprach mit Verachtung vom Liberalismus und von der Wissenschaft, aber dagegen hatte er auch vor Nichts Achtung. Er zerstörte, ohne es zu wollen, in den Köpfen den Monarchismus, indem er das Heiligste, was es für den Menschen gibt, lächerlich machte. Da er die Behaglichkeit und die sinnlichen Freuden pries, so führte er die Menschen zu dem sehr nahe liegenden Gedanken, daß es unmöglich sei, zu genießen, wenn man beständig an Gensdarmen, an Denunciationen und an Sibirien denke, daß die Furcht unbequem sei, daß kein Mensch behaglich zu Mittag speisen könne, wenn er nicht wisse, wo

er sich niederlegen werde." Der andere Fortsetzer am Werke Polewoi's, „Belinsky, war der Gegensatz Senkowsky's: er war ein Typus der in Moskau studirenden Jugend, Märtyrer seiner Zweifel und seines Denkens; Enthusiast, Dichter und Dialektiker zugleich, verletzt durch Alles, was ihn umgab, verzehrte er sich in Qualen, er bebte vor Unwillen und schauderte vor Wuth, wenn er den fortwährenden russischen Absolutismus ansah." Diese beiden Männer waren auch in dem großen Panslavisten-Kriege die Anführer der „Europäer" gegen die „Moskowiter", beide, wie ihre Gegner, nach Hegel's Schule gebildet, besonders aber Belinsky Meister im Hegel'schen Formalismus; letzterer war es auch, der den berüchtigten Bakunin erzog und „zum Studium Hegel's veranlaßte." Indeß nahm das „Moskauer Teleskop", wie die Fortsetzung des „Telegraphen" sich nannte, ein plötzliches Ende, als es durch ein Versehen der Redaktion und des Censors den vielbesprochenen Brief Tschaadaeffs brachte, der ganz Rußland mit Erstaunen erfüllte durch die Sätze: „das Czarenreich sei nur eine Lücke in der menschlichen Intelligenz, nur ein lehrreiches Beispiel für Europa, seine Vergangenheit sei nutzlos gewesen, seine Gegenwart überflüssig, und eine Zukunft habe es nicht." Das „Teleskop" hörte auf, sein Redakteur ging in's Exil, Tschaadaeff ward vom Czar für wahnsinnig erklärt, und bei voller Vernunft als Irre ärztlich behandelt. Seine Freunde aber meinten: ja, wenn das Petersburger-System die russische Geschichte wäre, dann müßte man freilich — verzweifeln.

Es gehört nur noch Ein specifisch-russischer Zug zu dieser Skizze. Im J. 1832 und 1834 wurden viele Moskauer-Studenten wegen Bildung geheimer Gesellschaften und propagandistischer Umtriebe für den St. Simonismus processirt und in Festungen, Straf-Kolonien, am Kaukasus ꝛc. untergebracht, nachdem man ihnen erst das Todesurtheil vorgelesen hatte; auch Herzen trat damals mit dem Strafrang ei-

nes Kanzlei-Schreibers ein fünfjähriges Exil an. Im Zusammenhange damit ward der „Telegraph" unterdrückt; Polewoi aber ging von Moskau nach Petersburg, und „mit schmerzlichem Erstaunen wurden die ersten Nummern seiner neuen Zeitschrift: Der Sohn des Vaterlandes, aufgenommen"; Polewoi war jetzt und blieb „ein unterwürfiger Schmeichler." Daran knüpft Herzen sehr lehrreiche Erwägungen. „Kein Ruhm, kein Ruf war so groß, daß er die erniedrigende und vernichtende Berührung mit dem Gouvernement hätte ertragen können. Alle diejenigen, welche in Rußland lesen, verabscheuen die Gewalt; alle diejenigen, welche sie lieben, lesen nicht, oder lesen nur französische Armseligkeiten. Puschkin, die größte russische Celebrität, stand einige Zeit wegen eines Compliments, welches er Nikolaus nach der Cholera machte, und wegen zweier politischen Gedichte gänzlich verlassen da*). Gogol, das Idol der russischen Leser, sank wegen einer servilen Broschüre plötzlich in die tiefste Verachtung. Polewoi's Stern erbleichte an demselben Tage, wo er mit der Regierung in Verbindung trat. Man verzeiht in Rußland keinem Renegaten."

*) Kurz vor dem 14. Dec. war Puschkin mit seinen ersten revolutionären Gedichten aufgetreten; 1819 ward er schon nach dem Chersonnes verbannt, 1826 aber zurückgerufen, und sogar zum Kammerherrn gemacht, obgleich oder gerade weil seine Freunde eben gehängt worden. Der Dichter wußte, daß sein Erscheinen bei Hof ihn um die Popularität bringen werde, aber man ließ ihm nur die Wahl zwischen Hofkleid und Kaukasus; der Gatte und fügsame Russe wählte Ersteres, antwortete aber einige Tage später auf die Gratulation des Thronfolgers: „Hoheit! Sie sind der Erste, der mir dazu Glück wünscht." Doch besserte es sich mit Puschkin wieder; als er 1837 in einem unglücklichen Duell mit dem jetzigen französischen Senator Heekeren, dem Anbeter seiner Gemahlin, fiel, gerieth das Volk in solche Erregung, daß der Czar seinen Leichnam heimlich abführen ließ. Elend, wie er, sind übrigens noch alle liberalen Größen Rußlands zu Grunde gegangen.

Von allen den geschilderten Bewegungen und Stürmen im geistigen Leben Rußlands drang aber auch nicht die leiseste Ahnung aus der hermetisch abgeschlossenen Region des Herrenstandes hinab in das eigentlich russische Volk. Herzen gesteht dieß selbst unumwunden zu, und beweist auch, weit entfernt, von belletristisch-journalistischen Einflüssen auf die Volks-Stimmung zu träumen, durch die That seine Ueberzeugung, daß vielmehr dieses Volk ganz anders zu betrachten und zu behandeln sei, als jenes Volk, beide als zwei wesentlich verschiedene Dinge. Es möchte aber wenig daran seyn, was nicht auch aus Harthausen's Werk als thatsächlich wahr zu erhärten wäre, wenn er seinen Rückblick auf den 14. Dec. 1825 also schließt: „Im Innern vollzog sich eine gewaltige Arbeit, eine stumme, lautlose, aber eifrig betriebene, ununterbrochene Arbeit; die Unzufriedenheit wuchs überall; die revolutionären Ideen gewannen in diesen fünfundzwanzig Jahren mehr an Terrain, als in dem ganzen Jahrhundert, das ihnen vorausging, und doch — sie drangen nicht bis in's Volk. Das russische Volk hat zuviel erduldet, als daß es sich wegen einer geringen Verbesserung seiner Lage erheben sollte. Aber das beweist keineswegs, daß in seinem Innern nichts vorging. Es athmet nicht so frei, als einstmals, sein Blick ist trauriger; das Unrecht der Sklaverei und die Ausplünderung Seitens der öffentlichen Beamten werden für dasselbe immer unerträglicher; die Processe wegen Brandstiftungen, wegen Ermordung der Edelleute, wegen Bauernaufständen mehrten sich bedeutend. Die zahlreiche Bevölkerung der Dissidenten murrt; von der Geistlichkeit und von der Polizei ausgebeutet und unterdrückt, hat sie nichts weniger als versöhnliche Gesinnungen, und man vernimmt mitunter in diesen öden und unzugänglichen Wüsten unbestimmte Töne, die schreckliche Stürme weissagen. Aber dem oberflächlichen Blick ist nichts von all Dem sichtbar; Rußland erscheint immer so ruhig, daß man kaum glau-

ben kann, dort ereigne sich irgend etwas. Wenige Leute wissen, was hinter dem Leichentuch vorgeht, womit die Regierung die Todten, die Blutflecken, die militärischen Executionen bedeckt, da sie heuchlerisch und unverschämt genug behauptet, daß hinter diesem Tuche weder Blut noch Todte seien."

V.

Volk und Volk; die socialistisch-nationale Revolutions- oder Reactions-Periode dieser Tage.

Wie es denn nach mißlungenen Umsturzversuchen zu geschehen pflegt, so dachte man auch in Rußland seit 1825 über das Versäumte nach, und man fand, daß Pestel damals ganz recht gehabt, als er auf Beiziehung des eigentlichen Volkes einst vergeblich angetragen. Man sah, daß, auch ganz abgesehen von dem Gelingen der Umwälzung selbst, keine Neubildung würde Wurzel fassen können, wenn nicht das Volk mit in das Interesse der Revolution gezogen würde. Nur unter dieser Bedingung wird die dem Russen angeborne Reverenz vor dem Czaren nicht hindernd im Wege stehen, und zum Faktum werden können, was bei ihm allerdings in der Möglichkeit liegt, daß ihm gleichgültig sei, ob er den fürstlichen deutsch-russischen Repräsentanten des St. Petersburger-Systems, oder aber einen präsidirenden Nationalrussen „batuschka" nenne: „Väterchen Czar." Seitdem nun in den bewegenden Kreisen diese Einsicht gewonnen war, wurde die russisch-„sociale Frage" erst eine brennende für Regierung und Opposition. Denn es gibt nur zwei Punkte, bei welchen die Revolution mit dem eigentlichen Volke anknüpfen könnte: die persönliche Freiheit in der Gemeinde, und die religiöse Freiheit in der Kirche. Die Leibeigenschafts-Frage

ist Lebensfrage für 24 Millionen Bauern, und unter den freien oder Kron-Bauern sind die Roskolniks, insbesondere die Starowerzen, ungemein mächtig. Freilich ziehen die Ziele der einen den materiellen Ruin der russischen Aristokratie, die der andern den moralischen Ruin der orthodoxen Kirche unvermeidlich nach sich. Allein den letztern Umstand brauchte man gar nicht in Debatte zu ziehen, denn orthodoxer Cult mit seinen Trägern kann unter allen Verhältnissen bestehen, und dieß ist in Rußland Kirche genug; bezüglich des erstern Umstandes aber gestand die Regierung selber deutlich genug ein, daß er früher oder später so wie so unumgänglich mit zwingender Nothwendigkeit eintreten werde. Aufgabe der russischen Revolutions-Politiker war daher bloß, diese Thatsache sich und Andern recht klar zu machen, und so allen eigennützigen Widerwillen gegen eine gründliche Lösung der „socialen Frage" zu entkräften.

Stiegen die russischen Socialpolitiker nur einmal herab unter das eigentliche Volk, so konnte es nicht fehlen, sie mußten unter überwältigendem Eindruck vor der nationalen Verfassung der russischen Landgemeinde und der freien Associationen stehen bleiben, und die Idee dieser Verfassung als die gegebenen Elemente jedes nationalen Neubaus erkennen. Nun aber ist jene Verfassung entschieden socialistischen Charakters; wie die „osteuropäischen Thesen" bereits nachgewiesen, hat auch Haxthausen sie als solche erkannt, und ihr dennoch seine warme Bewunderung nicht versagt. Sobald also die russischen Socialpolitiker sie zur Grundlage eines nationalen Neubaus nahmen, wurden sie ganz natürlich und wie von selbst — Socialisten. Darum hat der Socialismus in Rußland so ungemeine Sympathien und Chancen für sich; es ist aber auch um einen russischen Socialisten gar nichts so Entsetzliches, wie um jeden andern. Aus demselben Grunde ist die socialistische Anschauung auch namentlich unter den Roskolniks so mächtig.

Kurz, Rußland hat entschieden natürliche Anlagen zum Socialismus, als wäre es zum Probeland für ihn bestimmt. In der ganzen übrigen civilisirten Welt gibt es ein Recht überhaupt, Rechte und persönliche Eigenthumsrechte insbesondere, und es war nur eine die Staatsallmacht und sogenannte Staatswohlfahrt über den Rechtszustand setzende Doctrin, was den Pauperismus und das Proletariat erzeugte, welchen Rechenfehler nun eine andere Doctrin, die socialistische, dadurch zu corrigiren gedenkt, daß sie alles persönliche Eigenthumsrecht vernichtet. Der Sieg dieser Doctrin würde daher überall eine hundert- und tausendjährige Geschichte vernichten und, als wäre sie nie dagewesen, eine völlig neue Welt schaffen, nur in — Rußland nicht. Hier ist eben der Socialismus keine willkürliche Doctrin; er ist in der Landgemeinde vielmehr das einzige ursprünglich Russische und national Volksthümliche, was die doctrinelle Willkür des modernen Czarthums noch übrig gelassen — eine recht naturwüchsige Constituirung. Hier gibt es, was seine Weiterbildung betrifft, überhaupt keinen Rechtszustand, kein Recht, und im eigentlichen Volke insbesondere keinerlei persönliche Eigenthumsrechte; dieses hat nicht einmal einen Begriff vom Eigenthum, also auch keinen Schrecken vor dem Dogma: „das Eigenthum ist Diebstahl.“ Der Herrenstand dagegen besitzt zwar allerdings Rechte, so lange es dem Czar gefällt, sie dem Ganzen oder dem Einzelnen zu lassen; allein die National-Social-Politiker meinen, gerade so gut könnte auch ein russisches Staatsphalanstere passende Stellungen für ihn beschaffen, und noch dazu, was ihm vor Allem noth thut — Arbeit und bestimmte Lebenszwecke!

Volk und Volk ist daher immer wieder das Thema der russischen Socialpolitiker, und ihre große Frage: wie das eine disponirt sei zum Nachgeben, das Andere zum Begehren? Auch Herzen legt sich die Frage wieder vor, und beantwortet sie in der ihm eigenthümlichen, sehr instructiven Weise, indem

er an bedeutenden Erscheinungen in der russischen Literatur seine Beobachtungen nachweist. Er wählt zu dem Ende drei der neuesten russischen Dichter aus, welche die Stellung zwischen Volk und Volk, wie die beiderseitige Stimmung, wirklich mit stechender Schärfe charakterisiren; sie sind: der aristokratisch-blasirte Lermontoff, der großrussische Volksdichter Koltzoff und der kleinrussische Novellist Gogol. „Lermontoff", sagt Herzen, „hat niemals hoffen gelernt; er gehört gänzlich unserer Generation an. Wir alle waren zu jung, um am 14. December Theil zu nehmen; der Tag rief uns wach, wir sahen nur die Hinrichtungen und Verbannungen. Gezwungen zu schweigen, und unsere Thränen zu unterdrücken, haben wir gelernt, innerlich zu leben, und unsere Gedanken im Stillen auszubrüten, und welche Gedanken! Nicht mehr die Ideen des civilisirenden Liberalismus, keine Fortschritts-Ideen, sondern Zweifel, Verneinungen und Wuthgedanken. An solche Gefühle gewohnt, konnte sich Lermontoff nicht, wie Puschkin, in die Lyrik flüchten; in alle seine Phantasien, in alle seine Genüsse schleppte er die Kugel des Scepticismus nach." *)

Mit Lermontoff und Koltzoff, dem Volksdichter, verstummte die russische Poesie, und begann die Novelle ihre Herrschaft; wie jener in der obern, so lieh dieser in der untersten Schichte des Volkes denselben Gefühlen geistiger Leere und moralischer Unbehaglichkeit das Wort. „Ein Jahrhundert, oder gar anderthalb Jahrhunderte lang sang das Volk

---

*) Ein Gedicht über den durch allerlei Intriguen in den Tod gehetzten Puschkin, unter dem Titel: „Rache, Kaiser, Rache!" brachte Lermontoff 1837 in's Exil, 1841 starb er im Kaukasus. Bodenstedt, zur Zeit Pensionär unter den Leibpoeten am bayerischen Hofe, hat die beiden russischen Revolutions-Dichter in's Deutsche übersetzt, ersteren noch mit handschriftlichen Gedichten vermehrt, welche in Rußland die Censur nicht passiren konnten.

nur alte Lieder, oder scheußliche Fabrikate aus der Regierungszeit Katharina's. Im Anfange unseres Jahrhunderts fanden wohl einige ziemlich glücklichen Nachahmungs-Versuche statt, aber diesen künstlichen Produktionen fehlte die Wahrheit; sie hatten etwas Gemachtes. Aus dem Schooße der russischen Bauerschaft gingen die neuen Lieder hervor. Ein Ochsentreiber, der seine Heerden durch die Steppen trieb, dichtete sie voller Begeisterung. Koltzoff war ganz ein Kind des Volkes. Zu Woronei, wo er geboren ward, besuchte er, bis zum Alter von etwa zehn Jahren, eine Pfarrschule, er lernte dort nur lesen und unorthographisch schreiben. Sein Vater, ein Viehhändler, bestimmte ihn zu demselben Gewerbe. Der junge Ochsentreiber liebte die Lektüre, und las immer von Neuem einige russischen Dichter, die er sich zum Muster nahm. Endlich brach sein ächtes Talent sich Bahn; er verfaßte eine kleine Anzahl populärer Lieder, die aber eben so viele Meisterwerke sind. Sie sind russische Volkslieder. Man findet in ihnen die Melancholie, die verzehrende Traurigkeit und den Lebensüberdruß wieder, die zu den Charakterzügen des Russen gehören" *). Ganz im Einklange mit Harthausen schildert Herzen die Gesänge des großrussischen Bauern als charakterisirt durch die tiefste Schwermuth in Ton und Haltung, und auch die Worte sind nichts als Klagen des Unglücklichen. Aber sonderbar! mitten durch diese melancholischen Lieder vernimmt man plötzlich den Lärm irgend einer Orgie, einer zügellosen Ausgelassenheit, leidenschaftliches Geschrei, sinnlose, aber berauschende Worte reißen zu einem wilden Tanze fort. Eine ganze Kategorie von russischen Volksliedern nämlich bilden die Räuber-Lieder. „Das sind keine klagenden Elegien: es ist ein verwegener Schrei,

---

*) Koltzoff blieb übrigens unter den Heerden seines Vaters, der ihn haßte, und mit zwei andern Verwandten ihm das Leben so sauer machte, daß er 1842 starb.

die maßlose Freude eines Menschen, der sich endlich frei fühlt, ein Schrei der Drohung, des Zornes und der Herausforderung. Als: Geduld, wir kommen, um euern Wein zu trinken, eure Weiber zu küssen, eure Schätze zu plündern! Ich will keine Feldarbeit mehr thun; was habe ich dabei gewonnen, als ich den Boden bebaute? Arm bin ich und verachtet. Nein, die dunkle Nacht soll mein Gefährte seyn, das scharfe Messer soll mich begleiten; im Dickicht des Waldes werde ich Freunde finden, den Edelmann will ich tödten, und den Kaufmann auf der Landstraße plündern. Wenigstens wird mich alle Welt fürchten, und der junge Reisende, der meinen Weg kreuzt, der Greis, der vor seiner Thüre sitzt, werden mich grüßen."

Furchtbare Indicien von der tief gewurzelten, wenn auch fast unbewußten Verstimmung des ganzen Fundamental-Satzes im russischen Volkscharakter! Sie werden aber noch merkwürdiger durch einen auffallenden Unterschied zwischen den zwei großen Zweigen des ächtrussischen Volksthums, der daher auch Herzen zwingt, noch einmal unter dem eigentlichen Volke selbst zu unterscheiden, und welcher andererseits dem Freiherrn von Harthausen einige Erscheinungen nahe gebracht hat, die ihm völlig unerklärlich blieben. Es ist der Unterschied zwischen den moskow'schen Großrussen und den kiew'schen Kleinrussen *). Man wird sich des Erstaunens erinnern, mit dem Harthausen die durchgängige Uniformität dieser Russenstämme nach Leib und Seele wahrnahm, und Herzen erklärt ausdrücklich, der Bauer von Groß-, wie der von Kleinrußland habe einen raschen Geist, und besitze jene fast südliche Lebhaftigkeit, welche man im Norden zu finden erstaunt. Eine frappante Verschiedenheit aber bemerkte

*) Die Statistik von 1842 zählt 35,314,000 Großrussen, Kleinrussen im Ganzen 13,144,000, wovon jedoch 2,774,000 auf Oesterreich treffen.

nur alte Lieder, oder scheußliche Fabrikate aus der Regierungszeit Katharina's. Im Anfange unseres Jahrhunderts fanden wohl einige ziemlich glücklichen Nachahmungs-Versuche statt, aber diesen künstlichen Produktionen fehlte die Wahrheit; sie hatten etwas Gemachtes. Aus dem Schooße der russischen Bauerschaft gingen die neuen Lieder hervor. Ein Ochsentreiber, der seine Heerden durch die Steppen trieb, dichtete sie voller Begeisterung. Koltzoff war ganz ein Kind des Volkes. Zu Woronei, wo er geboren ward, besuchte er, bis zum Alter von etwa zehn Jahren, eine Pfarrschule, er lernte dort nur lesen und unorthographisch schreiben. Sein Vater, ein Viehhändler, bestimmte ihn zu demselben Gewerbe. Der junge Ochsentreiber liebte die Lektüre, und las immer von Neuem einige russischen Dichter, die er sich zum Muster nahm. Endlich brach sein ächtes Talent sich Bahn; er verfaßte eine kleine Anzahl populärer Lieder, die aber eben so viele Meisterwerke sind. Sie sind russische Volkslieder. Man findet in ihnen die Melancholie, die verzehrende Traurigkeit und den Lebensüberdruß wieder, die zu den Charakterzügen des Russen gehören" *). Ganz im Einklange mit Harthausen schildert Herzen die Gesänge des großrussischen Bauern als charakterisirt durch die tiefste Schwermuth in Ton und Haltung, und auch die Worte sind nichts als Klagen des Unglücklichen. Aber sonderbar! mitten durch diese melancholischen Lieder vernimmt man plötzlich den Lärm irgend einer Orgie, einer zügellosen Ausgelassenheit, leidenschaftliches Geschrei, sinnlose, aber berauschende Worte reißen zu einem wilden Tanze fort. Eine ganze Kategorie von russischen Volksliedern nämlich bilden die Räuber-Lieder. „Das sind keine klagenden Elegien: es ist ein verwegener Schrei,

---

*) Koltzoff blieb übrigens unter den Heerden seines Vaters, der ihn haßte, und mit zwei andern Verwandten ihm das Leben so sauer machte, daß er 1842 starb.

und auch die Großrussen unter seine furchtbaren Fahnen rief; indem er proklamirte: „ich habe mein Wort gegeben, euch von dem verhaßten Joch zu befreien, das euch so lange drückt, ihr sollt nicht mehr Sklaven, sondern freie Unterthanen eines Fürsten seyn". Daß nur nicht das Jahr 1854 einen ungeheuren neuen Posten zu der unbezahlten Rechnung hinzufüge!! Wahrlich, der Großrusse singt schon düster genug „1812", und tanzt schon unheimlich dämonisch genug „Pugatscheff", der ja in dem Glauben der Roskolniken Kleinrußlands bis zur Stunde, wenn auch unsichtbar und im Geiste, gegenwärtig ist. Der Kleinrusse dagegen singt heiter genug in der traurigen Gegenwart, weil er aus der schönern Vergangenheit in sicherer Hoffnung einer schönen Zukunft, einem neuen heiligen Kiew, entgegentanzt. Die nähere historische Begründung des zur Stunde noch unverwischten Gegensatzes zwischen den Leuten von Kiew und den Leuten von Moskow ist in Kürze nicht leicht besser zu geben, als Herzen selber an dem kleinrussischen Dichter Gogol sie darstellt.

„Der Kleinrusse", sagt er, „bricht, auch wenn er in den Adelstand erhoben worden ist, nie so gänzlich mit dem Volke, wie es der (Groß-)Russe thut. Er liebt sein Vaterland, seinen Dialekt, die Traditionen des Kosaken-Lebens und der Hetmanns. Die wilde und kriegerische, aber republikanische und demokratische Unabhängigkeit der Ukraine hat sich Jahrhunderte hindurch bis auf Peter I. behauptet. Als Kleinrußland sich freiwillig mit Großrußland vereinigte, bedingte es sich bedeutende Rechte zu seinen Gunsten aus. Der Czar Alexis schwur sie zu achten; Peter I. nahm den Verrath Mazeppa's als Vorwand, um diese Privilegien bis auf einen Schatten zu vernichten; Elisabeth und Katharina führten die

---

Rebellen Jemeljan Pugatschew, welcher sich in dem südlichen Rußland für Peter III. ausgab." London 1776. — Vgl. Herrmann: Gesch. d. russ. Staates. V, 679 ff.

auch der Freiherr, im Humor nämlich, und hier wieder besonders im Gesang: der des Großrussen langsam, ernst, melancholisch, der des Kleinrussen dagegen behend, keck und lustig; und was ihn noch am wunderlichsten dünkte, im Tanz war das Verhältniß gerade umgekehrt: der Großrusse wild, stürmisch, phantastisch, der Kleinrusse zierlich, gemessen, bedächtig. Dem genialen Freiherrn ist aber nicht beigefallen, in dieser Verschiedenheit des Humors die ganze Verschiedenheit der Geschichte beider Stämme wieder zu erkennen. Und doch ist es so, und lag ihm bereits sehr nahe, dieses merkwürdige Verhältniß zu erkennen, als er wiederholt einschärfte, daß auch die russischen Sekten fast ausschließlich nur unter diesen doch nichts weniger als kopfhängerischen Kleinrussen ihren Anhang fänden. Der Gesang spricht die aus dem Schlaf erwachenden Gefühle aus; nun aber hat der Groß-Russe kein Gefühl über sein verkümmertes Daseyn hinaus; er hat von jeher unter Moskau oder Petersburg gelebt, und kennt keine gute alte Zeit; er hat keine Geschichte, kein Leben in der Tradition, also keine wohlthuende Reminiscenz nach rückwärts; er klagt in der Gegenwart, und wenn er von der Zukunft das ungekannte Etwas ahnt, so ergreift ihn ein unbändiges, alle Besinnung überwältigendes Sehnen. Daher der Unterschied zwischen seinem Gesang und seinem Tanz, dessen Sichgehenlassen nichts Anderes ist, als die durch Leib und Seele zuckende Freiheitsliebe. Es ist ein inhaltschweres und finster drohendes Faktum, das Herzen mit den Worten ausspricht: „das großrussische Volk erinnert sich nur Pugatscheff's und des Jahres 1812." Also bloß der — größten seiner endlosen unvergüteten Leiden und Opfer; und bloß jenes kleinrussischen Abenteurers, der aus den Roskolniken hervorging, um den ermordeten Peter III. zu spielen, „durch ungereimte Versprechungen die Einfältigen an sich lockte" *),

*) Katharina's Hinrichtungsbefehl vom 9. Jan. 1775 im Anhange des historischen Romans: „Leben und Abenteuer des berüchtigten

und auch die Großrussen unter seine furchtbaren Fahnen rief, indem er proklamirte: „ich habe mein Wort gegeben, euch von dem verhaßten Joch zu befreien, das euch so lange drückt, ihr sollt nicht mehr Sklaven, sondern freie Unterthanen eines Fürsten seyn". Daß nur nicht das Jahr 1854 einen ungeheuren neuen Posten zu der unbezahlten Rechnung hinzufüge!! Wahrlich, der Großrusse singt schon düster genug „1812", und tanzt schon unheimlich dämonisch genug „Pugatscheff", der ja in dem Glauben der Roskolniken Kleinrußlands bis zur Stunde, wenn auch unsichtbar und im Geiste, gegenwärtig ist. Der Kleinrusse dagegen singt heiter genug in der traurigen Gegenwart, weil er aus der schönern Vergangenheit in sicherer Hoffnung einer schönen Zukunft, einem neuen heiligen Kiew, entgegentanzt. Die nähere historische Begründung des zur Stunde noch unverwischten Gegensatzes zwischen den Leuten von Kiew und den Leuten von Moskow ist in Kürze nicht leicht besser zu geben, als Herzen selber an dem kleinrussischen Dichter Gogol sie darstellt.

„Der Kleinrusse", sagt er, „bricht, auch wenn er in den Adelstand erhoben worden ist, nie so gänzlich mit dem Volke, wie es der (Groß-)Russe thut. Er liebt sein Vaterland, seinen Dialekt, die Traditionen des Kosaken-Lebens und der Hetmanns. Die wilde und kriegerische, aber republikanische und demokratische Unabhängigkeit der Ukraine hat sich Jahrhunderte hindurch bis auf Peter I. behauptet. Als Kleinrußland sich freiwillig mit Großrußland vereinigte, bedingte es sich bedeutende Rechte zu seinen Gunsten aus. Der Czar Alexis schwur sie zu achten; Peter I. nahm den Verrath Mazeppa's als Vorwand, um diese Privilegien bis auf einen Schatten zu vernichten; Elisabeth und Katharina führten die

---

Rebellen Jemeljan Pugatschew, welcher sich in dem südlichen Rußland für Peter III. ausgab." London 1776. — Vgl. Herrmann: Gesch. d. russ. Staates. V, 679 ff.

Leibeigenschaft daselbst ein. Die Ukraine theilte also das Schicksal von Nowgorod und Pskow, nur viel später, und ein einziges Jahrhundert der Knechtschaft hat nicht allen Unabhängigkeits-Sinn und alle Poesie auszulöschen vermocht, die in diesem tapfern Volke lebten. Man findet dort mehr individuelle Entwicklung, mehr lokale Färbung, als bei uns; bei uns bedeckt eine unglückliche Gleichförmigkeit das ganze Volksleben. Unser Volk kennt seine Geschichte nicht, wogegen jedes Dorf in Kleinrußland seine Legende hat. Das (groß-)russische Volk erinnert sich nur Pugatscheff's und des Jahres 1812. Die Novellen, mit welchen Gogól zuerst auftrat, bilden eine Reihe kleinrussischer Sitten- und Landschafts-Gemälde von wirklicher Schönheit, voll Heiterkeit, Anmuth, Liebe und Bewegung. Aehnliche Novellen sind in Großrußland unmöglich, weil das Sujet, das Original fehlt. Bei uns nehmen die Volks-Scenen gleich eine dunkle und tragische Färbung an, welche den Leser drückt, ich sage tragisch nur im Sinne des Laokoon. Es ist das Tragische eines Schicksals, dem der Mensch ohne Kampf erliegt. Der Schmerz verwandelt sich in Wuth und Trostlosigkeit, das Lachen in bittere, haßerfüllte Ironie. Im selben Maße, wie Gogol aus Klein-Rußland herausgeht und sich Central-Rußland nähert, verschwinden die naiven und anmuthigen Bilder. Unter dem moskowitischen Himmel wird Alles finster, nebelig und feindselig in ihm. Er lacht immer, mehr noch als vorher, aber es ist ein anderes Lachen, und nur Menschen von großer Herzenshärte, oder von großer Seeleneinfalt lassen sich durch dieses Lachen irre führen. Indem Gogol von seinen Klein-Russen und Kosaken zu den Russen übergeht, läßt er das Volk links liegen, und beschäftigt sich mit dessen beiden bittersten Feinden, mit dem Beamten und dem Edelmann. Mit lächelndem Munde deckt er schonungslos die geheimsten Falten dieser boshaften und schmutzigen Seelen auf. Gogol's Komödie: „„Der Revisor““, sein Roman: „„Die

todten Seelen"", sind eine entsetzliche Beichte des heutigen Rußlands. Der Kaiser Nikolaus schüttete sich vor Lachen bei der Aufführung des „„Revisors""; der Dichter, der außer sich war, nichts Anderes erreicht zu haben, glaubte in einem Vorworte erklären zu müssen, „„daß hinter seinem Lächeln heiße Thränen verborgen seien.""

Nach allem Dem ist leicht zu ermessen, welche Antwort Herzen auf die Frage gibt: ob das nationale Volk Rußlands disponirt sei zum Begehren, und das civilisirte Volk zum Nachgeben? Den ersten Theil der Frage erwidert er unbedingt mit Ja, und wer die singulären russischen Zustände in's Auge faßt, wird über die Ansicht nichts weniger als leicht sich hinwegsetzen, daß kein Staat mehr, als Rußland, vom Socialismus zu besorgen habe. Eine russische Volksrevolution heutzutage wäre nothwendig eine Revolution zum Socialismus, zur allgemeinen Geltendmachung der einzigen politischen Wohlthat, die dieses Volk kennen gelernt hat — der Landgemeinde-Verfassung. Irgend ein Rechtsbewußtseyn stünde dieser Geltendmachung auf alles Eigenthum, auf die Städte, auf den ganzen Staat, nicht entgegen, denn — man kann dieß nicht oft genug wiederholen — der Mangel an bestimmten juristischen Begriffen, das Schwankende in allen Rechtsverhältnissen ließ die Idee des Eigenthums nicht recht aufkommen. Hier ist also Volksrevolution gleich Socialismus. Was aber ihre Chancen betrifft, so ist sie im Grunde in einem öffentlichen Leben schon da, wo dessen Stellung zum Gesetz eine solche ist, wie Herzen vom russischen aussagt, ohne daß aus der ganzen unbefangenen Literatur über Rußland Beweise dagegen, wohl aber nur zu viele dafür, beigebracht werden könnten: „Das russische Volk hat nur ein Gemeindeleben gelebt, darauf bezieht sich seine ganze Vorstellung von Rechten und Pflichten. Außerhalb der Gemeinde erkennt es keine Pflichten an, sieht es nur die Gewalt; wenn es sich ihr unterwirft, so unterwirft es sich ihr nur gezwun-

gen. Die schreiende Ungerechtigkeit des einen Theils der Gesetzgebung hat das Volk zur Verachtung des andern geführt. Die völlige Ungleichheit vor dem Richterstuhl hat jeden Keim der Achtung vor dem Gesetze in ihm erstickt. Der Russe, welcher Klasse er auch angehören möge, umgeht überall das Gesetz, wo er es ungestraft thun kann; das Gouvernement thut deßgleichen *). Seit der Reform Peter's I., der den russischen Bauern nicht liebte, und ebenso wenig seine Lebensweise verstand, schloß sich der Bauer enger als je im Schooße der Gemeinde ab, und wenn er sich aus ihr entfernte, so blickte er mißtrauisch um sich. In dem Polizei-Beamten sieht er den Feind und Richter zugleich, in dem Land-Edelmanne die brutale Gewalt, gegen die er nichts ausrichten kann. Seit jener Zeit fing er an, alle nach dem Gesetz Verurtheilten als „„Unglückliche““ zu bezeichnen, zu lügen, wenn er einen Eid schwor, und Alles zu läugnen, wenn er von einem Menschen verhört wurde, der in Uniform erschien, und den er als Repräsentanten der „„deutschen““ Regierung betrachtete. Hundert und fünfzig Jahre haben, weit entfernt, ihn mit der neuen Ordnung der Dinge zu versöhnen, ihn derselben nur immer mehr entfrembet.“

Was den zweiten Theil der großen Frage betrifft, so äußert sich Herzen bescheiden; er behauptet bloß, daß der Socialismus ebenso bedeutender, als leicht erklärlicher Popularität auch unter dem Volke der Gebildeten genieße, denen er theoretisch nicht weniger nahe liege, als den Bauern praktisch, und zwar so sehr, daß die ganze politische Anschauung der Opposition in Socialismus aufgegangen sei. „Der Socialismus“, sagt er, „machte seit dem Auftreten des

*) Der gute Grund leuchtet ein, mit dem Herzen von seinem Standpunkte aus bemerkt: „Für den Augenblick ist das schlimm und traurig, aber es liegt ein ungeheurer Vortheil für die Zukunft darin.“

Saint-Simonismus, nach 1830, in Moskau einen tiefen Eindruck auf die Gemüther. Da man an die Gemeinden, an die Theilung des Grundbesitzes, an die Arbeiter-Associationen gewöhnt war, erkannte man in jener Lehre Ansichten, denen man näher stand, als den politischen Doktrinen, und uns, die wir Zeugen des maßlosesten Mißbrauchs des Eigenthumsrechtes sind, uns befremdete der Socialismus weniger, als den occidentalen Burgeois. Allmählig wurden die literarischen Produkte von socialistischen Eingebungen und Tendenzen durchdrungen. Die Romane und die Novellen, selbst die Schriften der Slavophilen, protestirten gegen die bestehende Gesellschaft von einem höhern, als dem politischen Gesichtspunkt aus. In Moskau ging der Socialismus Hand in Hand mit der Hegel'schen Philosophie. Das Bündniß der modernen Philosophie mit dem Socialismus ist nicht schwer zu begreifen, und doch haben die Deutschen erst in der letzten Zeit die Solidarität zwischen Wissenschaft und Revolution anerkannt, nicht weil sie dieselbe vorher nicht begriffen hätten, sondern weil der Socialismus sie, wie Alles, was praktisch ist, nicht interessirte. Der Deutsche kann in der Wissenschaft ultraradikal seyn, während er in seinem Handeln conservativ ist; er ist Poet auf dem Papier, Bourgeois im Leben. Uns dagegen ist der Dualismus zuwider. Uns erscheint der Socialismus als natürlichster Schlußsatz der Philosophie, als die Anwendung der Logik auf den Staat." „Es muß bemerkt werden, daß in Petersburg der Socialismus eine andere Gestalt annahm. Dort waren die revolutionären Ideen immer praktischer, als in Moskau; der Fanatismus daselbst ist kühl, wie der des Mathematikers; man liebt in Petersburg die Regelmäßigkeit, den Fleiß und die Disciplin. Während man in Moskau disputirt, associirt man sich in Petersburg. Die Freimaurerei und der Mysticismus hatten in dieser letztern Stadt ihre eifrigsten Jünger, und dort war es auch, wo der „„Zionsbote““, das Or-

gan der Bibelgesellschaft, erschien. In Petersburg reifte die Verschwörung vom 14. December; in Moskau würde sie sich niemals weit genug entwickelt haben, um in die Straßen hinabzusteigen. In Moskau findet man mehr poetische Elemente, mehr Bildung, und dabei mehr Nonchalance, mehr laisser-aller, mehr unnütze Worte, mehr abweichende Meinungen. Der schwankende halb religiöse, halb analytische Saint-Simonismus paßte trefflich für die Bewohner Moskau's. Nachdem sie ihn studirt hatten, gingen sie ganz einfach zu Proudhon über, wie von Hegel zu Feuerbach. Der wißbegierigen Jugend von Petersburg sagte der Fourierismus mehr zu. Er, der vor Allem nach praktischer Anwendung strebte, der zwar ebenfalls träumte, aber seine Träume auf arithmetische Rechnungen stützte, der seine Poesie unter dem Titel von Industrie, und seine Freiheitsliebe hinter der Eintheilung in Arbeiter-Serien verbarg — der Fourierismus mußte ein Echo in Petersburg finden. Das Phalanstère ist nichts anderes, als die russische Gemeinde, als eine Arbeiter-Kaserne, eine militärische Colonie auf bürgerlichem Fuß, ein gewerbtreibendes Regiment. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Opposition, die offen mit der Regierung kämpft, immer etwas von deren Charakter, aber im umgekehrten Sinne, an sich trägt. Und ich glaube wohl, daß etwas Wahres an der Furcht ist, die das russische Gouvernement vor dem Communismus zu hegen beginnt: der Communismus ist die umgekehrte russische Autokratie."

Der Schluß daraus ist sehr einfach und einleuchtend. Ueberall sonst, nur in Rußland nicht, hätte an der Spitze des Prognostikons das Problem gestanden: aber die Kirche?! Hier hat man dieser Potenz, oder vielmehr Impotenz, nichts nachzufragen. Man betrachtet daher bloß die geistige Situation des Volkes und die der Gebildeten, aus der man nur

ohne Weiteres schließt: die Revolution in Rußland ist einzig und allein eine Frage der materiellen Macht; d. h. es handelt sich bloß darum, wie und wann die Klasse der Civilisirten kräftig genug seyn werde, die Initiative zu ergreifen. In's Blaue hinein gedenkt sie dieß nicht wieder zu thun, wie am 14. December, und wenn sie es thut, ist sie der Beihülfe des nationalen Volkes sicher, denn ihre Revolution wird und kann nur eine socialistische seyn. Jenes Trägers der Initiative aber ist z. B. Herzen so versichert, daß er behauptet: will Rußland die Revolution vernichten; so muß das Czarthum die ganze civilisirte Klasse vernichten, und wirklich hat noch Keiner über Rußland geschrieben, der faktisch nicht eben so geurtheilt hätte. St. Petersburg könnte diese Radicalkur leicht appliciren, mit Hülfe des Volkes nämlich; aber niemals wird jenes System Solches wagen dürfen. Denn seine Macht ist zur Hälfte gerade auf die Civilisation gestützt, und überhaupt völlig und förmlich auf die tiefe von ihr begünstigte Spaltung zwischen den Civilisirten und den Bauern basirt. Sie dauert nur, so lange sie das eine Volk im Dualismus gegen das andere benützen kann; wollte sie die Revolution der obern Schicht vernichten, durch das einzige Mittel hiezu, die Vernichtung dieser Schicht selbst, so stünde dafür augenblicklich ein Bauernaufstand und eine viel colossalere Empörung, als die Pugatschew's, vor ihren Augen. Kurz, sie hat die Wahl zwischen Scylla und Charybdis.

Die socialistische Opposition weiß auch diese Singularitäten unter dem Czarthum gehörig zu würdigen. Weit entfernt, von der Revolution im übrigen Europa direkte Hülfe zu erwarten, gedenkt die russische vielmehr, voll stolzer Zuversicht, selbst voranzugehen, und für jene den Ausschlag zu geben; und zwar um so bälder, je mehr St. Petersburg in seiner Uebermacht — mit den Angelegenheiten des Westens

Schwarzwaldes schon durchwandert, die gesunden, heitern, verständig klaren, fleißigen Bewohner kennen gelernt, ohne daß ihm der Gedanke näher getreten wäre: „In diesem Garten Deutschlands wohnt ein glückliches Völklein.“ Und doch, wie fern ist der Friede und das Glück von diesem Volke! Einer der talentvollsten Schriftsteller Badens*) zeichnet die Zustände treffend mit den Worten: „Es lockte mich hinaus, wenn die Maiensonne ihre wärmenden Strahlen über das Land ergoß, hinaus in die prangende Natur, auf die freien Höhen mit ihrer frischen stählenden Luft, in die traulichen Thäler mit ihren labenden Quellen und Schatten. Da glaubte die Seele den ersehnten Frieden wieder zu finden und das Auge überließ sich schwelgend seinen Genüssen. Wie aber änderte sich oft das schöne Bild! Als ich einst von einem wunderschönen Hügel in stillem Wohlgefallen über das Dörflein hinschaute, welches mit seinen reinlichen Häusern, seinen grünenden Obst- und Weingärten traulich an dessen Fuße lag, trat ein Mann von gebeugtem Alter zu mir heran, als ob er Theil nehmen wollte an meiner Freude. Ich lobte ihm den lieblichen Anblick der kleinen Landschaft in ihrer schwellenden Fruchtbarkeit und das nette Dorf, wo Alles einen genüglichen Wohlstand verrathe — und erwartete einen freundlich bejahenden Blick. — Eine tiefe Seelenbewegung aber legte das Gesicht des Mannes in trübe Falten, über welche ein bitteres Lächeln flog. O Herr, sagte er mit fast zitternder Stimme, wie irrig seid ihr daran! Zwei, drei Häuser ausgenommen — und auf den andern ist kein Ziegel mehr, welcher den Besitzern eigen wäre. Erst verwichenen Herbst sind sechs ganze Familien aus dem Dorfe über's Meer — mit dem letzten Blutspfennige ihres Vermögens.“

So unser Schriftsteller. Und er sagt gewiß nicht zu viel. Geht man mit dem Frühzug landabwärts, so sieht man an jeder Station Scenen des Abschieds. Kräftige, gesunde Leute verlassen ihre Heimath für immer und sagen den Ihrigen noch ein schmerzliches Lebewohl. Sie nehmen ihr Vermögen, sie nehmen das Kapital ihrer Persönlichkeit mit fort. Und doch hängt der Mensch so sehr an seiner Heimath, an dem Orte, an den ihn seine

*) Bader, das badische Land und Volk. Freiburg 1853. S. VIII.

alten und lieblichen und fürstlichen Erinnerungen schwelgen, an der Stätte, wo seine Lieben wenn auch schon im Grabe weilen. Da mag ein arger Witz im Leben sein! Im wunderbaren Baden sterben Leute am Hunger: das Land ist unleugbar verarmt: seit 1849 ist ein großer Theil des Grundbesitzes schon in die zweite Hand übergegangen; Häuser werden um wenige Gulden versteigert. Und doch werden in Karlsruhe Prunkopern mit Theater gebaut und große Carnevals gehalten: und doch weiht der badische Landtag die bestehenden Zustände: der Landesfürst sei im Steigen und alle Verhältnisse befriedigend. Aber Baden ist ja das Land der Gegensätze, und ein Landtag, wo mehr Beamte und weniger Männer von Talent und Selbständigkeit beisammen waren, hat in Baden nie Sitzung gehalten.

Aus diesem Land der Gegensätze, auf das jetzt die Blicke so Vieler neugierig gerichtet sind, will Referent einige Bilder vor dem geneigten Leser entwerfen, einige Charaktere zeichnen. Referent hat Jahre lang in Baden gewohnt, es nach allen Seiten kennen gelernt, nach allen Richtungen bereist, und kann für wichtige Dinge, die er in den späteren Nummern geben will, bisher unbekannte Documente mittheilen. Referent ist bei diesen Mittheilungen sich der hohen Wichtigkeit bewußt und wird bemüht sein, Baden Recht zu thun und keinen Strich zu stark oder zu matt zu zeichnen.

I.

Die Universität Freiburg.

In allen bisherigen Krisen Badens hat die Universität Freiburg eine Rolle gespielt, und die inneren Kämpfe haben immer entweder in ihr begonnen oder in kräftigster Weise ihren Ausdruck gefunden.

In den deutschen Bundesländern kommen auf 17 Millionen Protestanten 16 Universitäten und auf 20 Millionen Katholiken nur 6 Universitäten. Zu diesen katholischen Hochschulen gehört die zu Freiburg. Die heutige Universität hat ihren katholischen Cha-

rakter durch ihre Stiftung; sie ist als katholisch-kirchliche Körperschaft gestiftet und als solche mit Kirchengütern ausgestattet; sie hat sich stets ein collegium oder corpus ecclesiasticum genannt und in dieser Eigenschaft gehandelt. Im Zeitalter der Reformation duldete sie weder lutherische Lehrer noch lutherische Schüler. An ihrem katholischen Charakter hat weder der westphälische Friede von 1648 etwas geändert, denn im Normaljahr 1624 war sie katholisch wie immer, noch auch der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803, wornach ja „jeder Religion der Besitz und ungestörte Genuß ihres eigenthümlichen Kirchenguts und Schulfonds nach der Vorschrift des westphälischen Friedens ungestört verbleiben soll." Unter gleichen Bestimmungen ist das Breisgau im Jahr 1805 von Oesterreich an Baden abgetreten worden. Das badische Organisationsedict von 1803 und das Constitutionsedict von 1807 bestätigen diese Rechte: „Nie dürfe eine Confession in Schulgüter und Einkünfte, in deren unbestrittenem Genuß eine andere steht, sich eindringen oder von Jemanden eingewiesen oder zugelassen werden, mithin ist ein Simultaneum in solche einzuführen durchaus verboten." — Noch eine Menge anderer Verordnungen bestätigen diese Eigenschaft der Universität Freiburg als einer katholischen Anstalt. Der ärmliche Zuschuß von 32,000 fl. jährlich, den die Universität vom Staate erhält, ändert diesen Charakter nicht, denn sie erhält diesen Zuschuß als das, was sie ist, und in Folge ihres Bestehens.

Die Universität Freiburg ist also eine katholische Anstalt; die Katholiken machen ²/₃ der Bevölkerung Badens aus. Gewiß für eine staatskluge Regierung ein wichtiger Grund, die Gefühle ihrer Unterthanen zu schonen, zumal eine solche Stiftung für „eine heilige und unantastbare Sache geachtet werden muß, deren oberstes Gesetz der Wille des Stifters bleibt, solange derselbe nicht unverträglich mit den Staatszwecken erscheint!"

Die Universität Freiburg allmälig zu protestantisiren, um sie schließlich vielleicht mit der protestantischen Universität Heidelberg zu vereinigen, scheint nun seit langem der Zweck der badischen Regierung zu seyn. Unter 18 Berufungen, die seit 1840 stattfanden, sind eilf Protestanten und sieben Katholiken. Von diesen Katholiken

lassen aber fünf ihre Kinder protestantisch erziehen und leben in gemischter Ehe, sind also ebenfalls als Protestanten zu achten. Also unter 18 Berufenen 16 Protestanten. Die Katholiken haben nie behauptet, daß man keine Protestanten berufen soll, sondern man solle nur nicht die Mehrzahl der Professoren aus den Protestanten nehmen und bei gleicher Befähigung einem Katholiken den Vorzug geben. Diese billigen Wünsche konnten aber die verdiente Beachtung niemals finden. Als z. B. vor zwei Jahren die Kanzel der Realphilologie zu besetzen war, schlugen die Katholiken vor, und zwar in der Facultät die drei Sachverständigen, einen ehemaligen Schüler der Universität, einen Katholiken, den berühmten Professor Dr. Bock in Belgien, zu berufen. Er ist ein Meister in diesem Fache; die Allgemeine Zeitung nannte ihn den ersten historischen Philologen nach Letronne's Tod. Um 1200 fl., die Bock dazu noch im Interesse der Universität — er ist nämlich ein vermöglicher Mann — zu verwenden versprach, wäre Bock zu bekommen gewesen. Statt dessen ward dem Protestanten Bergh aus Marburg für 2100 fl. und 700 fl. Zugskosten die Professur verliehen. Nach diesem Maßstab läßt sich auch die katholische Gesinnung derjenigen Professoren ermessen, die wirklich berufen worden sind. Hat doch ein solcher — es ist der Jurist Woringen — in einer Akademischen Gelegenheitsschrift: „Einige Worte zur Vertheidigung der Universität Freiburg," den Satz durchzuführen versucht, daß die Universität Freiburg keine katholische sei. „Die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte des fortschreitenden freien Ergreifens innerer Vollendungen, das Freiwerden der Menschheit. Jede dogmatische Abschließung kann nur die Bestimmung einer Entwicklungsstufe seyn, das Resultat alles Vorhergehenden, selbst ein Anfang einer neuen unendlichen Reihe. Dem Wissen ist auch das religiöse Dogma nur Bestimmung einer Entwicklungsstufe, die wechselnde Form, der wechselnde Ausdruck der Wahrheit. Hierin liegt es, wenn Wissen und Glauben einander nur mit Scheu und Mißtrauen betrachten, wenn sie, kaum einmal einig, stets wieder zum Bruche geneigt sind. Das Wissen verneint dem Glauben, daß es die Wahrheit wirklich schon habe. In diesem Sinne ist es, wie wir hier lehren. Die Albertina im Breisgau hat die besondere Aufgabe, das falsche Bestreben, die Wissenschaft wiederum dem Glauben dienstbar zu machen, vor allem

Andern zu bekämpfen." So Herr von Woringen. Welche innere Vollendungen derselbe bereits in sich ergriffen habe, haben wir bis jetzt nie bemerken können. Wir wissen bloß, daß das politische Räsonnement in seinem Colleg oberflächlicher liberaler Klatsch, und daß Herr von Woringen besonders geeignet ist, einen Toast auszubringen, oder Theater zu spielen. „Da wo es sauset und da wo es brauset...."

Wenn also Katholiken berufen werden, so müssen sie eine Gesinnung und Geistestiefe wie Herr von Woringen haben. Gesetzt sie denken, sie äußern sich anders, geschwind werden Stoßvögel auf sie losgelassen, die dem armen Opfer wenigstens die Federn ausraufen, wenn sie es auch nicht umbringen. Als Stoßvögel gegen die Ultramontanen haben namentlich die Herren Oettinger und Maier gedient; beide waren so tief in die geheimsten Absichten der Regierung eingeweiht, daß sie den Titel Hofräthe oder geheime Räthe wirklich verdienen. Sie heißen nicht darum geheime Räthe, weil die Regierung Alles vor ihnen geheim hielte. Diese beiden will ich nicht darum näher aufführen, weil sie besondere wissenschaftliche Bedeutung hätten, sondern weil sie die heftigsten und unermüdlichsten Gegner jeder katholischen Regung an der Universität waren. Für ihre Herren waren sie freilich fatale Diener und unglückselige Lärmtrompeten. Die Katholiken achteten es unter ihrer Würde, sich mit diesen Leuten herumzuschlagen, und richteten ihre Geschoße auf den, der diese sandte. So hat Herr von Marschall einige der bittersten Angriffe diesen seinen Dienern und Freunden zu verdanken. Ueber die wissenschaftlichen Leistungen beider Männer hat die Welt keine sehr hohe Meinung, Referent auch nicht, obschon er nicht die Ansicht des Mathematikers Jacobi durchgängig zur eigenen macht: daß Oettinger Etwas gewiß wisse, nämlich wie viel Besoldung jeder Professor in Deutschland hat. Auch sagt Referent es nicht, daß die Jurisprudenz des Hrn. Hofrath Maier eine gantmäßige sei. Haben aber beide Männer auch keine originellen oder tiefen Ansichten, so haben sie doch immer ersprießliche Ansichten; haben sie auch keine Verdienste um die Wissenschaft, so glauben sie doch Verdienste um den Staat zu haben, „gegen den die Ultramontanen immer revoltiren." Freilich möchte ein Staats-

[illegible] ganz richtig sagen: Gott schütze mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich selber schützen.

[illegible]

[illegible]

mäßigkeit, die überall besser angebracht wäre als an einer Universität. — Welche Motive bei Berufungen übrigens obwalteten, sieht man aus der Geschichte Mischlers. Mischler ist ein sehr talentvoller, kenntnißreicher und anregender Lehrer, sein Werk über das Eisenhüttenwesen ist mit großem Beifall aufgenommen worden; es zeugt von seltenen Kenntnissen in diesem Fache und von der Gabe über den Wassern den Geist schweben zu lassen. Mischler drang mit vollem Recht auf seine definitive Anstellung als Extraordinarius. Was antwortete ihm Prorector Hofrath Maier? — „Wir können Sie nicht anstellen, denn unsere Frauen können Sie nicht leiden." Mischler hatte nämlich in einem Vortrage vor gemischtem Publikum die Grundlagen des Nationalreichthums besprochen und dabei einige sehr ernsten Worte über den Luxus der Frauen fallen lassen. Das hatte die Hofräthinen sehr unangenehm berührt. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich übrigens, welchen Einfluß die Schürzen auf die Wissenschaft haben. Mischler ist bald darauf nach Prag berufen worden und hat einen größern und schönern Wirkungskreis gefunden. Es versteht sich von selbst, daß an Mischlers Stelle ein Protestant berufen worden ist! — Ihr ehrwürdige alten Stifter der Universität, die ihr zur Förderung der Wissenschaft und christlichen Sinnes euer mit saurem Schweiß erworbenes Vermögen gewidmet habt, wenn ihr gewußt hättet, wie damit gewirthschaftet ward und wer damit wirthschaftet!

Es ist den Stoßvögeln gelungen, einen der Ultramontanen zu vernichten. Schleyer ist durch einen Act der Gewalt, nicht nach Recht, von der Universität verdrängt worden. Dieser tüchtige und scharfsinnige Mann hat kein anderes Verbrechen begangen, als daß er den katholischen Charakter der Universität eifrig vertheidigte. Kein Makel ruht auf ihm. Was er als Unrecht ansah, hat er als solches entschieden und männlich bezeichnet. Dafür wußte die herrschende Partei an der Universität einen Beschluß des Staatsministeriums zu erwirken: „Schleyer habe sich binnen drei Monaten um eine im Erträgniß seiner dermaligen Besoldung ohngefähr gleichkommende Pfarrei zu bewerben, widrigenfalls man wegen seines unverträglichen Verhaltens dienstpolizeilich gegen ihn einschreiten und seine alsbaldige Entfernung von der Universität in anderer Weise bewerkstelligen werde." Schleyer hat sofort höheren Orts,

die in Aussicht gestellte dienstpolizeiliche Einschreitung sogleich beginnen zu lassen. Schleyer erhielt keine Antwort, kein Gericht. Unschuldig ist er von seiner Stelle verdrängt worden. Weil er sich unschuldig wußte, hat er um keine Pfarrei angehalten, die Regierung hat einen andern Professor berufen, Schleyer den Gehalt entzogen. Als vor Kurzem der Erzbischof Schleyer die Pfarre Kappel am Rhein verlieh, sandte das Ministerium augenblicklich an das betreffende Bezirksamt die Weisung, Schleyer sei nur als Pfarr-Verweser zu betrachten, nur Pfarrverwesers-Gehalt ihm verabfolgen zu lassen. Also das ist der dem Professors-Gehalte gleichkommende Ertrag einer Pfarrei!

Schleyer gelang es zu verdrängen, Wetzer hat ein früher Tod vor solchem Geschick befreit und ihm manche bittere Stunde erspart. Buß war der Absetzung schon einmal ganz nahe. Welche Mühe hat man sich nicht gegeben, Stolz eine Lehrkanzel zu versperren. Alle Minen ließ man springen. Hirscher's Einfluß war damals mächtiger. Hirscher hatte die hohe Begabung dieses Stolz sogleich erkannt, und bot Alles auf, ihn auf den Platz zu bringen, wo er am meisten wirken konnte. Hirscher hat sich damit ein großes Verdienst erworben. Stolz gehört zu den ersten Lehrern der Universität, seine Vorträge regen tief an und erfrischen. Ihr Hofräthe, sitzt einmal zusammen und schreibt ein Buch, wie das Spanische von Alban Stolz! Ihr strengt euch vergebens an; ihr schlagt euere Köpfe umsonst zusammen, kein Funke des Genies blitzt heraus, man hört höchstens eine — Blechmusik.

Dergleichen Dinge, wie in Betreff Buß' und Schleyer's, ließen sich viele noch erzählen. Die Universität Freiburg ist namentlich von den Theologen besucht und gehalten. Man sollte glauben, daß die Katholiken, welche auch die beliebtesten Lehrer sind, auch meist die academischen Aemter bekleiden. Kein Wort davon. Oettinger und Maier das sind die Personae sacrosanctae. Der eifrige Protestant und Gothaner Oettinger ist sogar Executor des Schreckenfuchsischen Stipendiums, das dieser Professor im Jahre 1609 gestiftet hat, auch für nichtkatholische Anverwandte, um sie, wie der Stifter offen erklärt, zur Annahme der katholischen Religion zu bewegen.

Die Universität war, als Rotteck blühte, Hauptsitz der libe-

ralen Richtung. Ein anderer besserer Geist weht durch unsere Zeit. Die Männer, welche an der Universität Freiburg diesen bessern und höhern Geist repräsentiren, zugleich die besten Professoren, sind den Vexationen der gothanischen Mehrheit in Einem fort ausgesetzt. Diese gothanische Mehrheit weiß, daß sie im Sinne hochgestellter und einflußreicher Personen handelt, verfolgt daher ihre Tendenzen nicht bloß factisch, sondern spricht dieselben auch aus, höheren Schutzes gewiß. Dem Ziel, die Universität dem Protestantismus zuzuführen, um sie schließlich mit Heidelberg zu vereinigen, rückt sie immer näher.

Schließlich noch eine Stelle aus der Emancipation belge, welche in einem größern und sehr geistreichen Aufsatze: Du mouvement réligieux dans le grand-duché de Bade, à propos de la conversion de Mr. Gfroerer, badische Zustände treffend bespricht. Diese Stelle — der ganze Aufsatz ging durch viele französischen Blätter — möge zugleich als Beweis dienen, wie man in höheren und erleuchteten Kreisen über Baden urtheilt.

„Daß die Republikaner aus reiner Ueberzeugung, oder diejenigen, welche blinde und unverbesserliche Leidenschaften diese Staats-Form wünschen lassen, daß die Verschwörer und Mitglieder der geheimen Gesellschaften in der Niederlage der badischen Revolution nur einen momentanen Aufhalt ihrer zuletzt doch siegreichen Sache erblicken, daß sie sich alle Mühe geben, bei der Bevölkerung den alten Einfluß wieder zu gewinnen, daß sie den Gedanken an eine Schilderhebung bei günstiger Gelegenheit nie aufgegeben haben: all das versteht sich von selbst. Aber sollte man nicht vernünftiger Weise erwarten, daß die badische Regierung die ernsten Lehren der Geschichte verstanden habe, daß sie endlich eingesehen, wie sie bisher auf falschem Wege gewandelt, und daß sie den Geist, welcher den Bürger-Krieg im Lande hervorgerufen, den Ackerbau und die Industrie ruinirt, und den Staat mit einer für ihn ungeheuern Schuld belastet hat — das badische Budget ist verhältnißmäßig das größte unter allen deutschen Staaten — endlich von sich abgewiesen habe? Keineswegs! die Gothaner kamen wieder an's Ruder. Die Mittel und die Irrthümer der jetzigen Staatsmänner sind dieselben, wie die der früheren. Es herrscht nach wie vor derselbe despotische Rationalismus, der sich einerseits auf die Büreaukratie, andererseits auf das Militär

steigt. Ohne die conservativen Lebenskräfte des Staates auch nur zu beachten, ohne auf Männer von Ehre und Ueberzeugung, die mitten im Umsturz sich muthig bewährt hatten, auch nur die geringste Rücksicht zu nehmen, glaubte man durch gewisse Entfaltung der nackten Gewalt und Steigerung der militärischen Disciplin zum Ziele zu kommen; diese Mittel sollten jeden Ausbruch des revolutionären Geistes ersticken; so hoffte man die üblen Wirkungen der Principien zu ersticken, welche die Regierung zu den ihren gemacht hat, und auf dem Weg constitutioneller Formeln unschädlich zu machen. Sobald dieses System zu Kraft kam, mußte man in das alte Labyrinth hineingerathen. Um sich zu halten und die Liberalen zu gewinnen, mußte man einen stillen und versteckten Krieg gegen das conservative Princip, und namentlich gegen die katholische Kirche beginnen. Männern von Ueberzeugung und Kraft mußte entgegengetreten, und mit den Conservativen der Kampf begonnen werden. So blieb die Revolution in Baden permanent. Sie ist niedergeschlagen in den Reihen des Volkes, sie lebt aber noch in den Kreisen der Regierung. Da aber dieser kleine Staat von der allgemeinen Bewegung in Europa nicht sich isoliren kann, so muß er zuletzt, mag er wollen oder nicht, der Richtung folgen, in der Europa nach den großen Lehren von 1848 und 49 sein Heil sucht. Die Revolution muß auch in der Beamtensphäre besiegt werden. Freilich ist dieser Sieg schwer, denn es ist ein Sieg der Regierung über sich selbst."

II.

Die Presse und der öffentliche Geist in Baden.

„Die Presse ist frei", so heißt es in dem badischen Preß-Gesetz. Um Verirrungen unmöglich zu machen, hat der badische Landtag, der nach der Revolution von 1849 wieder zusammenkam, sehr schwere Strafen für Preßvergehen festgesetzt. Die Presse ist aber nur frei für die Gegner der Kirche, die Freunde derselben haben kein Organ. Als der Streit zwischen der Kirche und

dem Staate ausbrach, wurde von allen Verlegern das schriftliche Versprechen abverlangt, in Sachen des Erzbischofs Nichts drucken zu wollen, und widrigenfalls eine Strafe von 300 fl. und Entziehung der Concession angedroht. Und doch sagt das Gesetz, daß die Presse frei ist, und doch war die Verfassung noch in Kraft und nicht suspendirt! In England hätte jeder ehrenhafte Deputirte laute Klage gegen das Ministerium über einen solchen Eingriff in die Rechte Aller geführt. Aber auf dem Landtage des constitutionellen Musterstaates Baden waren Alle stumm, selbst die Katholiken. Ist denn der geistliche Rath Griesbaber kein Katholik und hat er kein Gefühl für die Freiheiten seines Landes und die Rechte seiner Kirche, hat er keinen Mund, um für diese zu sprechen? Und der geheime Rath Schaaff, der immer abgebildet wird mit dem Motto: „Man muß die Verfassung nach oben, wie nach unten durchführen", hat er kein Gefühl davon, daß die Katholiken drei Fünftel der Bevölkerung ausmachen, und daß die Rechte des Landes nicht bloß den Baden-Durlachern, sondern Allen gewährleistet sind, und daß der Katholik gleiche Rechte hat, wie der Protestant? — Aber wozu knebelt man die Kirche? weil das, was sie sagt, so wahr ist, daß, wenn man sie sprechen ließe, alle Bethörung des Volkes durch die badischen Lügenblätter eine Unmöglichkeit wäre.

Gehen wir einmal die badischen Blätter der Reihe nach durch. Die ganze Presse ist unter der Obhut des Ministerialraths Schmitt, eines Freundes des Philosophen Feuerbach. Unter ihm steht zunächst Hofrath Platz, ehemals Lehrer an einem Lyceum, dann für badische Regierungszwecke brauchbar erfunden, mit einem adelichen Fräulein vermählt und zum Archivrath in Karlsruh mit einem Gehalt von 1800 Gulden ernannt. Man findet aber im Urkunden-Buch zur badischen Landesgeschichte seinen Namen nicht, so wenig als in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Mit andern Worten: Platz hat wohl den Gehalt eines Archivraths, aber weder die nöthigen Kenntnisse, noch die Befähigung zu einem solchen, und gehört in die Klasse der ausgezeichneten Männer dieser Anstalt so wenig, als ein Feigling in die Reihe der Helden. Was thut denn Platz für seine 1800 Gulden und andere Gelder, die ihm nebenbei angewiesen werden? Er schreibt gegen die Ka-

tholiken. Sagte es nicht der Herr Hofrath selber in einem Brief, den er an den Redakteur des Mannheimer-Journals, den berühmten Ehrenmann Dr. Huhn schrieb: „daß er von der Regierung den Auftrag erhalten habe, den Ultramontanismus zu bekämpfen, und deßhalb das Mannheimer-Journal stets eine Spalte für ihn offen lassen müsse.“ Dr. Huhn gerieth dermaßen in Jubel darüber, daß er mitberufen sei zu diesem hohen Werk, daß er in der Freude seines Herzens den Brief auch Anderen zeigte und so die Sache verrathen ward. Mußte nicht der arme Dr. Köberle von der Redaktion des Mannheimer-Journals abtreten, weil er ein Platzisches Elaborat in seine Zeitung nicht aufnehmen wollte. Platz war, nachdem man den ausgezeichneten Dr. Giehne von der Redaktion verdrängt hatte, Redakteur der Karlsruher-Zeitung. Sein Blatt übersprudelte damals von politischer Weisheit: aus Thucydides, Plato, Cicero, Machiavell, aus Mirabeau und Guizot wurden dem badischen Bürger und Bauern lange Stellen zum Lesen vorgedruckt. Dabei wuthschnaubende Artikel gegen Oesterreich. Die Zeitung war übrigens so langweilig, daß sie jeden Tag an Abonnenten verlor. Es hieß immer: es sei zu viel Platz in der Karlsruher-Zeitung. Da berief Minister von Marschall den Dr. Krönlein aus Freiburg. Dieser hatte sich ein großes Verdienst um die Familie Marschall erworben: er hatte nach denselben Kategorien, in welchen ein genial geschriebener Artikel in der deutschen Volkshalle den Bruder des Ministers angegriffen hatte, denselben in einem langen, weihrauchduftenden, ergebenheitathmenden Lobartikel vertheidigt. Platz ist aber noch immer thätig bei der Karlsruher-Zeitung und Redakteur en Chef, wenn auch ein Anderer vorgeschoben ist. Platz schreibt in alle möglichen Blätter, Frankfurter-Journal u. dgl., und unter allen möglichen Zeichen und Namen, vom Mittelrhein, von der Alb, aus Baden, vom Bruhrain u. dgl. Wer ihn aber einmal recht erfaßt hat, erkennt ihn augenblicklich wieder unter jeder Verkleidung. Platz ist überall sich selber gleich, seine Artikel stets pedantisch und voll Haß gegen Alles, was katholisch heißt; so der Inhalt, die Form ist flüssig, wie Wagenschmiere. — Daß übrigens die Karlsruher-Zeitung, welche, als officielle, jede Gemeinde halten muß, die Katholiken angreifen darf, aber die ruhig gehaltenste Vertheidigung selbst eines Hirscher nicht aufnimmt, ist männiglich

bekannt. Ist die Karlsruher-Zeitung die officielle, so ist die badische Landeszeitung der Auswurf des liberalen Karlsruher-Geistes. Daß der Redakteur Koffka für seine kirchenfeindliche Haltung im Conflict eine Remuneration von 600 Gulden aus den geheimen Fonds erhielt, haben Zeitungen unlängst berichtet. Glaubt man aber in Karlsruh, daß nicht mancher Badener sich Gedanken darüber macht, daß aus Staatsgeld, wozu die Katholiken, als die Mehrzahl des Landes, mehr beisteuern, als die Protestanten, eine den Katholiken feindliche Presse unterstützt wird?

Im ganzen Lande ist an keinem der größeren Blätter ein unabhängiger Mann Redakteur. Alle kommen durch die Entfernung von der Redaktion in die größten Verlegenheiten, alle sind schwache Rohre, die nach jedem Wind von Karlsruh sich beugen müssen. Die ganze Presse des Landes ist darum gegen die Katholiken, selbst die in der katholischen Hauptstadt des Oberlandes erscheinende Freiburger-Zeitung. Diese enthält jetzt haarscharfe Artikel gegen die Katholikenbewegung (Verfasser ist Ministerialrath Schmitt), ihr Redakteur nimmt sie, obschon Katholik, ungescheut auf. Die Redaktion war sein letzter Rettungsanker; schneidet ihm die Regierung auch diesen ab, wie wird's dem Schifflein seiner Existenz ergehen in den bewegten Stürmen dieses Lebens! Jäger war früher Sekretär des Hofgerichts, und ist im vorigen Jahre ohne alle Pension aus dem Staatsdienste entlassen worden. Ich weiß nicht, ob wegen Unfleißes; ich glaube nicht, was man sagte, daß er bisweilen aufgearbeitet habe, wie weiland Minister Abbé Dubois, der einst einen Stoß eingegangener Briefe und anderer Schriften, die des Bescheides bedurften, in's Feuer warf und scherzend erklärte, so habe er immer aufgearbeitet (Je suis au courant). Leute, die Herrn Jäger kennen, halten ihn solcher Gewissenlosigkeit nicht für fähig — aber solchen Hasses gegen die katholische Sache hätte ihn auch Niemand für fähig gehalten.

Ich schweige von den übrigen Blättern des Landes; weder sind sie so abonnentenreich, noch so selbstständiger Ansicht, daß sie Erwägung verdienten. In Summa: die gesammte Presse des Landes will wenig heißen, wenn man auf Geist und Charakter sieht. Es gibt Redakteure, die einer republikanischen Regierung gleich eifrig huldigen, es gibt Leute, die auch vor dem Teufel das Knie

beugen würden! Geist und Charakter ist nicht Jedermanns Sache, nicht aus jedem Rohr schneidet man gute Pfeifen.

Da badische Blätter so Vieles, was die wichtigsten Interessen des Landes angeht, verschweigen oder vertuschen müssen, oder bloß vom Standpunkte badischer Staatsweisheit besprechen dürfen, so ist es ganz natürlich, daß Leute, die sich nicht an der Nase herumführen lassen wollen, nach fremden Blättern greifen. An europäischem Ruf, Reichthum und Trefflichkeit des Inhalts steht über allen deutschen Zeitungen die Augsburger Allgemeine Ztg.; sie hat in der Conflictssache, ihrem Principe getreu, bald Aufsätze für, bald gegen den Erzbischof aufgenommen. In Freiburg besitzt sie zwei Correspondenten, einen ältern, der hellen scharfen Blick, Kenntniß der Lage, höhere Anschauung der Sache und gewandte Form besitzt. Wie die Redaktion dazu kam, den Jüngern als Correspondenten anzunehmen, begreifen weder diejenigen, welche die Allgemeine Zeitung, noch die den jungen Gelbschnabel kennen. Aus Karlsruhe kommt hin und wieder etwas suffisante Karlsruher-Weisheit. Der Correspondent aus Mannheim hat allen Grund, dem Erzbischof nicht den Sieg zu wünschen. Wir wollen nichts weiter hier sagen.

Das Frankfurter-Journal und der Schwäbische Merkur sind in Baden vielgelesene Blätter. In ihrer Tendenz haben sie Manches gemein; das Frankfurter-Journal repräsentirt die Weisheit der Weinreisenden, der Commis voyageurs und Schulmeister, der Mercurius dulcis ist gleich negativ, aber mit mehr Anstand; in Glacehandschuhen predigt er den Beamten, was das Frankfurter-Journal dem gewöhnlichen Wirthshauspublikum und den Bummlern. Beide können aber dem, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, trefflich dienen, um den Stand der Dinge in Karlsruh selber kennen zu lernen. In beide Blätter arbeiten nämlich Leute, die mit den Planen der Regierung auf's genaueste bekannt sind; beide Blätter werden benutzt, um das Publikum auf gewisse Regierungsmaßregeln vorzubereiten, oder sie in einer Weise zu rechtfertigen, wie es die Karlsruher-Zeitung des politischen Anstandes halber nicht thun darf. Das Frankfurter-Journal muß oft den Gegnern der Regierung bange machen; der Schwäbische Merkur ist Eclaireur im höheren Sinne des Wortes. Der Name des Mannes

ist in Aller Munde, der aus dem Staatsrath in Karlsruh in den Schwäbischen Merkur correspondirt. Daß kein Mittel unbenutzt bleibt, den Katholiken wehe zu thun, versteht sich von selbst, deßgleichen, die eigenen Leute zu loben. Heute sagt ein Correspondent von Freiburg: man hört, daß Professor Oettinger nach Heidelberg kommt, diese Nachricht erfüllt gánz Freiburg mit Betrübniß; Morgen wird von Karlsruh geschrieben, Heidelberg hätte sich zu dieser Acquisition Glück zu wünschen. Das Wahre an der Sache ist, daß Oettinger sich in Freiburg nicht mehr recht heimisch fühlt, und um jeden Preis fort möchte, daß man ihn in Freiburg gerne ziehen, und in Heidelberg ungern kommen sieht. So geht es in hundert und aber hundert Dingen. Eben kommt mir Schleyer's Schrift: „Die Universität Freiburg. Aktenmäßige Darstellung meiner Entfernung vom theologischen Lehramte an derselben. Schaffhausen bei Hurter 1854", zu Handen. Das zeigt, zu wie gemeinen und gehäßigen Zwecken dieses Artikelschmieden mißbraucht worden ist und noch immer mißbraucht wird. Jeder Badenser ist Schleyer für diese Schrift zum Dank verpflichtet. Diese treffliche, unwiderlegbare Schilderung der schnödesten Willkür, der gemeinsten Rechtsverletzung wird jeden Mann von Ehre mit tiefer Entrüstung erfüllen, wird ihn wachsam machen auf sein und Anderer Recht. Es ist zwar hier nur Einem Menschen seine Existenz, sein Lebensglück gebrochen, es ist nur Einer in seinen edelsten Interessen verletzt worden; es kann aber, was Einem geschah, bald Vielen geschehen, Vielen nicht bloß der Glaube an Gerechtigkeit, sondern die edelsten Güter des Lebens entzogen werden. — Unter denen, welche in den Schwäbischen Merkur gegen die Katholiken schreiben, ist auch Oberamts-Advokat Ruef urkundlich nachgewiesen. Herr Ruef würde besser thun, die Feder niederzulegen. Er könnte einmal sehr ernst an eine gewisse Geschichte von einem Hofkauf erinnert werden!

Den Katholiken war außer den Historisch-politischen Blättern bisher das Volksblatt das Organ, in dem sie sich aussprachen. Das Stuttgarter deutsche Volksblatt hatte in Baden einen sehr großen Leserkreis, wie ihn das Mainzer-Journal und die Deutsche Volkshalle nie hatten. Das Blatt entstand im Frühjahre 1848, und gewann unter der gewandten Redaktion des Dr. Rieß bald große Verbreitung. In Baden ist

es bis jetzt dreimal verboten gewesen. Im Sommer 1849, wo es den Kampf gegen die Republikaner in Baden so meisterhaft führte, von der provisorischen Regierung; im Sommer 1850, als es gegen die preußischen Sonderbestrebungen in Baden so glücklich kämpfte, ward es auf Betreiben der preußischen Partei in Baden verboten. Der Wind drehte sich; aber jetzt ward es von der katholikenfeindlichen Partei unterdrückt. Das Blatt hat viel gewirkt, der Redakteur schon viel geduldet. Dr. Rieß hat sich um die conservative und die katholische Sache in Deutschland viele Verdienste erworben. So gern Referent dieß zugesteht, so kann er dennoch sein Bedauern nicht unterdrücken, daß ein so schönes Talent für Philosophie der Lehrkanzel entzogen ist.

Wollte man die Presse als das Spiegelbild des öffentlichen Geistes in Baden ansehen, so müßte man demnach sehr gering von den Fähigkeiten dieses Völkleins denken; Baden käme Einem vor, wie ein schönes Gesicht ohne Auge. Allein nach der Presse Badens kann man nur eine Partei, nicht die Stimme des Landes selber beurtheilen. Den eigentlich geistigen Strömungen ist die badische Presse fern.

Der Geist der Bevölkerung war früher dem Christenthum eifrig ergeben: man lese einmal die ältere Geschichte dieses Landes von seiner Bekehrung an bis auf die Reformation; man sehe die vielen Klöster, die schönen Stiftungen, man betrachte einmal den Münster in Freiburg, diesen Bau so rein, so schwungvoll; man erwäge, wie viel Söhne dieser Boden in das heilige Land geschickt, oder anderswo der Sache des Evangeliums geopfert hat: man wird lauter Beweise der innigsten, feurigsten Hingabe an die Sache der Religion finden. Sieht man, wie viel Mühe es kostete, einzelne Theile des Landes zu protestantisiren, und mit welcher Hartnäckigkeit sich die Katholiken für ihren Glauben schlugen, welche ungeheuern Opfer sie ihm brachten, so muß man sagen, die Gesinnung war eine eifrig katholische. Das währte bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wo die Freimaurerei in Baden sich auszubreiten anfing. Während der französischen Revolution litt das Land durch die vielen Truppendurchzüge Unsägliches. Die Verbindung mit Napoleon gab dem Hause Hochberg diese Lande. Die Zusammensetzung ist eine gemachte, Baden ist kein naturgemäßes

Ganzes, es ist nicht eine Stammeseigenthümlichkeit, die um alle Bewohner ein einigendes Band schlingt. Nördlich von der Oos sind Franken, südlich Alemannen. Der Pfälzer und der Schwarzwälder sind schroffe Gegensätze. Nicht bloß Natur, sondern auch Herkommen, Gesetze, Geschichte hatten eine Scheidewand gebildet.

Es galt, ein Einigungsmittel zu finden. Das war die Constitution. Es gab eine Zeit, wo in Baden Alles dafür schwärmte. Wir wollen hier nicht reden von constitutioneller oder ständischer Verfassung, von den Vorzügen, die eine vor der andern hat; auch wollen wir die badische Verwaltung nicht näher besprechen; man muß ihr wenigstens das lassen, daß sie gute Straßen, Bahnhöfe u. dgl. zu bauen wußte, obschon es jetzt den Anschein hat, die Straßen seien nur da, damit die verarmten Einwohner darauf nach Amerika abreisen können. Das aber wird Jeder zugeben, die Constitution war nur ein formelles Band. Das constitutionelle Leben hat in Baden namentlich zum Mächtigwerden einer negativen Richtung gewirkt. Der badische Liberalismus ist genugsam gekannt; man kann nicht läugnen, daß Hecker und Brentano nur consequente und entschiedene Leute waren. Der badische Staat ist vor ihnen zusammengesunken, wie ein Kartenhaus vor dem Lufthauch. Die badischen Beamten, jetzt so brutal gegen die Kirche, wie zahm waren sie damals, wie bereit schwuren sie den Eid der provisorischen Regierung! Warum denn nicht? Ihre Besoldung wurde ihnen ja ausbezahlt! Sie waren nicht treu ihrer Idee, nicht treu der Persönlichkeit ihres Fürsten, sie waren nur treu ihrer Besoldung.

Die Beamten waren also nicht die Stützen des Staates, obschon sie, nachdem die preußischen Waffen die Revolution niedergeschlagen hatten, eifrig waren, in der Verfolgung aller Revolutionäre. Auch die badischen Soldaten waren die Stütze des Staates nicht; schmählicher als das badische hat sich kein Armeekorps aufgelöst. Auch der vaterländische Verein nicht. Dieser vaterländische Verein bestand aus Beamten, gemäßigt Liberalen, Pensionisten u. dgl.; sie wollten eine Mittelstraße halten, versammelten sich oft, hielten Reden, machten Anträge. So beantragte Hofrath Oettinger eine Adresse an das Parlament, dem man für seine Wirksamkeit danken, das man zum Ausbau der Verfassung ermuntern solle; dem König von Preußen solle es die Krone antra-

gen u. dgl. Der König von Preußen war aber weiser und treuer, als diese Professoren, die ihren Großherzog halb mediatisiren wollten. Also auch der vaterländische Verein leistete Nichts, flog auseinander wie Spreu vor dem Wind, nur die Revolution hatte Kraft.

Eine höhere Staatsklugheit hätte der negativen eine positive geistige Strömung entgegengeleitet. Man bezwingt geistige Schwingungen nicht mit Beamten, nicht mit Gensdarmen, nur mit Geistern kämpft man gegen Geister. In Karlsruh hat man aber nur die negative Richtung begünstigt. Die kühnsten politischen Lehren hallten von den Kathedern der beiden Landesuniversitäten. Unter dem Ministerium Beck gestattete man von neuem die Errichtung neuer Freimaurerlogen. Was sollte Letzteres dem Staate nützen? Das Gute, wofür sich die Logen als Vorkämpferinnen ausposaunen lassen, ist Sache jedes gebildeten Mannes. In Baden hat man die Freimaurer nur sich gegenseitig befördern und für Preußen agitiren sehen. In Karlsruh schien man namentlich das Umsichgreifen des Rationalismus unter den katholischen Geistlichen gerne zu sehen. An der Universität Freiburg wurde mit größter Heftigkeit Alles, was specifisch katholisch ist, bekämpft, und zwar von den Professoren der Theologie. Eine Schule von Geistlichen ward gebildet, die am liebsten über das Thema: „Gott ist die Liebe“, predigten oder moralisirten, aber selbst nur von der speculativen Bedeutung der Dogmen nicht die entfernteste Ahnung hatten. Was Wunder, wenn der Bauer und Städter wenig die Kirche besuchte; die Moral wußte er ja ohnehin, und daß Gott die Liebe sei u. dgl., las er viel schöner in den „Stunden der Andacht.“ Als der Deutschkatholicismus Furore machte, kamen Dowiat und Ronge auch nach Baden; mit dem Gedanken, den Deutschkatholicismus gegen die katholische Kirche loszulassen, hat man sich in Karlsruh in furchtbangen Momenten getröstet.

Mit der Berufung Hirscher's fing in Baden eine andere Richtung an, sich allmählig auszubreiten. Noch erinnere ich mich des gewaltigen Eindrucks, den seine Antrittsrede über den Glauben an einen persönlichen Gott auf die Anwesenden hervorbrachte. Den schönen Inhalt voll tiefer Mystik unterstützte nicht wenig der ausgezeichnete Vortrag und das seelenvolle Auge des Sprechers. Die

Einwirkung Hirscher's auf die Akademiker war eine tiefgreifende, ein anderer Geist griff Platz, man fing an, in anderem Tone zu predigen. Bald wirkten Staudenmaier und Stolz neben Hirscher. Der Einfluß, den Letzterer durch seine populären Schriften ausübte, war ein großer. Wie die Aenderung schon in den untersten Schichten des Volkes Platz greift, zeigt die große Anzahl der Mitglieder des von Stolz gebildeten Gesellenvereins. Im Jahre 1848 sah man in Freiburg die Gesellen mit hohen Stangen und Sensen darauf für die vermeinte Freiheit streiten. Jetzt fängt der christliche Geist an, sich ihrer und des Handwerkerstandes überhaupt zu bemächtigen. — Es geht ein tiefer religiöser Zug durch die ganze Zeit. Der Mensch ist der Hohlheit der vergangenen Periode müde, er will nicht bloß eine Wahrheit, die er gemacht hat, sondern eine Wahrheit, von der er sich selber abhängig weiß. Alle Errungenschaften der neueren Zeit, alle Forschungen in Kunst und Wissen sollen erst durch den sie durchdringenden religiösen Geist ihre Weihe und Vollendung erhalten. Nach der Zeit der Zerrissenheit, des Zweifels, des geistigen Unglücks wird die Zeit des Glaubens, der Seelenruhe und des Glückes eintreten. Ein durch den Glauben beseeligtes Geschlecht wird auf die Irrgänge der Vorfahren zurücksehen, wie auf wilde Träume einer unglücklichen Nacht.

Wie der Mensch ohne höhere Principien geistig krank ist, so ist ein Volk krank, das keine Religion hat. Die Religion ist dem Geiste so nothwendig, als die frische Luft dem Leib. Ein Volk ohne Religion ist ohne geistige Electricität, ist ein oberflächliches, ein treuloses Geschlecht. Die religiöse Bewegung ist in Baden im besten Zug; sie hat ihre Feuerprobe gut bestanden, alle Verfolgungsmaßregeln der Regierung fördern sie nur. Sie hat keine Vertheidiger auf dem Landtag gefunden*), sie wird aber einst ihre Sprecher selber stellen. Vor Kurzem noch gab es sehr viel laue und einige eifrigen Katholiken in Baden, jetzt besteht dort eine katholische Partei, die weiß, was sie will, und mit Energie ihre Sache vertheidigt.

*) In einer geheimen Sitzung des letzten Landtags nannte Hofrath Platz einen Deputirten, der die Maßregeln des Ministeriums tadelte, einen „Parteimann.“ Der entgegnete: „Wer seine Feder verkauft hat, ist ein Miethling, und darf Niemanden Parteinehmung vorwerfen.“

III.

Die St. Peterskirche zu London.

Der im Ruf der Heiligkeit im Jahre 1850 zu Rom verstorbene Priester Vincenz Pelloti war während seines langen, für das Heil der Seelen thätigen Lebens ganz besonders von dem Gedanken erfüllt, gerade dasjenige Princip, welches unserer Kirche den Namen der katholischen gibt, und durch die Vereinigung der verschiedensten Völker zu Einer Gemeinschaft den oft so nachtheilig wirkenden Nationalismus ausschließt, zur Geltung zu bringen. Mit diesem katholischen Princip war es von dem Beginne der Kirche an vereinbar, daß, während ihr in Petrus und seinen Nachfolgern das allgemeine Centrum gegeben ist, in den verschiedenen, von ihr für Christus gewonnenen Gegenden sich in den Metropoliten kirchliche Einheitspunkte für kleinere Kreise ausbildeten. Gehört dieß der organischen Gliederung ihrer Verfassung selbst an, so hat die Kirche daneben auch solche Erscheinungen stets mit Freuden begrüßt und durch ihre Gnadenmittel begünstigt, wo von irgend einem dazu geeigneten Punkte aus, durch gemeinsame Thätigkeit von Priestern und Layen, und im Einklange mit jenem allgemeinen Centrum, für die Verbreitung des Glaubens und die

Förderung des Seelenheiles Vieler gewirkt wurde. — Ein in dieser Beziehung besonders geeigneter Punkt ist jene große Weltstadt an der Themse. Nicht nur durchfurchen von ihrem Hafen aus Großbrittaniens Schiffe die Ozeane, und bringen die entferntesten Theile unseres Erdkreises mit einander in Verbindung, sondern London ist zugleich der Sammelplatz einer großen Anzahl von Fremden aus allen Gegenden der Welt; wie unendlich viel hat in älterer Zeit, wo derartige Verhältnisse nur in einem minderen Maßstabe vorhanden waren, gerade dieß zur Verbreitung des Christenthums beigetragen! In London leben nun unter zwei Millionen Protestanten mindestens 200,000 Katholiken, und unter diesen eine große Anzahl Fremder der verschiedensten Nationen, und es erscheint als ein dringendes Bedürfniß, daß gerade für sie die Kirche in den Stand gesetzt werde, ihre Alle umfassende Liebe auf eine erfolgreichere Weise, als es unter den bisherigen Umständen möglich war, auszuüben. Dieses Bedürfniß tritt erst dann in ein recht helles Licht, wenn man sich vergegenwärtigt, daß für jene große Zahl von Katholiken London nur 25 Kirchen und Kapellen besitzt, während 15 andere sich in der Umgebung befinden; alle diese sind, St. George in Southwark und eine Kapelle in Spitalfields ausgenommen, sehr klein, und die 77 Priester Londons nebst den 27 der Umgegend reichen nicht aus, um auch nur einigermaßen dem Seelenheile und dem Unterrichte der unter den beiden Millionen Protestanten völlig zerstreut lebenden Katholiken zur Genüge obliegen zu können; insbesondere muß auch eine wichtige Seite der Förderung des Glaubens hierunter vielfach leiden, die nämlich: der Sehnsucht so vieler Protestanten, den Unterricht in den Lehren der Kirche zu erhalten, zu entsprechen. Rechnet man dazu, daß die katholischen Schulen nur zwei Drittheile der schulfähigen Kinder aufnehmen können, so wird man zugestehen, daß, wenn in diesen verschiedenen Beziehungen die Lage der Katholiken Londons überhaupt eine

traurige ist, gerade die der Fremden in einem noch höheren Grade die Theilnahme in Anspruch nimmt, da es ihnen wegen Unkenntniß der Sprache an jedweder geistlichen Führung, und ihren Kindern an allem Unterrichte fehlt.

Diese Zustände waren es, die das Herz jenes liebevollen Dieners Gottes bewegten und ihn veranlaßten, Mittel zu ergreifen, um jenen Uebeln abzuhelfen. Rom bietet in dieser Hinsicht ein so schönes Vorbild, wo in St. Peter die Priester aller Zungen in den Beichtstühlen sitzen, um die Sünder aller Völker von ihrer Bürde zu befreien. Pellotti sendete daher schon im Jahre 1844 zwei Priester seines zu Rom in St. Salvatore in Onda gegründeten Instituts nach London, um „in dem Mittelpunkte der Stadt, nach dem Muster der schönsten und ältesten Basiliken, eine große geräumige Kirche zu bauen, mit Schulen für die Kinder der Fremden, welche in London wohnen, und mit einem Hause für Priester der verschiedenen Nationen, namentlich Deutschen, Italiener, Franzosen, Slaven, Belgier, Spanier u. s. w., um immer bereit zu seyn, ihre Landsleute in Gott zu trösten.“ Die Sammlungen, welche bisher zu diesem Zwecke veranstaltet wurden, haben die Höhe des Ankaufspreises von Grund und Boden etwa um 700 Pfund überschritten; für jenen mußte, bei dem hohen Werthe aller Grundstücke in London, die beträchtliche Summe von 7500 Pfund Sterling aufgewendet werden. So wie nun der heilige Vater das von Vincenz Pelotti gegründete Institut, das sich zur Aufgabe gestellt hat: Katholiken, ohne Unterschied der Nation, durch Frömmigkeit zu einer Bruderschaft zu vereinigen, und daher thätig durch die Mission zu wirken, anerkannt hat, so hat er auch durch ein eigenes Schreiben vom 18. Juni 1848 dieses Unternehmen gebilligt, er hat den Plan der Kirche gesegnet, und den Wunsch ausgesprochen, daß sie unter der Anrufung des heiligen Apostelfürsten Petrus geweiht werden solle; gewiß der glücklichste Gedanke, daß gleichsam nach dem Vorbilde der

St. Peterskirche in Rom nunmehr eine solche für alle Nationen der Welt auch in London erstehen sollte.

Daß dieses große Unternehmen bedeutende Liebesopfer der Katholiken anderer Länder erfordert, versteht sich von selbst; aber der christlichen Liebe, welche sie an den Katholiken aller Nationen in Anspruch genommen, ist schon Vieles, ja das scheinbar Unmögliche, möglich geworden. Außerdem, daß Beiträge für diesen Zweck an die Congregation der Propaganda, an Se. Eminenz den Cardinal Wiseman, und an die apostolischen Nuntien eingesendet werden können, sind unter der Approbation jener Congregation zwei apostolische Missionäre, Dr. Rafael Melia und P. Maria Stephan, dazu bestellt, um milde Gaben zu sammeln. Der Letztere befindet sich gegenwärtig auf seiner zu diesem Zwecke durch Deutschland unternommenen Reise, und hat bereits, so viel bekannt geworden, in Wien eine sehr bereitwillige Aufnahme gefunden.

IV.

Bulletins aus dem Hauptquartier

der Innern Mission in der Kirche Deutschlands.

Den 7. Juni 1854.

Kaum war mein letztes Schreiben an Sie abgegangen, so brachten die badischen Blätter die Nachricht, Staatsrath Brunner sei nach Rom abgesandt worden, um über die neuesten Vorgänge mündlichen Bericht zu erstatten. Gleichzeitig bringen die Regierungsorgane der Presse (andere gibt es in Baden nicht) eine wahre Fluth von Ausfällen gegen den gefangenen Erzbischof, und wehren mit allen Mitteln der Gewalt und des Schreckens Vertheidigung und Gegenwort ab. Unter den Anschuldigungen nimmt die erste Stelle der Eidbruch ein, dessen so ziemlich officielle Artikel der tonangebenden Karlsruher-Zeitung, und nach ihr die übrigen Landesblätter, den greisen Erzbischof anklagen. Man darf, ohne Jemand Unrecht zu thun, wohl annehmen, daß dieser schwere Beschuldigungsgrund in Rom gegen den Erzbischof geltend gemacht werden soll; eine eigenthümliche Ironie liegt aber darin, daß der wahrscheinliche Vertheidiger der Heiligkeit des Eides in Rom, Staatsrath Brunner, nicht nur für seine Person im Jahre 1849 den Diensteid seinem Landesherrn

gebrochen hat, indem er einen verklausulirten Eid der provisorischen Regierung Brentano's schwur, sondern in seiner Eigenschaft, als Vorstand des Ministeriums des Innern, nachdem der Präsident Staatsrath Bekk die Flucht ergriffen hatte, mit wenigen Ausnahmen die höhern und niedern Diener fast aller Regierungsbranchen, durch das ganze Land, mit sich fort in den Treubruch riß.

Es ist oft eine ganz besondere Fügung Gottes, daß Menschen in eine Stellung versetzt werden, aus welcher sich so grelle Gegensätze ergeben, daß es für diese betreffenden Männer besser gewesen wäre, sie hätten das Dunkel nicht verlassen, das glücklicher Weise sie bedeckte. — Wir wollen dem Staatsrath Brunner nicht unrecht thun; er gilt für einen unbestechlichen Richter, für einen redlichen Mann, er ist wohlwollend und geachtet als Familienvater und Mensch. Er hätte im Mai 1849, nach dem Beispiele gar Vieler, auch davon laufen, und sich damit den Gefahren und Verlegenheiten kommender Tage entziehen können. Er ist geblieben, hat sich und tausend Andere zum Werkzeug für Zwecke hingegeben, welche, seinem Gefühle nicht minder, als seinem Dienst-Eide entgegen, Fürst und Volk unsägliche Leiden bereiteten. Wir hegen die Ueberzeugung, daß Brunner bei diesem Allem bona fide gehandelt hat, seine subjektive Schuld daher viel geringer ist, als die objektive That es erscheinen läßt. In dem Eide der provisorischen Regierung war ja doch die Landesverfassung vorbehalten, die eben erst gewaltsam über den Haufen geworfen war. Ihre Aufrechterhaltung stand also in actis, und damit gab sich der Rechtsfreund der Legalität vollkommen zufrieden. Was gingen ihn die Thatsachen an? Man hat den Jesuiten die reservatio mentalis, in einzelnen Fällen vielleicht nicht mit Unrecht, zum Vorwurf gemacht. Wir vertheidigen die Maxime sicher nicht, allein noch fluchwürdiger erscheint uns jene Rechts- und Wortverdrehung, welche keine objektiven Grundsätze mehr anerkennt, sondern

nur Interpretation zuläßt, die man je nach Umständen deuten kann. Daher kömmt es, daß kein klares Recht, keine klare Anschauung der Dinge, und mithin kein klares, und selbst nicht einmal objektiv billiges Urtheil mehr denkbar ist. Daher kömmt es, daß man ohne Bedenken einen Eidbruch begehen und für einen ehrlichen Mann gelten kann. Daher kömmt es, daß man die treueste und edelste Pflichterfüllung hingegen als Meineid zu brandmarken wagen darf. Staatsrath Brunner hat, wie gesagt, seinen Diensteid faktisch gebrochen, und ward die Veranlassung, daß dieser Eidbruch sich bis in die letzten Reihen der Beamtung wiederholte. Der Erzbischof von Freiburg hat seinen Eid zur gleichen Zeit, mit Gefahr für sein Leben, heilig gehalten, er stellte sich, der schwache Greis, der tobenden Bewegung entgegen, auf die Gefahr hin, sich und die ganze katholische Kirche im Bunde mit der Despotie und Reaktion erscheinen zu lassen, und rief den Völkern das vergessene Gotteswort zu: die Obrigkeit ist von Gott!? Der Erzbischof, von dem großherzoglichen Oberkirchenrath zum Treubruch aufgefordert und gedrängt, blieb standhaft und treu. Die Interpretation der Juristen absolvirt nun aber den faktisch Eidbrüchigen von seinem Verbrechen, und beschuldigt den Mann, der in der gefährdetsten Lage seinen Eid hielt, des Meineides. Man beschuldigt ihn dessen ganz officiell, ohne das Urtheil der Gerichte abzuwarten, während manche Vorgänge doch seine Gegner hoffen lassen dürfen, dieses Urtheil werde zu ihren Gunsten gefällt werden.

Die Karlsruher-Zeitung hat eine Reihe von „Aktenstücken zum Kirchenstreit" eröffnet, deren erstes der Eid des Erzbischofs ist, den ich hier wörtlich wieder gebe, obgleich andere Blätter, unter Anderm auch die Allgemeine Zeitung, denselben abgedruckt haben, weil ihn der Leser dieses Briefes für das Nachfolgende gegenwärtig haben muß. „Ich schwöre und verspreche bei dem heiligen Evangelium Gottes,

Sr. K. H. dem Großherzog Leopold von Baden und Allerhöchstdessen Nachfolgern in der Regierung, sowie den Gesetzen des Staates, Gehorsam und Treue. Ferner verspreche ich, kein Einverständniß zu unterhalten, an keiner Berathschlagung Theil zu nehmen, und weder im In- noch im Auslande Verbindungen einzugehen, welche die öffentliche Ruhe gefährden, vielmehr wenn ich von irgend einem Anschlage zum Nachtheil des Staates, sei es in meiner Diöcese, oder anderswo, Kunde erhalten sollte, solche Sr. K. Hoheit zu eröffnen — so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium."

Den canonischen Eid habe der Erzbischof mit dem Zusatze geleistet: „Alles Dieses werde ich um so unverbrüchlicher halten, je gewisser ich bin, daß hierin nichts enthalten ist, was meinem Eide, der schuldigen Treue gegen Se. K. Hoh. den Großherzog Leopold und seinen Thronfolgern entgegen seyn könnte."

Wir wissen nicht, ob Erzbischof Hermann diesen Eid geleistet hat, denn der Artikel der K.-Z. trägt dafür keine Beglaubigung*). Er mag aber diesen Eid auch geleistet haben,

*) Seitdem obiger Aufsatz geschrieben ward, ist der in demselben Sinne sich aussprechende Hirtenbrief vom 3. Juni erschienen. Die protestantische „Freimüthige Sachsenzeitung" (20. Juni) rühmt die erzbischöfliche Ansprache als „voll apostolischer Kraft und Offenheit." Anders das große Organ der preußischen Zweckpolitiker und Utilitätschristen, der Ritter, Pastoren und speculirenden Aventuriers — mit aller Achtung vor Männern à la Gerlach zu sprechen; aber warum mischen sie sich in solche Gesellschaft! Die „Kreuzzeitung" also ist seit ihrer schmählichen Schwenkung und der Verläugnung ihrer eigenen Principien überhaupt von Stufe zu Stufe bis zu einer trivialen Gemeinheit der Polemik herabgestiegen, und so ganz in die historische Schule des liberalen Gassenhauer-Witzes eingegangen, daß ihre betreffenden Leitartikel kaum mehr zu lesen sind. Sogar die armen Katholiken in der Schweiz überschwemmt sie nun mit läderlichen Verdächtigungen; insbesondere aber charakterisirt sie

und so weit wir die Handlungsweise des ehrwürdigen Greises zu verfolgen Gelegenheit hatten, hat derselbe treu und ohne Gefährde diesem seinem Gelöbnisse gemäß auch gehandelt; er hat Gehorsam und Treue dem Regenten und den Gesetzen bewahrt, wie hierüber auch im Allgemeinen nie ein ernstlicher Zweifel bestehen kann. Verhehlen läßt es sich allerdings nicht, daß die Fassung dieses Eides auf Schrauben gestellt ist, daß sie einer Deutung unterliegen kann, nach welcher jede Amtshandlung, die dem katholischen Bischof als Pflicht obliegt, wenn er seinen Gott und der heiligen Kirche gelobten Gehorsam nicht verletzen will, möglicher Weise als ein Eidbruch zu bezeichnen ist. Aber zum Glück ist die Falle so plump, daß es nur einiger Ueberlegung bedarf, um sogar den Schein einer so schweren Anklage von dem Erzbischof abzuwenden.

Der Sinn, den man allein diesem Eide unterstellen darf, ist allenfalls ein Ungehorsam, oder ein Treubruch, oder ein verbrecherisches Einverständniß des Erzbischofs in allen, möglicher Weise, denkbaren Fällen, nur nicht in jenen, in welchen der Erzbischof kraft seiner Würde und seines Amtes keiner weltlichen Autorität unterworfen ist. Daß die Doppelzüngigkeit einer Regierung, welche von Anfang an den übelsten Willen in Erfüllung ihrer vertragsmäßig übernommenen Verbindlichkeiten gegen die katholische Kirche an den Tag gelegt hat und auf ihrem verderblichen Wege beharrt, einem Eide, wie er in dieser Form unseres Wissens von Niemand sonst im Lande geleistet wird, aber gerade diese Auslegung gibt, daß es dem Erzbischof

---

jenen Hirtenbrief vom 3. Juni als eine Heiligsprechung des — Eidbruchs durch „rabulistische Sophistereien." Versteht sich doch sonst auf die Aechtheit dieses Artikels Niemand besser, als Herr Wagener selbst, der Edle vom geschenkten Rittergut und Ritter undefinirbarer Imperialen! Anm. d. Red.

verwehrt seyn solle, seinen Amtspflichten zu genügen, wäre oder ist vielmehr von ihrer Seite ein Geständniß, das wir von ihrer Klugheit nicht erwartet hätten. Die Regierung hätte ja somit von dem Erzbischof einen Eid auf eine Pflichtverletzung, auf eine res turpis verlangt, wie ihn die Gesetzgebungen aller Länder und mit Recht verpönen? Wir halten allerdings dafür, der Erzbischof, falls er diesen Eid in der That geleistet hat, würde besser gethan haben, ihn nicht zu leisten, indem schon in dieser Form eine Beleidigung seiner hohen Würde und eine Verdächtigung gegen die katholische Kirche liegt. Daß der demüthige und aufrichtige Mann dabei aber an keine Arglist seiner Gegner dachte, leuchtet ein; weßhalb auch kein billig Denkender seine Handlungsweise deßhalb tadeln und die Hinterlist einer protestantischen Regierung rechtfertigen wird.

Die Karlsruher Zeitung geht aber noch weiter; sie nimmt in ihrer nachfolgenden Betrachtung in den Kreis der Anforderungen, welche sie an die Fügsamkeit des Erzbischofs stellt, sogar auch noch die Verordnungen auf. Es würde mithin an einer Verordnung eines anders- oder ungläubigen Ministers oder andern Beamten genügen, um die katholische Kirche auch formell in Baden abzuschaffen, nachdem alle wesentlichen Bedingungen ihres Bestehens untergraben sind, und der Erzbischof müßte bei Strafe des Ungehorsams und des Meineides sich einer derartigen Verordnung fügen? Das Unvernünftige einer solchen Unterstellung leuchtet nicht minder ein, als die Unmöglichkeit, daß badische Regierungs-Beamte, welche in dieser Frage als eine höchst befangene Parthei erscheinen, über die Amtshandlungen des Erzbischofs von Freiburg eine Entscheidung zu geben befugt seyn sollen! — Dr. Schleyer, der ehemalige Lehrer der Kirchengeschichte an der Universität Freiburg, hat soeben in einer ganz trefflichen Schrift, die sogleich mit Beschlag belegt wurde, die Verfolgungen der katholischen Kirche an der Universität Freiburg

ad oculos demonstrirt. Wir können nicht genug die Wichtigkeit der deßfallsigen Documente, so enge der Kreis gezogen scheint, in welchem sich die Darstellung bewegt, dem Publikum empfehlen. Wie an der Hochschule, unter den Augen der Erzbischöfe, ging die badische Regierung unaufhaltsam an die Zerstörung des katholischen Geistes und der katholischen Lehre auch an sämmtlichen Mittelschulen des Landes. Eine große Anzahl derselben, obschon aus kirchlichen Mitteln zu dem Zwecke gestiftet, das Studium der Theologie durch klassische Vorstudien in allen Theilen des Landes möglich zu machen, wurde in höhere Bürgerschulen verwandelt und ihren Stiftungszwecken entzogen. Die Volksschulen, unter der Leitung großentheils ganz ungläubiger Lehrer, entfremdeten sich der katholischen Kirche immer mehr, welche beinahe nur noch auf den unverwüstlich katholischen Sinn der Familie zu ihrer Erhaltung angewiesen war. Wenn mithin der Erzbischof einst vor Gott hintreten soll, um über das Heil der ihm anvertrauten Seelen pflichtgetreue Rechenschaft zu geben, so blieb ihm kein anderes Mittel, nachdem alle Vorstellungen, Bitten, Klagen, Beweisgründe erschöpft waren, als der betretene Weg. Ein 82jähriger Bischof von der Denkweise Hermanns von Vicari fürchtet einen badischen Kerker nicht, wohl aber die Gerichte seines Gottes, der diesen ehrwürdigen Greis offenbar zum Werkzeuge auserwählte, um das zerfallene Haus der Kirche vielleicht in ganz Deutschland wieder aus dem Staube erheben zu helfen. Wer den Mann Gottes während seiner neuntägigen Haft in Freiburg sah, wohin Alles strömte, um seinen Segen zu erhalten, war auf das tiefste ergriffen von der Sanftmuth, der Demuth, dem Gottvertrauen und der Geistesheiterkeit, womit der erhabene Märtyrer seine Leiden trug. Die badische Regierung ist im Besitze der Gewalt, die mit Gewalt ihr niemand im Lande streitig machen darf noch macht. Sie gebraucht und mißbraucht ihre Macht. Ueber ihr steht aber ein noch Mäch-

tigerer, vor welchem Jahrzehnten und ganze Geschlechter da-hinschwinden wie Rauch.

Man macht sich auswärts gar keine Vorstellung, welcher bald kleinlichen Quälereien, bald wieder ernsteren Verfolgungen Personen der verschiedensten Stände wegen ihrer oft nur vermutheten katholischen Gesinnung an manchen Orten ausgesetzt sind. Ein preußischer Collegial-Beamter aus Sigmaringen z. B., welcher nahe Verwandte in Freiburg besuchte, wurde von dort ausgewiesen, auf den Grund, daß er mit notorischen Häuptern der ultramontanen Parthei verkehre; ein Registrator wurde in Heidelberg von seinem Dienste suspendirt, weil er auf der Straße mit einigen, ihn zufällig begegnenden Bürgern gesprochen hatte, welchen nichts zur Last fällt, als daß sie für gläubige Katholiken gelten. Dieser junge Mann begab sich in Familienangelegenheiten nach Freiburg, wurde aber von dort sogleich auch ausgewiesen und sein Recurs an die Kreisregierung nicht einmal angenommen. Ein erzbischöflicher Kanzleibeamter befand sich in dem Hause eines geachteten Land-Pfarrer's, welcher in Folge eines sehr weichen Gemüths und schwachen Charakters sich in den letzten Zeiten schwankend gezeigt hatte; in Gegenwart dieses eingeladenen Gastes überfielen den Pfarrer so beängstigende Nervenzufälle, daß der Erstere um Hülfe rief, worauf ein Gensdarm erschien, den Gast als den möglichen Veranlasser dieser Krankheitszufälle verhaftete und unter doppelter Bewachung nach dem Amtsstädtchen Staufen vor den Beamten Metzger brachte. Man trieb vor den Augen des Arrestanten aus der schlechtesten Gefängnißzelle einen ganz verlumpten Vagabunden aus, dessen Strohsack der Mißhandelte einnehmen mußte, in einer Umgebung, deren Schilderung der Anstand nicht gestattet. In dieser Lage verblieb der Mann bis das Zeugenverhör nach einigen Tagen ergab, daß den guten Pfarrer schon wiederholt ähnliche Krankheitszustände befallen hätten, welche von dem Gaste in keiner Weise veran

laßt worden seien. Die geringste Aeußerung kann von der Straße weg in's Gefängniß führen. Ein ziemlich angesehener Bürger Freiburgs bemerkte in der Gegenwart eines Dritten: „es würde doch wohl erlaubt seyn zu beten!“ Diese Worte veranlaßten eine Vorführung des Mannes vor den Polizei-Beamten und die augenblickliche Verhaftung dessen, welcher die Aeußerung vernommen und ihr Beifall geschenkt hatte. Mit diesem Letztern glaubte man weniger Umstände nöthig zu haben. Dergleichen Geschichten tragen sich unzählige zu. Die Stiftungsangelegenheit hat namentlich die Beamtenwelt in ungeheure Bewegung versetzt. Mit Schmeichelworten oder, wo diese nicht Eingang fanden, mit Androhung von Gefängniß, Executionsmannschaft ꝛc. brachten es die Beamten natürlich fast überall dahin, daß sich die Stiftungsvorstände entschlossen, den bisherigen Zustand, mit dem Ortsgeistlichen als Vorstand, gelten zu lassen. Der Versuch der Regierung, diesen Letztern jede Einwirkung auf die kirchlichen Stiftungen zu entziehen, mußte von ihr aufgegeben werden. Die badischen Blätter bringen nichts destoweniger lange Berichte über die Erklärungen der Stiftungsvorstände im ganzen Lande, gestehen aber selbst ein, mit welchen Mitteln die äußerlichen Zustimmungen errungen wurden. Beispiele seltenen Muths kommen demungeachtet häufig vor und verdienen, unter solchen schlimmen Verhältnissen, um so größere Anerkennung, als das schwer geprüfte Volk seit Jahren eingeschüchtert ist. Ein Bauer bemerkte in einer zahlreichen Versammlung der Stiftungsvorstände einer ganzen Gegend: die ersten Christen hätten ihre Habe zu den Füßen der Apostel, nicht der weltlichen Behörde niedergelegt. Hierauf erfolgte von Seiten des Beamten eine so heftige Scene, daß die Anwesenden verstummten und unterzeichneten, was man ihnen vorlegte. Andere Stiftungsrechner erklärten, man könne ihre Brust durchstechen, sie aber nicht von ihrer Pflicht abweichen machen.

Was dermalen einzelne Stimmen der Art wiegen, wird

jeder Unpartheiische selbst ermessen. Das Interesse an der Kirche ist jedenfalls rege geworden und die Stiftungen dürften vorerst gesichert seyn. Wenn sich jedoch eine Gemeinde, wie z. B. Pforzheim oder Donaueschingen, als Paradestück besonderer Regierungs-Loyalität auftreiben läßt, oder so ein katholisch getaufter Physikus, oder ein Kleinstädter, der für seine Stunden der Andacht in süßlicher Wonne schwelgt, sich findet — in Baden muß es naturgemäß eine Legion solcher Katholiken geben — welcher seinen Bischof über die Reinheit der katholischen Lehre und „Liebe" und über ein Reich Gottes, das nicht von dieser und ebensowenig von der andern Welt ist, öffentlich belehrt — dann öffnet die Karlsruher Ztg. mit Jubel ihre Spalten; sie bringt auch mit Sorgfalt die sparsamen Artikel, welche in der Fremde die badische Regierung loben, und lobt sie selbst nach Kräften. Was aber die Sache der Kirche, gleichviel in welcher Form, vertritt, wird vom Ausland abgewehrt, im Innern durch Hausuntersuchungen, Geld- und Gefängnißstrafen gewaltsam unterdrückt und — am Ende die loyale, regierungsfreundliche Stimmung im ganzen Lande gerühmt, gegen welche man höchstens so viele Kräfte aufbieten muß, daß der Verlauf der meisten andern Geschäfte ruht. Man übersieht, daß man keinem greifbaren Feinde entgegensteht, daß man wohl verfolgen und Opfer haben kann, die Ueberzeugung aber nicht erreicht.

V.

Russische Pfingstrosen-Knospen.

VI.

Die Revolution und die religiösen Sekten Rußlands.

1.

Die Roskolniks oder Ketzer überhaupt.

In Moskau besteht seit alter Zeit der Gebrauch, daß in der Woche nach Ostern jeden Morgen große Volksmassen auf dem Platz vor der Himmelfahrtskirche im Kreml sich versammeln, um Religionsgespräche und Dispute zu halten, wobei das Volk ganz allein sich betheiligt, und weder Geistliche noch Beamte, noch Adelige Theil nehmen. Die Polizei läßt solche Versammlungen ganz ungestört, die auch ihrer Sorge nicht bedürfen, da das Volk selbst die strengste Ordnung aufrecht erhält, und nie ein Exceß dabei vorfällt. In verschiedenen Gruppen sammeln sich dann einerseits die Anhänger der orthodoxen Kirche, andererseits die Roskolniks aller Arten, besonders aber Starowerzen, und die unter die Haufen vertheilten Kämpfer stellen irgend einen religiösen Satz auf zum Angriff oder zur Vertheidigung. Der Ton des Gesprächs ist

der höflichste und ruhigste; man zieht gegenseitig den Hut, verbeugt sich tief gegen den Gegner und bittet ihn um Erlaubniß, auf seine Sätze oder Fragen antworten zu dürfen. Der Disput bewegt sich mit größter logischen Schärfe. Keiner fällt dem Andern in die Rede. Bleibt Einer stecken oder weiß sich nicht mehr zu retten, so tritt gleich ein Hintermann vor, um ihm auszuhelfen oder selbstständig das Gespräch zu übernehmen. Würde Einer heftig oder nur ausrufen: das ist nicht wahr! so würden ihn sogleich die Seinigen zurechtweisen: das sei kein Zwiegespräch mehr, und wäre er nicht sofort ruhig, so zögen sie ihn augenblicklich in ihren Haufen zurück. Die höheren Stände nahmen früher wenig Notiz von diesem interessanten Volksgebrauch; das ist aber anders geworden, seitdem man auch in Rußland mit dem Studium des nationalen Lebens sich beschäftigt. Von der Disputation zu Ostern 1841 erzählt Freiherr von Haxthausen einen bezeichnenden Fall. Als nämlich ein hochgebildeter Adelicher, mit einigen andern Edelleuten in nationale Verkleidung gehüllt, sich in die Debatte mischte, und mit viel Geschick den Kämpfern der orthodoxen Kirche gegen einen gewandten Roskolnik zu Hülfe kam, hörten diese nachgehends kaum, daß ihr beredter Helfer ein Edelmann sei, als sie höchlich verwundert ausriefen: „Wie? ein Edelmann, und weiß doch alles Dieses!"

Wenn dieser Zug am moskowitischen Volksthum einerseits an das widerliche Siechthum des Byzantinismus erinnert, und auch von der Czarenkirche mit ihrer fehlenden Kanzel nur allzu reichlich verschuldet ist, so erweist er andererseits ein rührendes Interesse an der christlichen Wahrheit, sogar in ihren einzelnsten Sätzen, in diesem russischen Volke, das für die Predigt des Heils ebenso empfänglich als von aller eigentlichen Seelsorge verlassen ist. Seine Religiosität ist, wie denn auch der Stammcharakter ursprünglich ein ganz anderer war, nicht die verbockbeinte politische Religion der Orie-

chen. Als z. B. unter Czar Alexander die französische Emigration, von Asyl zu Asyl gejagt, in Rußland mit offenen Armen aufgenommen und versorgt wurde, waren die Priester derselben mit der Haltung der Schismatiker gegen sie sehr zufrieden; nicht nur rühren fast alle Conversionen unter dem russischen Adel mittelbar oder unmittelbar von ihnen her, sondern auch unter dem Volke selbst stießen sie nicht auf fanatische Exclusivität. So erzählt der Jesuit Henry, wie er und andere Priester, während in Riga die Pest herrschte und die Popen in der Stadt consignirt waren, ungehindert ihrem Amt nachgingen, und wenn er nun in den Spitälern die polnischen Soldaten Beichte gehört, hätten die umherliegenden Schismatiker ihn mit Thränen in den Augen angesprochen: „Vater, laß uns doch auch so sterben, wie unsere Kameraden!“ und nachdem dann der Aufsichtsarzt schnell ein Täfelchen mit der Inschrift „Pole“ über ihr Bett gehängt, habe er trotz aller Strafgesetze gegen die katholischen Conversionen über achthundert Schismatiker auf dem Todbette in den Schoos der Kirche aufgenommen, und mit allen militärischen Ehren begraben, wie denn auch sonst nicht selten gewesen, daß unter dem vornehmen Stande katholische Priester zu Beichtvätern verlangt worden *).

Man braucht diesem Zug im russischen Volkscharakter nur das officielle Kirchenwesen gegenüber zu halten, um zu begreifen, daß es mehr als jedes andere, selbst kein protestantisches ausgenommen, an dem Uebel der Sektirerei leiden muß. Von der fabrikmäßig betriebenen Convertiten-Macherei der brutalen Gewalt fürchten Einsichtige noch eine Steigerung des Uebels auf den höchsten Grad, und unter den Sekten selbst herrscht wegen der neuerdings gegen sie geübten Strenge wachsende Erbitterung. Sonst war es förmliches System der Regierung,

*) So erzählt aus Jesuiten-Briefen P. M. Etienne im Ami de la religion vom 28. Juni 1853.

geflissentlich von der Existenz derselben keine Kunde haben zu wollen, wie denn auch die meisten, trotz ihres entschiedenen Zerfalls mit der Staatskirche, deren Sitten und Ceremonien äußerlich befolgten. Daß sie dadurch als verborgene Feinde nur um so gefährlicher wirkten, leuchtet ein, und daß es jetzt in diesen beiden Beziehungen anders geworden, ist ein schlimmes Zeichen für die Domäne der „heiligen Synode." Man wird nun vielleicht bald etwas mehr über die sektischen Zustände Rußlands erfahren, als bisher, im Interesse der Geschichte höchst bedauerlich, der Fall war. Denn abgesehen von dem Verheimlichungssystem der Regierung, machte sonst schon die Versteinung ihrer Kirche und die Abscheidung des Popenstandes vom innern Volksleben es den Orthodoxen selbst unmöglich, dessen heimlichen Gängen nachzugehen. Andererseits aber zeigten die vielen seit anderthalb Jahrhunderten in Rußland angesiedelten Fremden für Alles eher Interesse, namentlich die lutherischen Prediger zwar für die theologischen Beißereien der deutschen Heimath, nicht aber für die mit selbstgenügsamem Hochmuth betrachteten Sekten der russischen Kirche, worüber Freiherr von Haxthausen um so mehr ungehalten ist, als ihm handgreiflich erscheint, daß „diese in der nächsten Zeit eine bedeutende Rolle in der Weltgeschichte spielen werde."

Von vielen der russischen Sekten kennt man daher oft kaum die Namen. So von den Beßlowesnigen oder Stummen, welche die Sprache verlieren, und trotz aller Tormente niemals wieder zu einem Laut zu bringen waren; oder den Ekstatischen vom „verherrlichten Erlöser," deren ganzer Cult sich um das heilige Schweißtuch dreht, auf dem aber nicht wie im Abendlande das Antlitz des schmerzhaften, sondern das des verherrlichten Heilandes abgedrückt ist. Soviel erscheint aber in dieser Sekten-Geschichte als gewiß, daß die Fixirung des Byzantinismus in Rußland, die förmliche Constituirung der Czarkirche, die Wasserscheide in ihr bildet. Vor-

her liefen die Bewegungen in ihr ziemlich parallel mit denen in der abendländischen Kirche; sie hatte z. B. auch ihre mittelalterlichen Reform-Sekten, wie die Anhänger des Karp Strigolnik, der im J. 1375 gegen die Ordinations-Taxen, die Ohrenbeichte rc. anstürmte und, nachdem das aufgebrachte orthodoxe Volk ihn ersäuft, den Samen seiner Ansichten unter dem Schutz der republikanischen Freiheiten von Nowgorod und Pskow zurückließ. Ja, gerade damals als im ganzen Abendlande, namentlich aber in Spanien, unter Cardinal Ximenes und unmittelbar vor dem Reuchlin'schen Streite, der Kryptojudaismus wahrhaft wüthete, legte auch in Rußland der Jude Zacharias zu Nowgorod den Grund zu einer Sekte heimlicher Juden, die nicht nur unter dem Popenthum und im geheimsten Rath des Großfürsten Anhang fand, sondern in der Person des Abts Zosimus von St. Simon, nachherigen Erzbischofs von Moskau, sogar der russischen Kirche ein Oberhaupt gab, auch trotz vierthalbhundertjähriger Verfolgung mit Feuer und Schwert als die Sekte der Sabbatniki's bis heute fortbesteht, und zwar insbesondere in Sibirien sehr zahlreich. Eigenthümlich morgenländischen Charakter dagegen nahmen die russischen Sekten an, seitdem der förmliche Staatsbyzantinismus geboren ward. Seitdem wuchsen sie aber auch in demselben Maße an innerer Stärke, Mannigfaltigkeit, gräßlichem Fanatismus und Gefährlichkeit, als jene Staatskirche den letzten Funken moralischer Kraft verlor. Erloschen von Zeit zu Zeit einige derselben, so traten gleich wieder neue an ihre Stelle. Endlich erhoben sich im Laufe der Neuzeit auch solche Sekten, die aus ihrem orthodoxen Mutterhause gar nichts mehr mit sich nahmen, sondern, was sie von Außen etwa empfangen hatten, ganz dem Einfluß des Abendlandes verdankten, natürlich dem protestantischen. Was die Zahl aller dieser zur Stunde bestehenden Sekten, großer und kleiner, betrifft, so zählte der Erzbischof Dmitri von Rostow, als er im Anfange des 18. Jahrhunderts über sie schrieb, ihrer nicht

weniger als zweihundert; sicherlich ist daher die Zahl eher zu niedrig als zu hoch gegriffen, wenn sie für heute gleichfalls auf zweihundert festgestellt wird. Soweit Notizen über sie zu Gebote stehen, dürften sie zum Zweck der vorliegenden Betrachtung am füglichsten in drei Richtungen auseinander gehalten und abgetheilt werden: in die orthodox Altgläubigen oder Starowerzen, in die schismatisch-morgenländischen Sektirer, und in die protestantisirend-abendländischen Sektirer.

Vorher nur noch die Eine Frage: diesem faktisch constatirten massenhaften Abfall, der in stetem Wachsen begriffen ist und seyn muß, was hat die Czarkirche ihm Anderes, aufhaltend und dämmend, entgegenzusetzen, als die brutale Gewalt? Welche andere Belehrungsgabe kann eine Kirche haben, die selbst ihre Ueberzeugungsfreiheit verloren, die selbst erst der Mutterkirche in Byzanz, dann ihrem eigenen Patriarchat abtrünnig wurde, um in der absolutistischen Bureaukratie unterzugehen? Eine Kirche, deren Untergang im Staate man noch für den glücklichsten Fall halten muß, weil sie sonst vor der Zeit schon völlig innerlich verfault wäre? Eine Kirche, deren corpus juris canonici oder „gottgehauchtes Steuerbuch" in einem schwindelerregenden Kauderwelsch voll gröbster Ignoranz und Rohheit noch heute tagtäglich in einer Weise über die römische Kirche lügt, wie alle Sekten der Welt zusammen kaum vermocht: so, um nur Ein Beispiel anzuführen, die Orthodoxen belehrt, Papst „Peter der Stotterer" (!) habe seinen Popen befohlen, je sieben Frauen zu haben und Concubinen dazu nach Belieben? Eine Kirche, die mehr als die versunkenste Sekte selber die Fackel der Kritik des gesunden Menschenverstandes zu scheuen hat; deren „Steuerbuch" Rom als den Abgrund der Ketzerei schildert, während ihre „Synode" feierlich erklärt, die mit ihr zu vereinigenden Unirten seien von jeher und auch jetzt im Dogma völlig einig mit der russischen Kirche gewesen — dieselben Unirten, von denen anderer-

seits der Papst stets gelehrt hat: sie seien im Dogma gänzlich katholisch und ihre kirchlichen Einrichtungen ebenso berechtigt, wie die lateinischen? Eine Kirche, die ihr Oberhaupt sich nehmen lassen mußte, damit sie nicht fortan sich für „eine besondere und vortrefflichere Monarchie" als das weltliche Czarthum halte und nicht „grundlose Discurse herrschsüchtiger Geistlichen Feuer an solches Stroh legten;" die dabei von Peter I. hören mußte, ihre Unduldsamkeit und Unwissenheit fördere bloß auch die des Volkes? Eine Kirche, der aus demselben Grunde ihre von Peter I. und III. noch übriggelassenen Güter unter Katharina völlig genommen wurden, weil ihr von rohen Sitten, Ignoranz und Vorurtheil strotzender Klerus sie nur mißbrauche und der Erziehung des Volkes im Wege stehe; die für alle diese Maßregeln stets käufliche Bischöfe im Ueberflusse bot, und nun einen Klerus hat, der seitdem völlig um Ansehen und Einfluß gekommen ist? Nie hat man dem niedern Klerus Anderes überlassen, als das mechanische Kirchenhandwerk; die Lehrgewalt gehört schon seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts nicht mehr zu seiner Competenz. Damals bereits ward die Predigtcensur eingeführt und immer nur eine zuvor revidirte Ausarbeitung zum Vortrag zugelassen; und noch jetzt ist bloß das Ablesen gedruckter Homilien und approbirter Predigten gestattet; zu predigen oder nicht, ohne besondere Erlaubniß des Bischofs, will die Synode noch immer nicht in die Wahl des einzelnen Popen stellen, weil sie die Verbreitung heterodoxer Lehren und Ideen fürchtet, oder weil sie überhaupt im Volke die Unschuld des Gemüths nicht beunruhigen lassen will — Angesichts der zweihundert Sekten im Lande.

Was sollen dergestalt gegen das Vordringen der Sektirerei die 120,000 Popen mit ihren 52 Bischöfen? Natürlich predigen auch diese nicht, als etwa bei außergewöhnlichen Gelegenheiten, und dann ist das anbefohlene Thema der Hauptglaubenssatz vom gottverliehenen Patriarchate des Cza-

ren. Es gibt auch eine Katechismuslehre in Rußland, deren Hauptdogma aber wieder dieser Glaubenssatz ist. „Welche Art Gehorsam," frägt der Landeskatechismus, „schulden wir Sr. Majestät dem Kaiser von Rußland?" „Antw. Einen gänzlichen, leidenden und unbegrenzten Gehorsam in jeder Rücksicht." „Worin besteht die Verehrung, die wir dem Kaiser schulden, und wie muß sie sich äußern?" „Durch einfältigste Unterwürfigkeit in Worten, Geberden, Betragen, Gedanken und Handlungen." „Worin besteht die Treue gegen den Kaiser?" „Darin, daß wir seine Gebote auf das pünktlichste ausführen, ohne sie zu prüfen." „Welches sind die übernatürlich-geoffenbarten Gründe für solche Verehrung?" „Antw. Daß der Kaiser der Stellvertreter und Reichsverwalter Gottes ist, seine göttlichen Gebote auszuführen." Nicht etwa bloß weltlicher summus episcopus in der Kirche ist er, sondern ihr eigentlicher priesterlich-kaiserlicher Prophet, d. i. ein förmlicher Dalai-Lama*)! Diese Predigt ist auch die einzige Predigt, welche in Rußland gegen die Ketzerei angewendet wird; ob ein Bischof, ein Pope, oder ein Polizei-Commissär sie vortrage,

---

*) Der theologische Dilettant Kammerherr Murawieff (s. Darmst. K.-Z. 1853. S. 771) tadelt an den Protestanten daher sehr hart, „nachdem sie die Hierarchie und das Priesterthum selbst als Sakrament aufgehoben, das Heilige mit dem Weltlichen unrechtmäßig vermischt, und zu gleicher Zeit die Heiligkeit der kirchlichen Salbung ihren Machthabern weggenommen zu haben, während nur im Morgenlande der ächte Begriff von der königlichen Würde sich vollständig erhalten habe." — Aber diesem Mangel eben scheinen unsere christlich-germanischen Ritter sehr genial abhelfen zu wollen, dadurch, daß sie nun umgekehrt das Weltliche mit dem Heiligen vermischen. Die „Kreuzzeitung" (7. Juni) wenigstens versichert, im Gegenhalte zu den katholischen Bestrebungen „gegen und über den Staat", in Baden z. B.: ihr „evangelischer Staat" sei unablässig bestrebt, „immer christlicher zu werden, und die Kirche immer freier zu machen, seine Institutionen dabei gleichsam selbst als ein — kirchliches Amt betrachtend."

ist offenbar ganz gleichgültig; es ist sich eben darnach zu achten, wo nicht, ist und bleibt für solche Kirchenfragen doch immer der Polizei-Direktor — rechter und allein competenter Bischof.

Der Klerus dagegen ist bloßer „Verrichter," solange die Leute seinen Ceremonien zusehen wollen. Einem Abfall zuvorzukommen ist er gar nicht qualificirt, denn er hat keine Seelsorge, und ebendeßhalb nirgends den Einfluß und die Stellung, wie der Klerus in andern Ländern. Und doch ist gerade der Russe ohne Unterschied der Klassen voll tiefer Devotion und strengsten Gehorsams gegen die kirchlichen Vorschriften; die ceremoniöseste Dame, selbst der Freidenker und Atheist, fällt unbedingt und fast unwillkürlich in jeder Kirche, die sie etwa mit Fremden betreten, vor irgend einem Heiligthume nieder und küßt es demüthig, nachdem er mit der Stirne die Erde berührt. Man sollte demnach meinen, nirgends müßte der Klerus einflußreicher seyn! Das faktische Gegentheil aber ist nur ein neuer Beweis von dem bloßen Formalismus der Orthodoxie, welcher hinwiederum die fruchtbare Mutter der in's Ungemessene wachsenden Zahl der Sekten ist. Daß der Klerus bloß und allein als Verwalter dieses todten Formelwesens erscheint, und seine geistige Wirksamkeit gleich Null gilt, zeigt auch der sonderbare Umstand, daß die Sekten niemals von Geistlichen ausgegangen sind; bei der geistreichsten aller russischen Sekten, den Duchaborzen, findet sich überhaupt keine Persönlichkeit aus dem civilisirten Stande, am wenigsten ein Priester, und bei der Ausscheidung der Starowerzen sind zwar einige Popen mitgelaufen, aber nirgends haben sie es auch hier zu moralischer Bedeutung gebracht, nirgends stehen sie an der Spitze oder in leitender Stellung. Sie sind eben bloß für den Altar gedrillt, wie der Soldat für die Parade; was man von neuerlicher Besserung in dieser Hinsicht erzählt, mag dahingestellt bleiben, wenn sie nur nicht übel ärger macht; bis jetzt war jedenfalls die Po-

penschaft so eingelebt in ihre schmähliche Entwürdigung, daß sie nicht einmal mehr die Möglichkeit begriff, ihr abzufallen!

Das Prognostikon für die orthodoxe Kirche lautet also trübe; sehr trübe, wenn man auch nur ganz äußerlich ihre geistliche Heerschaar im Conflikt mit den Sektirern sich denkt, deren Physiognomie durchgehends nichts weniger als eine verblüffte ist. Schon der Umstand steht jeder innigern Beziehung zum Volksleben, also jeder erfolgreichen Bekämpfung der Sektirerei, entgegen, daß das Popenthum eine förmliche Kaste bildet. Jahrhunderte lang an derselben Scholle gesessen und nur unter sich heirathend bilden die Priesterfamilien einen erblichen und in sich abgeschlossenen Stand; so hat sich unter ihnen seit achthundert Jahren das reinste und unvermischteste Slavenblut erhalten, aber auch alle Nachtheile desselben. Nur Söhne von Popen können wieder Popen und Diakone werden (bloß in Weißrußland auch Adeliche), und der Pope hat die Popentochter zu heirathen; ja die Popensöhne müssen nach dem Gesetz wieder Popen werden, man dispensirt sie jedoch, wenn sie bedeutende Anlagen zeigen, gerne, so daß eigentlich nur der Ausschuß übrigbleibt. Kommt der junge Kleriker aus dem Seminar, so ist die erste Bedingung seines Fortkommens, zu heirathen, da er sonst nicht geweiht wird; meistens schließen die Eltern selbst dazu einen speculativen Handel ab, und die Folge davon ist die Allgemeinheit häuslichen Unglücks unter der Popenschaft, die zudem materiell äußerst armselig gestellt ist, und daher meistens entweder in den bekannten Lastern moralisch verkommt oder aber in ein bettelhaftes Verhältniß zu Patron und Gemeinde geräth, in dem am wenigsten eine Seelsorge gedeihen kann. Harthausen bezeugt, er habe die Wohnungen der von ihm besuchten Popen in der Regel schlecht und schmutzig gefunden, oft schmutziger als die der Bauern, ihre Weiber und Kinder durch ihr schlumpriges gemeines Wesen von besonders widerwärtigem Eindruck, namentlich die Popenweiber durchaus roh und um nichts ge-

bildeter als die gemeinen Bauernweiber. Was soll nun alle neuere Bildung in Seminarien helfen, wenn die Grundlage der ersten Erziehung im elterlichen Hause also elend und erbärmlich ist? fragt sich der Freiherr. Er gesteht auch, daß der Versuch aus Töchtern verstorbener Popen in den Klöstern tüchtige Mütter zu bilden, mißlungen sei, weil die feiner Gebildeten dann nicht mehr in den niedrigen Popenhaushalt taugten, auch wegen mangelnder Mitgift höchstens von niederen Kirchendienern heimgeführt würden. Es ist demnach nicht verwunderlich, wenn, wie jüngst öffentliche Blätter berichteten, alljährlich wenigstens zwei Procent der Popenschaft wegen schwerer Verbrechen degradirt, fünf Procent wegen Vergehen strafrechtlich behandelt werden; und daß solche äußerst rohen, nur auf ihren Vortheil bedachten Menschen ohne alle Bildung sich um Seelsorge und Unterricht kümmern sollten, ist undenkbar. Harthausen vertröstet zwar, mit dem jüngern Klerus sei es seit 15 Jahren besser geworden; aber in demselben Maße wurde er von den Bischofsstühlen selbst herab calvinisirt! Und dann — was wird auch er gegen die bestehenden moralischen und intellektuellen Verhältnisse der Sprengel mehr ausrichten können, als die alljährliche Einsendung der Beichtregister — in seiner Stellung, wo unter Anderm ein jährlich erneuerter Ukas förmlich zur Kirchen-Spionage zwingen darf, indem er den Beichtigern befiehlt, von allen etwa bedenklichen Geständnissen der Beichtkinder bei der Behörde Rechenschaft abzulegen?

Zum Glücke kommt der kirchliche Formalismus des Russen seiner Popenschaft zu Gute; man hat die größte Ehrfurcht vor dem Amt und der Weihe des Popen, und findet sich im übrigen nicht im mindesten alterirt, wenn er als Feldpater z. B. trunkene Excesse durch Ruthenhiebe vor der offenen Front büßt, nachdem der Profoß ihm zuvor ehrfurchtsvollst die Hand geküßt, Ceremonien, wie man sie in Deutschland

1813 ff. nicht selten zu beobachten Gelegenheit hatte. Der Russe ist sich eben gar nicht bewußt, daß an seine Kirche auch Ansprüche auf moralische Wirkungen gemacht werden könnten. Wo er etwas von veredelnder Ascese bemerkt, nimmt er sie daher mit um so größerer Freude als ausnahmsweise Zugabe hin; er ist deßhalb auch dem Cölibat haltenden schwarzen oder Klosterklerus viel mehr zugethan, als dem verheiratheten Weltklerus. Wie aber steht es in der Wirklichkeit auch mit jenem Kloster-Klerus? In die Klöster können Leute aus allen Ständen, auch Leibeigene als dienende Brüder, eintreten; man findet selbst Adeliche im Mönchskleid, denn dieses ist die Uniform der Bisthums-Candidaten, indem alle höhern Kirchenämter nur aus dem Kloster-Klerus besetzt werden. Jünglinge aller Art treten daher von den theologischen Academien her in die Klöster ein, aber nur, um sofort als Mönche in die Kanzleien der Bischöfe und Metropoliten überzugehen, und gleichsam als deren Militär- oder Civil-Adjutanten eine Carriere sich zu eröffnen, wie jeder andere Dienst in Rußland es ist. Was den andern Theil des Mönchswesens betrifft, der um eines beschaulichen Lebens willen eingetreten seyn sollte, so hat Katharina zwar dafür gesorgt, daß die Klöster nicht mit den Gefahren des zeitlichen Ueberflusses zu kämpfen haben; sie fristen vielmehr vom Almosen eine kärgliche Existenz, und namentlich sieht man zum öffentlichen Aergerniß auf allen Straßen bettelnde Nonnen. Dennoch schildert Harthausen sie als sehr versunken und zuchtlos, insbesondere die Nonnenklöster als so verkommen, daß einige strengen Bischöfe in neuester Zeit kaum wenigstens eine äußere Disciplin herzustellen vermochten. Ganz anders als parallele Thaten im Abendlande, und trotz alles Wuthgeschreies unter dem Klerus, hat daher jene Klostergüter-Säkularisation Katharina's im Volke weder Aufsehen, noch Mißbilligung erregt. Selbst den Klöstern der sonst so strengen und sittenreinen Starowerzen sagt man große Zucht-

losigkeit nach, und erzählt z. B. von einem Kloster im Gouvernement Olonetz, wo Mönche und Nonnen ungescheut zusammenlebten, und ihre Kinder häufig im nahen See ersäuften; wenn dann die Ortspolizei alle zwei Jahre die Inspicirung des Sees ankündige, entstehe gewaltiger Rumor, und der Isprafnik erhalte für die Gefälligkeit, nicht zu inspiciren, gewaltige Summen. Merkwürdigerweise sind auch alle, von Peter I. an, intendirten Reformen des Mönchswesens mißlungen, insbesondere alle Versuche, ihm eine in Liebeswerken thätige und praktisch aufopfernde Richtung auf Schulen, Krankenpflege ꝛc. zu geben, dabei aber dennoch den kirchlichen Boden des Ordenslebens nicht zu verlieren, und zur bloßen Nützlichkeits-Anstalt herabzusinken. Nur zu Troitza versehen die Mönche ein Pilgrimsspital; mit Creirung orthodoxer barmherzigen Schwestern hat die vorige Kaiserin sich vergebens abgemüht, und eine von Harthausen sehr gepriesene, auf eigene Faust gebildete, und mehr als 500 Frauen umfassende Congregation zu Arsamaß weiß hinwiederum die Czarenkirche, ohne daß jene ihr eigenthümliches Leben verliere und sich selbst vernichte, nicht in ihren verschreiberten Organismus einzuschachteln *).

Mit solchen Mitteln und Trägern ihrer geistigen Kraft nun wird diese Kirche ihrerseits der großen Krisis entgegengetrieben, welche die abendländische Kirche seit dem Anfange

---

*) Vgl. über die Daten Harthausen III, 91; II, 484; I, 349; III, 209; I, 102; III, 99; I, 74. 159. 486; III, 86; I, 322. 354. 89. 325. — Die Schrift: „Rußland und das Germanenthum" I, 139 ff. 138. — H. Schlosser: die Kirche Rußlands und das europäische Abendland. S. 89 ff. — Hefele: die russische Kirche, in der Tübinger Quartalschrift. 1853. S. 379 ff. — Herrmann: Geschichte des russischen Staats. V, 29. 248. 311. 328. 558. — Krasinsky l. c. p. 254. — Berliner Protest. K.-Z. vom 15. April 1854.

des 16ten Jahrhunderts glorreich bestanden hat — entgegengetrieben durch Sektenbildungen, die an sich schon, und abgesehen von ihrer relativen Berechtigung, furchtbarer sind, als alle mittelalterlichen des Abendlandes. Dieß schon deßhalb, weil keine unter ihrer ungeheuren Zahl, die um mehr als das Doppelte die Zahl aller in dem tausendjährigen Mittelalter des centrum unitatis dagewesenen Abweichungen übertrifft, von Gelehrten oder irgendwie Gebildeten gepflanzt, gepflegt, erhalten worden und wird, sondern alle als die ureigenen und naturwüchsigen Produkte des traurig verkümmerten kirchlich-officiellen Lebens im Volke, ausschließlich unter dem gemeinen Manne selbst, ausgehen und erscheinen. Seitdem die Regierung in neuester Zeit sie nicht mehr ignoriren konnte, weil die Sekten auch selbst aus dem frühern Schein-Anschluß an die orthodoxe Kirche mehr und mehr offen und keck hervortraten, und daher mit Strenge gegen sie einschreiten mußte, ist die Erbitterung, und mit ihr die Gefahr der Krisis natürlich auf den höchsten Grad gestiegen.

2.

Die Starowerzen, d. i. Altgläubigen, oder das Schisma im Schisma.

Von der großen, nicht minder politischen als religiösen Bedeutung des Starowerzenthums war in diesen Blättern schon wiederholt die Rede. Vom czarischen Standpunkte aus mag es allerdings an sich schon mit unter die Roskolniks oder Ketzer subsummirt werden; von dem abgesehen weist es aber nur ein Schisma im Schisma auf, und unzweifelhaft hängt der Makel des Abfalls vom orthodoxen Kirchenprincip nicht ihm, sondern umgekehrt dem officiellen russischen Cäsaropapismus selber an. Das Starowerzenthum ist nichts anderes, als die verwaiste russisch-orthodoxe Kirche im Kampfe gegen die czarische Usurpation. In seiner Geschichte sind zwei Perioden sehr wohl zu unterscheiden: die

vorpetrinische und die nachpetrinische. Man mag die erste Periode auch die antinikonianische nennen; in ihr drehte sich das Schisma im Schisma im Grunde bloß um die Frage liturgischer Aenderungen. In der zweiten Periode dagegen bewegt es die eigentliche große Kirchenfrage von der despotisch-bureaukratischen Vergewaltigung der Kirche durch das Czarthum.

Die Altgläubigen von 1659 bis 1720 datiren von der liturgischen Reform des Patriarchen Nikon. Schon lange nämlich ward die äußerste Verwirrung bitter gefühlt, in welche die mit der trefflichen altslavonischen Bibelübersetzung der heiligen Cyrillus und Methodius nach Rußland gekommenen liturgischen Bücher der orientalischen Kirche in der Halbbarbarei der Zeiten gerathen waren. Schon im Jahre 1520 war der sprachgelehrte Mönch Maximus vom Berg Athos zur Revision ihrer Uebersetzung in altslavonischer Sprache, die in Rußland noch heute Kirchensprache ist, herbeigekommen, von den Moskauer Fanatikern aber der Fälschung der heiligen Bücher bezüchtigt, und 1555, in ein Kloster gesperrt, gestorben. Hundert Jahre später trat endlich der Patriarch Nikon mit einer nach den ältesten Handschriften von Athos hergestellten Revision des Textes hervor, und befahl deren allgemeine Einführung unter Cassirung des bisher gebrauchten Textes. Aber nun brach der Sturm herein; die verwundbarste Stelle der orthodoxen Kirche legte sich bloß. Sie hat keine lebendige kirchliche Lehrautorität; sie bekennt Christum als das einzige, und nur ein unsichtbares Haupt, aber bei vorfallenden Differenzen kann sie ihn eben nicht um Entscheidung fragen. Sie recurrirt daher in dogmatischen und verwandten Fragen auf die Bibel, welche ihre Hierarchie, die überhaupt bloß Trägerin des Cultus ist, ex cathedra mit der Tradition der ersten Jahrhunderte zusammenzuhalten hat. Eigentlicher Glaubensgrund ist demnach die Tradition, aber nicht die lebendige und ewige, nicht der nimmer abschließende

und unsterbliche consensus gentium der katholischen Kirche, sondern wieder nur die todte der ersten vier Jahrhunderte, die erstarrte oder eingefrorene Partial-Tradition. Ragt irgend eine Entscheidung aus ihr auch nicht sichtbar hervor, so hat sie doch immer die Präsumtion dieser Tradition für sich, in sofern sie dem einmal Bestehenden Recht gibt. Was ist, muß seyn, weil und wie es ist als Hergebrachtes. Eine Unterscheidung des Unwesentlichen vom Wesentlichen kann hier nicht Platz greifen; Alles, was hergebracht ist, ist unabänderlich und göttlich wahr, wie es ist und weil es ist; denn weil es ist, war es immer, und hat demnach die Tradition für sich, wie es ist. So denn auch die zahllosen Sprach-Barbareien des verdorbenen Kirchenbücher-Textes und Unordnungen des Ceremoniales. Die höchsten Würdenträger des Schisma traten im Concil von 1664 zusammen, und sanktionirten die Revision; alle vier anatolischen Patriarchen thaten ausdrücklich das Gleiche; aber Alles umsonst. Es galt das Princip jener Tradition, und das Mißtrauen des renitenten Volkes wurde nur um so tiefer; es ging nun auch über Nikon hinaus, dem man vorwarf: er sei Polenfreund, Kryptokatholik, oder: er mache es gerade so, wie der deutsche Luther; es verbreitete sich über die ganze Hierarchie. Nikon hätte auch sicher gar nichts ausgerichtet, wenn nicht die weltliche Macht zwingend eingegriffen hätte. Für die aus dem Theilfürstenwesen endlich im Moskauer Czarthum erstandene Einheit des Reiches war die Uniformität des Cultus schon politisch sehr wichtig; sie ließ daher ohne weiteres die neue Liturgie drucken, und verbot strengstens, von nun an einer geschriebenen sich zu bedienen.

Aber ein großer Theil des Volkes blieb standhaft bei der Heiligkeit der orthodoxen Tradition; er glaubte sie gegen die momentan abgefallene Hierarchie und die usurpirende weltliche Macht zumal vertreten zu müssen, und gebraucht bis zur Stunde statt der oktroyirten Drucke nur die verpön-

ten geschriebenen Liturgien, allen und jeden Druck derselben an sich schon verdammend. Natürlich, war ja dieses Drucken auch nicht hergebracht, widersprach ja jede typographische Vervielfältigung geradezu der Tradition! In demselben Maße nun, als die Willkür der weltlichen Macht die Hierarchie selbst bewältigte, befestigte sich in den Altgläubigen die Ueberzeugung, daß die ganze Kirche vom Antichristenthum durchsäuert sei. Der wilde Fanatismus der Husiten und der ersten Wiedertäufer trat auf russischem Boden in Scene. Während Nikon selbst seine politische Allianz mit der Absetzung bezahlte, welche dasselbe Concilium von 1664 wegen anderweitiger Differenzen mit dem Czar über ihn verhängte, entbrannte ein förmlicher Krieg zwischen dem Czarthum und den Anhängern des nichtrevidirten Textes oder vielmehr der orthodoxen Tradition überhaupt. Ihr Führer, der Bischof von Kolomna, ward in ein Kloster gesperrt, in der Hauptstadt selbst kam es zu argen und blutigen Conflikten, am heftigsten aber trat die Opposition im Norden hervor, an den Küsten des weißen Meeres, woher eine Fraktion derselben den Namen Pomorane, d. i. Küstenbewohner, erhielt. Als ihr Centrum, das Inselkloster Solowietzk, im J. 1678 mit Sturm genommen wurde, nach langer und verzweifelter Gegenwehr, stürzten viele der Vertheidiger sich jubelnd in die Flammen der brennenden Festung, um der Palme des Martyrthums theilhaft zu werden. Je mehr die Starowerzen an ihren Hauptsitzen erdrückt wurden, desto weiter verbreitete sich ihre Lehre über die entlegensten Provinzen, namentlich in Sibirien und unter den Kosaken am Don, durch Auswanderung auch in Polen und in der Türkei.

Trotzdem hätte sich die Trennung vielleicht allmählig gehoben — denn nach und nach mußten ja auch jene Neuerungen etwas Hergebrachtes und Traditionelles werden — wenn nicht Peter I. durch seine Reformen in völligen und unheilbaren Bruch eingetreten wäre nicht nur mit der ganzen

traditionell überlieferten Verfassung der Kirche, sondern auch mit dem russischen Volksthum selbst. Von jetzt an schon waren Altgläubige und Altrussen oft kaum mehr zu unterscheiden; ihre Opposition ging nun gegen die despotisch-bureaukratische Unterjochung der Kirche überhaupt, sie wurde kirchlich-politisch im großen Style. Die eigentlichen greifbaren Differenz-Punkte mag man lächerlich und kindisch nennen; aber sie erlangten von jetzt an die hohe Bedeutung öffentlicher Erkennungszeichen und Symbole der kirchlichen und nationalen Treue. Sie berühren nirgends das Dogma, sondern immer nur Ceremonien und Gebräuche. Die Starowerzen bekreuzen sich mit Daumen, Klein- und Ringfinger, die Orthodoxen mit Daumen, Zeige- und Mittelfinger. Jene sprechen den Namen Jesu dreisilbig aus, und gehen bei den Processionen rechts um die Kirche; diesen hatte Nikon geboten, links zu gehen. Jene tragen und beten sämmtlich die Rosenkränze, unter diesen nur die Mönche; jene singen zu Ostern das Allelujah zweimal, diese dreimal. Aber einige Punkte deuten die Stellung bei der ebenso heiligen, als hier völlig eingefrorenen Tradition gegen alle und jede religiöse, politische und sociale Neuerung oder Reform schon an sich sehr klar und schlagend an, andere sind als das Schiboleth derselben ausdrücklich hingestellt. So ist es z. B. eine höchst sonderbare Thatsache, daß die Starowerzen das Tabakrauchen, Kaffee- und Theetrinken für Sünde, die moderne Kartoffel für eine Frucht des Teufels halten. Anders, nur um einen Farbenton anders, als vor achthundert Jahren und länger üblich war, geschweige denn in weltlichem und occidentalischem Styl gemalte Bilder für religiöse Erbauung verdammen die Starowerzen als unbedingt sündlich und ketzerisch; aber, zum Beweise, wie tief jene erstarrte Tradition im ganzen Russenthum sich eingelebt hat, sehen auch die staatskirchlichen Orthodoxen solche modernen Malereien sehr ungern *).

*) Namentlich die Starowerzen gebrauchen nur ganz alte Bilder, auf

irgend eine Literatur, es fehlt ihnen gänzlich an Gelehrten und eigentlichen Theologen. Denn das Traditionsprincip des Starowerzenthums bedingt absolute Unfähigkeit für jede freie, selbstständige Entwicklung, und andererseits ist es durchaus unverträglich mit der modernen Cultur. Diese, nach Rußland verpflanzt, ist ja eben nichts Anderes, als die Negation aller russischen Tradition. Die Starowerzen in den großen Städten bleiben daher auch, sobald sie durch Handel und Fabriken reich geworden, nur in der ersten Generation noch treu; ihre Kinder, sobald sie eine gute Erziehung genießen, wie Krasinsky sagt, scheeren sich schon den Bart, ziehen den Kaftan aus und den Frack an, legen zugleich die religiösen und sittlichen Tugenden der Alten ab, um sich der allgemeinen Corruption anzupassen, und gehören fortan zur Staats-Czarenkirche. Dennoch versichert der genannte Graf: bereits im Jahre 1830 habe ihm „ein hoher Staatsbeamter die von Tag zu Tag zunehmende Zahl der Starowerzen auf ungefähr fünf Millionen angegeben," also auf zehn Procent der orthodoxen Population.

Diese Masse der Altgläubigen selbst zerfällt aber in fast zahllose einzelnen Fraktionen oder Schattirungen, die sich jedoch zunächst in drei Richtungen auseinanderhalten lassen, und zwar indem der Umfang das Kriterium bildet, in welchem sie sich je den Abfall der Hierarchie vom Traditionsprincip, also von der christlichen Wahrheit und göttlichen Ordnung, folglich das Verderbniß der orthodoxen morgenländischen Kirche denken. Die erste, übrigens schwächste Richtung ist die der Blagoslowennye oder Gesegneten; sie repräsentirt die relativ mildeste Ansicht über die Czarenkirche, von der sie auch den officiellen Titel: Jedinowerzen oder Gleichgläubige erhalten hat, da sie in einer Art Union mit der Staatskirche steht, wenigstens dem Scheine nach. Seit Katharina II. waren nämlich bis zur Stunde stets alle Stränge zur Versöhnung der Starowerzen angespannt; man gab ihnen in der

bureaukratische Despotie des modernen Czarthums über. Als solche übt das Starowerzenthum im Ganzen und Großen heutzutage seinen Einfluß in Rußland *). Seine Anhänger haben auch von den nationalen Tugenden noch am meisten bewahrt, und zeichnen sich aus durch Sittsamkeit, Strenge, Ordnung und Reinlichkeit. Dennoch sind sie auch an Bildung dem übrigen gemeinen Mann überlegen, obwohl freilich nicht an moderner; besonders im Norden ist das Lesen und Schreiben unter ihnen etwas allgemein Bekanntes, aber nicht in russischer, sondern nur in altslavonischer Schrift. In ihren Klöstern fertigen die Nonnen unaufhörlich sehr zierliche Abschriften ihrer alten Kirchenbücher auf den Kauf; übrigens wird auf alle solchen Klöster sehr eifrig gefahndet; erst noch im J. 1838 wurden drei derselben, und zwar von den größten, am großen Irgis Provinz Saratow mit Militär überfallen und ihr Inhalt nach Sibirien versetzt. Sie waren recrutirt aus desertirten Soldaten, in Sibirien entlaufenen Verbrechern und fortgejagten Priestern oder Mönchen, kurz aus den bekannten russischen „Unglücklichen," deren Ansammlung den Starowerzen zwar keine besondere Ehre zu machen scheint, aber, offenbar nicht ohne tiefe Bedeutung, principiell in ihrer Praxis liegt. Ihre Hauptsitze haben sie noch immer in Sibirien, am Ural, im Norden überhaupt und unter sämmtlichen Kosakenstämmen. Ueberall aber tragen sie jene Eine gemeinsame Eigenthümlichkeit der russischen Sekten, die ihnen eben ihren höchst gefährlichen Charakter gibt: daß sie sich ausschließlich nur unter den Bauern, und den Kaufleuten oder Fabrikanten finden, die unmittelbar aus dem Bauernstande hervorgegangen sind und ihren national-russischen Typus noch bewahrt haben. Der Adel oder die gebildete Klasse überhaupt schließt nirgends Starowerzen in sich; ebensowenig besitzen diese

*) Vgl. über die obigen Daten die betreffenden Auseinandersetzungen bei Harthausen und Krasinsky.

irgend eine Literatur, es fehlt ihnen gänzlich an Gelehrten und eigentlichen Theologen. Denn das Traditionsprincip des Starowerzenthums bedingt absolute Unfähigkeit für jede freie, selbstständige Entwicklung, und andererseits ist es durchaus unverträglich mit der modernen Cultur. Diese, nach Rußland verpflanzt, ist ja eben nichts Anderes, als die Negation aller russischen Tradition. Die Starowerzen in den großen Städten bleiben daher auch, sobald sie durch Handel und Fabriken reich geworden, nur in der ersten Generation noch treu; ihre Kinder, sobald sie eine gute Erziehung genießen, wie Krasinsky sagt, scheeren sich schon den Bart, ziehen den Kaftan aus und den Frack an, legen zugleich die religiösen und sittlichen Tugenden der Alten ab, um sich der allgemeinen Corruption anzupassen, und gehören fortan zur Staats-Czarenkirche. Dennoch versichert der genannte Graf: bereits im Jahre 1830 habe ihm „ein hoher Staatsbeamter die von Tag zu Tag zunehmende Zahl der Starowerzen auf ungefähr fünf Millionen angegeben," also auf zehn Procent der orthodoxen Population.

Diese Masse der Altgläubigen selbst zerfällt aber in fast zahllose einzelnen Fraktionen oder Schattirungen, die sich jedoch zunächst in drei Richtungen auseinanderhalten lassen, und zwar indem der Umfang das Kriterium bildet, in welchem sie sich je den Abfall der Hierarchie vom Traditionsprincip, also von der christlichen Wahrheit und göttlichen Ordnung, folglich das Verderbniß der orthodoxen morgenländischen Kirche denken. Die erste, übrigens schwächste Richtung ist die der Blagoslowennye oder Gesegneten; sie repräsentirt die relativ mildeste Ansicht über die Czarenkirche, von der sie auch den officiellen Titel: Jedinowerzen oder Gleichgläubige erhalten hat, da sie in einer Art Union mit der Staatskirche steht, wenigstens dem Scheine nach. Seit Katharina II. waren nämlich bis zur Stunde stets alle Stränge zur Versöhnung der Starowerzen angespannt; man gab ihnen in der

Hauptsache sogar vollständig nach, indem man ihre abweichende Liturgie ihnen feierlich garantirte, deßgleichen die völlig freie und unabhängige Heranbildung ihrer Priester und deren Weihe, nicht nach dem neuen Ritus, sondern ganz nach den alten Gebräuchen; nur sollten sie dafür diese Priester in der Staatskirche weihen lassen, also deren Hierarchie thatsächlich anerkennen, und damit den Glauben an ihren Abfall vom Traditionsprincip faktisch desavouiren. Aber der Erfolg aller solchen Concessionen war nur ein höchst geringer; auch die wenigen Gemeinden, welche sich daraufhin mit der Staatskirche vereinigten, stehen äußerst spröde daneben, und mißtrauen insbesondere ihren von den Staatsbischöfen geweihten Priestern. Auf der Normallinie, um so zu sagen, des Schisma im Schisma steht die zweite Richtung, die sehr zahlreichen Starovbradzi, von jenen „Gleichgläubigen" dadurch unterschieden, daß ihr Bruch mit der Staatskirche vollständig und absolut ist. Einst sollen sie noch eine Zeitlang eigene Klöster und Bischöfe in den Wäldern des Nordens gehabt haben und von diesen legitim geweihte Priester; seit der Ausrottung aber und dem Aussterben derselben behelfen sie sich mit sogenannten Läuflingen, das ist ausgestoßenen oder flüchtigen oder um theures Geld erkauften Popen, welche sie der Staatskirche abschwören lassen, und dann durch eigene Segenssprüche, die „Besserung" genannt, entsündigen und legitimiren. Es erübrigte nur noch ein und zwar gewiß natürlicher Schritt zu der Ansicht, daß eine von ketzerischen Bischöfen in einer abgefallenen Kirche vollzogene Ordination absolut nicht legitimirbar sei. Sie ist in der dritten Richtung oder der der Bespopowtschina, d. i. Priesterlosen, vertreten. Da sie keine legitimen Priester mehr haben, glauben sie auch keiner zu bedürfen, und daß sie also ohne ihre Schuld auch der Sakramente entbehren müssen, dafür haben sie zweierlei Erklärungen aufgefunden. Je nachdem sie nämlich den kirchlichen Abfall auf die russische Kirche beschränkt oder

auf die ganze morgenländische Kirche ausgedehnt sich denken, ist ihnen der Verfall der wahren Kirche in dieser Irdischheit ein provisorischer oder ein definitiver. Beide datiren den Untergang des ächten rechtgläubigen Priesterthums von Peter I. an, dessen sie mit dem tiefsten Hasse gedenken, auch wenn sie nicht gerade die Bilder der von ihm gemarterten Brüder aufweisen. Die Einen aber sehen sich wie Schiffbrüchige auf wüster Insel an, die der sakramentalischen Segnungen doch geistig durch gottergebene Frömmigkeit theilhaft würden, und hoffen dabei, daß das verirrte Russenvolk einst wieder ächte Priester und Bischöfe empfangen und wieder eine wahre Kirche constituiren werde. Die Andern dagegen meinen, mit Nikon schon habe das Reich des Antichrists begonnen, und in Peter I. sei er selbst erschienen, die Zeiten verändernd und (durch die Revisionen) Schatzung von den Todten fordernd, wie die Bibel von ihm prädicire, und seitdem dauere die Nacht vor der Ankunft des Herrn, wo keine Sakramente mehr nöthig seien, außer der Taufe, die aber jeder gläubige Hausvater selber spenden könne, wo die Rechtgläubigen umhergehen müßten, wie verirrte Schafe, die Erlösung vom Antichrist erwartend durch die nahe Zukunft des Herrn.

Wenn überhaupt in dieser Entwicklung des russisch-orthodoxen Gedankens von dem Abfall der Kirche von ihrem Princip die natürliche Parallele mit dem Gange der abendländischen Kirchenspaltung nicht zu verkennen ist, so entspricht insbesondere diese dritte starowerzische Richtung auffallend genau jenen Erscheinungen in der Reformationszeit, welche man mit dem Collectivnamen der Wiedertäufer zusammenfaßt. Eben so nothwendig wie die Masse jener ersten protestantischen Separatisten ging auch diese consequente Ausbildung der starowerzischen Anschauung in zahllose Sonderrichtungen auseinander. Nur ein paar bekanntere derselben führt Harthausen speciell an; es sind die Filipponen und die Feodosiani's. Beide tragen einige bezeichnenden Züge an sich. Die ersteren

haben in ihrem Gemeinde- und Familienleben noch uraltslavische Gewohnheiten und Gebräuche erhalten, ihr ganzes kirchliches Leben aber ist nach der Ueberzeugung von dem gänzlichen Aufhören des wahren Priesterthums geregelt. Sie glauben alle Sakramente, allein ihre Kirchen-Aeltesten, ehelos, in strenger Ascese erzogen, wie Mönche gekleidet und nur vom Almosen lebend, spenden doch nur die Taufe, und sind bloß Zeugen der dreimal im Jahre einem Heiligenbilde abgelegten Beichten; nicht einmal die Einsegnung der im Uebrigen unauflöslichen Ehen ist ihnen gestattet, und selbst von der Bibel haben sie nur Cyrills Uebersetzung der liturgischen Theile. Wie die ersten Wiedertäufer sind die Filipponen Chiliasten und verwerfen den Eid. Noch schärfer aber als in der Strenge ihrer Fasten und Speiseverbote ist die Trauer über den völligen Verfall der Kirche bis zur Ankunft des neuen Messias bei der andern Sekte, den Feodosiani's, ausgedrückt. Schon in dem Aussehen ihrer Betsäle und in dem Cult, der sonderbarer Weise je abgesondert für die Männer und die Weiber stattfindet, und zwar von den letzteren selbst, vielmehr durch ihre als Bräute Christi besonders verehrten „alten Jungfern", gefeiert wird, nur mit Ausnahme des von einem Manne verlesenen Evangeliums des Tages. Weder Altar noch der gewöhnliche Raum für denselben findet sich bei ihnen hinter der bekannten Bilderwand der Kapellen; die drei Thüren der Ikonostase sind zwar angedeutet aber verschlossen, und schwermüthiger Ernst liegt über den langen Gebeten und monotonen Gesängen ihrer in tiefe Stille und Andacht versunkenen Versammlungen — vor dem öden und leeren Heiligthume.

Damit dürfte man aber auch die Reihen der Altgläubigen des Schisma im Schisma schließen, mit dem verödeten Allerheiligsten der Feodosiani's. Die zweite der beiden Richtungen dießseits und jenseits seiner Normallinie gränzt hier schon hart an den Boden der Schwärmerei, und vielleicht

reicht sie mit einigen Fraktionen schon dort hinüber, auf das Gebiet, wo eigentliche Sekten positiv schöpferisch auftreten und sich bemühen, das entleerte Allerheiligste provisorisch wieder zu füllen mit dunklen Mysterien und furchtbaren Opfern, Sinnbildern und Surrogaten für das eigentliche Wesen des verlorenen Heiligthums.

V.

Die Vezirate des Orients,

des „großen Orients“ in Berlin nämlich! — Ungemeines Aufsehen erregt bei uns die blitzschnell überall verbreitete und verbürgte Nachricht: daß Baden von Preußen angewiesen worden sei, den Streit mit dem Erzbischof von Freiburg als eine gemeinsame Sache des Protestantismus zu betrachten, und daß Preußen der badischen Regierung zugesichert habe, sie mit allen Preußen zu Gebot stehenden Mitteln zu unterstützen; daß dieser Schritt Preußens in dem Moment geschehen, als der Regent von Baden der Beendigung des bösen Streites durch Anerkennung der kirchlichen Rechte geneigt geworden war, und daß erst auf die preußische Erklärung hin das Strafverfahren gegen den Herrn Erzbischof begonnen und seine Verhaftung vorgenommen worden. Oeffentliche Nachrichten haben uns früher schon mitgetheilt, Preußen habe den badischen Eigensinn zur Ausdauer entflammt; Preußen selbst bereue es sehr, in den eigenen kirchlichen Wirren nachgiebig gewesen zu seyn. Preußen, der

„Hort des Protestantismus in Deutschland" und zugleich der Freimaurerei, mag allerdings in der Lage seyn, solchen Verdruß bei jeder Gelegenheit an den Tag zu legen; aber dieser Verdruß spricht doch nur an sich selber die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit längeren Widerstandes auf der eigenen Seite aus, und so gewiß Preußen für seinen Theil sich hüten wird, die Gewaltthat vom 20. Nov. 1837 zu wiederholen, so gewiß wird es sich hüten, mit der badischen Regierung die Folgen zu theilen, welchen diese unaufhaltsam entgegen geht. Wenn es dafür noch eines weiteren Beweises bedürfte, so reichte die Thatsache hin, daß auf den preußischen Theil der Erzdiöcese Freiburg das Zerwürfniß sich noch nicht ausgedehnt hat. Trotz allem Verdruß also, den „der evangelische Staat" und die Maurerei über die Wiederherstellung des, wie man glaubte, für immer weggefegten kanonischen Rechtes am Oberrhein und anderwärts empfinden mögen, wird Preußen „alle ihm zu Gebot stehenden Mittel" weltlicher Gewalt nicht gegen den Erzbischof aufwenden zu dem Zwecke, um der katholischen Kirche den endlichen Sieg zu entziehen. Es könnte allein vermeint seyn, Baden im Zustand der Aufregung erhalten wissen zu wollen, um eine abermalige Intervention zu verdienen, deren Lohn endlich doch zahlbar werden müßte. Glaubte aber Preußen, diese Losung austheilen zu müssen, so hätten wir eine andere. Je entschiedener Preußen und seine Bundesgenossen den also betretenen Weg verfolgen, desto berechtigter und desto sehnsüchtiger wird unser Wunsch, unsere Sache unter den — natürlichen „Hort" deutscher Einheit und Größe gestellt zu sehen.

Es würde zwar weder dem Wesen, noch der Geschichte des Protestantismus widerstreiten, seine Sache „mit allen zu Gebot stehenden Mitteln" weltlicher Gewalt zu fördern; doch zweifeln wir keinen Augenblick daran, daß Preußen wohl einsieht, wie es sich in diesem Streite nicht um einen Kampf zwischen dem Protestantismus und der katholischen Kirche,

sondern um einen Kampf zwischen den Rechten dieser und den unbegränzten Machtsprüchen des absoluten Staates handelt. Aber dennoch hat Preußen jenen eingerosteten Wahn mit Wort und That unterstützt; es hat an den Fanatismus appellirt. Wir werden es endlich selbst glauben müssen, daß ein durch Rechtsverhältnisse geregeltes Nebeneinander der katholischen Kirche und der akatholischen Religionsgesellschaften in Deutschland eine Unmöglichkeit sei. Jedenfalls fließt, so lange es so mit uns bestellt seyn soll, daß wir entweder nur nach dem Zuschnitte gegnerischer Willkür, oder gar nicht existiren dürfen — eine nie versiegende Quelle des Argwohns und Mißtrauens, trotz aller Versicherungen landesväterlicher Zuneigung und Gerechtigkeitssinnes.

Die preußischen Maximen sind für uns von unmittelbarer Wichtigkeit. Denn sie sind nicht allein in Baden schon in's Leben eingeführt, sondern sie suchen sich auch durch Vermittelung der neuesten Berliner-Instruktionen und via Bamberg in den übrigen Staaten, die in kirchlich-politischen Wehen liegen, geltend zu machen. Es ist kein Geheimniß, daß die Bamberger-Conferenz über die kirchlichen Differenzen als die Herzens- und Hauptangelegenheit Berathung pflog. Das einzige Hannover ausgenommen, befinden sich die andern betheiligten Staaten sämmtlich in der Lage, guten Rath zu bedürfen. Welcher Art der ertheilte war, ist auch alsbald fühlbar geworden. Selbst in Bayern ist in Folge davon — laut Frankfurter-Journal auf Requisition des badischen Gesandten — der „extremen ultramontanen“ Presse durch Confiscationen des „Volksboten“ die Ruthe gezeigt worden. Das allenthalben verbreitete Gerücht, daß sich Bayern zum Zwecke allmähliger Bändigung der „ultramontanen“ Presse, vor allem des in Stuttgart erscheinenden „Deutschen Volksblattes“ des Dr. Fl. Rieß, mit den oberrheinischen Regierungen verbündet habe, findet überhaupt festen Glauben. Die würtembergische Polizeibehörde ihrerseits hat die Num. 22 des „Sonntags-

Blattes für das christliche Volk" in drei Ausgaben, ebenso die Nummern 24 und 25 vom 11. und 18. Juni, dann das „Deutsche Volksblatt" nur in der Zeit vom 1. bis 6. Juni fünfmal mit Beschlag belegt, und zwar bloß wegen der gewöhnlichen Berichte über die badischen Zustände. Bis zu welcher Empfindlichkeit es die würtembergische Regierung gebracht hat, mögen die drei weitgreifendsten badischen Correspondenzen aus den confiscirten Blättern beweisen; die erste, sowie die zweite ist der confiscirten Nummer vom 1. Juni, die dritte einer mit der zweimal beschlagnahmten Nummer vom 4. Juni veranstalteten gleichfalls confiscirten Beilage entnommen.

Vom Taubergrunde, 28. Mai. Während Deutschland am Vorabende eines großen Krieges steht, der seine Truppencontingente über Nacht auf den Kriegsfuß rufen dürfte, während es also bei solcher Sachlage doppelte Pflicht der Regierungen wird, das Vertrauen zwischen ihnen und den Unterthanen zu befestigen: geschieht in Baden gerade jetzt das Gegentheil, und der letzte Schritt der Vergewaltigung gegen die Kirche wird mit der Gefangennehmung des 82jährigen Oberhirten der oberrheinischen Kirchenprovinz besiegelt — drei Tage nach der Verlobung (?) des Regenten. Sind das die Brautfackeln, welche die Herren in Karlsruhe ihrem Regenten anzünden wollen? Ist dieß das Morgengabinde, das sie ihm darbringen wollen, das in Gährung versetzte, durch Zwietracht vielfach zerspaltene, noch an den alten Wunden blutende Land? Wohlan! der Odenwald, das Bauland, der Taubergrund und das Gäu sind durch die letzten Schritte der Regierung gegen das Kirchengut und gegen den Erzbischof in großer Aufregung, und die Erbitterung spricht sich mehrfach in dem Rufe aus: „Wir wollen nicht mehr badisch seyn!" Zeuge dieser Stimmung konnte der Herr Ministerialrath Fieser (?) seyn, der von Karlsruhe zur Beschwichtigung der Gemüther abgesendet wurde, als ihm in Königshofen und Filchband zum Theil 80jährige Greise mit der Erklärung entgegentraten, man habe nun der Proclamationen der Regierung satt, und er in Grünsfeld vor der steigenden Gährung schnell zur Abfahrt einspannen und in den übrigen Gemeinden die anberaumten Tage seiner Ankunft wieder

absagen lassen mußte. Nun wird Militär requirirt, das heute oder morgen einrücken soll, um durch Bajonette und Pickelhauben dem unglücklichen Lande den Frieden zu bringen. Das ist die eine Seite der Physiognomie dieses Theils des Landes. Auf der andern erblickt man die Marterzüge großer Noth im Bauland und Odenwald. Aber für die bleichen Gestalten, die Tag für Tag in Stadt und Dorf, wo noch Etwas zu haben ist, zu zwanzig und mehreren bettelnd herumschleichen, und vom Büttel nun hinausgetrieben werden, ein Anblick, der für die Leute selber unerträglich geworden ist; für die kleinen Kinder, die von den Eltern mit der Weisung auf den Bettel geschickt werden, sich draußen für heute ein Nachtlager zu suchen; für die abgemagerten Frauen, die um schon einmal ausgesottene, zum Wegwerfen bereitliegende Knochen bitten, um noch etwas Fleischbrühe davon abkochen zu können, die jammern, keine Kräfte mehr zum Arbeiten zu haben, und oft mit der dringenden Bitte herantreten, wenn man ihnen nicht einen Bissen Brod oder einige Löffel Suppe gebe, so sänken sie zusammen — dafür scheinen die Herren keine Augen zu haben. Alle Sehkraft scheint absorbirt zu werden für den Gensdarmeriedienst auf Fahndung von Hirtenbriefen, auf die Rock- und Hosentaschen und Stiefel der Geistlichen, die gerade im Begriffe sind, zur Kirche zu gehen. Möglich, daß bei dieser Absorption der Sehkraft auch zugleich eine Metamorphose in den Köpfen mancher dieser Herren vor sich gegangen, und vielleicht Mancher das kleine Baden für die Türkei, sich selbst für einen roßschweifreichen Pascha, seine Gensdarmen für türkische Bimbaschi ansieht. Nur darin sind die Zustände beider ungleich, daß die türkische Rajah sich des Schutzes der christlichen Mächte erfreut, die badische nicht. Auf Oesterreich und dessen ritterlichen Kaiser sind daher die Blicke des Landes gerichtet. Werden die deutschen Mächte diesem Gebahren länger zusehen, jetzt, wo der Feind an den Grenzen Deutschlands gewaltige Heeresmassen zusammenzieht, in einem Augenblick, wo drohende Wetterwolken am Horizont aufsteigen? Es ist ein alter Volksglaube, man soll bei einem Gewitter das Feuer auf dem Heerde löschen. Wer sind aber die, welche es schüren? Die Stimmen der Bischöfe von den Ufern des Mississipi und des la Plata bis zum Tajo und Ebro, von der Themse und Seine, dem Rhein und der Donau bis zum Po und der Tiber haben sie gekennzeichnet; gekenn-

zeichnet haben sie die Stimmen der Besten im deutschen Lande selbst; gekennzeichnet endlich die mit allem sophistischen Aufgebot fabricirten, an dem klaren Recht und den beschworenen Verträgen der Kirche zu Schanden gewordenen Artikel der Karlsruher Presse und des merkurialischen Abhubs davon!

Aus dem Odenwalde schreibt ein Bauer: Jetzt merken wir wohl, warum wir von Zeit zu Zeit Steuerzulag haben, denn in Karlsruhe bestrebt man sich aufs eifrigste, in der Wissenschaft voran zu schreiten. Ich habe immer gemeint, die Herren in Karlsruhe müssen lauter tüchtige und ausgelernte Männer seyn; dem ist aber nicht so, denn wer ausgelernt hat, der muß wissen, ehe er eine Arbeit anfängt, wie er's zu machen hat. — Die Herren in Karlsruhe wollen unsere Staatshaushaltung führen, haben aber noch nicht ganz ausgelernt, und wir Bauern müssen das Lehrgeld bezahlen. Das sehen wir jetzt klar bei dem Kirchenstreit. Als der Hirtenbrief vom 11. Nov. v. J. verlesen wurde, ließ man den Verfasser desselben in Ruh, und strafte auf's strengste die Verkünder des Briefes. Ganz im Gegentheil verfährt man jetzt bei dem Hirtenbrief vom 5. Mai. Und so probirt und lernt man immer, auf unsere Kosten. Ich frage, fürchtet man keine Verantwortung? Unserem gnädigsten Prinzregenten muß es in seiner Thronrede auch nicht so ganz Ernst gewesen seyn, daß ihm der Glaube seiner katholischen Unterthanen so heilig sei, wie sein eigener, sonst hätte er uns kein Militär zugeschickt, weil wir die Rechte unserer heiligen Religion wahren wollen. Als ich Soldat war, habe ich im theoretischen Unterrichte, den man uns ertheilte, gelernt: die Ehrfurcht vor Gott und die Religion müssen dem Soldaten das Heiligste seyn, er soll daher auch den Gebräuchen der Religion, in der er erzogen ist, mit Eifer nachkommen; ich habe aber den Beisatz nie gehört und gelesen: soweit es die Regierung erlaubt oder für gut findet. Wie kann aber der Soldat seiner Religion nachkommen, wenn er gezwungen wird, gegen dieselbe einzuschreiten?

Freiburg, 31. Mai. Gestern Abend erschien Amtmann Senger im Palais, und eröffnete dem Herrn Erzbischof Namens des großherzoglichen Hofgerichts seine Freilassung. Sie wissen bereits, auf welche Weise sich Senger gegen den Metropoliten betrug.

Er erklärte ihm unter Anderm, er sei ein Hochverräther und Volks-Aufwiegler, und habe sich zum „gemeinen Verbrecher“ gemacht. Sofort, nachdem Senger mit den Gensdarmen abgetreten war, die bisher den Oberhirten so bewacht hatten, daß er nicht einmal ohne ihre Gegenwart die heil. Messe lesen durfte, erschien Regierungs-Direktor Schaaff. Er wollte den Erzbischof überraschen, glaubte ihn „mürbe,“ und erklärte: er käme Namens und auf Befehl Sr. Königl. Hoheit, um den Hochw. Herrn Erzbischof zu ersuchen, nunmehr nicht weiter vorzuschreiten, bis Staatsrath Brunner ein Resultat erzielt habe. Der Hochw. Bischof von Rottenburg habe ja auch einen Vertrag mit der Regierung geschlossen und sei von der Denkschrift zurückgekommen *). Er möge die bedenklichen Unruhen erwägen, welche der Kirchenstreit im Lande, namentlich im Odenwalde, hervorgerufen habe. Der Erzbischof entgegnete: „Wenn es wahr seyn sollte, daß ein anderer Bischof einen andern Weg geht, so kann dieß mir nicht als Maaßstab dienen. Ich werde solange alle meine oberhirtlichen Rechte ausüben, bis ein Inhibitorium von

---

*) Dieß ist ein neuer Beweis, daß einzelne Regierungsorgane jenseits und diesseits des Schwarzwaldes die erste Ursache des schlimmen Eindruckes sind, den die würtembergische Convention mit dem Bischofe von Rottenburg aller Orten hervorrief. Der Correspondent vom 4ten Hefte des 33sten Bandes der Historisch-politischen Blätter hat mannigfaltige Thatsachen der Art aus den regierungsfreundlichen Kreisen zusammengetragen; jetzt wirft ein hoher badischer Beamter dem Bischofe von Rottenburg offen vor, daß er von den Grundsätzen der bischöflichen Denkschrift abgekommen sei. Wenn solcher Vorwurf sich seiner Zeit nicht bewahrheitet, so wird hoffentlich die Genugthuung nicht ausbleiben. Wir unsererseits befinden uns in sehr schlimmer Lage; da wir nicht im Stande sind, die von allen Seiten andringenden Angaben in derselben Richtung geradezu Lügen zu strafen, so hängen wir förmlich zwischen Himmel und Erde. Es wäre nur im wohlverstandenen Interesse der Obrigkeit selber, wenn durch wortgetreue Veröffentlichung der würtembergischen Convention diesem peinlichen Zustande ein Ende gemacht, und damit eine reiche Quelle des Mißtrauens persönlicher Anfeindungen und Spaltungen verstopft würde.

Rom kömmt; glaube aber nicht, daß der heil. Stuhl meine Handlungen mißbilligen, oder die Gewalt, welche die badische Regierung den Katholiken und ihrem Oberhirten angethan, nicht geziemend ahnden werde. Durch die Bedrückungen der Unterthanen, durch die beispiellose Willkür und Gewaltthätigkeiten, durch die Entziehung der katholischen Religionsrechte, insbesondere des Kirchenvermögens, hat die Regierung selbst die Unruhen geschaffen. Sie ist dafür verantwortlich. Ich habe die Pflicht, für meine Kirche zu sorgen, das Volk wieder religiös und sittlich zu machen, und Alle dadurch aus dem Elende der Barbarei zu retten. Ich werde hienach handeln, komme was da wolle!" Schaaff war ganz consternirt, den Mann, welchen er in den badischen Blättern als schwach verschrieen, so, und jetzt so, sprechen zu hören!

„Wenn Sie so fortfahren," bemerkte er, „so müssen wir Sie förmlich verhaften und — unschädlich machen!!" „Ich danke Ihnen", entgegnete der Oberhirte, „für meine frühere Verhaftung: die Kirche Gottes, der ich lebe und sterbe, hat dadurch Vieles gewonnen, und Ihre Plane sind nun offenbar. Verhaften Sie mich nur wieder; ich füge mich gerne in den Willen Gottes: aber dieß Ereigniß, das ich für meine Person wünsche, soll mich keinesfalls abhalten, meine Pflicht zu thun, und die Kirche, der ich angehöre, siegt in und durch die Leiden."

Schaaff wurde hierüber so aufgeregt, daß er außer Stande war, dem hinzugekommenen Sekretär zu dictiren, weßhalb Seine Excellenz selbst dictirten. Er entfernte sich hierauf, ohne durch Ueberraschung, List und Gewaltandrohung zum Ziel gekommen zu seyn. Das erzbischöfliche Domkapitel, die Domprälbendare, die erzbischöfliche Kanzlei und die angesehensten Bürger Freiburgs gratulirten unserem Bekenner, und die ungetheilte Freude, die sich bei dem wiederkehrenden Glockengeläute kundgab, mochte den Atheisten und Büreaukraten sagen, daß ihre Zeit vorüber sei!

Registrator Fink wurde durch den vielgenannten Wilhelmi von seiner Stelle am Oberamt Heidelberg deßhalb plötzlich entlassen und brodlos gemacht, weil er — wie Stadtdirektor Wilhelmi selbst erklärte: katholisch gesinnt ist. Er kam hieher, und besuchte seine Braut, wurde aber unter Verweigerung jeder Angabe eines

Gemeinde von der hiesigen Polizei ausgewiesen. Der Weinhändler Ziegler, gleichfalls ein Badener, wurde auch von hier ausgewiesen: weil er mit Katholiken Umgang pflege. Er arbeitete hier bei Herder, wo nun derselbe ebenfalls handelte. Bei der Haussuchung bei Herder wurden dem dortigen Factor sogar eben angekommene Privatbriefe von der Polizei weggenommen. An den Erzbischof gelangt seit mehreren Tagen gar kein Brief mehr. Die Rathlosigkeit der Katholiken hat bei uns den Höhepunkt erreicht."

Kein Wunder, wenn man zur Zeit der Confiscationen auf die Meinung gekommen wäre, in Zukunft sei uns jeglicher Bericht über badische Verhältnisse — er sei denn aus dem „Schwäbischen Merkur", der „Badischen Landeszeitung", dem „Frankfurter-Journal" und ähnlichen Blättern genommen — grundsätzlich entzogen. In der That haben sich die Leser des „Deutschen Volksblattes" hierauf gefaßt gemacht. Aber siehe da! seit einigen Tagen haben wir wieder Nachrichten erhalten, die, wenn einmal die Willkür herrscht und das Gesetz keine Geltung mehr findet, ebenso confiscabel gewesen wären, wie die genommenen. Es ist eben nicht gerade dieser oder jener Artikel des „Deutschen Volksblattes", sondern seine ganze Haltung, die so viel Aergerlichkeit bereitet, weil es consequent die Grundsätze der bischöflichen Denkschrift vertritt und jeden Schritt, der in der kirchlichen Sache von was immer für einer Seite ausgeht, bloß nach diesem Dokument und den Thatsachen und Umständen beurtheilt, unter deren Einfluß es zu Stande gekommen. Darum ist es aber auch ein hartes Stück Arbeit um den einfältigen Glauben, die württembergische Regierung habe durch ihre bisherigen Schritte irgendwie den Grundsätzen dieser Denkschrift Gerechtigkeit widerfahren lassen. Um so mehr leben wir in der steten Besorgniß, das „Deutsche Volksblatt" durch die Gewalt endlich abgehetzt oder gar ruinirt sehen zu müssen. Das Traurigste ist, daß selbst Einige aus dem Klerus ihre Freude darüber nicht verbergen können, und sich jetzt schon anschicken, einer

„gewissen Presse“ ihr Grab schaufeln zu helfen. Man prahlt zwar gern mit dem Frieden, der in der Diöcese Rottenburg herrsche; wenn man Ihnen aber sagt, es sei Friede, so glauben Sie das nicht. Wir leben ganz und gar, und in letzter Zeit mehr als je, in den staatskirchlichen Zuständen, wie ehemals, natürlich unter Präponderanz des staatlichen Willens. Und so lange unser Recht von der Gnade lebt, kann kein Friede herrschen. Diese Stimmung, Anfangs nur in engeren Kreisen verbreitet, ist durch die letzten Confiscationen bis tief in die untern Schichten hinabgestiegen. Wenn die Regierung sich nebenbei von der Absicht dazu leiten ließ, „das Feuer der Aufregung“ von den Grenzen des Landes fern zu halten, so hat sie sich ganz verrechnet. Mag sie von der erzbischöflichen Sache halten, was sie will, das katholische Volk Würtembergs hält sie für gerecht, und nicht bloß dieß, es kennt den Gegenstand des Streites als einen Theil seines Glaubens, ist deßwegen jenem in demselben Maße wie diesem zugethan. Die gestrige Nummer des „Deutschen Volksblattes“ hat — mit Verlaub der Polizeibehörde, die das übersehen haben muß — zum Ueberflusse noch die Versicherung geben dürfen, daß die Beschlagnahmen nur deßhalb erfolgt seien, weil das „Deutsche Volksblatt“ es sich herausgenommen habe, die Lage unseres Metropoliten und die badischen Zustände zu schildern. Die Bitterkeit solchen Bewußtseyns wird durch den frevelhaften Uebermuth der kirchenfeindlichen Presse noch um ein Gutes gesteigert. Schon lange gewohnt, das Gift des Hasses gegen die Kirche in Verunglimpfungen und Verläumdungen von Personen und durch Verdrehung von Thatsachen auszuspritzen, kann sie dieses verachtungswürdige Geschäft unter dem starken Schild der weltlichen Gewalt ganz ungestört fortsetzen. Denn deren Thätigkeit ist eine zweifache: sie schützt die kirchenfeindliche Presse, ähnlich wie in Baden, wenn auch nicht im selben Umfang, und sie legt der kirchlichen Presse das Schloß vor

den Mund, überhebt also jene der Furcht, durch diese vor dem Richterstuhl der Oeffentlichkeit zur Verantwortung gezogen zu werden. So wird den Stiefkindern in den weiland Rheinbundsstaaten nicht bloß der rechtliche Schutz entzogen; man fügt zur Beraubung noch den Spott hinzu. Und der Boden, auf dem solche Dornen und Stacheln wachsen, sollte ein Boden des Friedens und des Vertrauens seyn?

Für den Fall, daß unsere Tages-Presse durch eine Art Staatsstreich wirklich dem beschlossenen Untergang entgegenginge, würde zu einigem Ersatz bloß ein Mittel übrig bleiben, dasselbe, das in Baden durch die opferwillige Anstrengung einzelner Männer so viel zur Belehrung und Warnung der Katholiken gewirkt hat, wir meinen den Weg der Flugschriften. Ohnedieß haben schon viele der zunächst für Baden bestimmten auch über unsere Grenze den Weg gefunden und werden begierig verschlungen. In solchen Zeiten der Bedrängniß, in der nicht einmal unsere natürlichen Rechte geschont werden, können wir bloß unsere Noth und unsere Verzweiflung um Rath fragen. — In unsern sonstigen Zuständen hat sich Nichts verändert. „Das Interim hat den Schalk hinter ihm." Neulich hat der Kirchenrath den Concurs pro seminario angeordnet. Pars pro toto. Die Karlsruher-Zeitung setzt diese staatskirchliche Delikatesse mit fetter Schrift ihren Lesern vor, um dem würtembergischen Faustschlage für den Metropoliten der Provinz noch mehr Zug und Nachdruck zu geben!

Aus der Diöcese Rottenburg, den 21. Juni.

Nachschrift.

Die gesetzliche Preßfreiheit der Katholiken in Würtemberg liegt in den letzten Zügen. Die gestrige Nummer des „Deutschen Volks-Blattes" von Dr. Fl. Rieß ist abermals mit Beschlag belegt worden. Eine Ersatznummer wurde heute nachgeliefert; an der Spitze derselben macht die Redaktion folgende Erklärung:

„Da die Nummer 140 beschlagnahmt worden, lassen wir eine Beilage, mit Auslassung der Leitartikel, worunter ein Passus aus der Schrift des Bischofs von Mainz, der inländischen (würtembergischen) Nachrichten, darunter ein Bericht über gerichtliche Aufhebung der beschlagnahmten Num. 129 und Bestätigung anderer Nummern, sowie über eine Haussuchung im Redaktions-Lokal und Polizeiverhöre gegen Redakteur und Drucker des Deutschen Volksblattes, eine badische Flugschrift angehend, folgen. Daß das Badische wegbleibt, dürfte überflüssig seyn, zu bemerken."

An der Hand dieser Erklärung sind wir im Stande, über unsere Lage nachzudenken. In Betreff des Verhöres und der Haussuchung erfahre ich Folgendes. Die Redaktion des „Deutschen Volks-Blattes" wollte den Inhalt einer Flugschrift über badische Zustände („Licht zur Beleuchtung") dem Hauptblatte als Beilage beigeben; diese aber wurde confiscirt. Am andern Tage früh Morgens wurde der Drucker in's Verhör genommen; während desselben erschien ein Polizeibeamter im Redaktionslokale, um den Redakteur zu verhören und Haussuchung vorzunehmen. Mittags wurde das ganze Drucker-Personal, und später auch der Redakteur abermals, und zum letztenmale auch noch am Samstag den 17. Juni verhört. Es scheint Allem aufgeboten zu werden, wo möglich zu constatiren, ob die

Redaktion, trotz der Beschlagnahme, Exemplare jener Flugschrift verbreitet habe. Was nun weiter geschieht, müssen wir abwarten; für jetzt wissen wir, daß die Parallele zwischen den würtembergischen und badischen Vergewaltigungen der kirchlichen Presse immer vollkommener wird. Wir wollen nur noch die Nachricht abwarten, daß die Schrift des Bischofs Wilhelm Emanuel von Mainz auch in Baden von Beamten und Dienern der Polizei im Ganzen oder in einzelnen Theilen verfolgt wird. In allen Fällen ist es beachtungswerth, daß die würtembergische Regierung seit drei bis vier Wochen die katholische Presse in Würtemberg so heftig und so ausdauernd angreift. Offenbar ist in neuester Zeit in unsern kirchlichen Zuständen Etwas geschehen, was mit dieser protestantischen Reaktion gegen die mißliebigste Seite der Preßfreiheit — wonach nämlich sogar die Katholiken, gesetzlich wenigstens, nach ihr verlangen dürfen — im innern Zusammenhange steht. Wir fragen: geschieht das Alles trotz, oder gerade wegen des abgeschlossenen Kirchenfriedens? Wenn das Erstere: welche Segnungen wird er uns bringen, wenn er so rücksichtslos verletzt, und gegen Beeinträchtigungen so geschützt wird? Wenn das Andere: was ist er selber, wenn solcherlei Dinge sein Anfang sind?

VI.

Quasi-katholische Glaubens- und Lebens-Ansichten protestantischer Persönlichkeiten.

Graf Nicolaus Ludwig von Zinzendorf.

3.

Die Gründung von Herrnhut.

Von Paris zurückgekommen, hatte Zinzendorf mit seiner Familie harte Kämpfe zu bestehen über seine Standeswahl. Seine Familie war zwar auch fromm, aber eine solche Frömmigkeit, wie die des jungen Grafen, war ihr fremd, und schien ihr den Rücksichten entgegenzulaufen, welche Zinzendorf seinem Stande schuldig sei. Zinzendorf wollte eben nicht bloß ein frommer Graf, sondern ein vollkommener Jünger Christi seyn, er wollte keine andere Wirksamkeit, als eine solche für das Reich Gottes, und bei zeitweiliger Ermangelung einer anderweitigen Möglichkeit zu solcher Wirksamkeit gingen seine Wünsche nur dahin, ohne irgend welche Verwicklung in weltliche Geschäfte, als einfacher Gutsherr Gott zu dienen, und sich dem geistlichen und leiblichen Wohl seiner Guts-Angehörigen widmen zu können. Sehr tief und wahr dachte er sich die Pflichten und die Stellung einer

Gewissenhaftigkeit, und auch von dieser Seite aus hatte er bedeutende Bedenklichkeiten gegen die Annahme einer Staats-Anstellung: „Auch macht meinen Ruf bedenklich, daß ich mit meinem Vermögen nicht genug Gutes thun kann, wo ich es nicht zur freien Disposition habe. Auf dem Dorfe bin ich ein Haushalter über die dürftigen Nebenmenschen. Giebt mir Gott viel, so esse und trinke ich deswegen nicht mehr, ich kleide mich nicht kostbarer, aber ich helfe mehreren meiner Mitbrüder und Mitschwestern. Schickt Gott Landplagen, so leide ich so gut, als die Andern, ich theile mit ihnen so lange, bis ihnen geholfen ist. Bin ich aber in einem andern Orte, wo es die christliche Klugheit erfordern mag, daß ich meinem Stande, auch nur in Etwas, gemäß leben sollte, ich bekomme aber nichts dazu, als was Gott mir selber, nach Proportion der mir zugedachten Haushalterschaft, verliehen hat: so muß ich entweder Schulden machen, oder dem Dörfchen, wohin mich Gott eigentlich gesandt hat, das Seinige entziehen."

Indessen halfen alle Einwendungen Zinzendorf's nichts bei seinen Verwandten, sie wiesen ihn endlich entschieden auf das vierte Gebot hin, und besorgten ihm unter der Hand eine Hof- und Justizraths-Stelle in Dresden. Zinzendorf entschloß sich aus Gehorsam, dieselbe anzunehmen. Er gab aber gleich von Anfang an der vorgesetzten Behörde zu erkennen, daß er ganz und gar nicht gesonnen sei, durch Geschäftsarbeiten Auszeichnung und Beförderung zu suchen, bat dieselbe, ihn nur in sogenannten Vorbescheidssachen zu gebrauchen, und beschränkte seine ganze Geschäftsthätigkeit während der fünf Jahre seiner Amtsanstellung fast nur darauf, daß er zuweilen einen schiedsrichterlichen Vergleich zwischen streitenden Parteien zu Stande brachte.

Desto eifriger und thätiger war er zu Dresden in den Werken der geistlichen Barmherzigkeit; nicht bloß suchte er im gewöhnlichen Verkehr durch Unterweisung und Ermahnung

auf die Bekehrung der Sünder hinzuwirken, sondern hielt auch regelmäßige Erbauungsstunden, zu denen Jeder völlig freien Zutritt hatte. Ueberhaupt galt in seinem religiösen Verkehr kein Stand und kein Bildungsgrad, sondern nur das Verhältniß des Menschen zum Heilande. Er suchte daher auch den Umgang mit Armen und Niedern auf, kümmerte sich auch nicht um die verschiedenen Lehrmeinungen in seinen Umgebungen, sondern war einzig darauf bedacht, in allen Ständen, aus allen Parteien die wahren Kinder Gottes zusammenzufinden, und in ihrem Gemüthe in höherer Gemeinschaft das Reich Gottes zu erbauen.

„Für seinen Zweck, dem Heilande Seelen zu gewinnen, machte er seine weltlichen Anordnungen zu einem dahin gewandten Lebensplan mit so richtiger Klugheit und sicherm Maße, als seiner Jugend, bei so feurigen Trieben, kaum zuzutrauen gewesen war. Sein ererbtes Vermögen war durch sechszehnjährige Zinsen vermehrt; zwar hatte der Kurator desselben nicht über Jedes genügende Rechenschaft geben können, und Zinzendorf der unverschämten Zumuthung, er werde als ein Jünger Jesu nicht allzu streng über Geld und Gut halten noch streiten, allerdings entsprochen, und folglich Alles, was irgend schwierig wurde, willig fahren lassen; doch blieb, trotz dieser Einbuße, das Ganze noch beträchtlich genug für den Ankauf eines ansehnlichen Grundeigenthums. Seine Großmutter verkaufte ihm das an Großhennersdorf gränzende Rittergut Bertholdsdorf. Am 19. Mai 1722 ließ er sich huldigen. Der Bau eines Wohnhauses war bereits früher angefangen. Hier dachte er nun in unmittelbarem Wirken auf seine nunmehrigen Unterthanen ein christliches Gemeindeleben nach seinem Sinne zu gründen. Als Gehülfen hierzu berief er zu der eben erledigten Pfarre den Candidaten Andreas Rothe, einen Mann, dessen Frömmigkeit nnd Geistesgaben in hohem Ansehen standen, der aber, weil ein Amt zu suchen gegen sein Gewissen war, ungeachtet seiner

beliebten Predigten bis dahin nur als Informator sein Unterkommen gefunden hatte. Nach dieser getroffenen geistlichen Fürsorge glaubte Zinzendorf zu der Lebensweise, die er sich vorgesetzt, einer gleichgesinnten Gattin nicht länger entbehren zu dürfen. Zwar hatte die Vorstellung, daß keusche Ehelosigkeit einem heiligen Berufe wohl gezieme, ihn oft erfüllt, allein genauere Betrachtung lehrte ihn die Ehe als einen vom Heilande anbefohlenen Stand ehren, den man, wie auch seine Herzensfreunde ihn versicherten, mit aller Heiligkeit führen könne. Seine Wahl traf nach vielem Bedenken die Gräfin Erdmuth Dorothea von Reuß zu Ebersdorf, die Schwester seines Freundes" (Varnhagen von Ense). Vor der Vermählung, die im J. 1722 zu Ebersdorf stattfand, hatte Zinzendorf seiner Braut alle seine Habe geschenkt. Er wollte freiwillig arm seyn. Daß ihm der Sinn der freiwilligen Armuth klar war, beweist unter Anderm ein noch vorhandener Brief, den er später an einen Freund bei der Gelegenheit schrieb, als er die Schenkung seiner Güter und die Uebertragung der Verwaltung derselben an seine Gemahlin in aller Form Rechtens officiell machte. Es ist der arme Jünger Christi, den Zinzendorf in Allem anstrebt, und nach welcher Seite seines Lebens sich auch der Blick richtet, überall wird man an den Segen seines Vaters erinnert, in dessen Kraft und Wirkung Zinzendorf auf allen Punkten die Metamorphose des frommen Grafen in den völligen Jünger Christi erstrebt. Später suchte er auch äußerlich seinen Adel abzulegen, und that dieß wirklich in Amerika 1742 durch einen officiellen Act, an dem auch Franklin als Zeuge Theil nahm. In Deutschland traf er ernstliche Einleitungen zu gleichem Schritte, indessen vermochten ihn die Vorstellungen des Reichskammerrichters Grafen von Virmond, von seinem Vorhaben aus Gründen der allgemeinen Ordnung abzustehen. So wird Zinzendorf überall in der Richtung auf gänzliches Verlassen der Welt, und im Ankämpfen gegen seine weltlich günstigen Verhältnisse mit Gewalt in

denselben festgehalten; indem er alle weltliche Hoheit aufgeben will, wird sie ihm immer wieder aufgedrungen. Und eben in diesem Ringen nach Entäußerung müssen ihm diese äußern Vortheile gerade darum für sein geistliches Wirken dienen, weil er sie verachtet und verschmäht. Es offenbart sich auch hier die Wahrheit, welche sich im Leben vieler katholischen Heiligen auf so eclatante und herrliche Weise darstellt, daß der am meisten auf die Welt zu wirken geeignet ist, der in der beständigen Sehnsucht und Richtung lebt, die Welt zu verlassen, und daß demjenigen gerade die irdischen Güter und Ehren recht dienstbar sind, der sie verachtet und sich ihrer zu entäußern strebt.

Auch Zinzendorf's Ehe war eine durch und durch ganz anders bedingte, als andere Ehen gewöhnlich frommer Personen. Es war damit von vorn herein auf gemeinsames Wirken für das Reich Gottes abgesehen, seine Gemahlin war von vorn herein in ausdrücklicher Verabredung in sein Streben und in seine Richtung eingegangen, und nahm sein ganzes Leben hindurch den größten und mächtigsten Antheil an allem seinem Thun. Zinzendorf selbst gibt ihr auch in dieser Beziehung das größte Lob, und sagt von ihr, daß sie die einzige gewesen, die von allen Ecken und Enden in seine Mission gepaßt habe.

„Nach seiner Vermählung führte Zinzendorf seine Gemahlin zunächst nach Dresden, wo er in schicklicher, doch mäßiger Einrichtung seine gewohnte Lebensweise fortsetzte. Der freundschaftlichen Warnung, die Hoflustbarkeiten weniger zu meiden, damit nicht aus der nichtgeachteten Einladung ein ernstlicher Befehl des Königs würde, setzte er die standhafte Ablehnung entgegen; er müsse, meinte er, die Folgen seines Benehmens Gott empfehlen. Auch wollte er keine Beförderung annehmen, am wenigsten Kammerherr werden: er sei weder ein Weltmann, noch ein weltkluger Mann, wie solches Amt erfordere, sondern habe den guten Willen, ein

Kind Gottes und ein Christ von Herzen zu seyn, und ein solcher habe vor den Hofvergnügungen und den Herrlichkeiten dieser Welt einen Abscheu. Diesen Ansichten gemäß entzog er sich auch allen vornehmen eitlen Gesellschaften, ging dagegen mit den geringsten Leuten, sobald er in ihnen eine Spur der Gottseligkeit fand, ganz vertraulich um." . . . . „Die sonntäglichen Hausandachten hielt er nach wie vor mit Eifer, und da viele Personen sich mit ihren Zuständen an ihn wandten, so erwuchsen ihm von daher bald ausgebreitete Geschäfte, denen er fleißigst oblag. Man erschwerte ihm von oben her diese Lebenswendung nicht, und ließ ihn sein Regierungsamt nicht als Last fühlen; vielmehr konnte er dabei einen Theil des Jahres ganz auf dem Lande zubringen. Die Gräfin aber theilte seine Neigung und Lebensart mit freudiger Einstimmung. Gleich zum Winter, da in Dresden die Lustbarkeiten recht anhoben, reisten sie nach der Oberlausitz, ihre Güter zu besuchen" (Varnhagen von Ense).

Auf den Gütern des Grafen war unterdessen ein Ereigniß eingetreten, welches seinem ganzen Leben und Bestreben näheres Ziel und Richtung zu geben bestimmt war. Es waren nämlich einige Auswanderer aus Mähren, Nachkommen der alten mährischen Brüder, eingetroffen, die in einem protestantischen Lande Unterkommen und freie Religionsübung suchten. Von Hause aus in ihren Lehransichten, wie in ihrer Gemeinde-Verfassung, Disciplin u. s. w. von den Protestanten bedeutend abweichend, hätten sie bei keinem besser Verständniß und Aufnahme finden können, als bei Zinzendorf, der in der Religion immer nur auf das Praktische und Innerliche sah, und nur allzu einseitig das Verschiedene in dem Dogma ꝛc. bei Seite stellte. Er fand sich nun berufen, so widersprechende Dinge, wie die mährischen und protestantischen Eigenthümlichkeiten, auf praktischem Wege in einer neuen Gemeindebildung in ein Ganzes zu vereinigen. Der Spener'sche Gedanke einer ecclesiola in ecclesia wurde von

ihm, wie es scheint zuerst bei seiner Ankunft in Berthelsdorf, in dessen Nähe auf dem sogenannten Hutberge er das erste Haus der Auswanderer bereits fertig vorfand, als Gegenstand praktischer Ausführung in's Auge gefaßt. Was Zinzendorf zu solcher Ausführung vorzüglich geeignet machte, das war besonders das große Vertrauen auf die Vorsehung, „der Glaube zum Durchkommen", der bei ihm in der Schule und dem Hause des berühmten Franke, des großen Gründers des Halle'schen Waisenhauses, sonderlich stark sich hatte entwickeln können; das war ferner größere Freiheit von pietistischer Einseitigkeit, die er auf der Universität zu Wittenberg abzustreifen Gelegenheit und Veranlassung gehabt; das war vor Allem und besonders seine ihn vor seinen Zeitgenossen auszeichnende großartigere und unparteiischere Auffassung des katholischen Kirchenwesens, welche Zinzendorf vorzüglich auch seinem Umgang mit den Katholiken und Jansenisten in Frankreich verdankte. Diese historischen Bildungs-Elemente, verbunden mit der eigenthümlichen Richtung und dem besondern Wesen seiner Frömmigkeit im Streben nach Gemeinschaft, lassen ihn ganz als den Mann erscheinen, der auf seinem Platz speciell dazu berufen war, der Welt das Beispiel einer Gemeindebildung vorzuführen, die von dem Grunde gegebener Bekenntnisse ausgeht, d. h. nicht eine neue Religionsstiftung seyn will, nicht die Lehre, noch die Verfassung der Kirche als solcher verändern will, sondern nur in Voraussetzung einer gegebenen Lehre, und innerhalb einer gegebenen Kirchenverfassung das christliche Leben als Gemeindeleben zu verwirklichen strebt. Der Grund und Boden, auf dem Zinzendorf bei solchem Versuche stand, war gewiß sehr schwankend und unsicher, die Elemente, aus denen er seine Gemeinde erbaute, waren sehr widersprechender Natur: alles dieß erklärt hinlänglich, warum Zinzendorf nicht mehr und Größeres in weiterer Ausdehnung zu Stande brachte, als er wirklich gethan. Angesichts solcher Schwierigkeiten aber

den Mund, überhebt also jene der Furcht, durch diese vor dem Richterstuhl der Oeffentlichkeit zur Verantwortung gezogen zu werden. So wird den Stiefkindern in den weiland Rheinbundsstaaten nicht bloß der rechtliche Schutz entzogen; man fügt zur Beraubung noch den Spott hinzu. Und der Boden, auf dem solche Dornen und Stacheln wachsen, sollte ein Boden des Friedens und des Vertrauens seyn?

Für den Fall, daß unsere Tages-Presse durch eine Art Staatsstreich wirklich dem beschlossenen Untergang entgegenginge, würde zu einigem Ersatz bloß ein Mittel übrig bleiben, dasselbe, das in Baden durch die opferwillige Anstrengung einzelner Männer so viel zur Belehrung und Warnung der Katholiken gewirkt hat, wir meinen den Weg der Flugschriften. Ohnedieß haben schon viele der zunächst für Baden bestimmten auch über unsere Grenze den Weg gefunden und werden begierig verschlungen. In solchen Zeiten der Bedrängniß, in der nicht einmal unsere natürlichen Rechte geschont werden, können wir bloß unsere Noth und unsere Verzweiflung um Rath fragen. — In unsern sonstigen Zuständen hat sich Nichts verändert. „Das Interim hat den Schalk hinter ihm." Neulich hat der Kirchenrath den Concurs pro seminario angeordnet. Pars pro toto. Die Karlsruher-Zeitung setzt diese staatskirchliche Delikatesse mit fetter Schrift ihren Lesern vor, um dem würtembergischen Faustschlage für den Metropoliten der Provinz noch mehr Zug und Nachdruck zu geben!

Aus der Diöcese Rottenburg, den 21. Juni.

---

zu jener Höhe und Tiefe und Intensivität entwickelt haben wird, in der von selbst und von innen heraus der Drang entsteht, sich nach außen zu entfalten und den ganzen Umfang des Gemeinde-Lebens nach altchristlichem Vorbilde auch in seinen äußern Gebieten und bürgerlichen Beziehungen streng nach den Forderungen des Christenthums im Princip der Liebe und Gemeinschaft auszugestalten: dann und nur dann erst kann die Idee Zinzendorfs in der Kirche zur vollen Ausführung und Verwirklichung gelangen. Was er in seiner Zeit und in seinen Verhältnissen geleistet, erscheint uns, von diesem Standpunkte betrachtet, nach seiner eigentlichsten Bedeutung mehr nur als ein Versuch, eine Vorarbeit, als ein prophetischer Hinweis für die Zukunft der Kirche.

Daß es aber ein christlicher, sich zur Kirche hinneigender Protestant ist, der auf protestantischem Grund und Boden zuerst den Versuch eines Wiederaufbaues solcher Gemeinden, wie die ersten christlichen waren, aus den elementarischen Principien mit bestimmtem Selbst-Bewußtseyn zu machen berufen war, findet mit zahllosen Analogien seine nähere Erklärung in dem Verhältniß, welches überhaupt die protestantische Welt in der neuern Geschichte einnimmt. Die Protestanten scheinen nämlich vorzugsweise berufen, auf analytischem Wege die einzelnen Momente zum Wiederaufbau der Kirche erst einzeln für sich herauszuarbeiten, und dadurch gleichsam die einzelnen Steine zu bereiten, mit denen später der nicht zersetzende und analysirende, sondern organisirende Geist der Kirche die äußern Glieder an seinem Körper in erneuerter Herrlichkeit wieder aus- und auferbauen kann. Das praevenire der Protestanten in so vielen Dingen irdischer Wissenschaft und Kunst und Gewerbe ist an sich in einer Beziehung dem Bestreben der Nachkommen Kains zu vergleichen, welche nach Genesis 4. sich eben darum auf irdische Beschäftigungen legten, weil sie mehr aus dem rechten Verhältniß zu Gott getreten waren, während sich die Nachkom-

Redaktion, trotz der Beschlagnahme, Exemplare jener Flugschrift verbreitet habe. Was nun weiter geschieht, müssen wir abwarten; für jetzt wissen wir, daß die Parallele zwischen den würtembergischen und badischen Vergewaltigungen der kirchlichen Presse immer vollkommener wird. Wir wollen nur noch die Nachricht abwarten, daß die Schrift des Bischofs Wilhelm Emanuel von Mainz auch in Baden von Beamten und Dienern der Polizei im Ganzen oder in einzelnen Theilen verfolgt wird. In allen Fällen ist es beachtungswerth, daß die würtembergische Regierung seit drei bis vier Wochen die katholische Presse in Würtemberg so heftig und so ausdauernd angreift. Offenbar ist in neuester Zeit in unsern kirchlichen Zuständen Etwas geschehen, was mit dieser protestantischen Reaktion gegen die mißliebigste Seite der Preßfreiheit — wonach nämlich sogar die Katholiken, gesetzlich wenigstens, nach ihr verlangen dürfen — im innern Zusammenhange steht. Wir fragen: geschieht das Alles trotz, oder gerade wegen des abgeschlossenen Kirchenfriedens? Wenn das Erstere: welche Segnungen wird er uns bringen, wenn er so rücksichtslos verletzt, und gegen Beeinträchtigungen so geschützt wird? Wenn das Andere: was ist er selber, wenn solcherlei Dinge sein Anfang sind?

nichts weniger als irgend einen religiösen oder geistigen Vorzug bezeichnet. Auf diesem Verhältniß beruht es auch, daß es ein Protestant seyn mußte, welcher die Elemente einer christlichen Gemeinde-Politik so zu sagen aus dem kirchlichen Leben heraushob und für sich herausarbeitete und im Einzelnen durch praktische Wirksamkeit gewissermaßen versuchsweise zur sichtbaren Ausgestaltung brachte, indem er aus den einzelnen Elementen wieder zusammenfügte, was sich in der ersten Kirche aus dem ganzen christlichen Leben unmittelbar als Frucht und Folge ergeben hatte. Ein begnadigter und darum katholisirender Protestant mußte es seyn, um diese Aufgabe zu erfüllen, weil einem gebornen und wirklichen Katholiken die zu derselben nöthige natürliche Geistes-Haltung gefehlt haben würde. Diese Geistes-Haltung ist aber, wie gesagt, kein Vorzug der Protestanten, sondern an sich ein Mangel, ein Mangel freilich, in dem die welthistorische Wirksamkeit des protestantischen Geistes in der nächsten Vergangenheit und Gegenwart bedingt ist. Diese Wirksamkeit des protestantischen Geistes, deren eigentlichster Charakter in dem Anstreben besteht, welches die Erde wieder mit dem Himmel verbinden soll, während die frühere Verbindung des Himmels mit allen irdischen Verhältnissen in der Entkirchlichung der Welt verloren gegangen, ist an sich ein Werk der Buße. Wer zur Theilnahme an dieser Wirksamkeit und Buße berufen ist, hat auch bei allen äußern Erfolgen kein eben beneidenswerthes Loos, seine mühevolle Aufgabe ist eine Art von tragischem Geschick, welches der Mensch zu tragen, um dessentwillen er sich aber nichts weniger als zu überheben hat.

Die ersten Auswanderer, welche in Bertholsdorf ankamen, hatten eine Stelle auf dem sogenannten Hutberge zum Bau eines Hauses angewiesen erhalten, welches, als der Graf im December ankam, bereits bewohnbar war. Einer unter ihnen, der Zimmergeselle Christian David aus Senftleben, hatte eine wiederholte Reise in die Heimath gemacht,

in Folge deren so viele seiner Mährischen Brüder-Gemeinde-Genossen sich zur Auswanderung entschlossen, daß schon bis zum Frühjahr 1724 neben dem ersten fünf neue Häuser vollendet wurden. Der so entstehende neue Ort erhielt den Namen „Herrnhuth“ von dem Haushofmeister des Grafen, Heitz, welcher damit den Wunsch ausdrücken, daß er unter des Herrn Huth stehe, und zugleich verhindern wollte, daß er nicht eines Menschen Namen trage. Der Graf selbst hatte zwar von dem Vorgegangenen schon in Dresden fortwährend Kenntniß erhalten, widmete aber erst von der Zeit seines Besuchs an der entstehenden Colonie seine thätige Theilnahme, wobei er jedoch Anfangs keinen bestimmten Plan verfolgte.

Allmälig langten immer mehr Auswanderer aus Mähren an, auch bauten sich manche anderen gesinnungsverwandten Personen in Herrnhut an, und vergrößerte sich so der Ort im raschem Aufblühen. Besonders günstig war demselben die Ankunft Friedrichs von Wattewille, der sich seit Anfang des Jahres 1723 beim Grafen in Bertholsdorf aufhielt, dann ein Stübchen in dem zuerst erbauten Hause in Herrnhut bezog und durch seine Gegenwart während der öftern Abwesenheit des Grafen in Dresden sowohl die bedeutendste geistige Wirksamkeit, als auch auf den Anbau den förderndsten Einfluß ausübte.

Während nun so Herrnhut im Aeußern zu raschem Wachsthum gedieh, brachen bald im Innern Conflikte aus, die ihm ohne die Liebe, Sanftmuth und Geduld des Grafen und Friedrichs von Wattewille sicher den Untergang gebracht hätten.

Wenn der menschliche Eigensinn und Eigenwille überall der ärgste Feind des Guten ist, und auf allen Gebieten, wo er nur immer sich wirksam zeigt, Verwirrung anrichtet und Verderben säend das scheußliche Antlitz der Sünde in seiner Urgestalt zur Schau trägt: so ist doch der Eigenwille, der sich in stolzer Ueberhebung eigener geistigen Kräfte auf das reli-

giöse Gebiet wirft, wohl die ekelhafteste von allen Erscheinungen menschlicher Sündhaftigkeit. Dieser Eigenwille ist der immerwährende und stets wiederkehrende Grund aller Ketzereien; er war es, der im Zusammenhang mit einer wohl vielfach verkehrten Behandlung die mährischen Auswanderer aus ihrem Vaterlande vertrieben, und der auch in Herrnhut als der ärgste Feind sich darstellte, den Zinzendorf zu bekämpfen und zu besiegen hatte.

„Schon gleich im Anfang, da dieser Zufluchtsort sich eröffnet hatte, war daselbst eine große Verschiedenheit der geistigen Richtungen kund geworden. Ueber den lutherischen und reformirten Gebrauch beim Abendmahl waren Irrungen entstanden, welche der Pastor Rothe und Zinzendorf nicht beilegen konnten, sondern nur Wattewille's sanftes Zureden einigermaßen versöhnte, ohne doch den Grund davon zu heben. Heitz, der ein strenger Reformirter war, verließ den Dienst des Grafen und zog sich zurück; damit war ein Hauptwidersacher entfernt, aber deßhalb die Gemeinde noch nicht eine lutherische. Allerlei fanatische und wunderliche Vorstellungen gingen im Schwange, das Verworrenste und Widersinnigste hatte die entschiedensten Anhänger. Manche dieser zusammengerafften Leute waren wegen Religionsunruhen schon gefangen gewesen, zum Theil gefoltert worden, und von daher gewöhnt, ihre Frömmigkeit nur unter Streit und Unordnung fortzusetzen. Diese armen Handwerker und Taglöhner, durch sectirerischen Eifer beseelt, traten gegen ihren gelehrten Pfarrer und vornehmen Gutsherrn ferner mit entschlossenem Widerspruch auf, und beharrten standhaft auf ihren Meinungen. Die ersten Ansiedler zu Herrnhuth waren, wie Zinzendorf sagte, zwar mächtig gerührte, aber noch ungegründete Leute, die größtentheils dunkeln Vorstellungen folgten, und keine klaren aufnahmen“ (Varnhagen).

„Ein Rechtsgelehrter im Voigtlande, der seine abweichende Meinung vom Abendmahl, welches er zuletzt ganz

verwarf, gegen die dortige Geistlichkeit nicht durchfechten konnte, gab lieber seine Stelle als Rath auf, und kam nach Bertholdsdorf und Herrnhuth, wo er von Seiten des Grafen zwar keine Beistimmung hoffen konnte, aber doch eine Freistätte fand. Sein von kräftigem Eigensinn und sachwalterischer Geistesgewandtheit unterstütztes Heiligthum gewann bald ein ungemeines Ansehen, er wollte die alte mährische Kirche in den neuen Einrichtungen verdorben finden; seine Sätze verwirrten Alles, was Zinzendorf und Rothe aufgerichtet; es entstand immer mehr Absonderung, und die Gemeinde löste sich in widerspenstige Glieder auf. Vergebens stritt Rothe mit Strenge, begegnete Zinzendorf, der aus Mähren eben zurückkam, mit liebevoller Duldung diesem Unwesen; der Stifter desselben trat als offener Feind auf, er übte und begehrte keine Schonung, vielmehr schien er harte Schritte des Grafen zu wünschen, um über Verfolgung klagen zu können. Sein Treiben artete in völligen Wahnsinn aus, in welchem er endlich Herrnhuth verließ, und nach einiger Zeit starb. Allein die Wirkung seines unruhigen Geistes erlosch damit keineswegs. Die mährischen Brüder, mit wenigen Ausnahmen, trennten sich öffentlich von der Kirche und dem Abendmahl zu Bertholdsdorf. Sie stießen zum Theil die bösesten Reden gegen Zinzendorf aus, nannten ihn das Thier, welches dem falschen Propheten, dem Pfarrer Rothe, die Macht gegeben, sie auf einen verkehrten Weg zu bringen, und auch die Gemäßigteren beklagten ihre vermeinte Mißleitung. Die Sache wurde ruchbar und machte überall schlimmen Eindruck. Herrnhuth war, wie man sagte, ein Sekten-Nest geworden, und Zinzendorf, obwohl im Vertrauen nicht wankend, wußte keinen Rath in dieser Noth; ihm fehlte die wissenschaftliche Kenntniß, sowohl die dogmatische als die historische, welche allein in dieser Verwirrung sicher führen konnte, er mußte fühlen, daß er sich in Dinge eingelassen, zu denen mehr gehörte, als guter Wille; und doch sollte die-

ser in seiner Steigerung auch dieses Mehr zuletzt leisten" (Varnhagen von Ense).

Während der Zeit dieser Vorgänge war Zinzendorf in seiner Stellung in Dresden verblieben, die ihm zwar alle Freiheit ließ, aber doch als etwas Fremdes, den vorwiegend geistlichen Trieben Widersprechendes gefühlt wurde. Mancherlei Vorgänge in Dresden, wo er, wenn er sich dort aufhielt, seine Versammlungen fortsetzte, und sich unter Anderm auch durch Herausgabe einer Zeitschrift viele Feinde zugezogen hatte, ließen es ihm unterdessen, in Verbindung mit den Vorgängen in Herrnhut, rathsam erscheinen, Dresden und sein Amt ganz zu verlassen und nach Herrnhut zu ziehen, um den dortigen Mißverhältnissen zu entgehen, und vielmehr noch, um sich ganz der geistlichen Wirksamkeit in Herrnhut und der Pflege der neu aufkommenden Gemeinde widmen zu können; doch nahm er vorerst nur unbestimmten Urlaub.

„In Herrnhut fand er die Sachen nur um so schwieriger, als er auch mit dem Pastor Rothe über die geistliche Leitung der Irrenden nicht einverstanden war. Sein erstes Geschäft wurde daher, sich mit diesem würdigen Manne, den er sonst achtete und ehrte, so zu setzen, daß jeder, das gleiche Gute bezweckend, nach eigenem Sinne ungehindert thätig seyn könnte. Sie trafen ein brüderliches Uebereinkommen, die Rechte des Kirchenpatrons und des Pfarramts jedem nach seiner Stellung unbeschränkt über das Ganze vorzubehalten, aber die eigentliche Seelsorge unter sich so zu theilen, daß Rothe in Bertholdsdorf, der Graf selbst aber, als unordinirter Katechet Rothe's, in Herrnhut nach eigener Art seinen Weg ginge. Den Gemeindegliedern wurde dieses Abkommen, nebst den Gründen dazu, aufrichtig bekannt gemacht, und Niemand war dawider. Um durch nichts Fremdartiges gestört zu werden, übergab Zinzendorf seine ökonomischen Angelegenheiten nun völlig seiner Gattin und seinem Freunde Friedrich von Watteville, die ihn gleichwohl auch

in der Seelenpflege noch treulich unterstützten, und begann mit innigem Eifer getrost seine geistlichen Arbeiten. Seine Persönlichkeit wirkte ungemein; mit feurigem Zuspruch, mit heißen Thränen und liebevoller Belehrung, die er bald öffentlich, bald vertraulich spendete, brachte er es dahin, daß die Absonderung vom Gottesdienst und Abendmahl der evangelischen Kirche wieder aufhörte. In dem Raume der wiedergewonnenen Ausübung konnte die eigentliche Lehre der Brüder, in welcher allerdings noch die gründliche Festigkeit mangelte, und der Graf selbst nicht sowohl ein Wissender, als ein begeisterter Anstreber war, sich allmählig zurechtstellen; er vermied in diesem Betreff allzubestimmte Einzelheiten, und suchte, auch wenn er oft kühne und bedenkliche Bilder und Ausdrücke wagte, immer wieder in die gemeinsame Mitte christlicher Vorstellungen einzulenken, in welcher alle besonderen Glaubensformen sich vereinigen könnten. Allein die Mähren, auf welche Zinzendorf am meisten Rücksicht nahm, bewiesen sich, wenn nicht von dieser, doch von einer andern Seite schwierig, und verlangten schlechterdings die althergebrachte gesellschaftliche Verfassung ihrer Kirche, wollten auf keinen Theil derselben verzichten, und erklärten rund heraus, daß sie lieber aufbrechen und eine andere Zuflucht suchen würden. Hiedurch gedrängt, und nachdem er dem Grund und Sinn der Sache genauer nachgeforscht, und dieselbe durchaus evangelisch und heilsam gefunden, auch sie mit gewichtigen Theologen überlegt und deren Billigung vernommen hatte, beschloß er, diese theuererkauften Seelen, nachdem sie einmal in seine Aufsicht gekommen, dem Heilande unter jeder Form zu bewahren, und ging an's Werk, den Brüdern, als einer freien christlichen Societät, die nach den Rechten der evangelischen Kirche ihre besondern Einrichtungen haben und behalten durfte, ein Hersteller und Ordner ihrer alten Satzungen zu werden. Sein von Liebe und Geduld geführter Eifer, der jeden Einfluß obrigkeitlicher Gewalt und sonst

weltlicher Ueberlegenheit in solchen Dingen abwies, bewirkte durch bloß freundliche Besprechungen, daß am 12. Mai 1727 auf den alten Grundlagen neue Gemeindeordnungen verfaßt, und als Statuten von sämmtlichen Brüdern und Schwestern durch freiwillige Zustimmung genehmigt und unterschrieben wurden; dieß geschah unter freudigem Gebet und wirksamer Heiligung, welche von diesem Tage an segenreich über Herrnhut in besondern Erregungen fortwaltete. Sogleich wurde zur Wahl der Gemeinde-Beamten geschritten, zwölf Aelteste, nicht nach dem wirklichen Alter so heißend, sondern nach dem Ansehen und Vertrauen, das sie begleitete, wurden zu Wächtern der Verfassung erwählt, Zinzendorf zum wichtigen Amt des allgemeinen Vorstehers, und Friedrich von Wattewille zu seinem Gehülfen ernannt. Die Leitung der Angelegenheiten noch bündiger zusammenzuhalten, ohne sie doch zu sehr einzuziehen, kamen die Aeltesten mit dem Grafen überein, aus ihrer Mitte durch das Loos vier Brüder zu bestimmen, welchen mit dem Vorsteher das Gemeinbeste wahrzunehmen zunächst obläge. Die Berathungen dieser Behörde erhielten den Namen der Aeltesten-Conferenzen, und wurden die Stätte der wirksamsten Thätigkeit. Wo der schlichte Sinn der Frömmigkeit und das Maß der vorhandenen Einsichten keine sichere Entscheidung gab, da wurde das Loos angewandt, dessen Ausspruch dann als der des Heilandes selbst gelten mußte. Diese Zuziehung des Looses, welche bei der Brüdergemeinde in sehr ausgedehnten Gebrauch kam, hat vielen Tadel gefunden; allein bei genauerer Betrachtung muß man bekennen, daß dem dunklen Gebiet, welches einen Theil des Zusammenhanges menschlicher Dinge unerforschlich verhüllt, und mit welchem zuletzt Jeder auf eine andere Weise sich abzufinden sucht, durch das gewählte Mittel und dessen bescheidene, wirklich nur zur ergänzenden Aushülfe, und meistens gern auf bloßes Verneinen und Unterlassen gestellte Anwendung, sein Recht auf eine Art geschah, welche der Frömmigkeit

noch am wenigsten Eintrag that, und auch dem nachgehenden Verstande durch den praktischen Erfolg sich als wunderbar ersprießlich bewährte. Für die Glaubenslehre und den öffentlichen Gottesdienst war durch die bestehende Kirche hinreichend gesorgt, für den Unterricht der Jugend durch die mit jener verbundenen Schulen; die adeliche Schule wurde aufgehoben, und an deren Statt eine allgemeine Knabenanstalt, sowie auch, unter weiblicher Aufsicht, eine allgemeine Mädchenschule eingerichtet. Für den innern Gang der Gemeinde und die besondere Seelenpflege wurden aber noch andere eindringlichen Förderungsmittel vielfach angeordnet" (Varnhagen von Ense).

Zinzendorf erzählt selbst von dieser Zeit, daß er in einem halben Jahre mehr Kirchenhistorie gelernt, und mehr Data zu einer soliden Kritik über die Häresiologie bekommen habe, als er sich in Arnold's Kirchen- und Ketzerhistoria, ja selbst in Bayle, je hätte sammeln können. Seine und Friedrich von Watteville's Liebe und Sanftmuth überwanden indessen Alles, doch nicht sowohl auf dogmatischem Gebiet durch eine Einigung der widerstrebenden Elemente in der Lehre, als vielmehr in der Verfassungsfrage. Eine Anzahl der mährischen Auswanderer nämlich scheint über die Lehr-Verschiedenheiten bald ähnlich gedacht zu haben, wie Zinzendorf, daß diese etwas durchaus Untergeordnetes, oder doch von sehr geringer Wichtigkeit wären. Sie betonten also nicht ihre mährischen Lehren, zwischen denen und den protestantischen wegen des innern Widerspruchs der Grundsätze eine Einigung unmöglich gewesen wäre, sondern hielten mehr nur an ihrer mährischen Kirchenverfassung und Kirchenzucht fest, mit ausschließlicher Betonung der Liebe und christlichen Lebenspraxis. Indem nun der Graf auf diesem Punkte mit den Ansichten und Forderungen des klarsten und angesehensten Theils seiner mährischen Einwanderer eins war, und in ihre Forderungen hinsichtlich der Verfassung und Zucht, überhaupt

der ganzen Gemeinde-Lebens-Einrichtung einging, erhielt er von ihnen, aus ihren Erinnerungen ꝛc., die Elemente seiner Gemeindebildung, die sich in weiterem Nachforschen und Studium, und wohl nicht ohne mannigfache Erinnerungen an frühere Anschauungen katholischer Institutionen, allmählig aus seinem Geiste und mit dem subjectiven Gange desselben zu dem eigenthümlichen Ganzen verkörperte, welches heute noch unter dem Namen der erneuerten Brüderkirche bekannt ist. Wir wollen versuchen, in möglichst kurzen Zügen ein klares Bild der Einrichtungen dieser Zinzendorf'schen Brüdergemeinde nach ihrem innern Zusammenhange zu entwerfen.

VIII.

Die neueste deutsche Phase der orientalischen Frage.

Man kann nicht sagen, daß unser Deutschland irgend einmal seit drei Jahrhunderten besser gerüstet an der Schwelle einer großen Geschichtsepoche gestanden wäre, als dießmal; darum mußte auch der orientalischen Frage eine neue deutsche Frage auf dem Fuße folgen. Nur Oesterreich gehörte nicht zu diesem uneinigen, unberathenen, unversorgten Deutschland; es hat seine welthistorische Mission zwischen dem Osten und dem Westen nie verkannt, und ihr neuerdings den schärfsten Ausdruck gegeben. Die beleidigenden Zumuthungen, die ganze übermüthige Freundschaft Rußlands verstummten, deßgleichen das unwürdige Ansinnen einer westlichen Quadruppel-Allianz; England und Frankreich fühlen

es bitter, aber sie können nicht läugnen, daß in London Presse und Parlament wahr sagten: Oesterreich sei „Herr der Lage" und „Schiedsrichter in Europa" geworden. Niemand setzt Zweifel in seine redlichen und lauteren Intentionen. Auch die deutsche Presse hat seine großartige Politik in einer Allgemeinheit anerkannt, die in etlichen preußischen Journalen ihr die Anklage zuzieht, sie überhebe Oesterreich auf Kosten Preußens und der übrigen Deutschländer. Mit Ungrund! Auch Preußen hat endlich dazu gethan, was es thun mußte. Die orientalische Frage hat eben neuerdings bewiesen, daß beide Mächte zusammengehören, und der Mensch nicht trennen soll, was Gott verbunden hat. Beide suchten natürlich auch die übrigen deutschen Staaten, zunächst die Mittelstaaten, zu dem weittragenden speciellen Zweck mit sich zu vereinigen. Aber die dazu ausgewählten Wege waren, wenn nicht Alles trügt, von Anfang an principiell verschieden. Oesterreich, arglos genug, pries die vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit, den Bund als Gesammtmacht Europa gebührend vor Augen zu stellen, und wollte die Sache zweifelsohne gleich von Anbeginn zu einer deutschen machen. Preußen dagegen, das, nach dem Zeugnisse des Herrn von Radowitz, bis 1848 stets so großes Gewicht auf den Bund gelegt, seit Unions-Zeiten aber immer schwierig ist, wenn der Bund betont wird — Preußen wollte nicht nur bloß auf ein vorläufiges Sonderbündniß eingehen, sondern auch dessen Ausdehnung über ganz Deutschland nur durch den Beitritt Einzelner, nicht am Bunde, betreiben, so daß es später sogar noch die bloße Mittheilung der Convention an den Bund zu vertagen beantragte und durchsetzte. Preußen gab dafür einen allerdings plausibeln Grund an: ob man denn in so kritischer Zeit das beschämende Schauspiel der absoluten Uneinigkeit des Bundestags über die große Frage expreß vor Europa aufführen wolle? Und leider haben die Mittelstaaten diesen Ausspruch Preußens nur allzusehr bewahrheitet; man

muß ihm danken, daß es Oesterreichs ehrliches Vertrauen vor arger Kränkung behütet hat, wenn nicht vielleicht die in vorstehender Weise aus verschiedenen Andeutungen und Fakten begriffene Geschichte der Bamberger-Conferenz — auch ihrerseits nur wieder ein Ring ist in der ganzen Kette der preußischen Politik.

Als die Minister der Mittelstaaten nach Bamberg zogen, um über den angesonnenen Beitritt zu der österreichisch-preußischen Convention vom 20. April zu berathen, hatten sie sich im Ganzen und Großen drei Fragen zu stellen. Erstens: soll die orientalische Frage überhaupt Sache Gesammtdeutschlands werden? Zweitens: wenn ja, auf welchem Wege: durch Einzelbeitritt, oder durch den Bund? Drittens: soll dieser Beitritt geschehen unter Anerkennung der die Grundlage der Convention bildenden politischen Anschauung, oder soll eine Sonderpolitik geltend zu machen gesucht werden? Die erste Frage ward, wie es scheint, einstimmig bejaht. Für die zweite erkannte man den Weg des Beitritts durch den Bund als den ordentlichen und verfassungsmäßig gegebenen, wie recht und billig. Auf die dritte Frage aber entschied man sich dahin, unter der Convention vom 20. April allerdings Sonderpolitik versuchen zu wollen. Natürlich verwirrte sich nun eben dadurch Seitens der Großmächte wieder die Frage vom Beitritt durch den Bund. Aber die Aufnahme der Bamberger-Beschlüsse in Wien und in Berlin war hinwieder eine sehr verschiedene. Dort der „seltene Fall" tiefer Mißstimmung über das Vorgehen der Mittelstaaten. Preußen mit seiner Vorhersagung hatte also Recht behalten! Aber nicht deßhalb schien man in Berlin freundlicher, zum Theil sehr freundlich gestimmt zu seyn. Die Aeußerungen von dort waren zuerst widersprechend, wie immer und wie natürlich, wo die Parteiverwirrung und politische Zerrissenheit auf einen so unglaublichen Grad gestiegen ist, daß ein einheitliches Steuer fast gar nicht mehr möglich scheint. Zunächst brachte die ministerielle „Preußische Correspondenz" eine schnaubende

Apostrophe gegen die Bamberger; in den noch besser protegirten Organen der russischen Partei dagegen ließ sich behagliches Wohlgefallen an deren Werk verspüren, ja, sie fingen sogar an, den Beitritt durch den sonst nie anders als mit Fußtritten bedienten — Bund zu betonen. Freilich verstanden selbst nicht Alle von der eigenen Partei sofort und sogleich die ausgegebene Parole; die „Kreuzzeitung" z. B. flüsterte emsig: laßt nur! die Bamberger Politik muß unter allen Umständen zu unsern und des Beherrschers aller Imperialen Gunsten ausschlagen; aber dennoch mußte sogar sie selbst bittere Ergießungen ihrer Parteihäupter gegen die Conferenz publiciren, und ihr maßlose Ueberhebung nachsagen lassen. So eingewurzelt ist der alte Groll gegen die unbequeme Souverainetät der Mittelstaaten. Diese hätten daraus lernen können!

Also Sonderpolitik hätten die Bamberger unter der Convention bergen wollen! Ihre officiellen Blätter widerreden Dem: es habe sich bloß um die Geltendmachung des Bundes gehandelt. Solche konnte aber ja auch den proponirten Anschluß „ohne Rückhalt" begleiten, vielmehr einzig und allein nur durch ihn gelingen. Allein statt dessen stellte man über die klaren Bundesrechte hinaus unmögliche Forderungen. Daß die Convention dem Bunde widerspreche, behauptete man nicht länger, anerkannte vielmehr das Recht der beiden Mächte zu solchen Verträgen. Man acceptirte sie sogar als zeitgemäß und nothwendig, und glaubte ganz entschieden, in so großer Gefährlichkeit der Zeit selbsteigen über den engen Buchstaben der Bundesrechte und Pflichten hinaus etwas thun, „Opfer" bringen zu müssen. Kurz, man entschloß sich zu „gemeinnützigen Anordnungen", für welche der Bund an sich, wie zu allem und jedem andern positiven Zwecke, nicht ausreicht. Solchen Charakter des „Gemeinnützigen" zu verleihen und zu prädiciren, stand nach Art. 6 und 7 der Bundesacte zwei Dritteln der Plenums-Stimmen zu; aber schon

nach fünf Jahren bestimmte die Wiener-Schlußacte (Art. 64) recht geflissentlich, als ob ihr eitel russische Agenten und Bamberger-Conferenzen vorgeschwebt wären: „daß der Bundesversammlung überlassen bleibe, in dergleichen Vorschlägen ihr Bestreben dahin zu richten, daß eine freiwillige Vereinbarung unter den sämmtlichen Bundesgliedern bewirkt werde." Man wußte dieß Alles, wußte, daß die angestrebte Geltendmachung des Bundes, als Organ des Beitritts zur Convention, Stimmeneinhelligkeit erfordere, und man beschloß, das „Opfer" dieses Beitritts zu bringen. Aber man that es, indem man zu den beiden Mächten ungefähr sprach: wir wollen also beitreten; die Bedingungen und Voraussetzungen aber, sowie die entworfene Perspective für die Zukunft — ist uns Alles nicht recht, die principiellen Aussprüche der vier Mächte in der Wiener-Conferenz non pertinent ad nos; legt daher euer Bündniß ad acta, und unterhandelt ein neues mit uns, das für unsere politische Action Raum genug bietet, und dann nehmt uns mit in die Großmachts-Conferenzen als deren fünftes Glied, damit wir dort, im Verein mit euch, dieser Politik das Uebergewicht verschaffen! Das ist mit andern Worten: Beitritt zur Convention, wenn diese ist, wie Rußland sie stets wollte — ein Neutralitäts-Vertrag, der namentlich den Einbrecher in das Haus der türkischen Souverainetät auf gleichem Fuße mit den zu Hülfe Gerufenen behandle. So hat der deutsche Bund die zum erstenmale seit seiner Existenz ihm auferlegte Feuerprobe in der europäischen Politik bestanden, vorerst wenigstens in den Stimmen seiner Mittelstaaten.

Außerhalb der deutschen Grenzen gegen Westen hatte man, Zeuge die Revue des deux mondes, die ganze Bundes-Conventions-Frage einfach und praktisch aufgefaßt, und meinte: es dürfte zwar allerdings von zwei kleineren Staaten (Bayern und Würtemberg) leichte Opposition gegen die vereinten Großmächte eintreten, aber schließlich liege doch in der

ganzen Bewegung, daß der Bundestag diesen Großmächten carta bianca zur Vertheidigung der europäischen Interessen gebe. Derselben vernünftigen Ansicht waren auch die Wohlmeinendsten in Deutschland. Sie konnten nicht träumen, daß man, nach Analogie der Sympathien Rußlands für den alten, die deutsche Politik im orientalischen Conflikt einem neuen polnischen Reichstag zur Entscheidung übertragen wolle; sie meinten daher, es handle sich nur um Gewinnung oder Abweisung einer rechtlichen Stellung zum fait accompli jener der Bundesgesammtheit vorangeeilten Convention. Anstatt dessen war der beste Wille zum direkten Gegentheil vorhanden, und zwar auf Seiten, wo man sonst die entschlossensten Eiferer für nationale Einigkeit suchte. Hier, in den antiunionistischen Kreisen der großdeutschen Darmstädter-Coalition nämlich, spielte man jetzt süße Musik für gewisse preußischen Ohren, und unterschied haarscharf zwischen „österreichischen" und „deutschen Interessen", spricht von Intriguen Oesterreichs, seine Gesammtmonarchie einzuschwärzen ꝛc. So thut man, während andererseits die Spatzen auf dem Dache pfeifen, die Seele der Bamberger-Aufstellung sei, von anderen durch die kleineren deutschen Staaten schwärmenden Czaren-Agenten nicht zu reden, der russische Gesandte im schwiegersöhnlichen Stuttgart, Fürst Gortschakoff, gewesen, der nun zum Lohne nach Wien promovire, und während in jener Aufstellung augenscheinlich alle die Propositionen wirklich liegen, welche von Rußland als conditio sine qua non der Unterhandlung allmählig bei der Wiener-Conferenz eingekommen, und Seitens aller vier Mächte verworfen worden sind. Das eben ist das Uebel, daß die „Coalition" bei ihrem unmotivirten Uebergang vom handelspolitischen auf das rein- und großpolitische Gebiet in trauriger und für die Folgen unberechenbarer Weise sich verirrt hat in die Bahnen des alten Trias-Projekts. Der vorgeschützte „Bund" ist hier faktisch Nebensache; Grundgedanke ist die combinirte dritte

deutsche Großmacht der Mittelstaaten. Das Projekt ward 1848 in Bayern halbofficiell aufgestellt; die Idee aber stammt aus dem berühmten russischen Memorandum von 1834, wo die Coalition der Mittelstaaten eifrig empfohlen und vertreten, und das czarische Protektorat über sie gegen das Uebelwollen Oesterreichs und eventuell Preußens als Hauptaufgabe der europäischen Mission Rußlands proklamirt wird. Sie stammt anderntheils aus der dieser russischen Idee accomodirten vormärzlichen Bundespolitik Preußens, welches, nach Radowitz' Zeugniß, im J. 1847 sogar damit umging, den deutschen Bund bei den beabsichtigten europäischen Conferenzen als selbstständige europäische Großmacht auftreten, und durch einen eigenen Bevollmächtigten vertreten zu lassen. Kurz, sie stammt aus dem vereinten Bestreben der beiden Nordlandsmächte, auf diesem damals beliebten Wege, Oesterreich den Stuhl vor die deutsche Thüre zu setzen. Uebrigens verbittet man sich in München die Einmischung des „Auslands" in die „rein deutsche Sache!"

Man lese über die Politik dieser „Coalition" nur die „Freimüthige Sachsenzeitung", ein sonst höchst wackeres Blatt! Aber es fühlt eben Alles wie naturnothwendig für Rußland sich aufgeregt, was gegen die ungeheuern Gefahren des Bestehens in dieser Zeit die nöthige Kraft und Gnade von Oben nicht in sich fühlt — Zeitungen, Parteien und Staaten. Der sächsische Minister Graf Beust ist zweifelsohne der eigentliche Meister der Coalition, durch geistige Ueberlegenheit, noch mehr aber durch die ungetrübte politische Vergangenheit eines ächten Edelmannes, der nie in die Wäsche durch alle Wasser des Aventuriers eingegangen ist. Man darf annehmen, daß jenes Blatt seine Ansichten getreu wiedergibt. Es ist voll Jubel über die Einigkeit der beiden Großmächte, würdigt freudig die edle, großartige, allseitig unabhängige Stellung Oesterreichs im Welt-Conflikt. Vor Allem aber lautet der oberste, wahrhaft mörderische, wenn auch ab-

kraft juridisch tausendmal wahre Grundsatz der deutschen Politik der „Sachsenzeitung“: der Bund kenne keinen Unterschied der Souverainetät zwischen Mitgliedern, welche viel, und andern, welche weniger Besitz haben, und verlange demnach völlige Gleichheit im Maß der Rechte für Alle. Das ist, wer mit 75 Mann und einem Tambour die deutschen Grenzen hütet, hat nicht weniger mitzustimmen über die Ausführung einer Convention von europäischer Tragweite, als wer mit 500,000 Mann Deutschlands Interessen an und über den Grenzen verficht. Ein Einzelbeitritt, heißen die weitern Consequenzen, zum Vertrag vom 20. April ist eben um der Erhaltung solcher Souverainetäten willen unmöglich; nur im Bunde können diese beitreten. Der Bund als solcher aber kann keine „Sonderpolitik“ treiben, sondern nur specifisch „deutsche“. Träger dieser „deutschen Politik“ am Bunde sind die „vereinten Mittelstaaten“, wie sie in der Darmstädter-Coalition zuerst aufgetreten, und in Bamberg nun wiedererstanden sind. Die „Coalition“ thut es, deren Idee „die einzige lebensvolle für den deutschen Bund, und die einzige ist, welche, das Princip und den Geist der Bundesakte festhaltend, den Bund national ausbilden kann.“ Besser konnte es gar nicht kommen, als daß Oesterreich und Preußen also zuerst unter sich abgemacht, und dann erst an den Bund gegangen; denn dadurch wurde dem Bamberger-Tag die Aufstellung des Princips erst möglich, „wonach der deutsche Bund, unabhängig von der Politik der deutschen Großmächte, in der orientalischen Frage aufzutreten haben wird, aber hoffentlich doch Eins mit ihnen.“ Die Politik der Coalition ist nämlich durch ihr Stimmenübergewicht — Politik des Bundes. Vorgezeichnete Politik der Coalition aber ist: die Rolle „eines thätigen Vermittlers zu Gunsten Rußlands“; insbesondere wäre es ganz gegen ihre Stellung, wie „über die Convention vom 20. April hinaus“, wenn Oesterreich, kurzweg zur Action übergehend,

aufhören wollte, „eine vermittelnde Macht zu seyn.“ Oesterreich hat sich auch in dem Ultimatum (oder der „Sommation“) an Rußland weder auf Preußen, noch auf den Bund berufen, und jedenfalls „liegt es nahe, daß Rußland, dem daran liegen wird, daß der österreichisch-preußischen Convention nicht eine lediglich antirussische Richtung gegeben wird, sich an Preußen oder an den deutschen Bund wende, um durch diese die nöthige Sicherstellung nach Räumung der Donaufürstenthümer zu erhalten.“ Um so wichtiger ist diese Rolle, wenn Preußen sich wirklich „ohne Rückhalt“ an Oesterreich anschließt; die „deutsche Politik“ gegen diese „Sonder-Politik“ hat dann nur mehr den einen und alleinigen Träger und Aufwärter für Rußland in der Coalition der Mittelstaaten, oder im — Bund. Dennoch können von der Bamberger-Note nur „die politischen Bönhasen, vielleicht aus Dummheit, sagen, sie sei zu Gunsten Rußlands geschrieben“, da sie es doch allein ist — für „deutsches Recht und deutsches Interesse“ *).

Wie bekannt, ward die Bamberger-Note von den beiden deutschen Monarchen bei ihrer Zusammenkunft zu Tetschen berathen. Es verlautete darüber Verschiedenes: einmal, Preußen habe dort zu Gunsten Rußlands und im Sinne der Note abzumarkten gesucht; dann wieder: die bundesverfassungsmäßige Behandlung der Anschlußfrage an sich sei abgelehnt, weil man nicht Frankfurt zum „Sitz der Entscheidung“ über die europäische Frage machen könne. Letzteres versteht sich von selbst; der Anschluß durch den Bund aber lag stets im Sinne Oesterreichs. Die identische Note vom 14. Juni, im Allgemeinen äußerst milde und nachsichtig, gestand ihn daher auch den Mittelstaaten zu, aber nur unter der Bedingung, daß vorher eine rückhaltlose Anschlußerklärung erfolge,

---

*) Vgl. Freimüthige Sachsenzeitung vom 25. Mai, 14., 16., 18., 22. Juni.

sonst könne bloß mehr auf den Beitritt Einzelner reflektirt werden; bezüglich der europäischen Vertretung der Mittelstaaten am Bunde als dritter deutschen Großmacht ist bekanntlich auch Preußen nicht mehr der Ansicht von 1847. Höchst wichtig sind nun aber natürlich die Intentionen Preußens bei der eventuellen neuen Situation, und wieder sind sie nur aus der Haltung der Hauptparteien zu erschließen. Daß die Partei der preußisch Westmächtlichen die „deutsche Politik der Coalition" unbedingt und unter allen Umständen verdammt, ist klar. Anders die russische Partei in Berlin. Zwar bediente auch sie die „deutsche Politik der Coalition" sonst nie anders, als mit Gift und Galle. Ad hoc aber, für den vorliegenden Fall fragte es sich denn doch sehr ernstlich, ob der Ton auf die „Coalition", oder aber auf deren „deutsche Politik" in der Richtung auf den speciellen Zweck zu legen sei? ob man nicht dieser „deutschen Politik" die „Coalition" nachsehen, und ihr geradezu Raum am Bunde schaffen müsse? Man hatte sonst sehr für den Beitritt der Einzelnen als solcher geeifert; denn jede Beregung desselben am Bunde würde arge und beschämende Streitigkeiten an den Tag bringen. Jetzt lag aber für die Einsichtigeren die Sache entschieden anders; solche Differenzen konnten ja sogar ungemein zweckdienlich werden. Die „Kreuzzeitung" erklärte daher am 15. Juni, ihre „negative Bundespolitik" vorerst in Reserve stellend: es wäre ja doch unvernünftig, das Organ der deutschen Einheit deßhalb umgehen zu wollen, weil dort möglicherweise gestritten werden könnte. Und den 18. Juni entschied sie ex cathedra: „Die deutschen Mittelstaaten befolgen gegenwärtig eine Politik, die in den Augen der Gegner den einzigen Fehler hat, daß sie aus einem eigenen Willen geboren ist; wir vermögen darin keinen Fehler zu sehen, können auch in ihren Aeußerungen über die große Politik, was den Inhalt derselben betrifft, nur den Ausdruck einer durchaus patriotischen Gesinnung erkennen, und dürfen eben da-

rum hoffen, daß es sich hier nicht um eine sogenannte Trias handelt."

„Eingedenk der frühern Redeweise über die Politik dieser Staaten", wo man ihnen drohte mit Ausrottung durch Feuer und Schwert, mit dem „letzten Hauch von Mann und Roß" — stutzte selbst die Sachsenzeitung momentan über diese warme Acclamation zu der „deutschen Politik" der „Coalition" und deren „patriotischer Gesinnung." In der Freude über solchen evangelischen Sieg der „Principien über die persönlichen Stimmungen" vergab sie sogar die fühlbare Clausel gegen die Coalition selbst. Aber, wie oben schon bemerkt, die Entscheidung ex cathedra drang in den eigenen „Kreuzzeitungs"-Reihen nicht überall durch. Es scheint sogar eine Majorität zu seyn, welche glaubt, man bedürfe zu dieser „deutschen Politik" der Mittelstaaten als Träger nicht, und ihre „Coalition" sei keinenfalls zu dulden. Den 25. Juni erfolgte daher entschiedene Protestation innerhalb der Partei selber: „die Bamberger-Zusammenkunft biete, neben den heitern Seiten, auch eine ernstere: den handgreiflichen Versuch, das europäische Zerwürfniß zu Gunsten der Deutschen Trias auszubeuten", welche Trias stets im Hintergrunde laure, seitdem von der Pfordten dem Münchener Kabinet angehöre. „Wenn nun aber die Mittelstaaten unter bayerischer Leitung hinsichts gewisser Punkte als conditio sine qua non ihres Beitritts sich vereinigten, und die beiden Großmächte darauf eingingen, so bestand die ersehnte Trias mindestens thatsächlich. Für die Gegner der deutschen Einigkeit ist der Bamberger-Tag wohl gewiß ein festlicher, auch für Frankreich, trotz der Russenfreundlichkeit *) einzelner Beschlüsse."

Schon am 13. Juni hatte eine gewichtige Stimme die Situation vom specifisch-preußischen Standpunkte in einer

*) Eben deßhalb aber bleibt die Redaktion des Blattes selbst bei ihrem Wohlwollen.

Weise abgeurtheilt, die ebenso klar und relativ vernünftig, als in Anbetracht der kommenden Dinge aller Beachtung werth ist. Darnach liegt der gegenwärtigen Stellung Preußens bei Oesterreich, der Allianz beider, eine Reihe politischer Fehltritte von Seite des Berliner Kabinets zu Grunde. Preußen hätte in der brennenden Frage normalmäßig von Oesterreich sich sorgfältig fern halten sollen: „Oesterreich mit seinen unmittelbaren, nicht eben reindeutschen Interessen jenseits der östlichen und südöstlichen Grenze mußte natürlich freie Hand behalten, zu thun, was dessen Interessen entsprechend schien; Preußens Aufgabe dagegen war, mit dem übrigen Deutschland eng vereint, für die Sicherheit des Bundesgebiets nach allen Richtungen einzustehen." Also allerdings eine „Coalition", aber Preußen in der „würdigen Rolle" des Vorstandes derselben, die strikte Neutralität Deutschlands wahrend, während Oesterreich allein und verlassen die deutschen Lebensfragen jenseits der Grenzen mit dem Schwerte vertrat — das wäre die normale Stellung Preußens und der Mittelstaaten gewesen. Statt dessen ward Preußen durch seine Fehler zur österreichischen Allianz gedrängt, und die Convention vom 20. April konnte keine „rein deutsche" seyn, die beiden Mächte mußten sich nothwendig ihre sämmtlichen Gebiete garantiren. „Allein", das sei nicht zu läugnen, „eben darin lag ein Bedenken gegen den Beitritt für alle übrigen Staaten Deutschlands, weil sie dadurch auf dem kürzesten Wege in den Krieg verwickelt werden konnten." Sie beriethen sich über das Ja oder Nein des Beitritts, wie natürlich und billig, „obwohl eine mit weniger Geräusch verbundene Form vielleicht den Vorzug verdient hätte, zumal bei'm Rückblick auf Darmstadt; indeß gönnt der billige Mann seinen Nebenmenschen gern jedes unschuldige Vergnügen." Es stand ihnen also frei, auf den Antrag der beiden Mächte mit Ja oder Nein zu beschließen; „aber solche Gemüthlichkeit findet ihr Ende, wenn von den gestell-

ten Bedingungen die Rede ist" — so urtheilt der Berliner Diplomat, und eröffnet eine haarscharfe Kritik dieser „Bedingungen."

Was erstens, sagt er, den eventuell zu fordernden Rückzug der Westmächte betreffe, so „heiße das die Situation gänzlich verkennen." „Nachdem Preußen und Oesterreich die Wiener-Protokolle mit unterzeichnet, könnten sie den gewünschten Schritt unmöglich eher thun, als eine befriedigende Antwort aus St. Petersburg eingegangen; wollten sie aber den Antrag nicht als eigenes, sondern als Begehren der Bamberger-Conferenz vorbringen, so möchte dieß ein olympisches Gelächter erzeugen."

Zweitens verlangten die Bamberger als Bundes-Gesammtmacht bei allen fernern Verhandlungen durch eigene Bevollmächtigte vertreten zu werden. Nun komme es aber entweder sogleich zu Friedens-Conferenzen, „und da erscheint es zweifelhaft, ob England und Frankreich das Hinzufügen eines fünften Rades gutheißen werden." „Oder Deutschland findet sich genöthigt, thätig einzuschreiten, wo dann natürlich den Kampfgenossen Theilnahme beim Friedenswerke gebührt. Aber unter vollständiger Anerkennung dieses Rechtes kann man dennoch den Wunsch hegen, daß die übrigen Staaten Deutschlands sich durch Preußen und Oesterreich für zweckmäßig vertreten halten möchten; ohne Zweifel können sie es mit vollständiger Beruhigung."

„Drittens wird die unverletzte Fortdauer des Königreichs Griechenland gefordert, und es bedarf keines Oedipus, um zu sagen, von welcher Seite dieses Begehren angeregt worden. Wäre einer der anwesenden Staatsmänner mit der französischen Lustspiel-Literatur vertraut, und gerade heiteren Sinnes gewesen, so konnte er dem Dr. v. d. Pfordten treffend erwidern: ah monsieur vous êtes orfèvre. Glücklicherweise ist inzwischen die unklare Angelegenheit auch ohne

Bamberg geschlichtet worden, freilich nicht eben zur größeren Verherrlichung der hellenischen Krone."

Wenig oder nichts wird dagegen einzuwenden seyn. Den Mittelstaaten stand eben frei, der Convention einfach beizutreten, oder nicht, und im erstern Fall, den Beitritt durch den Bund zu begehren, wo dann das Weitere Gegenstand ordentlicher Verhandlung zwischen ihnen und den beiden Mächten, kurz res domestica des Bundes gewesen wäre — nicht aber stand ihnen frei, „Bedingungen" darüber hinaus zu stellen. Man sagte: es sei unbundesbrüderlich, unzart und rücksichtslos, den Andern nur die Alternative zu lassen, entweder jener Anschauung der Convention sich blindlings zu fügen oder, so lange das Bundesgebiet nicht direkt berührt sei, ganz ferne zu bleiben. Allerdings ein „schreiendes Mißverhältniß", aber durch keine Macht im Himmel und auf Erden zu beseitigen, so lange die deutschen Mittel- und Klein-Staaten nicht sämmtlich ebenbürtige Großmächte geworden, dennoch aber zur Wahrung nicht nur ihrer particularen, sondern der deutschen Interessen berufen sind. Wollten sie der Convention nicht beitreten, und zwar unbedingt, so mußten sie fortan auch jedes Wörtlein vom Schutz deutscher Interessen nach Außen, der untern Donau rc. als für ihren Mund unpassend vermeiden. Sie sahen das selber ein, und sollen bereits vorgezogen haben, unbedingten Consens am Bund zuzusichern. Wie die Schwierigkeit Bayerns, Würtembergs, Sachsens, Badens, Nassau's — denn bei Hannover und Kurhessen bestand sie in der That nie — sich so bald gehoben, wird die Zukunft lehren; man versichert, die persönlichen Bemühungen in Wien hätten nichts gefruchtet, aber auch in Berlin habe man sich sehr mit den Bamberger-Verbündeten bemüht. Allerdings mag mancherlei Interpretation der „Bedingungen" ihrer Note zu Handen stehen, wie man ihnen z. B. bereits nahe gelegt, die begehrte Reciprocität der Räumung der Türkei sei ja nur ein anderer Ausdruck für das Princip

der Wiener-Protokolle: „Integrität der Türkei." Jedenfalls aber kann die „Coalition", wenn sie mit dem Bunde beitritt, keine Chancen für ihre „deutsche Politik" hoffen, keinen Raum für sie am Bunde ersehen, so lange beide Großmächte in ihrer Haltung gegen sie einig sind; die „Coalition", in die Convention am Bunde übergehend, muß ihre „deutsche Politik" dahinten lassen, wenn nicht die eine der beiden Mächte die Schlagbäume öffnet, und selbst auf diesem Wege die „Fehltritte", welche die „Kreuzzeitung" vom 13. Juni (s. oben) bejammert, wieder möglichst gutzumachen, und die dort bezeichnete „normale Stellung" nachträglich zu gewinnen sucht *). Dann würden aber die letzten Dinge ärger, als die ersten; am Bunde jedoch wäre so allerdings Alles geordnet nach Rußlands ausgesprochenem Willen, und die überfließende Zärtlichkeit der russischen Partei in Preußen nur allzu erklärlich, wie sie dieselbe jetzt über Personen und Dinge ausgießt, die sie noch vor Jahr und Tag in die tiefste Hölle verfluchte **). Es wäre dann nicht bloß die eitle Nonchalance der mittleren Höfe gewesen, worauf bauend Rußland den bekannten Obersten mit Danksagungen für ihre Sympathien zu ihnen umherschickt. Mit Oesterreich dagegen — wäre dann Gott allein, aber auch Gott allein mit Oesterreich!

---

*) Eben dahin geht, in Anbetracht der „außerdeutschen Interessen Oesterreichs", auch die entschiedene Ansicht des edeln Herren von Gerlach in seiner dießmal übrigens mehr als gewöhnlich geschwätzreichen — „Johannis-Rundschau".

**) Nicht leicht ist sonst eine Persönlichkeit von der „Kreuzzeitung" unwürdiger behandelt worden, als der bayerische Minister von der Pfordten. Noch Ende 1852 (Num. 274) läßt sie sich aus Bayern schreiben: „Der Kern des altbayerischen Volkes mißbilligt die moderne Politik unserer Staatsmänner, die uns an Oesterreich verkuppeln will, wovor uns graut und schauert, wie vor dem bösen Feinde. So wenig der Name von der Pfordten

Wer die nächste Zukunft Deutschlands sicher weiß vor solchen Eventualitäten, der thut gut, sofort wieder zu vergessen, was er vorstehend über die Geschichte der Bamberger-Conferenz gelesen hat; der muß aber auch den halbofficiellen Artikel der Allg. Ztg. vom 27. Juni: „Die Verhandlungen der deutschen Großmächte mit Rußland" für geträumt erachten. Ob das Aktenstück nun von Berlin oder von München komme, — immerhin ist sein Erscheinen in diesem Moment von eigenthümlicher Bedeutung. Es führt den Beweis: daß die Politik Preußens und die „deutsche Politik" der Bamberger-Coalition, Rußland gegenüber, ganz und durchaus Eins und dasselbe sei, nur mit der österreichischen Politik verhalte es sich anders. Die Conclusio ergibt sich von selbst. Der Artikel erinnert daran: wie der Czar im März „von der falschen Voraussetzung aus", die Westmächte hätten wegen der Rajah mit der Pforte förmlich paktirt, Preußen das Vermittleramt angeboten habe, ohne jedoch irgend auf seine „besondern Rechte" in der Türkei verzichten zu wollen, und hebt hervor: seitdem habe Preußen stets als Grundbedingung aufgestellt, daß Rußland nicht die Donau überschreite, ebenso aber stets festgehalten an dem Grundsatze einer wirklichen — Reciprocität. Oesterreich habe es nicht so gehalten; also sei die Politik Preußen und Bamberg identisch, nicht aber die Politik Oesterreich und Bamberg! Leider habe damals der Czar nicht zugegriffen, obwohl „kein Geheimniß gewesen,

ein altbayerischer ist" (es gibt aber in Bayern noch hundertmal minder bayerische Namen!), „so wenig ist die dahin zielende Politik in Altbayern beliebt; ich behaupte darum, es ist eine entschieden preußische Partei in Bayern, und das ist die altbayerische"!!! — So damals. Jetzt dagegen fällt dieselbe „Kreuzzeitung" demselben Manne nur deßhalb nicht täglich um den Hals, weil sie aus „fressender Liebe" von Wechmar-Rüdt, den Heroen des „evangelischen Staates" Baden, nicht eine Minute loskommen kann.

daß die österreichischen Anschauungen noch viel ungünstiger für Rußland waren, als die Preußens", vielmehr nach dem Vertrag vom 20. April günstigere Chancen von andern Mächten in Deutschland abgewartet (wörtlich: „verließ man sich in St. Petersburg auf den Zusammentritt anderer deutschen Staaten in Bamberg?"). Dazu habe aber der Czar wahrlich keinen Grund gehabt! Denn, „wenn man in Bamberg auch auf Gerechtigkeit, gegenüber von Rußland, drang, namentlich nicht sich den weitergehenden Ansichten des Wiener-Kabinets näherte", nun so habe ja der preußische Specialgesandte Alvensleben in Wien ganz dasselbe, und nichts anderes verlangt, als die bayerischen: Tann in Wien und Dönniges in Berlin. Der Wiener „Sommation" vom 3. Juni sei Preußen, gemäß des „principiellen Unterschiedes" von der Wiener-Ansicht über Rußlands Recht in der Moldau und Walachei, auch nur beigetreten — „mit der Andeutung der Reciprocität in der Räumung des türkischen Gebietes." Was hindert also, daß Bamberg und Preußen in Eins zusammenfallen, und ihre „deutsche Politik" geltend machen? Dann wäre freilich „die Trias nicht zu fürchten" (Kreuzzeitung)! Das Endziel beider ist ja auch dasselbe: etwa weil Würtemberg, Baden, Nassau gerade die katholische Kirche in Arbeit haben, Preußen und Bayern dabei Aushülfe leisten müssen — „erscheint eine definitive Lösung der orientalischen Frage jetzt nicht an der Zeit."

Wörtlich so schließt diese denkwürdige Haranguirung aus officiellen Quellen, und in derselben Weise wird sie bis zur Stunde emsigst fortgetrieben, im Angesicht Deutschlands *)! Hoffent-

*) Es ist unmöglich, die verdeckten Minen-Gänge Schritt für Schritt auszumessen, durch welche die „Kreuzzeitung" z. B. in der Stunde der Entscheidung den trennenden Abgrund zwischen Oesterreich und Preußen zu sprengen gedenkt. Jede Nummer schüttet neue Perfidie aus gegen Oesterreich, fast nicht weniger als gegen die katholische

lich hat aber Oesterreichs Machtwort den künstlichen Terminen der russischen Praxis ein Ziel gesteckt, und ist Bamberg nur ein zweites Silistria. Oesterreich allein hat die Pläne Rußlands durchkreuzt, sonst stünde es jetzt, trotz aller Türken, Franken und Britten, in Konstantinopel; Oesterreichs Aufstellung allein hat von der Donau bis zum Pruth freie Gasse gemacht oder wird sie machen, und wenn es fortan selbst die Neutralität jener Gebiete als faktischer neuer Schutzherr handhabt, ist der Kriegsschauplatz aus Europa hinausgeworfen an die Grenzen Asiens, und Deutschland der Sorge für den status quo ante an seinen wichtigsten Grenzen insoweit enthoben; die Frage wird dann eine asiatische. Oesterreich ist keines übereilten Schrittes fähig. Wenn aber der Czar der blinden Wuth folgt, mit der er seit Monaten gegen — Oesterreich rüstete, die enormsten Heeresmassen von Krakau

Kirche. Während die auch russenfreundliche „Sachsenzeitung" doch stets wieder bekennt: daß „wir Deutsche Oesterreich nicht genug danken können für seine Haltung von der eminentesten Bedeutung für die deutschen Interessen", erklärt jene Oesterreichs selbstständige Mittelstellung aus seinem „eigenen speciellen Interesse", und fragt: „kann Preußen seinem Berufe als deutsche und europäische Großmacht dadurch genügen, daß es nichts als der Helfer fremder Pläne ist?" Von diesem selbstsüchtigen Oesterreich, das, gleich den andern Großmächten, „jede politische Frage als Geschäft behandelt und nach Möglichkeit ausnutzt", unterscheidet sich das tugendhafte Preußen wie der Tag von der Nacht. Denn „das heutige Preußen hat den Grundsatz, sich fernzuhalten von jeder gewinnsüchtigen Behandlung der politischen Verhältnisse, so daß jeder Versuch, Preußen durch Anbieten eines Gewinnes zu verlocken, mit Entrüstung und als Beleidigung zurückgewiesen wird." (Vgl. das Blatt vom 4. Juli.) Der Teufel giftiger Scheelsucht über das moralische Wachsthum Oesterreichs sitzt diesem „rein deutschen" Krähwinkel unbesieglich im Nacken; „wir suchen", heulen sie, „keine materielle Vergrößerung, aber wir wollen auch nicht — abnehmen weder in Europa, noch in Deutschland." Daher — hinab mit Oesterreich!

bis Bessarabien an dessen Grenzen wälzte, dessen slavische Länder mit seinen revolutionären Emissären, Deutschland mit seinen Agenten erfüllte; wenn er beharrt, die Türkei unter allen Umständen seiner Discretion allein preisgegeben wissen zu wollen, wie seine jüngste Erklärung intendirt; wenn er dem kaiserlichen Helden wirklich das Schwert aus der Scheide reißt — so hat man Beweise genug, daß es von Podolien bis an den Po, von der Moldau über Ungarn bis gegen Sachsen nur Ein Jubelruf werden wird, in dem seit den letzten Monaten an der Ehrenhaftigkeit und Hochherzigkeit seiner äußern Politik erst recht wunderbar erstarkten Kaiserstaat. Dann steht die „definitive Lösung" vor der Thüre, und Gottlob! zu einem harten Theile, dem Anfang, ist sie schon überstanden. Dann aber sind auch die Lösungen und Revisionen der Karte noch ganz anderer Art, als die von der Preußen-Kaiserei in London und am Rhein entworfene, überhaupt nicht mehr in Menschenhand; nichts, was innerlich faul und moralisch erstorben ist, darf vor ihnen sich sicher wähnen.

Wenn daher einmal die Convention vom 20. April ihre Heimath im Schooß des deutschen Bundes gefunden haben wird, muß sich für Deutschland Vieles, ja Alles entscheiden. Belebten sich oben bezeichnete Pläne *), dann dürften aller-

*) Noch am 30. Juni lobt das Organ der preußischen Czar-Königs-Partei abermals den bevorstehenden „Beitritt des ganzen deutschen Bundes" aus einem nicht etwa bloß verdächtigen Gesichtspunkte. Durch „Irrthum" und „falsche Politik", heißt es, seien Bayern und Sachsen um ihre europäische Geltung früherer Zeit gekommen — mit dem Beifügen: „um so erfreulicher ist es, wenn wir heut voraussetzen dürfen, daß Preußens Politik auf dem rechten Wege war, und daß derselben nichts mangelte, als die — Publicität." Also die bislang publike Politik Preußens war nicht die des „rechten Weges", die Politik des rechten Weges aber war seine wirkliche, nur war sie nicht — publik!!! Damit ist in der That Alles gesagt.

dings die Anzeichen und Schatten des Kommenden, welche die Kreuzzeitung vom 13. Mai fälschlich für die Vorbilder der zuchtlosen Formen eines tieftraurigen Jahres ansah, wirklich werden. Dann dürfte man jene altberühmten Prophezeiungen aus den unheilvollsten Tagen des vorigen Jahrhunderts herüberlangen sehen in unsere Gegenwart: die Ricci's z. B., des Jesuitengenerals (gest. 1773), von dem „sehr tapfern Herzog aus altem angesehenem deutschen Hause", dem Sohne der Zwillingsschwester, unter dessen wunderbar gestärkten Händen „gemeinschaftliche Sache gegen einen starken Monarchen, und gegen alle mit ihm verbundenen und zum Verrath des Vaterlandes vereinigten Könige und Fürsten gemacht, und alles Geld der ganzen Welt werde angewandt werden, um den Krieg zu führen." Ist nicht jetzt schon die Zeit, „wo es scheint, als wolle die ganze Welt zusammenstürzen?" Die Zeit, wie der Kölner Spielbähn (gest. 1783) sie charakterisirt, daß „der Menschenwitz Wunder schaffen werde, weßhalb die Leute Gott immer mehr vergessen, und Gottes spotten, weil sie allmächtig zu seyn wähnen von wegen der Wagen, so durch alle Welt laufen, ohne von lebendigen Geschöpfen gezogen zu werden, daß die Hoffart und Welteitelkeit ihres Gleichen nicht kennen werde, weßhalb Gott die Welt strafe und Gift auf das Feld regne, wodurch großer Hunger in's Land komme?" Diese Zeit, der zunächst „das große Babylon zusammenstürzen wird", das gerade noch alle Macht gegen den frommen Greis zu Freiburg von allen Seiten in Deutschland zusammenrafft — kündigt sie sich nicht fast schon in den schaudernden Gliedern alles Volkes an?

Keinem Besonnenen kann es beikommen, zur Vorkehr gegen die furchtbar drohenden Gefahren der europäischen Zukunft die sonst als Panacee gepriesene Reorganisation des deutschen Bundes zu empfehlen; die Erinnerung daran ist nur allzu lebhaft, was Alles über ihn ergangen, und den-

noch ist er irreformabel geblieben, wie er es stets bleiben wird. Die Absichten der einzelnen Regierungen aber können, wenn auch nicht die „todtgeborne Organisation“ beleben, wie Herr von Radowitz ihn nennt, so doch ihren Modergeruch verhindern, die Nasen aller Welt zu beleidigen. Dazu ist jetzt die Zeit; wehe, wenn das Gegentheil geschähe! Wenn man diesen Moment erwählte, um die Incompatibilitäten hervorzukehren, auf deren Grundlage er freilich erbaut ist; wenn man den bisherigen rein negativen Weg nur verließe, um unter Anrufung der abstrakten Selbstständigkeit und Parität aller deutschen Staaten den ganzen Bodensatz des Rheinbundes wieder aufzurühren, nur dießmal in anderer Richtung und unter der Modifikation, daß Preußen, um ihn nicht gegen seine Zwecke zu haben, dießmal an seine Spitze sich stellte! Warum führt man nicht des Herrn von Radowitz, des königlichen Vertrauten, berühmte Schrift über den Berliner 18. März 1848: „Deutschland und Friedrich Wilhelm IV.“, sich neuerdings zu Gemüthe? Durfte dieses Libell nicht damals Bayern und Würtemberg öffentlich vor ganz Deutschland denunciren, daß sie stets jedem Schritte zur Besserung der Bundesverfassung den „beharrlichsten Widerstand“ entgegengesetzt? durfte es nicht die gegen solche Behinderungen endlich gewonnene Einsicht proclamiren, „daß man in dem Geiste der Nation selbst den mächtigsten Verbündeten aufzusuchen habe“? Heute könnte man aber, wenn man fortan am Bunde gegen statt mit Oesterreich operiren wollte, nicht im „Geiste der Nation“ den „mächtigsten Verbündeten“ suchen! Im Gegentheile, dieser „Geist“ würde sofort zur grimmig zürnenden Macht anwachsen.

Und gegen ihn hätte man nur den Einen „mächtigsten Verbündeten“, dessen Credit und moralisches Uebergewicht Gott in diesem Augenblicke sinken läßt, und noch einen andern, noch ein zweites Band der Einigung, dessen Namen: gemeinschaftliche Feindschaft gegen die katholische Kirche, die Feder nie-

herzuschreiben sich sträubte, wenn nicht allzu deutlich indicirt wäre, daß auch dieser größte Jammer, in solchen Zeiten, Deutschland nicht erspart werden solle. Nicht schriebe diese Feder dessen Namen nieder, wenn nur in Einem officiellen Blatte Ein Wort der Widerrede zu finden wäre, gegen die landläufigen Behauptungen: daß Preußen es sei, das den badischen Kirchenstreit zu einem Kampfe des Katholicismus gegen den Protestantismus gebracht, daß Preußen die Streitsache in Karlsruhe ausdrücklich zu seiner eigenen gemacht, und daß, im Verlauf der Coalisirung der Mittelstaaten, in Bamberg fast noch mehr von der Kirchenfrage, als von der orientalischen die Sprache gewesen. Gewiß hätte auch diese Richtung einer Coalition der Bundesstaaten unter Preußens Vorsitz Rußlands vollsten Beifall — einer Coalition, die sofort direkt zur Unterdrückung des guten, reichsgesetzlich verbrieften katholischen Rechtes schritte, nachdem der Bund selbst es bereits vogelfrei und außer allem Rechtsschutz von seiner Seite erklärt hat!

„Kommen sie wieder nach Hause, so mögen sie daran denken, daß ein bloßer Diplomatenbund nicht auf die Dauer bestehen kann; demgemäß mögen sie dann ihr inneres System einrichten“ — so ruft die arglose „Sachsenzeitung“ vom 15. Mai den Bamberger-Ministern zu. Wirklich ist im Gefolge der Conferenz in den betreffenden Mittelstaaten eine höchst auffallende Einheit der Maßregeln hervorgetreten — gegen die dort im Kampf um Leben und Tod begriffene Sache des katholischen Glaubens. Baden hatte offenbar neuen Zornesmuth gewonnen, gegen die redlichen Abmahnungen Oesterreichs; sogar in dem bislang so friedlichen Hessen-Darmstadt sind die letzten Bitten des Bischofs mit Verweisung auf Rom, zugleich aber auch mit Anordnung polizeilicher Ueberwachung der Predigten beantwortet worden; Bayern wird in der kirchenfeindlichen Presse um seiner plötzlich eingefallenen Strenge willen gegen die „ultramontane Presse“ gerühmt; wie Wür-

temberg seit demselben Moment gegen sie auftritt, ist bekannt; Preußen erließ gleichzeitig den Befehl verschärfter Ueberwachung der auswärtigen Zeitungen und Zeitschriften; den unverholensten, jedoch relativ gerechtesten Weg aber schlug Nassau ein, dessen officielles Organ noch kurz vorher sich mit schmählichen Artikeln gegen den Episcopat gefüllt hatte, indem es seiner ganzen Presse, der officiellen, der liberalen, wie der höchst achtungswerthen Nassauer Allgemeinen Zeitung, jede Beregung der Kirchenfrage, selbst bis auf die Mittheilung der „objektiven Thatsachen", absolut verbot. Wenn man von der überall gesetzlich garantirten und beschworenen Preß-Freiheit absehen will, dann wird es allerdings nicht sehr schwer seyn, die katholische Presse Deutschlands völlig mundtodt zu machen. Aeußerst schwach ist sie offenkundig ohnehin vertreten. Daß man aber nicht einmal so viel mehr ertragen, nicht einmal diesen wenigen und schwachen Organen der katholischen Sache mit den Waffen des Geistes begegnen kann, das ist gewiß stärker, als der ärgste Schwarzseher erwarten durfte. Nannte man den Preßzwang vor 1848 mit Recht die morsche Krücke hinsinkender Staaten, war er faktisch nur ein Haupthebel der Revolution, was soll man jetzt von einer Sachlage urtheilen, die gerade in einer so furchtbar drohenden Zeit eben der Presse den Mund verschließt, die in den Stürmen von 1848 fast allein sich bewährt hat. Was noch das Traurigste ist: man läßt dabei nicht nur unverholen merken, welche Consequenzen der Fall des frommen Hermann von Freiburg für seine anderen deutschen, und namentlich auch preußischen, Brüder nach sich ziehen müßte, sondern man proclamirt den Streit offen als — Krieg zwischen Katholicismus und Protestantismus! Und dem letztern schickt man den rücksichtslosesten Polizei-Despotismus zu Hülfe? Und der „Protestantismus" schämt sich solcher Fürsorge nicht? Ist es nicht genug daran, daß der pflichtmäßige Schutz der katholischen Rechte einer Versammlung

anheimgegeben ward, deren Mitglieder zur Zeit bis auf zwei, dreißig gegen zwei Regierungen, akatholischen Richtungen angehören; denn da das persönliche Bekenntniß des Königs von Sachsen hier nicht in Betracht kommen kann, bleiben für die alte Kirche Deutschlands nur Oesterreich und — Lichtenstein? Muß man ihr dazu auch noch alle Luft zum politisch-geistigen Leben abschließen? Und alles Dieß zur Erhaltung des „Protestantismus"? Damit, wie die „Kreuzzeitung" sagt, die deutschen Katholiken „aus der Gemeinsamkeit mit den nichtkatholischen Landsleuten nicht heraustreten, in der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten ihren Beruf, und zugleich ihre Grenzen erblicken, also nicht die Gesetzgebung einer ganzen Geschichts-Epoche ignoriren?" — Ja, dieses Blatt hat Recht, der Kirchenstreit steht wirklich in einer Beziehung zur orientalischen Frage, namentlich zu ihrer deutschen Phase, und Gott weiß, was noch daraus werden wird! Aber in einer exclusiv deutschen Beziehung steht er zu derselben, nicht nach der in Preußen ja wahrlich altberühmten „Verbindung mit zwei revolutionären Parteien", nicht, daß der Papst bei dieser Gelegenheit Deutschland erobern und die Katholiken es an Frankreich verrathen wollten — wie die Verläumderin ihnen nachsagt. Nein, sie, sie sind es überhaupt nie gewesen, die — Deutschland verrathen!

IX.

Origines der Erlanger-Universität.

„Die Freimaurerei und die Welt. Ein Programm, der K. B. Friedrich-Alexanders-Universität als Beweis inniger Theilnahme an deren erster Secularfeier gewidmet von der Loge Libanon zu den drei Cedern“ (Erlangen 1843) — erzählt S. 4: „Die Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen und unsere Loge selbst sind, ihrer Entstehung nach, Schwestern. Zwar steht das vielleicht nicht in den Annalen der königlichen Universität, allein es erhellt aus preußischen und bayerischen Logenarchiven zur Genüge. (Friedrich der Große weihte in eigener Person seinen Schwager, den Markgrafen Friedrich, den Stifter der Hochschule, 1740 zu Charlottenburg zum Freimaurer. Und kaum zurückgekehrt von Berlin, stiftete der Markgraf mit seinem Leibarzt Dr. de Superville, gleichfalls Freimaurer, die Loge in Baireuth, deren Mitglieder ihn bei der Begründung und Verlegung der Hochschule von Baireuth nach Erlangen unterstützten.) Der Geist der wahren Freimaurerei, wie sie in dem engern Kreise Friedrich des Großen, früher in Rheinsberg, später in Charlottenburg waltete, durchweht namentlich die Statuten der theologischen Facultät, und erklärt die darin enthaltenen starken Aeußerungen gegen alten und neuen Pietismus, während er sich für ächte Religiosität auf das Kräftigste ausspricht.“

X.

Russische Pfingstrosen-Knospen.

VI.

Die Revolution und die religiösen Sekten Rußlands.

3. Die schismatisch-morgenländischen Sekten.

Herr von Harthausen, der für das Studium der russischen Sekten fast ausschließlich Quelle ist, und über die folgenden Sekten, gerade die am strengsten verpönten und in das tiefste Geheimniß gehüllten, durch glückliche Umstände direkt und aus erster Hand Notizen zu geben im Stande war, wie sie schwerlich einem Russen zu Gebote gestellt worden wären — glaubt in diesen Sekten Ueberreste des uralten Gnosticismus zu erblicken. Solange jedoch ein solcher Zusammenhang, zu dem die russische Geschichte in der That nicht angethan gewesen zu seyn scheint, nicht historisch nachgewiesen ist, mag immerhin die natürliche Ableitung ihrer einzelnen Ideen, die zwar nirgends zu förmlichen Systemen ausgebildet sind, aber hinreichen zur Basis ihrer grauenvoll fanatischen Praxis, jener Combination vorgezogen werden. Den faktischen Zusammenhang dieser Sekten, wahrer Ausgeburten religiösen Wahnsinns, mit einigen extremen Arten des Schisma im Schisma gibt Harthausen auch selber zu. Eine historische Parallele zu ihnen hat man vielleicht an dem

Verhältniß der wilden Wiedertäufer zu den zahmen, wie man sie zu Reformationszeiten unterschied, ohne zu verkennen, daß ihre Genesis ursprünglich eine und dieselbe sei. Selbst der Umstand, daß eine große Abtheilung dieser Sektirer auch die ganze Bibel für verfälscht und unterschoben erklärt, widerspricht der Annahme nicht, daß in ihr wieder nur eine Abart des Starowerzenthums vorliege. Wenn die ganze Kirche verderbt und verrathen ist, so liegt sicherlich der Verdacht nahe, daß in ihren Händen auch das biblische Depositum nicht verschont geblieben. Daraus aber, daß die Cisternen der ganzen schriftlichen und mündlichen Tradition eingetrocknet, ergibt sich die Nothwendigkeit der Privat-Inspiration, und da sie umgekehrt auch schon zur infallibeln Deutung des todten Bibelbuchstabens nothwendig ist, sobald einmal die lebendige und ewige Tradition in der ganzen kirchlichen Gemeinschaft aufgehört hat, folgerten schon jene ersten Wiedertäufer auf ihren höhern Entwicklungsstufen: wozu dann noch die Special-Offenbarungen des himmlischen Vaters an das Medium des Schriftbuchstabens binden? und warfen die Bibeln in's Feuer. Andererseits mußte mit dem Glauben, daß in der Jetztzeit nur mehr der Antichrist in den öden Hallen der vom Erdboden vertilgten wahren Kirche herrsche, der Glaube an die Nähe der großen Katastrophe in die Herzen einziehen, wo der Antichrist durch die sichtbare Dazwischenkunft des Herren stürzen, das neue Jerusalem, das tausendjährige Reich erstehen soll. Darum sind diese russischen Sektirer auch sämmtlich Chiliasten, wie es jene Schwärmer des 16ten Jahrhunderts waren; und bei beiden sind die Vorbereitungen auf das Ziel des Chiliasmus dieselben: Emancipation von allen Banden und Schranken des irdischen Menschenlebens und seiner socialen Formen, Güter- und Weiber-Gemeinschaft, bis zur Vernichtung des eigenen individuellen Lebens in der Leiblichkeit. Sie führt nur schneller der gehofften allgemeinen „Vergottung" entgegen, welche in der

Privat-Inspiration ihr Unterpfand hat, und neben der schon bei den süddeutschen Täufern von 1526 der Glaube an die specifische Gottheit Christi nicht mehr bestehen konnte, wie jetzt bei den russischen Skopzi's. Wie viel zu einzelnen solcher Ideen mißverstandene Bibelbuchstaben beigewirkt haben mögen, ist Nebensache, obgleich alle diese Schismatiker und Sektirer notorischer Maßen die Bibel fast auswendig wissen; jedenfalls kann man sich ohnedieß, bloß aus der systematischen Entwicklung ihres Princips von der Verödung des Allerheiligsten, alle einzelnen Züge recht wohl erklären, die Harthausen von jenen russischen Sekten meldet, welche er als gnostische bezeichnet, und zwar sowohl die Eigenthümlichkeiten ihrer religiösen, als ihrer politischen Praxis.

Obenan stellt er die Morelschiki's, oder die „sich völlig Aufopfernden.“ Ihre Lehren sind ganz unbekannt, hin und wieder aber, fast jährlich und in allen Theilen des Reichs, vorzugsweise im Norden und in Sibirien, taucht irgend ein gräßliches Faktum auf, das von der Fortdauer ihrer Sekte zeugt. Unter den feierlichsten Ceremonien wird eine große Grube irgendwo ausgegraben, mit Stroh und Brennmaterialien rings umgeben, und dann unter wilden Gesängen angezündet; in der Mitte der Grube stehen kleine Gemeinden der Fanatiker zu 20 bis 100 Mann, und verbrennen sich mit stoischem Gleichmuth selbst. Auch in angezündeten Häusern nehmen sie die Selbstopferung vor. Die Nachbarn versammeln sich dann um sie, aber Niemand stört ihr Beginnen, denn sie sind heilig und „erhalten die Feuertaufe.“ Ganz gleiche Vorgänge werden aber, z. B. bei Krasinsky, auch von den eigentlichen Starowerzen schon aus ihrer frühesten Zeit erzählt, und unsere Hauptquelle versichert gleichfalls, es sei nachweisbar länger als ein Jahrhundert, daß diese Thatsachen sich wiederholen. Sie deuten auf das sorgfältig bewahrte Geheimniß einer fanatischen Lehre, als deren einziges Symbol bisher nur das Wort „Feuertaufe“ an den

Tag gekommen. Die Polizei erfährt von solchen Gräueln regelmäßig, wenn sie geschehen sind; gelang es ihr aber ausnahmsweise dann und wann, einzelne dieser Schwärmer dem Tode zu entreißen, und wurden sie unter der Knute tormentirt, so hörte man doch nie von Enthüllungen über ihre Mysterien, vielmehr zitterten sie bei jedem Peitschenhieb vor Freude, daß sie Märtyrer seyn durften.

Ungleich bedeutender und merkwürdig in mehr als einer Beziehung, namentlich auch in politischer, ist die nächste Fraktion dieses Sektenkreises, die Sekte der Skopzi's oder Eunuchen, d. h. der „theilweise sich Aufopfernden“, weil die Selbstentmannung ihr Kriterium ist. Die Skopzi scheinen die Muttersekte der übrigen ähnlichen Richtungen zu seyn, von den Moreltschiki's also und der folgenden Sekte nur graduell verschieden. Wie die Castrirung mit ihrem verworrenen Religionssystem zusammenhängt, ist Herrn von Harthausen unklar; übrigens hat sie ihre geistige Parallele z. B. an dem Manichäismus verschiedener deutschen Theosophen-Sekten, wie sie bis auf diesen Tag in Kurhessen und anderwärts existiren, sowie an der speciellen Polizei-Aufsicht des unmittelbar und persönlich eingreifenden Gottes, welcher einfache täuferischen Bauern des 16ten Jahrhunderts ihr debitum conjugale unterstellen zu müssen glaubten. Die Skopzi scheinen nur ihre Theorie gleich ein für allemal gegen die drohenden Zufälle der Praxis sicher stellen zu wollen. Sie läugnen denn auch consequent die Auferstehung des Fleisches, und wie ihnen alle Leiblichkeit schlecht und verdächtig ist, so erklären sie folgerichtig die ganze Bibel für verfälscht und unterschoben. Was bedarf es ihrer auch? Gott Vater, Eins und untheilbar, hat der von ihm erschaffenen Welt verschiedentlich sich geoffenbart: als Sohn in Christus, der aber nicht selbst Gott, sondern nur ein von Gott Durchdrungener, ein Vergotteter ist; als heiliger Geist offenbart er sich stets und täglich in seinen wahren Kindern, den Skopzi's. Diese

hatten einst das wahre Evangelium in Händen, bis es vor dem Antichrist verborgen werden mußte; Christus selbst that dieß, der nie gestorbene, der geschlechtslos (wie der erste Mensch und der Mensch im status restitutus der Theosophen) beständig auf Erden wandelnde, unter irgend einer Gestalt verhüllt, gegenwärtig unter der Peters III.. Peter-Christus vermauerte das Evangelium in der Kuppel der Andreaskirche auf der Wassilij-Ostrow in — St. Petersburg (woraus, nebenbei bemerkt, doch gewiß hervorgeht, daß die vollendete Herrschaft des Antichrist nicht älter ist, als die Stadt Peters I.). Peter III. wird aber bald wieder kommen, und die große Glocke der Himmelfahrtskirche auf dem Kreml zu Moskau läuten; seine wahren Jünger in allen Welttheilen werden es hören und sich um ihn sammeln, worauf dann das ewige Reich der Skopzi's beginnt in aller Herrlichkeit der Welt. Wie die alten Täufer, nehmen sie keine Sonntagsfeier an; ein Ruhetag der Kirche existirt für sie nicht, denn nicht umsonst nennen sie sich Karablik, das kleine Schiff auf wogenden Wellen. Wohl aber streben sie aus der Nacht ihres Daseyns dem Tag der Ruhe zu, und begehen deßhalb in nächtlichen Versammlungen vom Samstag auf den Sonntag allerlei wunderliche und geheimnißvollen Ceremonien unter eintönigen unheimlichen Gesängen voll düsterer Glut und wilder Begeisterung. Ihr einziges wirkliches Fest ist das ihrer künftigen Auferstehung, der christliche Ostertag, an dem sie eine Art mystischer Communion genießen, und zwar in einem Brode, das zuvor durch Versenkung in das Grab einer ihrer mystischen Personen geheime Weihe erhält. Natürlich, das von Gott in der irdischen Sichtbarkeit einst eingerichtete Allerheiligste ist ja verödet, oder temporär untergegangen. Kurz, diesem allgemeinen starowerzischen Fundamentalsatz scheinen die Skopzi nur die consequente und volle Tragweite, und dazu specifisch russische Einkleidung, gegeben zu haben. Was den äußerlichen Bestand der Sekte betrifft, so kennt die Po-

lizei 2 bis 3000 Mitglieder derselben, und hält sie unter strenger Aufsicht; Harthausen behauptet aber, ihre Zahl übersteige wohl das Zehnfache, und namentlich gehöre ihnen ein großer Theil der Juweliere, Gold- und Silberhändler in den russischen Hauptstädten an, wie sie denn überhaupt über große Reichthümer verfügten, und die Polizei in der Regel wohl ihr Geld finde, aber nicht sie selbst.

Aus demselben Princip und nach denselben, hier schon deutlicher hervortretenden, äußern Analogien mit den ältern Wiedertäufern und neuern Methodisten-Fraktionen läßt sich die nächst niedere Abstufung dieses Sektenkreises ableiten, die der Chlistowtschini oder Geiseler. Officiell hält man sie für verhältnißmäßig harmlos, und unterwirft sie daher weniger Quälereien; sie sind dieß aber offenbar durchaus nicht. Auch ihre Lehre liegt im tiefsten Dunkel begraben. In Zimmern, wo keine Bilder geduldet werden, halten sie ihre Zusammenkünfte, springen und trampeln unter Geiselungen im Kreise hinter einander her, wobei sie in gewissen Zwischenräumen aus einem Faß Wasser sich den Kopf benetzen, oder aus der Hand schlürfen, bis sie endlich ermattet umfallen, häufig in Convulsionen, unter welchen der Geist über sie kommt, und sie zu prophezeien anfangen. Nach der Aussage eines mit der Sekte genau bekannten Deutschen, mit dem Freiherr von Harthausen verkehrte, bildeten die Chlisti das Recrutirungscorps der Skopzi's, mit welchen sie einmal im Jahre die grauenvollsten nächtlichen Orgien feierten. Sie sähen demnach zwar Christus für den Stifter ihrer Sekte an, verläugneten aber den Sohn Gottes. Sie sollen keine Ehe anerkennen, sondern Weibergemeinschaft haben und die Kinder der Gemeinde gehören; nur um die Polizei zu täuschen, ließen sie sich paarweise von den Popen copuliren. Von den Geheimnissen der Sekte zu wissen, sei gefährlich, und schon Mancher habe unvorsichtiges Nachgrübeln mit spurlosem Verschwinden gebüßt. Ihr großes Fest soll in der Osternacht

und zu Ehren der „Mutter Gottes“ unter furchtbaren Gräueln jährlich gefeiert werden. Eine Jungfrau von fünfzehn Jahren wird gebunden in eine Wanne mit warmem Wasser gesetzt, und ihr von alten Frauen die linke Brust abgelöst, während sie ein mystisches Bild des heiligen Geistes zum Beschauen in der Hand hält. Von Stund an ist sie eine Heilige, endet aber in der Regel an frühem Siechthum. Die abgeschnittenen Fleischtheile, auf einer Schüssel in kleine Stücke zerlegt, und unter die Anwesenden ausgetheilt, werden von diesen verzehrt, und dann das Mädchen in der Wanne, dem sie merkwürdig schnell das Blut zu stillen wissen, auf den Altar gesetzt, um welchen die Sektenglieder einen wilden Tanz aufführen, bis endlich die Lichter erlöschen, die Weiber unter die Bänke fallen, und die Orgie beginnt. Principiell steht damit gar nicht im Widerspruche, daß sowohl Chlisti als Skopzi sich sonst einer strengen Ascese befleißen, und häufig alte Panzer- oder Roßhaarhemden auf dem bloßen Leibe und noch schwerere Tormente anwenden. Sie harren eben alle, büßend so viel an ihnen ist, in ihrer tiefsten kirchlichen Verlassenheit und unter entsprechendem provisorischen Symbol-Cult der endlichen Erlösung und Erfüllung entgegen.

4. Die politisch-sociale Solidarität der starowerzischen Schismatiker und Sektirer.

Daß die Regierung in steter Furcht und Besorgniß vor den Starowerzen schwebt, ist eine ausgemachte Thatsache. Peter I. selbst hatte noch ihre Verfolgung eingestellt, und als sie in dem Strelitzen-Aufstand stark compromittirt sich erwiesen, dehnte er seine blutige Wütherei doch nicht auf sie aus, sondern belegte sie bloß mit einer nachher wieder in Vergessenheit gerathenen doppelten Kopfgeld-Abgabe. Wie viel Mühe das Czarthum zum Zweck einer Sprengung des Schisma im Schisma auf gütlichem Wege anwendete, seitdem der

furchtbare Aufstand Pugatschew's erdrückt war, beweist die Geschichte der Jedinowerzen und der umsonst an sie verschwendeten czarkirchlichen Liberalität. Das Starowerzenthum war und blieb äußerlich und innerlich im Erstarken, aber, wie man nicht oft genug wiederholen kann, ausschließlich unter dem gemeinen Volke. Die nach der jeweiligen religiösen Richtung aus seinem Innern sich entwickelnden politisch-socialen Erscheinungen laufen ganz parallel mit den im Anfang des 16. Jahrhunderts da und dort im Abendlande aufgetauchten; diese aber brachen bekanntlich zuletzt in dem Landbrand des großen Bauernaufruhrs von 1525 hervor. Ein Unterschied besteht hauptsächlich darin, daß die starowerzischen Bauern weniger an Theorie leiden und praktisch zu einem Neubau durchaus befähigt sind, auch abgesehen von ihrer communistischen Landgemeinde-Verfassung. Denn alles, was sie denken und sind, denken und sind sie ausschließlich durch sich selber, ohne alle Beeinflussung von den höhern Ständen. Ihre Fraktion der „Priesterlosen" z. B. hat in Moskau die ausgebreitetsten Anstalten, Spitäler in imposanten festungsartigen Bauten, welche in den Polizei-Registern als Begräbnißplätze figuriren, in der That aber gegen tausend Arme und Kranke der Sekte verpflegen, indem diese entweder arbeiten nach Möglichkeit oder wenigstens zehn Stunden täglich den Tag und Nacht andauernden Gottesdienst mitfeiern. Harthausen besuchte solche Anstalten und weiß sich nicht zu fassen vor Erstaunen über so grandiose Werke, gegründet trotz der allseitigen Hindernisse, auf eigene Faust, allein aus eigenen Mitteln von — einfachen Bauern, deren „Bildung" die der deutschen Bauern lange nicht erreicht, die ohne Priester, ohne Adel und voll Mißtrauen und Vorurtheil gegen Alles sind, was Bildung heißt, oder überhaupt von Oben herabkommt.

Es war aber absolut nothwendig, das Starowerzenthum, wie oben geschehen, auch in seinen widerlichen und anekelnden religiösen Ausartungen zu verfolgen, damit seine verschie-

denen social-politischen Richtungen nicht schiefen Urtheilen preisgegeben seien. Bei jener deutschen Bewegung von 1525 waren die verschiedensten Parteien, von der der einfachen Reform, z. B. der Gegner des neueingedrungenen römischen Rechts, bis zu der der Weibergemeinschaft liirt. Ebenso verhält es sich auch mit dem Starowerzenthum. Aber ein anderes Moment von unberechenbarer Tragweite kommt hier in dem Umstande hinzu, daß die altgläubige Social-Politik ausschließlich Bauern-Produkt und Arbeit, und daß ihre Grundanschauung nothwendig von Hause aus socialistisch ist. Sie verläuft sich gewiß in zahlreichen Schattirungen, aber der Grundzug bleibt. Man kann vernünftige Starowerzen häufig äußern hören: „nicht Nikon hat uns völlig getrennt von unsern russischen Brüdern, sondern Peter I. durch sein occidentalisches Wesen, von dem das befohlene Abschneiden des Bartes nur ein äußeres Zeichen war." Und allerdings hat das Starowerzenthum erst unter ihm ein festes politisches Gepräge erhalten, dessen Signatur der Haß alles Fremden und Antinationalen war. Hierin liegt der Anknüpfungspunkt für die eigentlichen Altrussen mit den Altgläubigen, aber ebenso auch für Jungrußland, und für dieses mit viel zuversichtlichern Aussichten. Denn wenn die politisch-socialen Reformen Peters zurückgethan werden sollen, welches andere nationale Ideal bleibt dann übrig, als die Verfassung der russischen Landgemeinde? und wer vermag ihrer Ausbildung und Ausdehnung nach Innen und Außen Gränzen zu stecken? Thatsache ist, daß die Starowerzen dieß selbst nicht vermögen, wo immer sie die nationale Reform des socialen Lebens anticipiren und dieselbe sofort vorerst unter sich einführen; und zum Beweise, daß nicht eine besondere und specifische religiöse Anschauung nothwendig die Schuld daran tragen muß, finden auch die grundverschiedenen neureformatorischen Sekten Rußlands sich in dieselbe Bahn des Communismus gedrängt, sobald sie an eine sociale Umgestaltung

gehen. So genau trifft ihre von den verschiedensten Principien ausgegangene socialpolitische Praxis zusammen, daß man in Kleinrußland, wo sie einander geographisch nahe gerückt sind, oft kaum weiß, ob die eine oder andere Gemeinde der altkatholischen oder der protestantisirenden Opposition gegen die officielle Orthodoxie angehört.

Demnach ist es auch nicht etwa eine der vermeintlich gnostischen Sekten, sondern bloß eine Starowerzen-Fraktion, und zwar nicht die einzige der Art, von welcher Harthausen berichtet, daß sie vollkommene Gütergemeinschaft habe, auch keine feste Ehe, sondern bloße Contrakte auf bestimmte Jahre oder Kündigung, wie denn auch, in Ermangelung des Erbrechts, die Kinder nicht den Eltern, sondern der Gemeinde angehören. Dagegen sind nicht einmal die Skopzi im Socialismus so weit vorgeschritten; es gibt auch von ihnen ganze Ortschaften, aber sie leben in fester Ehe und zwar sehr verträglich mit ihren Weibern, und haben ihre eigenen Familien, für welche sie wie wirkliche Väter sorgen, obwohl in der Regel nur der erste Sohn, nach dessen Geburt sie eben Eunuchen zu werden pflegen, ihnen eigen ist. Als das Sonderbarste dabei erscheint, daß auch die ärgsten Abnormitäten der starowerzischen Socialpolitik doch ihrem im Uebrigen gegründeten Rufe ausgezeichneter Sittlichkeit nicht Abbruch thun. Zu dem Gut einer vornehmen Russin im Gouvernement Orel z. B. gehört ein Dorf mit Einwohnern der obengenannten Sekte, und die Herrin gab sich Mühe, die Leute zu bekehren; als sie aber mit einem Bauernweibe zu disputiren begann, wußte die Person das ganze neue Testament von Wort zu Wort auswendig, und zeigte sich dergestalt überlegen, daß die Bekehrerin bald verstummte; dennoch konnte das Bauernweib weder lesen noch schreiben. Die Dame gedachte nun ihren Verwalter zum Missionsgeschäft anzustellen; dieser aber erwiderte: das wäre ganz gegen die materiellen Interessen der Herrschaft, denn gegenwärtig seien diese Sek-

ihrer die fleißigsten, ordentlichsten Arbeiter und Wirthe, nie Säufer, nie Diebe, nie Lügner und Betrüger, ob sie aber das im Falle der Bekehrung blieben, möchte mehr als zweifelhaft seyn.

Was die politisch-sociale Richtung des Starowerzenthums noch bedenklicher macht, ist der Umstand, daß bereits ein furchtbarer Versuch historisch vorliegt, sie im Ganzen und Großen mit Gewalt geltend zu machen; und Herzen versichert, daß keine einzige geschichtliche Reminiscenz im großrussischen Volke zurückgeblieben sei, als eben die, welche sich an den Namen — Pugatschew knüpft. Von den Skopzi's ist oben bemerkt, daß sie Peter III. als ihren Heiland und sogar als eine Incarnation Christi betrachten, der „einer der Ihrigen, ja ihr Haupt gewesen," und zu rechter Zeit wieder kommen werde, um sie zu retten. Harthausen berichtet ausführlich darüber, hat aber zu betonen übersehen, daß dieser Skopzi-Peter natürlich nicht der wahre und ächte Peter III., der tolle Holsteiner mit seiner Luthero-Borussomanie, seyn kann, den seine Gemahlin ermorden ließ, sondern nur jener vorgebliche Peter III., der zehn Jahre später sich für den wahren Peter ausgab: der starowerzische Kosake — Jemelka Pugatschew. Der geistreiche Freiherr wäre sonst gewiß zu sehr ernsten Betrachtungen darüber veranlaßt worden. Die Skopzi sagen auch ausdrücklich: ihr Peter sei keineswegs, wie man vorgegeben, umgekommen, sondern ein Soldat sei an seiner Statt begraben worden, er selbst aber nach Irkutzk entflohen — dasselbe Geschichtchen, mit dem Pugatschew sich als der Czar von 1762 legitimirte. Ueberall findet man bei jenen Sektirern das Porträt dieses Peter, mit bloßem Kopf gemalt und kurzem schwarzen Bart, im blauen Kaftan von oben herab mit schwarzem Pelz besetzt, auf dem rechten Knie ein rothes Tuch mit darauf ruhender rechten Hand. Die Skopzi haben überhaupt verschiedene geheime Erkennungszeichen und zu diesen gehört besonders jenes so

situirte rothe Tuch. Man findet nirgends eine Erklärung für solches geheime Zeichen, aber es ist mehr als wahrscheinlich, daß es nichts anderes bedeutet, als die schauderhafte Blutarbeit, die Pugatschew an dem russischen Herrenstande zu vollziehen begann, indem er Alles, was ihm an Adel in die Hände fiel, ohne Erbarmen aufknüpfen ließ. Eben dahin, von wo Pugatschew herkam, aus den Kosaken-Kolonien, dem Baschkiren-Land und den andern östlichen Hauptsitzen der Starowerzen, blicken die Skopzi noch heute; alles Heil, sagen sie, kommt von Osten her, augenscheinlich im Gegensatz zu dem Westen des ersten Peter. Zugleich thun gerade sie sich durch besondere Bekehrungssucht hervor, und wählen dazu namentlich die Armee; sie kaufen sich einzelne Soldaten oft mit mehreren tausend Rubeln zu Schülern, und wer deren zwölf aufbringt, erlangt dafür die Würde eines Apostels — lauter Umstände, die auf weitverbreitete und systematischen, nicht weniger politischen als religiösen Umtriebe im tiefsten Geheimniß schließen lassen. Es fragt sich nur, ob das rothe Tuch Peter-Pugatschew's nicht auch weit über die Skopzi hinaus unter andern Arten und Abarten der Starowerzen bekannt ist?

Sein Andenken wenigstens lebt gewiß in allen; ist es ja doch selbst in den Herzen der nichtstarowerzischen Großrussen nicht erloschen. Da historisch feststeht, daß er von einer der extremsten Fraktionen der Starowerzen oder „Raskolniks“ ausgegangen, so ist leicht erklärlich, wie er bei der einen oder der andern besonderer Verehrung genießen mag. Aber als solcher ist er der Mann Aller. Und was war es nun um diesen Pugatschew? Er war der Heros, der zunächst dem Volke Kleinrußlands und der Kosaken, der alten Starowerzen- und Sekten-Heimath, die ihn auf den Schild hob, zur Befreiung von den systematischen Bedrückungen verhelfen sollte, welche seit dem Kosakenaufstand Mazeppa's Stück für Stück alle Ueberreste der ursprünglichen Freiheit jener Völker

vernichteten, und unter dem Beistand der religiösen Tyrannei des orthodoxen Popenthums eben an ihrem Ziele angelangt zu seyn glaubten. Das Feldgeschrei war **Kiew**, und als Vorkämpfer erschienen die auf's äußerste gereizten Kosaken. In ächt revolutionärer Freigeisterei beraubte Katharina einen jener tapfern Stämme nach dem andern seiner herkömmlichen Privilegien und Freiheiten, während sie, ihren französischen Lesern zugefallen, in demselben Moment mit allerlei Plänen allgemeiner Gleichmacherei sich trug, Aufhebung der Leibeigenschaft und Gründung eines bürgerlichen Mittelstandes projektirte, und 1767 gar die Komödie einer russischen Ständeversammlung aufführte, durch die sie ein den Bedürfnissen aller ihrer Unterthanen angemessenes Gesetzbuch und somit einen den Forderungen der Vernunft entsprechenden Rechtszustand realisiren wollte. Als im Adel unverholene Stimmen laut wurden, sie würden Jeden, der auf Emancipation Antrag stellen würde, ungesäumt niederstoßen, nahmen die parlamentarischen Debatten bald ein Ende. Während aber Katharina den Titel „Mutter des Vaterlandes" annahm, hatte das Volk, namentlich das freiheitsliebende in Kleinrußland, ihre großsprecherischen Motive sich wohl gemerkt. Unter den jaizkischen Kosaken am großen Irgis, die eben noch mit den Waffen in der Hand ihren Bart gegen das Scheermesser vertheidigt hatten, ging Pugatschew als Czar Peter III. aus, und machte dieselben Motive zu den seinigen, nur wählte er Mittel, die bessern Erfolg versprachen. Er war nicht der erste dieser falschen Peters; denn der ächte Czar genoß deßhalb großer Sympathie im Volke, weil man sein Unglück dem Umstand zuschrieb, daß er die orthodoxe Kirche habe reformiren und die Tyrannei der Popen brechen wollen. Man dachte sich freilich diese Reform im starowerzischen, nicht in dem faktisch wahren protestantischen Sinne, und Pugatschew fing wirklich damit an, daß er den Kosaken ihren Bart, ihr singuläres Kreuzzeichen und ihre übrigen alten Freiheiten auf

ewige Zeiten garantirte. Dieß war nur der Eingang seines politisch-socialen Systems. Das Volk strömte ihm von allen Seiten zu, und um so lauter predigten nun seine Manifeste „Freiheit, Gleichheit der Stände und Abschaffung der eingesetzten Obrigkeit," im schärfsten-Style von 1525. Er ging auch tapfer zu Werk und überall flohen die Adelichen vor seiner unerbittlichen Manier, die „Gleichheit" auf kürzestem Wege herzustellen, indem er alle Unebenheiten an den Galgen hängte. Während der Erzbischof von Kasan noch kurz vor seiner gänzlichen Niederlage im Begriffe stand, den Pugatschew zum Kaiser zu krönen, überfüllte sich auch das alte Moskau mit flüchtigen „Herren," und verbreitete sich auch dort Furcht und Schrecken. Ihre eigenen hörigen Diener ließen sich auf den öffentlichen Plätzen über die Freiheit und die Ausrottung „der Herren" aus; der Pöbel taumelte trunken durch die Straßen, brüllend vor Ungeduld nach der Ankunft Pugatschew's*). Er kam damals nicht. Aber nicht nur die Skopzi-Sekte und ihre ganze Verwandtschaft zur Rechten und zur Linken, sondern auch Jungrußland glaubt, daß er heute oder morgen wieder aufstehen werde. Die große Frage ist dann nur: wie der neue Pugatschew zu der Revolution der „Herren," die schon zum Vornhinein ihr Möglichstes thut, sich ihm anzubequemen, zum jungrussischen Europäismus, sich verhalten wird. „Pugatscheff und seine Gefährten," sagt Herzen, „gehörten zu den Starowerzen. Es wäre möglich, daß aus einer ihrer Skites eine volksthümliche Bewegung hervorginge, die ganze Provinzen in Flammen setzte; deren Charakter würde jedenfalls national und communistisch seyn, und würde einer andern Bewegung die Hand reichen, die aus den revolutionären Ideen Europa's entspringt. Vielleicht jedoch stoßen diese beiden Bewegungen feindlich,

*) Vgl. Herrmann's Geschichte d. russischen Staates V. S. 507, 658. 662. 679 ff.

ohne Verständniß ihrer Verwandtschaft, auseinander, zum großen Vergnügen des Czaren und seiner Freunde."

Dieß wird noch das große Problem der Zukunft seyn, wenn schon die Glocken Kleinrußlands zum Sturme zusammenläuten. Richtig aber ist vorerst so viel, daß die drei Elemente einer vollen specifisch russisch-nationalen Revolution vorbereitet sind, um in den dreifachen Bund einzutreten, in jenes Trio, das wenigstens in der Einheit des Zieles bereits faktisch besteht. Sie sind: der bis zur socialistischen Doktrin fortgeschrittene, d. h. nationalisirte Europäismus in der Propaganda der Civilisirten, oder Jungrußland; die praktische Macht der specifisch russisch-socialen Frage, oder der ganze Sklavenstand gegen den Herrenstand; die um sich greifende Wucht der specifisch russisch-kirchlichen Frage, oder die orthodoxen Schismatiker und religiösen Sektirer, wieder mit entschieden socialistischer Tendenz ihrer national-politischen Anschauung. Was dieser religiösen Opposition insbesondere in einem ganz vorzüglichen Grade die unberechenbarste und eigenthümliche Wichtigkeit verleiht, ist die Möglichkeit, daß sie das noch mangelnde Element eines bindenden Mittelgliedes zwischen der tonangebenden Revolutions-Propaganda im Herrenstand und den socialistisch-praktisch-revolutionären Neigungen des eigentlichen Volkes abgebe. In dem Augenblicke, wo sie als solches Mittelglied aufträte, wäre die Krisis unvermeidlich, und sie ist vielleicht näher, als man glaubt; nicht umsonst redet Herzen wiederholt von der hochgestiegenen dumpfen Erbitterung und Erregung unter den auf jede Weise gedrückten und ausgepreßten Dissidenten. Aus der ganzen eigenthümlichen Situation aber ergibt sich von selbst, daß wirklich kein Land dem Socialismus näher steht, als Rußland. Damit Czarthums-Titel und Würde nicht früher oder später auf einen russischen General-Phalansterien-Präsidenten übergehe, dagegen hat der Czar keine andern Kräfte aufzubieten, als dem Namen nach die in der That

ohnmächtige orthodoxe Kirche und die Armee, auf welche die Revolution schon einmal ihre Hoffnungen ganz und allein zu bauen sich getraut hat. Dann wird auch für die orthodoxe Kirche endlich die große Probe unabweislich seyn. Die abendländische ist seit vierhundert Jahren glorreich bestanden vor ihrem hic Rhodus hic salta; wie aber wird jene ungetreue Schwester bestehen?

XI.

Quasi-katholische Glaubens- und Lebens-Ansichten protestantischer Persönlichkeiten.

III.

Graf Nicolaus Ludwig von Zinzendorf.

4. Gemeinde-Einrichtungen in Herrnhut.

Zinzendorf hatte also von Anfang an durchaus nicht die Absicht, eine neue Lehre und neue Kirche im eigentlichen speciellen Sinn des Worts zu gründen, sondern nur eine Gemeinde zu bilden, die in einem höhern, als dem gewöhnlichen Sinne, eine wahre Gemeinde Jesu Christi in allen Beziehungen, nicht bloß des innern und geistlichen, sondern auch des äußern und bürgerlichen Lebens darstellen sollte. Die Gemeinde und ihre Mitglieder sollten vor Allem und in Allem die Erfüllung des Testamentes Christi, daß Alle eins seien unter dem Haupte Jesus Christus, zu ihrem praktischen Endziele haben, und diesem Endziele zustreben auf dem aus

der heiligen Schrift zu erkennenden Wege der Uebung und Praxis des Christenthums, der Uebung und der Praxis aber nicht bloß des religiösen Einzel-, sondern des religiösen Gemeinschafts-Lebens. Diese Hervorhebung und Erstrebung der Praxis des religiösen Gemeinschafts-Lebens ist der charakteristische Grundzug und Unterscheidungspunkt der Gemeinde Zinzendorf's von allen übrigen protestantischen Religionsparteien, und der Schlüssel zum Verständniß aller seiner eigenthümlichen Einrichtungen, die sämmtlich von dem Grundgedanken ausgehen, daß die Religion der Einzelnen nicht bloß deren Privatsache, sondern gemeinsame Angelegenheit Aller sei, und nicht bloß die Heilung der Individuen, sondern die der ganzen Gemeinde, und diese Heiligung nicht bloß durch individuelle Uebungen, sondern auch, und vorzugsweise, auf Wegen erstrebt werden müsse, die im religiösen Gemeinschafts-Leben als solchem gegeben sind.

Die Leitung aller innern und äußern Angelegenheiten wurde in die Hände eines Collegiums von zwölf Gemeinde-Beamten gelegt, die wieder aus ihrer Mitte vier zu einem engeren Ausschuß bestimmten, welcher mit dem Grafen, als dem allgemeinen Vorsteher, die sogenannte Aeltesten-Conferenz bildete, und die bedeutendsten Gemeinde-Funktionen in sich vereinigte. Diese Behörde bestand und besteht in ihrer spätern Entwicklung aus sämmtlichen ersten Beamten *). Dazu gehören:

1) der Gemeinhelfer, welcher über die Befolgung des

*) Es ist hier natürlich nicht am Orte, die einzelnen Veränderungen in den Institutionen der Herrnhuter geschichtlich im Einzelnen anzugeben. Da aber aus dem, was aus den ersten Einrichtungen geworden ist, und was diese gegenwärtig sind, der ursprüngliche Sinn ihrer ersten Anlage oft anschaulicher wird, als aus dieser selbst, so wird es wohl erlaubt seyn, hin und wieder der Geschichte etwas vorzugreifen, und den Zusammenhang aller einzelnen Einrichtungen mehr hervorzuheben als die Folge ihrer Entstehung.

ganzen Grundplans der Gemeinde im Innern und Aeußern zu wachen, und dahin zu sehen hat, daß überall demselben gemäß gehandelt werde. Der Gemeinhelfer ist die erste Person in der Aeltesten-Conferenz, bei deren Zusammenkünften er den Vorsitz und Vortrag hat, doch darf ihm dieser kein Uebergewicht bei den gemeinschaftlichen Berathungen geben;

2) der Prediger, der zugleich Schulinspektor ist;

3) die Pfleger bei den verschiedenen Chor-Abtheilungen der Gemeinde, welche die besondere Seelenpflege bei ihren Chören zu besorgen haben;

4) der Vorsteher der Gemeinde, d. h. der Verwalter ihrer äußern Angelegenheiten, und ebenso die Vorsteher der einzelnen Chöre;

5) die Inspektoren der Erziehungs-Anstalten.

Die Aeltesten-Conferenz war von Anfang an in Herrnhut der Mittelpunkt aller übrigen Einrichtungen, welche sie alle dahin zu führen und zu leiten hat, daß der Grundplan, eine Gemeinde Christi darzustellen, im Einzelnen, wie im Ganzen sicher und möglichst vollständig erreicht werde.

Die Mitglieder der Gemeinde, 1727 schon etwa dreihundert an der Zahl, theilten sich nach Stand, Geschlecht, Alter in besondere Klassen, welche man Chöre nannte, nämlich in diejenigen der Eheleute, der Wittwer, der Wittwen, der ledigen Brüder, der ledigen Schwestern, der Jünglinge und Knaben, der größeren Mädchen und Kinder. „Diese Einrichtung hat den Zweck, einem jeden Stande des menschlichen Lebens den Beruf und die Pflichten, welche ihm besonders obliegen, näher zu bringen, und deren Erfüllung zu erleichtern. Sie dient aber auch dazu, die genaue und sorgfältige Seelsorge und die treueste Berathung eines jeden einzelnen Gliedes der Gemeinde nach dessen besondern Umständen ihren Dienern möglich zu machen“ *).

*) Die angeführten Worte sind folgendem kleinen Schriftchen entnom-

Ueber Zweck, Bedeutung und bisherige Wirksamkeit der Chor-Einrichtungen drückt sich der letzte Synodal-Verlaß der Brüder-Unität vom Jahre 1848 in einer diese Einrichtung sehr hervorhebenden Weise aus: „Die Eintheilung der Gemeinde in Chöre, nach der Verschiedenheit des Alters, des Geschlechts und Standes, hat zum Zwecke, ein jedes dieser Lebensverhältnisse dem Herrn zu heiligen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß in einer so bestimmten Abtheilung nicht nur Jedem der Beruf und die Pflichten, die seinem Stande besonders eigen sind, klarer und ununterbrochener vorschweben, sondern daß er eben dadurch auch im Genusse der Glückseligkeit gefördert werde, die ihm nach seinen besondern Verhältnissen beschieden ist. Die heilige Schrift gibt ihm hiezu die nächste Anleitung; denn sie enthält sehr viele Stellen, welche die verschiedenen Stände der Menschen insonderheit angehen. In diesen biblischen Lehren und Lebensvorschriften findet jede der besondern Chorabtheilungen die Anweisungen, wie sie in ihren eigenthümlichen Verhältnissen zum vollen Genusse des uns erworbenen Heils gelangen soll."

„Jedes Chor sieht sich als einen Theil der Gemeinde an, die auf einem Grunde ruhet, und nur einem Ziele nachjaget. Die Genossen eines jeden einzelnen Chores umschließt dann noch insonderheit das Band der gleichen Lebensverhältnisse und Erfahrungen. Sie stehen sich dadurch näher, und fühlen sich aufgefordert, einen besondern Bund der Freund-

---

men, welches zu einem näheren Einblick in das Detail der Einrichtungen der Brüder-Gemeinde sehr zu empfehlen ist: „Kurzgefaßte historische Nachricht von der gegenwärtigen Verfassung der evangelischen Brüder-Unität. Sechste verbesserte Auflage. Gnadau, im Verlag der Buchhandlung der evangelischen Brüder-Unität bei H. L. Menz 1847." Auch enthält die „Geschichte von Herrnhut, von Korschelt, Leipzig, Commission bei Kummer" manches zur Veranschaulichung der Zinzendorf'schen Einrichtungen sehr brauchbare Detail.

schaft und der Liebe auf den Herrn zu schließen. Die Erneuerung dieses Bundes war der Segen, welcher bis daher auf der Feier unserer Chorfeste geruhet hat. Auch außer denselben sollen die Chorversammlungen der einzelnen Chöre dazu dienen, ein jedes derselben zu treuer Befolgung seiner besondern Pflichten, zum Streben nach dem ihm vorgehaltenen Kleinod zu ermuntern, und in den seinem Stande eigenen Sorgen und Kümmernissen zu trösten und zu stärken; und alle Lehrer der Gemeinde sollten es sich angelegen seyn lassen, in ihren Vorträgen an die einzelnen Chöre gerade dieß besonders hervorzuheben, und die dazu nöthige Gabe sich von dem Heilande zu erbitten." In dem vorhergehenden Paragraph heißt es: „Die Berathung des Synodus über die Chöre der Gemeinde, zu der mehrere Chorarbeiter und Chorarbeiterinen der benachbarten Gemeinden hinzugezogen worden waren, brachte auch dießmal wieder die dankbare Anerkennung gegen unsern lieben Herrn zuwege, welcher große Segen auf unserer eigenthümlichen Chorverbindung und den damit zusammenhängenden Einrichtungen und Ordnungen geruht hat. Ganz besonders gedachte man auch der Feier unserer Chor-Feste, die, ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß, selbst an solchen Orten, wo die Zahl der Chorgenossen nur eine sehr geringe war, und die Umstände keine äußerliche Feierlichkeit gestatteten, doch stets dazu gedient haben, das festfeiernde Chor mit einer heiligen Freude an dem Heil des Herrn zu erfüllen, ihm die Bedeutung und den Segen des Chorbundes von Neuem lieb und wichtig zu machen, und die innige, auf den gemeinschaftlichen Sinn, vor dem Herrn wie Einer im Bunde dazustehen, gegründete Herzensverbindung auf das kräftigste wieder zu beleben. Wir wollen es daher auch ferner für eine besondere Gnade des Heilandes ansehen, daß dasjenige, was sonst die Privatsache eines jeden einzelnen Kindes Gottes ist, welches seinen Stand dem Evangelium gemäß zu führen sucht, in unserer Brüder-Gemeinde die Her-

zensangelegenheit Vieler geworden ist, woraus diese unsere Chorbündnisse hervorgegangen sind, die sich nun schon so lange Zeit als vorzügliche Beförderungsmittel der Heiligung Leibes und der Seele und eines Wandels nach Christi Geist und Sinn auf das segensreichste bewährt haben."

Jedes dieser Chöre bekam aus seiner Mitte seine eigenen Aeltesten oder Aeltestinnen, Seelenpfleger und Geschäftsvorsteher, seine eigenen Feste und Erbauungen. In letztern werden ihre besondern Bedürfnisse vorzugsweise in's Auge gefaßt, und während z. B. in den gewöhnlichen Predigt-Vorträgen für die ganze Gemeinde die allgemeinen Lehren behandelt, und auf die allgemeinen Verhältnisse des menschlichen Lebens angewendet werden, sind besondere, an die einzelnen Chöre gerichteten Vorträge dazu bestimmt, die gerade für diesen besondern Stand vorzüglich nothwendigen Wahrheiten in Betrachtung zu bringen, und auf dessen besondere Verhältnisse anzuwenden.

Besondere Ausbildung erhielten die Chöre der ledigen Brüder, der ledigen Schwestern. „Die ledigen Brüder und ledigen Schwestern, in größeren Gemeinden auch die Wittwer und Wittwen, welche keine eigene häusliche Einrichtung haben, wohnen in besondern Chorhäusern beisammen, in denen die Aeltesten der genannten Chöre die Oberaufsicht führen und dem Hauswesen vorstehen. Eine jede Stubengesellschaft hat dann noch ihre eigenen Vorgesetzten, sowie jedes Gewerbe seinen Meister. Zur Erhaltung des Hauses und seiner Einwohner werden nämlich in den Chorhäusern der ledigen Brüder Künste und Handwerke, sowie in denjenigen der ledigen Schwestern mancherlei weibliche Arbeiten getrieben. In jedem derselben befindet sich ein Saal zu gottesdienstlichen Versammlungen, auf welchem gemeinschaftliche Morgen- und Abendsegen und besondere Erbauungsstunden des Chores gehalten zu werden pflegen. Auch finden sich in denselben geräumige Zimmer und Säle zum gemeinschaftlichen

Speisen und zu den Schlafstellen der Hauseinwohner. Doch wird auf die Verschiedenheit der Lebensart, des Standes und Alters gehörig Rücksicht genommen, und besonders den Schwächlichen und Kranken alle mögliche Bequemlichkeit verschafft. Uebrigens wohnen nicht durchaus alle zu diesem oder jenem Chore gehörenden Personen in dem Chorhause desselben, sondern theils bei ihren Eltern und Verwandten, theils bei den Familien, in deren Diensten sie stehen; sie genießen aber mit den übrigen ihrer Chorverwandten gleiche Pflege und Berathung von Seiten der Vorgesetzten ihres Chores" (Kurzgefaßte histor. Nachricht 2c.).

Das Zusammenwohnen der ledigen Brüder- und Schwester-Chöre in eigenen Chorhäusern wurde schon zu Zinzendorf's Zeit als eine Anstalt, welche zum katholischen Klosterwesen hinneige, hart getadelt. Neuere haben, Zinzendorf vertheidigend, bemerkt, daß Niemand zum Verbleiben in diesen Anstalten gezwungen, oder durch Gelübde verpflichtet sei. Es ist wahr, die Chöre waren, auch abgesehen von dem Gelübde, noch lange keine Klöster, doch immer eine Einrichtung, welche für gewisse vorübergehenden Verhältnisse ähnlichen Zwecken diente, wie manche religiös-socialen Verbindungen in der katholischen Kirche, die auch, ohne förmliche Orden mit Gelübden 2c. zu seyn, doch wesentlich in demselben allgemeinen Princip wurzeln und ähnliche Ziele verfolgen. Jedenfalls muß der Geist solcher Verbindungen, wenn sie auf die Dauer mit Frucht und Segen bestehen sollen, der katholische Geist seyn, welcher die Gemeinschaft überordnet dem Individuum. Im subjectiven Geiste des Protestantismus ist solch engere Gemeinsamkeit des Lebens von vorn herein ausgeschlossen, und auf die Dauer unmöglich.

Die innere Wahrheit dieser Einrichtungen hat sich auch in Herrnhut aus ihrem Fortgang und aus der wichtigen Stellung bewährt, welche diese Institute bald in der Gemeinde auch in socialer Beziehung erlangten, und bis heute behaup-

teten. „Die Chorhäuser der ledigen Brüder, der ledigen und verwittweten Schwestern machen einen wichtigen Theil unserer Gemeinhaushaltung aus. Sie sind nicht allein dazu errichtet, um die unter uns eingeführte Chorordnung aufrecht zu erhalten, sondern die beiden ersten haben zugleich die wichtige Bestimmung, Erziehungs- und Bildungsschulen zu seyn, in welchen jüngere Brüder und Schwestern zu Hausvätern und Hausmüttern, zum Dienst in ihren eigenen Chören, in Erziehungsanstalten, in Gemeinämtern, auf unseren Missionen vorbereitet und erzogen werden. Um so mehr kommt darauf an, daß sie Schulen des heiligen Geistes, Wohnungen des Friedens sind, in denen nicht nur Arbeitsamkeit und Gewerbfleiß, sondern vorzüglich die wahre Gottseligkeit und ein dem Herrn wohlgefälliger Wandel auf alle Weise gefördert wird. Eines ist mit dem andern unzertrennlich verbunden, indem es nur dann in einem Chorhause recht stehen kann, wenn dessen Einwohner am ersten sorgen, was dem Herrn angehört, daß sie heilig sind am Leib und Geiste, und nicht weniger mit gewissenhafter Treue und um des Herrn willen in Ausrichtung ihres äußern täglichen Berufes unermüdet sind" (Synodal-Verlaß).

Außer den Chören gab es in Herrnhut in wechselndem Entstehen und Vergehen noch Vereine von mannigfach anderer Art, die aber von dem Grafen sorgfältig bewacht und aufgelöst wurden, sobald von ihnen eine separatistische oder andere Gefahr drohte, oder ihr Zweck erfüllt war. Einige von diesen zu besondern Zwecken gegründeten Vereinigungen schlossen sich den ordentlichen Gemeinde-Einrichtungen an, so die Banden und die noch später zu erwähnenden Gebetsvereine. Als charakteristisches Zeichen des herrschenden Geistes in der Gemeinde Herrnhut zu Zinzendorf's Zeit verdient noch Bemerkung, daß auch engere Bündnisse unter ledigen Brüdern, und ebenso unter ledigen Schwestern entstanden mit dem in einem ausdrücklichen Versprechen erklärten Zweck,

daß sie einen streng jungfräulichen, von allen Lockungen der Sinne abgezogenen Wandel führen, sich dem Heilande ganz ergeben und nicht anders, als nach Seinem, aus der innern Ueberlegung und dem Ausspruch der Gemeinde erkennbaren Willen heirathen wollten.

Von weniger durchgreifender und bleibender Wichtigkeit als die Chöre, aber doch von Zinzendorf lange Zeit als ein Hauptförderungsmittel des Gemeinde-Lebens angesehen, war die Einrichtung der „Banden". Der erste Gedanke zu den „Banden" war in der Gemeinde aus der Betrachtung des Besuchs der seligsten Jungfrau Maria bei Elisabeth entstanden, und sollten die Banden eine engere Verbindung der Kinder Gottes zu zweien oder dreien zum Zwecke solcher Besuche darstellen, bei denen der innere Herzenszustand jedes Einzelnen kindlich und offen dargelegt und besprochen wurde. Zinzendorf theilte die ganze Gemeinde, mit strenger Scheidung der Geschlechter, in solche Banden, ließ aber ihre Glieder oftmals wechseln, und führte dadurch eine große, für das Ganze höchst vortheilhafte innere Bekanntschaft der Gemeinde mit sich selbst herbei.

Wie in allen Einrichtungen Herrnhuts die individuelle Neigung, Richtung und Stimmung durchaus und entschieden zurücktreten mußte vor den Bedürfnissen und Zwecken der Gemeinschaft, so auch bei der Ehe, und zwar ist hier die Bekämpfung und Zurückdrängung des Privatgeistes, des Privat-Interesses und des Privatgefühls um so augenfälliger, je mehr sonst gerade vielfach diese Verhältnisse als ausschließlich dem Bereich der eigensten Subjectivität angehörig betrachtet werden. Zinzendorf, der selbst seine erste Geliebte, eine Gräfin Theodora von Castell, aus höhern Motiven seinem Freunde, dem Grafen von Reuß, abgetreten hatte, demselben, mit dessen Schwester er später in der glücklichsten und gesegnetsten Ehe lebte, faßte und behandelte die Ehe überhaupt aus dem viel allgemeinern, als dem individuellen Gesichtspunkte, und

stellte sie nicht bloß in specifisch religiöser Beziehung in den Bereich der Kirche, nach ihrer bürgerlichen Seite unter den mehr negativen und indirecten Einfluß des Staats, sondern ordnete die Familie auf positive Weise so lebendig und entschieden seiner religiös-socialen Gemeinde ein, daß sie zugleich als eine Art von Gemeinde-Institut erscheint.

Aus dieser allgemeinen Ansicht von der Familie ergab sich ganz natürlich bei Zinzendorf das Bestreben, die Ehe so viel möglich dem Walten der Privatneigung und Leidenschaft, wie der Berechnung des Privatvortheils zu entheben, und auch diese ganze so höchst wichtige Angelegenheit soviel als thunlich unter die Beaufsichtigung der Gemeinde, und in die Leitung ihrer Aeltesten und Führer zu bringen. Mag es immerhin wahr seyn, daß Zinzendorf in diesem Stücke viel zu weit gegangen, und sich in mancher Hinsicht zu sehr auf Einzelheiten eingelassen: dem Grundgedanken, von dem er ausging, daß die Ehe nach religiös-sittlichen Principien zu betrachten, und im Geiste des Christenthums auf Christus und Seinen Willen, nicht aber auf die bloße Lust und Neigung der Individuen zu bauen sei, wird man gewiß zu allen Zeiten vollkommene Anerkennung zollen müssen. In unserer Zeit aber wird auch der bloß politische Verstand, der auf diesem Gebiete in Praxi jetzt fast allgemein herrschend gewordenen Willkür gegenüber, dem Zinzendorf'schen Bestreben in Beschränkung dieser Willkür einige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen geneigt seyn, so wenig sich auch manches Einzelne in der Art und Weise der Ausführung seiner Grundsätze rechtfertigen, oder gar nachahmen läßt.

Besonders fand Zinzendorf heftige Anfeindung wegen der Anwendung des Looses bei Ehe-Gründungen. Anderweitig vorgeschlagene Ehen wurden nämlich, um zu erfahren, ob ihr Eingehen Wille des Heilandes sei, in der Art in die Entscheidung des Looses gestellt, daß einfach auf ja und nein gefragt wurde. Dieser Gebrauch des Looses bei

Verheirathungen ist seit 1819 durch Synodal-Beschluß dahin abgeändert worden, daß sich desselben nur diejenigen, deren Wunsch es ist, bedienen. Dagegen wird bis heute unverbrüchlich an dem Grundsatze festgehalten, daß ein jeder Bruder, welcher heirathen will, dazu vor allen Dingen die Genehmigung der Aeltesten der Gemeinde einholen muß, ohne deren Berathung keine Schritte in dieser Angelegenheit thun, ohne deren specielle Zustimmung rücksichtlich des Gegenstandes seiner Wahl keinen Antrag machen darf. Ueberhaupt ist bis heute der ganze Gang der Eheschließung durch bestimmte Ordnungen bis in's Einzelste geregelt und in die Beaufsichtigung der Gemeinde und ihrer Organe gestellt.

Wie alle anderen Stände und Lebensverhältnisse, wurde denn auch die Ehe und ihre Führung durch's ganze Leben der Einwirkung der Gemeinde unterworfen in den besondern Ehe-Chören. Diese Einwirkung ist aber eine doppelte. Erstens eine solche, die sich aus der fortgesetzten Berührung der unter diesem Gesichtspunkte und zu diesem Zwecke in organisirter Verbindung erhaltenen Gemeinde-Mitglieder auf vertrauliche Weise wie von selbst ergibt. Und zweitens eine solche, die durch die dazu ausdrücklich aufgestellten Beamten geübt wird.

Außer den Aeltesten in der Gemeinde und den Chören, welche mit der positiven Pflege und Leitung aller ihrer innern und äußern Angelegenheiten betraut waren, wurde auch bald noch andern Personen das Amt der Aufseher mit der Pflicht übertragen, auf Alles, auch das Geringfügigste, Acht zu haben, und das Rügenswerthe und Schadenbringende eigens bestellten Ermahnern oder den Aeltesten mitzutheilen. Später bildete sich ein eigenes Aufseher-Collegium, dem die Aufrechthaltung der Sittlichkeit in dem ganzen Betragen der Gemeinde-Mitglieder, die schiedsrichterliche Vermittlung ihrer Streitigkeiten, die Aufsicht über den redlichen und tüchtigen Betrieb der Gewerbe, die brüderliche Fürsorge für das äußere

Bestehen der Familie und dergleichen Anderes als besondere Amtsobliegenheit zugewiesen ist.

Das Aufseher-Collegium ist ein Ausschuß des Gemeinderaths, und dieser also die dritte Conferenz oder Collegium in der Verwaltung der Gesammt-Angelegenheiten Herrnhuts. Er besteht aus sämmtlichen Mitgliedern der Aeltesten- und Aufseher-Conferenz, und außerdem aus einer Anzahl durch Wahl von der ganzen Gemeinde ernannter Mitglieder. In ihm werden alle Angelegenheiten behandelt, welche die Zustimmung der ganzen Gemeinde erfordern, wie da sind: Einführung neuer Bestimmungen in die Gemeinde-Ordnung, Anlegung neuer Erwerbszweige auf Rechnung der Gemeinde, jährliche Abrechnungssachen u. s. w.

Außerdem bildeten sich in Herrnhut noch besondere kleineren Einrichtungen für bestimmte einzelnen Zwecke, wie Armen- und Krankenpflege, Gebetsvereine, die in Gebet und frommen Uebungen die Nächte durchwachten. Hieran schloß sich eine andere Einrichtung, das Stundengebet, da vier und zwanzig Brüder und Schwestern sich verbanden, von einer Mitternacht zur andern in unaufhörlichem Gebet zu verharren, indem jeder dieser Stundenbeter eine der vier und zwanzig Stunden auf sich nahm, und in seiner Einsamkeit dem Gebete oblag, so daß Tag und Nacht, dem biblischen Ausdruck nach, kein Schweigen vor dem Herrn seyn durfte. Die ursprünglichen Theilnehmer verdoppelten und verdreifachten sich später, jedoch blieb jeder für sich, und nur die gleiche Stunde machte die Gemeinschaft aus (Varnhagen von Ense). Diese auf dem Boden des Protestantismus, als welcher das Gebet nur als Privatsache, und nicht im großen öffentlichen Sinne der Kirche als einen Dienst vor dem Herrn betreiben läßt, jedenfalls höchst auffallende Einrichtung hat sich auch bis zur Stunde in Herrnhut in der sogenannten Beter-Gesellschaft erhalten. „Ueberdem besteht seit dem Jahre 1727 in der Brüder-Gemeinde eine sogenannte Beter-Gesellschaft, de-

ren Mitglieder zum Gebet für alle Anliegen der Gemeinde, sowie für den Fortgang des Werkes des Herrn auf Erden besonders verbunden sind. Dieser Auftrag wechselt unter den Brüdern und Schwestern, welche in den Bruderbund aufgenommen sind, ab, und diejenigen, welche für die Zeit die erwähnte Gesellschaft ausmachen, kommen ein paarmal des Monats zu gemeinschaftlicher Ausrichtung ihres Auftrags, oder zur Ermunterung in treuer Abwartung desselben zusammen, bei welcher Gelegenheit zuweilen die Materien angezeigt werden, welche eben jetzt vornehmlich dem Herrn im Gebete vorzutragen sind" (Kurzgefaßte Nachricht 2c.).

Gottesdienstliche Versammlungen der ganzen Gemeinde fanden sehr häufig statt, auch an den Wochentagen, und zwar nicht bloß zu Lehrvorträgen, sondern auch zu Erbauung durch Gesang und zum gemeinsamen Gebet. Besonders merkwürdig sind in dieser Beziehung die sogenannten Litaneien, d. h. Gebete, in denen die Gegenstände der Fürbitte von Zinzendorf in fester Ordnung zusammengestellt wurden, in der Folge, daß zuerst die kirchlichen Verbände, für welche gebetet werden soll, dann ihre Diener, insbesondere die Missionäre 2c., dann die verschiedenen Stände und Lebensformen, dann ein Verzeichniß bekannter und in irgendwelcher religiösen Beziehung stehenden Personen genannt, und der Erwähnung vor Gott empfohlen wurden. Bei diesen Gebeten ist in Herrnhut bis heute das sonst unter den Protestanten längst vergessene Knieen noch in Uebung; wenigstens hat noch die Synode von 1848 ausgesprochen, daß die sogenannten Liturgien, die aus Litaneien und Lobgesängen bestehen, ihrer Bestimmung gemäß, feierlich zu behandeln seien, „wozu auch besonders das Niederknieen und Anbeten gehört an solchen Stellen, die sich dazu eignen, oder in den Liturgien dazu ausdrücklich gemeint sind."

Auch der Empfang des Abendmahls, der schon seit 1730 auf Zinzendorf's Anordnung regelmäßig alle vier Wochen

statt findet, geschieht knieend. Demselben geht vorher das sogenannte Liebesmahl, den Agapen der ersten Christen nachgebildet. Diese Liebesmahle sollen das brüderliche Verhältniß der Gemeindeglieder darstellen, und zugleich zur Sammlung des Gemüths und zweckmäßigen Vorbereitung auf den Empfang des Abendmahls dienen.

Eine andere Vorbereitung zum Abendmahle besteht in dem sogenannten „Sprechen“, einer Art von menschlich natürlichem Surrogat der Beichte. „In der Woche vor demselben wird in einer besondern Rede allen Abendmahlsgenossen die Prüfung ihrer selbst als die wahre und eigentliche Zubereitung zu diesem Sakrament dringend an's Herz gelegt. Außerdem werden die Brüder von den Aeltesten, die Schwestern von den Aeltestinen einzeln gesprochen, um ihre dermalige Herzensbeschaffenheit zu erfahren, und einen jeden Einzelnen darauf zu führen, was zu einem würdigen Genuß des heiligen Abendmahls gehört. Dieses vertrauliche Sprechen der Einzelnen tritt in der Brüdergemeinde an die Stelle der Beichte. Das heilige Abendmahl wird alsdann folgendergestalt gehalten: der Prediger und die dienenden Diakonen erscheinen dabei in weißen Talaren. Nach dem Gesang einiger Verse und einem Absolutionsgebet auf den Knieen erfolgt die Consecration des Brodes, welches darauf von den Diakonen den Communicanten der Reihe nach ausgetheilt, und von diesen so lange in der Hand behalten wird, bis die Austheilung an Alle geschehen ist. Während der Zeit wird mit dem Gesange passender Verse fortgefahren. Sobald die Austheilung vollendet ist, steht die Gemeinde auf, der Prediger spricht die Worte: „Esset, das ist der Leib unsers Herrn Jesu Christi, für uns in den Tod gegeben“, und darauf genießt die ganze Versammlung gemeinschaftlich knieend das gesegnete Brod. Nachdem abermals einige Verse gesungen worden, folgt die Consecration des Kelches, welcher durch die Diakonen den Communicanten gereicht, und

von denselben ebenfalls der Reihe nach stehend genossen wird. Endlich wird die Handlung mit Versen beschlossen, welche die erneuerte Verbindung der Herzen mit Christus ausdrücken, wobei ein Nachbar dem andern den Friedenskuß ertheilt“ (Kurzgefaßte Nachricht ꝛc.).

Zinzendorf führte auch die Fußwaschung als eine vom Herrn geübte und empfohlene Handlung, die nur mit großem Unrecht versäumt worden sei, zu regelmäßigem Gebrauch in seiner Gemeinde ein.

Bei Sterbenden wurde eine Einsegnung, mittelst Handauflegung, unter Gebet und Gesang eingeführt.

Der Gedanke, daß jeder Tag dem Herrn zu heiligen sei, bestimmte auch den Gebrauch der Lesungen kurzer Verse oder Sprüche, die Zinzendorf zuerst seinen Vorträgen bei den Abendandachten entnahm, und zur Beherzigung und Betrachtung für den folgenden Tag mit nach Hause gab, später im voraus für das ganze Jahr auswählte, und durch das Loos für jeden einzelnen Tag besonders ausziehen ließ. Auffallend ist die Thatsache, daß der Inhalt dieser Lesungen, welche gewissermaßen den Tag beherrschen und bestimmen sollen, sehr oft mit den geschichtlich bedeutenden Ereignissen in der Gemeinde Herrnhut's übereinstimmte.

Als Kirchendiener wurden in Herrnhut nicht etwa einfache Prediger, sondern nach und nach Bischöfe, Presbyter und Diakone, und dann noch Akoluthen eingeführt. Zinzendorf wurde zunächst durch äußere Nothwendigkeit zur Errichtung oder Wiederherstellung des Bischofsamtes veranlaßt, indem sich das Bedürfniß einer Ordination für die auswärtigen Missionäre fühlbar machte, und eine solche von den lutherischen Kirchenbehörden für Zinzendorf's Candidaten, die meist unstudirt waren, nicht zu erzielen gewesen wäre. In solcher Verlegenheit beschloß Zinzendorf, sich auch in diesem Punkte zu den Einrichtungen der alten mährischen Brüder

zurückzuwenden. Diese hatten das Bischofthum fortgeführt, und sprachen für ihre Bischöfe die apostolische Succession an; der älteste dieser Bischöfe war in Zinzendorf's Zeit der Oberhofprediger Jablonski in Berlin, welcher sich auf Zinzendorf's Ansuchen alsbald bereit zeigte, dem eben aus Westindien zurückkehrenden David Nitschmann die bischöfliche Weihe zu ertheilen. Dieß geschah im Jahre 1735. Im Jahre 1737 ließ sich Zinzendorf selbst zum Bischofe weihen, wie später noch näher zu erwähnen. Den Bischöfen als solchen wurde indeß keine besondere Gewalt, Würde und Recht in der Gemeinde zugestanden; sie sind in ihrer wirklichen Amtsführung durchaus abhängig von den Aeltesten, und wenn diese selbst Bischöfe sind, üben sie ihre Gewalt doch nur in ersterer Eigenschaft. So hat also die Herstellung auch des Bischofthums bei Zinzendorf für unsere Betrachtung zunächst kein anderes Gewicht, als daß er in diesem, wie in vielen andern Einrichtungen, katholische Formen reproducirte.

Gerade diese Reproduction katholischer Formen und Gebräuche und Einrichtungen ist aber eben bei Zinzendorf von der größten Bedeutung. War zum Theil allerdings in der Tradition der alten Brüder-Gemeinden zur Herstellung dieser Formen die äußere Veranlassung gegeben, so zeigt doch die Art und Weise, wie Zinzendorf sie von dorther aufnahm, der Gebrauch, den er von ihnen machte, der Zusammenhang, in den er sie stellte, daß sein Geist dem verwandt war, der einst in diesen Formen lebte, sie erzeugte, und noch lange über die Zeit des Abfalls erhalten hatte. Wo nach irgend einer Trennung von der Kirche solche äußeren Formen noch bestehen, da ist dieß, wo und wiefern nicht ganz zufällige Ursachen im Spiele sind, ein Zeichen, daß der Geist der Getrennten sich noch nicht so weit von der Kirche entfernt hat, als da, wo auch selbst die katholische Form als ein Fremdes und Feindseliges gefühlt wird. Und wo, nachdem die katholischen Formen längst verschwunden, wieder ein Verständniß oder

eine Liebe zu ihnen eintritt, da läßt sich das kaum anders erklären, als dadurch, daß der Geist innerlich dem Geiste der Kirche sich wieder angenähert, was in sehr verschiedenem Grade und Maße der Fall seyn kann. Die Form und Formen sind ja keineswegs etwas bloß Aeußeres und Gleichgültiges, sondern identisch mit dem Inhalt und Wesen.

Die Formen des katholischen Lebens, Cultus, Verfassung sind eben Ausdruck und Darstellung ihres Wesens, Erzeugniß und Aeußerung des Geistes, der in der Kirche lebt, und in unauflöslicher Einheit und Verbindung mit der wirklichen Kirche. Wo demnach immer eine Hinneigung zu katholischen Formen eintritt, da läßt sich mit Sicherheit auch eine gewisse Verwandtschaft mit dem katholischen Geiste voraussetzen, die vielleicht sich selbst durchaus unbewußt seyn kann, die vielleicht bloß in den allerersten Anfängen in einer Seele keimt, die sich eben erst von dem unbedingten Widerspruch gegen die Kirche und alles Katholische frei zu machen beginnt: die aber immer doch eine gewisse Verwandtschaft ist, wenn sie auch nur auf dem natürlichen Wahrheits- und Schönheitssinn beruht, durch welchen jeder Mensch sich zur Kirche eben deßwegen hingezogen fühlt, weil die menschliche Natur in ihrem wahren Wesen mit der absoluten Offenbarung der Wahrheit und Schönheit in der Kirche in durchaus correlativem Verhältnisse steht. Wenige Fälle ausgenommen, in denen die menschliche Natur durch die Fesseln des Irrthums schon zerdrückt ist, dürfte es vielleicht wenige Protestanten geben, die nicht nach der einen oder andern Seite hin katholische „Versuchungen“ haben, und bei den häufigen Versuchen, einzelne Theile des katholischen Cultus, einzelne Formen, Gebete rc. aus ihrem Zusammenhange in die protestantische Religionsübung einzuführen, dürfte es sehr selten vorkommen, daß eine bloße Zweckberechnung auf Erweckung größerer Andacht, stärkeren Kirchenbesuch u. dgl. zu Grunde liegt. In der Regel werden alle Versuche der Art, wenn sie

sich auch im Bewußtseyn mit solchen Zweck- und Nützlichkeits-Reflexionen verbinden, doch in der That und im Grunde der Sache auf gewisse gesunden und darum katholisirenden Regungen und Neigungen in der menschlichen Natur zurückzuführen seyn, die sich nur selbst nicht recht verstehen und sich eben daher auch bei anderweitiger Feindschaft gegen die Kirche vorfinden können. Wir glauben in der That, daß sich sehr viel der Bitterkeit und Feindschaft, welche die Protestanten gegen die Kirche haben, aus dem Gefühl des Widerspruchs ableitet, in welches sie selbst gestellt sind, indem sie nicht katholisch seyn und nicht katholisiren wollen, und eben darum die reinsten Triebe ihres religiösen Lebens unterdrücken müssen, um nur nicht zu katholisiren. Was sie selbst thun, anstreben möchten, hat die katholische Kirche längst zuvor gethan; ihr dasselbe nachthun, wollen oder dürfen sie nicht; also bleiben unerfüllt ihr Sehnen, unbefriedigt ihre Triebe — und die Kirche wird auch darum gehaßt, weil sie durch ihr positives Daseyn dem religiösen Schaffen eine unüberwindliche Schranke darstellt. Weil aber solche katholischen Triebe unter den Protestanten viel verbreiteter und stärker sind, als man gewöhnlich glaubt, so ist es wieder ganz erklärlich, warum die Protestanten einen so unverhältnißmäßigen Haß auf das Katholisiren werfen: sie erkennen eben die Gefahr, die nicht sowohl im Katholisiren an sich, als in den ihm zu Grunde liegenden Trieben besteht, und hassen nicht sowohl die einzelnen Aeußerungen, sondern eben den in ihnen wirkenden Geist als gefährlichen Gegner ihrer Sache, der um so gefährlicher ist, als er in jeder Menschenbrust Sympathien erweckt. Insbesondere sind auch Zinzendorfs katholisirende Formen von jeher ein Gegenstand heftiger Anfeindungen gewesen. Und wahrhaftig mit Recht, insofern die Formen keine bloßen Formeln und äußerlichen Zeichen der Gemeinde und der Denkweise Zinzendorfs waren, sondern auf wirklich in der Person und in der Gemeinde lebendem ächt christlichen und katholischen Wesen

beruhten. Verschiedenheit ist allerdings auch da; vollständig katholische Institutionen gibt es und kann es nur geben in der Kirche, nicht in Herrnhut. Wohl aber sind viele Institutionen Herrnhuts ihrem Princip nach wesentlich katholisch und nicht protestantisch, und lassen sich auch als katholische erkennen, wenn man sie nur auf dieses ihr Princip zurückführt. Ja, es läßt sich sagen, daß diejenigen in einiger Hinsicht nicht ganz Unrecht hatten, welche die ganze Herrnhut'sche Gemeinde mit dem Jesuiten-Orden in Vergleich brachten, wenn und insofern sie eine gewisse Uebereinstimmung gewisser Principien im Sinne hatten, die sich im Daseyn beider besonders stark ausgeprägt finden.

Im Jesuiten-Orden ist die Mitwirkung menschlicher Kräfte auf dem Wege des Heils zu einer ganz besondern Ausbildung gekommen. Das Dogma von der menschlichen Mitwirkung ist in den Institutionen der Gesellschaft Jesu in besonderer Weise auch auf das Gemeinschaftsleben angewandt, das Gemeinschaftsleben als solches ist hier in seiner heilsmitwirkenden Kraft erkannt, und nach Außen und Innen mit Bewußtseyn und Kunst als bedeutsames Mittel in die praktische Wirksamkeit aufgenommen. Die Kraft, welche in der Gemeinschaft als solcher liegt, war allerdings immer da, und hat immer gewirkt; so aber, wie die Jesuiten, hat sich vielleicht vor ihnen noch Niemand auf die praktische Benützung und Organisation dieser Wirkungs-Bedingungen und Kräfte verstanden, sowohl was deren Anwendung im Innern des Ordens selbst, als nach Außen betrifft, in welcher letztern Beziehung wir nur an das Sodalitäts-Wesen und die Schuleinrichtungen der Jesuiten, und was damit zusammenhängt, erinnern. Auf protestantischem Gebiete nun ist uns Keiner bekannt, der mehr die Bedeutung der menschlichen Mitwirkung überhaupt, und insbesondere der Mitwirkung der in der Gemeinschaft als solcher liegenden Wirkungsmomente zu energischer Darstellung und Anerkennung gebracht, als eben

Zinzendorf, dessen ganzes Streben ja darauf hinausgeht, die Heiligung durch Gemeinschaft und gegenseitige Einwirkung in derselben zu erzielen. In seiner Gemeinde-Einrichtung wird schlechthin Alles solcher Einwirkung Anderer unterworfen, bis in die geheimsten Regionen des Ehelebens steht dort Alles unter Controle und Einwirkung, in den vielfachsten Gliederungen mannigfach getrennt und vereinigt stehen alle Einzelnen in den regsten und wirksamsten Wechselbeziehungen zu Andern, werden überall beaufsichtigt und geleitet, beschäftigt und angeregt, und üben hinwiederum selbst einen Einfluß und Einwirkung auf Andere aus. Durch solche Organisation ist die Gemeinde sich selbst Mittel und Werkzeug wirksamster Förderung, allseitiger Lebensentfaltung, wie kein anderer protestantischer Verein; sie hat in dieser Organisation das Dogma von der menschlichen Mitwirkung in wirklichen Institutionen zu einer leibhaftigen Ausgestaltung gebracht, ist in sofern schon wesentlich unprotestantisch, und stimmt darin, daß sie die Kräfte und Wirkungsmittel, welche in der Gemeinschaft als solcher liegen, in der Praxis zur Anwendung gebracht, ganz besonders auch mit einer den Jesuiten-Orden als solchen auszeichnenden Richtung überein.

Auch die Jesuiten nehmen in ihrem Kreise Alles am Individuum, sie nehmen das Individuum ganz in die Gemeinschaft ihres Ordens auf; sie überlassen nicht einmal die Wahl und das Maß der ascetischen Uebungen der Bestimmung des Einzelnen, sondern unterwerfen auch die Regungen subjectiver Frömmigkeit dem Gehorsam gegen die Obern, durch welche die Gemeinschaft ihr Recht und ihre Leitung an den Einzelnen ausübt. Aehnliches geschieht in Herrnhut. In so enger Gliederung, in welcher der Einzelne sich auch einem höhern Ganzen, der Gemeinde, einfügt, bleibt natürlich dem Belieben der Individuen verhältnißmäßig blutwenig überlassen, wie sich dieß denn auf's deutlichste in den mitgetheilten Zügen aus dem Herrnhut'schen Ehewesen zeigt. In Herrnhut

nennt man diese Unterwerfung und Einordnung mit etwas anderm Namen, als bei den Jesuiten; der Gehorsam wird nicht zum Gegenstande eines förmlichen Gelübdes gemacht, und nicht einem Pater General u. s. w., sondern Pflegern, Helfern, Vorstehern u. s. w. geleistet. Dennoch ist und bleibt das, was geleistet wird, immer eine Art von Gehorsam, sofern man unter Gehorsam dem allgemeinen genus des Begriffs nach die Unterwerfung des eigenen Willens unter den Willen des Andern versteht. Solcher Gehorsam beruht in seinem Grunde, im Willen wie im Leben, auf der Einordnung des Einzelnen, des Individuums in die Gemeinschaft, und steht also insofern in direktem Widerspruch mit dem Wesen des Protestantismus, als dieser gerade in der Hervorhebung, Emancipation der Individualität, in der Losreißung des einzelnen Subjects von der Gemeinschaft besteht, welches Princip freilich von den Reformatoren nicht als solches in seiner Allgemeinheit, sondern in den beschränkten Dimensionen ihres Verstandes nur thatsächlich in specieller Anwendung auf bestimmte Lehren, wie z. B. im Grundsatze der freien Schriftforschung, geltend gemacht wurde. Ist dieses Princip das wirkliche Princip des Protestantismus, so ist klar, daß es nichts Unprotestantischeres geben kann, als die Ordens-Institutionen der Jesuiten und die Einrichtungen der Gemeinde von Herrnhut, als welche beide den Willen des Einzelnen in einem hohen Grade dem Willen der Gemeinschaft unterwerfen, durch geordnete Lebenseinrichtung und feste Regeln dem Gelüste der Individualitäten einen Zaum und Zügel anlegen, der bis in die innersten Tiefen des Lebens reicht, und ebenso dessen äußere peripherischen Theile umfaßt.

Bei dieser Meinung läugnen wir nicht, daß beide, die Institutionen der Jesuiten und die Einrichtungen der Gemeinde von Herrnhut, sonst ganz verschieden sind: der Vergleich gilt nur für die erwähnten principiellen Gesichtspunkte. Wir stellen auch nicht in Abrede, daß im Gegensatz zum protestantischen

Princip von Zinzendorf und bei den Herrnhutern das Verhältniß des Einzelnen zur Gemeinschaft vielleicht in etwas abstracter Weise einseitig hervorgehoben, und nicht ohne wirkliche Eingriffe in die wahre persönliche Freiheit behandelt seyn mag. Wir meinen nur, daß das Princip selbst, auf welchem die Zinzendorf'schen Einrichtungen beruhen, Ueberordnung der Gemeinschaft, Unter- und Einordnung des Einzelnen, abgesehen von der besondern Art und Weise der Durchführung, an sich ein durchaus wahres, dasjenige katholische Princip ist, in dessen praktischer Läugnung und thatsächlicher Verneinung eben der Urgrund und das Wesen des Protestantismus besteht. Die Herrnhut'sche Gemeinde-Verfassung und Zucht ist ein thatsächlicher Widerspruch gegen diese protestantische Verneinung des katholischen Princips. Das hat man schon bei ihrem Entstehen vielfach, wenn auch nicht klar erkannt, doch gefühlt und geahnt. Wenn viele Protestanten heute diesen Widerspruch nicht mehr oder noch nicht erkennen, und darum eine Verallgemeinerung und Nachbildung der Herrnhut'schen Institutionen auf protestantischem Boden, unbeschadet der Festhaltung am Protestantismus, für möglich halten, so erklärt sich dieß nur daher, daß man in den einzelnen Institutionen nicht die besondere Verkörperung allgemeiner Gedanken, in den Thatsachen nicht ihre innere reale Logik begreift.

XII.

Bulletins aus dem Hauptquartier

der Innern Mission in der Kirche Deutschlands.

Den 8. Juli 1854.

Wer die officiellen Berichte der Karlsruher Zeitung und die regierungsgetreuen Darstellungen der übrigen Landesblätter, des schwäbischen Merkurs u. s. w., über die „Pacificirung" der „aufrührerischen" Theile des Landes liest, wird ein wehmüthiges Gefühl wohl nicht unterdrücken können. Man bedarf hiezu nicht gläubiger Katholik zu seyn, sondern braucht bloß keine vorgefaßte Meinung und einigen Sinn für Recht zu besitzen. Die Regierung sendet Truppen nach dem Odenwalde, der zu jeder Zeit, obschon in jeder Hinsicht eine der vernachlässigtsten Gegenden des Landes, seinen Unterthanenpflichten, wie es katholischen Christen ziemt, mehr als irgend eine andere Landesgegend auf die loyalste Weise genügte. Eine Reihe „fanatisirter (!)" Gemeinden wird durch überschwenglichen Druck pacificirt und erkennt bald früher, bald später, je nachdem das Maaß des Uebels wächst, in Folge landesväterlicher Fürsorge „die Ungesetzlichkeit und Strafwürdigkeit ihres bisherigen Verhaltens!" D. h. diese armen Leute haben mit allen vor Gott und den Menschen erlaubten Mitteln so lange ihr gutes Recht gegen Gewaltthat und Ungerechtigkeit vertheidigt, bis sie,

auf das äußerste erschöpft, der überwältigenden Macht sich endlich fügen mußten. Erwägt man, was es heißt, in dieser Zeit arger Noth, um des Gewissens willen, ganze Landestheile auf solche Weise zu bedrängen und diese enorme Last auf Einzelne zu wälzen, welche ihrem Vermögensuntergange, unter den ausgedehntesten „gesetzlichen" Belastungen aller Art, ohnehin kaum mehr zu wehren vermögen, so muß jeder Unbefangene hierin eine jener Sünden erkennen, die zum Himmel schreien und worauf auch der Fluch des Himmels folgen wird.

Ich bin heute in der Lage, Ihnen eine Darstellung der Art und Weise zu geben, wie man in Baden gegen den „Fanatismus" der katholischen Priester und Laien verfährt und sich einen Regierungsanhang bildet. Ich lasse meinen Correspondenten selbst sprechen. Die folgende biographische Skizze des Bürgermeisters Martin von Briel in Orsingen enthält mehr, als sie ausspricht, der eine Fall schließt Hunderte ähnlicher Art in sich; wenn auch nicht überall alle handelnden Personen von dem gleichen Glaubensmuthe beseelt waren, so theilten doch wohl die Meisten weitaus die gleiche innere Gesinnung. Diese Skizze möge gleichsam eine Ehrenrettung seyn für unser armes Volk, in den moralischen Trümmern noch bewunderungswürdig, welche der Vertilgungskrieg der badischen Herrschaft übrig ließ.

Martin von Briel, der einzige Sohn armer Eltern, genoß von Kindheit an eine äußerst sorgfältige religiöse Erziehung. Im Jahre 1813 traf ihn, die alleinige Stütze seiner hochbejahrten Eltern, das Geschick, zum Militär gezogen zu werden; er kämpfte in den Schlachten bei Bautzen und Lützen und machte die große Völkerschlacht bei Leipzig mit. Einen durch Entbehrungen, Hunger und Strapazen aller Art ruinirten Körper brachte er heim in's väterliche Haus. Im Jahre 1827 wurde ihm der Accisdienst in Orsingen übertragen, den er mit musterhafter Gewissenhaftigkeit und Treue unter steter Anerkennung der Finanzbehörde bis zum Jahre 1833 begleitete. Im Jahre 1832 wurde er zum Bürgermeister gewählt, welche Stelle er, mit Unterbrechung einiger Jahre, in denen er die Gemeindrechnung führte, bis zum Jahre 1847 mit einer Umsicht, Geschäftsgewandtheit, vereint mit Gewissenhaftigkeit und Strenge, ausfüllte, daß ihm nicht nur die Anerkennung seiner ihm vorgesetzten

Behörden, sondern auch aller jener, die mit ihm in Geschäftsverkehr kamen, zu Theil wurde. Im Jahre 1847 fiel die Wahl eines Bürgermeisters abermals auf ihn.

Die Revolutionsstürme des unglückseligen Jahres 1848 brachen herein, aber sie beugten den Muth des religiös gewissenhaften und streng rechtlichen Mannes nicht. Unwandelbar treu und ergeben seinem angestammten Fürstenhause trat er allen Revolutionsgelüsten, wo und wie sie sich zeigten, standhaft entgegen. Nicht Drohung seiner verführten Mitbürger, nicht Spott und Schimpf schlechter Sudelblätter, vermochten seinen Muth, für Gesetz und Ordnung einzustehen, zu beugen. Seine Standhaftigkeit und Treue für Fürst und Vaterland sollte im Jahre 1849 eine noch viel schwerere Probe bestehen, aber auch da hielt tiefe Religiosität seinen Muth aufrecht. Wie allwärts wurde auch in Orsingen ein Volks-Verein gegründet, von Briel ließ sich aber weder durch Schmeicheleien, noch durch Drohungen verleiten, an demselben Antheil zu nehmen, noch den Rathssaal auf Verlangen der Vereinsmitglieder zu ihren Versammlungen und Vorlesungen zu öffnen. Zu jeder Zeit hielt er seinen Bürgern ihr ungesetzliches Treiben, wie den Ausgang ihrer schlechten Sache unerschrocken vor. Mit jedem Tage mehrte sich aber auch die Erbitterung und die Wuth gegen den gehaßten „Herrendiener," und machte sich in öffentlichem Schimpf und Spott, in Mißtrauensadressen, in mehrmaligen Eingaben an das großherzogliche Bez.-Amt um Entsetzung des „allgemein verhaßten" Bürgermeisters Luft. Plötzlich erschienen die Beschlüsse der Offenburger Volksversammlung, und die Wahl eines andern Bürgermeisters, der das Vertrauen der Bürgerschaft besitzen sollte, war die erste Folge derselben. Man schritt zur Anschaffung von Waffen; Niemand hatte den Muth, sich zu widersetzen; von Briel war der einzige, der sich nicht dafür unterschrieb. Man huldigte der provisorischen Regierung; er aber — nicht. Ja nicht einmal von Seiten des Bez.-Amtes blieb er unbehelligt, und wurde wegen verweigerten Gehorsams in eine Geldstrafe verfällt, die er aber nicht bezahlte. Kurz von allen Seiten war er der Geächtete und seines Lebens nicht mehr sicher.

Als die Revolution niedergedrückt war, wurde von Seiten der großherzoglichen Regierung in Anerkennung seines muthigen

Verhaltens die Wahl des provisorischen Gemeinderathes und Bürgerausschusses ganz in seine Hände gelegt. Am 19. August 1851 verlieh ihm der verewigte Großherzog Leopold in allerhöchster Anerkennung die große — Verdienstmedaille. Den Dank für die ehrende Auszeichnung stattete von Briel dem erlauchten Sohne, Sr. königlichen Hoheit dem Prinz-Regenten Friedrich, auf dem Schlosse Kirchberg ab, wo er sehr gnädig und huldvoll aufgenommen wurde, Se. königliche Hoheit aber auch ernste Wahrheiten über die gegenwärtigen politischen und sittlichen Zustände unseres Volkes aus dem Munde des schlichten Landmannes zu vernehmen Gelegenheit hatte. Se. königliche Hoheit entließ ihn mit sichtbarer Freude und einem festen Händedruck, und von Briel schied mit den Worten: „wenn nur Einer treu bleibt, so bin ich es!"

Doch siehe! in den Augen Mancher hat er sein Wort gebrochen. Es brach der Conflikt zwischen Kirche und Staat aus. Bürgermeister von Briel, der Mann eines tiefen religiösen Gemüthes, unwandelbar fest seiner Kirche zugethan, verfolgte denselben mit stiller Aufmerksamkeit, und wie im Jahre 1848 und 1849 seine Treue für Fürst und Vaterland — sollte auch jetzt seine Treue und Anhänglichkeit an die Kirchenobrigkeit eine harte Prüfung bestehen. Es erschien die bekannte erzbischöfliche Verordnung „die Verwaltung und Verwendung des Kirchenvermögens betreffend." Nach reiflicher Ueberlegung, unter aufrichtiger Prüfung seines Gewissens, von Niemanden aufgefordert oder gedrängt, entschied er sich und mit ihm der ganze Stiftungsvorstand für die getroffene Anordnung des Herrn Erzbischofs, ohne auch nur ein Haar breit von seiner bisher bewiesenen Treue gegen seinen Fürsten weichen zu wollen, oder nur von Ferne ahnend, daß man seinem Entschlusse auch nur einen Schein von Ungehorsam oder Untreue unterschieben könnte. Doch was geschah? Bürgermeister von Briel und die übrigen Stiftungsvorstands-Mitglieder wurden zum großherzoglichen Bez.-Amte Stockach vorgeladen, und unter allen möglichen Einschüchterungen zum Widerruf ihrer Erklärung gedrängt. Bürgermeister von Briel erklärte zu Protokoll: „Ich habe den Schritt, den ich gethan, nicht übereilt oder gedankenlos gethan; — mein Gewissen hat mich dazu genöthigt, in meiner Jugend schon wurde ich gelehrt, der geistlichen und weltlichen Obrigkeit gehorsam zu

seyn; — ich habe meine Treue gegen meinen Fürsten bewiesen, ich trage dieses Zeichen nicht umsonst auf meiner Brust, und sollte mein Fürst und Landesherr mich rufen, so bin ich bereit, in meinen alten Tagen noch einmal die Waffen zu ergreifen; — ich bin noch derselbe, der ich im Jahre 1848 und 1849 war. Aber als Katholik bin ich auch meiner geistlichen Obrigkeit in geistlichen Dingen Gehorsam schuldig, dazu bin ich schon bei meiner heiligen Taufe und bei meiner ersten heiligen Kommunion verpflichtet worden; — und auch von dieser Seite will ich treu und gehorsam seyn, und wäre ich es nicht, so glaubte ich, mein ganzes Leben keine ruhige Stunde mehr zu haben. Wären alle Katholiken so ihrer Kirche treu, so wären sie auch treue Unterthanen ihres Landesherrn. Was ich geschrieben habe, kann ich nicht zurücknehmen, ohne mein Gewissen tief zu verletzen." Ebenso sprachen sich die übrigen Stiftungsvorstands-Mitglieder aus. Sie wurden sogleich ihres Dienstes entlassen und drei andere Bürger vom großherzoglichen Bez.-Amte dazu bestimmt, von welchen zwei wegen ihrer Treue für den Landesherrn in den Jahren 1848 und 1849 nicht sehr zu rühmen sind.

Schon auf den 7. Juni wurde eine Neuwahl des Stiftungs-Vorstandes durch das großherzogliche Bez.-Amt angeordnet. Der Amtsvorstand erschien unter Begleitung von drei Gensdarmen, was gerade nicht den besten Eindruck hervorbrachte, da man an nichts weniger, als an Ruhestörung oder dergleichen dachte. Nachdem derselbe der versammelten Bürgerschaft den Zweck der Versammlung auseinandergesetzt und den unerwarteten Schritt des Stiftungsvorstandes, insbesondere des Bürgermeisters, gerügt hatte, fuhr er fort, das Verfahren des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs auf eine verletzende Weise zu tadeln, ihm Eidbruch und dergleichen mehr vorzuwerfen. Er sagte weiter: die Bestrebungen desselben seien unerreichbar, denn auf wen könne er sich stützen? Auf den Papst? der ist in seinem eigenen Hause nicht sicher, er führt die schlechteste Regierung von der Welt. Sein Volk jagte ihn zum Lande hinaus, und wenn das französische Militär ihn nicht wieder eingesetzt hätte, und ihn noch jetzt schützte, so wäre es um ihn geschehen. Wie könnte er also die katholische Kirche regieren, wenn er in seinem Hause nicht Herr und Meister ist? Der Erzbischof will das Orts-

Kirchenvermögen an sich reißen, um mit demselben nach seinem Gutdünken und nach Willkür verfahren zu können. Zuletzt sei zu befürchten, daß Oesterreich Truppen einmarschiren lasse und das badische Land zerrissen werde. „Wollt ihr das?!"

Nach solcher Einleitung schritt man zur Wahl der Stiftungs-Vorstandsmitglieder, und das Resultat derselben war, daß nebst den schon vom Amte ernannten noch drei Andere erwählt wurden, Männer, die sich, mit Ausnahme eines einzigen, nebst den zwei von ihnen ernannten Rechnern unter allen Bürgern hiesigen Ortes — am schwersten bei der Revolution betheiligt, und deßhalb von großherzoglicher Regierung für alle Zukunft jeden Gemeindedienstes für unfähig erklärt worden waren. Darauf wurde der Bürgerschaft ein hoher Regierungserlaß eröffnet, nach welchem Bürgermeister von Briel wegen seines Verhaltens des Dienstes entsetzt sei. Der Amtsvorstand erklärte: von Bürgermeister von Briel, einem Mann großer Ehre und Auszeichnung, sei ein derartiges Benehmen am allerwenigsten zu erwarten gewesen; indessen müsse er doch, was seinen Charakter, seinen Eifer für Gesetz und Ordnung, seine musterhafte und gewissenhafte Amtsführung anbelange, ihm seine volle Anerkennung aussprechen; er bedaure es sehr und sei auch überzeugt, daß nur seine allzugroße Gewissenhaftigkeit und Religiosität ihn diesen Schritt habe thun lassen!!!

Welcher Triumph, welcher Sieg für seine Gegner, denen er im Jahre 1848 und 1849 so muthvoll entgegengetreten war; unverholen spricht man es jetzt aus: wäre man im Jahre 1848 und 1849 zu seinem Ziele gelangt, so hätte diese Sache gar nicht so vorkommen können! Mit Ruhe vernahm von Briel seine Entlassung. „Ich habe gethan," sagt er, „was mein Gewissen mich hieß, ich habe Gott gegeben, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Mich beruhigt das Bewußtseyn, während meiner ganzen Dienstführung vom Jahre 1827 bis auf diesen Augenblick absichtlich nichts gethan zu haben, was ich vor Gott und der Welt nicht verantworten könnte. Ich bin überzeugt, daß meiner Entsetzung noch ganz andere Motive als die genannten zu Grunde liegen. Meine Gegner mögen frohlocken, aber Gott möge es verhüten, daß ihre Treue nicht auf die Probe gestellt werde, denn

dann müßte es sich zeigen, auf welcher Seite wahre Treue und Liebe zu Fürst und Vaterland ist."

Als Gegensatz theile ich Ihnen ein weiteres Aktenstück ebenfalls aus dem Seekreise mit, woraus die immer größer werdende Verwirrung sichtbar wird, in welche die schwebende Frage Land und Regierung verstrickt.

Nachdem am Pfingstsonntag den 4. Juni 1854 Pfarrverweser B. M. in Ludwigshafen nach dem vormittägigen Gottesdienst aus dem Verkündbuch laut Anweisung des erzbischöflichen Dekanats, wie anderswo, Betstunden verkündet hatte, für den Hochw. Erzbischof Hermann und für Alle, welche in den Angelegenheiten unserer heiligen Kirche Stimme und Gewalt haben, daß ihnen von oben Erleuchtung werde rc. — schritt der dasige Polizeidiener am Pfingstmontag den 5. Juni in Uniform mit der Schelle durch die Straßen, vor und nach dem Gottesdienst, und las eine Verkündigung des dortigen Bürgermeisters O. aus dessen höchsteigenem Manuscript auf den gewöhnlichen Ausrufposten vor, folgenden merkwürdigen Inhaltes:

„Zur Belehrung und Warnung! Da nun in Betreff des Kirchenstreites von den Pfarrern die Verfügung getroffen wurde, daß Betstunden gehalten werden für den Erzbischof, so wird der hiesigen Bürgerschaft bekannt gemacht zur Warnung, daß dieselben nicht gehalten werden sollen; der Erzbischof hat gegen den Staat den Eid des Gehorsams gebrochen, und in seinem Erlaß, der in der Kirche vorgelesen worden, sind Lügen enthalten. Daher ist er in gerichtliche Untersuchung und Verhaftung gekommen, welche letztere aber schon wieder aufgehoben wurde; daher soll man für ihn nicht beten, dieses Gebet ist nur zu vergleichen mit dem Gebet, das früher die Kinder für den St. Niklaus gebetet haben; der Erzbischof kann ja für sich selber beten, wenn er es für nothwendig findet. Unter dieser Decke stecken nur staatsgefährliche Umtriebe. Das Ortskirchengut ist für die Gemeinden da, und nicht für den Erzbischof. Seitdem das Geld des katholischen Kirchenvermögens von der Regierung verwaltet werde, sei nie eine Kirche vergantet worden, wie in jener Zeit, wo es die Geistlichkeit allein zu verwalten hatte.

Wohl aber wäre es besser, daß man für sie beten würde, daß Gott sie erleuchte, daß sie aufgeklärt würden, daß sie es einsehen, daß das, was die Regierung verlangt, nichts Unrechtes sei. Man solle nur auf die Jahre 48 und 49 zurücksehen, wo bei der Revolutionszeit mehrere Millionen Schulden dem Volke zu Last gefallen sind, und daß die Schuldigen davon die meisten entgangen sind, und daß man keinen Ersatz von ihnen erhalten habe, daß also, wenn die Betstunden gehalten werden, zu fürchten wäre, daß wir Exekutions-Militär erhalten werden, aber nur diejenigen, welche dem Erzbischof anhangen, wie im Odenwald schon geschehen ist *)."

„Von Polizeiwegen der Bürgermeister.".

Diese Mittheilungen bedürfen keines Commentars. Was unsere Sachlage im Allgemeinen betrifft, so hat dieselbe, wie ich es nie bezweifelt hatte, die allergünstigste Wendung genommen. Die augenblicklichen Leiden, welche unsere Kirche und manche deren treuen Anhänger treffen, kommen gar nicht in Betracht, wenn man die unermeßlich glücklichen Folgen dieser gewaltsamen Erhebung aus der Versunkenheit unserer Zustände in's Auge faßt. Der Klerus wird geläutert und fühlt sich mit Stolz und Begeisterung als Theil eines großen Ganzen, das er bisher in keiner Weise kannte noch würdigte. Unser sittlich und kirchlich verkommenes Volk läutert sich zum großen Theil auch wieder in dieser furchtbaren leiblichen Noth, wozu der verblendete Sinn unserer Machthaber die Verfolgung als geistigen Nothstand fügt. Man versucht alles Mögliche, um die katholische Gesinnung im Volke zu ersticken — aber mit Allgewalt bricht sich durch Sorge und Leiden die Strömung, die künstlichen Dämme zerreissend, Bahn. Auch im kirchlichen

---

*) Als darauf der Pfarrverweser einen Ministrantenknaben vor die Kirche hinaus schickte, um andere Knaben dort zur Betstunde hereinzuholen, rief einer laut entgegen: „Ma darf nit beta, mer kömet sost Soldate über!"

Leben zeigt sich eine seit Jahren ungekannte Bewegung. Auf der herrlichen Insel Reichenau bei Constanz wurde z. B. jüngst in dem tausendjährigen Münster des heil. Pirmin das heil. Blutfest unter einem Volkszulauf vieler Tausende und mit einer Inbrunst gefeiert, wie sich dessen Lebende kaum erinnern. Die biographische Skizze des Erzbischof's Hermann, welche aus der Vierteljahrschrift besonders abgedruckt wurde und als ein wahres Meisterstück betrachtet werden kann, wurde daselbst in unzähligen Exemplaren vertheilt und dürfte, der Nachforschungen unserer gehetzten Gensdarmerie ungeachtet, Eingang in alle Hütten finden. Ueberhaupt bleibt als Errungenschaft unserer trüben Tage eine so fruchtbare katholische Literatur zurück, wie sie vielleicht noch nie zu Tage getreten ist. Die Masse ist so groß und so mannigfaltig, daß die verschiedensten Gegenden mit dem Verschiedensten und Mannigfaltigsten versehen sind. Die jüngste Schrift des hochwürdigsten Bischofs von Mainz: „Das Recht und der Rechtsschutz der katholischen Kirche in Deutschland" (Mainz bei Kirchheim 1854), ist in allen Händen und wurde bisher — Mirabile dictu! — nicht unterdrückt. Der Brennpunkt dieses ausgezeichneten Schriftchens ist wohl auf S. 16 zu finden, wo es heißt, es sei dem Gerüchte, daß die preußische Staatsregierung die protestantischen Regierungen zu einer Solidarität des Handelns, den Forderungen der katholischen Bischöfe entgegen, aufgefordert habe, keine offene Widerlegung gegeben worden, obgleich ein solches Gerücht die Katholiken beunruhigen und betrüben müsse. Wäre dieses Gerücht in der That begründet, „so hätten wir," sagt der Bischof, „in Deutschland zwar keinen Bund für die Kirche, aber einen Bund gegen die Kirche — kein Corpus Catholicorum, keinen Kaiser und Reich, der die Kirche beschützt, aber ein Corpus Evangelicorum, das sie bedroht."

In Uebereinstimmung damit haben öffentliche Blätter die auch nicht widersprochene Nachricht mitgetheilt, der bisher so übel berathene Regent von Baden hätte, dieser endlosen Wirren müde, endlich sich entschlossen gehabt, der katholischen Kirche gerecht zu seyn; auf die Kunde dieser Umstimmung erschien plötzlich der preußische Bundestagsgesandte von Bismark zu Karlsruhe, und hätte die unbedingte Mitwirkung der preußischen Regierung, in die-

fer sämmtliche protestantischen Regierungen nahe berührenden Lebensfrage, zur Durchführung der so glorreich (?) begonnenen Sache zugesagt, worauf der Umschlag in der Stimmung des Regenten eintrat und ein neuer Anlauf zu Gewaltmaaßregeln genommen wurde. Es heißt auch, dem Regenten werde unmittelbar von Berlin aus mit der Rolle eines Gustav-Adolf's des 19. Jahrhunderts geschmeichelt, worin nur nicht der Unterschied der Zeiten und der Menschen in Erwägung käme. Wechmar und Rüdt sollen der unentwirrbaren Sache nicht minder, was Jeder begreifen wird, überdrüßig seyn; hinter ihnen lauern aber Leute, welche ihre Erbschaft unbedingt übernehmen würden, wäre es auch nur, um so gut wie sie, von Tag zu Tag zu leben und in dem Sonnenstrahle des Augenblickes sich zu spiegeln. Unter solchen Constellationen stehen unserm Ländchen wohl noch ernste Prüfungen bevor. Von den Menschen verlassen, für welche Verträge und die heiligsten Zusagen, sobald sie der katholischen Kirche gelten, keinen Werth mehr haben, wird sich die Kraft Gottes um so strahlender zeigen, wenn sie unmittelbar selbst, gegen alles menschliche Thun, der Sache Gottes auf Erden die Herrlichkeit des Siegs erkämpft. Einer unserer Freunde stellt dieses Ziel allerdings in etwas weitere Ferne. „Man darf sich," schreibt er, „keiner Täuschung darüber hingeben, als sei das Zeitalter der triumphirenden Kirche nahe. Wir werden allerdings Zeugen der Niederlage und des Unterganges ihrer Feinde seyn. Die Mächtigsten derselben dürften wohl unter den Trümmern großer über sie einbrechenden und sie demüthigenden Ereignisse begraben werden. Aber andere Gegner unserer heiligen Lehre und des wahren Glaubens werden wohl noch geraume Zeit den größern Theil unseres alten Europa beherrschen. Der Protestantismus und der falsche Liberalismus können in dem Zustande der Abstumpfung, der unsere Zeit bezeichnet, nur dem Uebermaaße ihrer eigenen Excesse erliegen. Dazu bedarf es längerer Zeit. Das Reich Gottes ist nicht von dieser Welt. So unscheinbar aber es immer seyn mag hienieden, läßt es sich mit der Distel des lothringischen Wappenschilds vergleichen: non inultus premor. Dieses Reich ist kaum erkennbar auf Erden, unangesehen und verachtet wie Christi Königswürde zu Jerusalem. Aber wer darnach greift, um es zu zerdrücken, verwundet sich selbst."

Diese Wunden, welche sich die badische Regierung schlägt, sind unverkennbar und haben sie, wie es scheint, auch bestimmt, in ihrem Verfolgungseifer etwas nachzulassen. Einen Augenblick mochte sie jüngst wähnen, ihrem greisen Gegner gegenüber einige Vortheile errungen zu haben. Auch diese Täuschung schwindet. Die Ordonnanz vom 5. Mai, wie es die Regierung nannte, hatte vielfach überrascht, und sogar manchen lauten Tadel auch unter Anhängern des Erzbischofs hervorgerufen, welche zwar, dem Grundsatze nach, dessen gutes Recht nicht in Abrede stellen konnten, die Opportunität der Maaßregel und die Möglichkeit der Durchführung aber in Zweifel zogen. Diese Ansicht war sicher wohlgemeint, leidet aber an einem Hauptgebrechen unserer Tage, das der Opportunitätsfrage jede Rücksicht auf Grundsätze und Pflichterfüllung unterordnen möchte. Der uralte christliche Grundsatz: „Thue Recht und scheue Niemand“ muß wieder zu Ehren kommen, soll dieser Zwitterzustand enden, welchem wir das Elend der Zeit großentheils verdanken, so daß wir aus lauter Rücksicht gegen die Unterdrücker eines guten Rechts dieses letztere nur allzu häufig preisgegeben sehen. Es liegt außer allem Zweifel, daß man in Rom den erhabenen Standpunkt, welchen der Erzbischof auch dieser Frage gegenüber eingenommen hat, vollkommen würdigen wird. Ließ sich auch befürchten, daß gutgemeinte, aber wenigstens unkluge Stimmen aus dem eigenen Lager die heilige Sache der Kirche beeinträchtigen könnten, so wurde diese leise Ungunst gänzlich durch den jüngsten Hirtenbrief gegen die Anschuldigung des Meineids ausgetilgt, welcher von dem Klerus und dem katholischen Volke mit Bewunderung und fast ungetheilter Freude aufgenommen wurde. Er ist nunmehr wohl mit geringen Ausnahmen überall verlesen; der Eindruck dieses Aktenstückes ist tief und groß. Das Ministerium des Innern hat durch ein Generale den Aemtern aufgegeben, nur insoferne gegen die Pfarrer deßhalb einzuschreiten, als dieselben Erklärungen der Verlesung folgen ließen. Seitdem treffen aus allen Gegenden des Landes Nachrichten ein, welche von dem Fortschritte Meldung thun, den die heilige Sache der Kirche in den Gemüthern macht und „neue Herzen mit Wärme für sich erfüllt.“

Die veränderte Handlungsweise der Regierung deutet man auf verschiedene Art. Sollte sie erkennen, daß auf dem Wege der Ge-

walt nichts erzielt wird? Wir möchten dieß gerne glauben, wenn das sprungweise Verfahren der Regierung in dieser ganzen Sache nicht auf eine gänzliche Planlosigkeit mit aller Wahrscheinlichkeit schließen lassen müßte, die jede Berechnung unmöglich macht. Deßhalb lassen sich neue Gewaltakte nicht minder und sogar eher als umgekehrt ein Einlenken in die Bahnen des Rechts, erwarten. Hat die österreichische Note, die, des officiellen Widerspruchs ungeachtet, nichtsdestoweniger jüngst in Karlsruhe eingelaufen ist, eine gemäßigtere Meinung hervorgerufen? Wir wissen es nicht.

Haben endlich die Berichte des Grafen Leiningen, dessen Lage allerdings eine peinliche seyn mußte, Eindruck gemacht? Erst jubelten die Regierungsorgane über die günstige Aufnahme, welche diese Angelegenheit in Rom gefunden, und spendeten dem unbefangenern Standpunkt des damit betrauten Cardinals Brunelli alles Lob. Sodann hieß es plötzlich, die Sache sei diesem „strengen" Manne wieder abgenommen und dem Cardinal Antonelli übergeben worden. Dieß wird mit anderen Worten wohl nichts Anderes heißen, als: man habe mit dem Grafen von Leiningen, der keinerlei Vollmacht besaß und wohl nur der Träger einer Anklageakte gegen den edlen Erzbischof von Freiburg war, gar nicht unterhandeln wollen. Es hat ohne allen Zweifel stattgefunden, was Männer, welche das Verfahren des heiligen Stuhles in solchen Angelegenheiten kennen, sogleich voraussagten: man würde in Rom vor Allem die Erfüllung gewisser Vorbedingungen und Garantien verlangen, ehe man mit der badischen Regierung in Verhandlungen eintrete.

XIII.

Literatur.

I.

Die Gesellschaft Jesu, ihr Zweck, ihre Satzungen, Geschichte, Aufgabe und Stellung in der Gegenwart. Von F. J. Buß. Mainz, Verlag von L. G. Kunze. 1853. In zwei Abtheilungen. S. 1728.

Die letzten Jahre haben wiederum die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums auf den bei den Katholiken fast verschollenen, von ihren Gegnern aber niemals ganz vergessenen Jesuitenorden gelenkt. Nicht bloß als eine großartige Erscheinung der Vergangenheit, sondern auch als eine bedeutende, Vielen noch immer furchtbare Macht der Gegenwart hat man ihn betrachtet, und mehr und mehr tauchte die Frage auf, ob eine Wiederbelebung dieses Instituts in Deutschland als wünschenswerth erachtet, und wenn dieß, ob sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen auch als möglich und durchführbar erwartet werden dürfe? Während Viele, auch Katholiken, die Gesellschaft Jesu als eine nicht mehr der Jetztzeit entsprechende, unbrauchbare Corporation betrachtet wissen wollen, hat das Wirken derselben in den letzten Jahren beim katholischen Volke ihr große Sympathien erweckt, und in vielen Herzen wieder die Hoffnung erregt, es sei dieses alte

Bollwerk der Kirche, das stets unter der Verfolgung, wie die Kirche selbst, an Kraft und Blüthe gewonnen hat *), auch heutzutage noch zur thätigen Theilnahme an dem Werke der sittlichen und religiösen Restauration berufen.

Die Aufgabe dieses berühmten kirchlichen Ordens in unseren Tagen zu bestimmen, und überhaupt ein objektives Urtheil über denselben aus zuverlässigen Dokumenten zu gewinnen, ist der vorzüglichste Zweck der oben angezeigten, durchaus zeitgemäßen und in ihrer Anlage wohlberechneten Schrift. Dazu glaubt dieselbe, sowohl die Prädispositionen der Stiftung der Gesellschaft Jesu, als auch die Art und Weise ihres Entstehens, dann ihre Constitutionen und sonstigen Normen, endlich ihre ganze Geschichte zu Rathe ziehen zu müssen, woraus sich auch allein mit Sicherheit ihre gegenwärtige Stellung und Aufgabe ermitteln läßt. Darauf gründet sich die Gliederung des Ganzen, in vier Haupttheilen: I. Geschichte der kirchlichen Zustände bis zur Gründung der Gesellschaft Jesu; II. deren Stiftung und Satzungen; III. ihre Geschichte bis zur Gegenwart; IV. ihre heutige Aufgabe und Stellung.

Der Verfasser gibt uns im ersten Theile seines Werkes ein Bild der kirchlichen Zustände bis auf die Zeit Gregor's VII., und schildert sodann die Entwicklung des Papst-

*) Sehr treffend spricht das ein berühmter Theologe des Dominikaner-Ordens, Natalis Alexander, aus (Saec. XV et XVI. Cap. 7. art. 4. n. 14). Statim, ut in ea Societate coli Deus coepit, invidiam sortita est; sed invidia superior, instar Ecclesiae, etiam persecutionibus crevit, instar arcae tribulationum aquis in sublime evecta est, et ad eum gloriae ac felicitatis apicem promota, quem ejus meritis ac laboribus pro Dei gloria, pro salute proximorum, pro haeresum impugnatione fideique defensione, pro literarum ac pietatis propagatione, conservatione, promotione, ac reliquis Ecclesiae catholicae utilitatibus Dominus rependit.

thumes, wie des Mönchswesens von da an bis auf das Zeitalter der Reformation. Wir geben dem geehrten Autor gerne zu, daß dieser sein erster Theil, der in größeren Umrissen die der Stiftung der Gesellschaft Jesu vorhergehenden Entwicklungen in der Kirche erörtern soll, nicht ein unnützes Beiwerk, sondern ein wesentlich für seinen Zweck dienendes Moment in sich schließt, und wollen es ihm keineswegs zum Vorwurfe machen, daß er wie ab ovo zu beginnen scheint; mit Recht sagt derselbe S. 1: „Die Gesellschaft Jesu ist ein weltgeschichtlicher Orden, und läßt sich daher auch nur weltgeschichtlich begreifen. Gegenüber dem Abfall von der Kirche, den Europa im 16ten Jahrhundert verschuldet hat, hat sich der thätige Geist der Kirche in diesen Orden ergossen, und daher in seine Verfassung die Züge der Kirche, aber im Gegensatze und zum Kampfe gegen die Irrlehre, aufgenommen." Nur hätten wir gewünscht, daß diese Schilderung in noch allgemeineren Umrissen gegeben, das Ganze übersichtlicher und gedrängter gehalten wäre. Doch wird der spezielle Zweck dieses ersten Theiles, an der Hand der früheren Kirchengeschichte die religiösen Bedürfnisse der Zeit, die diesen großen Orden erzeugte, zu prüfen, vollkommen erreicht, und stets hält der Verfasser die leitenden Grundideen fest, auch wenn er da und dort sich zu weit in Einzelnes zu verlieren scheint. Manches ist hier, wie auch in den anderen Theilen des Werkes aus andern Autoren herübergenommen, wie z. B. die Darstellung früherer häretischen Systeme zum Theil aus Staudenmaier; wir wollen es nur der Vergeßlichkeit oder Eilfertigkeit des viel beschäftigten Verfassers zuschreiben, wenn er manche vielfach benützten Arbeiten namentlich anzuführen unterlassen hat. Auch ohne das Fremde und anderswoher Entlehnte hätte das Buch noch seinen objektiven Werth, und wäre ohne dasselbe, wenn nicht so vollständig, doch compakter und gedrängter ausgefallen; in vielen Partien ist der Verfasser durchaus originell, und seinen reichhaltigen Stoff

hat er im Ganzen genau verarbeitet, obschon hie und da noch die letzte Vollendung fehlt.

Der zweite, an Umfang und Inhalt bedeutendere Theil des Buches geht nach einer Darstellung der Genealogie (sie wird mit den mittelalterlichen Häresien begonnen) und der Grundlehren des Protestantismus auf die Stiftung der Gesellschaft Jesu selbst über. Hier sehen wir die großen principiellen Gegensätze enthüllt, welche die Aufgabe der neuen Corporation und ihre polemische Richtung normirten. In manchen Punkten treffen die Situationen zweier so verschiedenen Persönlichkeiten, wie Ignatius und Luther, auffallend zusammen, und auf der andern Seite ist in der ganzen Lebensrichtung beider ein so scharfer Gegensatz ausgeprägt, daß diese zwei Männer als Verkörperungen und Inkarnationen zweier total feindlichen und entgegengesetzten Principien erscheinen (vgl. Buß S. 214 ff.). Auch Ranke (die römischen Päpste im 16. und 17. Jahrh. I. S. 182 ff.) hat das wahrgenommen; freilich sieht er von seinem Standpunkte aus in Loyola zunächst nur den von phantastischen Vorspiegelungen getriebenen Schwärmer (!), in Luther den von klarem Bewußtseyn und vom untrüglichen Gotteswort geleiteten Theologen und Reformator. Und doch hat allein schon der Erfolg genügend gerichtet; Luthers Reformation hat entsittlichend, niederdrückend, zerstörend gewirkt; die Reformation des Ignatius aufbauend, erhebend und veredelnd; für beides haben wir zahlreiche Geständnisse der Gegner, von Luther selbst sowohl (vgl. Döllinger's Reformation I. S. 278 ff.), als von seinen späteren Anhängern. „Bei Ignatius“ — sagt eine neuere treffliche Schrift über die geistlichen Exercitien des Heiligen *) — „war es die Wirklichkeit (die von der Idee und

*) Die Idee der geistlichen Uebungen nach dem Plane des heil. Ignatius von Loyola. Ein Beitrag zu deren Würdigung und Verständniß. Von Dr. Franz Hettinger. Regensburg bei Manz 1853. Die

von der Wahrheit abgekommene, in das Irdische versunkene Wirklichkeit), die sich heranbilden, formen und umformen sollte nach den ewigen Principien der göttlichen Wahrheit. Für Luther war das Leben maßgebend, nach dem die Lehre sich gestalten mußte; der Subjektivismus ward zum Princip erhoben, und so der Kampf begonnen, in welchem nun seit dreihundert Jahren menschlicher Wahn und Willkür göttlicher Autorität gegenüberstehen. . . Reformation des innern und äußern Menschen in den näheren und weiteren Kreisen seines Lebens, Berufes und Wirkens — das ist recht eigentlich das Eine und einzige Ziel des Heiligen, das er selbst dem Wortlaute nach als die Mitte und den Schwerpunkt seines Werkes der geistlichen Uebungen bezeichnet, dem er seine ganze Kraft geweiht, um so der heiligen Kirche eine neue bessere Zukunft zu bereiten."

Im Verlaufe des zweiten Theils begegnen wir vielen treffenden Bemerkungen, mit denen Hr. Buß die von ihm in einem getreuen Auszuge mitgetheilten Constitutionen und sonstigen Normen der Gesellschaft Jesu begleitet, viele üblichen Einwendungen entkräftet, und den Geist des ganzen Instituts charakterisirt. „Der Gesellschaft Jesu" — schließt er (S. 594) — „ist die Versöhnung der höchsten Autorität mit der höchsten Freiheit in dem Bau ihres Körpers gelungen." Die „Charakteristik des Geistes der Constitutionen und der Gliederung der Gesellschaft Jesu" gehört zu den gelungensten Partien des Buches.

Der dritte Theil behandelt die Geschichte des Ordens nach der Reihenfolge der einzelnen Generalate, und zwar

Grundgedanken der Schrift hatte der Verfasser bereits 1851 in mehreren Artikeln des Mainzer „Katholiken" (Monat März bis Mai) niedergelegt. Hr. Hofrath Buß hat diese Aufsätze sowohl in der „Reform der katholischen Geistlichkeit", als auch in der vorliegenden Schrift in dem Abschnitte von den geistlichen Uebungen S. 369 ff. S. 545 zum großen Theile benutzt.

überall zuerst die Wirksamkeit desselben in Europa, dann dessen Missionsthätigkeit außer Europa, sowie die successive Ausbildung seiner Verfassung. Natürlich nimmt dieser Theil den größten Umfang ein (S. 595 — 1500). Sehr zweckmäßig hat der Verfasser die Beschlüsse der Generalcongregationen und die Rundschreiben der Ordensgenerale eingereiht; sie geben ein sehr treffendes Bild von den Bewegungen innerhalb der Gesellschaft selbst, sowie von ihren Kämpfen nach Außen, und zeigen die Fortbildung des Instituts. In der Hauptsache hat sich derselbe an Crétineau-Joly gehalten, jedoch andere Werke und Quellenschriften nicht minder benützt. Einzelne Ungenauigkeiten in der Chronologie, wie z. B. wenn die 1760 erfolgte Vertreibung des päpstlichen Nuntius in Lissabon auf das Jahr 1759 gesetzt wird, wären hie und da noch zu verbessern. Im Ganzen ist diese geschichtliche Darstellung anziehend und lebendig gehalten, das ächte Bild der Gesellschaft tritt klar und deutlich hervor. Selbst in der Epoche ihres höchsten Glanzes, in ihrem ersten Jahrhundert, fehlte es ihr nicht an Kämpfen und Verfolgungen; diese mußten aber immer mehr sich häufen und vergrößern, je mehr antikatholische Principien, je mehr der Geist des Protestantismus und die Consequenzen seiner Dogmen und Lebensäußerungen Eingang fanden in katholischen Staaten, sich einschlichen in die Literatur, sich an den Höfen und in den dominirenden Kreisen befestigten.

So kam es denn zu dem heftigen Sturme gegen den vielfach bedrängten Orden, dem dieser endlich, nach langem Widerstreben vom Papste selbst, seinem letzten und vorzüglichsten Beschützer, aufgegeben, im Jahre 1773 erlag. Wir können indessen nicht völlig dem Verfasser beipflichten, wenn er (S. 1209) bestimmt es ausspricht, daß „die Gesellschaft Jesu der Bekämpfung des corrosiven Gifts der eigenthümlichen Literatur des 18ten Jahrhunderts nicht gewachsen war, und in die Schanze der festgehaltenen Lehre sich zurückziehend

in Bausch und Bogen alles dem Buchstaben des Positiven Widerstreitende verdammte." Was zunächst das Letztere betrifft, so hat der Verfasser selbst eine Menge Details an die Hand gegeben, die gegen das starre Festhalten am Buchstaben des Positiven zeugen; auf der anderen Seite war die Opposition gegen den Orden in der Literatur, die am meisten und erfolgreichsten in Frankreich betrieben ward, so enge mit den Interessen des Jansenismus und des Unglaubens verbunden, daß ein weiteres Nachgeben von Seite der Jesuiten unmöglich ward. Wo es das Dogma galt, da konnten sie dem Zeitgeiste nicht weichen; wo es sich nicht um solche Interessen handelte, finden wir sie oft so wenig starr und unbeugsam, daß ihnen, nicht ohne Schein, der Vorwurf einer geschmeidigen und allzu weltklugen Accomodation nicht weniger oft entgegengehalten ward. Was die Form der Darstellung betrifft, so waren freilich nicht alle Jesuiten in derselben Meister, aber ebenso wenig waren es alle ihre Feinde; in Deutschland brachte der Orden damals einen Denis hervor; in Frankreich selbst fehlte es nicht an formgewandten Männern in dem Orden, wie Abbé Maynard kürzlich nachgewiesen. Denn das darf unser Urtheil nicht bestechen, daß die antijesuitische Literatur damals weit größeren Beifall, weit größere Verbreitung fand, als die Schriften der Jesuiten; dann wäre es auch heute um die Sache der Katholiken und der orthodoxen Protestanten geschehen. Die Oberflächlichkeit triumphirte; die Zeit eines Voltaire haschte nach Pikantem, nach bitterer Satyre, nach frivolem Scherz; das freilich durften und konnten die Jesuiten nicht bieten. Wie angenehm las sich der Roman von einer Cadière; wie Wenige lasen eine gründliche Widerlegung! So ging es in allen Zweigen der Literatur. Die Aufgeklärten des Jahrhunderts spreizten sich mit den glänzenden Resultaten der mathematischen und der Naturwissenschaften, mit den Denkmälern Aegyptens und ihren Hieroglyphen; schon glaubte man die mosaische Genesis

und die Bibel überhaupt um ihren Credit gebracht; man ließ sich durch die seichtesten Gründe bestimmen, weil man über derlei veraltete Dinge hinwegkommen wollte; und doch hatten die Altgläubigen, und darunter besonders die Jesuiten, auf jedem dieser Gebiete hervorragende Männer, Archäologen, Astronomen, Mathematiker und Naturforscher, deren lange, auf mühsame Studien gestützten Widerlegungen Niemand las. Und auf dem Gebiete der Geschichte sehen wir noch heutzutage in Romanen und belletristischen Schriften die unhaltbarsten Anekdoten fortgepflanzt und verbreitet, wenn auch die historische Forschung sie längst entkräftet hat; ein Sixtus V. erscheint stets in den Farben des Gregorio Leti, so werthlos auch dessen Machwerk ist. Lesen wir heutzutage die damals gedruckten Apologien des von allen Seiten angegriffenen Ordens, wie z. B. mehrere Stücke in der zu Venedig 1760 ff. bei Antonio Zatta in achtzehn Bänden erschienenen Sammlung (Raccolta di Apologie della Compagnia di Gesù), so zeigt sich keineswegs jene große Unebenheit und Geistlosigkeit der Darstellung, die man so oft denselben vorgeworfen hat. Aber das Vorurtheil stand fest; die Opposition hatte ihre anderweitigen Stützen, und unter den damaligen Constellationen würden, zumal in Frankreich, auch bei viel weniger Eleganz und minder lockenden Künsten, bei weit geringerem Aufwand von Rhetorik, Witz und Feinheit die Gegner der Jesuiten in der öffentlichen Meinung den Sieg erfochten haben. In sofern ist es ganz richtig, wenn unser Autor sagt: „die Welt hielt die Jesuiten für geschlagen, ehe sie noch in die Schlacht gerückt waren.“ Daß übrigens, besonders in Deutschland, die Jesuiten weniger für die Pflege der Muttersprache geleistet, ist nicht in Abrede zu stellen; aber gerade hier waren zur Zeit der Auflösung die Angriffe weit weniger heftig; man druckte die Uebersetzungen von französischen Schmähschriften auf den Orden, weil es Artikel der Mode waren, aber man druckte ebenso dessen Apologien; die

heftige Opposition der früheren Zeiten schien bereits verstummt; in katholischen Ländern fand sie wenig Beifall, und selbst protestantische Stimmen erhoben sich für die Verfolgten. In Spanien und Portugal hatten die Jesuiten vorzugsweise die Literatur vertreten; mit ihrem Abgang zeigte sie einen kläglichen Verfall. In Frankreich lag der tiefere Grund des über die Jesuiten erfochtenen Sieges in den Ideen, nicht in den Formen; jene haben mächtiger als diese gewirkt.

Bei der Geschichte der Aufhebung des Ordens zeigt uns der Verfasser das standhafte und würdevolle Benehmen Clemens' XIII., und berücksichtigt, obschon nur vorübergehend, Theiner's bereits in diesen Blättern besprochene Schrift über Clemens XIV. mit nüchternem und richtigem Urtheil. Ueber die Aufhebung selbst äußert er sich in der Art, daß sie ihm vom kirchenrechtlichen Standpunkte aus ungerechtfertigt erscheint, der von Clemens XIV. aber eingenommene kirchenpolitische Standpunkt ihm allzusehr an den reinpolitischen gränzt. „Der Papst sah die wesentlichsten Interessen der Kirche bedroht: er glaubte, sie und den Frieden der Kirche retten zu müssen — durch die Aufopferung der Gesellschaft Jesu. Zwischen zwei Uebeln, die er zu wählen hatte, glaubte er in bester Ueberzeugung das geringere wählen zu müssen. Allein, hat er durch die Hinnahme des einen Uebels die Abwendung des andern eingelöst? Die Geschichte antwortet: Nein. Und war dieses Nein vorauszusehen? Antwort: Ja. Der Friede der Kirche kam nicht, wohl aber, soweit sie irdischen Mächten möglich ist, die Zerstörung der Kirche. Wir brauchen nicht an den Ausruf des Papstes zu glauben: „„Compulsus feci!““ — Theiner bestreitet ihn — aber wir glauben: „„Papa compulsus fecit!““ (S. 1296. 1297.) Der heilige Alphons Liguori schrieb damals an P. de Paola: „Ich höre, daß der Papst sehr betrübt ist, und er hat Grund dazu; man sieht kein Licht durch diesen Frieden. Beten Sie

für den Papst, der so niedergeschlagen ist; Gott weiß, wie sehr ich ihn bemitleide" *).

Der Verfasser führt die Geschichte der Jesuiten fort bis zum Tode des Generals P. Roothaan (8. Mai 1853). Am Schlusse angelangt, kann er mit Recht sagen: „Die urkundliche Geschichte ist die siegreichste Apologie der Gesellschaft Jesu" (S. 1479). Sie rechtfertigt keineswegs alle Individuen, sie verschweigt deren Gebrechen, Mißgriffe und Fehler nicht; aber sie rechtfertigt die Gesellschaft als Ganzes, ihren Geist und ihre Gesetze, sowie auch die große Mehrzahl ihrer Angehörigen, die, nur vom Geist des Ganzen getragen, zu solchen Leistungen fähig waren, wie sie die Welt, so oft zum Geständniß der Wahrheit gezwungen, an ihnen bewundert hat. Der sichtliche Schutz der Vorsehung in der fast wunderbaren Erhaltung und Wiederbelebung des Instituts, das die herrschende Richtung des vorigen Jahrhunderts völlig und für „ewige Zeiten" vernichtet zu haben glaubte, scheint ihm noch eine reiche Zukunft weissagen zu wollen. Wenden wir uns nun von der Vergangenheit zur Gegenwart.

Im vierten und letzten Theile unserer Schrift wird die Aufgabe und Stellung der Gesellschaft Jesu in und zur Jetztzeit besprochen. Denjenigen gegenüber, welche den durch Pius VII. resuscitirten Orden für nicht mehr zeitgemäß, für ein mit bloßem Scheinleben wieder auftauchendes, einem neuen baldigen Absterben entgegeneilendes, gespensterartiges Phänomen halten, sagt unser Verfasser kurz und entschieden: „Ist der Orden, wie nachgewiesen, mitten in das Leben der Kirche eingesenkt, so lebt er eben mit der Kirche fort, und tritt, wie diese, aus dem Dunkel frisch und verjüngt in das Leben heraus. Wir gehen noch weiter; wir sagen: wäre

*) Vita del B. Alfonso Liguori scritta dal P. D. Pier Luigi Rispoli (Consultor und Generalsekretär der Redemtoristen). Napoli 1834. p. 245. 246.

die Gesellschaft Jesu nicht schon da, sie müßte gegründet werden; so nothwendig ist sie, wie sie ist, für unsere Zeit." Den Satz, den er kühn und furchtlos ausgesprochen, sucht er sodann, unter Entkräftung der einzelnen Einreden gegen das Institut, an den Hauptfunktionen nachzuweisen, welche die Mission des Ordens ausmachen, an den priesterlichen Verrichtungen, an seiner Lehrthätigkeit u. s. f. Findet sich auch hier Manches wiederum vor, was der Autor bereits anderwärts vorgetragen: so bieten doch auch diese Erörterungen noch manches Neue, und geben das Bekannte zugleich in einer sehr zweckmäßigen und übersichtlichen Zusammenstellung. Mit Vorliebe verweilt der Verfasser bei der Lehrthätigkeit und Lehrmethode dieses Ordens, die an den ausgezeichnetsten Männern stets ihre Bewunderer gefunden hat *). Wir glauben nicht, daß die ganze ältere Studienordnung der Jesuiten jetzt noch allseitig im Einzelnen sich durchführen lasse; allein einerseits sind die leitenden Principien ihrer Methode, weil auf unumstößliche psychologischen Wahrheiten und die reichhaltigsten pädagogischen Erfahrungen gegründet, immer noch als die richtigen anzuerkennen; andererseits ist

*) Oft angeführt, aber nicht vollständig, und nicht in weitern Kreisen bekannt, sind die Aussprüche des Baco von Verulam über die Schulen der Jesuiten (Lib. I. de augm. scient. p. 29 ed. Lugd. Batav. 1615): Haec nobilissima pars priscae disciplinae (paedagogicae) revocata est aliquatenus quasi postliminio in Jesuitarum collegiis, quorum cum intueor industriam solertiamque tam in doctrina excolenda, quam in moribus informandis, illud occurrit Agesilai de Pharnabazo: Talis cum sis, utinam noster esses. P. 72: Nuper etiam intueri licet Jesuitas (qui partim studio proprio, partim ex aemulatione adversariorum literis strenue incubuerunt), quantum subsidii viriumque Romanae Sedi reparandae et stabiliendae attulerint. Lib. VI. p. 513: Ad paedagogicam quod attinet, brevissimum foret dictu: Consule scholas Jesuitarum, nihil enim, quod in usum venit, his melius.

es ein großer Irrthum, wenn man den Jesuiten ein starres und rücksichtsloses Festhalten am Alten und Hergebrachten, bloß weil es alt und hergebracht ist, im Detail ihrer älteren Studienordnungen zuschreibt. Auch das Unterrichts- und Erziehungswesen der Gesellschaft Jesu hat seine Geschichte, seine fortlaufende Entwicklung, was Hr. Hofrath Buß vollständig nachweiset; auch hat in neuester Zeit am Collegium Romanum die Aufnahme mehrerer, früher etwas vernachläßigten Disciplinen in den philosophischen und theologischen Studienplan gezeigt, wie wenig man dort gewillt ist, die Fortschritte der Gegenwart zu ignoriren, und nur allein beim älteren Standpunkt zu beharren. Würde man nur, wir sagen nicht einmal mit völliger Beseitigung, sondern nur mit gehöriger Einschränkung des staatlichen Unterrichtswesens, der Kirche völlige Freiheit lassen, ihre Lehranstalten ihrem Zwecke gemäß zu organisiren, es würden bald die oft gerügten und nie gründlich gebesserten Mißstände unserer Lehrinstitute bessern Zuständen weichen müssen; es würde sich auch jetzt und von Neuem die Vortrefflichkeit der Jesuitenanstalten bewähren und vortheilhaft auf die übrigen zurückwirken. Wir stimmen darin dem Urtheil des Verfassers bei, daß die Wiederherstellung solcher Anstalten in der Gegenwart große und segensreiche Früchte bringen würde, und ohne sie die Gesellschaft Jesu nie ihre volle Wirksamkeit, nie festen Boden gewinnen wird. „Die Gesellschaft Jesu", sagt Hr. Buß am Schlusse seiner Vorrede, „verlangt jetzt, wie die Kirche selbst, nur Licht und Luft, d. h. die Freiheit zu wirken; und gewiß hatte keine Zeit mehr Grund, sie zu geben, als die Gegenwart, die schwer leidende, die solcher Hülfe bedarf."

Wir wollen, um nicht zu weitläufig zu werden, nur noch hervorheben, daß dieser vierte Theil der Schrift eine interessante Uebersicht der wissenschaftlichen Leistungen des Ordens darbietet und mit großer Gewandtheit die neuesten Einwendungen des Prof. Stahl in Berlin bespricht. Ueberhaupt

kennen wir kein Werk, das vom kirchlichen Standpunkt aus so allseitig und vollständig, so genau nach allen Beziehungen hin das Institut der Gesellschaft Jesu erörtert, wie das vorliegende. In dieser vom Verfasser angestrebten Allseitigkeit liegt es schon, daß er nicht überall originell seyn kann; Gründlichkeit und Solidität im Ganzen läßt sich ihm bei manchen Mängeln in der Ausführung nicht absprechen. Der Verfasser ergießt sich mit freier, tiefgewurzelter Ueberzeugung, mit Wärme und Begeisterung; am Schlusse des Ganzen steigert sich das Feuer, ohne daß aber die ruhige und ernste Ueberlegung schwindet. Wohl bezweifelt er selbst, daß sein Buch den gewünschten Erfolg haben werde; denn „das Vorurtheil ist von jeher mächtiger gewesen als das Urtheil;" aber er kann seine Ueberzeugung nicht unterdrücken, daß er dem großen Orden eine friedliche Heimath in Europa, vor Allem in Deutschland, wünschen muß; gleicht ja doch die Gegenwart in mehr als einem Zuge der Geburtszeit desselben; „gleiche Schäden erfordern gleiche Mittel und der weise Arzt nimmt die erprobten." Ob nun die Gesellschaft Jesu in nächster Zukunft wieder ihre frühere Ausdehnung und dieselbe Wirksamkeit erlange, die in den Annalen der Kirche ewig bewunderungswürdig bleibt, ob sie noch einmal mit derselben Kraft intensiv und extensiv für das Heil der Welt zu arbeiten berufen sei, wir wissen es nicht; daß sie aber jedenfalls auch heutzutage einen Theil der großen Aufgabe der Kirche zu übernehmen und durchzuführen geeignet ist, glauben auch wir annehmen zu dürfen, und es wird sich davon Jeder überzeugen, der ihre Gesetze und Einrichtungen, ihren Organismus und ihre Geschichte vom Standpunkt der Kirche aus, der hier allein der entscheidende seyn kann, zum Gegenstande tieferer Studien gemacht hat.

II.

Leben des Bischofes Altmann von Passau, von Jodok Stülz, regulirtem Chorherrn von St. Florian und wirklichem Mitgliede der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Aus dem vierten Bande der Denkschriften der philosophisch-historischen Klasse der kaiserl. Akademie der Wissenschaften besonders abgedruckt. Wien, aus der k. k. Hof- und Staats-Druckerei. 1853. Fol. S. 71.

Wenn man das Leben welthistorischer Männer, welche ihrer Zeit die Spuren ihrer Wirksamkeit eingedrückt haben, von der Ferne betrachtet, so treten sie vor ihrer Umgebung, majestätischen Domen vergleichbar, dergestalt in den Vordergrund, daß diese dem Blicke beinahe entschwindet. Je näher man jedoch zu denselben herantritt, eine je detaillirtere Kenntniß von ihrem Charakter und ihrer Thätigkeit man erhält, desto mehr zeigt es sich, wie sehr sie in ihrer Zeit und in gegebenen Verhältnissen wurzeln, und daß der großartige Erfolg ihrer Wirksamkeit hauptsächlich dadurch bedingt war, daß ihr überlegener Geist eine Menge verwandter Kräfte an sich zog, in Bewegung setzte und zu demselben Ziele hinlenkte. Diese Kräfte zweiten und niedern Ranges sind gleichsam die Säulen, auf denen die Heroen der Geschichte ihre geistigen Gebäude aufführen konnten. Irrig wäre es nun aber zu meinen, als ob der ehrfurchtsvollen Hochachtung vor den letztern durch eine genaue Kenntniß und gerechte Würdigung jener Eintrag geschehe. Was würde es auch dem genialsten Baumeister nützen, den großartigsten und sublimsten Plan entworfen zu haben, wenn ihm die äußern Bedingungen zu dessen Ausführung mangelten? Im Gegentheile ist es ein großes Verdienst, diese in gewisser Beziehung untergeordneten, an sich aber immerhin höchst bedeutenden Persönlichkeiten aus dem Hintergrunde, in dem sie sich bisher befanden, hervorzuziehen und in wahrheitsgetreuer Gestalt dem geistigen Auge vorzuführen.

Je mehr die Geschichtsforschung sich mit solchen Einzeluntersuchungen beschäftigt, desto kernhafter werden ihre Resultate, desto mehr durchbrechen die dargestellten Persönlichkeiten jenes nebelhafte Helldunkel, welches noch bis in die neueste Zeit so viele historischen Gestalten umgibt. Dieß findet besonders seine Anwendung in der mittelalterlichen Geschichte, auf deren Gebiete es noch immer manches neue Land zu entdecken, oder aber das bereits entdeckte genauer zu untersuchen gibt. Man kann daher nicht oft genug darauf hinweisen, wie wichtig es sei, wenn Gelehrte, die im Besitze der nothwendigen literarischen Hilfsmittel sind, sich mit solchen monographischen Untersuchungen befassen. Selten wird es sich finden, daß nicht besondere nationale, provincielle, lokale, kirchliche oder corporative Interessen und Rücksichten den Forschungen der betreffenden Gelehrten einen großen Reiz verschaffen, welcher dem entworfenen Bilde die erforderliche concrete Frische und Lebendigkeit verleiht.

Alle diese Rücksichten laufen zusammen bei der Monographie des Chorherrn von St. Florian, Jodok Stülz, über den Bischof Altmann von Passau. Bereits vor einigen Jahren hat derselbe Gelehrte sehr schätzbare Untersuchungen über Gerhoch von Reichersperg veröffentlicht, über welche zu seiner Zeit die historisch politischen Blätter ihrem Leserkreise referirt haben.

Beide Männer, Gerhoch und Altmann, sind sich geistig nahe verwandt. Durch den Raum eines starken Menschen-Alters von einander getrennt, sind sie mit vollster Ueberzeugung und freudiger Hingabe ihres Willens die kräftigsten Werkzeuge der Päpste ihrer Zeit für deren Bemühungen zur Erkämpfung der Freiheit der Kirche und ihrer Reformation gewesen, und wenn auch Altmann nicht wie jener sich die Palme der Wissenschaft errang, so erwarb er sich um so größere Verdienste als eifriger Kirchenfürst.

Doch, wollen wir versuchen, die Resultate der Forschungen des Herrn Stülz unseren Lesern im Folgenden vorzuführen, und zwar glauben wir hiezu um so mehr Veranlassung zu haben, als die historisch-politischen Blätter schon früher dem Bischofe Altmann ihre Aufmerksamkeit zugewendet hatten*), und als der letztere ein Mann ist, dessen Wirksamkeit über die Grenzen Bayerns und Oesterreichs weit hinausreicht, und welcher daher ein allgemeines Interesse für sich in Anspruch nehmen dürfte.

Altmann wurde im Anfange des 11. Jahrhunderts in Westphalen geboren und erhielt an der berühmten Domschule zu Paderborn seine erste Bildung, die er zu Paris, wohin schon damals der Ruf berühmter Lehrer eine Menge Schüler aus allen Theilen Europa's herbeizog, vollendete. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich erhielt er eine Pfründe an dem Dom zu Paderborn. Später ernannte ihn Heinrich III. zum Probste des Stifts zu Aachen und nahm ihn in seine Kapelle auf, welche damals die Pflanzschule der deutschen Bischöfe war. In der That wurde Altmann auch im Jahre 1065 nach glücklicher Rückkehr aus Jerusalem, wohin er mit vielen Genossen gepilgert war, auf Verwenden der verwittweten Kaiserin Agnes das Bisthum Passau übertragen. Zeit und Umstände, unter denen Altmann die Verwaltung seines weit ausgedehnten Sprengels übernahm, waren sehr ungünstig. Welcher Verfall der Sitten während der Minderjährigkeit und der ersten Regierungsjahre Heinrichs IV. unter Klerus und Volk herrschte, ist Jedermann bekannt, der auch nur einigermaßen mit der Geschichte des Mittelalters sich vertraut gemacht hat. Nur wenige Bischöfe gab es, welche nach Kräften dem einreißenden Verderben**) zu begegnen suchten. Unter diesen nahm Altmann eine der ersten Stellen ein. Aber

*) Band 20, S. 257 ff.

**) besonders durch Reformirung des Klerus.

solche vereinzelten Bemühungen konnten doch keinen entscheidenden Erfolg haben. „Sobald nach dem Ableben eines tüchtigen Bischofs ein Mann folgte, der gleich vielen andern Bischöfen dieser Zeit das Bisthum nur als ein Mittel zur Befriedigung seines Ehrgeizes und der Habsucht gebrauchen wollte, so war alle Anstrengung eines langen Wirkens in kurzer Zeit wieder vernichtet. Das war aber um so mehr zu besorgen, als die Wahl der Bischöfe damals nicht bloß vom Hofe K. Heinrichs ausging, sondern die Pfründen auch, ohne Rücksicht auf Würdigkeit der Person, nach Willkür vergeben oder an die Meistbietenden verkauft wurden. Sollte nachhaltend geholfen werden und es nicht ferner gewissermaßen nur dem Zufalle anheimgestellt bleiben, ob die Geistlichkeit ganz verwildere oder ob sie wieder aus dem Verfalle sich erheben werde, so durfte die Sorge nicht allein den einzelnen Bischöfen überlassen bleiben." Die deutsche Kirche wäre gewiß, besonders unter den damaligen Umständen, nicht im Stande gewesen, sich aus ihrem tiefen Verfalle und aus den Banden der Staatsgewalt zu befreien, wenn nicht die Päpste selbst, die Häupter der geistlichen Welt, den Kampf mit den deutschen Königen, der höchsten weltlichen Gewalt, aufgenommen hätten. Diesen Kampf für die Freiheit und Reformation der Kirche, welchen Gregor VII. bis zu seinem Tode mit bewunderungswürdiger Consequenz und Festigkeit des Willens zum Segen der Gesammtheit führte, hat Herr Stülz mit Benützung der vorhandenen Quellen und eng sich anschließend an die Forschungen und Resultate der neuesten Historiker, eines Luden, Voigt und Döllinger, mit großer Ausführlichkeit geschildert.

Wie Bischof Altmann sich entschieden auf Seite des Papstes stellte, und all seine Thätigkeit in diesem großartigen Kampfe aufging, so bildet die Darstellung des letztern auch den Mittelpunkt der Abhandlung. „Wer den Papst," sagt Herr Stülz mit Recht, „als finstern, menschenfeindlichen Fanatiker zu brandmarken gelernt hat, der wird mit vollem

Rechte auch über Altmann kein milderes Urtheil fällen dürfen. Eine ruhige Erwägung der Sache wird aber die Wahrheit zweier Sätze nicht in Abrede stellen können: 1) Männern wie Gregor und Altmann war die Kirche als die Braut des göttlichen Heilandes das Höchste und Heiligste auf dieser Welt. 2) Weder sie, noch überhaupt die edelsten Männer der damaligen Zeit, sahen die Erhebung der Kirche auf einem andern Wege ermöglicht, als in ihrer Befreiung aus den Händen der weltlichen Gewalt. Dieses zugegeben konnten beide Männer nicht anders handeln, als sie es gethan. Wir wären doch sehr neugierig, die Mittel zu ersehen, durch deren Anwendung auf mildern Wegen das große Ziel, welches der Papst und seine Anhänger erstrebten, erreicht werden konnte."

Gregor VII. ernannte den muthigen Bischof von Passau zu seinem Legaten für Deutschland. In dieser Eigenschaft war Altmann auf jenen berühmten Versammlungen zu Ulm und Tribur thätig, wo über die Absetzung Heinrichs IV. verhandelt wurde. Bald darauf wurde Altmann aus Passau vertrieben. Nachdem er eine Zeitlang in Sachsen gelebt hatte, kam er im Anfange des J. 1079 nach Rom, von wo er im Anfange des folgenden Jahres nach Deutschland zurückkehrte, um hier seine Thätigkeit für die Sache des Papstes und der Kirche gegenüber den Anhängern des gebannten Königs eifrig fortzusetzen. Zwar starb Gregor VII. den 25. Mai 1085 in der Verbannung, ungebeugten Geistes im ruhigen Bewußtseyn, für die Gerechtigkeit, welcher der Sieg nicht ausbleiben konnte, gekämpft zu haben. Aber er erhielt einen Nachfolger, welcher das ihm übertragene Werk in gleichem Geiste fortsetzte. Urban II. übertrug Altmann und dem Bischofe Gebhard von Constanz das Amt eines Legaten für Deutschland: eine Stelle, welche um so schwieriger war, als damals nur noch eine ganz kleine Anzahl von Bischöfen sich offen den Schismatikern entgegenstellte, und welche Altmann bis zu seinem Tode (8. Aug. 1090) behauptete.

Solcher Antheil fällt Bischof Altmann an den Bemühungen der Kirchenfürsten jener Tage für die Wiederherstellung der Reinheit und Freiheit der Kirche zu. Doch ging seine Thätigkeit nicht auf in den allgemeinen Angelegenheiten der Kirche. Auch dem ihm übertragenen Bisthume widmete er, soweit die Kräfte und Umstände es erlaubten, seine Aufmerksamkeit. Die berühmtesten noch jetzt blühenden Stifte Oesterreichs sind ihm zu großem Danke verpflichtet. Kaum hatte er den bischöflichen Stuhl bestiegen, als er in der Vorstadt von Passau ein Kloster gründete, überzeugt von der Nothwendigkeit, sich neben den Weltgeistlichen einen Klerus heranzubilden, welcher in freiwilliger Armuth, Keuschheit und Gehorsam lebend durch sein Daseyn der Welt ein Beispiel vorhielte, wie die Geistlichkeit überhaupt geartet seyn sollte. Ein zweites Kloster errichtete er in der Nähe von Mautern. Für das uralte, aber damals ganz in Verfall gerathene Kloster St. Florian begann unter ihm eine neue Epoche. Er entfernte die in weltliches Treiben versunkenen und verehlichten Kleriker, stellte die halbzerfallenen Gebäulichkeiten wieder her und bemühte sich, dem Kloster durch die Restitution der im Laufe der Zeit abhanden gekommenen Güter, sowie durch Hinzufügung neuer Besitzungen eine tüchtige materielle Basis zu verschaffen. An die Reformation von St. Florian schließt sich die von Hippolyt oder St. Pölten und die von Kremsmünster. An der Umwandlung der ältesten Stiftung der Babenbergischen Markgrafen, des uralten Melk, welches bisher in Gemeinschaft lebende Kleriker zu Bewohnern hatte, und ein Benedictinerkloster durch Markgraf Leopold wurde, hatte er wahrscheinlich ebenfalls Antheil. Die Entstehung aber verdankte ihm das Stift Göttweih, welches er als seine Lieblingsstiftung betrachtete.

Auf diese Weise ist Altmanns Name auf's innigste verknüpft mit jenen großen klösterlichen Instituten, welche für Oesterreich bis in die neueste Zeit mehr oder weniger Sitze

der Civilisation und auch des kirchlichen Lebens waren. Sein neuester Biograph hat daher die schöne Pflicht der Dankbarkeit erfüllt, als er durch fleißige und gründliche Benützung der Quellen, mit warmer Feder, „den durch so viele Tugenden ausgezeichneten Mann der Vergessenheit" entrissen hat. Wir wünschen jedoch, daß des Herrn Verfassers Befürchtung, „es möchte vielleicht in wenigen Jahren Niemand mehr gefunden werden, welcher sich aus besonderem Dankgefühle zur Beschreibung seines Lebens verpflichtet erachten müßte," nicht in Erfüllung gehe, sondern St. Florian und die übrigen oben genannten Stifte auch in dem glücklich sich erneuernden Oesterreich, an durch Wissenschaft und kirchlichen Eifer ausgezeichneten Männern reich, stets jene Stelle einnehmen werden, welche sie unter so mannigfachen Wechseln so viele Jahrhunderte hindurch behauptet haben.

XIV.

Die jüngsten Wahlen in Holland und der Kreuzzeitungs-Lärm.

Es ist nicht viel über ein Jahr, daß die europäische Journalistik noch in hitzigster Aufregung war über den brausenden protestantischen Sturm, der durch die Maßregeln des apostolischen Stuhles zur Wiederherstellung der katholischen Hierarchie in Holland Anlaß genommen, die Emancipation der dortigen Katholiken unter den Trümmern der beschworenen Verfassung Niederlands wieder begraben zu wollen. Man

wird sich erinnern, wie damals alle niederländisch-protestantischen Parteien, von den atheistischen Fraktionen der geheimen Klubs bis zu den absolutistisch-calvinischen Confessionalisten, welche sich als die „antirevolutionären" Kreuzzeitungs-Männer Hollands geriren und von ihrem Führer Groen van Prinsterer den Namen tragen — wie Alle als vereinte und verschlungene Brüder auftraten gegen die armen Katholiken und das Ministerium Thorbecke, das trotz seines exaltirten Liberalismus der Kirche im Niederland so viel Recht und Freiheit lassen zu müssen glaubte, als der Buchstabe und Geist der beschworenen Verfassung klar und strenge forderte. Aber was gelten Eide vor der heiligen Furie der Träger des „evangelischen Staats!" Zwar datirten die Einen ihr „evangelisch" von Proudhon her, die Andern vom Henker Servet's; aber auf den Kanzeln, in den Adressen, im königlichen Vorzimmer, im Wahllokale standen sie, Ein Herz und Eine Seele, zueinander und schrieen nach Bürgerkrieg gegen die Katholiken, zum Zwecke neuer Aufrichtung der alten protestantischen Suprematie. Damit man nicht verwechsle: das war in Holland und im J. 1853, nicht im Breisgau und im J. 1854; es war das Haus Oranien, nicht Baden-Durlach, dem damals die falschen Brüder räucherten! Wirklich waren bald die alten Generalstaaten aufgelöst und unter dem Druck des herrschenden Fanatismus eine neue, in schmutzigster Agitation verfälschte Vertretung gewählt. Aber dennoch brachte es diese, da alsbald die Parteien ihren Spuk im eigenen Innern wieder anhoben, nicht weiter, als zu einem lendenlahm exclusiv-protestantischen Ministerium und zu einem Strafgesetz gegen die Katholiken, das an ihren eigenen Modifikationen in einer vollendeten Lächerlichkeit unterging, welche die bekannten englischen Schneider-Bills in demselben Maße noch übertraf, als die holländische Secundogenitur viel prätentiöser aufgetreten war. Inzwischen erlangte das Recht und die Weisheit des apostolischen Stuhles den vollständig-

den Sieg; die Hierarchie der frisch aufblühenden Kirche in Holland ist staatlich anerkannt.

Freilich schlimm für die „antirevolutionären" Freunde des „evangelischen Staats;" aber Hoffen und Harren macht Manchen zum — Narren. Man hoffte also, auch in Berlin, daß die „glorreiche Aprilbewegung" doch unmöglich ohne die tiefgreifendsten Folgen bleiben könne, daß vor der Consequenz der Calvinisten die liberale Halbheit sammt der Verfassung stürzen, und die katholische Rechtslosigkeit wieder Princip und Gesetz des „christlichen," d. i. „evangelischen Staates" Holland werden würde. Zwar zeigten sich mißliche Symptome von dem Moment an, wo der unnatürliche Paroxysmus zu schwinden begann. Zwischen dem altliberalen Ministerium und den „antirevolutionären" Christen vom Symbol-Buchstaben entbrannte wieder giftiger Zwist der Principien, und andererseits erhob der baare Unglaube nur um so stolzer sein Haupt, je unwidersprechlicher es war, daß die „evangelische" Agitation ihm ihre Massen und Kerntruppen verdankte. Bekanntlich hatte die Bewegung von der reformirten Gemeinde zu Amsterdam und ihrem „Kirchenrath" den Ausgang genommen und deren ingrimmig fanatische Adresse zuerst die Zusicherung des Königs erhalten, daß er unter jeder Bedingung das bedrohte Evangelium retten werde. Aber kaum verging ein halb Jahr, so wählte derselbe Kirchenrath zu Amsterdam einen entschiedenen Rationalisten, den Dr. Meiboom, zum neuen Pastor. Aus der Gemeinde selbst protestirten Einige in einer feierlichen Adresse, und machten dem Kirchenrathe bemerklich: als er vor Kurzem in so heiligem Eifer gegen die Einführung der bischöflichen Hierarchie und gegen die Kirche aufgetreten, „welche die Verdienste des einigen Mittlers und Seligmachers läugne," wie man damals hätte glauben können, daß er, daß dieselben Autoritäten nun „einen Mann zur Erbauung der Gemeinde berufen sollten, der doch allezeit in der Läugnung der Verdienste des

Seligmachers mit jener Kirche (!) einsgesinnt ist, und noch obendrein, was Rom nicht thut, die wahrhaftige Gottheit seiner gesegneten Person bestreitet?"

So ging die Demaskirung aus dem Mummenschanz der „christlichen" Aprilbewegung in aller Ordnung vor sich, und die „Antirevolutionären" hätten alsbald verzweifeln müssen, daß es aus der rationalistischen Trivialität des protestantischen Hollands noch eine Erhebung gebe, wenn sie nicht, wie ihr Name sagt, auch eine politische Partei wären. Wie überall, so hofft diese Richtung auch hier, im geraden Gegensatze zur katholischen Kirche, religiöse Erfolge erst als nachträgliches Resultat ihrer social-politischen Erfolge. Hätte sie nur einmal mit Hülfe einer verrotteten Aristokratie und absolutistischer Gelüste des Hofes die Macht in die Hand bekommen, dann würde ihre allein noch eindringliche Missions-Predigt mit dem Korporalstock die sicherste Ueberzeugungskraft bewährt haben. Es galt also nur, in der Kammer weitern Boden zu gewinnen, um jene höheren Potenzen für sich in Activität setzen zu können, und im verflossenen Monat Juni fiel die Entscheidung. Es war Neuwahl für die zweite Kammer. Man hätte doch für unmöglich halten sollen, daß die evangelischen Helden vom April 1853, die Retter des Vaterlandes vor dem römischen Antichrist, nicht noch im guten Andenken des Volkes stünden! Und doch erweist das Wahlresultat das gerade Gegentheil; das Volk ließ sie schmählich — fallen. Die Stimmen der neugewählten Kammer vertheilen sich nun, wie folgt: Ministerielle 31, Thorbecke 18, Katholiken 14, Groenisten — 5. Die ministerielle Majorität ist also erschüttert; die als verrätherisch am Evangelium und als heimlichkatholisch so grausam und lebensgefährlich diffamirte, vom König selbst höchst unwürdig behandelte Partei Thorbecke um 5 Stimmen verstärkt, noch dazu Zuylen van Nyevelt, damals Minister des Auswärtigen und, weil er die Verhandlungen mit Rom gerecht und freundlich führte, vor

Allen dem Volkshaß preisgegeben, jetzt wieder gewählt; dagegen die Groenisten auf ein Minimum reducirt, und, was das Aergste ist — Groen selbst zu Zwolle, und sein Schildknappe van der Brugghen zu Zütphen schmählich — durchgefallen und beide von der Volksvertretung ausgemerzt. Die Partei-Verwandten in Berlin sprechen tief „entmuthigt" von solchem „Bild des Volksstrebens:" „ein Volk, das ein Jahr nach einer großen religiösen Bewegung schon wieder in die liberale Alltäglichkeit zurückgesunken ist — das ist eine Situation ohne Sonne und Hoffnung!" Um die Holländer zu „Christen," Niederland zum „evangelischen Staat" zu machen, hatte man den Bürgerkrieg gegen die unschuldigen Katholiken faktisch heraufbeschworen, und dieß ist das Resultat; es war noch weniger als ein Strohfeuer, denn es hat nicht einmal, wie in Berlin z. B., den üblichen Gestank hinter sich gelassen.

Es wäre nicht der Mühe werth, an die damalige Haltung der den Groenisten entsprechenden Partei in Preußen zu erinnern — so über alles, auch das pessimistischste, Erwarten tief ist ihr Organ seitdem in politischer und religiöser Hinsicht gesunken — wenn nicht doch ein paar besondere Punkte in Betracht kämen. Für das Erste ist dieses Organ noch immer als tägliches Brod absolut unentbehrlich im Schlosse zu Potsdam. Zweitens aber wirft der Vergleich ein neues Licht auf die Haltung der preußisch „Antirevolutionären" im badischen Conflikt. Es war damals in Preußen die Jugend- und Blüthezeit der „katholischen Fraktion;" man mußte daher ohne Unterlaß von dem Licht und Recht, von der vollen Gerechtigkeit reden, die auch der „evangelische Staat," ganz anders als der bureaukratische, den Katholiken spenden könne. Der glorreiche April der Holländer brach an. Katholischerseits war man auf's äußerste gespannt, wie nun die Kreuzzeitung ihre vorgegebenen Principien auch nur nach Außen appliciren und das „Licht und Recht" der zwei Fünftel der niederlän-

dischen Population vertreten werde. Sie verrieth zu den blutdürstigen Eruptionen der holländischen Prädikanten anfänglich auch wirklich ein verlegenes Gesicht; wundersam bald aber entdeckte sie, daß gar kein Grund sei zur Verlegenheit, denn im „evangelischen Staate“ Holland mangelten eben die historischen Vorbedingungen zum „Licht und Recht“ für die Katholiken, hier müßten sie sich also freilich drücken. Und sofort lächelte sie der Bürgerkriegs-Predigt dortselbst den unbefangensten Beifall. Zu derselben Zeit rüttelte aber auch der oberrheinische Episkopat an seinen mitleidswerthen Fesseln und der Stern des greisen Erzbischofs von Freiburg ging auf. Die Kreuzzeitung glaubte daher für Holland Revanche geben zu müssen in Baden. Den holländischen Katholiken könne sie unmöglich ihre moralische Unterstützung leihen, die oberrheinischen Bischöfe dagegen sollten ihrer vollständig genießen bei Verfolgung ihrer Zwecke. Den 27. März bereits hatte sie ihr Programm dahin festgestellt: ganz abgesehen davon, daß die badische Regierung der Macht der katholischen Kirche schwerlich gewachsen sei, stehe es um sie auch principiell mißlich, und „wie überall, so ist es auch hier ebensowohl unsere Pflicht als unsere entschiedene Absicht, der katholischen Kirche volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und wir tragen demnach kein Bedenken, von vornherein unumwunden auszusprechen, daß wir in dem obwaltenden Conflikte mit unwesentlichen Ausnahmen überall auf Seite der katholischen Kirche stehen.“ Sie ließ damals den Katholiken ganz freie Wahl, ob sie Baden als „evangelischen oder katholischen Staat“ behandeln wollten; immerhin, versichert sie, „gestatten die Geschichte und die Zusammensetzung des Großherzogthums es nicht, die wohlhergebrachte Stellung zu der katholischen Kirche zu verkümmern oder wohl gar die badische Bureaukratie an die Stelle der römischen Hierarchie zu setzen, in welchem Beiden sich nach unserer Auffassung der Streit zu bewegen scheint.“ Lange Monate hindurch zeugte das Blatt

von der tiefsten Ueberzeugung, daß es sich in Baden nur um einen Streit zwischen der Kirche und dem unberechtigten Bureaukratismus handle, der „nicht ganz im Klaren darüber sei, ob die zehn Gebote Gottes auch dann gültig seyn würden, wenn ihr Inhalt sich nicht in irgend einer Weise auch in seinen Registern beschlossen fände;" das sei eben der große Unterschied der Stellung in Holland und in Baden; der Bureaukratismus sei es, gegen den es einen gemeinschaftlichen Kampf aller „Antirevolutionären" gelte. So damals; und lange war die katholische Presse*) harmlos genug, die glänzenden Zeugnisse der Kreuzzeitung in dem bereits lichterloh entbrannten Conflikt mit herzinniger Dankbarkeit und Freude zu reproduciren. Jetzt aber lautet deren Urtheil bekanntlich: Baden sei ein — „evangelischer Staat," so gut wie Holland, und abgesehen davon, habe Hermann von Vicari nur durch eidbrüchigen Hochverrath sich können beikommen lassen, gegen den Bureaukratismus und Josephinismus frei aufzutreten, denn auch diese beiden bildeten eine wohlberechtigte, gottgewollte „Geschichtsepoche" und seien nicht zu „igneriren."

Die himmelschreiende Perfidie dieser Fahnenflucht fiel in die ersten Tage des Februar, unmittelbar in die Zeit, nachdem Herr Wagener, mit königlichen und ritterschaftlichen Gnaden überhäuft, aus seinem Schmollwinkel zur Oberleitung des Blattes zurückgekehrt war. In dieselbe Zeit fielen die geheimen Verhandlungen Preußens mit Karlsruhe und Bismark's berüchtigte Reise dahin; wieder in derselben Zeit zitterte man an der Newa vor einer Einigung zwischen Oesterreich und Preußen, und schärfte Albion dem königlichen Schwager das Bewußtseyn seiner Würde als „Hort des Protestantismus auf dem Continent"; und abermals in derselben Zeit urtheilte je-

*) Diese Blätter aber nicht!

ner hochgestellte russische Staatsrath zu St. Petersburg in seinen von diesen Blättern publicirten Briefen *), daß die in den Tuilerien thronende Revolution unter andern exponirten Posten auch die badischen Katholiken gegen ihre Regierung commandire, oder daß, wie die Kreuzzeitung sagt, der badische Conflikt nur eine „Fühlhornbewegung" der großen französisch-katholischen Revolutions-Propaganda sei. Seitdem hat sie nicht mehr aufgehört, vor Allem dahin zu trachten, dem Kirchenstreit diesen Charakter anzulügen, im getreuen Dienst des Czaren, und aus demselben insofern allerdings eine „Episode der orientalischen Frage" zu machen. Denn was kann klarer seyn: als daß sofort alle protestantischen Souveraine Deutschlands sich hätten schaaren sollen, unter Anführung des „Horts des Protestantismus auf dem Continent", gegen die gräuliche Verschwörung des Vatikan und der Tuilerien, welche jenen Fürsten in ihren eigenen Ländern Unruhe stiftete, und — die Kreuzzeitung schwur ja hoch und theuer darauf! — zugleich den furchtbaren Sturm gegen den großmüthigen Protektor ihrer ganzen Stellung, und des Evangeliums insbesondere — gegen den Czar, anblies. Das neue Corpus evangelicorum war absolut geboten zur Rettung der protestantischen Sache mit Hülfe Rußlands, und — umgekehrt. Monatelang predigte das Blatt täglich, in wenig verblümter Weise, diese rettende Politik, unter einem Schwal von Verläumdungen, die jeden ehrlichen Mann mit Ekel und Abscheu erfüllen mußten. Der giftigste Geifer fiel in jeder Nummer auf Frankreich und Oesterreich, Rom und Freiburg zumal. Man trug kein Bedenken, der grandiosen und noch

*) Band XXXIII. S. 895. — Dieselben Briefe, mit unbedeutenden Aenderungen, gelangten später auch an die Revue des deux mondes zur Publikation. Sie sind demnach offenbar mehr als bloße Privatäußerungen des General-Direktors der russischen Censur, und erfreuen sich ohne Zweifel czarischer Approbation.

nicht vergessenen Blamage von 1837 sich wieder auszusetzen, und die damalige Erfindung, daß der Kölner-Streit zu „zwei revolutionären Parteien“ in Beziehung stehe, nun auf den Erzbischof von Freiburg und alle deutschen Katholiken anzuwenden. Der preußische Minister des Innern, ein Angehöriger der Partei, hatte schon unter dem 11ten Mai in diesem Sinne die Oberpräsidenten von Rheinland, Schlesien und Posen zur Nachforschung um Beweismittel aufgefordert, die freilich, trotz des besten Willens, nicht beizuschaffen waren. Nach einer „vertraulichen Anzeige“, sagte Herr von Westphalen, „soll der katholische Klerus gegenwärtig aller Orten mit der Demokratie in Verbindung treten, um, mit dieser vereinigt, die Gemüther gegen Rußland aufzureizen“; und der Herr Minister bezeugt auch gleich seinen festen individuellen Glauben an diese haarsträubende Verläumdung der deutschen Katholiken, indem er ausdrücklich auf die bekannte antirussische Stimmung der „katholischen Geistlichkeit in — Frankreich“ hinweist, von wo aus die deutschen Bischöfe und ihr Volk durch eigene Emissäre, die namentlich Köln und Mainz überschwemmten, durch Reise-Prediger rc. inficirt würden. Solchen Verdacht schwersten und doppelten Vaterlands-Verraths wagte man gegen die Bischöfe und die ganze Kirche Deutschlands officiell auszusprechen! Daß er aber auf jener nämlichen Anschauung beruht, welche Rußland und Neupreußen, wie oben angeführt, stets geltend zu machen suchten, ist handgreiflich. Er ist das Complement zu der fingirten französisch-vatikanischen Verschwörung in und gegen Deutschland und — Rußland, seine großherzige Protektorats-Macht. Und als die Kreuzzeitung die preußischen Katholiken tiefgekränkt, um Hülfe gegen solche officielle Ehrabschneidung, über Herrn von Westphalen hinauf blicken sah, erklärte sie ohne Verzug: o! dort oben „erkenne man die Achtsamkeit der höhern Beamten auf gewisse katholischen Bestrebungen — rühmend an.“ Wären die desiderir-

ten „positiven Thatsachen“ nicht sammt und sonders von dem Herrn Ober-Präsidenten für absolut unauffindbar erklärt worden, so könnte man wahrhaftig meinen, sie hätten auch der Bamberger-Conferenz und ihren nachfolgenden Maßregeln im Innern zu Grunde gelegen.

„Autorität“ ist die Losung der oftgenannten Partei, „Autorität“ das tägliche Gebet ihres hohen Herrn. Für ihre Gewinnung hat man in der Angst vor der Revolution katholische Principien hinübergenommen; die Anwendung zum Zwecke aber, wie sie in der Kreuzzeitung hervortritt, besteht darin, daß sie in jeder brennenden Frage ihren eigenen Principien in's Gesicht schlägt. Solche Principien und die specifisch protestantisch-preußische Politik sind eben absolut unvereinbare Dinge; dieß hat sich gezeigt bis auf diese Stunde von jener Zeit an, wo die Führer der Partei in Erfurt dieselbe Unions-Politik sanktionirten, von welcher Preußen befreit zu haben sie jetzt sich in Einem fort mit kecker Stirne rühmen. Daß es zunächst nicht der Protestant an sich ist, der mit den eigenen entlehnten Principien der Autorität immer wieder in Todfeindschaft geräth, beweist der Umstand, daß ein paar andere wahrhaft „antirevolutionären“ Organe dieses Bekenntnisses an der Hand derselben Principien zu einer ganz entgegengesetzten Beurtheilung des Kirchenstreites gelangt sind. Die „Freimüthige Sachsenzeitung“ erfleht für ihn unausgesetzt „bald einen rechtlichen Ausgang,“ und erklärt auf jene „schmählichen Nachreden“ ausdrücklich: „der deutsche Politiker könne nichts Gewissenloseres thun, als ein nationales Lebenselement, das so tief das deutsche Volk durchziehe, wie die katholische Kirche, bei jeder Gelegenheit als staatsfeindlich und unnational zu denunciren“, mit dem nur allzu wahren Beifügen: „Sollte eine historische Abrechnung gehalten werden über das, was der Protestantismus und der Katholicismus gegen die deutsche Nationalität für die Fremden gethan, so würde dieselbe uns nicht günstig

seyn." Auch das Halle'sche „Volksblatt," obgleich so entschieden russisch-gesinnt wie die beiden andern Organe, hat die kirchliche Bewegung in Deutschland nicht als Fühler der antirussisch-französisch-vatikanischen Verschwörung aufgefaßt, nicht einmal als Kampf zwischen Katholicismus und Protestantismus, sondern einfach, nach der ursprünglichen Beurtheilung der Kreuzzeitung selbst, als Kampf der katholischen Kirche gegen die „hölzernste Auffassung des bureaukratischen Regiments." Dafür mußte es nun freilich jüngst das öffentliche Anathem der Prediger der Diöcese Paderborn über sich ergehen lassen, dieweilen es „für die alle Pietät gegen das vierte Gebot hinsichtlich der Obrigkeit verletzende Opposition des Erzbischofs von Freiburg Partei genommen." Treffend antwortet Herr Nathusius: es gebe auch ein erstes Gebot, „das häufig weniger bequem zu befolgen, und leider Seitens der Träger des Amts in unseren protestantischen Kirchen nur zu oft hinter jenes vierte zurückgestellt worden ist, welchem es von Rechtswegen voran steht."

Die preußisch „Antirevolutionären" katexochen dagegen haben der Kirche dieses „erste Gebot" förmlich verboten, weil es für sie nur der Vorwand ihrer französisch-demokratischen Revolutions-Politik sei. Sie sind unerschöpflich in scharfsinniger Diagnose derselben. Was kann z. B. klarer seyn, als daß es nur die Rücksicht auf die Revolution ist, weßhalb — Piemont nicht ebenso mit Excommunikation rc. behandelt wird, wie Baden? Man warnt noch recht wohlmeinend, die Treue der Liberalen sei nicht beständig! Daß die Kirche in Baden einer 50 Jahre lang mit flehender Geduld und bis zu der Alternative: Bruch oder allgemeiner Untergang, ertragenen systematischen Unterdrückungs-Politik gegenübersteht, in Piemont dagegen vergänglichen anarchischen Persönlichkeiten, die ihre Reste gesunden Menschenverstands an England zur Reparatur übergeben haben — dieß kann doch den Unterschied nicht machen! Für die anderthalb Altlutheraner in

Baden, als sie gegen ihren rechtmäßigen Landesbischof rebellisch wurden, ist alsbald der russische Czar mit Intercessionen in Karlsruhe eingekommen; für die Hunderttausende der dortigen armen Katholiken hat sich kein auswärtiger Souverain verwendet, wofür Gott nur zu danken ist! Dennoch aber muß Baden unbestritten das Schlachtfeld der großen antirussisch-französisch-katholischen Verschwörung zur Unterjochung Deutschlands unter den Papst oder die Franzosen seyn; denn welche Partei die Beute davon tragen wird, wissen jene „Antirevolutionären" selber noch nicht. Und während diese Frommen dem ganzen deutschen Episcopat und Klerus und Volk ungenirt und ungestört Verbrechen auf Verbrechen andichten, die vor dem Recht aller Länder und Zeiten des Henkers würdig sind, verschließt man im Conferenz-Süden der katholischen Tagespresse den Mund so vollständig, daß sie in einem an sich unbetheiligten Lande z. B. nicht einmal mehr Actenstücke publiciren darf! Die Frommen aber sind noch lange nicht fertig. Sie drohen erst noch mit „Holländischer Aprilbewegung" und „Bürgerkrieg;" sage: mit jener holländischen Bewegung drohen sie. Als ob nicht gerade Holland ihnen den Ausgang ihrer eigenen gegenwärtigen Politik prophezeien könnte, vorausgesetzt, daß ihr Anstreben fehlschlägt und nicht in dieser deutschen „Episode der orientalischen Frage" wirklich noch — Rußland in der angedeuteten Activität auftritt *). Und — dann?

*) Vgl. Kreuzzeitung 6. Nov. 1853; 20. und 28. Juni 1854; 27. März 1853; 16. August 1853; 4. Juli 1854; 21. Juli 1853; 6. Juli 1854. — Freimüthige Sachsenzeitung vom 7. Juli 1854. — Evangel. K.-Z. vom 28. Juni 1854.

XV.

Russische Pfingstrosen-Knospen.

VI.

Die Revolution und die religiösen Sekten Rußlands.

5. Die schismatisch-protestantisirenden Sekten Rußlands, oder wessen der russische Bauer in der Religion fähig ist.

Die religiöse und socialpolitische Bewegung im heutigen Rußland wäre unvollständig geschildert, wenn die oben genannten Richtungen übergangen würden. Sie scheinen zwar, an sich betrachtet, nicht von ferne an die hohe Wichtigkeit für die religiöse und politische Zukunft des Czarenreiches hinzustreifen, die den früher beschriebenen schismatisch-schismatischen Richtungen allerdings zugesprochen werden muß; aber jedenfalls in einer andern Beziehung haben sie ihre besondere und schwere Bedeutung. Schon ein Blick auf die Ideen mancher starowerzischen Arten und Sekten, die da ausschließlich unter dem einfachen gemeinen Volke existiren, und von Niemand sonst den Bauersleuten eingegeben worden, läßt oft unbegreiflich erscheinen, wie es nur möglich sei, daß sie auf solchem Boden entstanden seyn, und kräftig sich erhalten konnten. Die Thatsache ist indeß unbestritten, und beweist einen ungemein reichen, wenn auch unter dem Unglück der

äußern und innern Lage tief verborgenen und traurig verkümmernden Fond von Geistesgaben in dem unverdorbenen Naturvolke Rußlands. Nichts spricht aber mehr dafür, als das Wesen jener protestantisirenden Sekten. Sie haben zwar zweifelsohne die Keime zu ihren Lehrsystemen von äußerer Anregung empfangen, aber gepflegt und consequent ausgebildet, wie sie jetzt sind, in einer Weise, die von ebenso ausgezeichnetem Scharfsinn des Verstandes, als Tiefe der Phantasie Zeugniß gibt — sind dieselben ganz allein ihr Werk. Alle ihre Biographen versichern übereinstimmend: keine Seele aus den gebildeten Classen, kein russischer Pope, kein Adelicher oder Beamter sei jemals unter ihnen zu finden gewesen; lauter gewöhnliche Bauern, kaum der hundertste des Lesens, kaum der tausendste des Schreibens mächtig, ohne Bücher, die ihre Lehren darstellten, bis auf etwa zwei äußerst seltene, ohne geschriebene Glaubensbekenntnisse zu ihrer Belehrung, indem alle dergleichen, welche sie da und dort producirten, nur zur Orientirung der inquirirenden Regierung, oder wohlwollender Forscher von ihnen selbst aufgesetzt wurden — so pflanzen diese Bauern einzig und allein durch die Tradition eine speculative Theologie fort, deren kein großer norddeutscher Philosoph sich zu schämen gehabt hätte *).

Auch sie beunruhigen die orthodoxe Kirche erst seit Be-

---

*) Lenz, weiland Professor in Dorpat (*Theoph. Eduard. Lenzii*: commentatio de Duchoborzis. Dorpati 1829), der für seine Angaben auf senatorische Untersuchungs-Acten sich beruft, bemerkt ausdrücklich: In honoratiores cultioresque imperii ordines sectam irrepsisse nullo adhuc exemplo, quod nobis certe in promptu sit, probari potest, sed potius ii tantum, qui humilis, praesertim rusticae, conditionis sunt, imprimis ex Cosacorum, quos Donicos vocant, numero ei adstipulantur, quae quidem res valde memorabilis est, cum similes in aliis terris Fanaticorum familiae inter omnes reipublicae ordines associas habere soleant.

ter I. Sie stehen aber zu allen starowerzischen Fraktionen principiell in so schneidendem Gegensatze, daß man gerade an ihnen den Unterschied am besten studirt. Jenen ist Kirche und Tradition Alles, diesen Nichts. Jene hängen auf das ängstlichste am äußern Kirchenthum und dem traditionell Hergebrachten, diese glauben Behufs der Befreiung des göttlich-christlichen Geistes solche kindisch vermenschlichte Form zerschlagen zu müssen. Auch durch die verlorensten Starowerzen-Sekten geht der Eine Grundgedanke, daß das ächte Priesterthum und die wahre Kirche untergegangen, sei es früher oder später im Laufe der Zeit, daß aber von der Zukunft die große Restauration zu erwarten sei; jene protestantisiren-den Sekten dagegen glauben, das rechte Priesterthum erst unter sich hergestellt, und selbst den Kern und wahren Geist des Christenthums erst eruirt und in Besitz genommen zu haben, während die Kirche ihren Gläubigen davon nichts biete, und immer nichts geboten habe, da sie in ihrer Aeußerlichkeit verharrt und aufgegangen, seitdem sie unter dem Heidenthum zum Ersten Platz gegriffen. Eine Kirche und ein Priesterthum, wie alle Orthodoxen und ihre Schismatiker es glauben, halten sie überhaupt für eine paganisirende Depravation der wahren Lehre, die solche Kirche und Priesterschaft nicht kenne. Das ist ächt protestantisch. Wie sie aber mit der ganzen Vergangenheit der Kirche gebrochen haben, so auch mit ihrem specifischen Volksthum. Unter ihnen wohnt nichts von der Liebe zum Nationalen, welche alle Starowerzen auszeichnet. Das ist wieder ächt protestantisch. Das Eine Faktum erscheint als sprechend genug dafür: als Napoleon gegen Rußland rückte, und das ganze übrige Volk sich wie Ein Mann wider ihn erhob, erkannten sie dagegen in ihm jenen Löwen des Thals Josaphat, den ihre alten Psalmen besangen, als berufen, den falschen Kaiser zu stürzen und den Thron des weißen Czaren wieder aufzurichten, schickten daher zu seiner Begrüßung eine Deputation, mit weißen Klei-

dern angethan, ab, die durch Kleinrußland und Polen bis an die Weichsel vordrang, dort aber gefangen wurde und bis auf Einen, der die Kunde heimbrachte, verschollen ist.

Das Volk mit seinem richtigen, und hier insbesondere nach beiden Beziehungen gerechtfertigten Takte erkennt sie daher als etwas ihm ganz Fremdes, und nennt sie Jarmason, oder Francmaçon, d. i. Freimaurer. Auffallend ist es allerdings, daß sie gerade damals scharf hervortraten, wo die Illuminaten in Westeuropa ihr Wesen trieben, und als Saint-Martinisten sich nach Rußland verpflanzten. Ihre Hauptlehre ist die vom Sündenfall der Seele vor Erschaffung der Welt; Harthausen macht dabei aufmerksam, daß gerade diese Lehre auch von den französischen Freimaurern gehegt worden; Krasinsky dagegen möchte durch dieselbe gemeinschaftliche Ansicht eine Verbindung mit den alten Pataviern herstellen, welche im 13ten und 14ten Jahrhundert unter den Südslaven stark verbreitet gewesen, und vor den Verfolgungen daselbst vielleicht nach Rußland geflohen seien. Thatsache ist, daß manche von den in der russischen Freimaurer-Periode von den Logen verbreiteten protestantischen Autoren bei der ganzen Sektenfamilie sehr beliebt und angesehen sind, z. B. Jung-Stilling, und daß die Lehren der letztern in unverkennbar naher Verwandtschaft mit der Schule Saint-Martins stehen. Es ist die beiderseitige Grundanschauung: das Christenthum gründe sich unmittelbar auf das nichtgeschriebene Wort, und erhebe den Glauben bis zu den lichten Regionen des göttlichen Wortes, nachdem es alle positive Religion und Kirche mit ihrer Tradition als niedrigere Entwicklungsstufe überwunden. Beide lassen daher nur das innere Wort gelten, berauben die Religion aller Leiblichkeit, wollen nur innern Gottesdienst, nur Sakramente ohne sinnliche Elemente, nur Gesetze ohne Körper als bloßes Geflüster des heiligen Geistes, kurz eine christliche Religion ohne Mysterien, Dogmen, Sakramente und Gebote. Beide stehen

in demselben Grade der Consanguinetät zum damaligen deutschen Protestantismus, und waren theoretisch jedenfalls um ein Gutes besser, obwohl der Sektenkreis auf seinen höhern Stufen auch keine Spur christlichen Charakters mehr trägt. Dennoch hat ein lutherischer Pastor, zur Zeit des Dorpaters Lenz, beim Reichsjustiz-Collegium für Liv- und Esthland angefragt, ob er die Ehe eines solchen fortgeschrittensten Sektirers mit einer Lutherischen feierlich einsegnen, und der Nachwuchs lutherisch, orthodox oder sektisch seyn solle? welche Frage aber der angerufene „heilige Synod" ohne Antwort ließ *). Kurz, man darf diese Sekten als den dem vulgärdeutschen entsprechenden specifisch-russischen Rationalismus ansehen; zum erstern wäre dem Russenvolke die nöthige Berliner-Flachheit und Bornirtheit abgegangen.

Der occidentalische Ursprung ihrer Grundideen ist unverkennbar; die warme Empfänglichkeit aber für sie und die wohlgelungene Ausbildung der befruchteten Keime ist daran ächt russische Arbeit. Sie hat hier förmlich philosophisch-theologische Systeme geliefert, wie sie bei andern Häresien Rußlands sich nirgends finden; aber andererseits sind die Principien auch ihrer Natur treu geblieben, und haben ihren Sektenbildungen jede geschlossene Gemeinschaft verunmöglicht, sie wieder in eine Unzahl kleiner Sektlein auseinander getrieben, mit zahllosen Verschiedenheiten und Reibereien unter sich, so daß man eine Menge der wichtigsten Sätze in einem Sektlein findet, im nächsten daneben schon nicht mehr. Das „innere Wort" ist eben bei jedem Schritte wieder anderer Meinung, in Rußland so gut, wie überall im Abendland, und in der That nirgends Herr über die individuellen Köpfe, vielmehr umgekehrt. Seine Produkte aber sind stets, wenn auch noch so mannigfaltig, doch im Ganzen sich gleich, so daß die Wahl oft schwierig ist, ob man diese russischen

*) Lenz l. c. p. 29.

Geistereien mit den alten Wiedertäufern in Parallele setzen soll, oder mit den Quäkern, mit den neuern Methodisten-Legionen, oder den neuesten Mormonen. Die Hauptsätze sind immer gemeinsam, und ebenso die Grundzüge der Praxis.

Die Genesis ihrer russischen Formation liegt völlig im Dunkeln. Geht man aber den schwachen Spuren nach, so findet man zwar nirgends Systeme, aber schon im J. 1734 zu Moskau ein Inquisitions-Gericht gegen eine neue Sekte, die an unmittelbare innere Offenbarung glaubte, die Sakramente, Taufe, Abendmahl, Ehe, nur im geistigen Sinne gelten ließ, deren Gläubige, unter heftigem Springen und Hüpfen den in ihren Gliedern wohnenden heiligen Geist anrufend, häufig in Convulsionen und ekstatische Zustände verfielen, in welchen sie prophezeiten, u. s. w. Noch früher, schon im J. 1684, ward der bekannte schlesische Mystiker Kulmann verurtheilt, der für Jakob Böhme's Lehre in Rußland agitirte; 1710 Lupkin, ein gemeiner Strelitze, hingerichtet zur Strafe für seine Lehre: die Kirche sei vom ächten Geist des Christenthums verlassen, er aber berufen, ihn wieder zu erwecken; 1714 vom letzten orthodoxen Concil das Anathem gegen den Arzt Twaritenew geschleudert, der mit calvinischen Lehren gegen die äußern Ceremonien zu Felde zog. Offenbar gewann aber das moderne protestantisirende Sektenthum erst recht Kraft und kecke Oeffentlichkeit, seitdem die protestantische Propaganda in Rußland überhaupt um sich griff, und die Thätigkeit der Freimaurer-Propaganda insbesondere unter Katharina II. ihren Anfang genommen hatte. Gerade seit dieser Zeit findet man die Sektirer, und zwar die fortgeschrittensten Fraktionen unter ihnen, fast überall in Rußland: in Altfinnland, auf der Insel Oesel, in Moskau, Kaluga, Kursk, Woronesch, Charkow, Tambow, Saratow, bei den donischen Kosaken, in Kaukasien, Sibirien und selbst in Kamtschatka; bei dem finnischen Stamme der Mordwinen verließ eine Anzahl derselben sogar ihre eigenen Stam-

mesgenossen, und zog zu den fremden Sektirern an der Malotschna.

Man faßt die zahlreichen Einzelbildungen derselben zusammen unter den zwei Klassen der älteren Malakanen und der jüngeren Duchaborzen, die zwar nicht nur nicht unirt, sondern unter sich überall sogar heftig verfeindet sind, aber dennoch nach Geschichte und persönlichen Uebertritten nur die niedere und höhere Stufe einer und derselben Entwicklung zu repräsentiren scheinen. Krasinsky zu glauben, erließen schon Katharina und Paul strenge Befehle gegen die Sektirer, erbittert durch deren Weigerung, Militärdienste zu thun. Man rühmt sonst ihre Resignation und Milde in der Verfolgung; aber wie die alten Wiedertäufer, sind sie plötzlichen Anfällen des wildesten Fanatismus unterworfen, der sie selbst in den augenscheinlichsten Tod treibt. So riß noch im J. 1843 in der Provinz Saratow Einer unversehens das Heiligenbild mitten aus den Reihen einer großen Procession, warf es nieder und trat es mit Füßen, obwohl vorauszusehen war, daß das wüthende Volk ihn sofort erschlagen werde. Besonders scheinen die Fanatiker unmittelbar vor dem Ukas von 1804 nicht selten arge Excesse erregt zu haben, zu derselben Zeit, als Czar Alexander zur Regierung, und die protestantisch-freimaurerische Propaganda noch einmal an's Brett kam. Der Ukas selbst hielt übrigens an der usuellen russischen Praxis fest: alle Sektirerei immer bloß möglichst zu ignoriren und zu sekretiren, und Alles ruhig geschehen zu lassen, so lange die Sektirer, auch die gräulichsten, nur äußerlich sich zur Staatskirche halten *). So glaubten auch

*) Der Ukas schreibt vor: „daß man, ohne einen Gewissenszwang auszuüben, und in eine Untersuchung des innern Glaubensbekenntnisses einzugehen, gleichwohl keine äußerlichen Beweise des Abfalls von der Kirche zulassen, und alle Aergernisse in diesem Stücke strenge verbie-

damals Armee, Polizei und Kirche sich zufrieden stellen zu dürfen. Und doch hatten, nach dem Zeugniß des genannten Dorpater Professors, zu Astrachan im J. 1802 die Fanatiker plötzlich angefangen, mit großem Geräusch ihre Lehre auf offenem Markt zu predigen, und verweigerten den Geboten der Obrigkeit ihren Gehorsam. In der Provinz Saratow schloß sich ein ganzes Dorf mit Weib und Kind in eine Höhle ein, um sich durch Hunger oder Feuer zu tödten, sie waren bereits dem Tode nahe, als man ihnen auf die Spur kam; ein Anderer schlachtete sein Knäblein als Opfer. Die zwei Duchaborzen-Lehrer, welche zu solchen Thaten angeleitet hatten, büßten der Eine durch Strafarbeit auf der Insel Oesel, der andere durch Einsperrung in ein Kloster. Im J. 1807 besprach ein eigener Ukas die in Sibirien durch die proselytenmacherischen Umtriebe der Duchaborzen erregten Unruhen. Als aber im J. 1816 über ihre Colonien in Cherson bedenkliche Berichte einliefen, ja der Gouverneur ihre aber-

---

ten müsse, nicht aus dem Gesichtspunkt der Ketzerei, sondern als eine Uebertretung der allgemeinen guten Ruhe und Ordnung." Demnach sollen Bischof und Gouverneur „in den Dörfern, wo Duchaborzen sind, vorzüglich Geistliche von sanftem Charakter und guten Sitten anstellen, und diesen einschärfen, daß sie, ohne sich mit diesen Menschen in irgend welche Zänkereien und Streitigkeiten einzulassen, sich bemühen mögen, sie auf den Weg der Wahrheit zurückzuführen, nicht durch Dispute und Gewalt, sondern einzig durch die Sanftmuth ihres Beispiels und die Heiligkeit ihres Lebens;" überhaupt sollen „wechselseitig, so viel als möglich, die Berührungen mit solchen Raskolniken vermieden werden, als z. B. Besuche in ihren Häusern und ähnliche Gelegenheiten, welche zu Wortwechseln und Hader Anlaß geben können;" die Civilbehörde soll endlich darüber wachen, „daß die Separatisten sich nicht erlauben, den Geistlichen mit Verachtung oder Grobheiten zu begegnen, und besonders nicht zulassen, daß sie durch öffentliche Verkündigung ihrer Ketzerei den Rechtgläubigen Aergerniß geben, wofür sie denn auch als Verletzer der öffentlichen Ruhe dem Gericht nach den Gesetzen zu überliefern sind." Bei *Lenz*, l. c. p. 20; vgl. für das oben Folgende ibid. p. 22 ss.

malige Zwangsversetzung verlangte, wollte der Ukas vom 9. Dec. darauf nicht eingehen, weil „die beiden Duchaborzen, welche nach ihrer Rückkehr zur rechtgläubigen Kirche von dieser Gesellschaft verschiedene Vergehen anzeigten, und das verderbte Leben in derselben bezeugten, dieß auch aus Bosheit oder Rache thun konnten; denn es ist leicht möglich, daß sie selbst von der Gesellschaft, ihrer schlechten Aufführung wegen, ausgeschlossen waren, oder dieselbe aus Haber oder Feindschaft verließen."

Die Malakanen nun, d. i. Milchesser (wider die orthodoxen Abstinenzgebote nämlich), oder Jitini Christiane, d. i. wahrhaft geistige Christen, wie sie sich selber nennen, verrathen ihre Abstammung aus der abendländischen Fremde schon in den ausgeprägt protestantischen Terminis ihrer selbst aufgeschriebenen Confession, die nimmer russischer Denkform und Sprache entsprungen sind. Man führt sie auf einen kriegsgefangenen preußischen Korporal aus dem siebenjährigen Kriege zurück, der, im Dorfe Ochotsch Provinz Tambow angesiedelt, wahrscheinlich unter einer schon vorhandenen sektischen Richtung, das unumschränkte Vertrauen der Leute gewann, und bald auch, ohne eigenes Hauswesen bis an sein Lebensende von einem Nachbar zum andern umherziehend, in abendlichen Versammlungen, wo er die Bibel vorlas und auslegte, ihr Glaubenslehrer wurde. Seinen Namen weiß man nicht; der Annahme, daß er ein Quäker gewesen, scheint sein Stand als Militär zu widersprechen. Lebten seine Anhänger stets und überall brav und nüchtern, wenn auch nicht ohne Anflug listiger Hinterhaltigkeit, fleißig und wohlhabend durch die Blüthe ihres Ackerbaus und ihrer Viehzucht, ganz wie die Quäker, so sind ihnen diese Züge eben nur mit andern russischen Schismen und Sekten gemeinsam. In der Lehre von der Erlösung und Rechtfertigung katholisch, eben deßhalb in der Moral sehr streng, auch wirkliche Fasten, nicht nur die orthodoxen Abstinenzen beobachtend, bezeugen sie auch noch

durch die Siebenzahl der Sakramente ihren ursprünglich griechisch-katholischen Ausgangspunkt. Aber eben bei der Lehre von den Sakramenten wendet ihr System jener protestantisch-spiritualistischen Richtung sich zu, die ihrer Ansicht in dem Hauptpunkt von der Kirche entspricht. Die Kirche ist ihnen nur eine äußerliche Versammlung rechtgläubiger Menschen; sie haben daher kein Priesterthum und bloß geistig verstandene Sakramente, zwar, troß der Innerlichkeit derselben, unauflösliche Ehen, aber keine eigentliche Taufe, weßhalb sie den Kindern nach den Kalendertagen Namen geben. An Consequenz sind sie augenscheinlich vor den auf halbem Wege stehen gebliebenen Söhnen der Religionsneuerung von 1517 voraus, gleich den alten Wiedertäufern; und wie diese in einzelnen Fraktionen sich rasch bis zu völliger Entchristlichung fortentwickelten, so wurden und werden auch aus den Malakanen die unterschiedlichen Nuancen der Duchaborzen. Ganz passend datiren diese sich und ihr Christenthum von den drei Jünglingen im Feuerofen Nebukadnezar's her; sonst hießen sie Ikonoborzen, d. i. Bilderstürmer; den von den Gegnern bekommenen Namen „Duchaborzen“ lassen sie sich aber auch gefallen, denn er bedeutet ebenso gut „Lichtfreund,“ wie „Lichtfeind.“

Das mystisch-philosophische Lehrsystem der Duchaborzen erfordert zum Ausdruck in allen seinen Schattirungen eine gewandte speculative Sprache, und doch ist es, wie bemerkt, im Munde der gewöhnlichen bäuerischen Idioten Rußlands. Harthausen schöpft aus einer bei der Inquisition zu Jekaterinoslaw im J. 1791 von ihnen eingereichten Confession, deren einfach schöne Fassung beweise, daß die einfältigen Bauern dem Herrn Gouverneur an Geist und Sprache unendlich überlegen gewesen, denn dessen begleitender Bericht sei nüchtern und langweilig genug. Der Gott der Duchaborzen läßt nur eine dreifache Erscheinungsweise des Einen Wesens zu, sie läugnen folglich die Trinität und die

Gottheit Christi; Sohn Gottes wie er können alle Gläubigen seyn*). Ihre zweite Hauptlehre voll tiefer Consequenzen ist die: daß jede Seele vor ihrem Eintritt in diese Welt den ersten Fall in der Höhe durch Hochmuth gethan und, wie Adam, mit den Resten früherer Erkenntniß die Neigung zu neuem Falle mit in die Materie bringe, in der die gefallene Seele wie im Gefängniß zur Strafe, aber auch zur Reinigung wohne. Christus, das göttliche Wort im Fleische, wird aber auch jetzt noch geboren im Geiste eines jeden Gläubigen, sobald der Glaube an diesen im menschlichen Geiste Wohnung nehmenden Christus in ihnen lebendig ist. Dann empfangen sie Christum, werden Christus selbst und Gott; ihnen ist fortan nichts mehr Sünde, denn Alles, was sie thun, thut Gott in ihnen — ganz dieselbe Lehre, welche auch der Täufertheologe Hetzer und die vorgeschrittenern süddeutschen Anabaptisten, z. B. die sog. „Augsburger Christen,“ practicirten. Je nachdem man nun das Gewicht auf das Erstehen vom Sündenfall durch die Buße hienieden, oder auf den Glauben an den innern Christus legt, theilt sich die Moral der Duchaborzen in zwei Richtungen: die einen folgen der finstern mystischen mit strengster Ascese, die jede unschuldige Freude verbietet, die andern der heitern, die in Frieden und Ruhe des innern Gottes sich freut. Immerhin aber gibt die sublime Theorie Unterlage ab für die grasseste Praxis, abgesehen davon, daß schon die Idee eines persönlichen Got-

---

*) Im J. 1816 veranstaltete Alexander selbst Religionsgespräche zwischen zwei englisch-amerikanischen Quäkern und den Duchaborzen an der Malotschna; man hatte sie nämlich bislang für eine quäkerische Richtung gehalten. Mit Mühe erzwangen die Fremden aus ihren Zweideutigkeiten und Winkelzügen endlich Antwort auf die einfache Frage: „Glaubt ihr an Christus, den eingebornen Sohn Gottes, die zweite Person in der Gottheit?“ — Sie lautete: „wir glauben, daß Christus ein guter Mensch gewesen ist, weiter nichts.“ „Finsterniß!“ riefen die Quäker, bedeckten die Augen mit der Hand, und reisten ab.

tes kaum neben jener Selbstvergottung bestehen kann. Gut und Bös gehen hier, wie Harthausen richtig bemerkt, in Ich und Nichtich auf, denn der Nichtduchaborze ist das Radikalböse und alles, was er thut, Sünde, der Duchaborz dagegen ist Gott und kann gar nicht sündigen. Darauf beziehen sich auch zweifelsohne die Mysterien ihrer Eingeweihten, wie schon der weißgekleidete Jüngling auf dem Altare beweist, den sie als das Symbol des in ihnen lebenden Gottes anbeten sollen, unter grauenvollen Ceremonien und Orgien, über die man übrigens so wenig Bestimmtes zu erfahren vermag, als über ihre einzelnen Lehren, so weit sie dieselben nicht selbst gerichtlich vorlegen.

Die heilige Schrift erkennen sie als von Gott gegeben an, aber Alles in ihr hat einen geheimnißvollen, nur den Duchaborzen verständlichen und aufgeschlossenen Sinn; Alles darin ist Bild und Symbol. „Es ist klar," sagen sie, „daß man bei der Erklärung der Schrift sich nicht von den Urtheilen seiner eigenen Vernunft leiten lassen muß, noch weniger von den allgemein angenommenen Urtheilen der äußern Kirche; Richtscheid und Maßstab für die Erklärung des äußern Worts muß die innere Erleuchtung, die Ausgießung des Geistes in das Herz des Menschen seyn, und folglich steht diese innere Erleuchtung, oder das innere Wort seinem Werthe nach höher als die hl. Schrift selbst, indem diese nicht die unmittelbare Ausgießung des Geistes, sondern die abermalige Wirkung dieser selben Ausgießung ist." Man meint, des alten Täuferhäuptlings Denk ipsissima verba zu hören; aber auch Saint-Martin spricht sich ebenso aus. Selbstverständlich ist demnach der Begriff der Kirche auf die Gemeinde der Duchaborzen eingeschränkt; äußere Sakramente sind unter ihnen unmöglich, ebenso das Priesterthum; jeder einzelne Duchaborze steht ganz für sich allein seinem innern Gott gegenüber. Doch gibt es bei ihnen gemeinsamen Gottesdienst, zum Theil in einer Art von Gebetssälen, die dann

völlig leer, ohne Zierrath, ohne Bild, ohne Kreuz sind, bloß einen Tisch mit Brod und Salz in der Mitte aufweisen, wo sie an ihren geheimen Festen unter Friedensküssen Hymnen, Psalmen und Gebete, sämmtlich auf das Wunderlichste aus abgerissenen Bibelsätzen zusammengestückelt, vortragen. Von der Ehe scheint ihre wahre Meinung ganz consequent die zu seyn, daß sie getrennt sei, sobald die Liebe aufhöre. Ihre Theorie von der Familie und dem socialen Leben ist überhaupt principiell communistisch*), und ihre Ideen von der

---

*) Es geht ja nicht wohl an, daß der Eine Gott habe, was der andere nicht hat, und wahrscheinlich sind demnach auch ihre Weiber gemeinschaftlich: wenigstens führen sie den ominösen Namen „Schwestern“, und sind die Kinder nicht die Kinder der Eltern, sondern der — Gemeinde. Aber allerdings kann Letzterem auch der von Harthausen angeführte Grund unterliegen. Die Seele hat bei den Duchaberzen immer nur Einen Vater, die Totalität Gottes, der Leib nur Eine Mutter, die allgemeine Materie; er steht mit dem Mutterleibe nicht in engerer Verbindung, als die Pflanze mit dem Samen, den sie trägt, für die Seele aber ist es gleichgültig, in welchen Kerker sie eingeschlossen werde. Principiell gäbe es also hiebei keine natürliche Eltern- und Kindesliebe, deren äußere Zeichen die Duchaborzen auch meistens vermeiden. Ganz consequent nennen ihre Kleinen die Eltern niemals Vater und Mutter, sondern nur „Alter“ und „Alte“, und die Kinder heißen nicht „meine“, sondern „unsere“ (der Gemeinde) Kinder. — Eine andere der grauenvollen Consequenzen jener Ansicht ist Ursache des Faktums, daß die Bewohner ihrer Dörfer auffallend schöne Körperformen sowohl bei Männern, als bei Weibern, und den unverkennbaren Ausdruck von Gesundheit und Kraft aufweisen. Sie tödten nämlich ohne weiteres jedes verkrüppelte oder schwächliche Kind. Denn die Seele, sagen sie, das Ebenbild Gottes, müsse in einem würdigen, edlen, kräftigen Körper wohnen; aus dem elenden Körper eines schwachen und schlechten Neugebornen sie zu befreien, sei Pflicht, und nicht Mord, da das Kind noch kein Bewußtseyn habe, also noch nicht Mensch sei; die befreite Seele suche sich dann, nach dem Gesetze der Seelenwanderung, einen andern bessern Körper.

allgemeinen Gleichheit scheinen sie auch auf den Staat über-zutragen, wovon sie aber natürlich nur sehr vorsichtig sprechen.

In dem nämlichen Sinne betheiligten sich bekanntlich die alten Wiedertäufer an der großen religiös-politischen Revolution des Abendlandes im J. 1525, und, wie sich von selbst versteht, haben die Duchaborzen mit allen älteren und neueren Richtungen vom „innern Wort" die Idee vom tausendjährigen Reiche gemein, wo sie als die Auserwählten mit Christus herrschen würden. Auch unter den extremen Starowerzen findet sich die Idee, und zwar in dem Maße, als ihnen alle objective Autorität verloren gegangen; aber bei ihnen handelt es sich doch zu sehr um eine rein kirchliche Restauration und andererseits um eine sociale Wiedergeburt auf den gegebenen nationalen Grundlagen, als daß sie einer eigentlichen Theokratie im neuen Jerusalem entgegen sehen könnten. Dazu sind sie nicht radikal genug von der Geschichte ihrer Kirche, ihres Landes und Volkes losgerissen, wie bei den Duchaborzen allerdings der Fall ist. Daher werden auch Sekten-Führer mit prophetisch-theokratischem Charakter, nach Art des neuen Mormonen-Propheten oder des alten Münster'schen Schneiderkönigs, nur bei diesen genannt, nicht bei jenen, obwohl auch die Duchaborzen es noch nie zu einem völlig gemeinsamen Haupte brachten. So Sylvan Kolisnikow, der vom Dorfe Nikolsk aus Stifter einiger alten Gemeinden von Jekaterinoslaw wurde; strengen Wandels, wohlhabend und sehr wohlthätig, mit Geist und Rednertalent begabt, sogar, für einen russischen Bauern damals unerhört! des Lesens und Schreibens kundig, zog er von der Kanzel in seinem Hause aus fast die ganze Umgegend an sich, und vererbte seine theokratische Gewalt auch auf seine zwei Söhne. Unter den Malakanen trat erst noch im J. 1833 ein gewisser Belijorew als Prophet auf, predigte Buße und verkündete den Anbruch des tausendjährigen Reiches nach Verlauf von dritthalb Jahren, weßhalb nun bis auf die allernöthigsten

Arbeiten Alles ruhen, bloß singen und beten solle. Als vorlaufender Prophet Elias, bestimmte er einen Tag, wo er öffentlich gen Himmel fahren werde; da aber die Auffahrt, mit ausgebreiteten Armen von einem Wagen aus intendirt, sehr schlimm gerieth und der Prophet erbärmlich mitten unter die Umstehenden herabfiel, kam er zeitweilig in's Gefängniß, wo er zwar den Elias vergaß, vom tausendjährigen Reiche aber fortpredigte. Seine hinterlassenen Anhänger hielten sich oft mehrere Tage und Nächte hintereinander bei Beten und Singen versammelt, wobei häufig einige begeistert zu stampfen, zu schnauben anfingen, in Convulsionen fielen und prophezeiten. Sie führten Gütergemeinschaft unter sich ein, wanderten aber später nach Grusien aus, wo sie, den majestätischen Ararat im Auge, mit den würtembergischen Altlutheranern zusammentrafen, die dort ebenfalls das tausendjährige Reich erwarten.

Sind dieß Dinge, wie sie unter den hundertfältig schattirten Jüngern des „innern Worts" in Europa und Amerika so gut vorkommen, wie in Rußland, so hat hier der berüchtigte Kapustin es doch noch weiter getrieben als Bockhold und als Smith am Salzsee, indem er den „Herrn in der Wiederkunft" förmlich in seiner eigenen Person anticipirte. Was Harthausen persönlich über ihn von seinen mennonitischen Nachbarn an der Malotschna erfahren, gibt wesentliche Lichtblicke in das Wesen des Duchaborzenthums. Ursprünglich Leibeigener und wegen Verbrechen unter das Militär gesteckt, dann als verabschiedeter Gardekorporal bei den Malakanen von Tambow eingetreten, überwarf er sich hier bald mit der gemäßigtern Partei, und ging mit seinem Anhang zu den benachbarten Duchaborzen über, welche eben nach den blühenden Colonien ihrer Sekte in Taurien auswanderten. Hier unterwarfen sich bald Alle seinen großartigen Naturgaben an Geist und Körper, und er herrschte wie ein Prophet über sie. Zum Fundament seiner vollen Theokratie aber machte er eine

eigenthümliche Ausbeutung der duchaborzischen Lehre von der Seelenwanderung mit Anwendung auf sich selber. Allerdings, sagte er, werde Christus in jedem Gläubigen wieder geboren, sei jeder von Gott durchdrungen, aber immerhin bleibe doch die Menschenseele, wenigstens für die Zeit dieser Schöpfung, ein besonderes Individuum. Ebenso habe Gott, da er zuerst als Christus in die Individualität Jesu niedergestiegen, den vollkommensten und reinsten Menschen dazu ausgesucht; diese reinste aller Menschenseelen nun aber, die individuelle Seele Jesu, wo sie geblieben? Nach dem Gesetze der Seelenwanderung müsse sie doch nothwendig in einen andern Menschen-Körper übergegangen seyn, wie Jesus auch selbst gesagt: ich bleibe bei euch bis an's Ende der Tage. Wo sie also hingekommen? Wirklich, beantwortete Kapustin sich selber, belebt die Seele Jesu von Geschlecht zu Geschlecht stets einen neuen Körper, und hochbegnadigt von Gott vor allen Menschenseelen hat sie immer das voraus, daß ihr das Bewußtseyn der früheren Zustände bleibt. Jeder Mensch, den sie bewohnt, weiß, daß seine Seele die Seele Jesu ist; in den ersten christlichen Jahrhunderten fiel das auch Niemand besonders auf, Jeder kannte den neuen Jesus, und er war es damals, der die Christenheit beherrschte und in allen Glaubensstreitigkeiten entschied; man nannte den jedesmal wiedergebornen Jesus — Papst. Nachdem aber alsbald falsche Päpste des Thrones Jesu sich bemächtigt, habe der wahre Jesus nur mehr ein kleines Häuflein wahrhaft Gläubiger um sich behalten, wie er denn auch selbst gesagt: Viele sind berufen, wenige auserwählt, und diese Getreuen sind die Duchaborzen; unter ihnen ist Jesus beständig, und immer belebt seine Seele einen von ihnen. „So war" — fuhr Kapustin fort — „jener Sylvan Kolisnikow in Nikolsk, den viele Aelteren unter euch noch wohl gekannt haben, wirklich Jesus; jetzt aber bin ich wahrhaft Jesus Christus euer Herr. Drum fallet nieder auf die Knie und betet mich an!" — Und Alle thaten so!

Ueber Kapustin's Ende ist Näheres nicht bekannt; 1814 als Propagandist verhaftet, aber bald gegen Caution freigelassen, ward er plötzlich todt gesagt; man öffnete gerichtlich das Grab und fand darin einen andern Leichnam. Erst viel später entdeckte man die Höhle, in der er seine letzten Jahre verlebt hatte, nahe bei seinem alten Sitz Terpenie, wo er von den 4000 Unterthanen der neun Communisten-Dörfer angebetet worden war. Noch sieht man dort die dunkeln fensterlosen Säle, die Schauplätze seiner Mysterien mit ihren grausen Orgien; das öde Gehöft in der wilden Verlassenheit, mit den drei gespensterhaften altslavischen Stein-Bildern im Hofraum und seinen finstern Erinnerungen, macht schon in der bloßen Abbildung bei Harthausen einen schauerlichen Eindruck. Erst nach Kapustin's Tod nämlich gingen dort die ärgsten Gräuel in Scene. Er hatte auf seinen Sohn Larion die Jesusseele und Christuswürde vererbt, und damit diese der Fortpflanzung ja sicher sei, legten die Duchaborzen dem sechszehnjährigen Jungen nach und nach sechs Mädchen bei. Aber der Geist des Vaters ruhte nicht auf Larion, er ergab sich dem Trunke, und starb 1841 im Exil zu Achalzik am Kaukasus. Die Duchaborzen hofften zwar auf seine zwei Knäblein, daß eines sich im dreißigsten Jahre als Christus offenbaren werde; aber schon unter Larion war alle Ordnung zerfallen, die Gütergemeinschaft aufgelöst, und in der steigenden Anarchie der Despotismus der Führer und Alten furchtbar gewachsen. Kapustin's Rath von dreißig Alten nämlich, deren zwölf als Apostel fungirten, übte nun die unumschränkte Herrschaft, und weil man von den vielen in die geheimen Mysterien Eingeweihten Verrath fürchtete, machte er sich zum grauenvollen Inquisitions-Tribunal. Noch zeigt man in dem Gehöft den Saal, wo das entsetzliche Gericht saß, über die 4000 Köpfe des theokratischen Staates, den ein ungebildeter russischer Bauer gegründet; der Richtplatz war auf der Insel am Ausfluß der Malotschna. Schon der

bloße Verdacht des Verraths oder des Uebertritts zur russischen Kirche ward mit Marter und Tod bestraft; gegen 400 Menschen verschwanden binnen ein paar Jahren, meist spurlos. Eine nur allzu späte amtliche Untersuchung ergab gräßliche Resultate; man fand lebendig begrabene und viele verstümmelten Körper. Gemäß Ukas vom 6. Jänner 1841 wurden hierauf sämmtliche Duchaborzen an der Malotschna nach Kaukasien übergesiedelt, dort vertheilt und unter Polizei-Aufsicht gestellt, die am meisten gravirten Familien sammt Christus-Larion, 800 Köpfe stark, noch im J. 1841, wieder 800 im J. 1842, und 900 im J. 1843. Viele traten zur orthodoxen Kirche über, und blieben daher; manche thaten in Kaukasien, da es ihnen dort ziemlich trübselig geht, dasselbe, und kehrten an die Malotschna zurück, wo ihre Colonien im blühendsten Zustande sich befinden. Uebrigens hält Herr von Harthausen für mehr als wahrscheinlich, daß diese Uebertritte nur ganz äußerlich geschehen, und die Regierung sich durch solche, d. i. ihre officiellen und usuellen, Conversionen gewiß nur einen Haufen schlimmer Heuchler bilden werde. Er schließt seine Beobachtungen mit der ahnungsvollen Mahnung: „Rußland sollte die Sache sehr ernst in's Auge fassen; es ahnt nicht, welche Gefahren ihm von diesen Richtungen her drohen."

Uns aber bleibt über die russischen Revolutions-Parteien und ihre Chancen nichts mehr beizufügen.

XVI.

Graf Paul Franz von Sales, ein katholischer Diplomat unserer Tage.

Unter dem bescheidenen Titel: Notice historique sur M. le Comte Paul-Francois de *Sales*. Paris, Jacques Lecoffre, 1853, hat der berühmte Verfasser de la lettre au Roi de Prusse, Monseigneur Rendu, Bischof von Annecy und Nachfolger des heil. Franz von Sales, eine Schrift veröffentlicht, welche in den weitesten Kreisen bekannt zu werden verdient. Es wird uns in ihr ein Mann vorgeführt, welcher, Krieger, Staatsmann und ganz besonders Diplomat, nie aufgehört hat, ein katholischer Christ in Wort und That zu seyn. In den Höfen im Haag, zu Berlin, Petersburg und Paris gehörte Paul Franz von Sales der Zahl jener wenigen Männer an, welchen es unverändert Ernst war um die Sache Gottes auf Erden. Gleichsam als eine vereinzelte Flamme zu Gottes Ehre auf den hohen Leuchter inmitten der „vornehmen“ Gesellschaft Europa's gestellt, sah von Sales den hereinbrechenden Umsturz der Throne und das kommende Elend der Völker; er erkannte die letzten Gründe des Verderbens und that, in der Stellung eines sardinischen Diplo-

maten, der seinen höchstens nur moralischen Einfluß sich wohl mühsam genug selbst begründen mußte, was er nur immer vermochte, um mitzuwirken, damit allmählig das öffentliche europäische Recht wieder von dem Geiste christlicher Ideen und Sitte durchdrungen werden möchte.

Der Nachfolger des heil. Franz auf dem Hirten-Stuhle zu Annecy war berufen, der Biograph des letzten Sprößlings aus jenem Zweige der Familie von Sales zu seyn, welchem der große Heilige des 16ten Jahrhunderts angehört hatte. Die Epoche, welche mit dem reichen und schönen Leben eines Mannes (von 1778—1850) beschrieben wird, der die lange Reihe ausgezeichneter Personen des ehrwürdigen Geschlechtes schließt, ist der unblutige Kampf gegen die äußerlich verwüstete, immer mehr zurückgedrängte, und in ihrem innersten Heiligthum beeinträchtigte katholische Kirche bis zu der beinahe vollständigen Auflösung aller Bande auch der staatlichen Ordnung in den Jahren 1848 und 49. Gott gebot der Bewegung, und sie hielt vorerst inne. Paul Franz von Sales, ein lebender, klar schauender Zeuge dieser Bewegung, erscheint als ein verbindendes Glied zweier Zeiten; er war berufen, während der kalten, glaubensleeren Tage der genannten Epoche die reine Glaubenskraft mit Wenigen und auf die edelste Weise in den höchsten Kreisen der Gesellschaft zu vertreten, bis es Gott gefallen sollte, die öffentlichen Bekenntnisse dieser Art vor unsern Augen wieder zu vermehren. Wer möchte die Seelenleiden ermessen, welche ein Mann von dem Gemüthe eines Sales in dem langen Streite gegen die siegende Gewalt des Unrechts zu bestehen hatte! Mußte doch der 70jährige Greis am Schlusse seines Lebens sogar noch den moralischen und materiellen Schiffbruch eines königlichen Stammes erleben, dem Jahrhunderte lang sein Geschlecht mit jener angestammten Treue ergeben war, wie sie nur die Sache des Herzens, nimmermehr eines zeitlichen Interesses seyn kann.

Der Grundgedanke, welcher der Lebensbeschreibung, wie dem Wirken des Grafen unterliegt, dürfte sich dahin zusammenfassen, daß gegen den bald offen hervortretenden, bald mittelst der geheimen Gesellschaften im Dunkeln wirkenden Feind des Menschengeschlechts weder das Schwert, noch die diplomatische Kunst des Tages etwas vermag: daß das in der unwirksamen Bekämpfung der Revolutionen vergossene Blut ein unnütz vergossenes war; daß der alle Lebenskraft des Landmannes erschöpfende Aufwand der Staaten an Menschen und Geld ein umsonst vergeudeter ist; daß die Revolution in ihren Niederlagen selbst immer wieder feste Ruhe-Punkte fand, um bei dem ersten Anlasse ihren sichern Lauf von neuem anzuheben. — In der Vorrede gibt der Verfasser als Belege dessen eine sehr merkwürdige Uebersicht der diplomatischen Handlungen gegenüber den französischen, belgischen, spanischen, portugiesischen, piemontesischen, römischen, neapolitanischen, deutschen und schweizerischen revolutionären Bewegungen, und zeigt, wie weder That, noch ernster Wille vorhanden war, des ausgesprochenen Wortes ungeachtet, „das Zeitalter der Revolutionen abzuschließen."

Wir heben aus dieser classischen Vorrede nur Eine, die Schweiz betreffende Stelle hervor: „Die dauernde Revolution hat seit langen Jahren das Lager ihres Hinterhaltes in dem Herzen Europa's. Die Schweiz ist die Werkstätte, wo die Revolution ihre Pläne vorbereitet, wo sie die Reihen ihrer Söldlinge schaart und ihre ersten Uebungen versucht; dahin flüchtet sie, wie in eine sichere Burg, nach ihren Niederlagen. Die Aufrührer, die Flüchtlinge, die politischen Verbrecher anderer Länder stellten sich dort ein, und wo die Spur ihrer Tritte sichtbar wurde, war es auch jene ihrer Lehren. Mehr als dreißig Revolutionen, nicht selten mit Bürgerblut genährt, haben in weniger als dreißig Jahren dieses unglück-

liche Land heimgesucht. Der Meuchelmord wurde dort bezahlt und hoch gepriesen; man raubte, confiscirte, stahl im Großen, man warf ohne Urtheil und Recht Männer in's Gefängniß, oder verbannte sie, weil sie für allzu ehrlich galten. Was that allen diesen Dingen gegenüber die diplomatische Welt, welche an Gregor XVI. ein Memorandum gerichtet hatte, damit er in seinen Staaten beseitigen möge, was die Diplomatie „„Mißbräuche"" nannte? Sie hielt vor Bewunderung inne, als ob auch sie einen Ehren-Antheil an dem Ruhme der Unthat in Anspruch nehmen wolle, womit der uralte Boden eines freien Volkes besudelt wurde. Mit Ausnahme Englands gab es keine Großmacht, welche von Seite der Schweiz nicht mit frechem Uebermuthe geschmäht worden wäre, und zwar, Dank der Diplomatie, jederzeit noch ungestraft.... Die Schweiz hat die Verträge von 1815 gebrochen, ihre Verfassung umgestürzt, ihre eigenthümliche Freiheit, den Stolz ihrer Väter, gegen bundesstaatliche Einheit und centrale Knechtschaft vertauscht. Wie überall mußte die wahre Freiheit der unbegränzten Freiheit des Untergangs und ungemessener Besteuerung weichen. Was sprachen die Diplomaten, als die Schweiz auf solche Weise die Treue geschworener Verträge brach? Was thaten sie, als Theile dieser selben Schweiz sich verbanden, um mit ihrem Blute ihre alte Freiheit aufrecht zu erhalten? Traten sie nicht so gut, wie der englische Wühler, den Tyrannen zur Seite? Als die Verbrecher anderer Länder Aufnahme, Schutz und Heimath in der Schweiz gefunden hatten, um in aller Sicherheit von den Bergen aus neue Verschwörungen anzuzetteln, da entschloß sich die Diplomatie in allerbescheidenster Weise, um Entfernung der Aufruhrstifter zu bitten, und gab das Ansehen der europäischen Großmächte zwanzigmal den Täuschungen und Verhöhnungen des helvetischen Radikalismus preis. Man verzieh überall nachsichtsvoll, aus Furcht wohl, es möchte sonst der Siegeslauf der Revolution aufge-

halten werden. Als man ganze Klassen schweizerischer Bürger, und selbst Angehörige fremder Staaten plünderte, und diese, jenem Römer gleich, einen Ruf um Hülfe nach der Heimath sandten: „„Wir sind Deutsche, Italiener, Franzosen!"" — was erwiderten die Diplomaten auf diesen Hülferuf? Wir wissen nicht, ob sie etwas erwiderten; wir wissen nur, daß sie Alles geschehen ließen. Uralte Stiftungen des Erzhauses Oesterreich in der Schweiz wurden eingezogen, lombardische Institutionen vernichtet; viele europäischen Länder hatten mit langjährigen Opfern das berühmte Hospiz des St. Bernardberges gegründet, die Walliser Radikalen zerstörten es. Was that die Diplomatie? Es verlautet, Frankreich habe der Regierung von Wallis einige officiösen Bedenken unterbreitet, welche dem Gespötte der Räuber verfielen. Preußen besaß, kraft der Verträge und in Uebereinstimmung mit den Gesinnungen des Volkes, Ansprüche auf Welsch-Neuenburg. Die Männer der Revolution erklärten Preußen dieser Ansprüche verlustig. Ein langes Schweigen folgte; die zu London versammelten Diplomaten erkannten das gute Recht Sr. Majestät von Preußen an, unter der Bedingung jedoch, daß der König von Preußen auch die Rechte der Revolution respectiren wolle. Diese Rechte sind respectirt.... Welche Qualen, wie männiglich weiß, wurden der Diplomatie nicht dadurch bereitet, daß Oesterreich Miene machte, sich über die gewaltsame Ausweisung einiger wenigen Kapuziner zu erzürnen? Man mag die schweizerischen Entwicklungen aus einem beliebigen Gesichtspunkte betrachten, so wird man immer finden, daß in Bezug auf die Schweiz die Diplomatie ihre Pflichten theils verkannt, theils förmlich verrathen hat. Die Interessen des öffentlichen, des Privatrechts, der Religion, des Richteramts, der Würde der Fürsten und Völker, der Heiligkeit des gegebenen Wortes — Alles, Alles wurde der Revolution zum Opfer gebracht. Das Werk der Revolution dauert daselbst zur Stunde fort. Was

sich z. B. in dem Kanton Freiburg begibt, ist eher eines Räuberhausens, als eines christlichen Volkes würdig."

„Die Schweiz wird die Schmiede bleiben, wo der Socialismus seine Waffen hämmert; den Hammerschlag werden auch die Ohren der Diplomaten vernehmen — es dürfte auch der Wunsch ausgesprochen werden, nicht gar so stark zu hämmern; das Hämmern selbst wird nicht gewehrt, denn die Herrschaft des Rechts und der Sicherheit könnte den religiösen Interessen allzu günstig seyn. Nur die Tugend kann den Fürsten würdige Diener verschaffen, sagt Graf Maistre, aber das Laster wird taugliche Werkzeuge gegen die Tugend finden. Die Geschichte bestätigt dieß. Wären in dem Rathe der Fürsten und der Diplomaten nur immer Männer gesessen, frei von allen Verbindlichkeiten den geheimen Gesellschaften gegenüber und voll religiöser Empfindung, wie der Graf von Sales, so glauben wir nicht zu viel zu behaupten, wenn wir versichern, daß die Gemüther der Völker nicht so heftig erschüttert seyn würden bei dem Anblicke dieser drohenden Stürme, dieses Dunkels, das über der Menschheit lastet, dieser Unsicherheit jeder Stunde. Eine christlich gebliebene Gesittung würde den Völkern den Fortschritt eines moralischen Wohlseyns sichern, welchem das materielle Wohl und die Tugenden auf dem Fuße folgen, die dasselbe aufrecht zu erhalten bestimmt sind."

Wir müßten unserm Berichte einen für diese Blätter allzu ausgedehnten Umfang geben, wollten wir auch nur das Wichtigste aus dem anziehenden Buche mittheilen. Neu waren uns z. B. höchst interessante Thatsachen, welche sich auf die Pariser Revolution von 1830 und die unmittelbar darauf folgenden diplomatischen Berathungen daselbst beziehen, an denen Graf von Sales einen bedeutenden Antheil nahm. Seine Stimme rieth zum Frieden; das Schwert schien ihm nicht geeignet, irrige Begriffe auszurotten, und mit Gewalt

der Waffen durchzusetzen, was nur die Frucht gesunder Lehre, ruhiger Entwicklung und allmähliger Belehrung jener Kreise werden konnte, welche zwar, im Besitze der Macht, wiederholt bewiesen hatten, daß sie dieselbe weder im eigenen, noch im Interesse der Völker zu gebrauchen verstanden. Von diesem über alles Parteigetriebe erhabenen Standpunkte aus würdigte von Sales die großen Fragen der Zeit, und unterstellte die materielle Macht und Ordnung jeweils der geistigen Autorität, bei deren Erschütterung die Waffengewalt den Völkern neues und großes Elend, aber kein dauerndes Glück zu schaffen vermöchte. Seine Beziehungen zu dem Hofe Ludwig-Philipp's waren in dem angedeuteten Sinne von dem wohlthätigsten Einflusse. Bis zu seinem Tode blieb er, auch nachdem er die Stelle eines Botschafters zu Paris niedergelegt hatte, im Briefwechsel mit der engelgleichen Königin Maria-Amalie. Wir können es uns nicht versagen, einen kurzen Brief dieser hohen Frau, vom 12. Juli 1842, hier mitzutheilen, welchen der Graf nach dem Tode des Herzogs von Orleans erhielt:

„Auf Ihrem Schmerzenlager haben Sie den Schmerz einer unglücklichen Mutter und trostlosen ganzen Familie mitempfunden und getheilt. Gott lohne Sie dafür mit um so größerer Seligkeit einst bei Ihm. Sie können uns ein weiteres Zeichen jener Theilnahme gewähren, die Sie uns immer erwiesen haben. Gedenken Sie meines lieben Kindes in Ihrem frommen Gebete; rufen Sie Gott um die Ruhe seiner Seele an, damit ich ihn einst in dem Schooße seines göttlichen Erbarmers wieder finden möge! Ich werde meinerseits um Linderung Ihrer Leiden flehen.“

In seiner Stellung als katholisch gesinnter Gesandte eines katholischen Fürsten im Haag, zu Berlin und St. Petersburg konnte Sales den großen schwebenden Fragen des Tages nicht fremd bleiben. Seine Ansicht, welche die Folge

rechtfertigte, drückte er 1846 in nachstehenden Sätzen aus: „Diese Verbindung“ (von Holland und Belgien) „ist eine dauernde Kriegserklärung.... Wenn der König der Niederlande die katholischen Gewissen, wie jene seiner protestantischen Unterthanen beherrschen will, muß er zur Gewalt seine Zuflucht nehmen, und dann wird man ihn mit vollem Recht für einen Tyrannen halten. Wenn der König von Preußen die Bischöfe nöthigen will, gemischte Ehen ohne die Bedingungen einsegnen zu lassen, welche die Kirche vorschreibt, wird er zu Verfolgungen schreiten, die Gewissen verletzen müssen, wodurch er sich bei der Hälfte seiner Unterthanen gehässig macht.“ Sein mildes Urtheil beschuldigt die Unwissenheit und die Sorglosigkeit der Handelnden der meisten Fehlgriffe, welche in der Welt begangen werden.

Was aber Preußen insbesondere betrifft, so fühlte der geistvolle sardinische Gesandte am Berliner Hofe sich ganz besonders von der Persönlichkeit des damaligen Thronfolgers angezogen, jetzigen Königs Friedrich IV.. Ehe der Bischof von Annecy im J. 1845 sein „Sendschreiben“ an diesen König erließ, erholte er sich darüber bei dessen großem Verehrer Rathes*). Wir geben zum Schlusse die Ansicht des Grafen über Friedrich Wilhelm IV., für den er eine „nur schwer zu bezeichnende Zuneigung“ hegte, dessen Schicksale von 1848 ihm Thränen des Schmerzes und die Worte entlockten: „ein so guter König!“ Er war ein aufrichtiger Freund des Königs. Es liegt in solcher Freundschaft eines Mannes, wie von Sales, ein Genuß, dessen, wie der Verfasser sagt, nur wenige Könige sich erfreuen können. Die betreffende Stelle lautet, wie folgt: „Ich hatte die Ehre, den König

*) Bekanntlich wurde die deutsche Uebersetzung dieses Sendschreibens (von 1853) in Berlin mit Beschlag belegt, ist aber jetzt in zweiter Instanz gerichtlich freigesprochen.

von Preußen, ehe er den Thron bestieg, zu kennen und ganz besonders hochzuschätzen. Er ist zuverlässig heute noch derselbe, der er damals war. Ein Mann der Wissenschaft, voll Kenntniß und Verstand, wäre Friedrich Wilhelm in jeder Lage eine ausgezeichnete Erscheinung, auch ohne Fürst und König zu seyn. Von den tiefsten philosophischen Forschungen, für welche er große Neigung hatte, wendete er sich zum Christenthume, und wurde ein überzeugungstreuer Protestant. Sein Geist sah für das Land die Gefahren einer Philosophie voraus, welche immer und nothwendig zum Unglauben führen wird. Er strebt daher nach einer Staats-Religion, welche durch eine Autorität der freien Forschung des Protestantismus billige Schranken setzte, von dem Philosophismus und der schiefen Ebene der Negation jeder geoffenbarten Wahrheit ableitete. Im geistigen, wie im staatlichen Leben verlangt der König nach einer Autorität, und ist in dieser Hinsicht Katholik. In jeder andern Beziehung ist er Protestant. Trotz aller Anhänglichkeit aber an seinen Glauben, besitzt die Seele Friedrich Wilhelm's zu viel Rechtlichkeit und Gerechtigkeitsgefühl, als daß die Katholiken je etwas von ihm zu besorgen haben dürften."

XVII.

Quasi-katholische Glaubens- und Lebens-Ansichten protestantischer Persönlichkeiten.

III.

Graf Nicolaus Ludwig von Zinzendorf.

5. Sociale Verhältnisse.

Zu einem der beliebtesten Stichwörter der Protestanten gehört „die Reinheit der Religion von allen fremdartigen Beimischungen.“ Dieß Wort hat einen doppelten Sinn. Erstens kann es bedeuten die Freiheit von Mißbräuchen und verderbten Anhängseln u. dgl. In diesem Sinne des Worts muß gewiß jeder Christ „Reinheit“ der Religion wünschen und, so viel an ihm ist, mit zu erstreben suchen. Die „Reinheit“ hat aber auch einen andern Sinn, und dieser Sinn ist ein ganz gewöhnlicher im protestantischen Sprachgebrauch, der Sinn nämlich einer Freiheit der Religion, als eines nur Uebernatürlichen, Göttlichen, von allem Natürlichen. Dieser Begriff von „Reinheit“ geht aber von der Voraussetzung aus, daß Göttliches und Menschliches innerlich völlig beziehungslos, daß sie ohne allen innern Zusammenhang wären, und eben deßwegen, weil nach dieser Ansicht das Natürliche

dem Göttlichen, der Religion, von Hause aus fremd ist, muß ihr jedes Zusammengehen und Zusammenwirken beider als ungehörig erscheinen. Nach dieser Anschauungsweise ist es dann eine Verunreinigung der Religion, wenn z. B. die Kunst im Gottesdienst in Anwendung gebracht oder die Vernunft zur wissenschaftlichen Erfassung der Offenbarung herangezogen wird. Die Ausdrücke der Reformatoren über den Gebrauch der Vernunft in religiösen Dingen sind bekannt, und ebenso, wie ihre Religion, in ihrer Flucht vor der Berührung mit dem Natürlichen sich von der Kunst zurückzog und, alle Beziehung mit allen andern Kreisen der Schöpfung abschneidend, eine Religion zu seyn strebte, die eben pur Nichts, als lauter Religion wäre. Selbst die Religions-Wissenschaft zog sich, wie ungefähr der protestantische Constantin Frantz sich irgendwo ausdrückt, ganz und gar in das Gebiet des transcendentalen Gedankens zurück, behandelte die Lehre von Gott, Seiner Vorsehung, Seinem Reiche und Dienste nicht mehr in ihrer praktischen Beziehung auf das wirklich gegenwärtige Leben, sondern nur als einen Kreis in sich abgeschlossener theoretischen Vorstellungen, die mit dem gegenwärtigen wirklichen Leben und den Lebensfragen der Einzelnen wie der Völker ganz und gar Nichts zu thun haben *).

---

*) Wir erlauben uns, als ein Beispiel solcher Entgegensetzung des Natürlichen und Uebernatürlichen und völliger Abstraction des letztern von dem ersten, die tadelnde Bemerkung anzuführen, die man, z. B. Neander in seiner Kirchengeschichte 2. Bd., S. 328, gegen das Mönchsthum macht: dasselbe sei keine dem Christenthum an und für sich eigentlich angehörende, und aus dem Geiste des Christenthums rein hervorgegangene Erscheinung; dasselbe komme auch in andern Religionen vor ꝛc. ꝛc. Solchen Gedanken liegt eben die Voraussetzung zu Grunde, als ob es wirklich etwas Wirkliches geben könne, was rein aus dem Geiste des Christenthums hervorgegangen; als ob dieses nicht überall die natürliche Wirklichkeit der Schöpfung in all ihren Gesetzen und Ordnungen, die es ja

Wir haben gesehen, wie Zinzendorf keineswegs ein Feind aller natürlichen Momente in der Uebung der Religion ist, indem er ja eine Menge natürlicher Lebens- und Wirkungsmomente in dieselbe aufnahm. Von Vielem, was in dieser Hinsicht noch zu erwähnen wäre, wollen wir nur das Eine berühren, daß

---

eben erneuern soll, voraussetze; als ob die Erlösung dieselbe nicht zu durchdringen, nicht zu erlösen und in sich aufzunehmen, sondern als ob das Christenthum eine Wirklichkeit für sich zu seyn habe, welche um so vollkommener sei, je mehr sie sich von allem Natürlichen entfernt in der Sphäre einer puren, nur für sich bestehenden, d. h. ganz und gar abstracten Religion halte. Solche Religion, welche nicht überall die natürlichen Gesetze und Ordnungen und Kräfte in sich aufnimmt und voraussetzt, ist ohne Mark und Bein, Fleisch und Blut, und geräth überdieß noch in die große Inconsequenz, daß die Abstraction nicht durchzuführen ist. So gut wie die allgemeinen und natürlichen Gesetze des Menschenlebens, welche dem Ordenswesen als natürliche Voraussetzung zu Grunde liegen, auch im Heidenthum ihm äußerlich ähnliche Institutionen erzeugt haben, so gut haben z. B. dieselben Gesetze der Sprache, in welchen die Schrift geschrieben ist, zur Verkündigung schon sehr vieler anderen Religionen gedient, und dienen tagtäglich zu gewöhnlichem Verkehr des Lebens, und selbst zur Ausführung sehr vieler bösen Dinge. Wer kann darum sagen, das in menschlicher Rede verkündete Evangelium sei nicht rein aus dem Geiste des Christenthums hervorgegangen? Gleichwohl müßte dieß gesagt werden, wenn die gewöhnlich beliebte Abstraction des Uebernatürlichen vom Natürlichen irgend ein Recht haben soll. In diesem Sinne ist überhaupt gar nichts ohne natürliche Voraussetzungen und Elemente aus dem Geiste des Christenthums rein hervorgegangen; die solcher Vorstellung zu Grunde liegende Voraussetzung ist wider die Idee des Christenthums selbst, als welches sich doch eben in der gegebenen natürlichen Menschheit und Schöpfung verwirklichen soll, und würde die praktische Maxime, nur rein Christliches in der Religion zu dulden, die Nothwendigkeit enthalten, auch das Gebet zu unterlassen, da dieß doch auch zum Theil mit natürlichen Kräften geschieht, also nicht rein aus dem Geist des Christenthums herausgeboren ist.

er einen sehr ausgedehnten Gebrauch der Musik bei den gottesdienstlichen Handlungen und Festfeiern einführte und sich dadurch der Vorwürfe theilhaftig machte, die von manchen protestantischen Seiten gegen die Anwendung der Kunst im katholischen Gottesdienste gemacht werden.

Sofern diese Vorwürfe wirkliche Mißbräuche betreffen, die sicher unter Katholiken vorgekommen seyn mögen, wollen wir nichts gegen dieselben sagen, und treffen sie Zinzendorf durchaus nicht; dieser hielt die Anwendung der Musik in den gehörigen Schranken, so daß sie nie zu sehr in ihrer eigenen Bedeutung als Kunst hervortrat, sondern in den Gottesdienst als dienendes Moment eingeordnet in und mit diesem immer streng auf das praktische Ziel der Erbauung gerichtet blieb. Abgesehen von allem Mißbrauch der Kunst im Gottesdienste, um dessenwillen ängstliche Gemüther, in Uebereinstimmung mit den modernen Polizei-Maximen, auch den Gebrauch verbannt wissen möchten, liegt dem Tadel mancher Protestanten in diesem scheinbar unbedeutenden Differenz-Punkte jene tiefere Abweichung der craß protestantischen Richtung von dem katholischen Geiste zu Grunde, die sich gewöhnlich ihren allgemeinsten Ausdruck in dem Vorwurfe gibt, „in der katholischen Kirche sei sehr viel Heidnisches.“ Zu diesem Heidnischen wird dann eben auch die Anwendung der Kunst beim Gottesdienst, die Beziehung, welche das kirchliche Leben zur Natur einnimmt, die schon in den „finstern Zeiten des Mittel-Alters“ von einem Concilium ausgesprochene Anerkennung der Uebereinstimmung der Vernunft mit dem Glauben und der daher der erstern zuerkannten Berechtigung in der Auffassung der positiven Lehre u. dgl. gerechnet*). Ist denn dies Alles wirklich heidnisch?

Die Heiden hatten natürlich als Menschen die menschliche Natur mit uns gemeinsam, und so ist nichts natürlicher,

*) Wir erinnern hier an die irrationalistischen Aussprüche Luthers.

als daß sich auch in ihrem Cultus und in ihrem Leben Manches mit den katholischen Gebräuchen in Uebereinstimmung findet, aus dem einfachen Grunde, weil es dieser gemeinsamen und weder bei den Heiden noch bei den Christen ganz verdorbenen Natur angehört. Wegen dieser Uebereinstimmung ist aber noch kein historischer Zusammenhang, keine Ableitung der christlichen Formen aus den heidnischen so anzunehmen, als ob gleichsam dieß Heidnische sich auf die Christen wie durch Ansteckung vererbt hätte. Auch ohne solche historische Succession erzeugt die menschliche Natur das, was ihr entspricht, und wenn sich im Christenthum sehr Vieles findet, was mit den Gebräuchen der alten Völker und Zeiten übereinstimmt, so ist das nur eine Folge davon, daß sich die menschliche Natur überall gleich bleibt, und ein Beweis dafür, daß eine solche natürliche Seite der Religion auf einer allgemeinen menschlichen Natur-Wahrheit beruht. Bei solcher Uebereinstimmung in den natürlichen Seiten der Erscheinung von der Verwirklichung der Religion sind diese aber in der That im Christenthum in ganz anderer Weise da, als im Heidenthum. So gut wie Essen und Trinken und die gewöhnliche Handthierung des Lebens bei aller Identität der Formen und physischen Verhältnisse von den Christen in einem ganz andern Geiste, aus ganz andern Beweggründen und zu ganz andern Zielen getrieben werden sollen, als dieß bei den Heiden geschah, so gut und noch viel mehr haben die der Form nach ähnlichen gottesdienstlichen Uebungen im Christenthum einen ganz andern Geist und Inhalt. So wenig es daher möglich ist, die sehr natürliche Function des Denkens oder Schlafens deßwegen eine heidnische zu nennen, weil auch die Heiden sie hatten, so gut scheint es ein sehr großes Unrecht, äußere Verhältnisse und Seiten des Gottesdienstes deßwegen heidnische zu nennen, weil sie auch bei den Griechen und Römern 2c., aber hier in einem ganz andern Geiste, vorkamen. Nicht das Physische, nicht die natürlichen Formen

als solche, machten das Heidnische, sondern die Abwesenheit des christlichen Geistes in ihnen. Gerade damit, daß das Natürliche in das Christenthum eingeht, mit dem christlichen Geiste erfüllt wird, hört es auf, ein Heidnisches zu seyn, ohne darum aufzuhören, ein Natürliches zu bleiben. Wird der Heide Christ, so hört er eben auf, Heide zu seyn, während er doch noch Mensch bleibt, ja täglich in dem Maße mehr wahrer Mensch wird, als er in fortschreitender Erneuerung immer mehr aufhört, Heide, nur natürlicher Mensch zu seyn, und also seine Natürlichkeit zur Stätte und zum Organ des übernatürlichen Lebens Gottes in ihm werden läßt. Das Natürliche ist also nicht an sich das Heidnische, sondern heidnisch ist nur der Zustand, in dem jenes vor dem Christenthum in seiner Abgerissenheit von Gott und Versunkenheit in die Macht anderer Gewalten ist. Die Aufhebung dieses Zustandes findet eben dadurch statt, daß das Natürliche in den Geist und das Leben des Christenthums eintritt; dasselbe auch dann noch heidnisch zu nennen, ist entweder nur auf Grund der Voraussetzung einer ursprünglichen Entgegensetzung zwischen Geistlichem und Natürlichem, Göttlichem und Menschlichem, oder aber in Folge einer solchen Anschauung von der Sünde möglich, wie sie der Protestantismus hat, nach welcher eine Wiedervereinigung des Natürlichen mit dem Uebernatürlichen um deßwillen nicht möglich ist, weil das Natürliche nicht etwa in seinem Zustande, sondern in seiner Wesenheit durch die „Substanz" der Sünde böse geworden, und an sich seinem Wesen nach in einem unaufhebbaren Widerspruch gegen Gott steht (protestantische Lehre von der Unheilbarkeit des Menschen in diesem Leben). Nur aus diesem Gesichtspunkte erklärt es sich, wenn nicht Einzelheiten und Mißbräuchliches als solches im katholischen Kirchenleben als heidnisch bezeichnet werden in dem Sinne, wie alles bloß Natürliche heidnisch ist, sondern das ganze Kirchenleben selbst durch und durch vom Heidenthum durch-

drungen seyn soll: man versteht darunter wohl nichts anderes, als die Wiedervereinigung des Natürlichen mit dem Uebernatürlichen in der Kirche, eine Verbindung, in welcher der Katholik im Christen den denkenden, fühlenden und freiwollenden Menschen conservirt, während der Protestant in gewissen finstern Richtungen des Protestantismus das Menschliche als das Natürliche flieht, oder aber im willenlosen Sichhingeben an seine „rettungslos verdorbene“ Natur gar leicht zur Bestie wird *).

Das Princip der Verbindung des Natürlichen mit dem Uebernatürlichen blieb in Herrnhut nicht im Kreise der Religion stehen, sondern gestaltete sich nach allen Seiten in den mannigfachsten Beziehungen aus. So war in Bezug auf geselliges Leben Zinzendorf nicht der Meinung, daß der natürliche Mensch in diesem Stücke sich selbst ohne Vorsorge zu überlassen sei, und war daher mit allem Ernst darauf bedacht, auch die Gelegenheit zu Ausbrüchen roher Sinnlichkeit von seiner Gemeinde fern zu halten. Während er Tanz und Spiel verbannte, sorgte er aber auf der andern Seite für gesellige Freuden höherer Art in reichlichem Maße, indem er unter Anderm eine Menge Gemeinde- und Chorfeste einführte, worunter viele waren, in denen sich mit der kirchlichen und religiösen Feier, und zwar im engsten Anschluß an

*) Es sei hier ausdrücklich bemerkt, daß nicht gemeint ist, daß diese beiden Extreme unter den heutigen Protestanten häufig vorkommen. Geschichtlich sind sie da, und finden sich Beweise für die thierische Bestialität, welche sich in den ersten Zeiten aus der protestantischen Ansicht entwickelte, in Hülle und Fülle in Döllinger's Reformations-Geschichte. Daß die heutigen Protestanten im Ganzen auch in dieser praktischen Beziehung besseren Richtungen folgen, und uns im Leben unendlich näher stehen, als im System, ist ein Beweis der auch über ihnen waltenden Gnade, und eines von den vielen Zeichen, daß sie in Wirklichkeit sich auf dem allmähligen Rückweg zur Kirche befinden.

dieselbe, auch menschlich-sociale Freuden und Erholungen verbanden. Musik wurde von Anfang an sehr viel in Herrnhut getrieben, die ohnehin angenehme Gegend durch Anlagen verschönert u. s. w. Kurzum, Herrnhut trägt nicht das Gepräge eines finstern Pietismus, sondern scheint in sofern selbst in seinen Vergnügungen katholisirend, als sich etwas von jener katholischen Heiterkeit in ihm spiegelt, die als eine Frucht der Versöhnung mit Gott und des Bewußtseyns wirklicher Erlösung das ächt katholische Leben durchzieht, und, sich gleichsam auch der Natur mittheilend, ächt katholischen Orten einen gewissen heiter-geistigen Anhauch gibt, dessen belebenden und erhebenden Einfluß auch selbst Andersgläubige empfinden.

Die Verbindung des Natürlichen mit dem Uebernatürlichen, des Menschlichen mit dem Religiösen, welches in den katholischen Grundanschauungen über das Verhältniß des Natürlichen zum Göttlichen ein unvertilgbares Grundprincip hat, stellt sich nicht bloß darin dar, daß die Religion Natürliches in sich aufnimmt, sondern auch darin, daß das Natürliche selbst der Religion zustrebt und religiösen Charakter annimmt. So hatte das Gewerbe-Leben, überhaupt die bürgerlichen Verhältnisse, des Mittelalters eine bestimmte Verbindung mit der Religion, die an sich noch so natürliche und einfache materielle Thätigkeit wurde in jenen christlichen Zeiten, nach der Grundidee des Christenthums, von einem gegenseitigen Wechseldienst aller Glieder am Leibe Christi in ihrer innersten und tiefsten religiösen Bedeutung erfaßt, und in diesem Zusammenhange mit der Religion mit all dem Ernst und all der Kraft getrieben, mit der der Mensch das, was Gottes ist, thun und treiben kann. Ein paar Thaler Verdienst oder das tägliche Brod, welch ein elendes Motiv ist das für die menschliche Thätigkeit! Ist es darum wohl zu verwundern, daß die Masse der heutigen Arbeiter, welche keine höhern und stärkern Beweggründe und keine besseren Ziele kennen, als diese,

drungen seyn soll: man versteht darunter wohl nichts anderes, als die Wiedervereinigung des Natürlichen mit dem Uebernatürlichen in der Kirche, eine Verbindung, in welcher der Katholik im Christen den denkenden, fühlenden und freiwollenden Menschen conservirt, während der Protestant in gewissen finstern Richtungen des Protestantismus das Menschliche als das Natürliche flieht, oder aber im willenlosen Sichhingeben an seine „rettungslos verdorbene" Natur gar leicht zur Bestie wird *).

Das Princip der Verbindung des Natürlichen mit dem Uebernatürlichen blieb in Herrnhut nicht im Kreise der Religion stehen, sondern gestaltete sich nach allen Seiten in den mannigfachsten Beziehungen aus. So war in Bezug auf geselliges Leben Zinzendorf nicht der Meinung, daß der natürliche Mensch in diesem Stücke sich selbst ohne Vorsorge zu überlassen sei, und war daher mit allem Ernst darauf bedacht, auch die Gelegenheit zu Ausbrüchen roher Sinnlichkeit von seiner Gemeinde fern zu halten. Während er Tanz und Spiel verbannte, sorgte er aber auf der andern Seite für gesellige Freuden höherer Art in reichlichem Maße, indem er unter Anderm eine Menge Gemeinde- und Chorfeste einführte, worunter viele waren, in denen sich mit der kirchlichen und religiösen Feier, und zwar im engsten Anschluß an

*) Es sei hier ausdrücklich bemerkt, daß nicht gemeint ist, daß diese beiden Extreme unter den heutigen Protestanten häufig vorkommen. Geschichtlich sind sie da, und finden sich Beweise für die thierische Bestialität, welche sich in den ersten Zeiten aus der protestantischen Ansicht entwickelte, in Hülle und Fülle in Döllinger's Reformations-Geschichte. Daß die heutigen Protestanten im Ganzen auch in dieser praktischen Beziehung besseren Richtungen folgen, und uns im Leben unendlich näher stehen, als im System, ist ein Beweis der auch über ihnen waltenden Gnade, und eines von den vielen Zeichen, daß sie in Wirklichkeit sich auf dem allmähligen Rückweg zur Kirche befinden.

dieselbe, auch menschlich-sociale Freuden und Erholungen verbanden. Musik wurde von Anfang an sehr viel in Herrnhut getrieben, die ohnehin angenehme Gegend durch Anlagen verschönert u. s. w. Kurzum, Herrnhut trägt nicht das Gepräge eines finstern Pietismus, sondern scheint in sofern selbst in seinen Vergnügungen katholisirend, als sich etwas von jener katholischen Heiterkeit in ihm spiegelt, die als eine Frucht der Versöhnung mit Gott und des Bewußtseyns wirklicher Erlösung das ächt katholische Leben durchzieht, und, sich gleichsam auch der Natur mittheilend, ächt katholischen Orten einen gewissen heiter-geistigen Anhauch gibt, dessen belebenden und erhebenden Einfluß auch selbst Andersgläubige empfinden.

Die Verbindung des Natürlichen mit dem Uebernatürlichen, des Menschlichen mit dem Religiösen, welches in den katholischen Grundanschauungen über das Verhältniß des Natürlichen zum Göttlichen ein unvertilgbares Grundprincip hat, stellt sich nicht bloß darin dar, daß die Religion Natürliches in sich aufnimmt, sondern auch darin, daß das Natürliche selbst der Religion zustrebt und religiösen Charakter annimmt. So hatte das Gewerbe-Leben, überhaupt die bürgerlichen Verhältnisse, des Mittelalters eine bestimmte Verbindung mit der Religion, die an sich noch so natürliche und einfache materielle Thätigkeit wurde in jenen christlichen Zeiten, nach der Grundidee des Christenthums, von einem gegenseitigen Wechseldienst aller Glieder am Leibe Christi in ihrer innersten und tiefsten religiösen Bedeutung erfaßt, und in diesem Zusammenhange mit der Religion mit all dem Ernst und all der Kraft getrieben, mit der der Mensch das, was Gottes ist, thun und treiben kann. Ein paar Thaler Verdienst oder das tägliche Brod, welch ein elendes Motiv ist das für die menschliche Thätigkeit! Ist es darum wohl zu verwundern, daß die Masse der heutigen Arbeiter, welche keine höhern und stärkern Beweggründe und keine besseren Ziele kennen, als diese,

eben darum auch so ohne alle Energie, ohne Lust und Liebe, und deßhalb auch so oberflächlich und so schlecht arbeiten?

Herrnhut ist bekanntlich berühmt durch die vortrefflichen Arbeiten, welche von dorther kommen. Wir erklären uns diese Vortrefflichkeit der Herrnhutischen Arbeiten zunächst aus der Gesinnung der Arbeiter, aus ihrer Gesinnung in Bezug auf die Arbeit selbst. Ein sehr schönes Zeugniß dieser in Herrnhut herrschenden Gesinnung finden wir in dem Ausspruche des Synodus von 1848: „Aber nicht minder wichtig" (als der Grundsatz der Redlichkeit) „soll uns der seyn: daß Handlung und Gewerbe unter uns dem Herrn geheiligt sei (vgl. 1. Tim. 4, 5). Was wir unter dieser Heiligung auch unseres äußern Thuns und Lassens, und aller unserer Erwerbs-Unternehmungen verstehen, fühlt jeder Bruder und jede Schwester, die, im kindlichen Gebetsumgang mit dem Heilande stehend und vom Geiste des Heiligthums belebt, auch ihren äußern Beruf, er sei im Dienste einer Gemeinde, oder eines Chorhauses, oder in der Fürsorge für eine Familie, als vom Herrn empfangen ansehen, und von diesem Gesichtspunkte ausgehend, bei allem Arbeitsfleiß und bei aller Handwerkstreue den Segen von Ihm allein erwarten. In dieser Gesinnung liegt der eigentliche Kern aller unserer bruderthümlichen Verwaltungs-Grundsätze. Sie ist ebenso für den fähigsten und umsichtigsten Verwalter einer Diakonie oder eines Gewerbes das sicherste Schutzmittel vor „„unseligem Großwerden"", wie vor „„aller Selbstgefälligkeit"", als sie für den minder Fähigen und minder Umsichtigen ein durch Erfahrung erprobtes Schutzmittel ist vor „„aller unnöthigen Verlegenheit"" und „„vor Verwirrungen"". — Aller wohlthätige Einfluß, den Ordnung, Fleiß, Sparsamkeit und ein äußeres freundliches und gefälliges Benehmen auf den guten Gang einer Verwaltung, eines Geschäfts oder eines Gewerbes haben können und haben müssen, reicht nicht hin an den mächtigen Einfluß dieser mit jenen Eigenschaften

verbundenen Gesinnung und der Herzenstreue, die den Weisen demüthig und den Einfältigen weise macht."

Weiterhin erklärt dann die Synode, wie der Hauptberuf aller Brüder der sei, Christum zu lieben, wie sich diesem Hauptberuf der äußere Dienst in der Gemeinde, im Chor-Hause oder in einem Gewerbe unterordnen müsse u. s. w. Dabei wird aber durchaus die Wichtigkeit eines guten Zustandes der äußern Angelegenheiten für das innere Leben anerkannt: „Wie aber in unserer ganzen Verfassung, sowie sich dieselbe nach der Leitung des Herrn einmal gestaltet hat, das Aeußere mit dem Innern im genauesten Zusammenhange steht, so dürfen wir auch zuversichtlich hoffen, daß durch den Segen größerer Herzenstreue die nothwendige Vorsicht, Pünktlichkeit und Ordnung in der Führung und Verwaltung unseres äußern Haushalts für unsern innern Gemeingang ebenso gewiß von den segensreichsten Folgen seyn werden, als früher das Gegentheil davon mit dem ökonomischen Schaden auch auf unsern innern Zustand verderblich einwirkte" (Synodal-Verlaß, 1848).

Diese Gesinnungen widerstreiten aber in den ihnen zu Grunde liegenden Ansichten den protestantischen Principien in gar vielen Punkten. Schon das Verhältniß des Innern zum Aeußern ist hier ganz anders genommen, als wie es die Logik der Reformatoren faßte, welche überall eine schroffe Scheidung von dem Innern und Aeußern annahmen, und auf die abstracte Zertrennung beider Seiten des Wirklichen außer der Lehre von der unsichtbaren Kirche auch noch eine Menge anderer specielleren Controverslehren aufgebaut, und im Leben die Verbreitung der Ansicht veranlaßt haben, als habe das äußerliche staatliche, also auch das bürgerliche, gewerbliche und industrielle Leben mit dem innerlichen religiösen überhaupt keine innere und wesentlich reale Verbindung. Hat sich nun in Herrnhut die Einheit zwischen Aeußerm und Innerm so verwirklicht, daß man fast sagen könnte, die Tendenz der Gemeinde bestehe eben nur darin, in Wirk-

lichkeit, also auch äußerlich zu seyn, was innerlich jede Gemeinde seyn soll, eine wahre Gemeinde Christi, so ist das ein Widerspruch zwar nicht unmittelbar gegen die protestantische Dogmatik, wohl aber gegen die reformatorische Logik, sofern diese die Eine Wirklichkeit in zwei getrennte Welten, eine äußere und eine innere zerreißt, und eben auf Grund dieser Abstraction im 28sten Artikel der Augsburgischen Confession die innere gänzliche Verschiedenheit und Beziehungslosigkeit der weltlichen und geistlichen Gewalt ausgesprochen. In diesem speciellen Punkte wurde nun zwar auch in Herrnhut die Trennung des Innern und Aeußern unter dem Einfluß des Lutherthums beibehalten: dagegen ist aber das ganze Wesen dieser Gemeinde auch in sofern ein Widerspruch wider das Princip dieser Trennung, als in Herrnhut das äußere sociale und ökonomische Leben bis in die letzten peripherischen Ausläufe des materiellen Gewerbes sich aus dem innern Leben des Christen erneuern und heiligen soll.

In sofern aber schon die Heiligung überhaupt, und das persönliche Streben nach derselben, mit der protestantischen Lehre von dem gänzlichen Verderben der menschlichen Natur und der Unfreiheit des Willens nicht eben in Uebereinstimmung steht, ist natürlich eine über das Halten der Gebote und die bürgerliche Redlichkeit und Rechtlichkeit hinausgehende Heiligung, sogar auch des äußersten Umkreises des Menschenlebens, nichts weniger als im Sinne des protestantischen Systems.

Die Geschichte zeigt in den Thatsachen, wie in und mit der Verbreitung des protestantischen Geistes, die sich auch weit über das Gebiet des confessionellen Protestantismus hinaus in katholisch gebliebene Länder erstreckte, die Religion in den Menschen und ihre Grundwurzel, die Liebe, sich mehr und mehr von den politischen und socialen Gebieten zurückzog, und dem kältesten Egoismus Platz machte. Es läßt sich vielleicht sagen, daß das Grundprincip des Protestantismus,

losgerissener Individualismus, in keinem andern Gebiete zu so erschreckender Durchführung gekommen, als eben in den socialen Beziehungen, d. i. in der Verbindung der Menschen unter einander, die sich auf ihr gemeinsames Verhältniß zur Natur bezieht. Auf den crassesten Egoismus erbaute sich die Nationalökonomie, welche in der schrankenlosen Entfaltung der Einzelkräfte, bei völliger Verneinung alles gemeinschaftlichen Wirkens, alles Heil erblickt, die Erreichung der Einzelzwecke als einziges Motiv und Hebel für alle Theilnahme an der Erstrebung des Gemeinwohls hinstellt, und in der unbeschränkten Concurrenz nicht etwa einen Wettkampf, sondern den industriellen Vernichtungskrieg Aller gegen Alle für einen ganz natürlichen und normalen Zustand erklärt. Diese Nationalökonomie lehrt in industrieller Form und Fassung gerade das Gegentheil von der Liebe, die nicht das Ihre, sondern auch das, was des Andern ist, sucht, während jene den Egoismus, der nur das Seine sucht, und sich um den Andern nicht kümmert, thatsächlich als höchstes Gesetz ausspricht. Dieser antichristlichen Theorie gemäß findet sich auch die Praxis des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens in heutiger Welt durchgängig auf den Egoismus basirt, und zwar dieß nicht bloß in natürlicher und naiver Weise, sondern in dem antinomistischen Bewußtseyn, als ob dieß für dieses Gebiet recht und vernünftig wäre. Das „Du sollst nicht stehlen" ist allerdings in der Industrie von den Gesetzen und der öffentlichen Meinung noch anerkannt, aber das „Du sollst den Nächsten lieben als dich selbst" wird durch die gegentheiligen Grundsätze geradezu verneint, und diese Verneinung ist so sehr in den Geist des Zeitalters eingedrungen, daß unzählig viele sonst gut-gläubigen Christen keinen Begriff mehr davon zu haben scheinen, wie Opfer und Selbstverläugnung, wo es die Liebe erfordert, nicht bloß in specifisch religiösen Formen, z. B. durch qualificirtes Almosengeben xc. als solches, sondern auch in den ganz ge-

wöhnlichen Weisen und Wegen des bürgerlichen Lebens und Verkehrs rc. implicite statt finden können und sollen. Es ist heutzutage gerade so, als ob das industrielle Gebiet ganz und gar von dem religiösen Leben emancipirt sei, und ganz besonders nicht das Geringste mit der „Liebe" zu schaffen habe.

Diese Emancipation der bürgerlichen Beziehungen ist aber nach der Geschichte dem Geist des Protestantismus zuzuschreiben, weil dieser Geist des Individualismus die Menschen individualisirte und atomisirte, weil er das Natürliche und Bürgerliche in einen unaufgehobenen Gegensatz gegen das Religiöse stellen mußte, indem er wegen der von ihm aufgestellten Lehren vom gänzlichen Verderben der Natur, und wegen der Einseitigkeit, mit der er nur die Rechtsseite in der Erlösung betonte, dagegen die lebenserneuernde Kraft derselben in den Sakramenten verkannte, folgerecht die Erlösung der irdischen Verhältnisse aus den Banden der Welt nicht mehr glauben konnte, und darum den Gegensatz zwischen Welt und Religion, bezüglich der staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse, aus einem interimistischen zu einem definitiven machte.

Wenn unsere Vorfahren ihre irdischen Beschäftigungen in Connex setzten mit dem kirchlichen Leben, z. B. ihren gewerblichen Genossenschaften, Arbeiten und Vergnügungen eine kirchliche Weihe gaben, so haben sie ganz sicher nicht gemeint, daß dadurch diese ihre Beschäftigungen an sich selbst unmittelbar und augenblicklich zu religiösen würden, sondern haben wohl gewußt, daß alle diese Beziehungen, trotz aller Berührungen mit der Religion, zunächst in sich immer noch weltliche blieben. Trotzdem sahen sie keine Profanation des Heiligen in dieser seiner Berührung mit irdischen Dingen, und keine ungehörige Vermengung des Irdischen mit ihm fremdartigen religiösen Beziehungen in solcher Berührung, weil sie in ihren Grundanschauungen von den beiden Wahrheiten ausgingen: 1) daß das Irdische und Materielle nach

seiner Natur an sich in keinem Gegensatze gegen Gott stände, wie viele Secten gelehrt hatten, und daß 2) der Gegensatz, in den es wirklich durch die Sünde gegen Gott gestellt ist, kein nothwendig dauernder und definitiver, sondern ein durch die Verwirklichung der Erlösung aufzuhebender und interimistischer sei. Man unterschied also praktisch zwischen Weltlichem und Irdischem. Das Irdische ist nicht an sich weltlich, sondern nur nach dem Zustande, in dem es sich durch die Sünde befindet, dem Zustande des Abfalls und der Trennung von Gott; Welt ist so wenig, als die Sünde ein an sich Wesenhaftes, sondern nur eine Daseynsweise an den Dingen; Welt und weltlich ist kein Seyn als solches, sondern nur in seinem Zustande ein von Gott getrenntes Seyn. Aus dieser Fassung des Weltlichen folgt dann, was Christian Brentano so schön sagt: „der Unterschied zwischen Weltlichem und Geistlichem ist nach der Tendenz des Christenthums ein bloß interimistischer, durch die Erlösung zu behebender, und nach Maßgabe wachsender christlichen Verklärung schwindender Unterschied, da mit der Vollendung dieser Verklärung der ganze Mensch und all sein Wirken und Trachten aus Weltlichem Geistliches werden und bleiben soll" *).

Weil eben der Protestantismus diese Unterscheidung zwischen Weltlichem und Geistlichem gar nicht kennt, weil er bei seinem Glauben an die Wesenhaftigkeit der Sünde — und also auch an die Wesenhaftigkeit der Weltlichkeit als solcher — und bei seinem Unglauben an die Vollkraft der Erlösung die Existenz eines wahrhaft und wirklich geistlichen Daseyns und Wesens auf der Erde läugnen mußte: darum mußte er nothwendig überall in allen Gebieten einerseits die Unterscheidung und andererseits die Verbindung von Weltlichem und Geistlichem verneinen, und jene Trennung von

*) Nachgelassene religiöse Schriften, 2. Bd. S. 182.

Erde und Himmel durchführen, die seine Welt so gräßlich kalt und todt und leer gemacht, und allen staatlichen und bürgerlichen Verhältnissen unter seinem Einflusse einen so exclusiv irdischen Charakter aufgedrückt hat. Wird dieses Verhältniß nur als rein irdisch, und jenes nur als rein geistlich gefaßt, oder existirt überhaupt nichts wahrhaft Geistliches mehr auf Erden, als nur in Wort und Lehre und Sakrament: so muß natürlich alles reelle Leben, also auch alle wirkliche Gewalt, weltliche seyn, und folgerecht der Kirche alle irdische Gewalt genommen werden. Die Kirche muß dann schließlich selbst in den Staat aufgehen, den Staat, der dann durch den Glauben allein zum christlichen und zur Kirche gemacht wird, während er in seiner Natur und Wesenheit ganz gründlich weltlich bleibt, wie ja auch der einzelne Mensch durch den Glauben ein geistlicher und heiliger wird, während er in seiner Realität doch Welt ist und bleibt. In gleichem Zusammenhange des protestantischen Gedankens werden dann auch das irdische Gewerbe, überhaupt alle socialen Verhältnisse und Thätigkeiten als in sich durch den Glauben allein religiöse und geistliche hingestellt, sie brauchen also solches nicht erst zu werden durch innern und äußern Bezug auf Kirche und Religion. Daher die protestantische Trennung alles Lebens von der Religion, und der Religion vom Leben, daher die Auflösung alles innern und wirklichen Zusammenhangs zwischen dem religiösen und socialen Leben überall da, wo der Geist des Protestantismus Macht und Herrschaft gewonnen; daher insbesondere die Auflösung aller der Sitten, Formen und Institutionen, durch welche das Mittelalter auch sein irdisch sociales Leben an die Kirche knüpfte als ein solches, welches zwar an sich noch weltlich, aber in der Kirche von der Welt zu erlösen sei.

Eben diese Beziehung zwischen dem Weltlichen und Geistlichen findet sich nun in Zinzendorf's Stiftung nicht allein in der berührten Ansicht und Gesinnung, sondern auch in

sehr vielen bestimmten Einrichtungen ausgedrückt. Bevor wir einige derselben noch näher erwähnen, sei uns die Bemerkung erlaubt, daß Zinzendorf's Stiftung auch in diesem Punkte nicht ohne alle Aehnlichkeit mit der des heiligen Ignatius ist. Auch dem Orden der Jesuiten macht man bekanntlich den Vorwurf, daß er seine Thätigkeit nicht auf das religiöse Gebiet beschränke, sondern auch irdische Verhältnisse in den Kreis seiner geistlichen Wirksamkeit hineinziehe, und in einer gewissen universalen Richtung auch auf die irdischen Verhältnisse einwirke. Gerade das ist es, was auch Zinzendorf thut, indem er alle irdischen Verhältnisse in die Religion aufnimmt, und aus seiner religiösen Gemeinschaft in gewissem Maße auch eine sociale macht, indem er das Individuum auch auf diesem Gebiete der Gemeinschaft ein- und unterordnete, oder vielmehr die Gemeinschaft und ihre Ueberordnung über den Einzelnen in einem bestimmten Maße bis in das sociale Gebiet fortsetzte und ausdehnte, und die Uebungen der Liebe bis in die gewerblichen Beziehungen rc. verbreitete *).

*) Vielleicht ist es eben die Vielseitigkeit und die Art der Richtung Zinzendorf's auf das praktische Leben, welche ihm am meisten den Vorwurf des Katholicismus und in specie des Jesuitismus zuzog. Die Welt haßt von allen religiösen Richtungen diese am meisten, weil sie eben Welt seyn und bleiben will, und auf alles Irdische ein ausschließliches Recht zu haben glaubt. Sie empfindet es als einen Angriff auf dieses ihr vermeintes Recht, wenn irgend ein menschlich-irdisches Verhältniß entweltlicht, in die Sphäre der Religion gezogen werden will. Aus diesem Grunde erklärt sich zum Theil der wüthende Haß, mit dem die Welt vorzugsweise vor allen andern katholischen Orden und Richtungen die Jesuiten verfolgt, weil dieser Orden nach seiner ganzen Stellung in der neuern Geschichte besonders auch darauf angewiesen ist, vor Allem das Leben wieder in seiner Beziehung zur Religion in's Auge zu fassen, und an der Befreiung der praktisch wirklichen Verhältnisse des Lebens aus den Banden der Welt zu arbeiten.

Von Anfang an war Zinzendorf's Thätigkeit und Wirksamkeit zugleich eine wahrhaft sociale in sofern gewesen, als er auch für das leibliche Wohl der Meisten seiner Angehörigen mit zu sorgen hatte. Die ersten Ankömmlinge aus Mähren hatten ihre Heimath mit Zurücklassung ihrer Habe verlassen, besaßen fast gar nichts und waren, da ihnen nur so viel Land zugewiesen werden konnte, als zum Bau ihrer Häuser nöthig war, auf den Ertrag ihrer Handwerks-Arbeit angewiesen. Mit kluger Vorsicht und Berücksichtigung auch dieser materiellen Seite war schon bei der Errichtung des ersten Hauses darauf Bedacht genommen worden, daß der künftige Ort an einem frequenten Platze, an der Landstraße von Löbau nach Zittau, läge, wo allerdings einige Gelegenheit zu Handwerks-Verdienst zu erwarten war, weil es in damaliger Zeit auf den benachbarten Dörfern an sehr vielen Handwerken fehlte. Indessen fanden die ersten Ansiedler im Anfange nur einen sehr geringen Verdienst, mußten froh seyn, daß sie von Tuchfabrikanten eines benachbarten Orts Wolle zu spinnen bekamen, und hielten es noch im J. 1742, wo der Ort schon weit über 700 Einwohner zählte, für ein ganz besonders glückliches Ereigniß, als eine starke Lieferung Militär-Schuhe bestellt wurde. Von diesem Zeitpunkte an, und besonders seit der Einrichtung des Chorhauses der ledigen Brüder im J. 1745, stieg der Ruf der Tüchtigkeit der Herrnhuter Arbeiten immer höher, und wurde der Aufschwung des Gewerbes immer größer. Namentlich trug auch der siebenjährige Krieg sehr viel zu dem Bekanntwerden der Produkte Herrnhuts und ihrer Verbreitung bei: Herrnhut erhielt in dieser Zeit sehr zahlreichen Besuch von Generalen und Officieren in der Nähe stehender, oder vorüberziehender Armeen beider kriegführenden Theile, und wurden von denselben nicht allein bedeutende Einkäufe gemacht, sondern auch in der Folge der Ruf der Waaren in weitere Kreise verbreitet, und dadurch deren Absatz für die Zukunft gesichert.

Handel und Gewerbe hatten ihr Aufblühen vorzugsweise einem ausgezeichnet tüchtigen Kaufmann, Abraham Düringer, zu verdanken, der, 1706 zu Straßburg als Sohn eines dortigen Kaufmanns und Rathsherrn geboren, nach Erwerbung vieler kaufmännischen Kenntnisse in verschiedenen Handlungshäusern in Frankreich, Spanien und Holland, 1741 mit der Brüder-Gemeinde bekannt, und 1744 ein Mitglied derselben wurde. Düringer übernahm 1747 die Leitung eines Ladens in Herrnhut mit einem Deficit von 650 Thlrn., verband damit bald eine Garn- und Leinwand-Handlung, knüpfte unmittelbare Geschäftsverbindungen in Spanien an, und wurde dadurch der Veranlasser zu einer direkten Ausfuhr und Belebung der Oberlausitzer Leinwandmanufaktur. Bald richtete Düringer auch die erste Kattun-Fabrik und Druckerei in Sachsen ein, dann auch eine Tabaksfabrik u. s. w. Im Verlauf von wenig Jahren war die ehemalige Kleinhandlung, deren Absatz sich nur auf Herrnhut und seine nächste Umgebung erstreckte, zu einem bedeutenden Handlungshause erwachsen, das bei dem Tode Düringer's 1773 große Geschäftsverbindungen in Spanien, Portugal, Frankreich, Italien, Holland, Rußland, Mexico u. s. w. hatte. Der Flor eines solchen Fabrik-Handlungshauses war natürlich eine sehr reiche Arbeitsquelle für Herrnhut; es liefert derselbe aber auch ein anschauliches Beispiel, wie die Gottseligkeit auch zum Handel und zum Gewerbe nütze.

Ueberhaupt gibt das Aufkommen Herrnhut's aus anfänglich sehr dürftigen Verhältnissen zu blühendem Wohlstand ein um so lehrreicheres Beispiel von den segenbringenden Wirkungen einer auch in das sociale Gebiet eindringenden christlichen Gesinnung, je größere inneren und äußeren Schwierigkeiten der Ort schon deßwegen zu überwinden haben mußte, weil er eine ganz neue Ansiedlung, und aus den verschiedensten Elementen wie zusammengewürfelt war. Die erwähnten äußerlich günstigen Umstände, die dem materiellen Aufblühen

der Gemeinde zu Hülfe kamen, basirten sich wieder auf die Arbeitstüchtigkeit der Brüder, aus deren Bekanntwerden die weite Verbreitung ihrer Waaren die natürliche Folge war, welche dann wieder eben so natürlich Ursache des bürgerlichen Wohlstandes wurde. Dieser äußerte aber wiederum sehr wohlthätige Rückwirkungen für das religiöse Bestehen der Gemeinde, unter Anderm auch in sofern, als es wahrscheinlich ist, daß die sächsische Regierung in jener Zeit merkantiler Tendenzen in der Politik die sehr großen Antipathien, welche das religiöse Wesen der Herrnhuter auch am sächsischen Hofe erregt hatte, allein auf den Grafen ableitete, und die Gemeinde selbst vielleicht zum Theil deßwegen bestehen ließ, weil man aus merkantilen Gesichtspunkten doch auch einige Sympathien für den Ort haben mußte. Wenigstens ist gewiß, daß Rücksichten dieser Art es waren, welche die sächsische Regierung im J. 1747 bewogen, dem Grafen nach fast zehnjähriger Verbannung aus Sachsen die Erlaubniß zur Rückkehr zu ertheilen. Etwas später gab man ihm sogar den Wunsch zu erkennen, mehr solche Niederlassungen wie Herrnhut im Lande zu haben, und bot ihm dazu die Erbpacht des kurfürstlichen Schlosses Barby und des Amtes Döben an. Auch anderwärts hat die bürgerliche Redlichkeit und industrielle Betriebsamkeit der Herrnhuter sicher sehr viel dazu beigetragen, ihrem religiösen Wesen Achtung, Duldung oder Aufnahme zu verschaffen. Es wurde die bürgerliche Geschäfts- und Gewerbstüchtigkeit der Herrnhuter selbst zu einer Art Zeugniß für die Wahrheit ihres religiösen Lebens; sie selbst wurden, eben weil das Religiöse und Industrielle bei ihnen in lebendiger Verbindung auftrat, indem sie Alles, was sie thaten, als einen ihnen vom Heiland anvertrauten Dienst in herzlicher Treue gegen Ihn, um Seinet- und nicht um des Lohnes willen, mit größtmöglichster Vollkommenheit zu verrichten strebten, durch diese ihre christliche Gesinnung über die Arbeit und die derselben entfließenden Werke zu Bekennern Christi durch die That im Gebiet des bürgerlichen Lebens.

Solche Gesinnung der Herrnhuter wäre aber wiederum nicht möglich gewesen, hätte nicht bestehen und entstehen können auf rein subjectivem Boden, d. h. es wäre nicht möglich gewesen, daß die Herrnhuter ihre Arbeit in diesem Geiste der Liebe gegen Gott hätten erfassen und betreiben können, wenn sie sie nicht zugleich im Geiste der Nächstenliebe erfaßt, und sich auch in der Arbeit als Glieder einer lebendigen Gemeinschaft gewußt hätten. Der Mensch, welcher sich in irgend einem Denken oder Thun als Atom voraussetzt, damit die wesentliche Gemeinschaft mit dem Nächsten läugnet, dem fehlt mit dieser Gemeinschaft einer der wesentlichsten Bezüge, in denen unsere Arbeit Gottesdienst ist, sofern sie dieß darum ist, weil sie den Willen Gottes erfüllt, indem sie, gleichviel ob durch Bücherschreiben oder Holzhacken, dem Nächsten hilft und ihn fördert. Weil eben Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, so kann das Ziel jeder Arbeit eben nur im Heile Aller gesucht werden, und selbst auch der contemplative Einsiedler kann nur dadurch in Vereinigung mit dem göttlichen Willen bleiben, daß er sich und sein Thun in solidarischer Gemeinschaft der ganzen Kirche auffaßt, dem gemäß das Ziel seines Gebets und seiner Arbeit in dieser Gemeinschaft und allen ihren Gliedern sucht, und diese der Früchte und Verdienste seiner Mühen im Willen und in der Wirklichkeit theilhaftig seyn läßt. Dieß geschieht durch den mystischen Connex, in dem der Einzelne mit der Kirche und der ganzen Menschheit steht, auch ohne äußere Berührungen durch Wort und Werk, oft unbewußt und unwillkürlich, wie ja auch, nach des Dichters Worten, die Rose den Garten schön macht, indem sie sich selbst schmückt.

Aber nicht bloß für, sondern auch in, aus und mit der Gemeinschaft soll der Mensch wirken und arbeiten. Die Arbeit ist als eine wesentlich gemeinsame und allgemeine aufgetragen dem ganzen menschlichen Geschlechte, in der Gemeinschaft desselben kann jeder Einzelne seine Arbeit nur als einen unendlich kleinen

Bruchtheil der allgemeinen Menschheits-Aufgabe fassen und tragen. Wer sich selbst nun in der Arbeit als isolirtes Atom faßt, und die Arbeit deßwegen nur als eine subjective und private treibt, der verläugnet ihren allgemeinen Charakter, also auch das Verhältniß der Menschheit in der Arbeit zu Gott als ein allgemeines, läugnet zum Theil der Arbeit allgemeine Bedeutung und Beziehung auf Gott, kann sie deßwegen nicht mehr als einen wahren Gottesdienst fassen, weil aller wahre Gottesdienst seiner Natur und seinem Begriffe nach nur ein allgemeiner des menschlichen Geschlechts, und näher des wiederhergestellten Geschlechts in der Kirche, also nur ein solcher seyn kann, an dem der Einzelne Theil nimmt, den er aber nicht für sich als reines Subject verwirklichen kann. Diese Theilnahme, wie am Gottesdienste, so an der Arbeit der allgemeinen Gemeinschaft vermittelt sich aber für den Einzelnen durch seine Einordnung in besondere Kreise, Gemeinden, Corporationen 2c. 2c. In dieser erfährt und übt er praktisch die gemeinschaftliche Natur der Arbeit in sinnlich erfaßbarer Gegenwart; in solchen mit präsenter Realität auf seine unmittelbare Erfahrung einwirkenden Verbindungen wird er praktisch aus dem Egoismus des atomen Subjects und seinen particulären Motiven und Interessen herausgerissen, und wie zum Bewußtseyn, so auch zur thatsächlichen Anerkennung der höhern socialen und religiösen Bedeutung der Arbeit herübergeleitet. Solche Mittel-Verbindungen sind daher auch für den arbeitenden Menschen in dieser seiner Eigenschaft als solchen von der äußersten Wichtigkeit. Sie sind es, in denen der religiöse Arbeitsgeist nicht allein geweckt, sondern auch erhalten wird, während er sonst selbst auch da, wo er geweckt war, wieder zu Grunde gehen muß, weil der Andrang der Welt und ihrer geistigen Atmosphäre, wie den religiösen Geist überhaupt, so auch speciell und im Besondern den religiösen Arbeitsgeist in dem alleinstehenden Subject überwältigt und ertödtet. Auch darum waren die großen

Arbeits-Gesellschaften des Mittelalters, die Corporationen ꝛc. für die Erhaltung des rechten Arbeitsgeistes von der immensesten Bedeutung, weil sie dem Einzelnen in dem ihn umgebenden größern Ganzen seiner Gemeinschaft eine feste Anlehnung, und Macht und Stärke und Widerstandskraft gegen die Einflüsse der Welt gaben. Auch darum wohl ist das Leben in den Orden so sehr förderlich zur Hervorbringung fruchtbringender Arbeit, weil es den religiösen Geist der Arbeit, der mit dem Lebenshauch der Liebe das materiellste Thun ebenso, wie die Arbeit des Denkers in der Sphäre des abstracten Begriffs durchdringen und beseelen muß, in den Einzelnen nährt und fortwährend neu belebt. Darum ist es aber auch bei der Zinzendorf'schen Stiftung als eine ihrer wesentlichsten Seiten, als eine Sache von der größten Bedeutung zu erkennen, daß sie keine rein religiöse, sondern auch zugleich eine sociale, d. h. keine reine Gebets-, sondern auch eine Arbeits-Gemeinschaft ist.

Nach Zinzendorf's Intention stellt die Brüder-Gemeinde eine solche religiöse Gemeinschaft dar, welche auch als ganze Gemeinde ihre Glieder mit ihrem ganzen, also auch mit ihrem bürgerlich gewerblichen Leben in sich aufzunehmen sucht, und bis zu einem gewissen Grade deßwegen wirklich kann, weil sie die Arbeits- und überhaupt socialen Beziehungen im innigsten Zusammenhange mit der Religion, und durch diesen Zusammenhang als in sich religiöse Verhältnisse, faßt. Weil sie jeden äußern Beruf nicht bloß in abstracto, sondern in concreto und im Leben der Einzelnen als einen vom Herrn empfangenen ansieht und anfaßt, muß sie natürlich auch die Arbeit in diesem äußern Beruf als eine religiöse Obliegenheit betrachten; und weil der Einzelne in der Herrnhutischen Gemeinde kein atomes Individuum ist, sondern ein wirkliches Glied einer wirklichen Gemeinschaft seyn soll: so folgt nothwendig aus diesen beiden Prämissen, daß auch die gewerbliche Arbeit der Einzelnen als Sache und Angelegenheit

der ganzen Gemeinde gefaßt werden muß, was in einem gewissen Maße auch wirklich geschieht. Auch heute noch ist dem Aufseher-Collegium der Gemeinde ausdrücklich von Gemeinde wegen und als in ihrem Namen auszuführender Auftrag die besondere Amtsobliegenheit zugewiesen: „die Aufsicht über den redlichen und tüchtigen Betrieb der Gewerbe, und die brüderliche Fürsorge für das äußere Bestehen der Familien" (Synodal-Verlaß 1848, S. 138).

Solches Eingreifen der Gemeinde in die Arbeit und das bürgerliche Leben der Einzelnen setzt natürlich einen starken religiös-socialen Gemeingeist voraus. Ein solcher muß auch heute noch in Herrnhut ziemlich allgemein vorhanden seyn; denn wir finden in dem Verlaß der Synode von 1848 das schöne Zeugniß ausgesprochen, daß fleißige und tüchtige Gewerbsleute in Herrnhut mehr, als sonst irgendwo in ihren Bestrebungen vom Gemeingeiste und der daraus herfließenden Theilnahme der Geschwister unterstützt wurden. Das wäre also ein Gemeingeist, wie er sich sonst wohl im bürgerlichen Leben heutzutage nur in einzelnen Ausnahmefällen findet, der sich nicht auf die Gemeindesachen als solche beschränkt, sondern auch auf das Wohl der Einzelnen in materiellen Dingen ausdehnt, und durch active Förderung ihrer Bestrebungen thätig erweist. Wäre allenthalben ein solcher Gemeingeist, so gäbe es gewiß keinen eigentlichen Pauperismus!

Zinzendorf und seine Freunde gehören aber nicht in die Klasse der puren Geister, welche da meinen, es sei überall und immer einzig mit dem Geiste genug, und deßwegen wie in religiösen, so auch in socialen Dingen alle äußern Einrichtungen und Anstalten rc. verwerfen, oder doch für unnütz halten, indem sie nicht bedenken, daß der Geist schon seiner selbst wegen äußere Mittel und Institutionen dazu bedarf, daß er sich in ihnen verkörpere, erhalte und fortwährend neu belebe. Wie Zinzendorf in der Religion eine Menge höchst

handgreiflicher „Aeußerlichkeiten“ in Uebung brachte*), so war es ihm auch in socialen Dingen nicht mit dem Geiste und bloß geistigen Einwirkungen genug; er bildete vielmehr auch im Einzelnen den socialen Gemeingeist zu höchst sichtbaren Gestaltungen und einer sehr bestimmten realen Wirksamkeit aus, ließ die Gedanken und Gesinnungen zu wesentlichen Verwirklichungen und leibhaftigen Realitäten kommen. Auch in dieser socialen Beziehung verdienen die Chorhäuser eine vorzugsweise Erwähnung!

Unter den oben erwähnten Chören haben die der Wittwer und Wittwen, der ledigen Brüder und der ledigen Schwestern besondere Chorhäuser, in welchen zwar nicht alle, aber doch sehr viele Personen dieser Chöre, unter der Aufsicht ihrer Aeltesten, die auch dem Hauswesen vorstehen, nach festen Ordnungen eine Art von gemeinsamem Leben führen. Abgesehen von der religiös-sittlichen Seite dieser Einrichtung, aber im innersten Zusammenhang mit derselben, haben diese Chöre noch eine sehr große materiell-sociale Bedeutung.

Die Chorhäuser gewähren allen Personen dieser Klassen, welche keine eigene häusliche Einrichtung besitzen, einen angemessenen Aufenthalt und billigen Unterhalt. Jede gemeinsame Oekonomie vieler Personen hat durch die größere Billigkeit in der Speisebereitung u. s. w. an und für sich schon sehr große ökonomische Vortheile vor dem Einzelhaushalt. Da nun in den Chorhäusern in Verabreichung der Kost von jedem Gewinne abgesehen wird, und die betreffenden Einkäufe im Großen gemacht werden, so ist das Leben in

*) Schwankungen kommen übrigens in diesen, wie andern Stücken auch bei Zinzendorf vor, und mußten vorkommen, weil er doch immer keinen ganz festen Grund, oder vielmehr nicht den einzig und allein festen Grund des Felsens Petri in der Kirche unter den Füßen hatte. Wir halten uns nur an den vorherrschenden und allgemeinen Charakter in seiner Lebens- und Strebens-Richtung.

diesen Chorhäusern sehr billig und dabei zwar einfach, aber gut. Eine besondere Sorgfalt wird in den Chören durch besondere Krankenwärter unter ärztlicher Aufsicht auf die Krankenpflege verwendet. Die gemeinschaftlichen Schlafsäle sind gesund, werden Nachts durch Lampen erleuchtet, und abwechselnd durch zwei Personen bewacht. In jedem Chor-Hause ist auch ein Betsaal, in dem sich die Glieder des Chors Morgens und Abends zum Morgen- und Abendsegen versammeln. Solche Choreinrichtung gewährt also in jeder Beziehung eine Existenzweise, wie sie Personen ohne eigenen Haushalt sonst wohl nicht leicht finden können.

Die Chorhäuser der ledigen Brüder und Schwestern sind zugleich aber auch Arbeitshäuser. Wie schon oben berührt, steht der erste Aufschwung des Gewerbes in Herrnhut in sehr naher Verbindung mit der Errichtung des Chorhauses der ledigen Brüder. Jedes Gewerbe hat in demselben seinen besondern Meister, gemeinsame Werkstätten vereinigen viele der Einwohner auch in der Arbeit, die in einem religiösen Geist unter zweckmäßiger Aufsicht bei geordneter Lebensweise, gesunder Kost und billigem Unterhalt natürlich Produkte zu liefern vermag, welche alle Concurrenz leicht bestehen können. So herrschte denn in der neuesten Zeit noch, während andere Geschäfte auch in Herrnhut stockten, in den Werkstätten des Bruderhauses eine rege Thätigkeit.

Im Chorhause der ledigen Schwestern beschäftigt man sich besonders mit der Anfertigung von weiblichen Handarbeiten, die auch gegenwärtig noch beliebt und gesucht sind.

Außerdem haben die Chorhäuser der ledigen Brüder und Schwestern noch die weitere wichtige Bestimmung, Erziehungs- und Bildungs-Schulen zu seyn, in welchen jüngere Brüder und Schwestern zu Hausvätern, zum Dienste in ihren Chören, in Erziehungsanstalten, in Gemeindeämtern und auf Missionen vorbereitet und erzogen werden, und die Herrn-

huter legen auch nach dieser Seite hin ein sehr starkes Gewicht auf den praktisch bewährten Nutzen der Chor-Einrichtungen.

Wie es sich nicht läugnen läßt, daß die Chöre und Chor-Häuser, obgleich ohne Gelübde, ohne so weitgehenden und stricten Gehorsam, wie in den Orden, doch ihrem wesentlichen Princip nach in ihrer religiös-sittlichen Seite etwas kloster-ähnliches haben, so fällt nach der socialen Seite hin eine gewisse Aehnlichkeit mit den socialistischen Phalansteres in die Augen, deren Grundgedanke bei aller absonderlichen Ausstaffirung eben ja auch kein anderer ist, als Vergesellschaftung im bürgerlichen und industriellen Leben zu Zwecken des Lebens. Vom christlichen, und darum von ungleich höherm Standpunkte als Fourier hat also Zinzendorf diesen Gedanken in seinen keimlichen Anfängen praktisch ausgeführt, bevor Fourier ihn denken konnte, indem er in den Chören eine Verbindung gründete, die nicht zu ausschließlich und rein geistlichem, sondern auch zu socialem Beruf und Ziel ein gemeinsames Leben führte in Andacht und Frömmigkeit, und sich dabei aller Vortheile erfreute, welche die Vergesellschaftung auch in irdischen, materiellen und bürgerlichen Dingen gewährt. Seine Bildung enthält also den Ansatz zu einem nicht ausschließlich religiösen, sondern zu einem religiös-socialen Orden oder Congregation.

Der fragende Gedanke liegt nahe, ob nicht solche religiös-socialen Congregationen an sich möglich sind, und mit der Zeit entstehen können. Können und sollen Gewerbe und Industrien, und Wissenschaft und Kunst von den Einzelnen in religiösem Geiste als Gottesdienst, aus religiösen Motiven und zu religiösen Zielen hin getrieben werden, so können sie auch so getrieben werden von ganzen Gemeinschaften und in Gemeinschaften, die sich von den jetzigen Orden und Klöstern dadurch unterscheiden werden, daß sie ihr Ziel nicht mehr in specifisch religiöser Sphäre haben, sondern in religiös

socialer, scientifischer &c., nicht mehr in der Religion als solcher arbeiten, sondern in der Einführung der Religion in das Leben, und die dießseitigen und irdischen Dinge nicht mehr als ein bloß äußeres Mittel zu höherm, überirdischem, religiösem Leben, sondern als einen Mittelzweck und als ein Gebiet betrachten, in dessen Bewältigung und Einführung in das Reich Gottes sich der Himmel eben sowohl erwerben läßt, als in der Ausübung eines nur geistigen und ausschließlich geistlichen Berufs. Von den Einsiedlern nicht allein, sondern auch in den Klöstern der ersten christlichen Zeiten wurden ja sehr viele Handwerke, also Industrie getrieben; auch bei den alten Benedictinern, Zisterciensern traten solche socialen Beziehungen sehr stark hervor; warum sollte es also nicht auch industrielle Ordens-Verbindungen der verschiedensten Art, auch ohne Gelübde, geben können, d. h. also Einrichtungen, in denen doch jedenfalls mehr, als in der Welt, der Geist der Gottseligkeit auch im Betrieb des Gewerbes blühen und reiche Früchte bringen könnte für Zeit und Ewigkeit?

Angesichts unserer Verhältnisse sind solche Gedanken, wenn sie auch verkehrt und irrig seyn sollten, wenigstens sehr natürlich. Verkümmern denn nicht Hunderte, Tausende von jungen Leuten aus allen Berufen deßwegen, weil sie allein stehen in der Welt, keinen Anhaltspunkt, keine angemessene Existenzweise, keine geistliche Leitung finden können? Wie schrecklich sind die Schilderungen Kolping's über die Gesellen-Zustände! Sollte sich diese sociale Frage nicht durch Einrichtungen, wie in Herrnhut, lösen lassen? Gesellen-Vereine sind schon so etwas, doch mit dem Unterschiede, daß in diesen bis jetzt die betreffenden Personen gerade nicht ihre Berufsthätigkeit und ihr Brod, sondern nur religiöse Beziehungen, und Gesellschaft und Unterricht und Erholung &c. finden. Sollte sich vielleicht mit der Zeit das Bedürfniß herausstellen, auch jenes ihnen zu beschaffen, dann wird wohl

sicher nicht das alte Zunftwesen repristinirt werden können, weil dasselbe in keinem Verhältniß zur heutigen Technik steht, sondern es werden Bildungen zu erstreben seyn, welche die Maschine nicht aus- sondern einschließen. Die Maschine ist ja eben auch nicht, wie manche socialen Reactionäre glauben mögen, in sich selbst ein Ausfluß des bösen Princips, sondern nur ihre jetzige Anwendungsweise im Dienste der egoistischen Industrie trägt die Schuld ihrer verderblichen Wirkung. Der Egoismus, welcher sich in der Industrie als ein allgemein anerkanntes grundsätzliches Princip festgesetzt hat, macht die heutige Industrie zum Fluche, nicht das Maschinenwesen; nicht die Eisenbahnen, nicht die Erfindungen in der Technik, nicht die Fortschritte im materiellen Betrieb des Gewerbes verderben die materiellen Verhältnisse, sondern verderbenbringend sind nur die Rückschritte der christlichen Gesinnung im Betrieb der Industrie, die Rückschritte in der Durchführung des Christenthums im bürgerlichen und überhaupt gesellschaftlichen Lebens-Gebiet. Ohne diese Rückschritte, die sich fast allenthalben sehr groß und von der durchgreifendsten Einwirkung schlimmster Art auf ganze industriellen Bevölkerungen zeigen, würden die wahren Fortschritte in der Technik der Menschheit zum größten Segen gereichen können, indem sie als ein äußeres Mittel der fortschreitenden Erlösung in unserem physischen Verhältniß zur Natur viele unserer Brüder von einem Theil der harten Knechtsarbeit befreiten, unter der seufzend sie zu keinem höhern Daseyn im geistigen Leben gelangen. Wir glauben, daß dieß eine wesentliche Sache Christi und des Christenthums ist, welches die Menschheit auch von der alten Sclaverei befreite, und den Weibern ein würdiges Daseyn gab. Hier auf diesem Punkte, in der Bewältigung der Industrie und ihrer Durchdringung mit christlichem Lebensathem, scheint uns also eine specifisch christliche und wesentlich religiöse Aufgabe für unsere Zeit zu liegen, von deren Erfüllung für Gegenwart und

Zukunft wohl sehr viel abhängt, weil eine allgemeine und durchgreifende Erneuerung des christlichen Lebens nicht gut denkbar ist, ohne daß der praktische Unglaube des Egoismus und der Weltlichkeit auch im Gebiete der Industrie, Wissenschaft 2c. überwunden werde. Für die Verwirklichung solcher Aufgabe denken wir uns als von großer Bedeutung und Wirksamkeit Genossenschaften der bezeichneten Art, welche specifisch das Ziel haben nicht nur überhaupt, sondern auch speciell in ihrem natürlichen Beruf bürgerlicher Art Christum zu bekennen, und Seine Lehre, Seinen Willen und Seine Gebote in der speciellsten Aus- und Durchführung auch im materiellen Lebens-Gebiet zur Anerkennung zu bringen. Eine industrielle Verbindung Vieler zu solchen Zielen würde sich aller Förderungen und Segnungen eines gemeinschaftlichen Lebens und Wirkens theilhaft machen, und sich zugleich durch Vereinigung der Arbeitskräfte und Concentration ihres Vermögens zur Anwendung aller mechanischen Hülfsmittel, und dadurch zum siegreichen Kampf gegen die Concurrenz der falschen Industrie in den Stand setzen.

Diese Gedanken gehören allerdings nur in sofern in den Kreis der Betrachtungen über Herrnhut'sche Chöre und Chorhäuser, als Zinzendorf in diesen thatsächlich das Princip solcher Vereinigung in der christlichen Gewerbsarbeit und in religiös-socialem Leben und Streben in einer leibhaftigen Verkörperung ausgesprochen hat. Ideen und Principien aber, sagt Herr von Gerlach, sind die herrschenden Mächte unserer Zeit; da dem wohl wirklich so ist, so ist es ein ganz zeitgemäßes Beginnen, aus den Thatsachen der Geschichte die Principien und Ideen herauszuheben, und sie dadurch in das Denken und Leben der Gegenwart einzuführen. Herrnhut bietet nun im socialen, wie im religiösen Gebiet eine sehr reiche Fund-Grube für solche mikroskopischen Untersuchungen, deren Resultate meist in überraschender Einstimmung mit katholischen Grund-Anschauungen stehen. Um diese Uebereinstimmung zu finden,

dazu bedarf es nur, daß man die praktischen Ideen Zinzendorf's aus den etwas beengten Formen Herrnhutischer Zustände herausschält, und dann ihren principiellen Inhalt auf allgemeine Sätze bringt: von der Unterordnung des Einzelnen in die Gemeinschaft, von der Erhebung des Natürlichen in die Sphäre des Uebernatürlichen, von der realen Erlösungsfähigkeit der natürlichen, und also auch der bürgerlichen Welt ꝛc. Die oben in ihrer tiefern Bedeutung näher erörterte Eigenthümlichkeit Zinzendorf's, daß er Alles von der lebendig kirchlich-politischen, nicht von der äußerlich juridischen Seite auffaßt, zeigt sich bei seinen Einrichtungen auch im Einzelnsten als die Bedingung seiner praktischen Wirksamkeit als religiösen Staatsmanns in einer sonst auf diesem Felde so höchst unfruchtbaren Zeit.

Wir müssen uns begnügen, die Uebereinstimmung der socialen Richtung Zinzendorf's mit den katholischen Principien an Einzelnem gezeigt zu haben, und können die weitere Consequenz und Ausgestaltung derselben nicht näher verfolgen. Wir wollen nur noch kurz die Weise erwähnen, wie er den Luxus bekämpfte, und ein paar Eigenthümlichkeiten in den Eigenthums-Verhältnissen Herrnhuts berühren.

Der Luxus ist allerdings ein Erzeugniß der Hoffahrt, hat aber zur socialen Veranlassung seiner besonders starken Entwicklung in heutiger Zeit namentlich auch den Umstand, daß fast alle besondern Stände und Standesordnungen und Corporationen ꝛc. in der Auflösung begriffen sind, und dadurch das atome Individuum außer aller Gemeinschaft rein auf sich hingestellt und fast gezwungen wird, rein in sich, in seinen individuellen Verhältnissen und Eigenschaften die Ehre und das Ansehen zu suchen, welche es zu seiner Behauptung in der Welt nöthig zu haben glaubt. Wo früher der Handwerker als Mitglied einer Corporation, der Bürger als Bürger dieser Stadt ꝛc. in diesem Zugehören zum einem großen Ganzen seinen Theil Ehre und Ansehen zugemessen fand, und als

eines sichern Besitzes gewiß war, da brauchte er allerdings nicht erst durch Kleider, Haushalt ꝛc. etwas vorstellen zu wollen, und die Anerkennung seiner Corporation überhob ihn der scheinbaren Nothwendigkeit, durch die zur Schau gelegten Früchte seiner Arbeit die Tüchtigkeit und Leistungs- und Erwerbsfähigkeit seiner Person zu zeigen. Heute liegt eine solche scheinbare Nothwendigkeit dem Gefühl der meisten Menschen sehr nahe, weil sie eben nur in sich und durch sich selbst Anerkennung finden können, und ist somit die sociale Auflösung der Gesellschaft in lauter isolirte Individuen auch ein wesentlicher Mitgrund und Hauptbeförderungsmittel des Luxus. Wo nun eine sociale Gemeinschaft hergestellt wird, in welcher der Einzelne vor sich selbst und Andern Anerkennung findet, da fällt dieser Grund des Luxus natürlich von selbst weg, und somit lag in den Zinzendorf'schen Einrichtungen schon an und für sich selbst ein sehr wirksames Heil-Mittel gegen dieses große Zeitübel. Die Wirkung dieses Heilmittels verstärkte Zinzendorf dann aber noch dadurch, daß er gleiche Trachten für seine Gemeinde einführte, also das Individuum sogar in dem Aeußern der Kleidung der Gemeinschaft unterwarf, und die individuelle Willkür und Unabhängigkeit hier ebenso brach, wie es sonst nur die Disciplin der Orden und der Armee thut.

Wo eine lebendige und lebensvolle Gemeinschaft ist, da wird sie sich auch darin zeigen, daß sie Eigenthum erwirbt oder besitzt. Wenn die neuern Zeiten keinen rechten Begriff mehr von gemeinschaftlichem Eigenthum haben, und Alles der Art in rein individuelles zu verwandeln strebten, als ob Gemeinschaften als solche gar keinen Besitz haben könnten (Beraubung der kirchlichen Genossenschaften, Verwandlung der Familien-Güter — Majorate — in individuelles Eigenthum, Frage über den Besitzer der Domainen, Theilung des Gemeinde-Eigenthums ꝛc.), so läßt sich diese Tendenz der Zeit eben nur daraus erklären, daß sie überhaupt gar nicht

aus lebendiger Erfahrung wußte, was eine wirkliche Gemeinschaft sei. In Herrnhut dagegen entstand in und mit der Gemeinde auch Gemeinschafts-Eigenthum der verschiedensten Art; die Unität ist Besitzer, die einzelnen Gemeinden sind Eigenthümer, dann wieder in den Gemeinden die einzelnen Chöre ꝛc., und zwar entstand das Eigenthum zum Theil so, daß Geschäfte und Gewerbe den einzelnen Gemeinschaften in Benutzung überlassen wurden — wie eine Art industrieller Domainen — aus deren Ertrag dann die Ausgaben für die Seelsorger, Beamten, Gebäulichkeiten ꝛc. bestritten werden*). Die Verwaltungen dieser Besitzthümer und Geschäfte nennt man Diaconien, die alle zusammen wieder ein Ganzes und eine Art von allgemeinem Kirchenvermögen bilden, und in ihrem Zusammenhange mit der Unität als solcher die Sicherung ihres Bestandes und ihrer Erhaltung finden. So interessant auch diese Seite der Herrnhutischen Verhältnisse, und überhaupt manche einzelnen Züge sind, in denen sich der Einfluß religiöser Gesinnung auf die Natur und Behandlungsweise des persönlichen Eigenthums darstellt, so wollen wir an diesem Orte doch nur das hervorheben, daß auch auf diesem Gebiete das Grundprincip des Protestantismus, die individuelle Souverainetät der Persönlichkeit, deren

---

*) Bekanntlich ruhte auf dem Domainenwesen der Staatshaushalt vor dem Merkantilsystem. Die wirthschaftliche Umgestaltung des Staats war aber und ist wohl ein bedeutendes Moment in der Herbeiführung der Revolution gewesen. Wo hauptsächlich von Unten auf die materiellen Mittel und Bedingungen des Staatslebens kommen sollen, da erhält dieß Unten ein zu großes Gewicht, und sucht sich ganz natürlich bald auch zum geistig bestimmenden Princip im Staate zu machen. Es war gewiß von dem größten Einfluß für die monarchische Stellung Zinzendorf's in seiner Gemeinde, daß er die Beiträge der Gemeindeglieder zu allgemeinen Zwecken nicht liebte, und theils aus seinem Vermögen, theils durch die Erträgnisse der Gemeindegewerbe soviel als möglich die allgemeinen Bedürfnisse zu decken suchte.

Consequenz eben die Particularisirung und Individualisirung des Eigenthums in lauter persönlichen Besitz ist, in Herrnhut zur theilweisen Aufhebung kam, und auch im Wirthschaftswesen einigermaßen den Einrichtungen katholischer Zeiten Platz machte.

Es muß sogar wohl zugestanden werden, daß Herrnhut im Einzelnen in seiner Art mehr von den ökonomischen und socialen Consequenzen der katholischen Principien an sich trägt, als die bürgerlichen Societäten der heutigen katholischen Welt im Allgemeinen. Der Geist des Protestantismus, der viel älter ist, als die kirchliche Revolution des sechszehnten Jahrhunderts, hat sich in politischen und socialen und wissenschaftlichen Dingen auch über die in der Religion als solcher katholisch gebliebenen Länder verbreitet, und das eigentlich katholische Leben und Denken hat sich vielfach vor ihm in die allerinnersten Kreise des specifisch religiösen Lebens zurückgezogen*). Andererseits erklären wir jene Erscheinung nach unserer oben näher angedeuteten Geschichtsanschauung dadurch, daß in der allmähligen Rückwendung der Zeiten zur Wahrheit die gläubig protestantische Christenheit die Aufgabe hat, in ihrer Richtung von Unten nach Oben

*) Zu einem großen geschichtlichen Verständniß der Einwirkung des protestantischen Geistes auf das katholische Leben und Denken im philosophischen, politischen und socialen Gebiet gehört manche treffende Bemerkung in dem Buch des hochwürdigsten Bischofs Rendu von Annecy „über die Nothwendigkeit einer Einigung der christlichen Confessionen rc.“, namentlich in den Capiteln 6 und 7, wo von der Identität der in der neuern Philosophie und Politik zur Geltung gekommenen Principien mit denen des confessionellen Protestantismus die Rede ist. Es ist vielleicht für unsere Zeit das Verständniß des Verhältnisses sehr wichtig, wie der protestantische Geist auch da, wo er in der Religion als solcher nicht durchgedrungen, doch in der Philosophie und Politik und Societät vorherrschen kann!

auf analytischem Wege die verlorene Wahrheit im Einzelnen wiederzufinden, während die katholische Christenheit in ihrer Richtung von Oben nach Unten die ihr wirklich gegebene Wahrheit zu verbreiten, vom Mittelpunkt der Religion aus auf die äußern Gebiete des Lebens auszuführen und auszudehnen hat, und deßwegen erst später zu manchen Einzelerkenntnissen und praktischen Werken gelangen kann, weil sie mit ihrer katholischen Synthese vom Mittelpunkte und vom Ganzen aus erst zu den einzelnen Seiten und Theilen der Wahrheit und Wirklichkeit hinstrebt, von denen die Protestanten vermöge der durch ihre kirchliche Stellung bedingten Geisteshaltung von Anfang an ausgehen. Auf dem Punkte, wo beide Richtungen zusammentreffen, da ist auch im socialen Lebensgebiet rechtes Verständniß und Durchdringung, durch Aufnahme des protestantischen Strebens in die katholische Wirklichkeit, und jene allseitige Ueberwindung des Bösen im protestantischen Princip möglich, von der auch im socialen Gebiet die Rettung der Welt abhängt. Die Welt ist auch im Socialen aus keinem andern Grunde so furchtbar unglücklich, wie sie heute wirklich ist, als darum, weil derselbe böse Geist, der sich unter Anderm auch im confessionellen Protestantismus in die Gestalt einer bestimmten Religion als ihr thatsächliches Princip verkörperte, und in ihr als reale Grundlage festsetzte, die politischen und socialen Verhältnisse fast überall nach allen Seiten und Richtungen hin durchdrungen hat und durchdringt, als ein Geist der Auflehnung des souverainen Einzelmenschen gegen Gottes heilige natürlichen und übernatürlichen Ordnungen, und sein höchstes und allgemeinstes Weltgesetz der Liebe und Gemeinschaft.

XVIII.

Stellung und Behandlung der Protestanten in Oesterreich.

Oesterreich steht jetzt unbestritten überragend im Vordergrund der europäischen Schaubühne, und um so mehr redet man von ihm. Nichts war sonst leichter als über Oesterreich zu sprechen, denn man brauchte sich nur mit den stereotypen Bemängelungen zu behelfen. Jetzt, und in erstaunlich kurzer Zeit, ist es anders geworden, mit Gottes Hülfe und durch das Verdienst Eines Mannes. Die alten Sätze passen endlich absolut nicht mehr auf Oesterreich, und man muß sich zum wenigsten um neue Phrasen umsehen. Wie schwer ließ sich sonst aufkommen gegen die beiden Einwürfe: bureaukratischer Absolutismus und Papiergeld! Aber erst in den jüngsten Wochen hat die überraschte Welt erfahren, wie nahe die Axt beiden Uebeln in aller Stille an die Wurzel gelegt worden.

Das Dekret über die Grundzüge einer landständischen Organisation für die einzelnen Provinzen des Kaiserstaats und die Erfolge des rettenden Riesen-National-Anlehens im Lande selbst — sind die großen Ereignisse des Tages, und zwar nicht nur innerhalb der österreichischen Grenzen, trotz alles

tobenden Sturmes der orientalischen Wirren. Das Absterben jener zwei Haupteinreden gegen Oesterreichs Prosperität in den hist.-pol. Blättern zu besprechen, will ich aber einer andern Feder überlassen, und meinerseits eine dritte Einrede vornehmen, die zwar ganz grundlos ist, aber eben deßhalb, wie es scheint, nichts weniger als am Absterben, vielmehr fortan und allenthalben um so unvermeidlicher zur Parade stehen wird, je unläugbarer die andern Waffen gegen Oesterreichs europäische und deutsche Reputation zerbrochen sind. Ich meine den weit und breit beschrieenen Druck, unter dem die Protestanten in Oesterreich schmachten sollen.

Es hieße Papier verderben, wollte ich aus der Flugschriften-Sündfluth unserer Tage die Titel der Pamphlete angeben, welche sich unter Anderm die Aufgabe gemacht, Oesterreich zu Gemüthe zu führen, daß dieser Druck schon an sich seinen berechtigten Einfluß auf Deutschland, ja in Europa paralysiren müsse. Die Phrase von solcher Wirkung besagten Drucks ist geradezu ständig geworden, seitdem das Gewicht Oesterreichs in Folge seiner gemessenen und unerschütterlichen Politik gegen den Osten nicht mehr zu ignoriren ist, ja nur um so glänzender hervortritt auf dem dunklen Hintergrund der schwächlichen Rathlosigkeit Preußens. Was die Phrase selbst betrifft, trat mir, so oft ich sie zu prüfen versuchte, meistens eine eigenthümliche Wahrnehmung über die Natur des angeblichen „Druckes" entgegen. Er erschien als ein durchaus indirekter. Die Gerechtigkeit und freie Bewegung, welche Kaiser Franz Joseph der katholischen Kirche seiner Lande in ihrem Verhältnisse zum Staat gewährt hat, wurde als per se und selbstverständlich gleichbedeutend hingestellt mit Benachtheiligung des Protestantismus und auf den Protestanten lastendem Druck. Man erschrack nicht, den Gedanken durchblicken zu lassen: den Katholiken ihr kirchliches Recht und ihre kirchliche Freiheit zugestehen, heiße die Protestanten — austilgen wollen, und die Protestanten mit Ge-

währung der nämlichen, ja noch ungleich größerer Freiheit und Selbstständigkeit beruhigen und so ihnen gerecht werden wollen, heiße bloß sie einer unmöglichen Concurrenz preisgeben.

Von solchem indirekten Druck hat man übrigens jenseits ohne Aufhören und auch ohne Erröthen schon seit dreihundert Jahren zu reden gewußt, und die betreffenden Klagen ließen auch jetzt nichts übrig, als sie ruhig hinzunehmen. Wie natürlich, steigerten sie sich mit dem Ausbruch des Kirchenstreits am Oberrhein; gewisse Berliner Organe erklärten muthig und keck: „Rechte und Freiheiten wollen die Katholiken in Baden, wohlan! sie sollen gerade so viel davon haben, als ihrerseits die Protestanten in Oesterreich genießen.“ Hätte die badische Regierung selbst dieser Proposition sich angeschlossen, viel Jammer und Elend wäre am Oberrhein vermieden geblieben; denn die Katholiken hätten auf der Stelle eingeschlagen und wären dabei nicht zu kurz gekommen. In Karlsruhe hat man sich aber vor Aneignung jener Proposition wohl gehütet. Indeß gingen die bezeichneten Organe noch einen Schritt weiter. Vielleicht zur Ehrenrettung des badischen Procedere gegen die Katholiken, jedenfalls gleichzeitig, fingen sie wie auf Commando an, über direkte Bedrückung der österreichischen Protestanten zu lamentiren. Erst vor Kurzem noch hat ein sonst achtungswerthes Schriftchen, die Frankfurter „Politischen Conturen,“ unbedacht diesen Lamentationen vertrauend, den Ausspruch gethan: „Oesterreich scheint unter dem jungen Kaiser wirklich erhebliche Fortschritte zu machen, und am Ende wird Amerika nicht mehr der einzige Zufluchtsort für Deutschland seyn; nur Eins, und das leidige Papiergeld, müssen uns abschrecken — die Verfolgungen, welchen die Protestanten ausgesetzt sind.“

Also förmliche „Verfolgungen der Protestanten“ herrschen in Oesterreich! — in demselben Oesterreich, das noch vor wenigen Jahren eine fast unverhältnißmäßige Zahl deutscher Protestanten für wichtige Aemter und Würden zu sich berufen.

hat. Wirklich finden sich, wie später gezeigt werden soll, zuweilen einzelne Fälle solcher „Verfolgungen“ angeführt; aber ihre Natur ist so mißlicher und wenig zweideutiger Art, daß man selbst in den rücksichtslosest protestantischen Kirchen-Zeitungen auf die dringende Mahnung stoßen kann, in Benützung solcher einzelnen Fälle doch der höchsten Behutsamkeit sich zu befleißen. Man hält sich also gemeinhin an's Allgemeine, und hier helfen weder die verlässigsten statistischen Nachweise, noch selbst die Berichtigungen officiöser protestantischen Blätter zur Widerlegung. So hat die Berliner „Zeit“ im verflossenen Mai erklärt: daß in Oesterreich die Uebertritte zum Protestantismus erschwert, die Geistlichen schlecht besoldet, der Verkehr mit auswärtigen Amtsbrüdern ihnen untersagt, die protestantischen Missionsschriften verboten seien und deßgleichen den jungen Theologen der Besuch ausländischer Universitäten — dieß Alles sei unwahr; am 22. Juli aber straft die Berliner „Protestant. Kirchenzeitung“ die „Zeit“ schon wieder Lügen, und stellt an England und Preußen die Frage: warum man sich denn so eifrig um die unterdrückten Christen in der Türkei annehme, und nicht auch um die verfolgten Protestanten in — Frankreich und Oesterreich *)? Gegen die ganz gleichen Unwahrheiten, wie jene „Kirchen-Zeitung“ sie nun wieder reproducirt, und wie sie durch einen böhmischen Bericht auch in Nro. 89 der „Evang. K.-Z.“ von 1853 sich eingeschlichen, hatte Dr. Hengstenberg zu Berlin am 18. und 22. Febr. d. J. selber ein ebenso ernstes und entschiedenes, als ausführliches und unterrichtetes Schreiben eines österreichischen Protestanten publicirt, und es der allgemeinen Beachtung dringendst empfohlen, zur richtigen Beurtheilung „jener wohlgemeinten (?), aber sehr verfehlten Pro-

*) Ein Berliner-Correspondent der Allg. Ztg. vom 28. Juli schließt sich dem sofort wörtlich an.

dukte, die in der evangelischen Kirchenzeitung selten, in andern Oesterreich feindseligen Blättern häufiger vorkämen." Hat nun auch dieses Gutachten in so fern seinen Zweck verfehlt, als ganz dieselben „verfehlten Produkte" mit Fleiß immer wieder zur Schau gestellt werden und durch die Presse laufen, so möchte sein Hauptinhalt doch den Lesern schon deßhalb nicht unwillkommen seyn, weil er zugleich auch einen bedeutungsvollen Einblick in die innern Zustände des österreichischen Protestantismus gestattet.

Der Correspondent aus Böhmen hatte seine Verdächtigungen nicht etwa von der Oberfläche geschöpft. Er legte der österreichischen Regierung, als einer specifisch-katholischen, geradezu den überall, namentlich in Böhmen, hervortretenden, „unerfreulichen Zustand der protestantischen Kirche" selbst zur Last. „Gelind ausgedrückt, wolle man ihr nicht wohl", sagte er, und insbesondere „scheine es, als begünstige man den Rationalismus, um die Kirche der Verachtung und dem Verfalle preiszugeben." Die Erwiderung darauf ist sehr belehrend. „Es bedarf", äußert sie, „in keiner Beziehung der Rechtfertigung der österreichischen Regierung von meiner Seite. Denn daß durch sie aus ihrem vollkommen freien Antriebe in den letzten Jahren der protestantischen Kirche bedeutende Zugeständnisse gemacht worden sind, die dem Grundsatze der Gleichberechtigung der Confessionen, in soweit es bei einer so vorwiegend katholischen Bevölkerung, und den dadurch bestimmten politischen Institutionen immer möglich ist, vollkommen entsprechen; daß sie durch die rücksichtsvollste Schonung der herkömmlichen autonomen Stellung der protestantischen Kirche sich bei der großartigen und durchgreifenden politischen Neugestaltung des Kaiserreichs lieber manche Verlegenheit bereitet, als den rechtlichen Bestand jener angetastet hat; daß sie zur Reorganisation und Förderung des gelehrten Schulwesens Opfer gebracht und Veranstaltungen getroffen hat, welche die dankbarste Anerkennung verdienen — sind

Thatsachen, die laut und kräftig genug für sich selber zeugen. Einzelne Mißgriffe untergeordneter Behörden gegen Protestanten und ihre rechtliche Stellung in Oesterreich verlieren, solchen Thatsachen gegenüber, ihre Bedeutung, und sind entschieden gegen den Willen der Regierung."

„Eingehendere Besprechung" — so fährt das Gutachten des ohne Zweifel competenten österreichischen Protestanten fort — „kann nur die Meinung beanspruchen, als ob die Regierung den Rationalismus begünstige, um die protestantische Kirche der Verachtung und dem Verfalle anheimzugeben. Es ist leider nur zu wahr, daß an der theologischen Lehranstalt zu Wien seit ihrer Gründung eine Art der Behandlung der theologischen Wissenschaft vorherrscht, der man wirklich zu viel Ehre anthut, wenn man ihr den durch bedeutende Persönlichkeiten vertretenen Namen des Rationalismus beilegt. Wenn Rationalismus theologisch wissenschaftliche Unwissenheit und den Unglauben in seiner Vollendung bezeichnen soll, dann war und ist er an der theologischen Facultät in Wien in vollem Maße zu finden, wiewohl hierbei ausdrücklich bemerkt werden muß, daß in den letzten Jahren durch Anstellung einiger Männer es etwas besser geworden ist. Es ist nun freilich wahr, daß die Professoren durch die Regierung berufen und angestellt werden. Man denke aber, daß die Errichtung der Anstalt in eine Zeit fiel, wo die gesammte Kirche im Wasser des Rationalismus verschwommen war. Man kann es einer katholischen Regierung nicht verargen, wenn sie auf den Gedanken kam, der Rationalismus sei das wahre Wesen des Protestantismus, und ihm werde am besten durch Vertreter desselben gedient. Ueberdieß handelte sie auch hierin auf das rücksichtsvollste, indem sie in den meisten Fällen bei Besetzung vakanter Professorenstellen das Gutachten der fungirenden Professoren einholte." Je mehr endlich überall ein positiv-christliches Streben wieder wach geworden, habe die Regierung „jede sich darbietende

Gelegenheit benutzt, um Männer in's Amt zu bringen, die mit ihrem Bekenntniß auf dem positiven Grunde der Kirche stehen."

Auf diese glänzende Rechtfertigung folgt die feierliche Versicherung: es könne, Gott sei Dank! freudig bezeugt werden, daß „die k. k. Regierung allen ihren Unterthanen, also auch ihren protestantischen, wohlwolle", daß alle Kaiser seit Josephs Zeiten auch sie „für ihre Kinder erkannt" — und eine scharfe Widerlegung der einzelnen Verläumdungen, welche, wie sie überhaupt regelmäßig durch protestantische Journale ausgesprengt werden, so insbesondere auch jenen Artikel „aus Böhmen" füllten. Jungen Theologen solle verboten seyn, ausländische Universitäten zu besuchen? Unwahr! Sedisvacanzen würden benutzt zur Reducirung der taxa stolae und des geistlichen Salars? Verläumdung! wenn nicht anders die betreffenden Superintendenten selbst sich solches zur Schuld kommen lassen, denn sie überwachen das Kirchengut. Geringe Besoldung der protestantischen Prediger und Lehrer? Sie sind im katholischen Oesterreich so gut gestellt, wie in Preußen! Der Verkehr mit ausländischen Amtsbrüdern verboten? Ungereimt! Die fremden Missionsschriften bei Geldstrafe verpönt? Schreiber dieß bezieht sie ungehindert! Kinder aus gemischten Ehen verfallen der römischen Kirche? Falsch, nach dem Gesetze folgen die Söhne dem Bekenntniß des protestantischen Vaters, wenn dieser sie nicht selbst katholisch erziehen läßt! Die Uebertritte zum Protestantismus sind auf alle mögliche Weise erschwert? Die Wahrheit ist: „wer die gesetzlichen Bestimmungen, die nichts Beschwerliches mehr haben, erfüllt, dem werden keine Hindernisse in den Weg gelegt", und was insbesondere die Verfügungen über die gemischten Ehen betrifft, so hätte der Verfasser des Gutachtens wohl noch bemerken dürfen, daß diese jedenfalls, zumal in der Hauptstadt, in einem so auffallenden Maße an Zahl wachsen, daß auch vom Standpunkte des positiv-gläubigen Pro-

testanten selbst eine strengere Praxis von beiden Seiten dringend zu wünschen wäre.

Er weiß im Uebrigen strenge genug zu rügen, daß man über jenen Lügen stets sorgfältig vermeide, von dem innern Leben der „österreichischen Kirche“ selbst zu reden, dessen gänzlicher Verfall allerdings um so auffallender ist, als katholische Umgebungen sonst auf solche protestantischen Häuflein erfahrungsgemäß conservirend und erhebend zu wirken pflegen. Alle die günstigsten äußern Umstände sieht der Verfasser nicht die geringste positive Frucht für diese „Kirche“ tragen. Er wiederholt: ihre Verfassung sei so durchaus frei und selbstständig, daß „in dieser Beziehung kein Theil der gesammten protestantischen Kirche, die Schottische vielleicht ausgenommen, so günstig gestellt ist, wie sie“, und noch in den jüngsten Tagen hat die Regulirung ihrer völlig freien Verfügung über ihre Kirchen- und Schuldiener unter den Ungarn und Slaven fast den Neid der deutschen Katholiken im Westen erregt. „Daß die österreichische Kirche aber“, fährt er fort, „bei alle Dem in keinem erfreulichen Zustande sich befindet, daß sie sogar in ihrer gegenwärtigen Lage großen Schaden zu leiden in Gefahr ist, können wir nicht in Abrede stellen; die Ursachen davon liegen aber nicht sowohl außer, als vielmehr in ihr.“ Unumwunden spricht er die Meinung aus, daß unter allen Predigern und Professoren nicht zehn zu finden wären, die nicht in den fadesten Rationalismus versunken seien, und mit dem Geist des Glaubens sei auch der Geist des Wissens so völlig verschwunden, daß er ausrufen kann: „Man zeige uns nur Ein Werk, das seit dreißig Jahren von den Vertretern der protestantischen Literatur in Oesterreich und Ungarn ausgegangen, und das nicht überhaupt in wissenschaftlicher Beziehung weit unter der Mittelmäßigkeit steht, der Verwerflichkeit des Glaubensstandpunktes gar nicht zu gedenken.“ Vielleicht dürften denn auch, ganz abgesehen von dem richtigen positiv-christlichen Princip,

schon diese Zustände das österreichische Verbot der gemischten Schulen rechtfertigen, welches jene protestantischen Stimmen aus Böhmen ꝛc. sicher nicht zu rügen vermöchten, wenn nicht ihr eigener Protestantismus bloß nackter Rationalismus wäre. Anders unser Berichtiger. Er urtheilt kurzweg: „das Salz ist dumm geworden"; und namentlich habe sich der Zustand der protestantisch-kirchlichen Verhältnisse in neuester Zeit dadurch in sehr beunruhigender Weise verschlimmert, „daß die Kirche mit ihrem gelehrten Schulwesen beinahe völligen Schiffbruch erlitten hat."

Als nämlich im J. 1850 der Entwurf zur Organisation der Gymnasien und Realschulen publicirt ward, mit der Bestimmung, daß Schulen, die bis zu der gesetzlichen Frist den aufgestellten Forderungen nicht entsprechen würden, ihr bisheriges Oeffentlichkeitsrecht verlieren, und nur als Privat-Schulen fortbestehen sollten, da fiel, nach einer bis in's Frühjahr 1851 verlängerten Frist, das verhängnißvolle Wort, daß die bis dahin nicht organisirten katholischen und sämmtliche protestantischen Schulen (einige zwanzig an der Zahl), weil noch keine organisirt war, bis nach erfolgter Organisirung nur Privatschulen seien, mit Ausnahme des aus Staatsmitteln organisirten protestantischen Gymnasiums zu Teschen. Der Berichterstatter legt der Regierung nicht die geringste Schuld bei, lobt vielmehr den Entwurf auf das höchste, beklagt aber zugleich, daß, weniger aus Mangel der Geldmittel, als der Lehrkräfte, und aus Lässigkeit und Indifferenz, „schon volle drei Jahre vergangen waren, und noch kein vollständiges protest. Gymnasium in soweit den Forderungen der Regierung entsprochen hatte, daß es auf Wiedererlangung des Oeffentlichkeits-Rechts hätte rechnen können." Und obgleich einige wenigen nachträglich sich noch aufgemacht, zweifelt er doch, „ob sie den bedeutenden, für die ganze Bildung des Kaiserreichs unabweisbar nothwendigen Anforderungen der Regierung in Betreff ihrer Leistungen würden entsprechen können." Kurz,

er ersehnt für seine Kirche „einen neuen reichen Pfingstsegen“, und prägt den auswärtigen Protestanten wieder und wieder ein, „nicht in äußern Verhältnissen, sondern im innern Verfall sei ihr Schaden zu suchen“, „von Innen heraus müsse geholfen werden“, und dazu seien „ehrliche, gerade, offene Wege aufzusuchen“; denn — eine verständige und verständliche Bemerkung! — „ein Staat wie Oesterreich wird und kann eine auffällige Einmischung von Außen in die Angelegenheiten seiner Unterthanen nicht leiden.“

Was aber die „auswärtigen Protestanten“ betrifft, mit welchen die malcontenten österreichischen Prediger ungehindert verkehren wollen und von welchen sie Hülfe erwarten, so ist es nicht der Traktätlein spendende „Central-Ausschuß der Innern Mission,“ in welchem dieselben sitzen, sondern es ist der Geld spendende „Central-Ausschuß des Gustav-Adolfs-Vereins.“ Mit dieser Thatsache ist für den Kundigen Vieles oder Alles gesagt. Man kennt seit neuester Zeit die Richtung und Tendenz dieses Vereins sehr genau, und zwar durch die eigenen Urtheile der achtungswerthesten positivgläubigen Protestanten selbst. Dennoch ist in Oesterreich der Verkehr mit ihm nicht untersagt; aber „er darf nur geschehen durch das Consistorium und hat sich aller Klagen zu enthalten, während dem katholischen Geistlichen der direkte Verkehr mit dem Papste schwerlich behindert werden dürfte.“ Also, der Gustav-Adolfs-Verein ist gleich einem protestantisch-österreichischen Papste, wie die Berliner „Prot. K.-Z.“ hiemit ausspricht, und der Hauptanstoß ist, daß der Verkehr mit diesem obersten Haupte nur durch die ordentliche geistliche Behörde freisteht. Inwiefern dadurch die Ausbreitung des Evangeliums selbst Schaden leidet, liegt allerdings hundertfach erwiesen in den Archiven des genannten Vereins. Denn ob zwar, ihnen zu glauben, namentlich Böhmen und Mähren brennen vor Begierde nach dem lautern Wort, so herrscht doch der Eine Uebelstand, daß die Prediger ihre Besoldungen

aus den Gemeinde-Säckeln erhalten, und gerade in Böhmen und Mähren von der Gemeinde mitunter nicht mehr beziehen, als 30 bis 40 Gulden jährlich, „während der Gemeinde-Schweinhirt besser besoldet wird" *). Neue Gemeinden können sich also, um von andern Vortheilen einer engen und uncontrolirbaren Verbindung mit der Propaganda der Gustav-Adolfianer nicht zu reden, schon deßhalb nicht ohne auswärtige Hülfe um das Wort schaaren, wie sie doch sonst namentlich in Böhmen so überaus feurig wünschen sollen.

Es ist höchst auffallend, daß gerade aus Böhmen fast alle jene Stimmen über Bedrückung der Protestanten im Allgemeinen, ebenso fast alle einzelnen Fälle von „Verfolgungen der Protestanten" in Oesterreich, und endlich alle die apostasirten Priester kommen, welche nach Schlesien hinüber um Predigeramt und Ehehimmel laufen. Man hat, wie gesagt, die Lage der Katholiken am Oberrhein in Parallele zu setzen gewagt mit der Lage dieser österreichischen und insbesondere der böhmischen Protestanten. Man hat damit etwas sehr Ungeschicktes gethan. Denn auch angenommen, die fingirten „Verfolgungen" der Letztern existirten in der That, so bestünde doch Ein ungeheurer Unterschied. Die Verfolgten am Oberrhein haben zugestandenermaßen in dem Jahre der Krisis und der Feuerprobe über alles Lob erhaben treu und ehrenhaft bestanden; ist dieß aber bei den „Verfolgten" in Böhmen auch der Fall? Das kirchliche Streben der Verfolgten in Baden war stets rein von allem, auch dem leisesten Makel politischer Nebenzwecke; ist es aber bei dem jener protestantischen Böhmen 2c. ebenso? Von älteren Vorkommnissen, z. B. dem nur allzu bekannten Prager Prediger Kossuth, zu schweigen, wo wird denn je ein einzelner „Verfolgungs"-Fall berichtet, bei dem die politischen Neben- oder vielmehr Haupt-

*) Vgl. dieselbe Nummer der Berliner „Protest. K.-Z." vom 22. Juli 1854.

zwecke des „Verfolgten" nicht auch gleich aktenmäßig nachgewiesen wären? Es sind erst einige Monate her, daß sich ein interessantes Beispiel der Art mit dem böhmischen Pastor Hölzl zu Gablonz-Reichenberg ereignete, der plötzlich sein Amt niederlegte und, um der drohenden Untersuchung auszuweichen, mit dem von der Behörde angebotenen Reisepaß eiligst Amerika zureiste. Ein Theil der protestantischen Kirchenzeitungen war besonnen genug, einzugestehen, daß man in Oesterreich gegen keinen Prediger ohne „gesetzlichen Grund" einschreite, zu bezeugen, daß dem Hölzl allerdings zur Last liege, an öffentlichen Orten und vor sehr gemischtem Publikum über Staat, Religion und Kirche zum Aergerniß selbst der Freunde seiner Person und „Kirche" sich ausgelassen und sich selbst, wie seinen Stand damit bloßgestellt zu haben, endlich zu warnen, man möge doch nicht auch seine Remotion wieder als „Märtyrthum der evangelischen Kirche" darstellen. Der andere Theil aber ließ sich nicht im geringsten geniren, dieß zu thun, obgleich auch er zwei wichtige Geständnisse ablegen mußte: erstens daß der „Märtyrer" schon von seinem eigenen Superintendenten wegen „Hinneigung zum Rationalismus und Deutschkatholicismus" zurechtgewiesen worden; zweitens daß er „als Proselytenmacher" und wegen mehr als 70 von ihm bewirkter Uebertritte wiederholt verklagt, von den politischen Behörden aber deßhalb nie gemaßregelt worden. Dennoch muß der Pastor ein „Märtyrer" und die österreichische Regierung eine grimmige Verfolgerin seyn*)!

Diese unwidersprechliche Milde gegen solche Umtriebe ist aber um so beachtungswerther, und zeugt um so lauter nicht nur für die Gerechtigkeit, sondern sogar für die Nachsicht Oesterreichs gegen seine Protestanten, wenn man bedenkt, was z. B. in Böhmen „Uebertritte von der katholischen zur prote-

---

*) Vgl. die Darmst. K.-Z. vom 23. März 1854 mit der Berliner „Protest. K.-Z." vom 25. März 1854.

stantischen Kirche" eigentlich besagen wollen. Selbst ein gegen die alte Kirche so blind gehässiges Organ, wie die Darmstädter K.-Z., konnte bei Gelegenheit der Sache Hölzl's nicht umhin, als unbestrittene Thatsache zu beklagen, „daß die religiösen Bestrebungen, Wünsche und Ansichten des gebildetern Böhmen von vorherrschend negativer Richtung seien, daß man von dem Druck der Hierarchie los seyn wolle, das aber eine andere Frage sei, ob man deßhalb sich nach den Segnungen der evangelischen Kirche sehne." Und was ist es nun im Grunde um diesen furchtbaren „Druck der Hierarchie," welcher die sogenannten „evangelischen Sympathien," seien sie nun wie immer geartet, erweckt? Es stehen darüber von unverdächtiger Seite die unzweideutigsten Aufklärungen zu Gebot, im Angesicht deren gewiß kein Billigdenkender der österreichischen Regierung verargen könnte, wenn sie wirklich und direkt mit der äußersten Strenge einen solchen Protestantismus „verfolgte." Denn dieser geht nicht nur mit der politischen Revolution Hand in Hand, sondern er ist vielmehr an und für sich gar keine religiöse Richtung mehr. Nicht um das Verhältniß des Menschen zu Gott ist es ihm zu thun, an den er meistens gar nicht glaubt, sondern um die politische Stellung der Nationen zueinander, der Slaven und Czechen zu den Deutschen. Nicht Abfall von der Kirche ist er, sondern Abfall von dem legitimen Herrscher, mit Einem Wort — maskirter Panslavismus. Oder, wenn man diesen unbestimmten Ausdruck vermeiden will: die Fundamentirung jener slavischen National-„Kirche" ist er, welche nach dem Rathe der slavisch und ungarisch demokratischen Emigration mit Hülfe der Engländer und Nordamerikaner aufgebaut werden, und jenen Völkern die „politische Freiheit" bringen soll, d. i. die Revolution. Man urtheile nicht, daß damit zuviel gesagt sei, ehe man folgende Auseinandersetzung eines Briefes wohl erwogen hat, den gerade wieder ein böhmischer Apostat, von Schlesien aus, an denselben obenge-

nannten Dr. Hengstenberg in Sachen der österreichischen Protestanten-„Verfolgung" geschrieben. Die Publikation *) fiel offenbar dem berühmten Berliner Theologen schwer; er hat auch Vieles des Bedenklichsten vorher gestrichen, aber doch immerhin noch der Wahrheit einen dankenswerthen Dienst geleistet.

Ganz offenherzig und ohne Arg fängt jener Briefschreiber an zu erzählen: das Erwachen der „evangelischen Sympathien in Böhmen" falle zusammen mit dem Erwachen des nationalen Bewußtseyns seit etwa fünfzig Jahren, und namentlich des Eifers für die schon halb erstorbene czechische Sprache. Dazu ging der Anstoß von einigen katholischen Geistlichen Prags aus, die, „selbst der Folgen ihres Beginnens unbewußt, bloß getrieben von Liebe zur Mutter-Sprache, dieselbe zu beschützen und Liebe zu derselben zu predigen begannen." Sie blieben auch beinahe die einzigen und stets die tüchtigsten Kämpfer für die czechische Zunge. Die an Reichthum wachsende Literatur in derselben warf sich hauptsächlich auf die Geschichte. „Nun aber predigt diese auf jedem Blatte immer und überall nur Kampf gegen Rom und Druck von Rom, und hier sind die anfänglichen Quellen der religiösen Bewegung Böhmens in neuester Zeit zu suchen. Katholische Geistliche selbst sind ihre Wecker, ihre kräftigsten Pfleger lange Zeit hindurch gewesen; erst in neuester Zeit ging die Leitung des Ganzen in Laienhände über." Die Verderber bemächtigten sich des edeln nationalen Strebens. „Da ich" — erzählt der Briefschreiber weiter — „33 Jahre lang in meinem Vaterlande gelebt, habe ich zugleich diese Bewegung mit durchgelebt. Schon als Kinder von 14 Jahren weinten wir in der Schule beim Vortrage des Professors über den Untergang von Böhmens Selbstständigkeit und die darauf folgende Katholisirung des Landes. Der Professor

*) Evangel. K.-Z. vom 24. Mai ff. 1854.

selbst vergoß ebenfalls Thränen beim Vortrage; schon damals faßte Haß gegen Rom Wurzel in den jungen Herzen. So traten wir in die Theologie ein, um Geistliche zu werden, und das, was wir selbst gefühlt, soweit als möglich auch dem Volke mitzutheilen. In dem bischöflichen Alumnate zu R. hat namentlich der vor 11 Jahren verstorbene Professor der Exegese und der Pädagogik Vinzenz R. außerordentliche Verdienste in diesem Kampf sich erworben. Dreißig Jahre lang war dieser Mann auf dem Katheder, dreißig Jahre lang hat er die Falschheit des römischen Systems seinen Schülern dargelegt. Und doch blieb dieser Mann trotz mannigfachem Verrath in seinem Amte, so unbegreiflich groß war die Sicherheit und Verblendung der Bischöfe. Einer meiner Mitschüler konnte und durfte öffentlich vor den versammelten 100 Alumnen sagen: ich würde mich schämen, wenn ich glauben sollte, daß mich meine Vorsteher für einen Freund Roms halten! Das Wort blieb den Vorgesetzten nicht unbekannt und jener Mitschüler wurde im vierten Jahre erster Präfekt, eine Auszeichnung, die nur dem Würdigsten zu Theil wird. So damals. Heute steht er unter der schärfsten polizeilichen Aufsicht. Damals waren die Vorsteher selbst von einem solchen Reformgeist ergriffen, daß sie uns sogar das Nichtbeten des Breviers zu keiner Sünde anrechneten." Wie es unter diesen Vorstehern auch mit der bloß bürgerlichen Moralität beschaffen war, beweist folgender Vorgang mit eben jenem Professor der Theologie mehr als zur Genüge. „Zwei Jahre vor seinem Tode wurde er von einem seiner Schüler verrathen, vor den Bischof geladen, und mußte vor demselben das Bekenntniß auf das Tridentinum ablegen. Er selbst äußerte sich darüber gegen uns mit folgenden Worten: „„Ich mußte auf meine alten Tage — einen Meineid schwören; hätte ich es nicht gethan, so hätte mich der Bischof von der Lehrkanzel entfernt, und ich könnte Ihnen nun nicht die Falschheit der römischen Kirche auseinandersetzen; ein Anderer, ein Advokat derselben,

Sie auf meiner Stelle und Sie wären um die Wahrheit betrogen.""

So stand es bereits vor dem Jahre 1848. „Wir Kleriker waren — und derselbe war der Zustand aller gebildeten Laien — ohne Glauben an die Dogmatik Roms, aber auch ohne evangelische Erkenntniß, bloß von der Sehnsucht nach der alten Böhmischen Brüderkirche erfüllt. Als heiliger Märtyrer wurde Huß von uns verehrt; sein und Hieronymus' Bild zierte seit vielen Jahren die Wohnungen vieler Kleriker. An die Stätten, wo sie gelebt, wurde gewallfahrtet, flehend für die Auferweckung der alten Böhmischen Brüderkirche; alle Archive und alten Urkunden wurden durchsucht; da kamen an's Licht die alten Verfolgungen, Metzeleien, Beraubungen ꝛc. Und dabei blieb immer noch die Regierung und die Hierarchie sicher, denn im ganzen Lande herrschte ja ruhig die römische Kirche, das kirchliche Leben ging seinen gewöhnlichen Gang. — Nun kam das Jahr 1848. Es steht außer allem Zweifel, daß gleich damals Unzählige aus der römischen Kirche ausgeschieden wären, wenn nicht Hawlitschek, Redakteur der National-Zeitung, des ersten Blattes des Landes, gegen jede Ueberstürzung mit Entschiedenheit aufgetreten wäre. Mit ihm vereinigten sich die Stimmen sämmtlicher Literaten des Laienstandes, das Volk beschwörend, nur ja nicht den Klerus, der ja der einzige, alleinige Wecker und Pfleger der Nationalität gewesen, durch plötzlichen Abfall zu kränken und so gegen ihn sich undankbar zu beweisen. Diese Männer wandten sich nun an den Klerus selbst und forderten denselben in allen Blättern auf, sich zu versammeln, und auf Synoden die nothwendig gewordene Reform zu berathen. Nach ihrem Plane sollte die Kirche sich selbst reformiren und durch den Klerus die Bischöfe dazu gezwungen werden."

Wirklich wurden mehrere und zahlreiche Synoden gehalten; die Ansicht stand ziemlich von vornherein fest, daß Streichung des Dogma vom Primat die conditio sine qua non

aller Reform sei. Dennoch hoffte man, nach der Versicherung des Briefschreibers, fest auf eine solche Reform von den Bischöfen selbst, und Zorn, Entrüstung, Gelächter sei erfolgt, als statt dessen der bekannte Collectiv-Hirtenbrief verlesen wurde. „Die Stunde des Austritts für Hunderttausende war gekommen, und das so lange Vorbereitete sollte nun geschehen. Da erschien plötzlich, unerwartet ein Wort, ein Ruf Hawlitschek's an die czechische Nation, und dieser Ruf ist Ursache des Stillstehens der ganzen Bewegung." Der Journalist ermahnte sehr schlau, doch ja nur jetzt nicht aus der römischen Kirche zu scheiden, denn sonst bleibe, nach dem Abgang der besten und intelligentesten Menschen, der restirende minder intelligente Theil der Nation ganz unter dem Einflusse der Hierarchie und das Kirchengut deßgleichen, während die Gründung neuer evangelischen Kirchen nur schwer und mit karger Dotirung möglich wäre; Alle sollten daher bleiben, auch wenn der Glaube fehle, und vereint unablässig fortfahren, die Absichten der Bischöfe und der Regierung zu durchkreuzen, den noch ungebildeten Theil des Volkes aufzuklären, damit das für den Augenblick Unmögliche für die Zukunft vorbereitet werde: allgemeine Umwandlung der katholischen Kirche in Böhmen in eine protestantische mit — Beibehaltung ihres ganzen Vermögens.

Der Rathschlag war gut ausgedacht, aber er wurde zu Schanden. Die ungeduldigen Kapläne der Partei sahen dieß wohl voraus, und erstarrten bei dem allgemeinen Ruf: „Hawlitschek ist dagegen." Nun ist's geschehen, seufzten sie, um die Reform, vernichtet alle Hoffnung auf lange Zeit. Bloß in Prag kamen Uebertritte zu Kossuth vor; der kluge Hawlitschek aber wurde später nach Tyrol internirt, und seine geistlichen Trabanten lamentiren unter schwacher Hoffnung. „Die gegenwärtige Stimmung des böhmischen Volkes ist eine sehr gedrückte; Alles seufzt unter unerhörtem religiösen Druck. Namentlich ist das Loos der armen Kapläne, die sich in irgend einer

Weise in den unruhigen Jahren bemerkbar machten, beklagenswerth. Hätte Hawlitschek statt seines unglücklichen Aufsatzes einen Mahnruf an das Volk erlassen, es möge nun Jeder, der sein Volk liebt, um sein und seiner Kinder Wohl besorgt ist, aus der Kirche scheiden, es steht felsenfest: Hunderttausende traten innerhalb 14 Tagen zur evangelischen Kirche über." So der Zeuge des Dr. Hengstenberg selber!

Es kann demnach unter den deutschen Protestanten kein Zweifel seyn, was man unter dem in Oesterreich „verfolgten" Protestantismus zu verstehen habe. Sie thun wider ihr eigenes Wissen und Gewissen, wenn sie anders davon reden. Was aber die protestantischen Religionsgesellschaften an und für sich betrifft, so erfreuen sie sich in Oesterreich, nach der eigenen dankbaren Versicherung der Achtungswerthesten unter ihnen selbst, nicht nur einer gerechten Behandlung, sondern auch einer würdigen Freiheit und Selbstständigkeit ihrer Stellung, wie man sie an der alten Kirche noch heutzutage in mehr als Einem deutschen Lande als grundstürzend für die staatliche Ordnung, als rebellischen „Staat im Staate" verdammt.

XIX.

Incunabeln der repetirten Union.

Den 25. Juli 1854.

Von Seiten der badischen Regierung scheint man das Bedürfniß empfunden zu haben, irgend einen entgegenkommenden Schritt, nicht der Kirche, sondern dem Volke gegenüber zu thun. Die Reise des Regenten durch einen Theil des Oberlands nach der lieblichen Mainau wurde beschlossen und alle Vorbereitungen getroffen, um, wie sich die Karlsruher Zeitung ausdrückt, diese Reise zu einem Triumphzuge zu machen. Die Spalten der Landesblätter sind daher auch angefüllt mit jenen üblichen und dießmal sogar außerüblichen Beschreibungen der Feste, der Triumphbögen, sogar Beleuchtungen, mit allen heut zu Tage erforderlichen Zugaben von Fahnen *), Blumen u. s. w. Auch die Kinderverse und Anreden

*) In Säckingen ereignete sich der sonderbare Zufall, daß die beiden Riesenfahnen auf dem Kirchthurme, von entgegengesetzten Seiten in dem Augenblicke des Vorüberfahrens des Regenten durch den Wind ergriffen, die colossale Gestalt des Todes umfaßten, die neben seiner des heiligen Fridolin über dem Eingang der Kirche steht. Die Fahne verhüllte das Angesicht des Heiligen.

weiland großherzoglicher Schuldecane dürfen nicht fehlen. Besonders wird mit Nachdruck hervorgehoben, wie sich die „katholische Geistlichkeit in Loyalitätsäußerungen bestrebe.“ Der Regent dankte überall in sehr abgemessener Rede den aus verschiedenen Landestheilen auf Befehl eingetroffenen Beamten und Bürgermeistern für ihr „den Staatsgesetzen entsprechendes Verhalten, für ihr den Organen der Staatsgewalt, die in allen ihren Schritten nach reiflichster Erwägung und mit steter Heilighaltung der Grundsätze von Recht und Wahrheit gehandelt habe und handeln werde, bewiesenes Vertrauen“!!! Diese Ansprache, wird beigefügt, brachte augenscheinlich einen Eindruck hervor, der niemals erlöschen wird! — Wir waren nirgends Augenzeuge des Empfangs, wie er dem armen jungen Fürsten zu Theil wurde, wünschten aber in seinem Interesse, daß die Aeußerungen der Freude ebenso aufrichtig hätten seyn können, als das ertheilte Selbstlob falsch und der ausgesprochene Dank unverdient war. Es mußte der Regierung Alles daran liegen, die materielle Gewalt, welche sie gegen das Recht der katholischen Kirche geltend machte, mit einer Art von Billigung durch das Volk gleichsam zu beschönigen. Daher der öffentliche Dank und die Entgegennahme öffentlicher Demonstrationen, die man in Baden nach allen Richtungen hervorrufen kann und bekanntlich auch schon hervorgerufen hat. Wenn man sodann allein spricht und allein handelt, die Gegner einsperren, mit Geldstrafen, mit Executionen belegen und jede Ungerechtigkeit ausüben kann, ohne daß ein Richter auf Erden dieser Omnipotenz eines Duodezstaates wehren darf, und alle zahlreichen Feinde der katholischen Kirche lauten Beifall rufen, eben weil die katholische Kirche rechtlos ist und seyn soll, so kann man auch einen Enthusiasmus in die Welt hinaus verkünden, möge dieser nun vorhanden seyn oder nicht. In solcher Lage der Dinge müssen Selbstgeständnisse der Machthaber eine um so größere Beachtung finden, als sie Niemand von ihrer Seite erwarten sollte. Da hat z. B. ein Berichterstatter der Landeszeitung bemerkt, es sei Schade, daß die so schön geschmückten Straßen leer gewesen seien, kein Spalier der Bürger stattgefunden habe, die in den Ruf ihres Meisters nicht eingestimmt hätten. U. s. w.

Von Freiburg wird uns mitgetheilt, es sei die Reise des

Regenten dahin auf den Rath des Regierungsdirektors Schaaff unternommen worden, möglicherweise mitunter in der Absicht, dem so sehr gesunkenen Ansehen der dortigen Regierungsmänner einen neuen Stützpunkt zu gewähren. Der Regent gab beruhigende Versicherungen, es würden sich die Dinge befriedigend lösen, und wies auf die Verhandlungen in Rom hin.

Von dem ehrwürdigen Erzbischofe nahm er indessen keine Notiz, sondern begnügte sich damit, an einige Männer, welche sich in der Kirchenfrage als die entschiedensten Gegner der katholischen Kirche, der sie durch Geburt angehörten, bewiesen hatten, Orden auszutheilen und öffentliche Anerkennung auszusprechen. Der Aufenthalt des Regenten in Freiburg war kurz und unerquicklich, wie wohl mit Grund versichert wird, für ihn selbst und Andere. Ein Besuch auf Schloß Umkirch, wo die Großherzogin Stephanie weilte, soll nicht ohne tiefen, aber höchst düstern Eindruck auf den Regenten vorübergegangen seyn. Die im Ganzen so gesinnungslose, jedem Spektakel geneigte Bevölkerung Freiburgs zeigte sich auffallend kalt; es soll nur mit Mühe, unter Strafandrohung gelungen seyn, einen spärlichen Fackelzug der Pompier's zu Stande zu bringen; zahlreiche bewaffnete Mannschaft füllte die Räume des Innern, des Hofes, der Umgebung der fürstlichen Wohnung — kurz, man wollte sich den Anschein geben, als seien Vorsichtsmaßregeln im ultramontanen Lager keineswegs außer Acht zu setzen. Daß jeder Vernünftige darüber die Achseln zuckt, brauche ich nicht beizufügen. Man möchte aber mit aller Gewalt die Katholiken zu Mördern und Aufrührern machen, und da es nicht gelingt und nur etwa bei solchen Katholiken gelingen könnte, welche eben keine Katholiken der Gesinnung und That nach sind, so lobt man wenigstens die „ruhige Haltung" des Volkes, das sich nicht verführen ließ von Jenen, die mit Gefahr des eigenen Lebens sich den Bewegungen von $18^{48}/_{49}$ entgegenwarfen, welche damals noch „vor den Thronen stehen blieben" — vielleicht zum letztenmal. Es gibt Leute, die beständig von Attentaten träumen, und unter den gegebenen Umständen natürlich jeden geträumten Schein einer solchen Unthat auf die Katholiken schieben. Sie werden es kaum für möglich halten, daß man seiner Zeit den Erzbischof verdächtigte, als habe er das Phantom heraufgezaubert, das sich dem Regenten

in höchst räthselhafter Weise vorgestellt haben soll. Nun brachte vor wenigen Tagen die Karlsruher- nach der Allgemeinen Zeitung die Nachricht, ein Subjekt, der Sohn eines Lakaien, und also mit allen Oertlichkeiten bekannt, habe kürzlich vor den Fenstern im „Schlosse" wieder Blumen stehlen wollen, womit er Handel treibe, und damit erkläre sich auch das Gerücht eines Attentates im December. Nun bewohnt aber der Regent nicht das Schloß, man stiehlt im December auch keine Blumen im Freien, anderer Bedenken für den mit Lokalität, Menschen und Menschlichkeiten Vertrauten hier nicht zu erwähnen. Die Katholiken durften aus dem Artikel wenigstens eine Freisprechung von jedem Verdachte der Betheiligung an der Unthat oder der Erscheinung zu ihren Gunsten schöpfen, um so mehr, als der Ergriffene Protestant ist.

Der Versuch, die Katholiken in dem glaubenstreuen Tauber-Grunde als Rebellen hinzustellen, ist nicht minder kläglich verunglückt. Von der schmählichen Maßregel der Executionstruppen gesteht man in den Regierungskreisen, wie in der Presse selbst ein, auch sie sei mißlungen. Die Soldaten wurden dort überall auf das freundlichste behandelt, die meisten Gemeinden wollten aber trotzdem keinen Zwang gegen ihr Gewissen üben lassen. Nachdem Drohungen, Mißhandlungen, Plünderungen keinen Erfolg hatten, und keine entsprechende Schuld den selbst so befangenen Richtern erwiesen werden konnte, gab man endlich die Verfolgung im Großen auf und begnügte sich, die üble Laune in ganz untergeordneten Kreisen abzukühlen: sieben arme beurlaubten Soldaten von T.-Bischofsheim, welche bei dem Quasi-Aufruhr daselbst die Gensdarmen in den gegen den Pfarrer Rombach*) ausgeübten Gewaltthätigkeiten nicht unterstützen wollten, wurden z. B. auf ein Jahr in die Strafcompagnie nach Rastatt verurtheilt. Eine so „herzliche, Alles gewinnende Weise" bewirkt unter dem Militär täglich mehr eine so trübe Stimmung, daß in kurzer Frist nur in Karlsruhe sechs Selbstmorde unter den Soldaten stattgefunden haben. Errichtet Ehrenpforten, commandirt das Volk zur Freude, bereitet

*) Der öffentlich belobte Amtmann Ruth vergaß sich so weit, seinen Schergen, als er in die Wohnung des Stadtpfarrers einbrach, zuzurufen: „Schleppt den Hund herbei."

Feste und Jubel, damit sie das Stöhnen der Mißhandelten, oder Hungernden und Sterbenden übertönen; sprecht von dem Wiedererwachen des Wohlstandes inmitten eines immer allgemeiner werdenden Ruins; übertäubet mit dem Geschrei eures Selbstlobs den Weheruf tausendfältiger Ungerechtigkeit, die wie ein Stachel in den Herzen der Getroffenen zurückbleiben, und deren Eindruck auch nicht erlöschen wird!

Graf Leiningen ist zurück, und wurde durch den Telegraphen nach der Mainau zum mündlichen Berichte gerufen. Ihm ging ein Artikel der Allgemeinen Zeitung als Friedensbote voraus. Ein mit den Verhältnissen genau Vertrauter nennt die Sendung des Grafen einen Akt der Heuchelei, und meint, daß Heuchelei noch nie zum Frieden führte. Man ist in Rom zu klug und zu gut unterrichtet, als daß man sein eigenes Ansehen und seine Ehre, das Ansehen und die Ehre der Männer, die man mit dem Pallium schmückt, den Wortverdrehungen und der Gewissenlosigkeit badischer Minister nochmals preisgeben wird.

Der Regent soll entschlossen seyn, den Weg der bisherigen „Milde" zu verlassen, wenn die Unterhandlungen mit Rom seinem Sinn nicht entsprechen. Wir gewärtigen somit in kurzer Frist neue, und wahrscheinlich ausgedehntere Verfolgungen. Man schmeichelt sich mit preußischer Unterstützung, und rechnet auf Oesterreichs Apathie. Möglich, daß die Reihe berauschender Feste, welche die Reise des Regenten nach officiellen Berichten veranlaßte, irgend ein neues „Attentat" gegen die katholische Kirche und die Katholiken hervorruft. Wir erinnern an die durch die Gewandtheit des Hrn. v. Uria zu Heidelberg in den ersten Tagen des Novembers 1853 hervorgerufenen, wahrlich zauberhaften Feste, bereits im Angesicht furchtbarer Noth. Diesen Festen folgte auf dem Fuße das Attentat des 7. Novembers nach.

XX.

Zur Volkspoesie.

Soldatenlieder von zwei deutschen Offizieren. Frankfurt a. M. Verlag von Meidinger Sohn et C. 1854. Allen Soldaten und Kriegskameraden gewidmet von Carl Woldemar v. Neumann und Heinrich Reber. 181. S. 16.

Man hört manchmal die Behauptung, unser stehendes Militär sei durch die Unsittlichkeit und Irreligiosität, die in demselben sich fänden, und von den Soldaten sowohl in ihren Garnisonsplätzen, als auch nach ihrer Dienstzeit in der Heimath verbreitet würden, dem Gedeihen der Revolution mehr förderlich, als hinderlich. Wir läugnen zwar nicht, daß auf dem Boden der Unsittlichkeit und Irreligiosität das Unkraut der Revolution, als auf seiner heimathlichen Erde, erwächst, können aber doch nicht glauben, daß es im Allgemeinen in den Kasernen in genannter Hinsicht so schlimm stehe, als Manche uns glauben machen möchten. Dagegen sollten aber die Offiziere, in deren Hand zum großen Theile auch das religiöse und sittliche Wohl des Militärs liegt, schon im Interesse des staatlichen Conservatismus, dessen Diener sie sind, Alles von ihren Soldaten ferne zu halten suchen, was die reinen Sitten und den Glauben derselben gefährden könnte, und sich wohl hüten, etwa gar selbst ihnen nach dieser Seite hin zum Aergernisse zu seyn.

Dieß scheinen jedoch die beiden Offiziere, welche die vorliegenden „Soldatenlieder" geschrieben, nicht bedacht zu haben; es wäre sonst sicherlich manches derselben ungedruckt geblieben. Von den speciell militärischen Tugenden wissen unsere Dichter nicht viel zu singen, desto mehr dagegen von einer mitunter sehr zweideutigen „Liebe", und von den Freuden des Bacchus, wobei einigemal eine so cynische Gemeinheit zu Tage tritt, daß hiedurch das sittliche Gefühl eines noch braven Soldaten tief verletzt werden muß. Man nehme z. B. nur das Lied Seite 16:

Der brave Mann.

Dem Bärenwirth sein Töchterlein
War einem Reiter gut,
Der wußte besser, wie der Wein,
Als wie die Liebe thut.

So oft er kam zu seinem Schatz,
War er vom Weine roth,
Und trank da noch, daß er am Platz
Oft lag, als wär' er todt.

Doch einst, als er so kam in's Haus,
War's mit der Liebschaft all;
Da trank er seinen Schoppen aus,
Und wankte nach dem Stall.

Darauf als er durch's Thor getrabt,
Fing er zu singen an:
„Wer niemals einen Rausch gehabt,
Der ist kein braver Mann!"

Noch verletzender aber ist die Frivolität, die uns in religiöser Beziehung in einigen Liedern begegnet. In der preußischen Armee hätte man schwerlich wagen dürfen, was man hier der bayerischen zu bieten allerdings wagen darf. Wir sind nicht rigoros und wissen derben Volkshumor von Religionsspötterei wohl zu unterscheiden, wollen daher das Folgende z. B. allenfalls noch passiren lassen.

Wer hätt' vom Petrus das gedacht,
Das er so tolles Wetter macht?
Das ist ein ganz langweiliger,
Ganz sonderbarer Heiliger!

Wenn wir zum Exerciren geh'n,
Läßt er die Sonn' am Himmel steh'n!

Da wird dann hin und her marschirt,
Daß man die Lust gar bald verliert.

Doch, wenn wir wieder zieh'n nach Haus,
Ist's mit dem hübschen Wetter aus!
O so ein Heil'ger ist gar fein,
Der braucht ja nicht dabei zu seyn!

O Petrus! denk' an Malchus Ohr,
Und stell dir unser Elend vor.
Geh', heil'ger Petrus, sei gescheidt,
Laß regnen doch zur rechten Zeit!

Was soll man aber z. B. zu dem Liede S. 35: „Wir sind bei'm ersten Regiment", wohl sagen:

Wir sind beim ersten Regiment,
Und zwar beim zweiten Bataillon; —
Und kömmt die fünfte Compagnie,
Lauft Alles gleich davon!

Das Vaterland kriegt unser Blut,
Der Teufel uns're Seel', —
Und dennoch sind wir alleweil
Wohlauf und kreuzfidel!

Es ist nicht denkbar, daß ein Mann, der solche Dinge schreibt, noch einen Funken christlichen Glaubens habe. Und in der That lesen wir auch S. 160 in einem Gedichte: „In der Neujahrsnacht":

Selbst der alte Väterglaube
Ist derselbe nicht geblieben;
Denn des Geistes helle Glut
Wies der Menschheit neue Bahnen,
Und mit kecker Hand zermalmte
Sie den Glauben ihrer Ahnen.
Aber klage sie nicht an,
Weil sie eitle Form zerschlagen;
Brauchen die ein Formelwesen,
Die den Gott im Herzen tragen?
Ja der wahre Glaube lebt,
Und regiert in allen Sphären, —
Aber such' ihn nicht in Tempeln,
Und auf prunkenden Altären!
Suche ihn in stiller Brust,
Suche ihn im Weltgetriebe, —
Denn er lebet in der Hoffnung,
Und er lebt im Geist der Liebe.

Trotz der Geisteshelle, in welcher der Dichter zu wandeln glaubt, und seines Glaubens, der „nicht in Tempeln", sondern „in stiller Brust" und „im Weltgetriebe" zu suchen,

ist es ihm aber doch nicht ganz wohl in seinem Innern, und es entfahren ihm unwillkürlich einige Weltschmerz-Seufzer, wenn er an die christlich-frommen und darum seligen Tage seiner Kindheit denkt. Man lese z. B. den „Rückblick“ Seite 138:

O schöne Zeit! da noch mein Lied
Nach Worten freudig rang,
Um laut zu künden, was so rein
Mir in der Seele klang.

O schöne Zeit, da noch mein Herz
Der Liebe kaum bewußt,
Mir doch so hoch und mächtig schwoll
In heimlich süßer Lust.

O schöne Zeit! da noch mein Sinn,
Von Zweifeln nie entzweit,
Am alten Väterglauben hing
In stiller Seligkeit.

O schöne Zeit! du bist dahin,
Mein Herz ist liebeleer,
Und was mich sonst so tief bewegt, —
Genügt mir längst nicht mehr!

Und dennoch ist mein trüber Geist
Nach rückwärts nicht gestellt, —
So denk' ich mir den Uebergang
In jene bess're Welt!

Nach diesen Bekenntnissen wird es ziemlich deutlich, warum der Dichter der „Asche“ des Aventuriers Ulrich von Hutten,

„Des Helden, der Martin Luther so kräftig einst gestützt,
„Der kühn den alten Drachen, „„die Finsterniß““, bekriegt“,

S. 118 das Prädikat „heilig“ gibt, obgleich derselbe bekanntlich in der Blüthe seiner Jahre an einer Krankheit dahinstarb, an der noch kein Heiliger der „Finsterniß“ gestorben ist.

XXI.

Quasi-katholische Glaubens- und Lebens-Ansichten protestantischer Persönlichkeiten.

III.

Graf Nicolaus Ludwig von Zinzendorf.

1. Biographisches. Die Unität der Brüdergemeinden. Gemeinde und Kirche.

Im März 1732 hatte Zinzendorf sein Amt im sächsischen Staatsdienste definitiv und förmlich niedergelegt, um, wie er vor dem bei dieser Gelegenheit versammelten Regierungs-Collegium erklärte, fortan seine Thätigkeit nur seiner Gemeinde in Herrnhut zu widmen, und in der weitern Absicht, die ihm fühlbar gewordene Nicht-Uebereinstimmung seines äußern Standes mit seiner geistlichen Wirksamkeit durch förmlichen Eintritt in den Prediger-Stand zur Ausgleichung zu bringen. Seither hatte er seine geistliche Wirksamkeit in Herrnhut in der Eigenschaft eines Katecheten des Predigers Rothe ausgeübt, und war 1727 selbst von Bertholdsdorf nach Herrnhut gezogen, um sich ganz diesem Berufe widmen zu können. Nun aber fühlte er den Drang, außer den Privatversammlungen der Gemeinde auch öffentlich von der Kanzel herab zu predigen und zu lehren, und nachdem er die anfänglichen

Abmahnungen seiner Gemahlin und selbst auch der Aeltesten der Gemeinde überwunden hatte, und in Ueberlegung über die Wege begriffen war, auf denen er in den geistlichen Stand gelangen könnte, kam ein Schreiben aus Stralsund von einem dortigen Kaufmann Richter, der für seine Kinder einen Hauslehrer von Herrnhut wünschte. „Sogleich war Zinzendorf entschlossen, und nahm für sich selbst diesen Ruf an, der ihm den nächsten Weg zum Predigtamte zu eröffnen schien; er ließ nur in Kürze antworten, es werde der Berufene kommen, und trat dann, mit Zustimmung der Gemeinde, am 17. März 1734 seine Wanderung wirklich an. Anfangs reiste er mit eigenen Pferden, dann mit dem Postwagen. Unterwegs mußte er über den Grafen Zinzendorf viel Arges anhören, und durfte doch kaum etwas entgegnen, wenn er sich nicht verrathen wollte. Nach zwölftägiger Reise traf er in Stralsund ein, ging unter dem Namen Ludwig von Freideck — von einem seiner Titel entlehnt — zuerst zu dem Superintendenten Langemack, dem er als ein fremder Candidat sein Vorhaben wegen des Predigtamtes eröffnete, und dann zu dem Kaufmann in's Haus, wo er sich sogleich in sein angenommenes Verhältniß schickte, und den Kindern, schlechtweg als Herr Ludwig, Unterricht ertheilte. Es währte nicht lange, so übertrug der Superintendent, welcher durch Krankheit verhindert war, dem vermeinten Candidaten eine Predigt, und Zinzendorf hielt auf diese Weise am 11. April seine erste öffentliche Kanzelrede. Seine Stimmung dabei war, wie er selbst schrieb: „„Armuth und Ohnmacht bis zum Versinken, und sodann ein so herzlicher Beweis der Gnade, mit solchen zur Sache dienlichen Ausdrücken, als noch niemals““; auch gefiel seine Predigt sehr. In weiteren Gesprächen mit Langemack ergab sich, daß dieser gerade eine Schrift zur Widerlegung Zinzendorf's und der Herrnhuter ausarbeitete, die er jedoch nur durch die Schriften ihrer Gegner kannte; der Graf gab ihm die nöthigen Aufschlüsse, theils

ihm die eigenen Schriften mit, und konnte alsbald ohne Bedenken sich selbst und seine Absichten völlig zu erkennen geben. Er fand die beste Aufnahme, und Alles wurde nun rasch in's Werk gesetzt. Langemack unterwarf, mit Zuziehung des Doctor Sibeth, eines nicht minder angesehenen Gottes-Gelehrten, den Grafen einem mehrtägigen strengen theologischen Examen, prüfte dessen Schriften und Meinungen, letztere nach zum Theil neuen, und für diesen Zweck eigends und ausführlich verfaßten Darlegungen, wozu auch noch vier Predigten kamen, welche der Graf im Laufe dieser Verhandlungen hielt, und ertheilte demselben hierauf ein von Sibeth mitunterschriebenes ausführliches Zeugniß der Rechtgläubigkeit" (Varnhagen von Ense). Es kam nach bestandener Candidaten-Prüfung für Zinzendorf nun darauf an, auch die förmliche Ordination zum Prediger zu erlangen. Nachdem ein Versuch, in Würtemberg eine Prälatur zu erhalten, und dadurch den Eintritt eines Grafen in den geistlichen Stand auch in den Augen der protestantischen Welt damaliger Zeit weniger auffallend zu machen, mißglückt war, wandte sich Zinzendorf an die theologische Fakultät in Tübingen, die sich ihm schon früher günstig gezeigt, und wurde bei persönlicher Anwesenheit in Tübingen durch ein Programm der Fakultät förmlich in den geistlichen Stand aufgenommen und ordinirt am 19. Dec. 1734. Gleich an demselben Tage predigte er in Tübingen zweimal öffentlich.

Inzwischen waren aber auch von Seiten der sächsischen Regierung Verfolgungen über ihn hereingebrochen. Schon 1732 hatte er Befehl und Weisung erhalten, seine Güter zu verkaufen, und selbst außer Landes zu gehen. Das Erstere hatte Zinzendorf bereits durch verkaufsmäßige Ueberlassung seiner Güter an seine Gemahlin in der Absicht gethan, um weltlich in Nichts gehindert zu seyn. Nachdem es unzweifelhaft geworden, daß die Andeutung, Sachsen zu verlassen, durchaus ernstlich gemeint sei, daß die ganze Maßregel nur auf Betrieb

seiner Freunde noch so milde ausgefallen, da es schon im Werke gewesen, Zinzendorf als einen unruhigen und gefährlichen Menschen auf den Königstein zu setzen, trat er im Januar 1733 sein erstes Exil wirklich an, zwar nicht ohne Kummer und innern Kampf, doch ergeben in den Willen des Heilandes. Seine Gesinnung über solche Begegnisse hatte er vorahnend schon früher so ausgedrückt: „Meine Absicht geht auf gar nichts anders in der Welt, als auf das Wohlseyn der Seelen, und auf die Beförderung einer solchen Herrlichkeit, die mit den Hoheiten dieser Welt nichts zu thun hat. Und da ich von langer Zeit her ein armer Diener meines anbetungswürdigen Heilandes bin, und nichts anderes wünsche noch verlange, als daß auch sogar mein Name bei der Welt in's Vergessen kommen möchte, und ich meine Gedanken und Verstand auf nichts anders gerichtet habe, als wie ich es dahin bringen möge, daß das Leben Jesu Christi in der Seele dieses und jenes armen Bauersmannes herrschen möge, so übergebe ich mich seinen Händen, und überlasse es ihm, wie er es mit alle demjenigen, was er mir anvertraut hat, machen will. Sollten wir um ehrlicher Ursachen willen um all unser Hab und Gut kommen, weil wir nämlich einige hundert Seelen von ihrem Elend befreit haben, so würde solches mir und meiner Frau sehr erfreulich seyn."

Die Verbannung dauerte aber dieses Mal nicht lange. Nach dem Thronwechsel in Sachsen konnte er schon im Mai nach Herrnhut zurückkehren, und erhielt bald nachher die förmliche Erlaubniß zum Bleiben daselbst. Doch war dieß Bleiben nicht von langer Dauer. Zuerst waren natürlich alle weltlich gesinnten Leute am Hofe und in der Regierung, wie unter den Theologen die natürlichen und unversöhnlichsten Feinde des Grafen, weil dessen Streben, wie das jedes wirklichen Christen, die Verachtung der Welt und ihres eigenen Treibens aussprach. Entschieden weltlich gesinnte Staats-Männer damaliger Zeit mußten noch dazu auf des Grafen

Streben schon deßhalb erbittert werden, weil er eine gewisse Irregularität in das Land brachte, die der in allen Dingen angestrebten Uniformirung ein neues Hinderniß entgegensetzte, und großes Aufsehen und Gerede im mittlern Deutschland machte. Die Polizei und der bureaukratische Centralstaat sind aber den religiösen Bestrebungen, wenn sie sich auch im ruhigsten Verlaufe auf den kleinsten Weiler beschränken, meist auch schon deßhalb unhold, weil sie die Ruhe des Kirchhofs, welche mit zu ihrem Ideal des modernen Staats gehört, und den hübsch ruhigen Gang und planen Zusammenhang der irdischen Dinge, der am wenigsten durch überirdische Beziehungen gestört seyn soll, auf mißliebige Weise unterbrechen, und dabei das Leben und die Kraft eines Reiches zeigen, welches nicht von dieser Welt, und nicht der Botmäßigkeit einer absoluten Beamten-Herrschaft zu unterwerfen ist, also schon durch sein bloßes Daseyn einen scharfen Widerspruch gegen die Theorie der absoluten Staatsallmacht enthält. Die Staats-Allmacht, welche Alles nicht allein regieren, sondern auch schaffen möchte, wenn sie könnte, und in ihrem dermaligen Zustande in Wirklichkeit nicht allein nicht Alles, sondern überhaupt gar Nichts, d. h. nichts wahrhaft Lebendiges und Organisches, hervorbringen kann, findet sich eben durch dieses Mißverhältniß ihres Vermögens zu ihren Prätensionen auf die unglückliche Lüge gedrängt, daß überhaupt gar keine organisch-politischen Bildungen mehr möglich wären, weil sie keine solchen hervorbringen kann, und verfällt dann gar leicht in die Rolle des Alles verneinenden Mephistopheles, sich als einen Theil der Kraft zu gebahren, die stets verneint, weil Alles, was entsteht, als nicht von ihr hervorgebracht, werth ist, daß es zu Grunde geht.

Aeußere Veranlassungen zu ihren Verfolgungen hatte übrigens die sächsische Regierung theils in den Klagen der österreichischen Regierung wegen der von Zinzendorf durchaus unverschuldeten Auswanderung der Mähren, theils in

dem Geschrei der Theologen. Zum Glück für Zinzendorf fand dieser nach der ersten Seite hin in manchen schwierigen Fällen an dem kaiserlichen Beichtvater, Pater Tönnemann, einen bereiten Vermittler mit dem kaiserlichen Hofe. Nach der andern Seite wurde aber der Kampf immer heftiger, und dauerte auch fort, als die Staatsregierung der Stimmung der theologischen Eiferer aus früher angedeuteten, theilweise wirthschaftlichen Gründen nicht mehr ihren Arm lieh. Selbst auch die Tübinger Fakultät entzog später der Sache Zinzendorf's ihre Gunst, und mehr noch als die protestantischen Schriftgelehrten feindete ihn der schon in zweiter Generation in eine eigenthümliche Species von Frömmigkeits-Pedanterie ausgeartete Halle'sche Pietismus an. Es ist gewiß, daß Zinzendorf bisweilen durch Unvorsichtigkeit und Unbestimmtheit im Sprechen, sowie durch ein unglückliches Einlassen in Speculationen, denen sein mehr praktischer Geist nicht gewachsen war, sich eine Menge Feindseligkeiten zuzog, die er hätte umgehen können; im Ganzen aber läßt sich als der tiefere Grund der Feindschaft gegen ihn bei seinen frommen theologischen Gegnern das instinktmäßige Gefühl nicht verkennen, daß Zinzendorf nicht von ihrer Art und in Wirklichkeit nicht ihres Glaubens sei. Es ist fast komisch, und doch zugleich tragisch, wie Zinzendorf fortwährend gerade diese Uebereinstimmung seiner Sache mit der Augsburgischen Confession im „Wesentlichen“ darzuthun sucht, und überall nach Anerkennungen dieser Uebereinstimmung hascht, z. B. nach Genf zieht, um sich dort einen theologischen Stützpunkt zu suchen ꝛc. Ein solches „Suchen“ setzt eben den innern Zweifel voraus, und es war in der That ganz natürlich, daß die meisten Theologen die ärgsten Zweifel und Bedenken gegen Zinzendorf hatten, weil er ja wirklich in der That und im Leben nicht das protestantische, sondern annäherungsweise das katholische Dogma aussprach. Was hilft es, wie Zinzendorf thut, eine „relative“ Uebereinstimmung mit der Augsburgischen Con-

fession, als dem (annäherungsweise) besten und vollkommensten Glaubensbekenntnisse auszusprechen, wenn man dabei nicht allein bekennen muß, daß man von der Verfassung der lutherischen Kirche einen sehr schlechten Begriff habe, sondern auch selbst eine Kirchen-Verfassung anstrebt, deren thatsächliches Bestehen, in Worte gefaßt, einen totalen Widerspruch gegen die protestantischen Principien enthält, und ein annähernd adäquater Ausdruck katholischer Dogmen in Gestalt realer Thatsachen ist?

Dieser Widerspruch ist unter Anderm sehr fühlbar in der Aufrichtung und persönlichen Annahme des Bischofthums in der Brüder-Gemeinde. Zinzendorf begnügte sich nicht etwa, zum Zweck der Nothdurft für die Ordination der Heiden-Missionäre den David Nitschmann zum Bischofe weihen zu lassen durch einen Bischof von vorgeblich apostolischer Descendenz; er fand auch nöthig, selbst Bischof zu werden, und die weitläufigen Verhandlungen, welche er zu diesem Zwecke mit Friedrich Wilhelm I. von Preußen führte, um für sich und dessen Ober-Hofprediger Jablonsky die Erlaubniß zu der in Berlin vorzunehmenden Weihe zu erlangen, zeigen hinlänglich, welche große Wichtigkeit Zinzendorf thatsächlich auf diese hierarchische Würde legte. Was hätte dieselbe ihm aber bedeuten können, wenn ihm wirklich innerlich das Bischofthum nur ein äußerliches Mittel und Rechtsform zur Begründung irgend welcher Funktionen in seiner sogenannten Kirche gewesen wäre? In diesem Falle brauchte er nicht mit so großer Mühe selbst Bischof zu werden, konnte sich etwa zum Bischof „ernennen" lassen, und brauchte nicht gerade von Jablonsky die Weihung zu empfangen, woran ihm doch eben Alles gelegen schien, und die ihm dann auch nach großer Mühe und einer neuen Prüfung durch die Pröbste Roloff und Reinbeck in Berlin vom Könige erlaubt wurde. „Die Weihung erfolgte am 20. Mai 1737 in Jablonsky's Wohnung durch ihn und David Nitschmann, mit schriftlicher Ein-

stimmung des Bischofs Sitkovius in Großpolen. Dem Könige zeigte er das Geschehene am Tage darauf durch ein ehrerbietiges Schreiben an, worin es heißt: „„Ich wünsche mir so viel Treue und Weisheit, als ich Einsicht in meine Glückseligkeit habe. So wird meine Gemeinde keinen Schaden, und das Wort des Herrn, das ich gern umsonst predige, Dienst davon haben. Ich aber werde lebenslang daran denken, was ich in dieser wichtigen Sache, darinnen mich so Wenige gefasset, und Niemand unterstützet, von dem Könige in Preußen erlanget habe. Ew. Majestät haben nicht Zeit, viel Wünsche und Danksagungen zu lesen, und ich habe die Gabe nicht, sie in die gehörigen Schranken zu fassen; ich will aber mit einer tiefen Submission lebenslang verbleiben, in meinem Theil, durch Gottes Gnade, Ew. Königlichen Majestät allerunterthänigst gehorsamster Zinzendorf."" Der König sandte ihm hierauf ein Glückwünschungsschreiben, und später trafen ähnliche auch von Sitkovius und dem Erzbischofe von Canterbury ein. Die Sache machte großes Aufsehen, und die Gunst, in welcher Zinzendorf beim Könige stand, gab zu allerlei Gerüchten Anlaß" (Varnhagen v. Ense).

Die Wichtigkeit, welche Zinzendorf auf die bischöfliche Würde legte, zeigt wohl hinlänglich, daß sie in seinem Gefühl noch etwas Anderes, als eine Sache bloßer Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit, und bloß menschliche Einrichtung sei, und wenn er und seine Genossen und Nachkommen in Worten das Mährische Bischofthum nach Zeit und Umständen *)

*) Dem Bischofthum wurde überhaupt von den Brüdern eine verschiedene Betonung beigelegt, dasselbe aber besonders in England stark hervorgehoben. Das englische Parlament erkannte 1749 die Brüder als „Mitglieder einer alten bischöflichen Kirche" an. Ueber das Verhältniß des herrnhutischen Bischofthums zu dem englischen ist die Bemerkung wohl nicht überflüssig, daß ein viel geringeres Gefühl der reellen Wesentlichkeit einer Institution nothwendig ist,

durchaus nur in diesem Sinne gefaßt wissen wollen, so heben diese Worte den Sinn der Thaten und Thatsachen nicht auf, sondern stellen nur einen Widerspruch gegen dieselben und die in ihnen angedeuteten Principien dar. Allerdings konnte das Bischofthum der Mähren, abgesehen auch von der Hauptsache, daß es außerhalb der Kirche und der wahren apostolischen Descension überhaupt kein wirkliches Bischofthum war, schon aus dem Grunde keine Wahrheit werden, weil es erst hinzukam, als die übrigen Gemeinde-Verhältnisse und Ordnungen schon fertig und in etwas fest geworden waren, und keinen Raum mehr zur Ausübung einer wirklichen bischöflichen Gewalt und Regierung ꝛc. gelassen hatten. Dann mußte auch auf die äußern Verhältnisse Rücksicht genommen, das ohnehin schon bedenkliche Aufsehen sollte mit aller Gewalt nach Kräften vermieden und die Gegner gehindert werden, Folgerungen zu ziehen. Das Widersprechende, welches darin lag, daß die Gemeinde einen Bischof ohne bischöfliche Gewalt in ihrer Mitte habe, hatte man übrigens in Herrnhut selbst schon gleich nach David Nitschmann's Ordination gefühlt und in der Frage formulirt, ob Herrnhut nun auch noch mit dem Bischof in seiner Mitte dem Pfarrer zu Ber-

---

um sie, wo sie einmal besteht, bestehen zu lassen, als sie in Anknüpfung an sehr schwache Verbindungspunkte zu ihrem früheren Daseyn wieder herzustellen. Wenn es sich bei den Engländern leicht aus Gewohnheit ꝛc. erklären läßt, daß sie an ihrem Bischofthum festhielten, so bedarf dagegen die physiologische Erklärung des Strebens nach Wiederherstellung dieser Institution bei Zinzendorf, der doch nur in sehr loser Verbindung mit der alten Brüderkirche stand, nothwendig der Annahme eines tiefern Gefühls und Glaubens an die wesentliche Realität des Episcopats an und in sich. Nicht zu übersehen ist in dieser Beziehung auch, daß Zinzendorf jedem der drei Tropen, in welche er seine Gemeinde schied, dem Mährischen, dem Lutherischen und Reformirten, Bischöfe aus deren eigenem Bekenntnisse setzte.

tholdsdorf untergeben seyn könne. Rücksichten erwähnter Art bewirkten bei Zinzendorf damals schon bejahende Entscheidung dieser Frage, und so ließ er sich überhaupt immer lieber tausend Widersprüche zu Schulden kommen, als daß er praktische Vortheile, die er von seinem praktischen Standpunkte aus fast allein im Auge hatte, hintangestellt und preisgegeben hätte. Darum blieben, wie das Bischofthum, so die meisten andern Einrichtungen in Herrnhut natürlich mehr als eine Halbheit. Es mußten diese Einrichtungen nothwendig bloße Anfänge bleiben, so lange Zinzendorf und seine Gemeinde sich auf protestantischem Boden bewegen wollten, und durch dieses Verhältniß gezwungen waren, in bewußter Absichtlichkeit*) sogar jeden katholischen Schein zu meiden. Trotz alledem konnten sie ihre Zeit nicht überzeugen, daß sie ächte Protestanten wären, nicht die instinktive Ahnung überwinden,

*) Von absichtlicher Abschwächung und Verdeckung der katholischen Färbung seiner Werke ist Zinzendorf durchaus nicht frei zu sprechen. So ließ er z. B. bei der Gemeinde in Herrnhut in der Kirchenzucht nach, weil, wie Varnhagen S. 394 seines Werkes erzählt, „die Gegner sie als ein päpstliches und unerträgliches Joch verschrieen“ ꝛc. ꝛc. Die Folgen solcher Ablenkungen Zinzendorf's von seinen eigentlichen Principien und Wegen in das protestantische Gehenlassen waren denn auch, und insbesondere damals in Herrnhut, höchst bedauerlicher Art: „daraus entstand nun ein Gewirr der mannigfachsten Ketzereien und Ausschweifungen in Worten und Benehmen.“ So schaffte er auch den Gebrauch der Worte Papa und Mama, als Anrede für ihn und seine Gemahlin, die sich ganz natürlich ergeben hatte, weil man keine andern Worte für die Bezeichnung seines Verhältnisses zur Gemeinde finden konnte, ab, weil der Anklang an Papst bedenklich nahe lag. Auf die Vorhaltung eines Bruders, Christus habe seinen Jüngern ausdrücklich verboten, Jemanden Vater zu nennen auf Erden, erwiderte er, daß er den Gebrauch des Wortes nicht in jenem von Christo gemeinten höhern geistlichen Sinne genommen. Später ließ er, um das für sein Verhältniß unpassende „Gnädiger Herr“ zu vermeiden, die vieldeutige Bezeichnung „Ordinarius“ für sich einführen.

daß ihre Verfassung im Keime etwas von den natürlichen Principien enthielte, welche dem Bau der katholischen Kirche zu Grunde liegen, und also selbst in etwas eine reale Darstellung der correlaten katholischen Lehren sei.

Im December 1737 mußte Zinzendorf wieder außer Landes gehen, und zwar, wie es im Befehl hieß, „auf immer". Wirklich dauerte die Verbannung dieses Mal beinahe zehn Jahre, bis 1747. Diese Jahre sind die Zeit der heißesten Kämpfe in Zinzendorf's Leben und der regsamsten Wirksamkeit nach Außen hin; sie wurden entscheidend für den Bestand der Brüdersache, indem der Graf in seiner Verbannung auswärts die ihr zur Befestigung ihres äußern Daseyns nöthige Verbreitung und Anerkennung erkämpfte, und zugleich dem innerlichen intensiven Leben der Brüder diejenige Richtung und Gelegenheit zum Wirken nach Außen in vielseitigen Verbindungen gab, ohne welche Herrnhut wahrscheinlich bald ebenso in sich verkommen wäre, wie der Halle'sche Pietismus unmittelbar vor ihm.

Wir können hier nur mit Wenigem andeuten, wie aus der Einen Gemeinde Herrnhut bald mehrere ähnlichen entstanden, wie sich diese alle schließlich zu einem System von Gemeinden, der Unität, zusammenfügten, und wie diese Unität gleichsam als ein Surrogat der Kirche für die einzelnen Gemeinden zu ihrem höhern Schwerpunkt und Centrum wurde.

Zunächst war Zinzendorf's Wirken immer ein lehrendes. Wohin er kam, da predigte und redete er, wenn nicht öffentlich, doch privatim. Er sagte einmal, einer Kanzel zu Liebe reise er fünfzig Meilen weit. In der That reiste er überall hin, wo sich Aussicht auf eine irgend bedeutende Wirksamkeit bot. 1738 finden wir ihn auf den westindischen Inseln St. Thomas und St. Croix, 1741 in Nordamerika, dann bald in Holland, bald in England, dann wieder in Deutschland u. s. w. Der nächste und allgemeine Gegenstand dieser Mis-

sionsreisen und aller seiner Reden war Christus, Sein Verdienst und Sein Versöhnungswerk, und ihr Zweck, die Menschen zum Sündenbewußtseyn und zur Gnade zu bringen. Die Wirkung der aus unmittelbarer Erfahrung geschöpften, in lebendigstem Ausdruck aus einem kindlichen Gemüthe fließenden Vorträge war gewöhnlich sehr bedeutend, indem unzählige Gemüther zu lebendigerem Glauben erweckt wurden, und aus den dürren Steppen der Orthodoxie, oder aus den Sümpfen der verschiedenen damals grassirenden, höchstverderblichen mystischen Richtungen zu einer relativ weit bessern christlichen Erkenntniß gebracht, und in jener sich immer mehr zu rationalistischem Unglauben abneigenden Zeit vor dem gänzlichen Abfall von Christus, dem Gottmenschen, bewahrt wurden.

An diesen allgemeinen Erfolg der Zinzendorf'schen Wirksamkeit im Gebiet der innern Mission schloß sich dann aber wie von selbst die Thätigkeit für seine besondere Gemeinde an. Zinzendorf war thatsächlich, wenn und wo er auch nur als christlicher Prediger auftrat, doch immer der Gründer der Brüdergemeinde, und machte daher nothwendig durch sein Zeugniß von Christus implicite auch für die Gemeinde Propaganda, der ein solcher Zeuge angehörte. In einer Zeit und Umgebung, wo so Viele zerstreuten, wo die protestantische Theologie anfing, in den Rationalismus ein- und überzugehen, wo seichte und oberflächliche Aufklärung und ein an Dummheit und Bornirtheit jeden irgend möglichen Aberglauben weit übertreffender Unglaube sich besonders der höhern Stände bemächtigte: da mußte die Erscheinung eines reichbegabten und hochgebildeten Grafen, der Christum, den Gottmenschen, predigte, auf noch in etwas gläubige Gemüther eine ungeheure Anziehungskraft ausüben, und auch den Wunsch erwecken, mit ihm und seiner Gemeinde in bleibender Gemeinschaft zu stehen. Zinzendorf war weit entfernt von der Meinung, daß seine Gemeinde-Einrichtung für Alle passe:

aber noch weiter entfernt von der Meinung, daß es mit den innerlichen, rein geistigen und im Geiste bleibenden Wirkungen in der Religion schon überflüssig genug sei, und er war daher stets bereit, dem Bedürfniß vieler seiner Zuhörer und Anhänger nach einer auch äußern Verkörperung und Organisation des religiösen Lebens in Gemeinden nach dem Vorbilde Herrnhut's praktisch organisirend entgegen zu kommen. So entwickelte sich also aus seiner lehrenden Thätigkeit seine kirchenpolitische, Gemeinde bildende und leitende.

Schon 1737 hatte Zinzendorf in Holland, im Einverständniß mit der Princessin von Oranien, die Gemeinde Heerendyk gegründet, 1746 entstand in demselben Lande die Gemeinde Zeiß (anderthalb Stunden von Utrecht). In England und Amerika entstanden viele und wichtige Gemeinden. In Deutschland wurde im Gebiete des Grafen von Isenburg in der Wetterau der Ort Herrnhaag erbaut. Diese Niederlassung mußte im Jahre 1750 wegen Verfolgungen der Landes-Herrschaft wieder aufgegeben werden; die Einwohner wanderten theils nach Amerika aus, theils kamen sie andern Niederlassungen zu Gute, ein Theil von ihnen gründete die Brüdergemeinde zu Neuwied. Um diese Zeit wurden auch weitere Niederlassungen in Sachsen erlaubt und befördert. Auf den Wunsch des Königs von Preußen entstanden mehrere Gemeinden in Schlesien: die noch jetzt bestehenden Ortsgemeinden *) Gnadenberg 1743, Gnadenfrei 1743, Neusalz

*) „Die Brüdergemeinden pflegen in Orts-, Stadt- und Landgemeinden eingetheilt zu werden. Unter den ersten versteht man solche Gemeinden, deren Mitglieder einen für sich bestehenden und in eigne Gränzen eingeschlossenen Ort bewohnen, oder doch wenigstens von den übrigen Einwohnern, in deren Nachbarschaft sie sich angebaut haben, abgesonderte Plätze oder Gassen einnehmen. Unter den beiden letztern Benennungen begreift man Brüdergemeinden, deren Mitglieder in einer Stadt, oder in einem Flecken, oder Dorf,

1744, Gnadenfeld 1780. Eine schon seit 1739 mit Herrnhut in Verbindung stehende Gemeinde in Ebersdorf im Voigtlande vereinigte sich 1746 völlig mit der evangelischen Brüder-Unität *). Der Ort Gnadau, drei Meilen von Magdeburg, wo sich die Buchhandlung der Brüder-Unität befindet, wurde erst 1767 angelegt, der Ort Königsfeld in Baden 1807 zu bauen angefangen. In der Oberlausitz entstand, außer Herrnhut, schon 1742 die Gemeinde Niesky, wo das Pädagogium der Unität ist; 1751 wurde Klein-Welke in der Absicht angelegt, den Erweckten wendischen Stammes einen Sammelplatz zu verschaffen.

Die einzelnen Gemeinden brachte Zinzendorf dann in Zusammenhang und Verbindung durch die steten gegenseitigen Berührungen in Botschaften und Besuchen, und besonders auch durch häufige Synoden. Die erste Synode hielt er schon im Jahre 1736 auf dem Schlosse Marienborn bei Frankfurt, und später häufig an verschiedenen Orten, in Ebersdorf, Gotha u. s. w. Auf diesen Synoden wurde und wird noch heute Alles verhandelt, was sich auf den Bestand und die Förderung aller innern und äußern Brüder-Angelegenheiten bezieht, der Zustand der Lehre in den Gemeinden besprochen, die Grundsätze der Mährischen Vereinigung von Neuem durchgegangen und festgesetzt, die Verhältnisse nach Außen in Erwägung gezogen, neue Anordnungen beschlossen u. s. w. Die Beschlüsse einer solchen Synode werden in einen Verlaß zusammengefaßt, dieser den Gemeinden zur Nachachtung mitgetheilt,

---

oder einem ganzen Bezirk zerstreut wohnen, gleichwohl aber einen kirchlichen Verein bilden, welcher unter Leitung und Bedienung der Brüder steht, und ein eigenes Versammlungshaus hat."

*) Hier gehörte auch der bekannte Jurist Moser eine Zeit lang zur Gemeinde, konnte sich aber in ihre Ordnungen und Gebräuche nicht finden, und wurde 1747 endlich sogar vom Abendmahl ausgeschlossen.

dann auch in deutscher und englischer Sprache dem Drucke übergeben, damit er in Besitz und Gebrauch eines Jeden komme und dazu beitrage, mit der vermehrten Einsicht in die Brüdersache auch die Liebe zu ihr und den Sinn, in der Brüdergemeinde dem Heilande zu dienen, zu vermehren und zu befestigen.

Die allgemeine Synode ist die eigentliche oberste und beschließende Behörde der Gesammtheit der Brüdergemeinden, ihr höchster Einheits- und Verbindungspunkt. Sie überträgt die Regierung der Unität (unitas fratrum) einem von sämmtlichen Synodalen erwählten und durch's Loos bestätigten Collegium, welches den Namen der Aeltesten-Conferenz der Unität führt. „Dieses Collegium handelt im Namen und in Vollmacht der Synode, und ist ihr über alle seine Handlungen verantwortlich, sowie demselben alle andern Collegien und Diener der Unität untergeordnet sind. Es führt auch die Aufsicht über sämmtliche Brüdergemeinden, und hat dahin zu sehen, daß die allgemeinen Grundsätze und Ordnungen der evangelischen Brüder-Unität allenthalben treulich befolgt, sowie auch, daß die Gemeinden, Missionen und Anstalten mit den erforderlichen Dienern besetzt werden."

Nach seiner Zurückberufung aus dem Exil verweilte Zinzendorf vorzugsweise in den sächsischen Gemeinden, doch machte er häufig Reisen, war auch längere Zeit in England. Seine Thätigkeit war eine erstaunlich große. Außer seinem fortwährenden Wirken durch öffentliche Vorträge, Rathgeben und Ordnen war er anhaltend mit Brief- und Bücherschreiben beschäftigt. Er gab gegen 120 Schriften heraus, theils zur Erbauung seiner Gemeinde, theils über die Entstehung und Einrichtung der Brüderkirche, theils zur Vertheidigung seiner Sache und Wirksamkeit. Eine so große Thätigkeit der Art, wie sie Zinzendorf übte, setzt an sich schon einen höhern Standpunkt des religiösen Lebens in einem Geiste voraus, der in der Beschäftigung mit den äußern Dingen über ihnen

im Verhältniß zu Gott bleibt, und in der Bewegung mehr Ruhe bewahrt, als die in der Welt zerstreuten Gemüther.

„Am 4. Mai 1760, nach vorhergegangenem Aufenthalte in Barby, und eben im Begriff nach Holland zu reisen, erkrankte Zinzendorf plötzlich an einem katarrhalischen Fieber, beschäftigte sich aber dessenungeachtet noch am 5. mit der Fertigung einer lehrreichen Ode auf den Gedächtnißtag der ledigen Schwestern, deren Chorversammlung er auch noch hielt; denen, die ihn an die nöthige Ruhe erinnerten, entgegnete er: „„Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen."" An demselben Abende mußte er sich jedoch zu Bette legen, konnte sich aber noch vertraulich mit seinen drei Töchtern unterhalten. Den 6. und 7. Mai stieg seine Krankheit. Am 8. fühlte er sich wieder kräftiger, und sagte zu seinem Schwiegersohne Johannes v. Watteville und den Andern, die zugegen waren: „„Ich weiß nicht auszudrücken, wie lieb ich euch alle habe. So bin ich recht in meinem Element. Wir sind ja wie die Engel zusammen, und als wenn wir im Himmel wären. Hättest du das im Anfange gedacht (an Watteville gerichtet), daß Christi Gebet: daß sie Alle Eins seien, Joh. 17, so selig unter uns zu Stande kommen würde?"" Noch in der letzten Nacht betete er viel zu Gott, arbeitete und schrieb auch viel. Seine letzten Worte, welche er, nachdem er schon in der Nacht durch den Anfall eines Stickflusses auf längere Zeit der Sprache beraubt worden war, am 9. Mai frühe an seinen Schwiegersohn mit schwacher Stimme richtete, lauteten: „„Nun, mein guter, bester Johannes, ich werde nun zum Heilande gehen; ich bin fertig. Ich bin in den Willen meines Herrn ganz ergeben, und er ist mit mir zufrieden. Will er mich nicht länger hier brauchen, so bin ich ganz fertig, zu ihm zu gehen, denn mir ist nichts mehr im Wege.""

Zinzendorf starb am 9. Mai 1760 zu Herrnhut. Die Losung bei seiner Gemeinde an diesem Tage war: Er wird seine Aerndte fröhlich einbringen mit Lob und Dank. Johannes

von Wattewille begleitete seine letzten Athemzüge mit den Worten: Herr, nun lässest Du deinen Diener in Frieden fahren; der Herr segne dich und behüte dich. Bei dem Worte „Frieden“ verschied er.

„Was er hervorgebracht, ist seine beste Lobrede. Sein Werk, verbreitet in allen Welttheilen, besteht in segensreichem Fortgang. In Deutschland, Holland, Großbritannien, Dänemark, Schweden, Rußland, in Nord- und Südamerika, Grönland, Afrika, West- und Ostindien sind herrnhutische Gemeindeorte, Kolonien oder Missionen, in welchen überall, nach jetzt einstimmigen Zeugnissen, stiller Fleiß und glücklicher Frieden herrscht, und ein eigener Geist der Frömmigkeit sich in den Einrichtungen Zinzendorf's mit seltener Treue fortpflanzt. Nicht jeder nach einem seligen Leben verlangende Fromme darf die Brüderanstalten für sein Bedürfniß angeordnet glauben; Zinzendorf selbst warnt oft gegen diesen Irrthum, aber jedem unbefangenen Beobachter werden sie in ihren Ergebnissen stets achtungswerth erscheinen müssen. Ein vorzügliches Bild herrnhutischer Sinnesart und Verhältnisse hat Goethe in den Bekenntnissen einer schönen Seele niedergelegt; dasselbe ist dem innern Gehalte nach so wahr und ächt, als durch die Darstellung reizend und eindringlich, und wir müssen mit Schiller übereinstimmend hier die Macht des Genies bewundern, durch welche diesen Stoff die Dichtung so gründlich, wie es sonst nur die von der Sache selbst erzeugte Gesinnung könnte, sich angeeignet hat. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg bezeugt dieß gültig. Ein würdiges Bild von Zinzendorf's persönlichem Auftreten hat Steffens in den Kreis seiner Dichtungen von den Familien Walseth und Leith erfreuend eingeflochten“ (Varnhagen).

Doch abgesehen von dem, was Zinzendorf für so viele Tausende von Menschen wurde, denen er zu einem ungleich höhern religiösen Leben und zu einem bessern socialen Daseyn verhalf, als sie ohne ihn je erreicht haben würden, ist sein Werk

auch dadurch von der größten Bedeutung, daß er in positiv christlicher Weise die Schranken des Protestantismus durchbrach, wie Leo sich ausdrückt*), in seinem Kreise an die Form der „lutherischen Kirche die Hand legte“, während der Rationalismus in negativer Weise ihr materiales Princip untergrub.

Ganz ähnlich wie sein Zeitgenosse Tersteegen im Gebiete des höhern mystisch-ascetischen Erkennens und Lebens, hat der praktische Zinzendorf, der religiöse Staatsmann des Protestantismus, im frischen Aufstreben von Unten nach Oben, durch sein Wirken im Gebiete der innern Kirchen-, oder vielmehr Gemeinde-Politik ganz bedeutend an der Wiedererhebung der Christenheit aus den Tiefen der protestantischen Verwirrung gearbeitet, indem er gleichsam einen Weg bahnte, eine Stufe errichtete, durch welche, wenn auch unbewußt, die Seinigen sich wieder der Kirche näherten, und die protestantische Welt auch heute noch, wenn auch gegen ihren Willen, sich wirklich ihr nähert in dem Maße, als sie diesen Weg betritt, zu dieser Stufe aufsteigt, überhaupt in die allgemeine Richtung eingeht. Kurz und prägnant drückt sich dieses Verhältniß Zinzendorf's zur Kirche in dem schon zu seiner Zeit sprichwörtlich gewordenen, auch jetzt noch bei vielen Protestanten gebräuchlichen, von Andern mit großer Entrüstung zurückgewiesenen tadelnden Witzworte aus: der Weg nach Rom geht über Herrnhut.

Ein anderes Sprichwort sagt: alle Wege führen nach Rom. So viel ist wenigstens wahr, daß jedes tüchtige geistige Streben, auf welchem Gebiete es sich immer äußern mag, unmöglich in den Schranken des confessionellen Protestantismus bestehen bleiben kann: es muß entweder, diese Schranken rein nur verneinend, ganz in das Heidenthum oder

*) Universal-Geschichte Band VI, p. 780.

die Welt zurückfallen, wobei die abstracte Person noch immer in gewissem Maße christlich bleiben kann; oder das Streben muß, wenn es selbst als solches ein christliches seyn und werden will, durch die positiv christlichen Elemente des Protestantismus hindurch auf den Weg nach Rom, zur Kirche, kommen, in welcher allein der Schwerpunkt und das Centrum des ganzen geistigen Universums liegt, dem von jedem beliebigen Punkte der Peripherie aus Alles zustrebt, was irgend natürlich wahr und groß und schön ist. Zwischen beiden Wegen gibt es keinen dritten, das zeigt auch die Geschichte des Protestantismus. Seine größten Dichter und Philosophen schlugen den Weg abwärts ein; seine wahrhaften Gottesgelehrten und großen praktischen Christen „katholisiren“, d. h. gehen auf dem Wege nach Rom. Unterschiede bestehen unter ihnen nur darin, ob sie schneller oder langsamer gehen, und daher mehr oder weniger weit auf diesem Wege kommen, und ob sie am Fortgehen bleiben, oder aber, nachdem sie eine Strecke Wegs zurückgelegt, beim ersten Gewahrwerden des Zieles von panischem Schreck vor den Gespenstern ergriffen werden, die nach den Märchen ihrer Ammen oder der gewiß untrüglichen Autorität ihrer Schulmeister dort hausen sollen und müssen, und so gräulich und furchtbar anzusehen sind, daß die beherzten Wanderer lieber umkehren wollen, als sie in der Nähe anschauen, und sich auf den Gewässern ihrer Vorurtheile einen künstlichen Rubicon machen gegen das Land der „Ultramontanen“.

Zinzendorf war kein Mann der logischen Consequenz, er war ein rein praktischer Mann, der nicht nach Principien, sondern, wie er sich ausdrückt, nach den Exempeln der Heiligen, und andererseits nach Umständen handelte. Dennoch hatte er die selbstbewußte Einsicht über sein Werk, daß er dasselbe nur als ein Provisorium, seine Stiftung als eine Uebergangsanstalt ansah. Er sagte: er hoffe, daß, wenn hier oder da das Evangelium in einer größern Klarheit aus-

brechen sollte, als es die Brüder bisher unter sich gehabt, diese nicht ermangeln würden, sich gleich mit anzuschließen, ja, er glaube, dazu seien sie verbunden. Er bezeichnete es als einen wesentlichen Theil seiner Aufgabe, dahin mitzuwirken, daß „die zerstreuten Kinder Gottes allenthalben in Ordnung zusammenkommen, wo sie leiblich beisammen sind, nicht in's mährische (da arbeite ich vielmehr dagegen), sondern in's allgemeine Band der Gemeinschaft. Dahin endlich secta moravica auch soll, doch erst nach ihrer völligen Abnutzung in dem Theil ihres jetzigen Looses." Einen Plan, sagt er weiter, alle auch nicht beisammen wohnenden Kinder Gottes zu vereinigen, dem er von 1717 bis 1739 unverrückt gefolgt, lasse er jetzt fahren, weil er nicht allein kein Durchkommen damit sehe, sondern in dem Gegentheil anfange ein Geheimniß der göttlichen Vorsehung zu merken.

So viel sah also Zinzendorf deutlich ein, daß seine secta moravica eine bloße Uebergangsstufe sei und ein anderes Ziel habe, als sich selbst. Daß er dieses Ziel nicht deutlich erkannte, lag nicht an kindischer Furcht und eingewurzeltem Haß gegen die Kirche, sondern soweit menschliche Berechnung im natürlichen Zusammenhang der Dinge die Gründe psychischer Thatsachen erkennen kann, war es vielmehr der furchtbar traurige Zustand der menschlichen Seite an der Kirche in jener Zeit, welche auch Zinzendorf hinderte, ihr wahres Wesen zu erfassen, ihn von ihr abhielt, und ihn in dem lebendigsten Bedürfniß nach Kirche zu dem Versuche hintrieb, eine solche erst bilden zu wollen, wie man bald nach ihm und heute noch Staaten bilden wollte, ohne gegebene Grundlage, durch Zusammenkunft der Einzelnen nach dem contrât social auf dem Wege der Association.

Wenn der Mensch im staatlichen Gebiete nur Gegebenes entwickeln, nur schon vorhandenes Leben continuiren kann, so noch viel mehr im kirchlichen. Die Kirche ist in einem viel höhern Sinne ein historisch Gegebenes, als irgend

ein Staat, und so wenig dieser das bloße Resultat irgend welchen menschlichen Denkens und Wollens seyn kann, so wenig, und noch viel weniger, kann eine Kirche gemacht werden, wo sie nicht als eine von Gott gegebene ist. Von Gott gegeben wurde die Kirche in den realen Thatsachen der Offenbarung, Gesetzgebung rc., kurz in den Mittheilungen Gottes an die Menschheit in der Zeit; diese Mittheilung selbst, die Communication Gottes mit der Menschheit ist der historisch gegebene Grund der Kirche, und das Eingehen in diese Mittheilung selbst, nicht die bloße Annahme des Mitgetheilten, sondern das Eingehen in die durch die Mittheilung als solche dargebotene Gemeinschaft, ist der Antheil des Menschen an der Kirchen-Gründung. So wenig wie die Kirche im Ganzen, so wenig kann die Kirche in den Einzelnen das Resultat irgend einer Lehre seyn; sie ist vielmehr in, mit und vor aller Offenbarungserkenntniß schon da, wie die Mittheilung nothwendig vor dem, was mitgetheilt wird, da ist.

Zinzendorf erkannte die historische Communication Gottes mit der Menschheit nicht als reale Thatsache, er betonte auch noch zu sehr den intellectuellen Inhalt und das ethische Wesen der Offenbarung vor ihrer realen Wirklichkeit, übersah deßwegen, daß alles und jedes Daseyn und Annehmen der Offenbarung an und für sich schon ein kirchliches ist, daß das kirchliche Verhältniß zu Gott sich nicht erst aus dem religiösen Verhältniß bilden läßt, sondern desselben innerster Grund, seine eigenste Wirklichkeit ist. Er konnte deßwegen die Religion nicht auf die Kirche gründen, d. h. die Kirche nicht als Kirche, d. i. zu fester Wirklichkeit organisirtes Verhältniß der Menschheit zu Gott, sondern nur als Gemeinde fassen, d. h. als ein Verhältniß der Menschen unter sich. Er blieb also in diesem Stücke bei aller Betonung der Gemeinschaft in dem Irrthum des Protestantismus, welchem die Kirche nicht Grund und Princip, sondern nur Frucht und

Folge der Religion, nur ein abgeleitetes Verhältniß der Menschen zu einander, nicht aber in erster Instanz ihre wirkliche und darum historisch vermittelte und auch sichtbare Gemeinschaft mit Gott selbst ist *).

Außerhalb der Kirche und in diesem Irrthum befand sich Zinzendorf fortwährend in dem Widerspruch, daß er glaubte, ein Kirchlein zu gründen, während er doch nur auf die in seinen Gläubigen noch unbewußt vorhandenen kirchlichen Beziehungen zu Gott „Gemeinden" baute. Auch die Unität ist nichts anders, als eine Gesammtheit von Gemeinden, der zu einer Kirche gerade das fehlt, was die Kirche, im Unterschied von der großen Gemeinde der Gläubigen, der ecclesia, zur Kirche, zum *κυριακον*, der Wohnung, dem Leibe des Herrn macht: die in den positiv historischen Thatsachen der göttlichen Offenbarung und Weltre-

*) Auf der Abstraction von der gegebenen kirchlichen Wirklichkeit beruht auch, daß Zinzendorf im Wegsehen über die confessionellen Unterschiede eine gleiche Gemeinschaft mit allen Kindern Gottes aus allen Kirchen suchte, was ihm oft als Indifferentismus ausgelegt wurde. Bei ihm war es allerdings kein Indifferentismus, sondern nur das lebendigste Streben nach Gemeinschaft bei gänzlichem Verkennen, daß alle Gemeinschaft in ihrem Grunde eine gegebene seyn muß, daß alle Gemeinschaft der Christen unter einander auf ihrer gegebenen Gemeinschaft mit Gott beruht daß diese ihre Gemeinschaft mit Gott eben in der Kirche gegeben und verwirklicht ist. Im Uebersehen der Natur christlicher Gemeinschaft als einer gegebenen konnte er nicht einsehen, daß Christen verschiedener Confession nur in soweit in christlicher Lebensgemeinschaft stehen können, als sie kirchlich eins sind, daß also auch ein Protestant mit Katholiken nur in soweit christliche Gemeinschaft haben kann, als auch er durch Glauben, die Taufe und das Eingehen in die geschichtlichen Thatsachen der Offenbarung &c. in gewissem Maße noch auf kirchlichem Boden steht. Alle subjectiv-religiöse Gemeinschaft ist doch ihrer Natur nach und in Wirklichkeit eine kirchliche, alle religiösen Verhältnisse sind auf kirchliche zurückzuführen.

gierung und den durch sie herbeigeführten Institutionen gegebene wirkliche Vereinigung Gottes mit der Menschheit, der Menschheit mit Gott in Christo, welche die Vereinigung der Einzelnen mit ihm nicht etwa nur bedingt und vermittelt, sondern selbst ist und in sich enthält.

Weil die Gesammtheit der Brüdergemeinden eben keine gottgegebene und darum makrokosmische Kirche, sondern nur eine auf kirchliche Reste in den Einzelnen gegründete Gemeinde ist, so kann sie, wie Alles, was nicht vom Himmel ausgeht, sondern nur von der Erde aus zum Himmel aufsteigen will, nie zu einem solchen weltumspannenden und weltengleichen Bau gedeihen, wie unsere wirkliche historische katholische Kirche ist. Sie konnte ihr Daseyn nur in beschränkten Kreisen und beengten Verhältnissen finden und fortführen. In hohem Grade das Gepräge des subjectiven Geistes Zinzendorf's, seiner Zeit und Umgebung an sich tragend, ist sie, wie Leo sich ausdrückt, für unsere Zeit und Verhältnisse wohl etwas zu kurz geworden, und dürfte vielleicht in nicht ferner Zukunft, wenn sie ihre Bestimmung auf Erden ganz erfüllt hat, und anderswo das Evangelium allgemein durch That und Wort mit einer größern Klarheit gepredigt wird, als dieß im 18ten Jahrhundert geschah, die äußere Existenz der Brüdergemeinden in ihrer jetzigen Form und Fassung, nach der eigenen Voraussicht Zinzendorf's, wie Alles, was in der Zeit entsteht, auch in der Zeit zu Grunde gehen. Die Idee der Brüdergemeinden aber ist ewig, es ist dieselbe Idee der von den Aposteln zu Jerusalem gegründeten Gemeinde, von der es in der Apostelgeschichte heißt: die Menge der Gläubigen aber war Ein Herz und Eine Seele: auch sagte nicht Einer, daß etwas von dem, was er besaß, sein sei, sondern sie hatten Alles mit einander gemein.

Zinzendorf war ein Vertreter dieser Idee des christlich-religiösen und socialen Gemeinde-Lebens in einem der aller-

traurigsten Jahrhunderte der ganzen christlichen Geschichte. War seine Ausführung dieser Idee eine höchst mangelhafte, weil sie zwar der Kirche zustrebte, aber nicht von der Kirche ausging, und hat er dennoch so viel erreicht: so muß in dieser Idee selbst eine ungeheure Wahrheitskraft, ein ganz besonderer Segen in dem Streben nach ihrer Verwirklichung auf dem Grund und Boden der Kirche liegen. Allioli ermahnt in seiner Note zu jener Stelle der Apostelgeschichte die Staatskünstler zur Bemühung um die Einpflanzung eines lebendigen Christenthums in alle Klassen der menschlichen Gesellschaft, als dem Weg und Mittel zur Hebung der Noth und der Ausgleichung des Mißverhältnisses zwischen Armen und Reichen. Wenn Mitwirkung an diesem Werke Pflicht der Fürsten und Staatsmänner von ihrem Standpunkte ist, so ist es doch wohl nicht weniger Aufgabe eines jeden Gliedes einer christlichen Gemeinde, von seinem Standpunkte aus und in seinem Kreise mit daran zu arbeiten, daß seine Gemeinde auch als Gemeinde eine wahrhaft christliche werde. Wie die sociale Auflösung vorherrschend in der Gemeinde ihren Anfang genommen*), so kann sie auch vorherrschend nur von der Gemeinde, und nicht von dem modernen Centralstaate aus ihre Heilung finden, dadurch daß die aus der Kirche ihr Leben nehmende Gemeinde aus dem heutigen Zustande atomistischer Zerrissenheit wieder zu einem organisch

---

*) Vorzügliche Schuld an der Auflösung der Gemeinde trug der niedere Adel durch die Verkennung seiner socialen Aufgabe und monarchischen Stellung im Gemeinde-Leben. Der Adel selbst ging an dieser Verkennung seiner socialen Aufgabe zu Grunde, die Städte bemächtigten sich ganz der Industrie, das Fürstenthum wurde übermächtig, vor dieser Uebermacht desselben mußte das Reich sinken, weil ihm am Adel ein nothwendiges Glied, Stütz- und Vermittlungspunkt mit dem Volke fehlte. Ueber die sociale Lage des Adels vor der Reformation s. Jörg, Deutschland in der Revolutionsperiode xc. p. 41 u. ff.

gegliederten Gemeinschaftsleben auch in socialen Dingen gelangt. Wer nur immer diese große Aufgabe der Zukunft fühlt, dem dürfte Zinzendorf nicht nur ein glänzender Lichtpunkt in einer trüben Vergangenheit, sondern auch in gar manchen Dingen ein trefflicher Wegweiser in eine bessere Zukunft seyn.

XXII.

Die bayerische Kirchenfrage in ihrem gegenwärtigen Stadium.

Erster Artikel.

Soweit hat sich der Plan der Vorsehung enthüllt, daß das Recht der Kirche nur allmählig, auf dem Wege der That und des Lebens, ja des Kampfes, sich verwirklichen soll: nicht eine bloße Gabe von Außen, sondern eine faktische Errungenschaft soll die Freiheit der Kirche seyn. Ihre Anerkennung wird die zwingende Ueberzeugung eines Jeden, der noch einigermaßen guten Willens ist, zum Fundamente haben. Blicken wir zunächst auf Oesterreich als das einzige Land, das durch einen wahrhaft kaiserlichen Rathschluß auf Einen Schlag mit der Vergangenheit gebrochen, wo das volle Recht der sonst ächt chinesisch bevogteten Kirche im Principe anerkannt, und die Ausführung des Princips in jeder Weise angebahnt wird! Von Innen und von Außen stehen Antipathien massenweise entgegen, und man hat jüngst sogar die

Verläumdung für zweckdienlich erachtet: die österreichische Regierung habe am Vorgehen des Erzbischofs von Freiburg vor hierarchischen Gelüsten Scheu gefaßt, und zögere deßhalb mit ihren Concordatsverhandlungen. In Wahrheit fehlt es an nichts weniger, als an einem guten und starken Willen, der das Recht und die Freiheit der Kirche zu verwirklichen als eine der ersten Herrscheraufgaben sich gestellt; aber Zustände und Verhältnisse, die seit mehr als siebenzig Jahren eingetreten und sich verknöchert, Gesetze, deren Mechanism alle Kräfte des Staatslebens wie der Kirche krampfhaft umfaßt hielt, Anschauungen, die mit der Muttermilch eingesogen werden — sie lassen sich nicht plötzlich beseitigen, bannen und umwandeln. Recht und Freiheit der Kirche muß auch in Oesterreich errungen werden, und auch da sind erst die Hindernisse, die in der äußern Wirklichkeit entgegen stehen, zu überwinden, ehe der Wille des Kaisers, ehe das Recht der Kirche in die ganze Realität tritt.

Auch in Preußen ist die Freiheit und das Recht der Kirche principiell, und zwar durch die Verfassung anerkannt und ausgesprochen; allein, abgesehen davon, daß mit der principiellen Anerkennung auch hier noch nicht das Recht in seiner Wirklichkeit gegeben ist, kann man sehr schwankenden Glaubens an den guten Willen seyn, jene Principien nun auch realisirt zu sehen. Das bekannte Gebahren der bewußten Partei, die Verhandlungen der Kammern über die rechtlichen Forderungen der Katholiken, der jüngste Erlaß des Ministers Westphalen — dieß und viele Specialien scheinen anzudeuten, daß man wohl, wie Saul, in unheimlicher Fieberangst einen Geist wieder beschwören möchte, der auch für Preußen definitiv in das Reich der Abgeschiedenen gehört. So bereiten sich auch dort die Dinge zur Entscheidung vor; ob aber in friedlichem Verlauf, wie in Oesterreich dazu alle Hoffnung vorhanden ist, steht in Frage, und damit das Maß des Segens.

Anderwärts ist der offene Kampf durch eine innere Nothwendigkeit bereits ausgebrochen, wie in der oberrheinischen Kirchenprovinz und namentlich in Baden, dem Lande, das sonst als das kirchlich verkommenste in ganz Europa galt. Es mußte hier zur herbsten Gewaltthat und so zum völligen Bruche kommen, damit wieder keime, was keine Seelsorge und kein Missioniren und keine ohne placetum regium erschienenen Hirtenbriefe mehr zu schaffen vermocht hätten: frisches kirchliches Bewußtseyn, ja eine eben noch Allen ungeahnte Umwandlung der Gesinnung in Volk und Klerus gegen die Kirche, ihre Würde und ihr Recht. Hier offenbart sich die innere Macht der Kirche über die Geister, an der alle Bajonnette in Splitter zerstieben.

In Bayern nun, das ehedem als starke Vormauer der Kirche seinen europäischen Ruf besaß und in neuerer Zeit wieder gezeigt hat, daß ihm der Beruf hiezu noch nicht verloren gegangen, wiederholt sich, wenn auch in anderer Form, der Sache nach dasselbe Entwickelungsgesetz: daß Recht und Freiheit der Kirche errungen werden müssen, und zwar zu dem Zwecke, damit in den allmählig, nicht ohne Widerstand eintretenden Stadien die Rechtmäßigkeit ihrer Forderungen sich immer klarer und lichter herausstelle, und im Einzelnsten zur Erkenntniß komme, was zum Wesen der Kirche, was zu dem des Staates gehöre. Die Frage selbst will eben als Lebensfrage der Gesellschaft begriffen seyn. Obwohl nun allerdings in Bayern ein offenes vollständiges Brechen mit einer verkehrten Vergangenheit nicht eingetreten, so hat daselbst doch nichts weniger als ein Zustand träger Ruhe seit 1848 geherrscht. Mag immerhin anderwärts die kirchliche Frage in ihrem Gegensatz der Ansprüche von Kirche und Staat tiefer in das Bewußtseyn des Volkes eingedrungen seyn, als in Bayern, so war anderwärts der Gegensatz eben auch schroffer, die erhobenen Ansprüche sich widersprechender, die faktischen Zustände vielfach gesetzlos, ja ungeheuerlich. Dagegen dürfte

kaum ein Land seyn, in dem die principielle Lösung also zugleich mit der faktischen sich vorbereitet hat, wie in Bayern. Hat bereits früher sich Vieles gebessert und faktisch günstiger gestaltet, so wurde die principielle Lösung insbesondere in den letzten Jahren eingeleitet durch die zwischen Kirche und Staat gewechselten Aktenstücke, beginnend mit dem Promemoria des Erzbischofs von München-Freising vom März 1849, und jetzt mit den neuen Vorlagen des Cultusministeriums und der in Augsburg unter den Bischöfen selbst erfolgten Vereinbarung schließend. Diese, übrigens noch nicht publik gewordenen, Aktenstücke lassen allerdings ersehen, daß die Regierung den Frieden will, wenn sie auch hart und mehr oder weniger widerstrebend von den nun einmal zutiefest im Bewußtseyn der Staatsmänner unserer Zeit eingewurzelten Vorurtheilen abläßt. Selbst der völlig mißglückte Versuch einer Revision des II. Ediktes (1851) beweist, daß die Regierung damals bereits entgegenkommen wollte. Sie suchte mehr zu bieten im Erlaß vom 8. April, in dem sie vielfach mit sich selber rang. Eine jüngste Vorlage endlich geht wieder weiter, als man bislang zu gehen gewagt, obwohl noch nicht in voller Anerkennung des Princips. In allen diesen Schritten aber ist das sichtliche Streben nicht zu mißkennen, den Forderungen der Bischöfe auf dem praktischen Wege gerecht zu werden, die scharfen Spitzen und Ecken der Hoheitspraxis in Kirchensachen durch faktische Concessionen abzustumpfen, den Hoheitsrechten selbst eine mildere Deutung unterzulegen und sie also eigentlich nur noch in ihrem Wortlaute zu wahren.

In diesem Sinne sind denn auch die neuesten Vorlagen dem bayerischen Episcopat gemacht, und, wie verlautet, ist durch sie viel gewährt. Was die Jurisdictionsgewalt der Bischöfe betrifft, so dürfte wohl wenig mehr zu wünschen übrig bleiben. Der kanonische Instanzenzug ist anerkannt und frei; der recursus ad principem nur noch dem Namen nach

vorhanden und auf die Fälle beschränkt, in denen er mit dem kanonischen Recht nicht im Widerspruche steht; er ist nur erlaubt, wenn der kirchliche Instanzenzug erschöpft ist, und soll nicht als eine Appellation an die weltlichen Gerichte als an ein höheres Forum, sondern nur als ein Recht des Unterthanen gelten, sich bittlich um Schutz an den König zu wenden, wenn er sich in seinen bürgerlichen Rechten, sey es auch irrthümlich, verletzt glaubt, was für den König nur das ihm zuständige Recht einschließt, einen solchen Schutz auch zu gewähren, d. h. einem solchen Urtheil das brachium saeculare zu versagen oder intercessionsweise einzutreten, nicht aber über das geistliche Urtheil selbst wieder Urtheil zu fällen. Das Placet, als solches verfassungsmäßig, ist, wenn ich nicht irre, in Praxi völlig auf Unschuld reduzirt, das Pfründenwesen nach kirchlichem Geiste regulirt, die Verpflichtungen des Staates bezüglich der kirchlichen Lehranstalten, sowie die Rechte der Bischöfe auf dieselben anerkannt. In Bezug auf die übrigen Lehranstalten und Schulen dürfte wohl noch Manches zu wünschen übrig seyn. Hinsichtlich der Klöster behält die Staatsgewalt sich das Recht vor, die Einführung neuer in Bayern noch nicht recipirten Orden zu erlauben. Deßgleichen sind, wie verlautet, die im Erlaß vom 8. April 1852 anstössigen Stellen sämmtlich beseitigt.

Bekanntlich waren die Bischöfe Bayerns jüngst zur Berathung versammelt und in kürzester Frist in durchgängigem Einverständniß, ein Zeichen, daß sie alle wissen, was sie wollen, und daß es ihrerseits an redlichem Streben nach dem heiligen Frieden nicht fehle. Wenn auch die Gewährungen an eine Bedingung geknüpft erscheinen, die sie nicht eingehen dürfen, noch eingehen können, so kann die Regierung doch ersehen, daß, wenn sie in Wahrheit den Frieden will, die Bischöfe denselben, so viel an ihnen ist und ohne Verletzung ihrer Pflicht geschehen kann, möglich zu machen begierig sind.

Aber gerade diese friedlicheren Strebungen und Aussich-

ten in Bayern haben vielfach Anstoß erregt, und es sind sogar vielfach schon Stimmen der Ungeduld laut geworden, die Angesichts der drängenden Ereignisse und des lebensvollen Aufschwungs, den der Kampf um die Freiheit der Kirche in Baden genommen, darüber Klage erheben, daß in Bayern zur Realisirung der ausführlich und energisch gestellten bischöflichen Forderungen nichts geschehe, ja, daß die Bischöfe selbst es an Energie fehlen ließen. Kurz, solche Stimmen hielten dafür, daß der bayerische Episcopat die Pflicht habe, wohl in der gleichen Weise vorzuschreiten, wie der Erzbischof von Freiburg, der so heldenmüthig den Kampf begonnen und allen übrigen Bischöfen ein leuchtendes Beispiel gegeben.

Allerdings hat die, wie wir später sehen werden, unter eigenthümlichen Umständen entstandene und daher so ausführliche Denkschrift des bayerischen Episcopats in das Einzelnste dargethan, welch' großer Widerspruch zwischen Concordat und Religions-Edict herrsche, wie das Concordat vielfach ganz oder theilweise verletzt sei oder unerfüllt geblieben, und wie daher die Kirche in Bayern gar Vieles noch zu fordern habe. Aber Eines ist, wenn man den Vorwurf durch die Berufung auf die Denkschrift begründen will, dabei vergessen worden, die Frage nämlich: sind in Bayern wohl trotzdem dieselben Bedingungen und Verhältnisse, die es zur heiligsten Pflicht machen, in der Weise des greisen Herrn Erzbischofs von Freiburg vorzuschreiten? Dann, wenn man diese Frage mit Ja beantworten kann, dann erst hat man ein Recht, den bayerischen Episcopat der Tergiversation zu beklagen. Ehe wir daher auf den Charakter der bayerischen Kirchenfrage selbst näher eingehen, wollen wir vorerst einen Vergleich der stipulirten kirchlich-politischen Verhältnisse in Bayern mit denen der oberrheinischen Kirchenprovinz anstellen. Schon die rechtlichen Grundlagen der Kirche in Bayern und in der oberrheinischen Kirchenprovinz zeugen für den großen Unterschied. Vergleicht man nämlich das bayerische Concordat mit

der Bulle Ad Dominici gregis custodiam, so leuchtet zunächst ein, daß das Recht der Kirche im erstern viel ausführlicher, bestimmter, in's Einzelne eingehender ausgesprochen und im Speciellen dargelegt sei, als in der genannten Bulle, wie denn das bayerische Concordat das ausführlichste unter allen seyn möchte, die in neuerer Zeit an's Licht traten, mit Ausnahme des erst in diesem Jahre mit Guatemala geschlossenen. Ueberdieß ist wohl zu bemerken, daß das bayerische Concordat in seinen Artikeln als Staatsgesetz, ja als integrirender Theil der Verfassung vollständig verkündet worden, während die oberrheinischen Regierungen die betreffende Bulle, nachdem sie selbe zuerst dem heiligen Stuhle abgedrungen, hinterher nicht im ganzen Umfang anerkannt und nicht verkündet, ja gerade die zwei Artikel, welche sich auf die Rechte der Bischöfe in Verwaltung und Regierung der Kirche, wie auf die Verpflichtung der Errichtung von Seminarien beziehen, einseitig unterdrückt haben. Ist aber das bayerische Concordat der Bulle Ad Dominici gregis gegenüber viel bestimmter und in's Einzelne eingehender, so ist das zweite Edikt der bayerischen Verfassung nach seiner ganzen Anlage, trotz vieler Härten, viel allgemeiner, im Allgemeinen viel weniger schroff, weniger bestimmt und absprechend, als die dem bayerischen zweiten Edikt entsprechende „Verordnung der Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz vom 30. Januar 1830 das landesherrliche Schutz- und Aufsichtsrecht betreffend". Um vorerst nur Eines zu erwähnen: wo findet sich im B. Religionsedikt nur ein Paragraph, der dem §. 5 der Verordnung der oberrheinischen Regierungen irgendwie an die Seite gestellt werden könnte, der so — nicht zu sagen: dem Wesen der Kirche widersprechend und es aufhebend, sondern nur: so jedes Rechts- und Ehrgefühl verletzend wäre, wie dieser §. 5, durch welchen nicht bloß die mit dem Placet bereits begnadigten Bullen nur so lange verbindende Kraft haben sollen, als dem Staate beliebt, sondern dazu noch

„die Staatsgenehmigung auch für alle früheren päpstlichen Anordnungen als nothwendig“ erklärt wird, „sobald davon Gebrauch gemacht werden will?“ Das heißt wahrlich das ganze Daseyn der Kirche dem bon plaisir eines badischen Großherzogs und seines Ministers, oder ihren liberalen Kammern geradezu unterstellen. Der Kirche ist damit jede rechtliche Anerkennung entzogen, sie ist nur geduldet, ihre Stellung nur eine provisorische, bis allmählig Einsicht und Umstände sich geändert hätten, wie zur Zeit der Säcularisation in Bayern allenfalls Gönner perorirte. Es läßt sich ferner, um noch einen andern Punkt hervorzuheben, allerdings nicht läugnen, daß die bayerische Regierung bei Abschließung des Concordates eine collegialische Verfassung einzuführen angestrebt haben dürfte, gemäß welcher der Bischof nur Vorstand der geistlichen Kreisstellen, Kapitel genannt, seyn sollte *); allein das zweite Edikt bietet, einen solchen Plan auszuführen, keinen Anhaltspunkt, während ihn dagegen die Verordnung der oberrheinischen Regierungen in §. 21 kategorisch ohne Scham und Scheu ausspricht. Aehnlich verhält es sich in vielen andern Punkten.

War hiemit schon die rechtliche Basis der Kirche in Bayern in vielfacher Beziehung günstiger, als in der oberrheinischen Kirchenprovinz, so konnte auch die Ausführung, die Entwicklung des kirchlichen Rechtes kräftiger sich entfalten; und es fand eine solche in der That statt. Was Verhältnisse und Zustände betrifft, so ward, trotz des großartigsten Vernichtungsprocesses zur Zeit der Säcularisation, das Volk doch nicht innerlich zersetzt, wie allenfalls in den Ländern der oberrheinischen Kirchenprovinz; die hirtenlose Zeit hat in Bayern nicht so lange gedauert, und der am Volks-

*) Siehe hierüber: „Das Recht der Kirche und die Staatsgewalt in Bayern“ S. 67 rc. 149; „Concordat und Constitutionseid“ S. 48. Note.

leben zehrende Liberalismus keinen so rapiden Fortgang genommen. Ueberdieß ist zu berücksichtigen, daß man in Bayern noch ein katholisches Regentenhaus hatte, daß König Ludwig dreiundzwanzig Jahre lang regierte, und wenn er auch nicht mit sich im Klaren war über das wahre Verhältniß zwischen Kirche und Staat, doch in vielen Dingen richtig sah und manches Gute förderte; wurde er ja schon beim Abschluß des Concordates in jeder Weise als das Haupt der Finsterlinge zu brandmarken gesucht, wie diese Blätter im Jahre 1852 bereits dargethan: wir erinnern nur an Feuerbach.

Ueberdieß sind, gerade in Folge theils der völlig verschiedenen rechtlichen Voraussetzungen, theils der besonderen Verhältnisse Bayerns, hier manche Fragen erörtert und in hartem Kampfe wenigstens theilweise, wo nicht völlig erledigt worden, in welchen dort ein offener Kampf nicht einmal möglich ward, und die Bischöfe, selbst vielfach schwach, es kaum zu ohnmächtigen Protestationen gebracht. Deßhalb bildet eben der Umstand den Hauptunterschied: in Bayern fand seit dem Jahre 1818 faktisch ein Kampf um das Recht der Kirche gegen das Staatskirchenthum statt, der nicht in erfolgloser Protestation sich bewegte, sondern in immer weitern Schwingungen mehr und mehr Terrain gewann, während inzwischen in der oberrheinischen Kirchenprovinz — wir sagen kaum zu viel — nicht einmal die Möglichkeit hiezu vorhanden gewesen zu seyn scheint. In Bayern hatten wir zwar ein Ministerium des Innern und eine Section desselben, der die kirchlichen Sachen seit 1826 überwiesen waren, und die allerdings vielfach durch einseitige Anwendung des zweiten Edikts die Rechte der Kirche und ihrer Organe, der Bischöfe, hemmte; aber wir hatten keinen Kirchenrath, der schlechthin die Jurisdiktionsgewalt der Bischöfe sich angemaßt, und auf Grund einer Verordnung, die den Bischöfen jedes Recht abspricht, ausgeübt hätte. Im Gegentheile hatten die bayerischen Bischöfe ihrer Rechtssphäre durch fortgesetzten Kampf

wenigstens in vieler Hinsicht selber sich zu bemächtigen gewußt, ihre Stellung als Bischöfe genoß rechtlicher Anerkennung, und wenn ihre Autorität und amtliche Wirksamkeit auch vielfach beschränkt war, so war ihre Stellung doch weit davon entfernt, daß sie als bloße „Salber", wie der berüchtigte Wangenheim bekanntlich sich ausgedrückt, fungirten, als welche man die Bischöfe draußen allerdings wörtlich genug hatte wirken lassen. Insbesondere der Streit über die gemischten Ehen in den Jahren 1830 bis 35 hatte die bayerischen Bischöfe gestählt, das Verhältniß zwischen kirchlicher und politischer Gewalt klarer herausgestellt; die Verhandlung wegen der quarta pauperum und der Concurrenzbeträge, wie der Streit wegen des Uebertrittes der Minorennen manche Fessel erleichtert und gelöst; der Verkehr mit dem heiligen Stuhle ward freigegeben. Das zweite Edikt wurde da, wo es schroff dem Concordate widersprach, in manchem Falle milder gedeutet, um der größern Harmonie mit dem Concordat willen, und endlich hatte die mit dem Jahre 1847 eingetretene offene Reaktion gegen die Kirche ihr, anstatt zu schaden, genützt. So handelt es sich denn bei den Forderungen des bayerischen Episcopats vom 20. Oktober 1850 entweder um volle Anerkennung des Princips, dessen Consequenzen faktisch schon bestehen, oder um Anerkennung einzelner Consequenzen, deren Princip nicht in Frage gestellt ist: während bei der Denkschrift des oberrheinischen Episcopates für sämmtliche Principien wie ihre Consequenzen zugleich, überhaupt für die Kirche, erst rechtliche Anerkennung gefordert werden mußte. Endlich ist der Umstand stets wohl zu beachten, daß in Bayern das Religionsedikt verfassungsmäßiges Gesetz ist, also nicht einseitig von der Regierung aufgehoben werden kann, während die demselben entsprechende Verordnung der oberrheinischen Regierungen von 1830 nur eine administrative Maßregel ist, die ohne Weiteres außer Gültigkeit zu setzen jeden Tag freisteht.

Schon ein flüchtiger Vergleich der Denkschrift des ober-

rheinischen Episcopates vom März 1851 mit der des bayerischen Episcopates vom Juni 1853 einerseits, und der bezüglichen Rückantwort der bayerischen Regierung vom 8ten April mit den Rückantworten der oberrheinischen Regierungen vom März 1853 — zeigt, daß manche Forderungen der oberrheinischen Bischöfe in Bayern gar nicht gestellt werden, weil die Kirche schon im Besitze ist, bei manchen andern es sich hier nur um Anerkennung des Princips, oder um weitere Consequenzen handelt, und daß endlich die bayerische Regierung selbst mit den kargen Gaben vom 8. April 1852 die vom Oberrhein noch bedeutend übertroffen habe.

So ist z. B. der freie Verkehr mit dem heil. Stuhle in Bayern seit dem Jahre 1841 faktisch hergestellt, wenn auch nur auf administrativem Wege. Die Bischöfe erkennen daher in ihrer Denkschrift auch diese Erleichterung an und beantragen nur, daß „die im Gesetze", d. h. in der Verfassung und dem II. Edikt, liegenden Hindernisse „beseitigt werden sollen." Der freie Verkehr der Bischöfe mit dem Klerus ist unbeanstandet, denn der bezügliche §. 59 des II. Ediktes sagt ausdrücklich: „Ausschreiben der geistlichen Behörden, die sich bloß auf die ihnen untergeordnete Geistlichkeit beziehen und aus genehmigten allgemeinen Verordnungen hervorgehen, bedürfen keiner neuen Genehmigung." Welche Ausschreiben und Anordnungen ergehen aber von den Bischöfen, die nicht aus schon genehmigten Verordnungen hervorgehen? Es hat auch seit mehr als 20 Jahren deßhalb kein Anstand stattgefunden. Was aber das Placet hinsichtlich der Ausschreiben und des Verkehrs der Bischöfe mit dem Volke der Gläubigen betrifft, so ist allerdings auch in dem Erlaß vom 8. April 1852 ausgesprochen, „daß die Einholung dieses Placets noch fernerhin nothwendig sei", sowie daß „das Sr. Majestät als katholischem König zustehende Oberaufsichts- und Schutzrecht in seinem ganzen Umfange unangetastet aufrecht zu erhalten sei", womit princi-

piell der principiellen Forderung der Aufhebung des Placets entgegengetreten wird. Allein das Placet ist für die vom Papst oder den Bischöfen ergehenden Jubiläums- und Ablaß-Verkündigungen, sowie für die Fastenpatente bis auf Weiteres zum Voraus ertheilt. Damit ist die praktische Bedeutung des Placet wesentlich geschwächt, und es handelt sich fast nur mehr um ein Princip, das man in seinen Consequenzen selber nicht mehr festhält. Dagegen hat die entsprechende Verordnung der oberrheinischen Regierungen vom 1. März 1853 die §§. 4 — 5 der frühern Verordnung vom 30. Jan. 1830 kaum bis auf den Standpunkt der strengsten Handhabung des bayerischen Religionsediktes reducirt, indem sie durch §. 2, der an die Stelle des §. 4 der Verordnung vom 30. Jan. 1830 treten sollte, die Anordnungen, „welche rein geistliche Gegenstände betreffen", von solchen unterscheidet, welche nicht in dem eigentlichen Wirkungs-Kreis der Kirche liegen, oder in staatliche und bürgerliche Verhältnisse eingreifen, von den erstern mit der Verkündigung gleichzeitige Mittheilung zur Einsicht fordert, die letzteren aber der Genehmigung des Staates unterstellt. Gemäß §. 3 der neuen Verordnung jedoch, der an die Stelle des oben berührten die ganze Kirche rechtlosstellenden §. 5 der alten Verordnung zu treten hätte, sollen die päpstlichen Bullen, Breven rc. „nur unter der Voraussetzung des (neuen) §. 2 verkündet und angewendet werden dürfen", und zwar, wie es ausdrücklich heißt, „nur vom Bischofe". Die Tragweite dieser an sich unklaren, aber jedem willkürlichen Eingreifen der Regierung um so günstigeren Bestimmung läßt sich kaum absehen; denn es kann damit sowohl gemeint seyn, daß der Bischof solche Bullen gar nicht durch Andere verkünden lassen darf, er also nur für sich selbe publiciren kann, als auch, daß es den Kapiteln im Falle der Sedisvakanz nicht zusteht, dergleichen Bullen oder Breven zu verkünden. In den Begleitschreiben der Regierungen (von Würtemberg und Baden z. B.) ist aber ausdrücklich noch der Vorbehalt

gemacht: „daß sie sich auch durch vorhandene päpstlichen Anordnungen nicht abhalten lassen können, so oft die allgemeine Wohlfahrt des Staates rc. es erheischen sollte, einzuschreiten und das Nöthige vorzukehren; dieses ist nach göttlicher Anordnung ihr Recht und ihre heilige Pflicht" — womit offenbar der alte §. 5 in Umschreibung wieder eingeführt, und auch fernerhin jede päpstliche Constitution seit dem Apostel Petrus dem Belieben einer badischen oder würtembergischen Regierung unterstellt wäre, und von ihr aufgehoben werden könnte, sobald die badische oder würtembergische „Staatswohlfahrt" es erheischte. Ja es wird dieß sogar als auf göttlicher Anordnung ruhend, als ein göttliches Recht, als eine heilige Pflicht hingestellt. Solchen gleichsam als Ultimata von den Regierungen gegebenen Entscheidungen gegenüber blieb den Bischöfen wahrlich nichts übrig, als via facti vorwärts zu schreiten; denn auf solchem Boden ist kein Friede mehr möglich.

Das in §. 19 der frühern Verordnung aufgestellte Verbot unmittelbaren Verkehrs des Klerus mit dem heiligen Stuhle endlich ist durch §. 6 der neuen zwar aufgehoben; allein voll zarter Sorgfalt für die Autorität der Bischöfe wird bestimmt, daß „bei allen die kirchliche Verwaltung betreffenden Gegenständen die aus dem Metropolitanverbande hervorgehenden Verhältnisse jederzeit zu berücksichtigen seien", und in den Begleitschreiben den Bischöfen sogar indirekt Schutz versprochen, falls aus der unmittelbaren Verbindung eines Diöcesan-Geistlichen mit dem Kirchenoberhaupte „eine Mißachtung des Verhältnisses der Unterordnung unter den Herrn Bischof erfolgte."

In Bayern ist die Ernennung der Bischöfe selbst, der Dignitäre und Domkapitulare durch das Concordat geregelt, und wenn auch hiebei ein anderer Modus zu wünschen wäre, so ist der König doch in seinem Rechte, das, wie zur Zeit der Augenschein lehrt, auch wohlthätig wirken kann. In der

oberrheinischen Kirchenprovinz ist diese Angelegenheit durch die Bulle Ad Dominici gregis custodiam gleichfalls geregelt, und die Freiheit der Kirche gewahrt. Allein es ist in Jedermanns Erinnerung, wie die Freiheit der Bischofs-Wahlen hier thatsächlich bestand, wie die Fürsten ihr Recht, eine minus grata persona zu bezeichnen, dahin gehandhabt, daß dem wählenden Kapitel zuletzt keine Wahl mehr übrig blieb. Bei den Wahlen der Domkapitularen ging es nicht anders. Daher erheben die oberrheinischen Bischöfe schwere und ernste Klage wegen völliger Beeinträchtigung der freien Wahl, und stellen die dringende Bitte, „daß die Aufstellung der Candidatenliste, sowie überhaupt das ganze kirchliche Wahlgeschäft von jeder Art weltlicher Einmischung frei erhalten werde.“ Die Regierungen aber wissen sich darüber nur ebenso unschuldig, als entrüstet zu zeigen, als wenn gar nie ein ungebührlicher Einfluß stattgefunden hätte.

In Bayern bedarf nach §. 4 des Erlasses vom 8. April 1852 nur die Einführung der geistlichen Gerichte, nicht die Ernennung der von den Bischöfen als Gerichts-Mitglieder ꝛc. berufenen Personen der k. Bestätigung. Lag nun allerdings auch darin noch eine Beeinträchtigung der kirchlichen Rechte, indem der Staat nur die Anzeige jener Einführung mit Recht fordern kann, so soll dagegen jetzt die k. Bestätigung nicht den Sinn einer Jurisdiktions-Uebertragung haben, sondern nur den einer Anerkennung und ein Aussprechen des königlichen Schutzes. In der oberrheinischen Kirchenprovinz ist statt dessen, gemäß dem Schreiben der Regierungen vom 5. März, nicht bloß die Errichtung der geistlichen Stellen, sondern auch die Ernennung von Mitgliedern, die nicht dem Dom-Kapitel angehören, und die der Erzbischof, resp. Bischof auf eigene Kosten zu unterhalten hat, der Staatsgenehmigung unterstellt; ja selbst „der Generalvikar kann sein Amt nur nach zuvor erlangter landesherrlicher Bestätigung antreten, und ist vom Herrn Erzbischof aus eigenen Mitteln zu besol-

den." In Bayern ist zwar die Bildung der Dekanatsbezirke, aber nicht die Wahl der Dekane der k. Bestätigung vorbehalten, während am Oberrhein auch die letztere noch der Bestätigung unterliegt.

Das richterliche Amt der Kirche ist von der bayerischen Regierung stets anerkannt worden, und was die Hemmnisse bei Disciplinar-Erkenntnissen betrifft, durch den Erlaß vom 8. April zugegeben, daß solche Erkenntnisse der k. Bestätigung nicht bedürfen, und nur, wenn selbe auf die staatsbürgerlichen Beziehungen und bürgerlichen Rechtsverhältnisse Einfluß äußern, die Einwilligung der Staatsgewalt zu erholen sei. In Bezug auf den recursus ad principem ist zwar im Erlaß vom 8. April 1852 das Princip nicht aufgegeben, aber für die Praxis durch den neuen §. 6 der Art alterirt, daß der recursus „vornämlich" auf die Fälle beschränkt ist, in denen ein Eingehen in die bürgerlichen Verhältnisse stattfindet, ein positives Staatsgesetz verletzt ist, ein äußeres Zwangsmittel angewendet, oder der Instanzenzug verhindert wurde — Fälle, die vorkommen können, und in denen auch dem Staate sein Recht nicht abgesprochen werden kann, sobald unter den „äußern Zwangsmitteln" nicht jede Entziehung der Sakramente, jede Ermahnung der geistlichen Obern, wie es allerdings in den zwanziger Jahren vielfach geschehen ist *), sondern wirklich nur jene Mittel verstanden werden, deren die weltliche Macht sich bedient. Wenn aber auch das Wörtchen „vornämlich" noch verfänglich ist, in sofern man daraus schließen kann, daß noch andere Fälle darunter subsummirt werden könnten, so soll nach den neuesten Vorlagen des Ministeriums, wie oben schon gesagt, überhaupt alles Anstößige gleichsam principiell beseitigt seyn **). Wie ganz anders in

*) Das Recht der Kirche und die Staatsgewalt 2c. S. 165—72; 191 bis 6.

**) Daß derjenige, welcher glaubt, in seinen bürgerlichen Rechten ver-

der oberrheinischen Kirchenprovinz, in Würtemberg wie in Baden, wo der recursus ad principem auch nach dem Erlaß vom März 1853 in vollster Kraft aufrecht erhalten ist! Im Punkt der Jurisdiktionsgewalt ist aber noch besonders die volle Anerkennung der Gerichtsbarkeit der Kirche in Ehesachen juxta normam concilii Tridentini hervorzuheben. Was das kirchliche Ehegericht entscheidet, hat in Bayern unangetastete Gültigkeit vor jedem weltlichen Gerichte. Damit ist viel gewonnen in Bezug auf die Familie, und ebenso für das Wohl des Staates selbst, und die Kirche kann ihre Anerkennung wohl nicht versagen, um so weniger, als Bayern hierin einzig in Deutschland dasteht, und selbst außer dessen Grenzen es nicht viele Staaten geben dürfte, die der Kirche eine gleiche Anerkennung ihres Eherechtes widmeten.

Hinsichtlich des Pfründewesens ist in Bayern das Collationsrecht der Bischöfe anerkannt, und es fiel daselbst seit dem Concordat Niemand mehr ein, noch ein Staats-Patronatsrecht gegen sie geltend zu machen. Die Bischöfe waren zwar in der freien Collation durch den Pfarrconcurs beschränkt, sowie durch das auf den Ausdruck persona grata im Concordat gestützte Bestätigungsrecht; ebenso knüpfte man an die sogenannte Installation (einen Gebrauch, der, in Bayern unter eigenthümlichen Verhältnissen entstanden, seit Jahrhunderten vorhanden gewesen, und an sich jede Bedeutung verloren hatte) noch manche staatskirchenrechtlichen Anschauungen. Schon der Erlaß vom 8. April 1852 hat hierin Manches geändert, Anderes in Aussicht gestellt, und den Bischöfen selbst bei königlichen Patronatspfarreien ein Gutachten zugestanden, wenn auch der Installation staatskirchenrechtliche Bedeutung unterschoben wurde. Aber auch diese Fragen sollen neuestens,

---

letzt zu seyn, oder dem der Instanzenzug behindert wird, auf das jus advocatiae des Staats sich berufen könne, ist ja ohnehin auch im Kirchenrecht anerkannt. Permaneder §. 68; Phillips II, 571.

wie bemerkt, unter völliger Anerkennung des Princips gelöst werden, während in der oberrheinischen Kirchenprovinz die Regierungen noch immer an dem Staatspatronate festhalten, ja die badische Regierung in dem gedachten Begleitschreiben den Erzbischof geradezu erinnert, die bezüglichen „kanonischen Satzungen seien in Baden in keine Rechtsgültigkeit getreten oder geblieben.“ Während in Bayern den Bischöfen das freie Collationsrecht über ein Drittheil der Pfründen unangetastet zusteht, und das Patronat des Königs, wenigstens in den alten Provinzen, ein größeres, hinlänglich begründetes und seit Jahrhunderten von den Landesherren geübtes ist, maßen die oberrheinischen Fürsten sich immer noch das Staatspatronatsrecht auf alle Pfründen an, und gestatten, laut Schreiben vom 5. März 1853, in Gnaden nur, wie in Würtemberg, das Besetzungsrecht des Bischofs für fünfzehn Pfarreien, sowie für die in zwei Monaten durch Todesfall erledigten Pfarreien, und auch dieß noch vorbehaltlich der landesherrlichen Bestätigung.

Hinsichtlich der klösterlichen Institute und Vereine steht die ziemliche Ausbreitung des klösterlichen Lebens in Bayern als Thatsache fest, auch daß die Regierung selbst demselben vielfach, wenigstens wo es praktische Zwecke betrifft, Vorschub leistet; und wenn auch bezüglich der Zeitbestimmung der Gelübdeablegung der alte Geist selbst in der Verordnung vom 8. April noch festgehalten, und von der Abschickung eines Commissärs bei Ablegung der Gelübde bloß „Umgang genommen“ wird, so ist wegen ersterer Beschränkung mit päpstlicher Bewilligung bereits in anderer Weise Vorsorge getroffen, so daß das Hemmniß jede Bedeutung verliert*), die principielle Festhaltung des Rechtes aber, einen Commissär zu senden, streift fast schon an's Gebiet des Heitern. Am Oberrhein dagegen gibt es noch fast keine klösterlichen Institute,

*) Recht der Kirche ꝛc. a. a. O. 360—1.

und jede Errichtung solcher, sei es mit oder ohne korporative Rechte, ist auch nach der neuesten Verordnung an die in jedem Falle besonders zu erholende Genehmigung der Regierung geknüpft, d. h., wie die Erfahrung lehrt, so gut als unmöglich gemacht.

Eine andere Forderung der Bischöfe betrifft das Recht, daß niemand Anderm als dem Bischofe die Auswahl, Erziehung, Lehre und Prüfung jener zukomme, die in seiner Diöcese dem geistlichen Stande sich widmen wollen. Die bayerischen Bischöfe sprechen ihren Schmerz aus, daß hierin noch Vieles fehle, indem der Artikel V des Concordats im Zusammenhang mit XII b nur ganz ungenügend vollzogen worden. Der Artikel V gewährt nämlich den Bischöfen jenes Recht in vollem Maße und ganzem Umfange. Die Bischöfe fordern daher Errichtung und Dotirung bischöflicher (Knaben-)Seminare, völlig freie Aufnahme und Prüfung, freie Ernennung der Professoren und Vorstände, völlig freie Verwaltung der Seminarfonds, und was daran sich knüpft. Damals bestand Ein Seminar juxta normam Concilii Tridentini, seither sind mehrere entstanden, und der Erlaß vom 8. April versprach, auf billige Anträge wegen der im Sinne des Artikel V des Concordats zu geschehenden Erweiterung der bisher in jeder Diöcese bestehenden bischöflichen Seminare einzugehen; von der Bestätigung der Vorstände und Lehrer wird „Umgang genommen", die Aufnahme in den geistlichen Stand dem freien Ermessen der Bischöfe überlassen. Bezüglich der Priester-Seminare waren die Bischöfe, einzelne Reibungen in früherer Zeit abgerechnet, ohnehin unbehindert *). Wenn auch hiemit noch Vieles nicht zugestanden ist, so erreichen die Gewährungen an die oberrheinische Kirchenprovinz nicht einmal das Maß, welches wir in Bayern ehedem besessen. Haben die oberrheinischen Regierungen den die Errichtung

*) Recht der Kirche rc. a. a. O. 340.

von Seminarien betreffenden Artikel der Bulle Ad Dominici gregis custodiam nie verkündet, und bisher nie anerkannt, trotz der Vereinbarung mit dem heiligen Stuhle, so hätte man von ihrer Klugheit und Billigkeit erwarten sollen, daß doch jetzt diese Verpflichtung anerkannt werde. Allein die Regierungen sprachen im Gegentheil unumwunden aus, auf Errichtung von Seminarien nicht eingehen zu können; sie gestatten zwar eine von den Bischöfen anzuordnende Prüfung für Aufnahme der Candidaten in das Priester-Seminar, bestimmen aber zugleich, daß ein landesherrlicher Commissär mit dem Recht der Einsprache beiwohne, damit er sich überzeuge, „ob die Candidaten nach Betragen und Kenntnissen würdig sind." Man hat bekanntlich auch in Bayern einen solchen Commissär zu wiederholten Malen abordnen wollen, zuletzt im Jahre 1847; aber die Regierung sah sich bald veranlaßt, die Verordnung wieder zurückzunehmen, und im Erlaß vom 8. April verlangt sie nur, daß um die Gnade des Tischtitels gebeten werde, was, in sofern es die Verpflichtung des Staates den Tischtitel zu ertheilen voraussetzt, nur auf den einzelnen Bittsteller Bezug hat, und nicht beanstandet werden kann. Am Oberrhein dagegen ist dieser Tisch-Titel eigentlich an das Gutachten des Commissärs geknüpft; die betreffenden Regierungen stellen zwar den Bischöfen frei, auch ohne Tischtitel Candidaten zu weihen, mit der Clausel jedoch, daß ein so geweihter Priester nicht dem inländischen Klerus beigezählt, und nicht zu öffentlichen Funktionen zugelassen werden dürfe. Die Convicte aber, welche die würtembergische Regierung z. B., wie sie sagt, aus reinem Wohlwollen, ohne irgend eine Verpflichtung errichtet hat, sind reine Staatsanstalten, deren Bildung und Beaufsichtigung „der Staatsbehörde vorbehalten bleiben muß."

Auch hinsichtlich des Einflusses der Bischöfe auf die Volksschulen, und besonders auf den Religionsunterricht, ist Bayern, trotz vielfacher Verkürzungen, viel besser daran, zumal

die Leitung des Volksschulwesens, wenn auch nur im Auftrag der Regierung, ausschließlich dem Pfarr-Klerus zusteht, und der Bischof wegen des Religionsunterrichts nicht gehindert ist einzugreifen, während in Baden der Erzbischof selbst im Religionsunterricht nach Punkt 6 des Begleitschreibens der Staatsgewalt unterworfen bleibt.

Endlich ist es das Kirchenvermögen, in dessen Behandlung, wie die bayerischen Bischöfe in ihrer Denkschrift erklären, völlig von dem kirchenrechtlichen Principe abgegangen wurde. Aber die Kirche ist doch verfassungsmäßig als Eigenthümerin ihres Vermögens anerkannt, so daß der Erlaß vom 8. April sagt: „das Eigenthumsrecht der katholischen Kirche an dem Gesammtkultusvermögen ist und war niemals in Zweifel gezogen“ — während die würtembergische und badische Regierung solche Anerkennung verweigern. Allerdings war auch in Bayern die Verwaltung des Kirchenvermögens sehr drückend, und besonders durch die auf §. 48 — 49 des zweiten Edikts gestützte Praxis der Concurrenzbeträge den einzelnen Stiftungen großer Schaden zugefügt; allein soviel muß zugestanden werden, daß die Regierung, wenigstens seit langer Zeit, nicht zu ganz fremdartigen Zwecken die Concurrenzgelder verwendet hat, während dieß in Würtemberg z. B. in schroffster Weise geschah, wie auch diese Blätter nachgewiesen. Durch den Erlaß vom 8. April 1852 ist den Bischöfen auch auf die Concurrenzbestimmungen Einfluß gestattet, während drüben die Verwaltung des Kirchenvermögens dem Einfluß der Kirche so gut als gänzlich entzogen ist.

Was hier nun dargelegt wurde, soll nur ein Vergleich der beiderseitigen Zustände im Allgemeinen seyn; ein Eingehen in's Einzelne dürfte allerdings ein noch interessanteres Bild bieten. So viel erhellt aber bereits, daß die wirklichen kirchlichen Zustände Bayerns in gar keinen Vergleich zu stellen sind mit denen der oberrheinischen Kirchenprovinz; ja, wer über die faktische Lage der Kirche seit 50 Jahren in diesen

Ländern unterrichtet ist, dürfte kaum verneinen, daß sie bis in die jüngste Zeit nur die der Säcularisationszeit, d. h. des ausschließlichen Waltens des Staatskirchenthums, gewesen, mit dem einzigen Unterschiede, daß Bischöfe vorhanden waren, die aber jeder bischöflichen Gewalt entkleidet blieben. Die Gewährungen aber, welche die oberrheinische Kirchen-Provinz im März 1853 erhalten, und der Zustand, der dadurch in den einzelnen Ländern bedingt würde, möchten in Bayern kaum jener Uebergangs-Periode in den Jahren 1818 bis 1825 entsprechen.

Die kirchlichen Rechtszustände Bayerns sind sogar faktisch immerhin noch besser, als in irgend einem andern deutschen Lande; denn wenn auch in Oesterreich das Recht der Kirche principiell im Vollmaß anerkannt ist, und durch einen mächtigen Willen der Realisirung entgegengeführt wird, so sind damit doch die Zustände noch nicht wirklich schon umgewandelt, und Preußen mit seinem Princip der Freiheit der Kirche kann ohnehin nicht in Vergleich kommen, da man daselbst diese Anerkennung des Rechtes und der Freiheit der Kirche nur abstrakt und nicht concret zu nehmen gewohnt ist. Damit ist aber auch zugleich klar, daß der bayerische Episkopat eine andere Stellung der Regierung gegenüber hat, als der des übrigen Deutschlands. Bayern war Jahrhunderte lang der Angelpunkt der kirchlichen Verhältnisse Deutschlands, und zog daher die politische Bedeutung, die es hatte. Wenn sich deßfalls auch Vieles verändert und sogar umgekehrt hat, so handelt es sich doch hier nur um innere — Rechtsfragen.

XXIII.

Recapitulation und Umschau vor der Frage: was auf dem türkischen Boden endlich werden soll?

Die Diplomaten konnten also nicht mehr umhin, sie mußten, wie durch ein unerbittliches Verhängniß gezwungen, das Noli me tangere des türkischen Wesens herzhaft anfassen, nachdem sie achtzig Jahre lang mit sträubenden Haaren vor dem unheilschwangern Phantom gestanden. Der elektrische Gegenschlag ist unwiderstehlich durch ihre Reihen gefahren, und hat sie gründlich aus- und durcheinander geworfen. Ungeschehen läßt die Berührung sich nicht mehr machen; die große Frage drängt unaufhaltsam ihrer Lösung zu. Welche Stadien diese durchlaufen wird, weiß Niemand; aber der Krieg brennt bereits lichterloh, die Pest begann in seinem Geleit ihren schrecklichen Gürtel um ganz Europa zu spannen, auf der großen See-Heerstraße von Kronstadt bis Sebastopol, und durch jede Meeresbucht eindringend gegen die Sitze der schaudernden Völker, denen Gottes reichster Segen vielleicht je auf ein Jahr die Noth des Hungers ersparen kann, damit sie wenigstens vermögen, sofort wieder für die nächste Aerndte zu zittern. Durch solche Krisis soll je-

benfalls die Christenheit um ein bislang unüberwindliches Aergerniß ärmer werden. Vielleicht birgt die nächste Zukunft noch andere weitreichenden Aenderungen in ihrem dunkeln Schoße; sichtbar ist jetzt schon, daß der geistigen Lösung der Türkenfrage die leibliche wird folgen müssen. Mit dem Ausfall dieser geistigen Lösung selbst hat der Christ alle Ursache, zufrieden zu seyn. In sofern liegt der reelle Gewinn aus der bittern Nothwendigkeit bereits vor, welche Gottes Fürsicht und der Menschen Thorheit über die europäischen Geister verhängt hat, das in seiner Tragweite freilich unberechenbare Problem endlich einmal ernstlich und gründlich wenigstens durchzusprechen.

Niemand hat mehr Grund, des geistigen Resultats solcher Besprechung sich zu getrösten, als Deutschland. Die gewonnene Lösung ist in den Schlußprotokollen der Wiener-Conferenzen richtig eingetragen; man kann sie aber auch besser deutsch ausdrücken, und dem unbefangenen Verständniß näher bringen. Sie verlangt erstens die „Unabhängigkeit" des türkischen Landes, das ist, daß Rußland es so wenig für sich einziehe, als eine andere Macht, und daß Rußland nicht mehr Recht auf dasselbe und seine Bewohner habe, als jeder andere der Pentarchen; zweitens seine „Integrität", das ist, daß der Weg der Pacifikation im Orient absolut ausgeschlossen sei, den man sonst für den einzig möglichen hielt, oder: daß von einer „Theilung der Türkei", von einer Zerreißung derselben als eines Stücks guter Beute nach Lust und Gier der einzelnen Großmächte, keine Rede seyn dürfe. Ist hierin der Gewinn schon an sich groß, daß die Diplomatie also mehr oder minder freiwillig von dem schändlich egoistischen Princip des herzlosesten Materialismus abgekommen, das da die Völker und ihre Länder nach Köpfen und Meilen auszählt, um über die Trümmer zu verfügen, wie über willenlose Heerden an der Schlachtbank: so ist damit andererseits auch schon die Unumgänglichkeit einer selbststän-

digen Reorganisation in der Türkei ausgesprochen. Auch wenn daher die ersten zwei Punkte der vorläufig theoretisch erkannten Lösung gegen die fanatisch gierige Selbstsucht im Norden endlich mit den Waffen in der Hand durchgefochten seyn werden, wird doch noch ihr dritter Punkt Gegenstand der angelegentlichsten Sorge für ganz Europa seyn: der „Schutz der Christen in der Türkei.“ Es ist nicht zu läugnen, daß dieser Punkt höchst verschiedenem und darunter äußerst verderblichem Verständniß unterliegen kann, und de facto unterliegt; aber das rechte ist den Willigen nicht schwer zur Einsicht zu bringen, und es zu vertreten gegen Rußland und gegen Jedermann, das ist gerade die herrliche Aufgabe der Weltstellung Deutschlands. Sie wird es bleiben trotz allen Geklässes der böswillig verdüsterten Pietisten-Politik von der „türkischen Partei in Wien und ihrer Hetzjagd auf das edle Wild im Norden.“

Die zwei ersten Punkte sind demnach nur Mittel und Weg zum dritten Punkte der glücklichen Lösung: Schutz der Türken um der Christen, nicht der Christen um der Türken willen. Für Deutschland darf es keine andere orientalische Frage geben, als die: was auf dem türkischen Boden selbstständig endlich werden soll? Daß diese Frage nicht Rußland zu beantworten bleibe, muß seine erste, daß sie nicht England preisgegeben werde, seine zweite, daß von Allen richtig und uneigennützig über sie entschieden werde, muß seine letzte Sorge seyn. Weßhalb Rußland und die Russenfreunde behaupten, die Lösung stehe noch sehr ferne, und gerade unsere Zeit sei ihrer unfähig, liegt auf der Hand; auch Andere könnten plötzlich die nämliche Einsicht gewinnen, hoffentlich jedoch niemals Deutschland. Nicht anders aber kann es, wie der Augenschein lehrt, seiner hohen Aufgabe nachkommen, als wenn es vollkommen selbstständig und frei nach beiden Seiten im Welttumult dasteht, stets die Eine Partei, weil und solange sie willkürlich oder unwillkürlich der rechten Lö-

sung dient, unterstützend gegen die andere, weil und solange sie der rechten, selbstsuchtslos christlichen Lösung widerstrebt. In der letztern Stellung nun beharrt Rußland auf's hartnäckigste, und fordert die Zurechtsetzung mittelst Gewalt der Waffen heraus. Habeat sibi!

Neben der eigentlich orientalischen Frage, vor der Deutschland steht, und wo möglich ausschließlich stehen bleiben muß, laufen aber noch eine Menge anderer großen Fragen her. Alle alten, heiligen und unheiligen, Allianzen oder Macht-Stellungen sind zerrissen, alle neuen sind nur provisorisch und äußerst unsicher; ganz Europa muß erst wieder eine neue Gestalt der politischen Stellungen gewinnen. Und welche Verwirrung der Ansichten über die künftige Rangirung derselben, welche widersprechenden Rathschläge zur Anknüpfung neuer Bänder, insbesondere für Oesterreich! Wohlmeinend rathen die Einen aufrichtige Versöhnung und erneuerte conservative Allianz zwischen Oesterreich und England; dem völlig entsprechend predigt dagegen der Demokrat Blacket im Londoner Parlament die Coalition Englands und Preußens gegen Oesterreich. Ueberwunden sind für die Welt und für Europa nur zwei Gefahren: für jene die eines russisch-englischen, für dieses die eines russisch-österreichisch-deutschen Bündnisses. Die momentane englisch-französische Allianz dagegen wird es nie zu einer solchen Gefahr bringen; wäre sie von Ernst und Dauer, so hätten die Zwei durch Beiziehung der Großmacht Revolution nothwendig schon Drei werden müssen. Während aber England sich heiser schreit nach Finnland und der Krim, will man in Paris wachsende friedlichen Neigungen, und besonders nicht die geringste Sympathie für Winterquartiere in Rußland bemerken. Dennoch tritt Frankreich überall gewaltiger gewaffnet auf, als England selbst, scheint begieriger, die russische Flotte zu vernichten, als die Admiralität zu St. James, stürzt sich rücksichtslos an den Rand des finanziellen Bankerotts. Und das Alles sollte der praktisch-

gelehrige Verfasser der „Napoleonischen Ideen" nur thun, um die „Freiheit" vor der „Barbarei" dadurch zu retten, daß er die Interessen des natürlichen National-Feindes England fördert? England wird alsbald den Krieg nach Asien verlegen wollen, und Napoleon III.? Soll das etwa von der Zuversicht Englands selber zeugen, daß es Frankreich augenscheinlich auf jede Weise hätscheln, jedem seiner Gelüste mit Resignation entgegenkommen muß, ähnlich wie seit langem der trotzigen Freundschaft Nordamerika's? In der That, wenn es nicht einem Palmerston gelingen wird, durch den obenbezeichneten Kitt dem Bündniß Ernst und Dauer einzuflößen, dann dürften die düstern Stimmen gewisser politischen Kreise Englands bald Recht behalten: daß nur der erste Act des Drama's ein Kampf mit Rußland, der zweite, und vielleicht alle Acte bis zum fünften, ein Kampf mit Frankreich seyn werden. Das ganze Hauptquartier und Heer der rothen Brut über Europa wimmelt auch schon wie ein Ameisenhaufen, um von Spanien aus zwischen England und Frankreich, von der italienischen Halbinsel aus, auf der ganzen Linie von Turin über Mailand bis Sicilien, zwischen Oesterreich und Frankreich die Kluft zu sprengen, und in unerhörter Conflagration den Krieg Aller gegen Alle zu entzünden. Auch hat Napoleon III. selbst, wie sich gerade jetzt wieder täglich fühlbarer macht, für seinen Thron weder Brief noch Siegel.

Davon jedoch abzusehen! Frankreich war isolirt; wenn es aber heute noch von England abtritt, auch wenn es den Schritt thäte im Bunde mit der Revolution, so sind die Arme des mon cher frère an der Newa schon weit geöffnet, den parvenu brüderlich zu umfangen. Höchst auffallend fangen seit Kurzem die Berliner Pietisten schon an, diesem zu schmeicheln und ihn gegen England zu verhetzen. Eine plötzliche Schwenkung zur russisch-französischen Allianz würde auch jenseits der Atlantis mit lautem Jubel aufgenommen; ohnehin forderten einzelne Stimmen im Congreß der nordamerikanischen Union schon

ganz offen Parteinahme für Rußland, das zur Zeit noch isolirte, welches aber bereits vertragsmäßig das neue Seerecht der Union garantirt, und geht der Grundton ihrer Presse dahin: England habe die Größe des Kampfes nicht erwogen, in den es sich gestürzt. Um wie viel mehr nun Angesichts der neuesten spanischen Capital-Verwirrung! Und der Möglich- und Wahrscheinlichkeiten ist noch lange kein Ende. Londoner-Blätter verrathen den schlauen Plan, die türkische Armee förmlich unter englischen Sold, Officierschaft und Commando zu nehmen, als neue Auflage der anglo-indischen Armee; viel wahrscheinlicher aber, als daß Frankreich dieß je hinnähme, wäre sogar noch eine neue Erhebung der Alttürken, und ihr zufolge über alles Andere hinaus eine russisch-türkische Allianz. Die Berliner Pietisten haben jüngst gefragt: was in diesem Falle ihre antirussischen Gegner thun würden? Die Antwort ist sehr einfach. Sie thäten am besten, jenen Pietisten zu überlassen, den im badischen Handel und anderwärts eingeübten salto mortale auch hier zu appliciren, und nun ihrerseits hinwiederum den Koran zu preisen, respective russisch-französisch-nordamerikanisch-türkische Sympathien einzustudiren; selbst aber endlich fest auf den Standpunkt sich zu stellen, in dem allein das Vermögen liegt, gegen alle die Allianz-Veränderungen sich zu sichern, wie sie in der Möglichkeit des Tages und der Stunde liegen. Er ruht zwischen östlichen Interessen und westlichen Interessen in der deutschen Mitte, und ist in Oesterreich officiell, im übrigen Deutschland absolute Nothwendigkeit, solange nicht der gesunde Menschenverstand völlig in Schwärmerei untergeht.

Diese Blätter haben im Laufe der Debatten alle die aufgezählten Eventualitäten sorglich erwogen, und keine konnte ihrem Fundamentalsatz Eintrag thun: stets freie Action einer selbstständigen deutschen Politik! während offenbar weder die westlichen, noch die östlichen Sympathien vor ihnen Stich halten können. Er bleibt unerschüttert, ob man auch jene

Eventualitäten in's Unendliche vermehre, wie sie denn an sich wirklich unendlich erscheinen. Und die Aufgabe dieser deutschen Politik im Osten bleibt stets die gleiche, was immer für Wandlungen in der Türkei selbst eintreten mögen. Sie besteht, ob nun eine Armee von 70,000 Mann ohne Reserve, mit altgewohnter Tapferkeit streitend, als hohe Pforte fort vegetire, und noch für einige Zeit, wie augenblicklich, im Lager Omers das Osmanenreich sei, die alten Wander-Sitze des Türkenthums hütend; oder ob die alliirten Westheere schließlich in offener Feldschlacht ihre eigene Existenz gegen den moslemischen Cynismus retten, und mit dem Halbmond tabula rasa machen müssen; oder ob der hier auch schon prophezeite Straßenkoth von Constantinopel an dem sultanischen Wesen für seine Deferenz vor den Giaurs dieselben Dienste thue. Für die rechte und gottgewollte deutsche Politik bleibt die orientalische Frage immer die gleiche!

Vielen Wohlmeinenden, die zwar sonst diesem Standpunkt auch selbst allmählig näher gekommen, erübrigt aber doch noch immer Eine Eventualität, der sie solche deutsche Stellung nicht gewachsen glauben. Es ist die Revolution, und man lamentirt ohne Ende, daß sie Deutschland überhaupt, und Oesterreich insbesondere nicht vom Leibe zu halten sei, wenn man die deutschen Interessen im Osten auch gegen Rußland, und nicht unter allen Umständen ohne mit Rußland in Kampf zu gerathen, wahren wolle. Man versteht dabei die „Revolution" im doppelten Sinne, gerade so, wie sie auch Rußland als sein brillantestes Argument für die absolute Nothwendigkeit der czarischen Freundschaft in Wien und Berlin gebraucht hat und gebraucht. Einige nämlich schämen sich nicht des Gedankens, daß die deutschen Mächte im eigenen Innern der Revolution nicht länger gewachsen seien, als Rußland in ihrem Rücken Wache stehe, und machen so Rußland geradezu zum Geranten der Ruhe in Deutschland. Andere sprechen sich wenigstens mehr indirekt aus: wer gegen Ruß-

land stehe, sei der Gefahr einer Allianz mit dem Westen schon fast unterlegen, und fördere unwillkürlich das größte Interesse der rothen Verderber, eben den Kampf gegen Rußland. In der That aber liegt nur Eines in dem größten Interesse dieser infernalen Mächte, daß nämlich die Vertheidiger der bestehenden Ordnung nie zum Gefühl der selbsteigenen Superiorität gelangen. Nur dieses Selbstgefühl fürchten sie; das Anlehnen an Rußland dagegen ist ihnen um so weniger hinderlich, als es einerseits eine solche geistige Erhebung unmöglich macht, und je mehr andererseits der russische Rückhalt gegen die vereinigte westliche Revolution sich als völlig unzulänglich erweist. Für diese Unzulänglichkeit aber ist der Beweis so vollständig geliefert, daß, in wahrhaft lächerlicher Selbstvergessenheit, gerade die Gläubigen der russischen Revolutions-Assekuranz selbst sie hinwiederum am lautesten ausschreien. Damit Rußland geschont werde, wenn nicht aus Furcht, so doch aus Mitleid und von des „europäischen Gleichgewichts" wegen, sieht man nun Blätter, die noch kurz zuvor ganz anders redeten, die Wahrheit predigen: daß Rußlands Macht weder für Preußen, noch für Oesterreich gefährlich sei. Man gesteht jetzt sogar selber ein: daß am Czarthum nur allzu viel innerlich Faules sei, und das geschieht in denselben Staaten, die sonst, wie Lord Clarendon sagte, mit ehrfurchtsvollem Grausen zur eingebildeten Allmacht Rußlands emporblickten. Kurz, sonst imponirte man mit dem Czar, jetzt bettelt man für ihn. Und doch soll er uns Garant seyn gegen die Revolution?

Richtig ist, daß Rußland noch nie einer Revolution widerstanden hat, außer zu seinem eigenen größten Nutzen; den neuesten Beweis dafür hat es gerade durch die executorische Sendung Mentschikoffs geliefert, der an der Türkei den Lohn für den conservativen „Edelmuth" von 1849 einstreichen sollte. Ebenso richtig ist, daß England die Revolution nur temporär als überzählig auf Halbsold hält, und bloß noch einiger

Punkte im schwarzen und im nördlichen Meere bedürfte, um ganz Europa in Güte oder mit Gewalt dem Götzen des Materialismus zu opfern. Auch aus diesem Gesichtspunkte ergibt sich daher, daß Deutschland vor der Revolution sich selber zu hüten, und gegen jeden Uebergriff jener beiden Mächte sich selbst zeitig zu wahren hat. Das Interesse Frankreichs ist vollkommen dasselbe. Mögen dort auch noch weit andere Hoffnungen hin und wieder existiren, so ist doch nach der ganzen Weltlage und Stimmung der Geister die Zeit für eine napoleonische Weltherrschaft definitiv vorbei. Wollte der Bonapartismus aber zu ihr an dem Coloß des Selbstgefühls der europäischen Revolution emporsteigen, so würde dieser nur zum ungeheuren Krater werden, um den Emporgestiegenen zuerst zu verschlingen. Diese Eventualität liegt demnach zur Zeit am fernsten; näher die kühnen Griffe Englands, gegen die jedoch die englisch-französische Allianz selber, so lange sie dauert, Bürge ist, und Napoleon III. unter allen Umständen sich erheben müßte. Nicht mehr eine Eventualität dagegen, sondern ein wirkliches Faktum sind die bedrohlichsten Uebergriffe Rußlands. Wehrt Deutschland sie, selbstständig in sich, durch völlig freie Action im allgemeinen europäischen Interesse ab, so ist dieß an sich schon der stärkste, und politisch zur Zeit allein mögliche Schlag gegen die abstrakten Tendenzen des revolutionären Fanatismus, indem damit zugleich die große Mission Mitteleuropa's gegen den Westen so gut, wie gegen den Osten erprobt wird. An Oesterreich zeigt sich die Wirkung bereits, und wird sich in noch ungleich größerm Maße erweisen!

Die fanatische Macht, die blinde Tollwuth, die vandalische Verzweiflung der Revolution ist nicht leicht zu überschätzen; ihre Feldzüge in ganz Italien scheinen wieder eröffnet, in Spanien ist die Operationsbasis gewonnen, und ihr Assassinat wird den letzten Mann und den letzten Dolch aufbieten; es ist höchste Zeit dazu, denn Kossuth selber hat es

offen ausgesprochen: der nunmehrige Gang der orientalischen Frage diene nur zur — Verstärkung Oesterreichs. Nichts ist wahrer! Das volle Facit wird sich aber erst recht herausstellen, während Oesterreich fortan zur rechten Lösung dieser Frage drängt. Man gesteht in England selbst bereits unumwunden zu: Oesterreich sei dazu am Platze. Es erfüllt auch damit nur eine unumgängliche Pflicht gegen Deutschland und sich selber. Denn es wird von dorther nie Ruhe haben, solange nicht die türkisch-christlichen Verhältnisse fundamental geordnet sind. Erst dann ist Rußlands Zukunfts-Politik definitiv gescheitert, zu aller andern Revolutions-Propaganda hin auch noch eine orthodox-slavische an Deutschlands Ostgränze zu pflanzen, einen leibhaftigen griechischen Kossuth-Mazzinismus. Eine solche Propaganda unter russischem Commando würde unfehlbar aufwachsen, wenn die Verhältnisse der Rajah ungeordnet blieben, wie zuvor; selbst die griechisch-slavischen Halbstaaten in der Türkei wären dann nur um so gefährlicher, weil mit Nothwendigkeit der russischen Politik hingegeben; gelänge es aber vollends, das unter allen Bedingungen schmähliche Projekt einer Theilung der Türkei zu verwirklichen, so wäre der russisch-orthodoxe Mazzinismus an der untern Donau und an der Adria definitiv constituirt. Rußland selbst ist es, das dieses antichristliche Projekt am eifrigsten suggerirt, bevorwortet und betreibt; d. h. es gedenkt zu jeder Stunde, den Kaiserstaat höchst freigebig und liberal mit dem — Nessus-Hemde zu bekleiden! Daß Europa der Gefahr enthoben werde, auf türkischem Boden jemals mit Rußland theilen zu müssen, dieß muß der Endzweck des gegenwärtigen Krieges seyn, und es ist die glücklichste Fügung im Interesse der europäischen Menschheit, daß zu dem Erde Oesterreich nicht mehr allein steht, wie im J. 1829. Eine förmliche temporäre Quasi-Allianz *ad hoc* mit dem Westen ist deßhalb nicht nur wohl möglich und unter Umständen sogar geboten, sondern de facto besteht sie bereits in der Wiener-Conferenz.

Nicht als wenn Deutschland je weiter gehen dürfte gegen Rußland, als bis auf definitive Sicherung der Unabhängigkeit und Integrität der Türkei, respektive der türkischen Christen. Sie genügt als der unentbehrliche Weg zur rechten Lösung der großen Frage. Der territoriale status quo ante Rußlands ist damit wohl vereinbar. Nicht aber die Wiederherstellung des status quo ante der russisch-türkischen Verträge. Das Schwert hat dieselben noch zur guten Stunde zerrissen; der Endzweck des europäischen Friedensschlusses muß Verewigung dieses Risses seyn. Die Czaren dürfen fortan kein Vorrecht mehr haben auf türkischem Boden und in türkischen Dingen. So wenig Europa die materielle Eroberung der Türkei durch die Russen dulden kann, ebenso wenig die geistige Eroberung, d. h. das specifisch russisch-orthodoxe Protektorat. Der Gründe gegen jede Erwerbung Rußlands in der Türkei sind verschiedene, aber es reichen schon die rein politischen vollkommen aus. Rußland hat zwar die Frage zu einer religiösen, zu einem Ausfluß des russisch-byzantinischen Chalifats gemacht; aber man muß darauf bestehen: auch wenn heute noch das ganze Russenreich katholisch würde, dürfte es doch die Türkei nie und nimmermehr haben.

Der Czar hat stets geläugnet, daß er in der Türkei erobern wolle, und zuverlässig wollte er auch für den Augenblick nichts weniger als dieß. Stets aber bleibt jene Versicherung hinterhaltig und unaufrichtig; immer werden Lord Russel's Angaben Glauben verdienen, Englands Regierung wisse gewiß, daß Rußlands ursprüngliche Absicht auf ein zweites oder Secundogenitur-Reich, auf ein südliches Rußland mit Constantinopel als Hauptstadt, gegangen; nie wird Oesterreichs Sorge aufhören können, daß es, wie unbewachte Worte des Czaren selbst angedeutet haben sollen, auf eine über die Donauländer und Serbien hinweg sich erstreckende czarisch-adriatische Macht mit Cattaro als russischem Malta abgese-

hen sei — solange Rußland nicht jeder andern Großmacht und allen insgesammt eben dieselben Protektorats-Rechte über die ganze orthodoxe Rajah zugesteht, die es selber anspricht. Es ist auch nicht wahr, daß der Czar ein solches speciell-orthodoxes Recht über die Rajah bereits besessen; man weiß zwar wohl, daß der russische Gesandte Stroganoff unter Sultan Mahmud diesem die Verleihung eines speciellen Protektorats zugemuthet, man weiß aber auch, daß Mahmud beharrlich verneint hat. Dennoch hat die jüngste Antwort Nikolaus' auf die österreichische Sommation wieder das volle jus graecorum ab antiquo als ausschließlich czarische Domaine sich vorbehalten, und, nach der Interpretation des deutsch-russischen Moniteurs, wenigstens implicite erklärt: der Czar könne in dieser Forderung nicht abweichen, das religiöse Protektorat müsse er haben, und dürfe in dieser religiösen Frage nicht anders, als direkt und ohne Intervention mit dem Sultan verhandeln*).

Da sehe man nun neuerdings erwiesen, sagen die bekannten deutsch-russischen Organe, wie rein und unverdächtig das Princip der czarischen Forderungen sei: pur und bloß religiös. Wirklich stützt sich die Protektorats-Forderung nicht mehr auf vorgebliche Vertragsbestimmungen. Es ist gar nicht Sache des Sultans, oder einer andern Macht, sie zu gewähren oder nicht**). Das Protektorat über alle Ortho-

*) So die Kreuzzeitung vom 27. Juli in einem merkwürdigen, offenbar officiös russischer Feder entflossenen Artikel. Derselbe ist — wie denn das Blatt solchen Artikeln sehr gerne falsche Heimath-Scheine auszustellen pflegt — aus Paris datirt.

**) „Es gibt in Europa drei Regierungen, in denen die päpstliche und weltliche Macht vereinigt ist: jene von Rom, Konstantinopel und Petersburg. Der Papst, Souverain eines kleinen Staats, ist der religiöse Chef eines großen Theils der Christen in Europa; der Sultan ist der Chalif der orthodoxen Muselmänner; der Selbstbeherrscher aller Reußen der religiöse Chef des größten Theils der

doxen hängt vielmehr dem Czarthum als solchem an, und ist identisch mit der Existenz der orthodoxen Kirche *); es ist ein unveräußerliches Attribut der Würde der Czaren als orthodoxer Chalifen, als Hoherpriester oder griechischer Päpste. Hohepriester, wie die Sultane Nachfolger des Propheten, d. h. Quelle alles Rechts und der Gesetze, sind sie über die russischen Unterthanen, Päpste aber auch über die andern 30 Millionen Orthodoxen; ob diese nun zu vielen Millionen in Oesterreich wohnen oder in der Türkei, immerhin hat der Czar „die Pflicht, eher im Krieg zu unterliegen, als auf das Recht des Protektorats seiner Religionsgenossen zu verzichten" **). So demonstrirt man dem Abendlande ohne Scheu vor! Mögen die Worte selbst auch nicht officiell seyn, so

---

religiösen Gemeinde der Christen im Orient. Der geistliche Einfluß dieser drei Souveraine ist nicht auf ihre eigenen Unterthanen beschränkt, er ist nicht auf ihr Territorium allein angewiesen, er äußert sich, oder er ist fähig, sich zu äußern, auch auf andere Nationen, selbst auf solche, mit deren Regierungen sie in Opposition seyn können." A. a. O.

*) „Der Kaiser Nikolaus kann in der Forderung des Protektorats über die griechische Kirche nicht abweichen. Man darf dieses Protektorat, das eine principielle Bedeutung hat, nicht mit dem Schutze verwechseln, den etwa Frankreich und England ihren Glaubensgenossen im Orient zukommen lassen; der russische Schutz hat mit diesem nichts gemein, und gibt deßhalb dem Kaiser von Rußland eine eigenthümliche Stellung im Oriente, die ihm bloß der Neid Englands und Frankreichs streitig machen wollen, der aber der Kaiser Nikolaus nicht entsagen kann, ohne die griechische Kirche, deren Spitze er ist, aufzuheben." A. a. O.

**) „Unter den 60 Millionen, die den ottomanischen Chalifen als ihren religiösen Chef betrachten, sind bloß 16 Millionen seine eigenen Unterthanen. England und Frankreich wollen, daß die religiöse Herrschaft des Sultans unbeschränkt bleibe, aber vom Kaiser von Rußland verlangen sie, daß er auf ein Recht des Czarthums Verzicht leiste, was mit demselben ebenso nothwendig verbunden ist, als der religiöse Einfluß des Papstes und des Sultans auf ihre

entspricht doch ihr Inhalt allerdings der officiellen Idee von der Stellung des Czarthums zum großen griechischen Schisma, wie sie sich seit anderthalbhundert Jahren an der Newa gebildet hat, ohne daß die legitimen Patriarchen der anatolischen Kirche zu widersprechen gewagt. Es kann ja nichts klarer seyn: zwar hat der Czar im heiligen Rußland das Recht, dem römischen Papst auch jeden geistlichen Einfluß auf die Katholiken seines Reiches zu entziehen, wie er es thut, eben weil er selbst Papst ist; keine andere Macht aber darf ihre Orthodoxen verhindern, den Czar aller Reussen als Chalifen zu verehren, ihm zu dienen und von ihm ihre Kirchenbücher zu empfangen, die ihn als ihr weltlich-geistliches Oberhaupt preisen, dagegen für die Nichtunirten in Oesterreich z. B. kein Gebet für den österreichischen Kaiser enthalten, und für die Orthodoxen in der Türkei voll von Flüchen über den Sultan sind. Die russische Protektorats-Forderung hat also allerdings „principielle Bedeutung"; sie in der Türkei zulassen, als bevorrechtet, als specifisch-orthodoxes Recht, und anders als gemeinsam mit allen andern Mächten, sowie gleichmäßig über die ganze Rajah — heißt das russisch-byzantinische Chalifat selbst mit allen seinen Ansprüchen sanktioniren und garantiren. Eine solche Sanktion des Czaren-Chalifats ist aber augenscheinlich von unberechenbarer Tragweite, und die geistige Eroberung der Türkei ist nur Eine ihrer ersten natürlichen Consequenzen.

Es leuchtet ein, warum Rußland nicht damals, als vor einem Jahre der Sultan die bekannten Fermane über die Rechte der Nichtmuhamedaner erließ, sich zufrieden gab, und nicht damals die andern Mächte einlud, dieses zweite Gülhane

---

respektiven Gläubigen. Die griechisch-orthodoxe Kirche, deren Chef der Czar ist, zählt ungefähr 70 Millionen Seelen, von denen bloß 40 Millionen Unterthanen des Kaisers Nikolaus sind." A. a. O.

nun zur Wahrheit machen zu helfen. Man meint, auf diesem Wege hätte der ungeheure Mißgriff Rußlands in Folge der schlimmen Täuschung über die Stellung Englands und Frankreichs, und vor Allem über die Stimmung Oesterreichs, die man nach dem Maßstab gewisser exclusiven hohen Cirkel maß, gutgemacht, der czarische Nimbus gerettet, ja vergrößert werden können. Aber man vergißt, daß es sich um ein Princip des Czarthums handelte, daß dieses als orthodoxes Chalifat im Orient nie auf Einem Niveau mit der übrigen Pentarchie erscheinen darf. Man sagt, die Hand der ewigen Gerechtigkeit liege schwer auf Rußland, und die auf das Czarthum gefallenen moralischen Schläge hätten nahezu alle seit Peter I. im Orient ihm zugewachsene Gloriole vernichtet; die Präsumtion seiner Unüberwindlichkeit sei geschwunden, und zwar vor den eben noch so sehr verachteten Türken, die Rückwirkung sogar auf das moskowitische Selbstgefühl tödtlich, noch mehr als auf die czarischen Finanzen; Oesterreichs Ansehen dagegen sei ungeheuer gestiegen, denn auf seinen Wink seien die von der Newa her verhetzten Christen in Serbien, Bosnien, Montenegro ruhig geblieben, in sehnlichem Ausblick zu ihm habe in der Moldau und Walachei die Abneigung gegen Rußland sich verzehnfacht. Alles wahr, und noch dazu der Lohn zwanzigjährigen Verblutens am Kaukasus nahezu verloren! Aber wenn es gelingt, das specifisch orthodoxe Protektorat in der Türkei mit Zulassung der Mächte einzuschwärzen, dann ist nichts umsonst geopfert. Das Princip wäre dann nicht nur gerettet, sondern würde unter europäischer Sanktion nur um so schneller die geistige Eroberung vollenden, als das Gewährenlassen Europa's an und für sich schon erwiese, daß weder Herz noch Verständniß existire für die rechte Lösung der orientalischen Frage. Der einzige Weg zu solcher Lösung, die Unabhängigkeit und Integrität der Türkei, respektive der türkischen Christen, wäre dadurch principiell so versperrt, wie niemals durch ein Stück materieller Eroberung.

Hat aber die Wiederherstellung des status quo eine pur territoriale zu bleiben, so sind davon namentlich auch gewisse anderen Vertragspunkte auszunehmen, die an den Czaren eine Art dominium indirectum über den türkischen Boden auslieferten, und in denen das berufene Protektoratsrecht sich bereits zu einer rein politischen oder materiellen Seite verkörpert hat. Protektorat ist für das Czarthum zur Zeit noch viel vortheilhafter und bequemer als Eroberung, wie Nesselrode im „Portfolio" selber sagte. Die Donauländer und Serbien waren durch den Adrianopler-Frieden faktisch unabhängig von der Pforte geworden, nur unter Vorbehalt des russischen Protektorats. Was ein solches in Rußlands Hand besagen will, hat die jüngste Zeit erwiesen. Die historische Treue fordert allerdings, daß man gewisse Actenstücke nicht leichthin für ächt annehme, die zur Charakteristik des russischen Regiments in der Moldau-Walachei bekannt gegeben sind, wie denn auch diese Blätter aus demselben Grunde niemals von dem berüchtigten „Testament Peters des Großen" Gebrauch gemacht. Aber wie das geschichtliche Gebahren Rußlands die Ideen dieses mehr als suspekten Dokuments nur allzu sehr reproducirt hat, so beweisen insbesondere die Thatsachen, daß der Usurpator des amtlichen Titels „Protektor der Donaufürstenthümer und Schirmherr aller Bekenner der griechisch-orthodoxen Kirche", wie dort seine Proclamationen anhoben, Land und Leute bereits völlig als ihm unterworfen, vielmehr leibeigen behandelte, und daß er nicht umsonst so sehr auf die Wegbringung der moldau-walachischen Archive mit ihren eigenthümlichen Belegen über die Natur des russischen Protektorats-Begriffs versessen gewesen seyn mag. Unter den Bulgaren der Dobrudscha hat er sich auch alsbald selber zum Protektor aufgeworfen, und nun ihrer Tausende unter Androhung der göttlichen Strafe und czarischen Ungnade bewogen, den russischen Rückzug nach Bessarabien mit ihren Familien mitzumachen. Daß die berüchtigte

Aufruhr-Proclamation von Montenegro in Petersburg verfaßt, gedruckt und dem halbverrückten Fürsten Danilo einfach zur Publikation zugesendet worden, ist bekannt; es war auch von Protektoratswegen. Zu den ärgsten eigentlich demagogischen Umtrieben aber wurde das „Protektorat“ über Serbien benützt, welches Land seit langen Jahren der Haupt-Schauplatz der russischen Betriebsamkeit ist, ohne daß jedoch die jämmerlichen Zustände im Innern um ein Haar besser geworden wären. Nie hat Oesterreich die Selbstständigkeit friedlicher Nachbarn bedroht und untergraben; als es aber jüngst rüstete, um dem revolutionären Schüren zum allgemeinen Brande Seitens der russischen Propaganda nöthigenfalls mit Gewalt Einhalt zu thun, spie diese ein „Serbisches Memorandum“ an die Pforte und ihre Alliirten aus: „die serbische Nation hege ein so ausgesprochenes Mißtrauen, wo nicht Haß gegen Oesterreich, daß Jedermann das Einrücken der Oesterreicher in Serbien augenblicklich als eine so drohende Gefahr, als ein so großes Unglück betrachtete, daß sich die ganze Thätigkeit der Serben sofort gegen die österreichischen Truppen kehren würde.“ So spricht eigentlich Rußland selber zum Großtürken, und so thun überhaupt diese Protektorate dieselben Dienste wie Rußland selber, und noch mehr, weil und solange die Beschützten noch nicht selbst russisch zu seyn das Glück haben. Von den über alle Begriffe schmachvollen Umtrieben in Griechenland insbesondere soll hier absichtlich keine Rede seyn.

Der Czar hat es demnach immerhin sehr leicht, feierlichst zu versichern: keine ehrgeizigen oder Eroberungszwecke bei seinen Invasionen im Auge zu haben, nach Erhaltung, nicht Zerstörung des türkischen Reiches zu trachten, weil so den Interessen Rußlands am besten gedient sei. Gerade so versicherte er im J. 1828. Und allerdings verlangte er im Adrianopler-Frieden keinen bedeutenden Gebietszuwachs der geographischen Ausdehnung nach. Aber selbst der englische

Premier Lord Aberdeen, Nikolaus' bester Freund in Westeuropa, bewies dem englischen Parlament vor Kurzem, wie er dem Czaren schon damals officiell erklärt: dem Charakter nach habe Rußland dominirende Positionen sich ausgewählt, welche die Unabhängigkeit der Türkei auf's gefährlichste bedrohten. Denn nicht nur schuf es sich jene Protektorate, und damit die volle Herrschaft über die Donau und an Oesterreichs Grenzen; es sicherte sich durch Besetzung der asiatischen Festungen die Ostküste des schwarzen Meeres, die Controle über ganz Kleinasien, die Schlüssel zu Persien und den türkisch-asiatischen Provinzen, die Linien gegen Osten, wie gegen Westen, gegen Teheran, wie gegen Constantinopel; es bemächtigte sich durch seine Navigations-Bestimmungen gegen den Sultan des ganzen schwarzen Meeres als seiner ausschließlichen Domaine; aber — dieß waren keine „ehrgeizigen oder Eroberungs-Zwecke"! Wenn wirklich nicht, desto besser; denn dann wird Rußland jetzt um so leichter der absoluten Nothwendigkeit weichen, und sie wieder — aufgeben; jetzt, wo der Feldzug von 1829 erst endlich nach 25jährigem Waffenstillstand geschlossen werden soll, durch einen europäischen Act, der damals leider, gegen den Willen Oesterreichs, aber auch Oesterreichs allein, unterblieb. Nesselrode erklärte schon damals als den „alten und unabänderlichen Grundsatz" der russischen Politik, zwischen dem Czar und den Türken eine Einmischung fremder Höfe, die zur Garantie der Türkei führen könnte, niemals zu dulden; Metternich sah die Aufgabe Oesterreichs schon damals in solcher Garantie der türkischen Integrität und Unabhängigkeit Seitens der fünf Mächte. In so weit hat Oesterreich moralisch bereits gesiegt, fast ganz Europa vertritt jetzt seine Politik!

Man muß von Rußland nur nicht zu viel verlangen! — sagen unsere freilich bereits sehr derangirten Russenfreunde. Gewiß! Aber ist es zu viel verlangt, daß der Czaren-Wille bloß innerhalb der russischen Grenzen unumschränkt sei,

außerhalb derselben aber auch für ihn das gemeine Völkerrecht gelte, und russische „Rechte“ und „Vorrechte“ nur in soweit, als sie mit den allgemein europäischen Interessen vereinbar sind? Daß dieß nicht der Fall ist mit seinen ausschließlichen Protektoraten über Länder und Meere, nicht mit seinem religiösen Protektorat und dessen Princip, dem russisch-byzantinischen Chalifat außer Lands — dafür liegt der faktische Beweis vor. Mit Einem Worte, Europa hat jetzt entschieden — und Europa weiß nur zu gut warum? — daß Rußland die Türkei nicht erlangen soll, weder ganz noch theilweise, weder auf schnellerm, noch auf langsamerm Wege, weder auf dem physischer, noch auf dem geistiger Eroberung, ebenso wenig als irgend eine andere Macht. Diese Entscheidung ist die conditio sine qua non zur rechten Lösung der Frage über das Schicksal der Christen in der Türkei, und was diese conditio an und für sich betrifft, so herrscht in Deutschland bereits ziemlich durchgehende Uebereinstimmung der Geister.

Aber auch keinen Schritt weiter. Es gibt sogar eine allenthalben zerstreute, und namentlich unter den protestantisch-pietistischen Richtungen repräsentirte Partei, welche noch hinter dieser Entscheidung zurückgeblieben ist, indem sie theils aus handgreiflich verwerflichen Motiven confessionell-politischer Tücke, theils aus wahrhaft unbegreiflicher Befangenheit die Frage sich noch immer also stellt: wer ist für die Christen und das Kreuz, wer für die Türken und den Halbmond? Darnach urtheilen sie: wer gegen Rußland ist, der steht für den Koran gegen die Befreiung der Christen im Orient! Wenn bei dem Hauptorgan dieser Richtung die specifisch politische Tendenz nicht allzu deutlich hervorblickte, müßte man wahrhaft lachen über den grandiosen Einfall des Pietismus, eine groß-politische Zeitung haben, und die Welthändel beeinflussen zu wollen, so verdreht und träumerisch, blind rechthaberisch und voll jüdischen Hochmuths, vermeintlich erhaben über die böse Welt, thatsächlich aber nur über die

reale Wirklichkeit ist ihre Weltanschauung. Sogar der englische Feuereifer im Missioniren, und Herr Marriott insbesondere, sind ihr im rechten Lichte erschienen, seitdem sich gezeigt, daß das Londoner Parlament nicht das türkische Wesen, und namentlich die Material-Zufuhr für die osmanischen Harems, mit Einem Hauche wegblasen will, als wenn das angebetete Rußland selbst dieß wollte, oder die Berliner Frommen auch nur in ihrer nächsten Nähe der grassirenden praktischen Polygamie vornehmer Kreise zu wehren vermöchten. Mit fast komischem Pathos rufen sie aus: „wir wollen mit dieser Humanität nichts zu thun haben, unbekümmert um das Geschrei des Haufens flüchten wir vor ihr in das Lager des Barbaren, wo das Kreuz Christi noch in Ehren steht, und christliches Gesetz noch gilt *);" habe ja auch einst das zerbröckelnde Rom die — Nazarener Barbaren genannt! So gründet man wahrhaft blasphemisch auf das „Kreuz Christi" seine auf das Verderben Deutschlands speculirende specifisch-preußische Politik. Möchte doch namentlich das so hochachtbare „Hallische Volksblatt" endlich die Frage und ihre Stellungen nehmen, wie sie realiter in Wirklichkeit sind, und, anstatt haarsträubende Commentare zu der „deutschen" Politik der Tonangeber in Berlin zu schreiben **), lieber des

*) namentlich, wie man weiß, gerade in geschlechtlicher Beziehung mehr als irgendwo auf dem — Papier!

**) Der Rarität willen möge ein Beispiel aus der Nummer vom 12. Juli d. J. hier stehen: „Gerade die Pflichten seiner Mission im Orient sehen wir Oesterreich, heute wie seit hundert Jahren, nur vernachlässigen; was wir an der österreichischen Politik beklagen, ist gerade dieß, daß sie sich ganz dazu anschickt, deutschen Einfluß im Oriente zu ruiniren, deutschen Beruf im Orient zu verscherzen, und ihn in die Hände Rußlands auszuliefern. Es gibt keine unglücklichere Politik, als sich mit einer Sache zu verbünden, die innerlich eine schlechte, äußerlich eine unrettbare ist: beides ist die Sache der Türkei. Was Oesterreich jetzt treibt, ist trotz des neuen Firnisses nichts weiter, als die alte Metternich'sche Politik, die Po-

faktischen Problems von der rechten und glücklichen fundamentalen Lösung der Türkenchristen-Frage sich bemächtigen, um zu dem Verständniß des Weges beizutragen, welcher fortan von dem ersten Schritte jener Entscheidung aus zum eigentlichen Endzwecke führen soll. Es ist, mindestens gesagt, ein überwundener Standpunkt, die rechte Lösung in einer einfachen Versetzung des czarischen Chalifats an die Stelle des sultanischen Chalifats zu sehen, oder in einer „Theilung", welche zu empfehlen nebst Rußland nur mehr die Berliner Pietisten-Politik sich nicht schämt.

Die im Wiener Conferenz-Protokoll vom 9. April eingetragene Entscheidung und die zu erwartende endgültige Lösung der Frage mag man füglich als negative Politik und als positive Politik der Mächte bezüglich der Türkei auseinanderhalten. Daß diese positive Seite noch sehr im Argen liegt, ist nicht zu läugnen; ist man ja doch sogar be-

---

litik des Vertrauens auf diplomatische Kunststücke und der Verkennung der treibenden Lebenskeime und wirklichen Mächte, der Pflege der materiellen Interessen und der Vernachlässigung der ewigen Grundsätze, die sich schon einmal im J. 1848 so glänzend bewährt hat — es ist mit einem Worte: die Carrikatur des Conservatismus." „Eine kühne und eben darum sichere Politik würde sich an die Spitze der Entwicklung stellen, würde sie bei Zeiten in die Hand nehmen; d. h. mit Rußland im Einverständniß konnte Oesterreich sein Ansehen im Orient stärken (!), seinen Fuß dort festsetzen" (laut des „Serbischen Memorandums"); „gegen Rußland und mit den Anglo-Turko-Franzosen muß es seine Kräfte nutzlos verschwenden. Wer an die Phrase: die Integrität der Türkei ist garantirt, glaubt, dem ist nicht zu rathen, noch zu helfen; das einfache Geheimniß aber ist, daß Oesterreich eben das Wachsthum, die Rührigkeit und Bildungsfähigkeit, mit Einem Worte: die Zukunft der christlichen Völker in der Türkei fürchtet, das faule türkische Regiment hingegen seinem Interesse zuträglich findet." Rußlands bureaukratischste Bureaukratie und Kirche dagegen ist die — Regeneration selbst!

züglich der **negativen** Seite nicht im Klaren und Sichern, ob nicht die zweite deutsche Großmacht ihrem eigenen Bekenntniß vom 9. April selber wieder abtrünnig werde, und auf den armselig knechtischen Standpunkt der Pietisten-Politik officiell herabsinke! Dennoch ist es jedenfalls die Aufgabe Deutschlands, im Namen des Christenthums und der europäischen Civilisation, die negative Seite der Frage im Einklange mit den Westmächten gegen Rußland durchzuführen, und sofort die positive selber zur Hand zu nehmen; kommt das übrige Deutschland, wie es den Anschein hat, in czarischer Obedienz dieser Aufgabe nicht nach, nun so ist eben Oesterreich — Deutschland. Es hat im ersten Stadium des Processes zu sorgen, daß die Türkenfrage Türkenfrage bleibe, und nicht in einen Vernichtungskampf gegen Rußland umschlage; im zweiten Stadium hat wieder **es** zu sorgen, daß der europäische Schutz der Rajah zum wahrhaft christlich-nationalen Ziele führe, und nicht ein Danaergeschenk westmächtlicher Selbstsucht und **materialistischer** Entchristlichung werde. **Dazu** hat Oesterreich seine zwei großen Verträge abgeschlossen: die Convention mit Preußen und respektive Deutschland vom 20. April, und den Traktat mit der Pforte wegen Besetzung der Donauländer vom 14. Juni. Ist letzterer nur eine einfache Consequenz jener Convention, so ist diese hinwiederum wesentlich ein **zweischneidiges** Schwert. Bestimmt, die excessiven Forderungen auf beiden Seiten zu mäßigen, negirt sie jede dominirende Stellung hüben wie drüben, wird sie Rußland zwar nicht Tscherkessien garantiren, aber ebenso wenig den Umsturz der „Grundpfeiler russischer Uebermacht" in Kronstadt, Sebastopol und **Warschau**, hat sie grundsätzlich die Integrität wie des türkischen, so des russischen Territorialbesitzes stipulirt, aber nicht, daß zu **letzterem** Besitz ein vom Czar versiegelter Orient, eine unfahrbare Donau, ein verschlossenes schwarzes Meer, ein durch Armenien bis Persien russisch verbarrikadirter Levante-Handel gehöre. Das Gewicht dieses zweischneidi-

gen Schwertes hätte auch sicher schon die glücklichsten Wirkungen hervorgebracht, wenn nicht der preußische Anhang von Berlin aus rastlos bestrebt wäre, ihm die Eine Schneide zu nehmen, und es bloß dann anwenden zu wollen, wenn Napoleon III. etwa schließlich den kürzesten Weg an die Newa über Deutsch-Carthago sich vorzunehmen gedenken sollte. Oesterreich aber hält treu und ehrlich beide Schneiden bereit, und man darf hoffen, daß es auch in der Isolirung Deutschlands Ehre, Interesse und Weltmission rette, gegen alle menschliche Berechnung!

Man hat eben allerseits auf Oesterreich gesündigt, auf seine Schwäche, und auf den „Rothen", wie der russische Staatsrath sagte; dadurch allein erklärt sich der bisherige Gang, oder vielmehr Stillstand der Krisis. Auf Oesterreichs vermeintliche absolute Unfähigkeit, eine selbstständige Stellung einzunehmen und fremder Hülfe zu entbehren, sündigten England und Frankreich so gut, wie Rußland am allermeisten, und Preußen nicht weniger, und möchte der Czar offenbar durch seine Berliner Werkzeuge noch fortan sündigen. Man hat sich aber in unerhörtem Grade getäuscht. Oesterreichs Kraft entwickelte sich neu und allseitig in unberechenbarem Maße gerade mitten in der beispiellos kritischen Lage, sogar und zwar auf das gründlichste in dem eben noch so bedrohlichen und nahezu rathlosen Punkte der Finanzen. Wo ist die freudige Hoffnung von 1848 und 49 hingekommen, Oesterreich müsse nun aus der Reihe der tonangebenden Großmächte verschwinden, und aus der Region freithätiger Politik zu einer secundären Lage herabsinken? Freilich erschienen die Weißröcke an der Eider, als die Russen kaum aus Ungarn heimgekehrt waren. Aber was man damals vom Kossuth-Mazzinismus erwartet, dasselbe traute man nun dem orthodoxen Chalifate zu *). In Wahrheit dagegen konnte für

*) Sogar das Halle'sche „Volksblatt" (a. a. O.) vermißt sich — solcher

Oesterreich nichts Glücklicheres sich ereignen, als der von Rußland heraufbeschworene Conflikt; die Rückwirkung des hohen Selbstgefühls der äußern Politik nach Innen ist unberechenbar, dem Czarthum gegenüber doppelt; der gegenwärtige Erfolg des Riesen-Anlehens im ganzen Lande ist nur Ein Beweis davon. Vergebens hat die Berliner Pietisten-Politik auch das Mittel der Pamphlete nicht verschmäht, um Oesterreichs Credit zu ruiniren; die Kreuzzeitung (26. Juli) legt ja sogar über die Berliner Börse selbst das merkwürdige Geständniß ab: die Börse habe sich eingeredet, daß eine Verständigung zwischen Rußland und Deutschland ein Unglück sei, daß ein Krieg zwischen Rußland und Deutschland aber hohe Course bringen könne, sobald sich daher in der großen Frage ein friedliches Gesicht zeige, speculire Alles à la baisse. Das ist — im dunklen, aber untrüglichen Instinkte der Völker gegen die nimmersatte Boa an der Grenze Europa's und

---

Gedanken: „Rußland verfolgt eine positive Politik im Oriente, Oesterreich eine bloß negative, und es ist nicht zweifelhaft, welche von beiden Arten die stärkere ist; so viel wir sehen, ist Oesterreich eben in aller Weisheit im Begriffe, sich zwischen zwei Stühlen niederzulassen; es will seinen Einfluß in die Nachbarprovinzen erstrecken, und gefährdet durch seine schlechte Politik seinen Einfluß in seinen eigenen. Die Zeitungsnachrichten aus den österreichischen Donauländern über die wachsenden russischen Sympathien haben unsere Ahnung nur bestätigt; was man am sorgsamsten zu vermeiden denkt, eben damit wird man nicht selten gestraft (Panslavismus); wenn Oesterreich keine bessere Politik im Oriente einschlägt, so sehen wir auf einer Karte des 20sten Jahrhunderts im Geiste selbst seine gegenwärtigen Grenzen als nicht mehr seine Grenzen vor Augen; dieses Einrücken in die Walachei ist ein Krebsgang. Preußen hat sich als Bundesnachbar redlich bewährt, es hat gehalten, so lange etwas zu halten war; es hat ein Recht, endlich auch an sich selbst zu denken; einen Kahn, der das Unrecht und den Unsinn trägt, soll man bei Zeiten verlassen" — d. i. die Convention vom 20. April?

Asiens — der lautere Eindruck der faulen Friedmacherei einer-, und andererseits des moralischen Ernsts freier und selbstständiger Action im guten Gewissen. Dieser hohe Ernst ist auf Oesterreichs Seite, und es ist wohl zu glauben, daß auch Lord Redcliffe am Bosporus Berliner Qualen leide über die Chancen des Kaiserstaats, in jenen Ostländern befriedigende Ordnung herzustellen, und so auch gegen die östliche Revolutions-Pest einen unfehlbaren Grenzcordon zu ziehen. Denn daß Oesterreich an den Russen in den Donauländern wieder dieselbe Geißel hätte, wie einst an den alten Osmanen, verkennt kaum mehr ein Unbefangener; die permanente Plage des deutschen Namens wäre in jenen vollständig ersetzt; nur die Personen hätten sich geändert, nicht die Verhältnisse. Auch gegen den neuen byzantinischen Chalifen wird aber Oesterreich das deutsche Land vertheidigen, wie es einst Jahrhunderte lang das heilige römische Reich gegen die alten osmanischen Chalifen schützte. Es streitet heute, wie damals, gegen den Erbfeind deutscher Nation. Nicht Slaven als solche sind dieser Erbfeind; zu ihnen steht Oesterreich vielmehr in einer ganz andern Beziehung der Weltmission, als in feindlichem Kampfe. Seine eigene Population ist bei weitem überwiegend slavisch, im engsten Verbande mit den Germanen die christlichen Civilisationszwecke zu fördern bestimmt, und die erste und nächste specifische Pflicht seiner Mission nach Außen betrifft, für die Slaven in der Türkei, die rechte christlich-nationale Lösung der Frage über ihre Zukunft.

Eine bis zur Isolirtheit selbstständige Haltung liegt sohin schon in der Natur der österreichischen Großmacht als des welthistorischen Bandes zwischen Germanen und Slaven. Was immer sie aber als solche im Osten thut, thut sie für Deutschland; der deutschen Gesammtheit schafft sie dort das unentbehrliche Licht und Luft, wenn sie dem dolosen Russen-Protektorat in den Donauländern ein Ende macht, und der

frevelhaften Verstopfung der Sulina, womit die Pulsader unseres Festlands tückisch unterbunden ward, in einem Moment, wo die Völker um künstlicher Straßen willen ganze Bergketten durchbrechen. Noch ganz anders, weil der natürlichen und nicht nur der politischen Weltlage halber, ist Deutschland in seiner Ostmacht an dem Geschick der türkisch-christlichen Slaven betheiligt, als Frankreich und England. Selbst im englischen Parlament war am 25. Juli von den Sonderinteressen Oesterreichs in der orientalischen Frage die Rede, und wie es lediglich und ausschließlich sie im Auge behalten werde; dennoch rühmte Lord Russel seine zwar bedächtige, aber getreue und ehrenhafte Pflichterfüllung. Von ganz Deutschland, nicht bloß von seiner Ostmacht, hätte die Welt solche Einsicht gewinnen sollen, das war es, was Oesterreich mit der Convention vom 20. April erzwecken wollte. Aber des Vaterlands vergessender Neid und rivalisirende Scheelsucht haben solches nicht zugelassen. Man muß im Schooße der preußisch-mitteldeutschen Coalition vielmehr alle Energie dafür aufwenden, um dort im Osten ja recht genau die deutschen Interessen von den österreichischen zu unterscheiden und separirt zu halten, und da von den deutschen dabei wenig oder gar nichts übrig bleiben dürfte, ist der Bruch mit Oesterreich in stets marschfertiger Reserve aufgestellt. Aus Haß gegen den Kaiserstaat hat die Demokratie im J. 1848, den officiellen statistischen Tabellen zum Trotz, behauptet, der Donauhandel habe für Deutschland verhältnißmäßig geringe Wichtigkeit, und ebenso hat jetzt wieder die Berliner Pietisten-Politik gethan. Für sie gibt es in der orientalischen Frage eigentlich nur Ein „reindeutsches" Interesse: daß nämlich zum Lohn der Deferenz gegen Rußland dessen Stimmung einer etwaigen neuen Unions-Gebahrung gegenüber, derenhalben es Preußen im J. 1850 mit Krieg bedrohte, jetzt freundlicher werde. Daß nur die „Union" darüber nicht allzu gründlich und allzu weit werde für solche Deutschheit; die Gei-

ster werden ja mit aller Gewalt täglich reifer gemacht für ein „Uniren“ — wörtlicher nach gewissen Proclamationen von 1848.

Der Großtürke mit seinen Alliirten hat sich loyaler gegen die kaiserlich-deutsche Politik benommen, als diese deutschen Brüder. Er hat die Donauländer unter Oesterreichs treue Obhut gestellt, und die neue Ordnung der Dinge daselbst ganz seinem Willen hingegeben; sie dagegen haben sich als Bleigewicht an seine Füße gehängt, um es nach Rußlands Wünschen abzuhalten. Er hat die in Verfolgung der abziehenden Russen vorgedrungenen Türken in der kleinen Walachei über die Donau zurückbeordert; sie dagegen suchten den Russen die Räumung ganz, oder wenigstens die über den Sereth hinaus, zu ersparen, die 300,000 österreichischen Bajonette daher zur bloßen Zuschauer-Rolle zu zwingen, oder sie lieber gleich wieder heimzuschicken, und die ganze Donaufrage der Willkür der Engländer, Franzosen, Türken und Russen zu überlassen. Diese Deutschheit freute sich sogar der Gefahr Oesterreichs, durch den Aufschub des Einmarsches um dessen ganze militärische Bedeutung zu kommen, und entweder von den im Rücken der Türken in's Donauthal gezogenen Alliirten das den Russen entrissene Land aus Gunst und Gnade übernehmen, oder seine Aufgabe an der Donau fallen lassen zu müssen. Schließlich scheint man in Berlin gar noch damit umgegangen zu seyn, die Absichten Oesterreichs erst der Beurtheilung des — Bundes zu unterstellen, und davon abhängig zu machen, ob die Mittelstaaten mit Preußen die russischen „Friedensanerbietungen“ nicht etwa als genügend betrachteten. Es ist, jubelten die „reindeutschen“ Politiker, ein ausgezeichnetes Verdienst Preußens, Oesterreich von „zu raschem Vorgehen“ abgehalten zu haben! — bis endlich Rußland selber den Gescheidtern machte, und erachtete: die Deutschheit habe ihm Dessen, was es vor Allem

nöthig hat — Zeitgewinn nämlich, das möglichste Maß verschafft, und „freiwillig“ räumte. „Freiwillig“, d. h. wie die Gortschakoffs sich ausdrückten, aus „strategischen Rücksichten“, weil Rußland wußte, daß es gegen den auf die Länge doch nicht abzuwendenden ernsten Willen Oesterreichs in den Donauländern keinen Widerstand gebe, und einige leichten Bewegungen der Kaiserlichen die Donaulinie gründlich säubern müßten. Freilich hätten sich die Verhandlungen eigentlich bis zum Herbst hinziehen sollen, aber bei Oesterreichs Störrigkeit war, trotz aller Mühe Preußens, nicht mehr zu erreichen; dennoch schreibt man nun hier sich und seiner Mittelei das Verdienst der schleunigen und vollständigen Räumung zu.

Inzwischen legten sich aber die gewaltigsten russischen Heere an die Grenzen Galiziens und Siebenbürgens, während nicht ein einziger Transport auch nur auf dem Papier an die preußische Grenze ging, und Rußland im Westen, von Krakau bis Thorn, vollkommen offen blieb, wie auch umgekehrt Preußen keinen Mann aufbot, während 300,000 Oesterreicher schlagfertig an die türkische Grenze eilten. Am 1. Aug. endlich schrieben die tendenziösen Börsenberichte der Berliner Pietisten-Politik: „die Besetzung der Donaufürstenthümer durch Oesterreich hat durch die vorangegangenen Ereignisse einen großen Theil ihres Werthes verloren.“ Als aber wenige Tage darauf die „freiwillige“ Räumung überhaupt, und namentlich die der Moldau über die Serethlinie hinaus, wieder zweifelhaft wurde, als Oesterreich auf einen kriegerischen Conflikt behufs des Einrückens, ja auf einen Angriff der furchtbaren russischen Heeresmassen gegen Galizien sich gefaßt machen mußte, und daher die Aufstellung der Hälfte der Bundescontingente beantragte: da berichteten die Blätter von „Staunen, Aerger und damit verwandten Gefühlen“ bei Preußen und der Coalition. Die speciellen Ein-

ladungen an diese interpretirte man in Berlin, als wolle Oesterreich hinter dem Rücken Preußens handeln, und schrieb den Mittelstaaten: sie möchten sich wohl besinnen; die speciellen Sendungen des Czaren an die Bamberger-Coalirten und die gesonderte Mittheilung seiner Antwort an die Großmächte vom 29. Juni auch an sie — hatte keinen Anstoß geben dürfen. Zugleich tauchte die Rede auf von der Absicht, die kaum am Bunde angenommene Convention vom 20. April schon wieder zu verläugnen, durch die Interpretation, sie reiche nicht über den rein defensiven Charakter des Bundes, und also nicht über das strikte Bundesgebiet hinaus. So kann und darf die Presse stündlich von neuem Verrathe und Vertragsbruch reden!

Konnte dergestalt das Gefühl Oesterreichs anders, als ein tiefes der Isolirtheit seyn? Dennoch hat es nicht geglaubt, nun zwischen Preußen — d. i. der in unglaublicher Minorität jetzt dort herrschenden Partei, die zum wenigsten von neun Zehnteln des eigenen Volkes selber am liebsten in Sibirien colonisirend gesehen würde*) — und den Westmächten wählen zu müssen. Dennoch ist aber auch jener „Werth" der Besetzung nicht verloren; vielmehr hat Oesterreich allein aus eigener Macht die Ehre und Mission Deutschlands gerettet. Von ihm erzwungen und abgedrungen, nicht eine Concession ist Rußlands Rückzug. Mit dem ersten Fuß, den seine Tapfern auf moldau-walachisches Gebiet setzen, hat sich die ganze Lage verändert. Es war eine nothwendige, wenn

*) Damit soll nicht gesagt seyn, daß eine andere große, unter diesen neun Zehnteln existirende und auch von königlichem Geblüt repräsentirte Partei nicht ebenfalls erquisit „reindeutsch" sei; aber blindlings russisch ist sie nicht, sondern aus denselben Motiven blindlings englisch. Es ist nur ein Streit über die Mittel zur — Hegemonie!

auch nicht direkt veranlaßte Folge, daß die Alliirten, deren Heere bislang im Rücken Omer Pascha's an der Donau die Stelle der mangelnden Reserve vertreten mußten, jetzt zu anderweitigen Operationen verfügbar sind, und daß man bereits von ihrer Richtung gegen die Krim und Sebastopol oder den Kaukasus vernimmt. Bald vielleicht wird die Spannung von Europa sich ganz hinweg-, und nach Asien hinwenden. Die Westmächte nämlich verfolgen ihre Zwecke gegen Rußland; Oesterreich hat nur Pfand und Stellung genommen für die deutschen Sonderinteressen im Osten, freilich indem es bereits das vertragsmäßige Protektorat des Czaren an der Donau als nicht mehr vorhanden, als an die Türkei zurückgefallen, faktisch erachtete. Was von ihm weiter Rußland gegenüber geschehen wird, hängt ganz von diesem selber ab; voraussagen läßt sich kaum ein Schritt von einem Tage zum andern. Jedenfalls aber ist die Czaren-Politik mit ihrer Gewaltthätigkeit von dem europäischen Theile des Türkenreiches nun bald und förmlich abgeschnitten; diejenige Beruhigung zwischen Christen und Türken kann hier wiederkehren, welche absolut nöthig ist zur Betreibung des Hauptzweckes der Krisis: der Fundamentirung einer rechten Lösung der Türken-Christen-Frage in den Ländern der griechischen und südslavischen Stämme. Rußlands heillos störende Hand ist abgewendet; Deutschland hat die überragende Position gewonnen, welche seine Mission im Osten fordert.

Es heißt: Rußland erwarte von der „einstweiligen Occupation“ durch Oesterreich dessen Rückkehr zur „inoffensiven Neutralität.“ Was das „Einstweilen“ betrifft, so hat weder Rußland darüber zu bestimmen, noch die Pforte; letztere hat auf das Recht des selbstständigen Friedensschlusses verzichtet; die künftigen Verträge zwischen beiden werden also europäische seyn, und Europa wird über den fernern Schutz der Donauländer entscheiden. Von einer „Neutralität“ Oesterreichs kann schon

deßhalb unter keinerlei Umständen die Rede seyn. Die „Inoffensive" aber braucht Rußland nicht zu „wünschen", es kann sie machen. Oesterreich vertritt nur die eigentlich orientalische Frage als solche und nur ihre rechte Lösung; der Krieg aber ist zur Zeit nicht mehr ein Krieg zwischen Rußland und der Türkei, sondern zwischen Rußland und den Westmächten. Sie haben es, wie sie versichern, übernommen, nichts anderes, als die dem europäischen Interesse entsprechenden Friedensbedingungen zu erzwingen; Oesterreichs Sorge dabei ist nicht weniger, daß diese mit den deutschen Interessen, die hinwiederum identisch sind mit denen der türkischen Christen, übereinstimmen, als daß sie nicht über die europäischen hinaus, zu selbstischen Zwecken der Westmächte, gefordert werden. Oesterreich wird sich also entscheiden, sobald es der czarischen Sinnesänderung versichert seyn wird; die conditio sine qua non heißt „Revision der Verträge"; beharrlich mit Waffengewalt verfolgte excessiven Forderungen der Selbstsucht müssen Oesterreichs Schwert gegen sich haben, von welcher Seite sie kommen mögen.

Bekanntlich erfolgte auf die österreichische Sommation eine russische Antwort, welche von Berlin aus bereits als „Friedensbasis" eifrig ausposaunt wurde. In der That läßt dieselbe sich aber zu gar nichts herbei. Denn daß sie die Räumung der Donauländer zugesteht, ohne strenge auf gleichzeitigen Rückzug der Westmächte zu dringen, dieß schlägt sie zwar um so höher an, als Preußens Sommation wirklich selber darauf anspielt, oder eigentlich damit vertröstet, und St. Petersburg zudem in der glücklichen Lage ist, zu wissen, daß die zu Bamberg versammelten deutschen Staaten eine solche Forderung als gerecht und billig erkannt! Allein Oesterreich hatte sich von vorneherein gegen jede von „seinem Willen unabhängige" Bedingung verwahrt, und nun erklärt ja Rußland selbst die Räumung nur aus „strategischen Rück-

sichten". Die ganze „Friedensbasis" hatte überhaupt nur den Zweck, die deutschen Mächte zu isoliren und an sich zu ziehen, oder sie wenigstens unter sich zu trennen. Wie leicht man sich mindestens die letztere Aufgabe dachte, beweist der Umstand, daß man in jener Antwort sogar gewagt hat, einerseits das gemeinschaftliche Protektorat in der Türkei zu genehmigen, andererseits aber die exclusiven Chalifats-Protektorats-Vorrechte gleich wieder in geschickter Wendung auszunehmen. Darauf hin — war der naive Plan — sollten die deutschen Mächte von der Wiener-Conferenz zurücktreten und einen Congreß mit Rußland, der Türkei und einem — Bevollmächtigten des deutschen Bundes, der demnächst auch einen wichtigen Faktor in der Frage zu bilden habe, constituiren. D. i. sie hätten die Westmächte ungehörter Dinge desavouiren, und zum wenigsten an Rußlands Belieben, durch Scheinverhandlungen mit ihnen sein Spiel zu treiben, auf Discretion sich ergeben sollen, wenn auch nicht gleich direkt an die russische Allianz. Man könnte in der That über solchen Plumpheiten an der gerühmten Schlauheit der russischen Diplomatie irre werden. Preußen aber ging begierigst auf den Plan ein: es wollte daher anfänglich durchaus erwirken, daß die Beurtheilung der „Friedensbasis" nur innerhalb der deutschen Cabinette stattfinde, d. h. die Wiener-Conferenz der vier Mächte faktisch gesprengt werde. Als Oesterreich nicht einsah, daß eine europäische Frage bloß der Abstimmung einer preußisch-mittelstaatlich-russischen Majorität zu unterstellen sei, und auf Mittheilung der „Friedensbasis" an die Westmächte bestand, drang Preußen hinwiederum darauf, daß diese Mittheilung wenigstens, gleich seiner eigenen, bevorwortend sei. Für den Fall des Eingehens auf einen russisch-deutsch-türkischen Congreß, d. i. auf die nachträgliche „strikte Neutralität", hatte man Oesterreich sogar schon durch die Presse verheißen, daß es aufrichtig und unbeschränkt auf den Beistand Preußens und ganz Deutschlands rechnen könne,

gegen den Westen nämlich. Implicite ist damit gesagt, daß dieß nicht der Fall sei, wenn Oesterreich am europäischen Rathe, also an der Wiener-Conferenz, und an seiner freien Selbstständigkeit festhalte, anstatt auf Separat-Verhandlungen und auf russische Parteiung einzugehen. Der Kaiserstaat hat sich aber auch darüber nicht entsetzt!

Die Wiener-Conferenz tritt unter diesen Umständen schwerlich wieder zusammen. Man glaubte schon, es werde geschehen ohne Preußen, das seine Betheiligung an derselben, wie man sagte, längst bereut, und jedenfalls auf ein Separat-Votum sinne. Am einfachsten aber verwandelt sich die Conferenz der Viere in eine Conferenz der Drei, und sieht zu, ob der Vierte in seiner Isolirung beharre. Die Grundlage der Convention vom 20. April wäre alsdann auch formell verläugnet. Aber doch wohl nur, bis etwa Napoleon III. erfährt: wie man russischerseits Preußen räuchert, daß in ihm der Cardinal- und Schwerpunkt liege, und von Berlin aus einer feindlichen Armee von nur einiger Bedeutung der Weg bis St. Petersburg offenläge, und Napoleon III. dann selber von diesem Weg zu profitiren trachten sollte, unter der Schlachtmusik der englischen Kanonen in der Ostsee! Dann wohl, dann würde Oesterreichs großartige Anschauung von der Convention als einem zweischneidigen Schwerte wenigstens soweit Anerkennung finden, als sie ihm selbst Pflichten gegen Westen auferlegte? Vielleicht um so mehr, als die andere Anschauung immerhin neun Zehntel der Zurechnungsfähigen des eigenen Volkes gegen sich hat? Leider dürfen wir soviel als gewiß annehmen, brächte man nicht solche sehr nahe liegenden Eventualitäten, Thatsachen und unberechenbaren Folgen in Anschlag, man wäre längst förmlich mit Rußland alliirt; in der Gestalt absoluten Nichtanderskönnens vegetirt die deutsche Treue vielleicht noch länger fort.

An der Newa aber wird man nie einen ernsten Schritt zum Frieden thun, man wird dort sein orthodoxes Chalifat sammt Princip und unermeßlichen Ansprüchen stets für geborgen halten, und mit Friedens-Mienen in der Diplomatie und in der bezahlten Presse nur eitel Spiegelfechterei treiben — so lange die Verhältnisse in Deutschland nicht gründlich in's Klare gesetzt sind. Muß Oesterreich jetzt nicht in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ z. B. täglich die Zwillings-Ansicht eingetragen lesen: Rußland will dir entgegenkommen, und siehe, was du von Preußen zu befahren hast! Daß man zwischen den beiden deutschen Mächten stets von Neuem Zwiespalt und Trennung zu stiften, Preußen und die Mittel-Staaten förmlich als czarische Colporteure brauchen zu können hoffen darf, schlägt man dort höher an, als zwei große Armeen; aber der Vortheil hört auf mit der Demaskirung der Colportage. Sie kann nicht direkt hindern, sondern nur indirekt verzögern. Es ist daher nur zu wünschen, daß die gegenwärtigen Verhandlungen über die „Friedensbasis“ rasch zur Entscheidung drängen. Hat Preußen einmal die im Wiener Conferenz-Protokoll vom 9. April niedergelegte europäische Entscheidung seines Theils widerrufen, und in Consequenz dieser Verläugnung von der Räumung der Donau-Länder Anlaß genommen, die Convention vom 20. April für erledigt zu erklären; ist es einmal durch irgend eine Separation von der Wiener-Conferenz zurückgetreten, und mit den Bambergern allein auf jene „Neutralität“ eingegangen, zu welcher es Oesterreichs Weltstellung umsonst zu erniedrigen gestrebt — dann sind auch die künstlichen Termine von Berlin, Frankfurt, Bamberg am Ende. Oesterreich bedarf nirgends der Antichambre. Seine Forderungen sind klar vorgezeichnet, und ob der Kaiserstaat oder Preußen in isolirter Stellung sich wohler befindet, wird sich bald zeigen.

Oesterreichs nächste Schritte werden der Gewinnung einer wirklichen „Friedensbasis“ gelten. Aber die Reihe der

Chancen ist lang, von denen man an der Newa eine gründliche Aenderung der Stellungen hofft. Man rechnet auf den „Rothen“ in Spanien, Italien und überall; auf einen Bruch der französisch-englischen Allianz; auf die, sogar in Oesterreich zum großen Theile russisch-gesinnte, hohe Noblesse, welche von Anfang an in einer Weise im russischen Interesse bearbeitet worden, die dem Hort der ritterlichen Legitimität sehr schlecht ansteht*); auf den nahenden Winter; kurz, wie es scheint, auf Alles mehr, als auf seine bisher so über alles Erwarten schlecht bestandenen ehrlichen Waffen. Haben die Alliirten in der Ostsee, in der Türkei und im Euxinus bisher an Erfolgen und Waffenthaten auch wenig oder nichts aufzuweisen, so ist die Belästigung des ungeheuern Reiches durch sie doch drückender, als sich schildern läßt, und nach sichern Nachrichten die Stimmung dort die trübste. Mag immerhin

*) Wie jene hochgestellte kleine „Welt für sich“ stets alles Russische auf den Händen trug, so umgab sie sogar noch die verhängnißvolle Mission des Grafen Orloff mit Huldigungen, die nach der andern Seite nur verletzen konnten. Damit war es noch nicht genug; der Czar hatte sich sogar beikommen lassen, direkt an diese Cirkel sich zu wenden: Graf Orloff brachte an den Fürsten W., General von Grünwald an Graf Cl. bedeutsame eigenhändigen Schreiben von ihm. Man kann gewiß, ohne die geringste Benachtheiligung der höchsten Achtung vor diesen beiden Männern, doch bemerklich machen, daß die Annahme solcher Schreiben, unter solchen Umständen, in Rußland selbst unfehlbar in die sibirischen Bergwerke geführt hätte, und jedenfalls äußert der Autor dieser ernsten Notizen (Allg. Ztg. vom 8. Juli) mit Recht: „jene Männer in einer europäischen Frage dieser Art, in welcher der Kaiser fortwährend im vollsten Einklang mit seinen Ministern war, gleichsam zu vertraulichen Vermittlern machen wollen, hieß den Weg, statt ihn zu ebnen, erschweren, das Vertrauen, statt es zu erhöhen, vermindern.“ Noch mehr wurden, wie es mit gewissen Wiener-Kreisen der Fall war, in Berlin „Petersburger Briefe an solche Adressen abgegeben.“

der Kern russischer Macht noch gar nicht verwendet und ein Winterfeldzug denkbar seyn, so ist man doch jetzt und stets, wenn nicht die See gefroren ist, an zwei Meeren hülflos belagert und hat nur die Eine Hoffnung auf Entsatz von Außen. Die „reine Deutschheit" hat sich bisher in solchem Dienste Rußlands ausgezeichnet, die andern Eventualitäten stehen dahin. Immer aber ist unsere Zeit nicht darnach angethan, einen so unschätzbaren Aufwand an Milliarden und Menschen, Verkehrs-Stockung und Material, Reputation und Credit zwecklos in's Wasser zu werfen. Und abgesehen von den Intentionen der Diplomatie — was geistig zu so hoher Reife gediehen, wie die Türken-Christen-Frage, drängt unwiderstehlich zur realen Lösung. Daß diese Lösung die rechte und glückliche sei, ist das eigentliche Interesse Deutschlands an der ganzen Krisis. Oesterreich wird es unter allen Umständen vertreten.

An die ursprüngliche und Cardinalfrage haben sich andere Fragen in langer Reihe angeschlossen, in Europa und in Asien; man hat am alten Hause einen Eckpfeiler ausgezogen, und Massen von Schutt und Steinen sind nachgefallen. Aber keine dieser Fragen ist ihrer Lösung so sicher, wie die über das Schicksal der türkischen Christen; denn bei allen sonst handelt es sich um politischen Einfluß und Stellungen, nirgends so, wie dort, um eine christlich-nationale Schöpfung. In der Ostsee, bei Erzerum und am persischen Meerbusen kehrt der Kampf die Seite mehr und mehr hervor, nach welcher er rein ein Rivalitäts-Krieg zwischen England und Rußland ist um das Uebergewicht in Asien und das Principat auf den nördlichen Meeren, und in sofern allerdings eine Existenzfrage für das stolze Albion. Nicht, als wenn nicht zugleich auch die gewichtigsten deutschen Interessen in der Ostsee im Spiele wären. Diese ist durch Rußlands unnahbare und ausschließliche Präponderanz zur See ein geschlos-

fenes Meer, und dadurch Preußen von ihm strategisch beherrscht, Dänemark und Schweden des Winkes von der Newa gewärtig. Dasselbe maritime Uebergewicht erhält die fast tödtliche Wunde des Wohlstands der preußischen Ostseeprovinzen fortwährend offen, weil Rußland es ist, welches das kleine Dänemark stets noch bei seinen Sundzoll-Prätensionen handhabte gegen die schüchternen Emancipations-Bestrebungen in Berlin. Nordamerika's Opposition gegen den Sundzoll dürfte sich billigerer Behandlung in St. Petersburg erfreuen, als die des freundnachbarlichen Preußens; es hat sich unter dessen Handelsstand eine Agitation erhoben, die Regierung zu bewegen, dem zur Zeit isolirten Dänemark die unerträglichen Sundzoll-Verträge zu kündigen, aber man scheint die Befreiung vom Joch lieber vom geneigten Czaren-Willen in Demuth zu erwarten. Schweden ist in derselben Lage und Stimmung gegenüber dem Sundzoll. Die Seemacht Rußlands aber ist größer, als die der baltischen Mächte zusammengenommen; vergebens, nach aller vernünftigen Berechnung, bietet man daher für eine westliche Allianz den Schweden die Rückeroberung Finnlands, den Dänen Norwegen an; vergebens stellt man ihnen vor, daß mittelst der Schraube, des maritimen Universalmittels gegen widrige Winde und Strömungen, und durch die jetzige Entwicklung der Dampf-Schifffahrt im Allgemeinen, Rußland in der Ostsee endlich seine Rivalen gefunden. Die Frage liegt eben allzu nahe: wenn aber England und Frankreich einmal nicht mehr einig wären, wie dann? Ueberhaupt gibt es für die Ostsee-Mächte nur Einen Weg zur Abschüttelung des russischen Joches: ein natürlicheres Verhältniß Skandinaviens und seiner Inseln zu — Deutschland. Deutschlands Kraft und gottgegebene Politik wächst aber vom Südosten gen Nordwesten, nicht umgekehrt; darauf werden jene deutschen Interessen im Norden harren müssen.

Drängender liegen die Dinge in Asien. Es ist nicht

zu läugnen, wenn es England jetzt nicht gelingt, die czarische Marine nicht nur bis auf den Keim zu zerstören, sondern Rußlands Macht bis zu einem Grade niederzudrücken, der ihm auch die Möglichkeit benimmt, je wieder eine solche Flotte zu bauen: so droht immer wenigstens die Eine Eventualität einer russisch-französischen Allianz, deren Schiffe eines schönen Morgens an der Mündung der Themse erscheinen könnten. Eine zweite Themse-Mündung aber hat England an den Westküsten und Vorländern Asiens durch das Perser-Land bis in die Schluchten Afghanistans. Daher ist Englands zweites Auge immer dahin gerichtet. Dort, am schwarzen Meere und am Kaukasus, steht Rußland jetzt in großer Gefahr von der See aus, seine Vorwerke im Steppenland der Krim mit Sebastopol zu verlieren, ja, nachdem seine kaukasischen Küsten bereits desarmirt sind, und es hier jedenfalls Jahrzehnte lang zu repariren haben wird, zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere zurückgedrängt zu werden bis über die Ebene von Manytsch, womit mehr als hundertjährige Czaren-Arbeit verloren, und dem Vordringen nach Vorderasien ein Ziel gesteckt wäre. Die Tscherkessen scheinen endlich einen großen Schlag vorzubereiten. Persien hat verschiedene Forderungen an die Türkei; gelänge es England, den Schah dafür mit russischem Besitz am Kaukasus abzufinden, sich selber und die Türken in den Besitz und Schutz der Festungs-Kette von Anapa bis Batum zu setzen, so wäre Rußlands asiatische Machtstellung dahin. Anstatt sich aber zum vorhinein mit aller Kraft auf diese Stellung zu werfen, wie er jetzt freilich thut, hat der Czar seine Haupt-Macht an der Donau entwickelt, Oesterreich gegen sich aufgebracht, und doch nichts als moralische Niederlagen geärndtet, während seine Grenze von Kars bis Batum fast entblößt blieb, und nur ein verhältnißmäßig schwaches Heer auf der Linie von Tiflis gegen Erzerum operirte. Rußlands beste Freunde im Westen bedauerten mit Recht diese verkehrte Po-

litik, Erfolge an der Donau, statt in Vorderasien zu suchen. Zwar erfochten die Russen hier Sieg über Sieg, und schon scheint ihrem Marsche gen Erzerum vorerst nichts mehr im Wege zu liegen; aber die Türken ihnen gegenüber waren nur gräulich vernachlässigtes Gesindel unter untauglichen und verhaßten fremden Officieren. Die Armee Omer Pascha's ist eben der letzte Blutstropfen, den Osmans Söhne noch zu opfern vermögen; wie aber, wenn sie nun mit den Alliirten von der durch Oesterreich befreiten Donau weg über Meer gen Sukum Kale zöge, und etwa plötzlich auch noch Persiens Neutralität gegen Rußland umschlüge? Die Armee des Czaren, durch furchtbare Niederlagen der Türken schon bis Kars und Bejaset vorgeschoben, wäre schon im ersten Fall im Rücken gefährlichst bedroht. So veränderte die deutsche Politik an der Donau die ganze Lage. Asien steht jetzt für den Osten, wie für den Westen im Vordergrunde; es gilt, die Russen von dem ihnen offenliegenden Stromgebiet des Euphrat-Tigris zurückzuwerfen. Aber nur zwei Mächte sind es, die hier den Kampf auf Tod und Leben um ihre politische Machtstellung in zwei Welttheilen ausstreiten werden. Das übrige Europa hat daran nur Ein Interesse; es heißt Jerusalem, und der Czar hätte unbedingt den rechten Weg eingeschlagen, wenn es wahr ist, daß er seine Diplomaten um der heiligen Orte willen nicht nach Wien oder Berlin, resp. Paris oder London, sondern nach Rom gesendet; vielleicht lehrt dann die Noth sogar, einmal die Treue des gegebenen Wortes zu halten. Welche ungeheuren Dimensionen dagegen zwischen jenen Zweien der Kampf gewinnen dürfte, läßt das Gerücht, welches jüngst Europa durchlief, wohl ahnen, daß England bereits daran sei, ein starkes Corps von seiner angloindischen Armee über den persischen Meerbusen zu führen und in Basra zu landen, um östlich gegen die Perser, nördlich gegen die Russen zu operiren.

Auch über diese Dimensionen, in ihren Ursachen vom Bosporus bis Japan reichend, haben die hist.-pol. Blätter sich schon ausgesprochen; sie werden der Presse voraussichtlich noch viel zu schaffen machen. Unsere Zeit ist eben erstaunlich groß, und eines ihrer größten Probleme lautet: England und Rußland in Mittelasien; sein Zusammenhang mit der eigentlich orientalischen Frage tritt täglich deutlicher hervor. Schon am 4. Juni hat der wohlunterrichtete russische Correspondent des Krakauer „Czas" über die Fortschritte Rußlands in Centralasien sich wieder hören lassen, berichtend über die Abtretung Chiwa's an den Czar gegen eine jährliche Geldsumme, über das russische Bündniß mit allen Fürsten von Turan, namentlich dem verkehrbeherrschenden Buchara mit seinen 8000 Quadratmeilen, 3 Millionen Bewohnern und der Hauptstadt von 200,000 Seelen, über den Zug der orenburgischen Armee nach Buchara, und über einen definitiven Vertrag mit dem Emir von Kabul, dem mächtigsten Häuptling der zehn Millionen Afghanen. Er wiederholt, daß Rußland sich zu einem grausenhaften Streite vorbereite, und bald die zwei größten Mächte der Welt zum Todeskampfe hervortreten würden, um ihn auf einer riesenhaften Linie auszudehnen von Archangel über Finnland, von der Donau und dem Kaukasus bis zu den Grenzen China's und dem stillen Ocean. Man habe dieß vor wenigen Monaten noch für eine Phantasmagorie angesehen, möge jetzt aber nur einen Blick auf die Donau werfen. Dort nämlich, glaubt er, habe die Weltmission Rußlands eine andere und die rechte Richtung erhalten: „Gott, der die Schicksale der Völker leitet, eröffnet Rußland ein eigenthümliches Feld der Thätigkeit, während die westliche Coalition seinem Einfluß in Europa Schranken setzen will. Vielleicht liegt die von der Vorsehung Rußland zugewiesene Thätigkeit nicht in Europa, sondern in Asien; vielleicht wendet sich sein in Europa zurückgedrängter Einfluß mit doppelter Kraft dahin. Rußland,

geistig und politisch den asiatischen Völkern überlegen, weckt vielleicht das schlummernde, seit Jahrhunderten im Todesschlafe liegende Asien, und treibt es vorwärts auf die Bahn des Fortschritts. Waren doch einst die jetzt öden Flächen Turans in der ganzen Welt berühmt durch ihren Handel, durch Industrie und Bildung; Städte wie Samarkand und Balch, mit einer Bevölkerung von einer halben Million, erhoben sich in dem fruchtbaren reichen Lande (jetzt Alles in Ruinen); der Oxus und Jaxartes, mit Schiffen bedeckt, durchströmten die üppigen, bewohnten Ufer eines von den Alten als Paradies bezeichneten Landes. Diesen alten Stand der Dinge zurückzuführen, kann Rußlands Bestimmung seyn, wenn seine in Europa gehemmte Macht sich nach Asien wendet" *).

Das gebe Gott! In Europa hat das Princip des russisch-byzantinischen Chalifats ein- für allemal keinen weitern Raum mehr, und die Türken-Christen-Frage selber, als Kern der europäischen Krisis, harrt einer — ganz andern Lösung!

---

*) S. das „Ausland" vom 23. Juni 1854.

Nachschrift.

Der vorstehende Aufsatz war geschrieben, ehe noch der Wortlaut der russischen Antwort vom 29. Juni bekannt geworden war. Die neuliche Kundgebung derselben hat aber nur bestätigt, was oben über sie ausgesagt ist. Oesterreich veranlaßte sofort die West-Mächte zu Aeußerungen über die Bedingungen, unter welchen sie zum Frieden bereit wären. Auch ihre Antwort ist jetzt publik. Sie zählen in vier Punkten, betreffend die bislang vertragsmäßigen politischen Protektorate Rußlands in der Türkei, das in Anspruch genommene religiöse Protektorat, die Freiheit der Donau und des schwarzen Meeres, die unumgänglichen Friedens-„Garantien" auf, in gleicher Weise, wie obige Ausführung sie aus dem Interesse Europa's, insbesondere aber Deutschlands und der türkischen Christen, als geboten nachweist. Oesterreich hat diese „Friedensbasis" im Wesentlichen zu seiner eigenen gemacht, und sie mit überraschender Schnelligkeit in St. Petersburg zur Annahme proponirt. Der Akt des bezüglichen Notenwechsels zwischen den drei Mächten ist als Fortsetzung der Wiener-Conferenz zu betrachten, deren Grundlage fortan jene unumgänglichen Bedingungen als einfache Interpretation des Protokolls vom 9. April bilden werden. Daß die Westmächte sich als etwaigen Lohn ihrer problematischen Kriegserfolge noch weitere „Garantien" vorbehalten, ist, wie oben bemerkt, eine Sache für sich und für sie.

Auch die Haltung Preußens bestätigt den vorläufigen Calcul im Vorstehenden vollkommen. Es fährt fort, von Vertretung der deutschen Interessen zu reden, anerkennt sogar die unumgänglichen Bedingungen der drei Mächte als „vortheilhaft" und „wünschenswerth" für diese Interessen; aber sie dürfen vom Czaren höchstens erbeten, nicht als „Garantien" abgedrungen werden. Es bekennt

sich noch immer zum Zwecke, fürchtet aber die Mittel, um eben in den Mitteln wieder den Zweck zu verwerfen. Dennoch will es, weil gleichgeachtete Großmacht, auch als ungenirter Sonderling vom europäischen Rathe zu Wien nicht ausgeschlossen seyn. Und ebenso hätte auch Oesterreich sich weder für, noch gegen entscheiden sollen, ohne wenigstens erst die Bewilligung Preußens eingeholt zu haben, und des deutschen Staatenbundes, als dessen Hegemon man sich in Berlin bereits wieder officiell gebahrt, nachdem man bequem erfunden, sich des eben noch mit kältestem Hohne nach Gewohnheit überschütteten Bundestages als Schild und Stütze zu bedienen. Das ist, der Kaiserstaat sollte für die gleichen Erfolge dieselben Mühen und Verluste an Zeit und Kraft noch einmal und potenzirt aufwenden, durch die jene unsicheren Stipulationen vom 9. April und 20. April errungen wurden, deren unwidersprechliche und zwingenden Consequenzen nun schon wieder verläugnet sind. Vorstehender Aufsatz hat also nicht zu schwarz gesehen, noch zu viel von der Entschiedenheit Oesterreichs erwartet, das sein ganzes Gebahren, nachdem es erst zum fait accompli geworden, jetzt allerdings dem Bundestage vorlegt, bis auf die geringste Falte. Uebrigens ist unverkennbar, daß der Moment definitiver Klärung aller Stellungen unaufschiebbar eingetreten ist.

Den 24. August 1854.

XXIV.

Clemens August von Bayern auf dem Kurstuhle zu Cöln und der österreichische Erbfolge-Krieg.

Ein Zeitbild.

Erster Artikel.

Clemens August bestieg den Cölner-Stuhl als ein junger Herr von zweiundzwanzig Jahren, dem die Vorsehung für die Bedrängnisse einer traurigen Jugend in der glanzvollsten Stellung Ersatz leisten zu wollen schien. Schon frühe ward er bestimmt, in den geistlichen Stand zu treten, um bei dem Absterben seines Oheims Joseph Clemens in den Besitz der für das bayerische Haus gleichsam erblich gewordenen reichen Pfründen am Niederrhein zu gelangen. Sanfter Charakter, stiller Sinn, ruhige Gutmüthigkeit ließen ihn für kirchliche Würden besonders geeignet erscheinen. „Weil er ein hauptguter Herr, still und das beste Gemüth von der Welt war“, mußte er von den Brüdern manchen bittern Spott ertragen; er war der arme Aschenbrödel. Aber in der Ahnung künftiger Größe erwiderte er den Hohn: „er hoffe

bald ein größerer Herr als sie zu werden"*)! Er besaß Achtung vor dem Heiligen genug, um sich durch fromme Uebungen gebührend auf die künftige Würde vorzubereiten: „er ist fromm, steht bei Nacht auf und betet den Rosenkranz." Das Einzige, was ihm den geistlichen Stand noch bedenklich machte, war eine jugendliche Eitelkeit auf seinen wallenden Haarwuchs; „es war ihm Angst, er müsse als Abbé aufziehen und seine schönen langen Haare abschneiden lassen."

Joseph Clemens aber schickte ihn mit dem 18ten Jahre nach Rom, damit er unter persönlicher Leitung des Papstes seine Studien mache. Ein vierjähriger Aufenthalt mit befriedigenden Fortschritten im Kirchenrecht und den philosophischen Wissenschaften reichte hin, um den heiligen Vater zu überzeugen, daß das Wohl der rheinischen Kirche und der mehreren, gegen die kanonischen Vorschriften, in den Händen des bayerischen Prinzen zu vereinigenden Stifte gesichert sei, zumal er das Versprechen gab, sich gleich nach seiner Erhebung auf einen bischöflichen Stuhl den Weihen zu unterziehen. Auch der Kaiser erachtete in kluger Berechnung als gerecht und zweckfördernd, durch außergewöhnliche Begünstigungen Clemens August an sein Haus zu fesseln und möglichst wieder gut zu machen, was sein Vater an den schuldlosen bayerischen Fürstenkindern verbrochen. Er wollte ihn ungehindert zu den in Aussicht genommenen Bischofsstühlen gelangen lassen, schon um sich der Stimme und des Einflusses dieses Fürsten zur Durchführung der eigenen Plane, in Bezug auf die österreichische Erbschaftsfrage und die römische Königs-Wahl, zu versichern.

Zu diesen hohen Protektionen und dem großen Ansehen des bayerischen Hauses die gewöhnlichen Mittel rheinischer

---

*) Briefe des Oheims bei L. Ennen: „Kurfürst Joseph Clemens und der spanische Erbfolgekrieg."

Kur-Candidaten hinzugenommen: Liberalität und reiche Versprechungen von Geld und Ehrenstellen, geschickte Wahlagenten rc. — so konnte es ihm gelingen, vor und nach einen Complex von Hochstiften in seiner Hand zu vereinigen, wie bis dahin noch unter keinem Regenten, und sich zu einer Macht emporzuschwingen, die mit den mächtigsten Reichsfürsten kühn sich messen durfte. Am 29. März 1719 wurde er zum Bischof von Paderborn, am folgenden Tage zum Bischof von Münster, den 9. Mai 1722 zum Coadjutor von Cöln erwählt; den 12. November bestieg er den Kurstuhl; den 9. Februar 1724 erkor ihn das Domkapitel von Hildesheim zum Bischof, und am 20. September das von Lüttich zum Dompropst; am 4. November 1728 wurde er Bischof von Osnabrück. Letztere Wahl kam gegen die äußersten und kostspieligsten Anstrengungen der holländischen Republik durch den bei allen Wahlen ungemein thätigen und gewandten cölnischen Minister von Plettenberg zu Stande, der zur Belohnung dafür eine Tabatiere mit 20,000 Thlrn. und das mit Brillanten besetzte Portrait des Kurfürsten erhielt *). Clemens August machte sich sogar auch noch Hoffnung auf den Kurstuhl von Mainz, bis ihm beigebracht ward, daß doch nicht füglich zwei Kurhüte zugleich auf Einem Kopfe sitzen könnten. Dafür erhielt er aber am 17. Juli 1732, mit Hülfe des Kaisers, die bisher von Mainz geführte Großmeister-Würde des Deutschordens.

Es dauerte nach dem Tode Joseph Clemens' wohl noch anderthalb Jahre, ehe Clemens August förmlich vom Kur-Staate Besitz nahm, und seinen Statthalter Grafen Friedrich von Manderscheid und Blankenheim der Mühe überhob. In Begleitung seines Bruders Theodor, Bischofs von Regensburg,

*) Die Hauptbelege für diesen Aufsatz befinden sich in den Cölner Akten im archive du ministère des affaires étrangères zu Paris, registre 41 bis 58, Abtheilung „Cologne".

traf er am 15. Mai 1725 in feierlichem Aufzuge zu Bonn ein*). Treu jenem Versprechen an den Papst, hatte er die Priesterweihe den 4. März 1725 in der Hofkapelle des bayerischen Schlosses Schwaben vom Bischof von Freisingen unter Assistenz des Dompropstes Baron von Zollern und des Kammerpräsidenten Domherrn Baron von Bodmann empfangen, und sofort eine Wallfahrt nach dem Gnadenbilde zu Alt-Oettingen angetreten, um sein priesterliches Wirken der Gottes-Mutter anzuempfehlen. Unter allgemeinster Theilnahme und Entfaltung höchster Pracht feierte er am 3. April seine Primiz in der Michaelskirche der Jesuiten zu München **). Noch zwei Jahre dauerte es, ehe er sich zum Bischof consekriren ließ. Papst Benedikt XIII. hatte versprochen, diese Handlung selbst vorzunehmen, wie auch den 9. Nov. im Dominikanerkloster Madonna della Querzia bei Viterbo, unter Assistenz der Prälaten Fini, Santa Maria, Gamaracci und Farsatti, geschah. Der Papst erhielt ein goldenes Kreuz, sechs goldene Leuchter mit Juwelen, einen Rosenkranz von ächten Perlen, das Paternoster von Smaragden in Gold gefaßt, ein Kreuz in Diamanten und ein goldenes Kästchen mit Reliquien der heil. drei Könige, nebst einer Summe Geldes von 24,000 Reichsthalern ***).

Ein Blick auf die damaligen Spitzen des deutschen Reichs zeigt eine fast allgemeine Charakterlosigkeit, in der jedes Gefühl für Nation und Reich unterging; das Wesen der Staats-Wirthschaft in Plusmacherei gesetzt, die Politik in die Kunst, jede Gelegenheit zum Gelderwerb für Befriedigung der fürst-

*) Gundling, Discours über die teutschen Kurfürsten-Staaten, IV, 1440.

**) Sandhoff, hist. antist. Osnabrug. eccl. II, 262. — Gundling, IV, 1440.

***) Neue geneal.-hist. Nachrichten S. 253.

lichen Gelüste möglichst auszubeuten; französische Sitten als das Ideal aller Civilisation; französisches Hofleben mit all seinem Glanz, seiner Verschwendung, Eitelkeit, Ueppigkeit, Willkür und Lüderlichkeit, seiner schnöden Geldgier, steif-ceremoniösen Lächerlichkeit, seiner Frömmelei und Frivolität als würdigsten Gegenstand eifrigster Nachahmung gefeiert. Clemens August machte keine Ausnahme unter der Schaar deutscher Fürsten. Sein Hof war, wie die meisten anderen, um mit dem derben Preußenkönig zu sprechen, „französisch eingerichtet"; d. i., wie er fortfährt, „wer heutzutage an denselben versorgt will seyn, muß französisch können, und besonders in Paris, welches gleichsam eine Universität aller Leichtfertigkeit ist, gewesen seyn, wo nicht, so darf er sich keine Rechnung am Hofe machen. Wer einen Lakaien bei einem Hofbedienten agiren will, muß in der französischen Sprache erfahren seyn, und daher heißt es: wer nicht französisch kann, der kömmt nicht zu Hofe an" *). — Auch Kurcöln schwamm mit dem Strom der Zeit, die man mit Recht anklagte: „wer ist, der sein väterlich Geld und Gut, das Blut seiner Bürger und Bauern nicht nach Frankreich getragen, verzehrt und einen Spinneweben gleichen Lappen, einen katzenkrummen Rücken, ein taschenmesserartiges Compliment, absonderlich aber leichtfertig falsches Gemüth, leeren Beutel und, welches das Allerschlimmste, ein sehr böses Gewissen mitgebracht hat?" „Man hat nun so viele Jahre nichts Anderes gedacht, geredet, gedichtet, gesungen, gewünscht, begehrt, gesehen, gehört, gerochen und gefühlt als französisch Maul, Speise, Trank und Unflath; hingegen hat uns unser edles Deutsch angestunken; die deutsche Heldensprache ist in's Exilium verwiesen, hingegen die französische Papageierei auf den Stuhl gesetzt worden. Unsere Kinder haben eher müssen französisch reden lernen, als den Katechismus und das Vaterunser,

*) Förster, Gesch. Friedrich Wilhelms I. Bd. 40 ff.

eher katzenkrumme französische Narrenrücken und Complimente machen, als was von Gottes Wort wissen" *).

In einer Zeit, wo in der vornehmen deutschen Welt die Franzosen den Ton angaben, französische Gouverneurs die ganze Erziehung in Händen hatten; wo Alles wimmelte von französischen Kammerherren, Kammerdienern, Kammerfrauen, Aufwärterinen, Köchen, Glücksuchern, irrenden Rittern, Metzen und Spielern; wo die altväterlichen Sitten mit Füßen getreten wurden, wo alle Biederkeit geschwunden, nur abgeschliffene Manieren, kalte Raffinirtheit und französisches Schnörkelwesen zu sehen war; wo es Mode geworden, Kebsweiber zu Dutzenden zu halten, an unnütze Prachtbauten das Geld zu verschwenden, auf lärmende Lustbarkeiten, Jagd und Spiel die meiste Zeit zu verwenden, fremde Komödianten, Sänger und Tänzer mit Gold zu überschütten, die Unterthanen dagegen auf alle Weise auszusaugen — da hätte es eines außerordentlichen Geistes bedurft, um sich von dem herrschenden undeutschen, ja vaterlandsfeindlichen Wesen und von der eigenen Selbstsucht zu emanzipiren. Das deutsche Reich, dessen Haupt nur mit seiner um sich greifenden Hausmacht im Einverständniß, mit den deutschen Fürsten aber in permanentem Kriege stand, und dessen gewichtigthuende Repräsentation, der Reichstag, um lauter Förmlichkeiten, unter Anderm sechs Monate lang um die Rechtschreibung des Wortes „Churfürst", sich herumzankte, konnte auch kaum mehr ein Gegenstand seyn, um Begeisterung in sonderlichem Grade zu wecken. Einheit, Freiheit, Kraft und Macht des deutschen Reiches waren leere Redensarten geworden, mit denen man nicht im Stande war, die deutschen Fürsten, die sich für nichts als für die Hebung ihrer Souverainetätsrechte in den Duodezstäätchen begeistern gelernt

*) „Der Deutschland verderbende Greuel" (eine Flugschrift).

hatten, aus dem verknöcherten Hoheitsdünkel herauszureißen. Solche Fürsten erinnerten sich ihres Charakters als Glieder des deutschen Reiches nur, wenn man von ihnen Kammerzieler und Römermonate einforderte, und den ganzen Stolz ihrer deutschen Fürstenwürde setzten sie lediglich in den Pomp und die Pracht, welche sie bei den Krönungsfesten oder sonstigen Reichs-Feierlichkeiten entwickelten.

Clemens August hielt es auch hierin mit den Andern, und man müßte sich eher noch verwundern, wenn er nach allem Dem nicht sein ganzes Privatleben gleichfalls nach solchen Mustern eingerichtet hätte, die in keiner Weise den moralischen und kanonischen Anforderungen an das Leben eines katholischen Kirchenfürsten entsprechen konnten. In einer Zeit, wo der religiöse Sinn die Tiefe und die belebende Kraft in den höhern Schichten fast verloren; wo man bei der allgemeinen moralischen Fäulniß genug zu thun wähnte, wenn man nur den formellen Glauben und die äußere kirchliche Form wahrte; wo man mit ruhigem Gewissen in einem Athem sich aus den Armen der Wollust auf den Betschemmel werfen konnte; wo man Liebschaften, Ausschweifungen, Schwelgerei und dergleichen Zeitvertreib aller Art als ein im Plane der Schöpfung und der Erhaltung der Welt liegendes Privilegium der hohen Stände ansehen mochte; wo Angesichts ihrer entsetzlichen Unverschämtheit im Volke hin und wieder der Glaube auftauchen konnte, als habe die göttliche Vorsehung auch in den Anforderungen der Moral einen Unterschied zwischen hoch und niedrig gemacht — in solcher Zeit kann es wenig befremden, wenn auch die höhern Geistlichen vielfach in das Verderbniß eingegangen waren, zumal die wenigsten, als appanagirte Söhne hoher Familien, irgend eine Idee von der Würde und Verantwortlichkeit ihres Amtes besaßen. Die weltliche Fürstenwürde, welche mit ihrer bischöflichen verbunden war, schien ihnen ein Recht zu geben, in den Ton der weltlichen Höfe einzustimmen, und in ihren Palästen mit

derselben Leichtfertigkeit zu prunken, wie man es von den weltlichen Höfen gewohnt war. Rom sah freilich solcher bischöflichen Verweltlichung nichts weniger als gleichgültig zu; man war dort nicht gesonnen, die kirchliche Disciplin durch die Vertreter der Kirche selbst untergraben und vernichten zu lassen. Aber die Verbindung der geistlichen und weltlichen Gewalt hatte es nun einmal mit sich gebracht, daß der Papst bei diesen disciplinären Mißständen nur väterlich rathen und ermahnen konnte.

Clemens August also machte, kurz gesagt, keine Ausnahme von dem Schlage seiner meisten Mitfürsten. Die schönen Vorsätze der zarten Jugend hatten so ziemlich den allgemeinen Zeit- und Standesansichten weichen müssen. Wie fast allerwärts, so auch bei ihm, keine Spur deutscher Vaterlandsliebe; nur eine Politik des persönlichen Egoismus, ein Leben voll anmaßender Hoheitssucht und Prachtliebe; der Sinn gestellt auf die Freuden des Spieles, der Jagd, der Bälle und Gastereien; in kirchlichen Dingen strenge in der Form, lax in der Sache. Herr von Geusau berichtet über ihn in dem Tagebuche über die Cavaliersreise der Grafen von Lynar (1731): „Zu Bonn ließen sich die beiden Grafen dem Kurfürsten, Prinzen von Bayern, vorstellen. Er war einunddreißig Jahre alt, lang und schmächtig von Person, hatte auch ein langes, hageres Gesicht, eine gekrümmte Nase, einen schwarzen Bart und sein Mund stund etwas offen. Er ging in einem Sommerkleide von grünem Zeug, welches mit schmalen silbernen Tressen besetzt war, trug eine kleine Beutelperücke, vorn mit einer großen schwarzen französischen Schleife, und seine Schuhe hatten rothe Absätze. Er hatte einen zahlreichen Hofstaat, dazu allein über anderthalbhundert Kammerherren gehörten. Gleich nach der Audienz ging er zur Tafel, an welcher er sich oben an auf einen Armsessel setzte, unten gegen ihm über saß ein Kammerherr, der zugleich mit ihm die Sauerbrunnenkur gebrauchte; zwischen bei-

den aber auf jeder Seite einer von den Kammerherren, welche die Aufwartung hatten, und um die Tafel her stund eine große Schaar von Cavaliers, unter welchen sich die beiden Grafen auf die rechte Seite des Kurfürsten stellten, da er dann mit ihnen von gleichgültigen Dingen sprach. Die Cavaliers sprachen mit dem Kurfürsten ganz frei, wie auch Alles auf französischen Fuß eingerichtet war. Auf der Tafel waren acht bis zehn Schüsseln, welche durch die Bedienten in das äußerste Vorzimmer, alsdann aber nicht durch Pagen, sondern durch Leute in schwarzen Kleidern ohne Degen in das Tafelzimmer getragen wurden. Dicht neben dem Kurfürsten zur rechten Hand stand ein Cavalier in grünem, mit Silber besetztem Jagdkleide ohne Degen, der eine Serviette in der Hand hatte, und bei dem unten sitzenden Kammerherrn das Essen für den Kurfürsten holte, wiewohl dieser sich es auch wohl selbst nahm. Eben dieser Cavalier reichte dem Kurfürsten den Trank auf einem vergoldeten Credenzteller, den er vor sich setzte. Als er zum erstenmale getrunken hatte, gingen die Grafen mit den Cavalieren ab und nach einem Saal, auf welchem eine Tafel für zehn Personen stand. Der Vice-Oberstallmeister, welcher sie dem Kurfürsten vorgestellt hatte, machte eine Entschuldigung wegen des Essens, und sagte, daß der Kurfürst beim Gebrauch des Sauerbrunnens allemal auf die Art, welche sie gesehen hätten, à son aise zu speisen pflegte. Die Tafel wurde zweimal mit zehn Speisen besetzt, zu welchen noch der Nachtisch kam. Es war zwar jour maigre, aber die Speisen waren desto mannigfaltiger... Bei Tische wurde kein groß Glas getrunken, auch nicht vorgelegt, sondern ein Jeder nahm von dem vor ihm stehenden Essen, ganz auf französische Weise. Sonst vernahmen die Reisenden, daß der Kurfürst ein überaus großer Liebhaber vom Bauen und Jagen, auch dem Frauenzimmer nicht abgeneigt sei" *).

---

*) Büsching, Beiträge, IV, 201 ff. — Von Schlosser (Gesch.

Sein ganzer Hofstaat mit all den Chargirten, Beamten-Volk und Verwaltungspersonal, den Hunderten von Hofstatisten und faulen Müßiggängern, zeigte klar, aus welcher Schule Clemens August Muster und Vorbild für seine Hof- und Staatseinrichtung genommen. Alles roch nach dem Ceremoniel, dem Luxus, der Leichtfertigkeit und Galanterie des Schlosses von Versailles. Es trug aber auch, ebenso wie in Frankreich, sein ganzer Hof- und Staatshaushalt die Signatur unvermeidlichen Ruins an der Stirne. Dieselbe Ueberfülle von Beamten, gegenseitiges Imwegestehen, allgemeine Tagdieberei, Corruption und Verkäuflichkeit bei dem unübersehbaren Troß von Schranzen und Schmarozern, die sich dadurch für ihre spärlichen Besoldungen passabeln Ersatz zu verschaffen wußten, daß sie allerwege an den Cameralgefällen zwackten und rupften, für jedes Amtsdienstchen eine gute Gratifikation zu erpressen wußten, und als kurcölnische Beamte zugleich in den Sold fremder Potentaten traten. Der Kurfürst selbst machte sich ja kein Gewissen daraus, für Millionen fremden Sündengeldes das deutsche Vaterland an die Interessen auswärtiger Mächte zu verkaufen. Ebenso wetteiferte der Diener-Troß mit dem gutmüthigen Fürsten in der Verwirthschaftung des Gewonnenen. Mit wahrhaft kindisch verschwenderischer Freigebigkeit spendete Clemens August nach allen Seiten mit vollen Händen, unbekümmert um die vorhan-

---

des achtzehnten Jahrh. I, 250) hätte man erwarten dürfen, daß er wenigstens Büsching treu excerpire, wenn auch nicht, daß er höhnischer Gehässigkeit gegen deutsche Kirchenfürsten sich enthalte. In diesem Tone berichtet er, daß über dem Thron im Audienzzimmer das Bildniß des Papstes gehangen; Herr von Geusau erzählt dieß aber nicht vom Kurfürsten in Bonn, sondern vom päpstlichen Nuntius in Cöln. Uebrigens würden wir, was Schlosser dem Kurfürsten zum Vorwurfe machen will, diesem zur Ehre anrechnen. Auch jene Kleinigkeit aber beweist wieder, welche Vorsicht Schlosser gegenüber stets einzuhalten ist.

denen Mittel, und stets verstanden seine Höflinge die günstige Gelegenheit abzulauern, wo es ihm auf etliche Goldrollen, gespickte Tabatieren, Brillantringe und Diamant-Portraits nicht ankam. Dem Präsidenten der Finanzkammer war die ganze Verrechnung auf Discretion überlassen, wenn er nur den fürstlichen Liebhabereien nicht hindernd in den Weg trat. Diese waren vielfach und kostspielig, ungeheuer die verschleuderten Summen. Das regelmäßige Einkommen aus den verschiedenen Hochstiften und dem Privatvermögen belief sich auf beiläufig eine Million Thaler. Von Frankreich, Oesterreich und den Seestaaten bezog er im Ganzen wenigstens vierzehn Millionen Franken, von Frankreich allein während der letzten zehn Jahre seines Lebens 7,300,000. Vielfach will man auch behaupten, er habe das Glück gehabt, die hundertjährigen Ersparnisse der Deutschordenskasse nach freiem Belieben zu verwenden. Doch enthalten weder die Statuten des Deutschordens irgend eine Andeutung von einer solchen hundertjährigen Sparkasse*), noch die oben citirten etwa 4000 Aktenstücke zur Regierung Clemens August's auch nur den leisesten Fingerzeig von solcher Schatzhebung. Diese im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris aufbewahrten Dokumente aber verbreiten sich über Alles, was am Bonner Hofe vorging, und sicherlich würde sich der französische Gesandte bei Oeffnung der fraglichen Kasse beeilt haben, tröstend an den Hof zu Versailles zu berichten, daß der König jetzt einige Zeit hindurch von den Betteleien des Kurfürsten verschont zu seyn hoffen dürfe, so lange nämlich, als die Deutschordenskasse noch reichlich spende. Trotz aller jener Kassazuflüsse nun war Clemens August doch in beständiger Geld-Verlegenheit, der Juden und Wucherer stetiger Kunde. Als aber endlich die Mayer und Oppenheim bedenklich die Achseln zuckten und unendlich bedauerten, zu weitern Geldliefe-

---

*) Die Statuten des deutschen Ordens von Dr. Ernst Hennig.

rungen wegen verfehlter Spekulationen außer Stande zu seyn, häufte sich Verlegenheit auf Verlegenheit. Die Gläubiger drängten, drohten mit Exekution, verweigerten allen weitern Credit; die Hoflieferanten, Goldarbeiter, Wagen-Fabrikanten, Seidensticker, Pferdehändler, Holzhändler, Bau-Unternehmer, Maler und Dekorirer waren oft genöthigt, die lockendsten Aufträge abzulehnen, weil sie keine Lust hatten, große Summen, ohne alle Aussicht auf Bezahlung, in ihre Bücher einzutragen. Der Kurfürst nahm mitunter einen herzhaften Anlauf zum Sparen, die kostspieligen Bauten, die unzähligen Hoffeste, die theure Komödiantentruppe 2c. aufzugeben. Sobald er aber aus solchen Momenten stiller Zurückgezogenheit und ruhiger Beschaulichkeit wieder hinaustrat in das tolle, lachende Hofleben, hatte es ein Ende mit aller Reform, und so blieb im permanenten Kampf mit Geldverlegenheiten und Gläubigern immer wieder Alles beim Alten.

Die ganze moralische Haltung des Kurfürsten erschien allerdings als die eines grand-seigneur, der sich durch die für das gemeine Volk geltenden Gesetze und Gebote nicht gebunden erachtete. Das meiste Aergerniß gab sein allzufreier Umgang mit Frauenzimmern, wobei es ihm gleich galt, ob es eine hochgeborne Courdame, eine Sängerin, eine Tänzerin, oder auch ein einfaches Landmädchen war, die er mit seiner Auszeichnung beglückte. Wir fühlen uns nicht berufen, die Geschichte mit pikanten Histörchen zu würzen, erlauben uns jedoch zur beiläufigen Orientirung zu bemerken, daß nach Analogie der Skandalanekdoten des Cölner Hofes bei weitem die Mehrzahl solcher Memoirenpointen von klatschsüchtigen Zungen auf Kosten der Wahrheit erfunden sind. Aber immerhin gibt Clemens August's Leben auf den ersten Blick den Anschein, als ob auch er die Religion mit ihren Gebräuchen und Geboten nur als einen Zügel für die Leidenschaften des Pöbels angesehen, dagegen sich selbst für berechtigt gehalten habe, das Leben mit allen Lüsten und Freuden

nach den Grundsätzen des vollendetsten Materialisten zu genießen. Dem war jedoch nicht also. Er hatte nicht zur Fahne der englischen und französischen Philosophen geschworen, die mit der Scheu vor jeglicher Zucht und Sitte allen Glauben an eine strafende und belohnende Hand Gottes abgeworfen hatten; die freche Frivolität, die gottvergessene Raffinirtheit, die sich in den höchsten französischen Regionen in Versen und Büchern Luft machte, die Emancipation der Vernunft, die, pochend auf den errungenen Sieg über den „Aberglauben“, alle Bande der Religion und Kirche zerriß — Alles das blieb ihm fern. Voll Schwäche und sündhaften Leichtsinns hatte er doch ein gläubiges Gemüth, war er stets innerlich, wie äußerlich ein katholischer Christ, ein gläubiger Bischof, der mit tiefinnerer Ueberzeugung das Heil der Menschheit im Sieg und Segen der Kirche erkannte. Es ist eine grundverkehrte Auffassung der damaligen Verhältnisse, wenn man behaupten will, die strenge Gläubigkeit und der eifrige Religionskultus des vorigen Jahrhunderts sei bei der höheren Gesellschaft lediglich äußerer Schein und darauf berechnet gewesen, die innere moralische Fäulniß vor den Augen des großen Haufens zu verhüllen. Wenn auch bei einzelnen Fürsten, wie Friedrich II., bei vielen Koryphäen der Wissenschaft, bei einer ganzen Schaar hochgestellter Weltkinder und lüderlicher Fürstendiener jedes religiöse Gefühl durch den hochfahrenden Geist der profanen neuen Weltweisheit zertreten war: so hatte doch die ungläubige Philosophie ihrer leichtfertigen Mutter, der unverschämten Sittenlosigkeit, noch nicht so allgemein den Stempel aufgedrückt. Hätten damals das weltliche und geistliche Fürstenthum, die kirchliche und bürgerliche Aristokratie im Innern auch schon die Sache der gottlosen Presse und ungläubigen Philosophie vertreten, dann würden noch ganz andere moralischen und socialen Zustände zu Tage getreten seyn. Das Bischen restirenden Christenthums war freilich bloß ein äußeres, sein Motiv die Furcht

vor der Hölle, und es manifestirte sich lediglich in Förmlichkeit; aber es war doch vorhanden, und doch bei Weitem jenem Hohn gegen Religion und Unsterblichkeit vorzuziehen. Ein strenges Gericht verdienen jene höhern Stände, weil sie nicht mehr hatten, aber Spott und Hohn *) verdient ihr kleiner christlicher Rest selber sicher nicht. Es muß jedes sittliche Gefühl empören, wenn man in vielgepriesenen Geschichts-Werken an unzähligen Stellen dem giftigsten Geifer begegnet, womit die „Frömmigkeit, die Andacht, die Gläubigkeit" der damaligen höhern Gesellschaft begossen wird. Die wenigen guten Seiten auch noch in Schmutz zu ziehen, die spärlichen löblichen Eigenschaften auch noch als verdammenswerthe Auswüchse hinzustellen, kann nur einem in historischer Unsittlichkeit untergegangenen Gewissen beikommen. Wir nehmen die Sache, wie sie ist, und freuen uns, Clemens August bezeugen zu können, daß es ihm wenigstens mit der Religiosität, die er sehen ließ, vollkommen Ernst war. Die speciellen Belege hiefür anzufügen, würde die Grenze überschreiten, die wir dieser Ausführung setzen müssen.

*) Schlosser läßt es in dieser Beziehung an nichts fehlen.

XXV.

Die bayerische Kirchenfrage in ihrem gegenwärtigen Stadium.

Zweiter Artikel.

Damit, daß die Lösung der kirchlichen Frage im Vergleiche zum übrigen Deutschland principiell und faktisch in Bayern am meisten vorbereitet ist, sind freilich nichts weniger als alle Anstände beseitigt, alle Gegensätze überwunden, noch die Principien als solche schon anerkannt, und noch mancher Kampf wird vorübergehen, bis das Ziel, das langersehnte, erreicht, „das große Werk des Friedens“, das die Bischöfe nennen, vollendet ist.

Die eigentliche Quelle des Unfriedens und der principielle Gegensatz gegen alles positive Recht, jene antichristliche Staatsweisheit, die um des vermeintlichen Staatswohls willen in allen politischen und socialen Verhältnissen die Staatsgewalt als omnipotent hinstellt, hat unter dem speciellen Titel der sogenannten „Hoheitsrechte“ überall dem Staate das Amt der Kirche anzueignen gesucht, und sie bis in's Kleinste unter das eiserne Joch des omnipotenten Polizei-Staates zu bringen getrachtet: und eben dieselben „Hoheits-

Rechte“ in Kirchensachen waren auch in Bayern insbesondere die despotische Macht, durch welche niedergerissen werden sollte, was mehr als Ein Jahrtausend aufrecht gestanden. Als hier die Regierung selbst die Nothwendigkeit fühlte, einzulenken, und, wenn auch unter stets erneuten Schwierigkeiten, ihr Concordat abschloß, konnte man hoffen, daß der Friede zwischen Kirche und Staat wieder hergestellt werde. Allein der böse Geist war nicht auf einmal zu bannen: er incarnirte sich vielmehr im Religionsedikt, in demselben, wenn auch mit einiger Zurückhaltung der Form nach, jene Hoheitsrechte doch wieder aufstellend, um das zu vernichten, was durch das Concordat gebaut werden sollte. Das Staatskirchenthum hatte somit gesetzliche Basis in der Verfassung, respektive im zweiten Edikt, gleichsam seine Operations-Position, wenn es galt, das im Concordat anerkannte Recht der Kirche zu bekämpfen. Man scheute sich übrigens, principiell ganz folgerichtig, auch nicht, zuweilen selbst noch über das zweite Edikt hinauszugehen, wie die ganze Streitfrage wegen der gemischten Ehen, die Forderung, daß bei Disciplinar-Erkenntnissen dem Ministerium des Innern die Akten vorzulegen seien, die Erhebung der Concurrenzbeträge und andere Vorgänge beweisen*): und ebenso wenig wird es von der willkürlichen Norm des „Staatswohls“ verwundern können, daß doch wieder von Jahrzehend zu Jahrzehend eine mildere Praxis in Handhabung der Hoheitsrechte durch das zweite Edikt sich Bahn brach.

---

*) Die oben angedeuteten Verhältnisse finden sich aktenmäßig dargestellt in dem wiederholt citirten Werke: „Das Recht der Kirche und die Staatsgewalt in Bayern seit dem Abschluß des Concordates“ (Schaffhausen bei Hurter 1852). Das auf die besten Quellen gestützte Werk wurde in Bayern unmittelbar nach seinem Erscheinen unterdrückt, und so konnten auch diese Blätter dem Urtheil aller Unbefangenen, daß es zur gründlichen Orientirung über die bayerische Kirchenfrage im Allgemeinen unentbehrlich sei, nicht mehr Worte leihen. Anm. d. Red.

Ist das Religionsedikt, wie der entsprechende Passus der Verfassungsurkunde selbst, der eigentliche Gegensatz zum kirchlichen Rechte, so könnte scheinen, daß der erste Schritt, wenn nicht der einzige Weg, zur Lösung des Widerspruchs die einfache Beseitigung dieser dem Concordat widersprechenden Gesetze wäre. Eine solche plötzliche Beseitigung wäre aber nur nach den legislativen Normen, durch die drei gesetzgebenden Faktoren möglich, und eben deßhalb scheint ihre Realisirung, bei der nun einmal vorhandenen Parteilage, höchst zweifelhaft, ja sogar ein Antrag darauf nicht einmal räthlich. Er könnte doch nur gestellt werden in Aussicht auf Erfolg; der Erfolg aber setzt eine Gesinnung bei den betreffenden Faktoren sowohl, als bei der Gesellschaft und den staatlichen Organen voraus, die in der That nicht vorhanden ist; ja ein solcher Antrag dürfte vielmehr neuen Sturm gegen die Kirche erregen, und so Manches, was in anderer Weise vorbereitet werden kann, auf's äußerste gefährden. Ueberdieß ist es eine allgemeine Erscheinung, daß altgewohnte und geübten „Rechte" von Niemand so leicht aufgegeben werden, hätten sie sich auch schon längst als Vorurtheile herausgestellt, und daß oft der bloße Name noch vergnügt; daß man an sogenannten Principien festhält, deren Consequenzen längst geopfert sind, oder an Consequenzen hängt, deren principielle Quelle man desavouirt. Ist aber ein Antrag auf gesetzliche Beseitigung der widersprechenden Paragraphe des zweiten Edikts für jetzt in keinem Falle räthlich, so ist er auch für jetzt nicht einmal nothwendig. Eine äußere Nöthigung dürfte zunächst nur dann vorhanden seyn, wenn allenfalls der Episcopat schlechthin auf gesetzlicher Beseitigung der widersprechenden Punkte des zweiten Edikts bestünde, und sie als ersten Schritt zum Frieden forderte.

Als nun die Bischöfe ihre Rechtsforderungen vor den König brachten, lauteten diese allerdings auf Beseitigung aller der Paragraphe des zweiten Edikts, die im Widerspruche

mit dem Concordat stehen. Ja, die Denkschrift vom 20. Okt. 1850 ist so weitgreifend, daß sie gleichsam als Typus und Norm eines richtigen Verhältnisses zwischen Kirche und Staat gelten kann, und deßhalb sogar den Vorwurf auf sich zog, weiter gegangen zu seyn, als wenigstens die Klugheit geboten hätte, wenn auch immerhin das, was sie verlangt, entweder unmittelbar, oder doch als nächste Consequenz im Concordat enthalten sei. Die Denkschrift war principiell gestellt, und verfolgte das Recht der Kirche in allen Consequenzen. In sofern könnte man auch glauben, daß gemäß der Denkschrift die gesetzliche Beseitigung der widersprechenden Paragraphe des zweiten Edikts von den Bischöfen als erste Bedingung des Friedens erachtet worden sei. Man würde aber dabei Manches übersehen. Die weitgreifende principielle Darlegung des Rechts der Kirche von Seite des Episcopats beweist einerseits an sich, daß die Frage in Bayern wirklich schon mehr an den Principien steht, andererseits aber war sie von äußern Umständen veranlaßt, welche den Bischöfen nahe legten, die Denkschrift gerade so, und nicht anders zu stellen. Freilich wurden diese Umstände bei Beurtheilung der Denkschrift gewöhnlich nicht beachtet. Schon im Jahre 1849, als Ringelmann das Cultusministerium übernahm, hatte die Regierung den Entschluß gefaßt, eine Revision des zweiten Ediktes vorzunehmen. Es war bereits eine Commission gewählt, die ihre Sitzungen hielt. Als die Bischöfe hievon Kunde bekamen, reichten sie eine ergreifende Vorstellung an Seine Majestät ein, um auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die in jener Zeit der Gährung würden entstehen müssen, falls das revidirte zweite Edikt, den Kammern vorgelegt, Punkte enthielte, gegen welche Bischöfe und Klerus aus höhern Pflichten sich erklären müßten. Sie verbanden damit die Bitte, der Kammer Nichts vorlegen zu wollen, worüber nicht die Regierung mit den Bischöfen sich vereinigt und ihrer Beistimmung versichert wäre. Dieß ward huldvollst

zugesagt. Ohnehin war das Beginnen der Revision des zweiten Edikts ein von vornherein verfehltes Unternehmen, in sofern die bayerische Regierung nicht, wie die österreichische, sich zunächst an die Bischöfe wendete, um wenigstens ihre Beschwerden und Wünsche zu hören. Schien ja auch die Emancipation der Juden für viel dringlicher angesehen zu werden, als die Rückgabe des Rechtes der Kirche! So kam denn zwar die Revision von Seite der Commission zu Stande, allein das Ministerium mußte bald selbst fühlen, daß damit nicht zum Ziele zu gelangen sei. Die Bischöfe hatten inzwischen über ein volles Jahr zugewartet, ohne irgend eine Vorlage zu erhalten, und so war es nun an ihnen, die Grundsätze des wahren und rechten Verhältnisses zwischen Kirche und Staat auf seiner rechtlichen Grundlage für Bayern, d. h. auf dem Concordat, im Gegensatz zum zweiten Edikt concret darzulegen, um so der Regierung selbst gleichsam eine Norm für die Behandlung der betreffenden Fragen zu bieten*), und sie, wenn auch unaufgefordert, von jedem übereilten Schritte zurückzuhalten. Gewiß bedingten diese Umstände nothwendig eine auf die Principien eingehende und alle ihre Consequenzen vorführende Behandlung, und daher namentlich auch die Forderung, den Stein des Anstoßes katerochen, die widersprechenden Paragraphe des zweiten Ediktes, zu beseitigen. Hatte ja doch die Regierung selbst bereits das Werk begonnen, so daß die Bischöfe gar nicht anders konnten, als den Weg einer principiellen und radicalen Heilung der kirchlich-politischen Wirrnisse des Landes zu zeigen. Ebenso hat auch der oberrheinische Episcopat, freilich aus anderm Anlaß, gleichfalls erst in der zweiten Denkschrift, d. h. in der vom Juni 1853, eingehend und principiell seine Forderungen begründet.

Haben nun die bayerischen Bischöfe wohl erkannt, daß

---

*) Siehe über den ganzen Verlauf: „Das Recht der Kirche und die Staatsgewalt in Bayern“ S. 388—99.

Fragen von solcher Tragweite nicht durch eine Cabinetsordre des Königs und auch nicht auf einmal erledigt werden können, und waren sie sich wohl bewußt, daß ihre Denkschrift noch ein höheres, wenn auch erreichbares Ziel setze: so konnte man ihnen auch die Einsicht zutrauen, daß zwischen den gestellten Forderungen und dem so erhaben gesteckten Ziele mitten inne eine geschichtliche Entwicklung liege, die nicht ohne Kampf und Ringen, wenn auch mehr oder weniger, verlaufen würde. Somit enthält auch die unter jenen besondern Umständen verfaßte Denkschrift nicht gerade die kategorische Forderung, schon den ersten Schritt durch augenblickliche Beseitigung des widersprechenden Ediktes zu thun; die Forderung selbst war vielmehr eine bedingte. Wenn aber von dieser Seite eine solche gesetzliche Aenderung nicht schlechthin als dringende Nothwendigkeit gefordert ist; wenn, sie zu versuchen, im Gegentheile unter den obwaltenden Umständen nicht einmal räthlich wäre; wenn im günstigsten Falle nur Halbheiten als Resultat zu erzielen wären, die dann, mit gesetzlicher Kraft ausgerüstet, bloß zu neuen Hemmnissen, wieder auf gesetzlichem Boden, führten; ja wenn selbst nach wirklicher Aufhebung des unberechtigten Theils der widersprechenden Gesetze noch lange nicht jene letzte Ueberwindung des Princips des Staatskirchenthums vorläge, falls nicht zugleich ein plötzlicher völliger Umschwung der Gesinnung auch ebenso im Leben Platz griffe, ohne die eine volle Aussöhnung, ein heiliger Gottesfriede der beiden Mächte nie möglich ist: so fragt es sich, ob nicht ein anderer Ausweg zu gleichem, ja zu viel sichererm Ziele führe? Ist der legislative Weg nicht möglich, und daher ebenso wenig der der authentischen Interpretation des widersprechenden Gesetzes, so bleibt nur mehr der Weg doctrineller Interpretation, in Verbindung mit einer milden und gerechten Handhabung, übrig.

Aber, mag man sagen, dann wird das brünstig ersehnte Ziel nur nach langer Zeit erst erreicht, und wir sind über-

dieß stets in Gefahr, daß jede Aenderung des Systems im Staate auch eine Reaction gegen die Kirche hervorrufe, sie also in Bayern nie zu einer gesetzlichen Basis gelange! Und dennoch ist und bleibt es ein allgemeines Gesetz der Geschichte, daß ihr eigentliches Ziel in Allem nur nach allmähliger Ueberwindung des Gegensatzes erreicht wird; ja, je beharrlicher dieser Gegensatz ist, je mehr Kraft gegen ihn aufgeht, und je allmähliger die Ueberwindung geschieht, um so nachhaltiger wird auch immer die Frucht des Sieges seyn. Befreiung der Kirche ist die Aufgabe der Jetztzeit; vollendet wird sie seyn, wenn die noch widerstrebenden Mächte, vom Widerstand erschöpft, dem Rechte der Kirche, das im Leben und in der Gesinnung der Völker mächtig geworden, nun auch selbst die Anerkennung nicht länger mehr versagen können. Zu einem solchen Umschwung der Gesinnung helfen alle bloß gesetzlich principiellen Gewährungen nichts; und wenn ihr Princip einmal, in's Leben eingedrungen und verkörpert, eben nur aus dem Leben in jener gesetzlichen Form hervortritt, dann ist der Umschwung schon da. Zu solchem Hervortreten ist aber der Proceß ein historischer, stufenweise fortschreitender. Wer weiß, ob je ein voller Gottesfriede zwischen Kirche und Staat, wie er so Manchem jetzt als schönes Phantasiebild vorschwebt, auch in der Absicht der Vorsehung liege? im Gegentheil hat ja vielmehr bis zur Stunde noch der antichristliche Geist gerade in den Organen des Staates, in der Bureaukratie, Sitz und Macht. Aber dennoch läßt sich andererseits nicht läugnen, daß der alte herbe Geist der Kirchenfeindlichkeit vielfach bei Einzelnen einer bessern Gesinnung bereits Platz gemacht habe, ja daß man, wenn auch bei den eingewurzelten Vorurtheilen noch mit innerm Widerstreben, wenigstens zu ahnen scheint, wie der Geist der Revolution gegen die politische Ordnung derselbe Geist sei, dem ehedem die Regierungen, der Kirche gegenüber, sich dienstbar gemacht, und dem sie, freilich in Folge

eines Erbübels, und daher mit geringerer Schuld, auch jetzt noch theilweise dienstbar sind. „Zeit und Umstände“ haben das alte Princip vielfach gebrochen, so daß, wenn auch gegenwärtig die oben bezeichnete gesetzliche Abänderung nicht wohl möglich, und der Versuch kaum räthlich ist, doch viele Punkte bei einigermaßen rechtlicher Gesinnung eine der Anschauung der Kirche mehr entgegenkommende Auffassung ermöglichen, die nur erst zur That zu erheben ist, um durch eine bessere Praxis hinwiederum eine neue Anschauung zu erzeugen. So werden nothwendig die dem Rechte der Kirche widersprechenden Gesetze durch sich selbst eliminirt; denn sie erscheinen dann, in soferne sie noch als geschriebene vorhanden sind, zuletzt nur mehr als eine Superstition. Faktische Gewährungen, redliche Handhabung derselben stellen das noch vielfach dem Bewußtseyn der Gegenwart im Dunkel verborgene Princip endlich doch zuletzt an den Tag; und mag auch eine Reaction erfolgen, sie kann aus denselben Gründen nichts mehr schaden, vielmehr, wie die Erfahrung lehrt, nur nützen.

Daß aber jener bessere Geist, wenn auch nur erst in mehr vereinzelten Erscheinungen, unter den Organen des Staates selbst sich geltend mache, dafür legt unter Anderm die jüngst erschienene Schrift: „Die katholische Kirchenfrage in Bayern, ein kirchenstaatsrechtlicher Versuch von Georg Henner, k. b. Regierungsassessor“, Zeugniß ab. Wenn diese Schrift gerade auch nicht officiellen Charakter trägt, so ist sie doch, wie verlautet, in höhern Regionen veranlaßt und gutgeheißen worden. Schon auf den ersten Blick offenbart sich an ihr eine in jeder Beziehung anerkennenswerthe Gesinnung. Herr Henner ist ein treuer Sohn seiner Kirche, er liebt sie und anerkennt ihr Recht. Seine Absicht ist: „zu versöhnen bezüglich eines der größten Gegensätze, in welchem sich unser Jahrhundert befehdet, zu versöhnen in der großen Streitfrage zwischen Staat und Kirche.“ Sein Standpunkt ist daher nicht der des Staats-Kirchenthums,

nicht der der Bureaukratie, auch nicht jener sentimental ausgleichungssüchtige, der die Klauen nur mühsam hinter den Humanitätspfoten verbirgt, sondern der „geschichtlich positive, der positiv rechtliche". Der Verfasser erachtet „auf einer andern Grundlage eine Verständigung und Versöhnung nicht für möglich"; und wenn er auch nicht gerade in allen Fragen das eigentlich kirchliche Princip strenge getroffen hat: so ist der Fehler doch nicht seines Willens, sondern seiner Zeit, wie seiner Corporation, über deren eng befangenen, ja mit jeder lebendigen Anschauung unverträglichen Gesichtskreis er persönlich sich weit genug erhebt, so daß immerhin auch ein allenfallsiges Straucheln jede Nachsicht verdient. Wenn wir daher auch im Folgenden vielleicht hie und da von seiner Aufstellung abweichen, so sind wir doch stets weit entfernt, der Absicht des Verfassers irgendwie zu nahe treten zu wollen.

Begreifen wir nun die Beschwerden der Kirche in Bayern aus dem Princip, so betreffen sie zunächst die durch die Verfassung aufgestellten „Hoheitsrechte" in Kirchensachen. Schon in der Verfassung selbst ist die maßlose Auffassung und Handhabung derselben gegen früher in etwas beschränkt, und ihre Uebung im Laufe eines Menschenalters bei der wachsenden Macht der Kirche in den Gemüthern eine mildere geworden; und wenn der Erlaß vom 8. April 1852 im Punkt 3 hinsichtlich des Placets bei kirchlichen Erlassen, die nicht als ausgenommen bezeichnet werden, bestimmt: „das Sr. Majestät als katholischem Könige zustehende Oberaufsichts- und Schutzrecht sei in seinem ganzen Umfang unangetastet aufrecht zu erhalten" — so zeugt, abgesehen von dem Rückzug in Praxi, gerade der Umstand, daß man solches „Recht" nicht mehr aus dem Wesen des Königthums an sich, sondern aus der Katholicität des Königs abzuleiten sucht, hinlänglich von dem Gefühl der Unhaltbarkeit der bisherigen Fassung. Man bemüht sich daher um einen festern Grund, der freilich für jenes Oberaufsichtsrecht ebenso wenig in der

persönlichen Katholicität, als im Königthum an sich zu finden ist. Soll aber das Schutz- und Oberaufsichtsrecht auch nach Punkt 2 immerhin fortbestehen, so ist es für die Praxis hier abermals dahin limitirt, „daß, wenn nicht verfassungsmäßige Bestimmungen zu beobachten kommen, es niemals so ausgeübt werde, daß die Bischöfe in der ihnen vermöge ihres Amtes zustehenden Verwaltung rein kirchlicher Angelegenheiten behindert werden.“ Während also gemäß §. 57 des II. Edikts, auf den sich dieser zweite Punkt bezieht, das Oberaufsichtsrecht nur nicht auf „rein geistliche Gegenstände des Gewissens und der Religionslehre“ sich erstrecken soll, ist hier der Ausdruck: „rein kirchliche Angelegenheiten“ gebraucht.

Trotz aller praktischen Einräumungen aber sind jene „Hoheitsrechte“ unläugbar doch noch als Principien, wenn auch abgeschwächt, vorhanden. Hr. Henner glaubt daher, denselben eine mildere Deutung in soferne geben zu können, als man „die schroffe Auffassungsweise eines überwundenen rechtsphilosophischen Standpunktes bei Seite läßt, und sich auf den ächt historischen, naturgemäßen Boden stellt.“ Er will also eine historische, naturgemäße Bedeutung für sie finden, und unterlegt ihnen einen Sinn, der allerdings, zumal der Kirche Reciprocität zugestanden wird, minder verfänglich für das Recht der Kirche ist, obwohl er nichts weniger als in Allem schon den kirchlichen Principien völlig entspricht. Henner erklärt demnach das jus advocatiae dahin: „daß jede dieser Gewalten, der Staat so gut, als die Kirche, indem sie beide Einem Ziele zustreben, mit andern Waffen sich zu unterstützen und zu schirmen verpflichtet seien, und diese Pflicht ein officium nobile sei; der Staat könne daher um seines Bestandes und seiner Ehre willen solches Recht so wenig lassen, als die Kirche; das officium advocatiae sei aber, weil der obersten Gewalt annectirt, ein Majestäts- und Kron-Recht“. Und allerdings hat das jus advocatiae als solches

eine historische Tradition in der Kirche für sich; es wurde in der Zeit ihrer größten Macht als das officium maxime nobile, so zu sagen, angesehen, war vor Allem Kaiserpflicht, und annectirte der kaiserlichen Würde. Dagegen ist es eine zwar jüngere, aber gleichfalls historische Thatsache: daß das Staatskirchenthum das jus advocatiae aus einer Schutz- und Schirmpflicht in ein despotisches Bevogtungsrecht verwandelt hat. In sofern braucht wirklich diesem Hoheitsrechte nur die falsche Bedeutung genommen, die genuine wiedergegeben zu werden, damit in der That nicht der mindeste Einwurf mehr gegen dieses Hoheitsrecht erhoben werden könne.

Ganz anders verhält es sich aber mit dem jus reformandi und dem jus ss. inspectionis. Beide haben keine eigentlich historische Basis in der Kirche, wohl aber in den Zeiten des Staatskirchenthums. Das jus reformandi in seinem Original-Verstande nach dem Satz: cujus regio, illius religio, hat eine wahre Parallele nicht einmal in der heidnischen Imperatorenzeit; es ist im Principe völlig antichristlich, und selbst der Islam hat es, theoretisch wenigstens, gegen Christen und Juden sich nicht zugestanden. Allerdings existirt es in diesem Sinne des 16ten Jahrhunderts nicht mehr; allein auch die neuere Fassung, daß die Staats-Gewalt das Recht habe, zu bestimmen, „ob und unter welchen Bedingungen eine Kirche im Staate zugelassen werden soll“, steht mehr auf dem Boden des Indifferentismus, als dem des Christenthums, und hat nur allenfalls darin eine Berechtigung, daß eben verschiedene Confessionen entstanden sind, denen gegenüber der Staat als eine allgemeine Macht erscheint. Auch „nicht den anerkannten Culten, sondern nur den neu auftauchenden Religionsgesellschaften“ gegenüber kann das jus reformandi nur auf dem indifferentistischen Boden noch festgehalten werden, während es auf dem christlichen nothwendig mit dem jus advocatiae, das auf die recipirten Culte sich ausgedehnt, zusammenfällt. „Begreift man aber

auch unter diesem Rechte noch die Befugniß der Staatsgewalt, die äußern Seiten der Kirche, wo sie mit dem bürgerlichen Leben zusammentreffen, den Ansichten und Zwecken des Staats gemäß abzuändern" — so bemerkt Henner freilich, „daß dieß nur auf dem Wege gemeinsamen Vorgehens geschehen dürfe", daß bei der garantirten Freiheit der katholischen Kirche „auch diese Seite des jus reformandi nicht absolut mehr Geltung habe, und daher die Staatsgewalt im Religionsedikt §. 77 sich nur auf ein Mitwirken beschränkt habe." Allein vom kirchlichen Standpunkte kann weder dem Staate zustehen, zu bestimmen, was innere, äußere oder gemischte Gegenstände der Religion sind, noch ist es überhaupt thunlich, gegenüber einem lebendigen Organismus, wie Kirche und Staat, von innern und äußern und gemischten Gegenständen nur zu reden, da beide Mächte eine innere und eine äußere Seite, und daher gar Manches gemeinsam haben, aber jede derselben in anderer Weise das gleiche Element in sich befaßt. In der Praxis jedoch, und wohlwollende Intentionen vorausgesetzt, ist jene Interpretation des Reformationsrechtes jedenfalls kein Gegenstand offenen Kampfes, sondern nur wechselseitiger Verträglichkeit, und hat im Notenwechsel ihr Bewenden.

Dagegen übersieht man in der Regel, daß das jus reformandi in der alten Bedeutung des cujus regio, illius religio sich dahin metamorphosirt hat, daß die Staatsgewalt in allen Ländern Unterricht, Schulen und Wissenschaft als fast ausschließliche Domäne sich auserſehen. Hatte der Grundsatz des cujus regio, illius religio sonst das Majestätsrecht sanctionirt, den Glauben, das religiöse Bewußtseyn der Völker nach Belieben durch vorgeschriebene Confessionen umzuwandeln, so hat er in neuerer Zeit, die keine eigentlichen Glaubensreformatoren mehr kannte, sich hinter die Schulen, von der Elementarschule angefangen bis hinauf zu den Fakultäten der Philosophie, Jurisprudenz, Medicin und Theologie,

gesteckt. Durch die Schulen hat die Staatsgewalt häufig nach den Heften ihrer zeitgeistigen Allerwelts-Reformatoren das Bewußtseyn des Volkes umzuwandeln gesucht, und darin nichts weiter als ihr Majestätsrecht zu üben vermeint. Auch diese faktisch allenthalben recipirte, wenn auch für die Lehrbücher des Kirchenrechts ganz neue Seite des jus reformandi steht der Kirche, wie dem eigensten Interesse des Staates feindlich gegenüber, zumal es ja in dem Berufe der Staats-Gewalt so wenig liegt, zu lehren, als sie, wie Jarcke sagt, „dem Säuglinge die Milch zu bereiten hat, oder der Hungrige berechtigt ist, von ihr Brod zu verlangen," und das in dieser Weise metamorphosirte jus reformandi hat allerdings auch in Bayern, wie wir später sehen werden, noch seine für die Kirche tief schmerzliche praktische Bedeutung.

Endlich ist es das jus ss. inspectionis, das einst um ihr Volkswohl sehr besorgte Staatsgewalten in der Ueberzeugung, daß von der Kirche ihm Verderben drohe, für jeglichen Eingriff bereit hielten. Es ist die personificirte Ueberordnung des Staates über die Kirche, der sich für berechtigt hält, in Allem, was in der Kirche vorgeht, sein Einsehen zu haben, darin zu verfügen, als höchste Instanz zu entscheiden, zu bestätigen und zu verhüten. Das jus cavendi, das placetum, die appellatio tamquam ab abusu sind die Mittel, solches Oberaufsichts-, vielmehr oberstbischöfliche Amt zu üben. Die Unterscheidung zwischen innern, äußern und gemischten Gegenständen macht die Sache im Wesen um Nichts besser, da, wie oben schon bemerkt, es wohl nicht leicht einen religiösen Gegenstand gibt, an dem nicht zugleich eine Seite zu finden wäre, die das bürgerliche Leben berührt, und überdieß der Staat bisher stets einseitig die Qualität solcher Gegenstände bestimmt und durch einander geworfen, somit schon von vornherein als die höhere entscheidende Autorität sich hingestellt hat. Auch diesem Rechte nun sucht Hr. Henner einen naturgemäßen Sinn abzugewinnen. Die Selbstständigkeit und

Freiheit des Wirkens beider Mächte voraussetzend, hält er gegenseitige Kenntnißnahme schon deßhalb für unerläßlich, weil beide nebeneinander wirken, um so mehr aber, weil die Träger der weltlichen wie der geistlichen Gewalt eben Menschen, also immerhin Conflikte möglich sind. Gegen eine wechselseitige Kenntnißnahme läßt sich nun freilich nichts einwenden, ebensowenig gegen das Recht des Staates, Eingriffe in die Sphäre des Staates abzuwehren; aber dieß Recht muß reciprok seyn. Und Hauptfrage ist wieder die Art und Weise seiner Uebung: eben die Uebung der Reciprocität wird zeigen, daß z. B. die Kenntnißnahme, sobald sie als Controlle erscheint, d. h. als ein Recht gefordert wird, in der Weise, daß der Staat und die Kirche stets beanspruchen können, Mittheilung von dem zu erhalten, was Staat oder Kirche irgendwie verordnen, beider Mächte völlig unwürdig sei; „denn Staat und Kirche sind nicht da, sich wechselseitig zu controlliren" *). Eine Mittheilung an die weltliche Obrigkeit wird die Kirche nicht versagen, „wegen des pflichtschuldigen Schutzes, wo derselbe nöthig seyn sollte, und aus Rücksicht für das Vertrauen, welches sich beide Gewalten zu erweisen haben".

Selbst allenfalls die Fassung, gemäß welcher der von der Kirche in Anspruch genommene weltliche Arm dann zu entziehen wäre, wenn die Kirche die Einsicht der Acten eines Erkenntnisses verweigerte, wäre eine Verletzung der Pflichten des Staates gegen die Kirche, sowie eine indirecte Inanspruchnahme einer höhern richterlichen Entscheidung. Das Placet, die Appellation tamquam ab abusu sind daher schlechthin den kirchlichen Principien widersprechend **). Letztere ist nur zulässig in den im kanonischen Rechte anerkannten Fällen, auf die auch in der Hauptsache der achte Punkt der Verordnung

*) Phillips' Kirchenrecht II, 575. 568. 550.

**) Die völlige Aufhebung des Placets fordert auch Herr Henner.

vom 8. April, und noch mehr, soviel verlautet, die neue Vorlage sich beschränkt; an dem im Princip noch festgehaltenen und dem Wortlaute nach nur legislativ zu entfernenden Placet aber wird die Zeit auch ohne Kammern Wunder thun.

So sind denn die Hoheitsrechte in Bayern allerdings noch in Geltung, aber nur nachdem sie praktisch einer viel mildern Uebung Platz gemacht. Wenn sie auch in dieser milderen Fassung nicht immer schon der kirchlichen Anschauung entsprechen, so kann doch die weitere Ueberwindung des gegnerischen Princips in ihnen füglich der Entwicklung der Zukunft überlassen werden; zumal jetzt nicht die Zeit zu principiellen Feststellungen hierüber ist, und solche viel zu sehr nur mit neuen Verwicklungen und Wirren drohten. Die thatsächliche Erkenntniß, daß die Staatsgewalt aus dem Gebiet, auf das eine falsche Staatsweisheit sie irre geführt, weichen müsse, und die somit erfolgende Anerkennung des kirchlichen Rechtes wird zuletzt auch noch die Abstraktionen fallen machen.

Haben demnach die Hoheitsrechte allerdings vielfach eine von der frühern verschiedene Bedeutung erlangt, so könnte man einwenden: der nunmehr ihnen unterbreitete Sinn sei gegen die — Verfassung. Die Verfassung nun hat selbst schon vielfach durch allgemeinere Fassung der Ausdrücke frühere harten Deutungen abgeschwächt, auch sind manche Paragraphe des zweiten Ediktes einer rechtlich kirchenfreundlichen Auffassung wohl fähig, z. B. §§. 50. 51. Wenn man überdieß noch das Verhältniß der beiden Gesetze, des zweiten Ediktes und des Concordats, berücksichtigt, so dürfte eine nicht am bloßen Buchstaben einseitig hängende Auffassung derselben immerhin herausstellen, daß gerade die Verfassung, resp. das zweite Edikt selbst im Gegenhalt zum Concordat den mildesten Sinn der Hoheitsrechte sowohl als ihrer Consequenzen, d. h. der dem kirchlichen Rechte widersprechenden Paragraphe bedinge, und daß daher auch das zweite Edikt rechtlich nicht im Widerspruch mit der Verfassung gedeutet

oder angewendet werden könne. Bekanntlich ist das Verhältniß von Concordat und zweitem Edikt der bayerischen Verfassung eine staatsrechtliche Controverse, die bereits ihre Literatur hat. Es fragte sich nämlich, welches der beiden Gesetze im Falle des Widerspruches dem andern derogire. Hr. v. Moy hat in seinem Staatsrecht sehr scharfsinnig dargethan und entwickelt, wie das Concordat dem zweiten Edikt in allen widersprechenden Punkten vorgehe. Sofort erhob sich eine heftige Polemik für und gegen, auf die wir hier allerdings im Einzelnen nicht eingehen können*). Aber Eine Seite glauben wir hier doch nicht übergehen zu dürfen.

Die Streitfrage lautet: ob es logisch und moralisch zu denken sei, daß ein als inländisches Staatsgesetz publicirter völkerrechtlicher, noch besonders durch eigene Artikel von den Contrahenten, deren einer der Gesetzgeber ist, als unantastbar erklärter öffentlicher Vertrag durch ein gleichzeitig mit ihm verkündetes und auf ihn sich beziehendes inländisches Gesetz, das dem Wortlaut nach ihm widerspricht, insoweit als ungültig erklärt werden könne, als er eben ihm widerspricht, oder nicht: d. h. ob der öffentliche Vertrag diesem Widerspruch eines inländischen Staatsgesetzes derogire, oder aber dieser Widerspruch ihm? Ein öffentlicher völkerrechtlicher Vertrag kann aber durch kein neues inländisches Staatsgesetz

---

*) Am ausführlichsten sind die Einwendungen gegen die Darlegung Moy's widerlegt, und die rechtliche Integrität des Concordates, sowohl als eines völkerrechtlichen Vertrags, als auch als inländischen Staatsgesetzes, neu begründet, in der Schrift: „Das Recht der Kirche" xc. Vgl. Moy, Staatsrecht I, 345 xc.; Histor.-pol. Blätter VII, 5 xc.; Stahl, Rechtsgutachten über die Beschwerden der Protestanten in Bayern; Fürst Carl von Wallerstein, Beiträge zum b. Kirchenstaatsrecht; Scheuerl, Beiträge zur Beleuchtung der Schrift: Concordat und Constitutionseid; Pözl, Lehrbuch des bayer. Verfassungsrechtes; Pözl in den kritischen Jahrbüchern für deutsche Rechtswissenschaft, 21. Bd. S. 59 — 63.

abgeändert werden. In sofern könnte gegen die Integrität des Concordates gegenüber dem Edikt nichts eingewendet werden. Da man aber spitzfindig genug herausgefunden hat, daß jenes Axiom des Völkerrechtes hier deßwegen keine Geltung habe, weil das Concordat, obwohl früher (Okt. 1817) abgeschlossen, doch erst gleichzeitig mit der Verfassung (Mai 1818) verkündet ward, so wollen wir hievon absehen, übrigens stets festhaltend, daß die Zeit der Publicirung der Gültigkeit des Concordats keinen Eintrag thue. Ohne Zweifel vermögen die Gegner der Gültigkeit des Concordats noch Anderes für sich beizubringen, aber immer nur, indem sie von der Wirklichkeit abstrahiren, an einzelne Worte sich hängen, also an den dürren Buchstaben, Geschichte und Verhältnisse, unter denen Concordat und Edikt entstanden, sammt den sittlichen Principien bei Seite setzend — eine Methode, welche dann allerdings von gewisser Seite die juristische genannt zu werden pflegt.

Das Concordat also ist jener völkerrechtliche Vertrag, der noch besonders vor jeder einseitigen Auslegung und Abänderung sich selber verwahrt, so daß jede einseitige Abänderung und Auslegung als öffentlicher Treubruch in ihm selbst erklärt ist. Dieser Vertrag wird als inländisches Staatsgesetz zugleich und (als I. Anhang) in Verbindung mit einem gleichzeitig verkündeten, aber dem Wortlaut nach ihm vielfach widersprechenden Gesetz, dem zweiten Edikt, publicirt. Somit ist wohl die erste und einzige erhebliche Frage: kann, nach logischen und moralischen Gesetzen zu schließen, der Gesetzgeber in dem Augenblicke, wo er den völkerrechtlichen Vertrag als inländisches Staatsgesetz verkündet — und, wohlgemerkt! mit allen jenen Verwahrungen gegen jede Antastung desselben — kann da logisch und moralisch angenommen werden, der Gesetzgeber habe diesem völkerrechtlichen Vertrag nur in soweit Geltung zugestehen wollen, als ihm ein anderes gleichzeitig verkündetes, ihm in den wichtigsten Punkten widersprechendes Gesetz nicht entgegenstehe? Unmöglich kann

angenommen werden, daß die Majestät, die das Gesetz gegeben, Solches habe wollen können, da sie dadurch selbst im Akt der Gesetzgebung jedes Gesetz nicht bloß der Logik, sondern aller Moral übertreten, sich selbst im Augenblick der Gesetzgebung als die öffentliche Treue brechend hingestellt hätte. Nichts Anderes aber muthen jene dem Geber der bayerischen Verfassung zu, die da behaupten, wie Pözl in seinem „bayerischen Verfassungsrecht" thut, „daß nur jener Theil des Concordates zum Staatsgesetz erhoben sei, der sich auf die übrigen, d. h. die im zweiten Edikt nicht normirten Gegenstände beziehe." Und diesen Ausspruch gründet z. B. Pözl (in genannter Zeitschrift) auf §. 103 des zweiten Ediktes selbst: denn dasselbe unterscheide kirchliche Angelegenheiten, über welche das Edikt Bestimmungen gebe, und solche, über welche das Edikt keine, oder doch keine erschöpfenden Bestimmungen enthalte; die letzteren bezeichne es mit dem Ausdruck: „die übrigen"; in Ansehung der erstern wolle es also allein maßgebende Norm seyn, in Ansehung der letztern sei es das Concordat *).

---

*) Mit Verwunderung und Bedauern ersieht man, daß auch Herr Henner der Darlegung Moy's entgegentreten zu müssen glaubt, und in der Erklärung des §. 103 sammt Allem, was sich daran knüpft, Pözl beipflichtet. Das that der abstracte Jurist in ihm; das sittliche Gefühl setzt hinzu: „So sehen wir uns denn in eine unglückliche, unhaltbare Doppelstellung versetzt, und nie und nimmermehr kann es der Jurisprudenz gelingen, den rothen Faden zu finden, welcher aus diesem Labyrinthe führt: denn der Widerspruch ist unlösbar." Allerdings gelingt es nicht der abstrakten von historischen Thatsachen und moralischen Principien absehenden Jurisprudenz. Aber was römische Sittenlehre vom Nützlichen gesagt: Nihil utile nisi quod honestum, gilt um so mehr vom Rechte (justum). Keine Jurisprudenz wird zugestehen, daß sie unmoralisch seyn müsse. Dann ist aber auch der Widerspruch nicht unlösbar, wenn auch nicht jeder Mißstand schon beseitigt, und immerhin der Wunsch am Platze ist, daß es nie zu diesem widersprechenden Gesetze gekommen wäre.

Was nun zunächst die Begründung dieser Ansicht betrifft, so ist dagegen zu erinnern: daß es im Edikt nicht schlechthin: die „übrigen", sondern: die „übrigen innern Religionsangelegenheiten" heißt, während das Edikt selbst gemäß dem eigenen Titel, wie auch nach Titel IV, §. 9 der Verfassung, die „äußern Rechtsverhältnisse" ordnen soll. Diese Unterscheidung kann daher nicht den Sinn haben, daß das Edikt selbst zwischen „innern Angelegenheiten", die es selbst regle, und „innern Angelegenheiten", die es dem Concordat überlasse, unterscheiden wolle, da es ja ausdrücklich für sich nur die „äußern Rechtsverhältnisse" in Anspruch nimmt; sie kann nur den Sinn haben, daß es die „innern" dem Concordat, die „äußern" dagegen sich selbst vindicirt. Die Unterscheidung innerer und äußerer Verhältnisse kann aber auch nicht den Sinn haben, daß unter den „innern" bloß die Gewissenssachen, Lehre ꝛc., unter den „äußern" die bloß äußern Rechtsverhältnisse gemeint seien; denn das Concordat enthält z. B. über Glaubens- und Gewissenssachen keine Bestimmungen, setzt sie nur im Allgemeinen voraus, während es fast ausschließlich äußere Verhältnisse der Kirche ordnet und regelt, wogegen eben das Edikt unläugbar geradezu in innere Gewissenssachen eingreift, wie besonders durch §. 6. Ist aber dem also, so kann den Ausdrücken „innere und äußere Angelegenheiten" nur die Bedeutung zukommen, daß durch den Ausdruck: „die innern Angelegenheiten" die jeder Kirchengesellschaft eigenthümliche Wirkungssphäre, unter den „äußern" aber die zwar die Kirche betreffenden, aber mit den bürgerlichen und staatlichen Verhältnissen in Berührung stehenden Gegenstände gemeint sind.

Wenn aber dann im zweiten Edikt auch wirklich Punkte vorkommen, die theils reine Gewissensangelegenheiten sind, oder völlig in die eigenthümliche Wirkungssphäre der Kirche fallen, so kann nicht angenommen werden, daß der Gesetzgeber diese einseitig in die äußern Rechtsverhältnisse habe

hinüberziehen wollen, wie allenfalls aus Pözl's Recension über Moy's „Staatsrecht" erscheint, wo er sagt: „das zweite Edikt habe eben bestimmt, was innere und was äußere Verhältnisse sind, oder vielmehr diese Frage unmöglich machen wollen." Denn gesetzt, dieß sei der Fall, so fragt sich, woher der Gesetzgeber den Rechtstitel hiezu erhalten, zu Bestimmungen, die absolute Allgewalt nicht bloß in der politischen, sondern auch in der kirchlich-religiösen Sphäre voraussetzen. Da aber dem Könige nie ein derartiger Rechtstitel zugestanden, über kirchlich-religiöse Fragen mit absoluter Gewalt zu entscheiden, und wohl Niemand ihm solche Gewalt nur vindiciren möchte: so läßt sich nicht annehmen, daß der Gesetzgeber Dinge, die nicht bloß in Frage stehen, sondern jedenfalls mehr oder weniger entschieden kirchlich-religiöser Natur sind, in die Sphäre der Staatsgewalt habe einseitig hinüberziehen wollen — um so weniger, als zugleich verkündet wird, der König habe mit dem heiligen Stuhle eine Uebereinkunft über die kirchlich-religiösen Angelegenheiten der katholischen Kirche in Bayern geschlossen. Wenn daher im zweiten Edikt über Gegenstände Bestimmungen getroffen werden, die den „innern" Angelegenheiten, d. h. der Rechtssphäre der Kirche angehören, so können nicht diese maßgebend seyn wollen, sondern nur das, was die Rechtssphäre der Kirche hierüber bestimmt.

Dieß erhellt noch deutlicher aus der Betrachtung des Concordats selber und seiner Publicirung. Das Concordat ist ganz, und nicht theilweise, wie in der oberrheinischen Kirchenprovinz, publicirt. Wenn nun schon das Verfahren der Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz deßhalb mit Recht als unredlich hart getadelt wird, was würde man erst sagen, wenn, wie in Bayern, ein öffentlicher wechselseitiger Vertrag, der schon nach dem Völkerrecht nicht durch ein inneres Gesetz abgeändert werden darf, vollständig verkündigt, zugleich aber über ihn bestimmt werden sollte: besagter Vertrag gelte jedoch nur in soweit, als der Gesetzgeber nicht einsei-

ig anders verfügt? Noch mehr: Das also vollständig verkün-
dete Concordat enthält Artikel, die — abgesehen davon, daß
sie die kirchlichen Gegenstände, die in dem Concordate nicht
direkt vorgesehen sind, nach der Lehre der Kirche und der be-
stehenden Disciplin behandelt wissen wollen — noch überdieß
im Falle sich ergebender Anstände jedes einseitige Vorschrei-
ten und Auslegen verbieten. Es enthält den Artikel XVIII,
in dem der König verspricht, nicht einen Theil, sondern das
ganze Concordat als Staatsgesetz zu erklären, für sich und
seine Nachfolger, und „nie aus irgend einem Grunde dem Con-
cordate etwas beizufügen, abzuändern oder auszule-
gen ohne Dazwischenkunft des heiligen Stuhles." Im Con-
cordat selbst erklärt sich also der König als verpflichtet, das
ganze Concordat als Staatsgesetz zu erklären; er verkündet
diesen Artikel, und in demselben Moment der Verkündigung
soll er zugleich verkünden: das Concordat habe nur in so-
weit Geltung, als es nicht bereits im Edikt beschränkt sei?
Indem er das Concordat verkündet, verspricht der König:
nichts beizufügen, abzuändern oder auszulegen; und
im Edikt soll der König im Augenblick der Verkündigung des
Concordates erklären: das Concordat hat nur Geltung, in
soweit es nicht vom beigefügten zweiten Edikt beschränkt
und abgeändert ist? oder, wie Hr. Pözl sagt, „das Con-
cordat gibt den Regeln des katholischen Kirchenrechtes ent-
sprechende allgemeine Grundsätze, das Edikt modificirt diesel-
ben für Bayern"*). Indem also der König einen öffentlichen

*) Jene Definition ist an und für sich schon baarer Unsinn. Das Con-
cordat gibt nicht die „den innern Principien des katholi-
schen Kirchenrechtes entsprechenden allgemeinen
Grundsätze." Es ist kein Handbuch des katholischen Kirchenrech-
tes, sondern es selbst regelt ja eben die kirchlichen Verhältnisse,
allerdings nach den allgemeinen Grundsätzen der kirchenrechtlichen
Principien — speciell für Bayern. Ebensowenig „modificirt"
das zweite Edikt „die allgemeinen Grundsätze des katho-
lischen Kirchenrechts" — „für Bayern", sondern es ordnet

Vertrag als Staatsgesetz publicirt, durch den er verspricht, nichts einseitig zu **modificiren**, soll er im nämlichen Akt und Athem dasselbe durch das zweite Edikt für Bayern **modificiren** wollen! — Verstößt Solches nicht wirklich, nicht bloß gegen jede Logik, sondern noch mehr gegen alle Moral, aber um so mehr auch gegen die Würde der Majestät? ist es anders, als den König in demselben Augenblicke, in welchem er in Seiner Majestät als Gesetzgeber auftritt, zum Wortbrüchigen machen, ihn die ersten Principien der Moral öffentlich mit Füßen treten lassen? So thun aber alle diejenigen, welche behaupten, daß das zweite Edikt dem Concordat derogire.

Allerdings verkennen wir die Thatsache nicht, daß die Staatsmänner damaliger Zeit und Andere, die ihnen im Rücken standen, das Concordat durch das Edikt vernichten wollten; rühmt sich ja Feuerbach geradezu: „das Concordat mit dem Papst zerrissen, das Religionsedikt geschaffen zu haben." Allein von der Majestät ist jeder Gedanke an solche öffentliche Verletzung der Moral, wie des Völkerrechtes fern zu halten, weil er eben ein Verbrechen gegen die Majestät selbst wäre. Das Wort: die Majestät kann nicht fehlen, hat auch hier seine Bedeutung; d. h. sie kann in dem Akt, in welchem sie als Majestät Gesetze gebend auftritt, nicht selbst

---

„die äußern Rechtsverhältnisse in Beziehung auf Religion und kirchliche Gesellschaften" im **Allgemeinen**, wie es denn auch für **alle Religionsgesellschaften** gegeben ist, und daher auch „**allgemeines** Staatsgrundgesetz" genannt wird, wodurch die beiden Anhänge als **specielle** Gesetze für Katholiken und Protestanten bezeichnet werden. — Aber wozu soll solche haarsträubende Erklärung Hrn. **Pözl** nützen? Bekanntlich derogirt das specielle Gesetz dem allgemeinen; wenn also Hr. **Pözl** das allgemeine Edikt in ein specielles, das specielle Concordat in ein allgemeines Gesetz umkünstelt, hat er das Concordat in die Klauen des nun ganz grimmigen Edikts gespielt! So die Rabulisterei. Nach allen andern Verhältnissen ist das zweite Edikt das allgemeine, und sind das Concordat und der zweite Anhang für die Protestanten die speciellen Gesetze.

eingegangenen Verpflichtungen gegenüber als wortbrüchig sich erklären, mit dem vollsten Bewußtseyn! — wie denn gerade die Concordatsverhandlungen, z. B. die Instruktion vom 7. September 1817, beweisen, daß die damalige Regierung sich durch den Artikel XVIII verpflichtet sah, „sämmtliche Artikel des Concordates wörtlich" zu nehmen, und deßhalb, um auch den Schein einer Wortbrüchigkeit des Königs unmöglich zu machen, auf den Antrag gerieth, daß der Artikel XVIII theilweise ausgelassen werde *).

Wir geben zu, daß die Gegner von solchen Consequenzen ihrer Auslegung gar keine Ahnung haben: bei Juristen thun sie auch gar häufig nichts zur Sache. Sagt ja Herr Pözl selbst: „Ob der König gegenüber den andern Contrahenten zu solcher Modifikation einseitig berechtigt gewesen sei, ist eine für das Staatsrecht und die Gültigkeit jener Modifikation irrelevante Frage, da der König als Gesetzgeber von Bayern unzweifelhaft dazu das Recht hat." Freilich, wenn man also von jeder historischen Thatsache, wie von jedem sittlichen Princip und von der Würde der Majestät abstrahirt, und nur

---

*) S. Concordat und Constitutionseid S. 87. Recht der Kirche rc. S. 80—83. — Jene Instruktion verlangt nämlich, „daß der Satz des Art. XVIII: „„Ueberdieß verspricht Ihre K. Maj., daß Sie und Ihre Nachfolger nie aus irgend einem Grunde etwas beifügen, daran ändern oder erklären werden, ohne die Autorität und Mitwirkung des heil. Stuhles"" — hinweggelassen werden möchte." Denn — lautet die Begründung des Antrags — „dieser Satz benimmt der Krone die Mittel und Wege, die ihr zustehenden, seit Jahrhunderten ausgeübten Rechte, in sofern sie nicht ausdrücklich in dem Concordat aufgenommen sind, je mehr ausüben zu können, bindet Uns an die wörtliche Auslegung sämmtlicher Artikel des Concordats, und stellt Uns in die traurige Alternative, entweder Unsere heiligsten Pflichten gegen das Volk in Religions-Angelegenheiten unerfüllt zu lassen, oder, indem Wir dieselben erfüllen, bei der Geistlichkeit, und einem großen Theile der von ihnen geleiteten Gläubigen als wortbrüchig gegen bestimmt eingegangene Verbindlichkeiten zu erscheinen."

einseitig ein jeder moralischen Unterlage baares Staatsrecht festhält, dann mag jene Frage allerdings völlig „irrelevant" seyn, wie auch die weitere Frage, ob damit, daß für das Staatsrecht öffentlicher Treubruch „irrelevant" ist, nicht zugleich der Gesellschaft selbst alles Staatsrecht — „irrelevant" wird?

Wenn also jede Auffassung des Verhältnisses zwischen Concordat und Edikt, die im Falle eines Widerspruchs dem erstern zu nahe tritt, in sofern geradeaus zur Unmöglichkeit wird, als sie die Majestät verletzt und die sittliche Grundlage des Rechtes vernichtet, so ist es Pflicht der Regierung im Interesse der Majestät selbst, im Falle eines Confliktes die Bestimmungen des Concordates gegenüber denen des Ediktes aufrecht zu erhalten. In dieser Hinsicht hat bereits die Erklärung von Tegernsee bestimmt, „daß das Concordat vollzogen werden solle, und daß allen Behörden obliege, sich genau nach seinen Bestimmungen zu richten." Aber auch die Verordnung vom 8. April hat bestimmt: „Bei Auslegung mehrdeutiger und zweifelhafter Stellen der zweiten Verfassungsbeilage ist jene Interpretation anzunehmen, welche mit den Bestimmungen des Concordates übereinstimmend ist, oder sich denselben annähert" — und noch präciser äußert sich, wie verlautet, die neueste Vorlage. Damit ist nun freilich noch nicht ausgesprochen, daß das Concordat, gegenüber dem Edikt, volle Geltung haben solle; aber, wenn auch nur annäherungsweise, ist doch das, was nothwendig einen höhern Gesichtspunkt voraussetzt, endlich ausgesprochen: daß nämlich im Falle des Widerspruchs das Concordat dem zweiten Edikt derogire. Die Regierung hat hier principiell, gegenüber allen rabulistischen Versuchen, die Rechte des Concordates zu untergraben, das Recht der Kirche, die öffentliche Moral, und somit die faktische Grundlage der Gesellschaft gewahrt.

XXVI.

Literatur.

I.

Der Untergang des Hellenismus und die Einziehung seiner Tempelgüter durch die christlichen Kaiser. Ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte von Ernst v. Lasaulx. München 1854. Literarisch-artistische Anstalt. 150 S. VIII.

Auf kleinem Raume entrollt uns dieses Buch eines der ergreifendsten Bilder aus der Geschichte der Menschheit. Nur ein Mann, in dem sich, wie in dem Herrn Verfasser, Kenntniß des classischen und christlichen Alterthums mit der Gabe der Darstellung in so eminenter Weise vereinigt, konnte die Masse der Thatsachen so zusammenlesen, ordnen und geistig beleben, daß das Hinsinken des antiken Heidenthums und das Erstehen des Christenthums auf dessen Ruinen klar und erschütternd zur Erscheinung kömmt, und in dem Leser der Gegenwart die ernstesten Gedanken hervorruft. Das Buch beginnt nach einer kurzen Einleitung mit einer drastischen Gegenüberstellung der gebildeten Heiden und der christlichen Apologeten. Die römischen Machthaber und Gelehrten sahen anfangs in dem Christenthum nur eine Abzweigung des Judenthums, eine religiöse Secte, die, wie unzählige andere,

geeignet sei, in den Pandämonismus der römischen Staats-Religion mit aufgenommen zu werden. Kaiser Tiberius und einige seiner Nachfolger waren bereit, Christus unter der Anzahl der Götter und Heroen eine Stelle einzuräumen; während Männer, die an dem nationalen Wesen festhielten, z. B. Tacitus, sich mit stolzer Verachtung von der neuen Erscheinung abwandten — nicht aus persönlicher Beschränktheit oder Antipathie, sondern vermöge ihres einseitig römischen Standpunktes, von dem sie die Sache ansahen. Die christlichen Apologeten, in richtiger Würdigung der Verhältnisse und gleich als fühlten sie, daß zwischen ihnen und den gelehrten Vertretern des nationalen Herkommens ein Verständniß nicht möglich sei, wandten sich sofort an die Herrscher des Reiches, und wiesen mit bewunderungswürdiger Unerschrockenheit nicht nur die Vorwürfe der Gottlosigkeit, Menschenfeindlichkeit, der Unehrerbietigkeit und des Ungehorsams gegen die Obrigkeit zurück, sondern machten auch ohne Rückhalt die tiefe Kluft, welche Christenthum und Heidenthum scheidet, offenbar. Zu ihren Worten lieferten sofort die Martyrer die Belege, und so erwuchs in Wort und That aus den verachtesen Bekennern Jesu Christi eine Macht, die kein Römer-Stolz, keine Herrschergewalt überwinden konnte, sondern die sich nur um so wunderbarer entfaltete, je mehr die Gegner von Verachtung zu Haß, von Drohung zu unmenschlicher Verfolgung übergingen. Dieser Steigerung der innern Kraft entsprach die stets wachsende Anzahl der Christen. Schon Tertullian konnte um das Jahr 198 die Duldung der christlichen Religion aus dem Grunde verlangen, daß beinahe in allen Städten die meisten Bürger Christen seien. Bei solcher Bewandtniß mußte die Zeit kommen, wo die wüthende Verfolgung der Toleranz und der politischen Gleichstellung das Feld räumte, und sobald dieß geschehen, lag es in der Natur der Sache, in dem unversöhnlichen Gegensatz zwischen Christenthum und Heidenthum, daß die neue Weltreligion

gegen das Conglomerat der römischen Staatsreligion den Vernichtungskampf begann, und ihn siegreich durchführte. Die Hauptmomente dieses großartigen Processes von blutigster Unterdrückung, Gleichstellung, schonungslosem Kampf und vollständigem Sieg knüpfen sich an die Namen der Kaiser Diocletian, Constantin, Theodosius, Justinian; Julian unterbrach diesen Proceß auf kurze Zeit durch eine mehr in den Fehlern der Christen, als in der noch vorhandenen Kraft des antiken Wesens begründete Reaction, die indeß nur dazu diente, den Sieg des Christenthums zu beschleunigen und zu vervollständigen.

Herr von Lasaulx schildert den Verlauf des Processes, indem er die Männer, die ihn leiteten, treffend charakterisirt, und besonders die kaiserlichen Edicte gegen und für die christliche Religion mit Sorgfalt mittheilt. Es ist höchst interessant, die letzteren der Reihe nach durchzugehen und im Einzelnen zu verfolgen, wie die christlichen Kaiser im Interesse des Christenthums, ähnlich wie früher die heidnischen für das Heidenthum, ihre Maßregeln von Jahrzehend zu Jahrzehend schärften, und nach Grad wie Umfang steigerten. Dabei ist jedoch ein großer Unterschied nicht zu verkennen, den wir etwas stärker, als es in vorliegender Darstellung geschehen, hervorgehoben zu sehen wünschten; die christlichen Kaiser nämlich haben niemals die Menschlichkeit außer Augen gelassen, und sich wohl öfter rücksichtslos oder engherzig, aber nicht grausam benommen. Selbst Theodosius, der den Kampf gegen das Heidenthum auf das schonungsloseste führte, unterließ nicht, die Heiden, welche er von allen Aemtern in der Verwaltung und im Heere ausschloß, durch folgendes Rescript unter den Schutz des Gesetzes zu stellen: „Den Christen, die es in Wahrheit sind, und die sich so nennen, empfehlen wir es nachdrücklich, daß sie sich nicht unterstehen sollen, das Ansehen, welches ihre Religion genießt, zu mißbrauchen, und an die Juden und Heiden, die sich ruhig ver-

halten, und nichts Aufrührerisches und Gesetzwidriges unternehmen, Hand anzulegen. Denn, wenn sie gegen die Friedfertigen Gewalt gebraucht, oder sich an ihren Gütern vergriffen haben, so sollen sie nicht bloß das Geraubte, sondern, wenn sie dessen überführt sind, das Dreifache und Vierfache des Geraubten zu erstatten gezwungen werden; und die Rectoren der Provinzen und ihr Amtspersonal und die Vorsteher der Städte sollen wissen, daß, wenn sie jenen Unfug gestatten, sie ebenso bestraft werden sollen, wie die Thäter. Die Heiden aber, wenn es ihrer noch gibt, die über heillosen Götzen-Opfern ergriffen werden, sollen, obgleich sie dem Tode verfallen wären, mit Einziehung ihres Vermögens und mit Verbannung bestraft werden" S. 131.

Was den Antheil der christlichen Kirche an den harten Maßregeln gegen die Heiden betrifft, so macht der Herr Verfasser an mehreren Stellen mit Recht darauf aufmerksam, daß die Kirche niemals einen directen Zwang bei der Heidenbekehrung gebilligt, und daß die Väter der Kirche jeder Zeit ihre Stimme erhoben haben, um die christlichen Gebote der Feindesliebe, der Sanftmuth und Geduld den Mitgliedern ihrer Kirche an's Herz zu legen. Es finden sich in dieser Beziehung die beherzigenswerthesten Auszüge aus den Werken des heiligen Johannes Chrysostomus, Gregor von Nazianz und Augustinus; von denselben genügt es, nur einige Sätze hier mitzutheilen. Ueber das Unternehmen des Julian urtheilten unter Anderm die beiden erstgenannten Väter folgendermaßen: „daß, wenn auch alles Andere auf der Welt besiegt werden könne, der Glaube allein unbesiegbar und kein äußerer Feind der Kirche je gefährlich sei; daß Julianus, und was er gethan, für die Christen ein göttliches Strafgericht gewesen, welches ihnen zur Reinigung und Besserung dienen und sie lehren solle, in der Meeresstille des Sturmes nicht zu vergessen, im Glücke nicht übermüthig, im Unglücke nicht kleinmüthig zu werden, und nicht in die Fehler zurückzufallen, wegen deren die Strafe über

sie gekommen; daß wir, nun die Zeiten wieder günstig geworden, gemäßigt bleiben, gegen die, so uns Unrecht gethan, nicht bitter seyn, was wir an Andern getadelt, nicht selbst thun, nicht auf Aechtung und Gütereinziehung, auf Processe und Verfolgung denken, sondern nur durch Sanftmuth die besiegen sollen, die uns unterdrückt haben" S. 81.

Es ist begreiflich, daß zu Julian's Zeit so wenig, wie in andern Zeiten, Alle, die Christum bekannten, auch Christi Lehren vollkommen in sich aufgenommen hatten und sie thatsächlich ausübten; man darf es also nicht der Kirche und dem Christenthum zur Last legen, wenn fanatische Menschen gegen die Verächter Christi sich grausam, wenn rachesüchtige Pöbelschaaren, unter dem Vorwande des religiösen Eifers, sich unmenschlich benahmen, oder wenn es Kaiser, Staats-Beamte und Geistliche gab, die unter christlicher Maske ihre gemeine Habsucht verbargen und Christum schändeten, indem sie ihn zu verherrlichen vorgaben. Ferner ist nicht außer Acht zu lassen, daß gehässige Güterconfiscationen wohl hie und da von kirchlichen Eiferern betrieben wurden, wesentlich aber vom Staate ausgingen, und daß die eingezogenen Güter nicht sowohl dem Kirchenvermögen zugeschlagen, als von dem nimmersatten Säckel des Staates, dem kaiserlichen Fiscus, verschlungen wurden. Daß übrigens die verödeten Tempel in christliche Kirchen umgewandelt, ihre Einkünfte zur Bestreitung des christlichen Cultus verwendet wurden, war ebenso natürlich, als gerecht.

Von den Charakteristiken einzelner Männer heben wir besonders die Schilderung Constantin's hervor. Diese ist meisterhaft, und veranschaulicht auf das Lebendigste den Mann und seine Zeit. Wir sehen gleichsam die neue Hauptstadt des Reiches entstehen, und blicken mit Staunen auf das Beginnen eines Mannes, der bei seinem neuen Bau die alten Steine wohl zu verwenden weiß, der, von der Welt bezwingenden Macht des Christenthums ergriffen, sich doch von den alten Traditionen

cäsarischer Herrschaft und Selbstvergötterung nicht ganz befreit, und der theils aus diesem Grunde, theils aus Politik eine sonderbare Vereinigung christlicher und heidnischer Elemente sich erlaubt. Geistreich und treffend sind die Bemerkungen, die Herr v. Lasaulx seiner Schilderung einverwebt. So namentlich, daß der heidnische Senat in Rom den Constantin inter divos, aber die Kirche ihn nicht unter ihre Heiligen aufgenommen. Auch die Erörterung der Motive Constantin's, die vorzugsweise politischer Natur gewesen, ist im Ganzen richtig, und die Parallele mit Augustus gut ausgeführt. Weniger können wir uns mit der bei Gelegenheit des römischen Palladiums gemachten Bemerkung befreunden: „Wenn dieß Palladium, welches Troja mit Rom, Rom mit Constantinopel verknüpft hat, und dieses mit einer anderen Stadt auf slavischer Erde verknüpfen wird, aus seiner engen Behausung befreit zum drittenmal aufsteigt an das Licht der Sonne: dann erst wird der gegenwärtige Welttag unter- und unsern Enkeln vielleicht ein neuer aufgehen" S. 50. Doch wollen wir über die Zukunft der Slaven nicht rechten, vorausgesetzt, daß dieselben die geweissagte Verjüngung Europas nicht etwa mittels der czarischen Kirche des „heiligen Rußland" bewerkstelligen sollen!

Mit ganzer Seele dagegen stimmen wir dem Grundgedanken des Buches bei, daß „die innere produktive Kraft im Leben des Einzelnen, wie der Völker die Religion ist." Dieser Gedanke ist besonders ergreifend am Schlusse ausgesprochen: „Und gleicherweise ward die den jugendkräftigen germanischen Stämmen eingepflanzte christliche Weltreligion fortan das Centrum ihres geistigen Lebens, und hat mit der Kraft eines höheren Naturgesetzes überall, wo sie hinwirkte, neue Staaten und eine neue Kunst und Wissenschaft hervorgebracht; ja, auch heute noch ist das Beste und Schönste im europäischen Völkerleben an sie geknüpft; und wenn das drohende Schicksal der Zukunft sich erfüllen, und die ver-

hängnißvolle Stunde eines letzten großen Völkerkampfes in Europa kommen wird, so kann es keinem verständigen Zweifel unterliegen, daß auch hierin der endliche Sieg nur da seyn wird, wo die größere Kraft des Glaubens herrscht."

II.

Monuments de l'histoire de l'ancien Evêché de Bâle. Recueillis et publiés par ordre du Conseil-exécutif de la republique de Berne par *J. Trouillat*, Bibliothecaire, Conservateur des archives de l'ancien evêché de Bâle. Tom. I. Porrentrui 1852. CXLIV u. 713 S. in gr. 8.

Mit dem Sinken des römischen Weltreiches wurden für ausgedehntere oder beschränktere Kreise die Bischofssitze, sowie die unter ihrem Schirm entstandenen Klöster die Zufluchtsstätten der bürgerlichen Ordnung, der Gesittung, des Wissens, dessen, was diesem Allem als Grundlage dienen muß, des Glaubens, der Religiosität. Deutschlands Westen, wo die römische Herrschaft mit der gesichertern eine geregeltere Stellung gewonnen hatte, ragte hierin über dessen Osten weit empor. Während hier der geistlichen Aufsicht der Patriarchen von Aquileja, der Erzbischöfe von Salzburg und der Bischöfe von Passau unermeßliche Länderstrecken unterworfen waren, reihte sich dort von Chur, an den Quellen des Rheins, längs dieses Stromes bis zu dessen Mündung Bisthum an Bisthum, insgesammt leuchtende Punkte für Alles, was wir unter das richtig gedeutete Wort Cultur zusammenfassen mögen. Dem Thallaufe des Rheines folgend, war Basel der dritte Bischofssitz, das Gebiet der alten Rauracier und ihrer Nachbarn der Latobrigen, zum Theil der Sequaner umfassend, weit hinab in das heutige Elsaß sich

erstreckend, an Alter von allen übrigen kaum Einem nachstehend. Denn wenn auch der heilige Pantaleon, Ursula's und ihrer Jungfrauen Begleiter nach Rom, bloß der Legende und den ältesten Diöcesan-Brevieren angehören sollte, so erscheint doch Justinianus „Rauricorum Episcopus" als unbestreitbar geschichtliche Person bereits in den Acten der Straßburger Synode vom Jahre 346, und finden wir seine Unterschrift unter den Acten des berühmten Concils von Sardica. Freilich verlaufen dann wieder beinahe dreihundert Jahre bis auf Ragnachar, der von Basel an das Bisthum Autun versetzt wurde, dann abermals hundert bis auf Walan (731), von welchem an erst die Reihe der Bischöfe ununterbrochen folgt. Somit würde das Bisthum Basel (dessen Umgestaltung in ein Alumnat des kirchlichen, folglich auch des politischen Radikalismus erst jüngst wieder Hauptaufgabe der schweizerischen Coryphäen desselben war) ein Alter von mehr als anderthalbtausend Jahren zählen. Das wissen diese Leute freilich nicht; es ihnen zu sagen, haben ihre Zeitungen bis jetzt verabsäumt; sonst läge höchst bequem die Floskel zur Hand: es hat sich überlebt.

Abgesehen von dem allartigen Einfluß des Bisthums Basel durch eine lange Reihe von Jahrhunderten, rechtfertigt schon dessen hohes Alter eine Herausgabe seiner Monumente. Die vorliegende dürfen wir in zweifacher Beziehung den ausgezeichnetsten Veröffentlichungen solcher Art an die Seite setzen: zunächst in der typographischen, welche eines solchen Denkmals würdig ist, sodann in der wissenschaftlichen (dem Schatz der beigefügten Nachweisungen und Erläuterungen), ausschließlich Hrn. Trouillat's Verdienst. Wie ansehnlich, und dennoch nicht wie bei den alten östlichen Bisthümern alles Maß überschreitend, die Jurisdiction des Basler-Sprengels gewesen, zeigt (S. LXXV ff.) die Aufzählung der Ortschaften der eilf Decanate, in welche in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts das Bisthum eingetheilt war. Dieselben

kommen, die Kirchen und Klöster der Stadt Basel nicht gerechnet, einem halben Tausend nahe, worunter freilich manche jetzt verschwunden sind. Ansehnliche Abteien fanden sich in dessen Bereich: Murbach, einst so bedeutend, daß Erzherzog Leopold, Kaiser Ferdinand's II. Bruder, dieselbe nicht für zu gering geachtet, um sie seinen Bisthümern Passau, Straßburg und Monte-Reale in Sizilien beizufügen; dann Pairis, Meßmünster, Lützel, Bellelay, Beinwyl (jetzt Maria-Stein im Canton Solothurn), in Basel St. Alban, die Carthause u. v. a.

Hauptquellen zur Herausgabe dieser Monumente, deren erster Theil in 465 Nummern nur bis zum Jahre 1259 geht, sind: 1) der Codex diplomaticus Ecclesiae Basiliensis, Pergamenthandschrift aus der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts, auf 117 Blättern Documente von 993 — 1302 enthaltend; 2) Statuta synodalia episcopatus Basiliensis cum libro marcarum, im Jahre 1444 aus Veranstaltung des Bischofs Friedrich zu Rhein zusammengetragen, enthaltend Synodalstatuten von 1297, 1299 und Statistisches über die Diöcese; 3) das „Alt Adeliche Lehenbuch“, Abschrift vom Jahre 1441 (das Original ist seit des Bischofs Joseph von Roggenbach Flucht im Jahre 1792 abhanden gekommen); 4) das Chartularium der Abtei Bellelay vom Jahre 1414, über 400 Documente enthaltend, angefangen vom Jahre 1141; 5) zwei Chartularien der Abtei Lützel, das eine vom Ende des 14ten Jahrhunderts, zahlreiche Kaufbriefe über elsaßische Erwerbungen in sich fassend, das andere im Jahre 1638 zusammengetragen, Acten vom Jahre 1136 bis zur Zeit der Zusammenstellung; 6) gewichtige Beiträge lieferten das Staats-Archiv von Bern, das Departemental-Archiv du Doubs, das Stadtarchiv von Pruntrut; 7) haben auch die gedruckten Sammlungen und Werke eines Baluzius, d'Achery, Gudenus, Herrgott, Würdtwein, Schöpflin, Ochs u. A. ihre Beiträge zum speciellen Zwecke liefern müssen. Als be-

sonderes Verdienst ist dem Verfasser anzurechnen, daß er nicht minder die alten Diöcesan-Breviere beigezogen, und aus diesen das Berücksichtigungswerthe aufgenommen hat, wie das Martyrium der heiligen Ursula und ihrer Gefährtinen, die Acten der Heiligen Fridolin, Imier, Ursinus (Ursicinus), Baudrill, Germanus (Abt von Moutiers-Grandval), Ranwald, Dizier, Morand. Die älteste eigentliche Urkunde (freilich schon von Grandidier und Schöpflin herausgegeben) ist vom Jahre 660, des austrasischen Königs Childerich II. Ueberlassung gewisser Kammer-Einkünfte an die Abtei Münster im Gregorienthal.

Die Einleitung beginnt mit einem Ueberblick über die älteste Geschichte des celtischen Rauraciens und Cäsars Sieg über Ariovist, welchem unter Augustus die Begründung der Colonia Augusta Rauracorum (heutigen Tags noch Augst genannt) folgte, deren Einwirkung auf die Umgebung, gleichwie der Lauf der Heerstraßen von da aus nach den verschiedenen Richtungen des römischen Reichs dargestellt wird. Der oben erwähnte Bischof Justinianus hatte noch seinen Sitz in der blühenden Augusta Rauracorum; der erste Nachfolger desselben, den die Geschichte kennt, Ragnachar (618) fügte dem Titel Augustanae (Eccl. Ep.) schon den Beisatz Basileae bei. Wird der heil. Pantaleon als ächt angenommen, so wäre der jüngst verstorbene Bischof Joseph Anton der siebenzigste Oberhirte des Baseler-Sprengels gewesen. Schon der vorletzte Reichs-Fürst, Joseph Sigismund von Roggenbach, sah sich im Jahre 1792 zur Flucht vor dem französischen Sansculotten-Heer gezwungen; sein Nachfolger, Franz-Xaver von Neveu, wurde von dem ebenfalls flüchtigen Domkapitel — zu Freiburg im Breisgau gewählt, und sah sich zur Zeit seiner Wahl auf den kleinen Theil des Sprengels und der Besitzungen, die auf dem rechten Rheinufer lagen, beschränkt, dessen nachher zu Regensburg die Männer vom Degen ihn ebenso brevi manu verlustig erklärten, wie es zehn Jahre früher die Horden

mit der Muskete gegen seinen Vorgänger in Bezug auf den größern Theil gethan hatten.

III.

Der treue Eckard. Epos in zwölf Gesängen von Joseph Pape. Münster bei Friedr. Cazin. 1854.

Es macht einen übeln Eindruck, wenn wir in der Zugabe zur Volkshalle einer Besprechung dieses Gedichtes begegnen, die dasselbe überschwänglichst preist, und es über alles in neuester Zeit Erschienene, auch über die Amaranth stellt. Das erinnert an die Blüthezeit der Jungdeutschen vor und nach dem März, wo von diesen über alles von ihrer Partei Erscheinende, war es auch das Unbedeutendste, sogleich in allen Blättern die Paucken und Trompeten losgelassen wurden. Aber das hat für sie nicht lange gedauert; Hartmann, Freiligrath, Herwegh, Hofmann, und wie sie alle heißen mögen, sie zogen gleich Meteoren vorüber, im Feuer ihres Stolzes und der diabolischen Kräfte, welche sie beschworen, verglühend. Machen wir ihnen dieß um Gotteswillen nicht nach, es wirft kein Vertrauen erweckendes Licht auf uns! Wir üben gern und durchgängig volle Gerechtigkeit unsern Gegnern gegenüber, um so mehr sollten wir sie aber gegen unsere nächsten Freunde zu üben uns bestreben. Jede Verletzung dieser Gerechtigkeit ist ein Unrecht gegen unser katholisches Publikum, ein noch größeres gegen die Verfasser, die, mit größerm Ernst und mit mehr Wahrheit empfangen, nicht stehen bleiben würden, weil sie bereits das Höchste zu leisten wähnen; und jede gibt endlich unsern Gegnern willkommene Gelegenheit zum Spotte.

Pape hat ein schönes Talent, und wenn er dasselbe in

ernstem Ringen pflegt, dann können wir einmal einen braven Sänger in ihm begrüßen. Den Erstling, den er uns hier schenkt, nehmen wir dankbar an, aber unser Dank sucht seinen Ausdruck nicht darin, daß wir loben und preisen und weiter nichts, sondern daß wir, das Schöne hervorhebend, die großen Mängel der Arbeit nicht vergessen lassen.

Der Dichter hat sein Thema mit einer großen Begeisterung aufgefaßt, dafür spricht jede Zeile; es ist im Sturm ausgeführt, und wir begegnen mancher reinen, kostbaren Perle darin. Man sieht dem Ganzen an, daß sich der Dichter an der Brust der mittelhochdeutschen Poesie genährt hat, daß ein Theil ihres warmen, frischen, beflügelten Lebens bei ihm in Fleisch und Blut überging; aber es ist doch mehr das Aeußere, und in das tiefsinnere Verständniß jener glorreichen Zeit finden wir ihn weniger eingeweiht. Das sagt uns bereits der Hauptgedanke, der dem Ganzen zu Grunde liegt: der Kampf der Negation mit dem Ewigwahren, Geoffenbarten, welches den Sieg davon trägt. Jene wird durch Volker, den „Nonnensohn", vertreten, dieß durch den getreuen Eckart. Volker hat eine Sippe von sieben Männern um sich gesammelt, einer schlimmer wie der andere, und theils ihr Charakter, theils ihre Namen sagen uns, daß sieben Männer unserer Zeit hinter ihnen stecken, und zwar Kinkel, Heine, Uhland u. A. m. Wenn nun schon das Mittelalter schlecht gewählt ist als Boden für den Kampf zwischen dem Positiven und der Negation, dann ist die Wahl dieser modernen Poeten eine noch viel verfehltere; denn sie haben, so wie Volker, mit dem Mittelalter gar nichts gemein, ihr ganzes Wesen, ihr Denken und Handeln paßt zum Mittelalter, um mich eines Volksausdrucks zu bedienen, wie eine Faust auf's Auge; es und sie sind sich einander ganz fremd, sie kommen einem wie verkleidet vor. Wenn wir Volker z. B. hören:

„Du armes Volk", so klagt er laut,
„Gleich einer liebverrathnen Braut!

> Geraubt dein grün hochzeitlich Kleide, (?)
> Von deinem Hals das goldne Geschmeide....
> Zwei Freier kamen, dich zu werben,
> Die sich und dich nun mitverderben,
> Der Kaiser von dem sündgen Throne,
> Der Papst mit dreifach falscher Krone" u. s. w.

so ist das wörtlich dem Munde unserer Demokraten entnommen, aber von Mittelalterlichem kein Hauch darin, denn dessen Tagen kann man schwerlich republikanischen und pan- oder gar atheistischen Spuk vorwerfen.

Von der Ausführung fordern wir bei jedem Gedicht das alte horazische simplex et unum, und auch hier müssen wir leider bekennen, daß wir Beides nicht im Uebermaß finden. Was das Erste betrifft, so hat Pape, in dem Wahn befangen, das Gedicht durch möglichst verschiedene Bilder reich machen zu müssen, eine große Zahl von Gebräuchen, Sagen, Volks-Liedern u. A. m. hereingezogen, die störend in den Gang der Haupthandlung eingreifen, und auch den Eindruck des Ueberladenen in jedem Capitel machen; das ist zudem nur aufgetragene Farbe, keine die den Stoff durchdringt. Pape blendet uns oft durch seine Fülle, aber er fesselt uns nicht. Die Zeit behält der Dichter dabei keineswegs im Auge, denn daß die Studenten des Mittelalters bereits „Fiduzit" riefen, darüber sind die Gelehrten noch nicht einig, und ebenso wenig werden sie ihm darin beistimmen, daß der Riese Haim dem Tor (?) alte Schlachtenlieder gesungen. Thorr und Fiduzit! Ueberhaupt behandelt der Verfasser die Tradition mit großer Willkür, und das läßt sich unsere Zeit nicht mehr gefallen; so setzt er den Hausgeist Chimken auf einen Bock, und läßt ihn gegen den Riesen Haim kämpfen.

Wie bei diesen überfüllten und durcheinander geworfenen Bildern das alte unum bestehen kann, das sage sich Jedermann selbst. Die beiden Helden gehen auch jeder seine Wege, sie kommen nur selten mit einander in Berührung, und dann ist

dieß eine nur oberflächliche; sie treiben jeder das, wozu er Lust hat, bis Volker zuletzt dahin gelangt, wo Eckart lange schon stand, zum Glauben. Dadurch wird aber das Interesse des Lesers zersplittert, und ein klarer Ein- und Ueberblick der Handlung ist erschwert, für manchen unmöglich; sie ist kein Ganzes.

Zur treuen Färbung der Zeit hielt es der Dichter auch für nöthig, eine zuchtlose Nonne, prassende und polternde Bischöfe, unbeholfene, um erröthende Nonnen sich bemühende Patres u. a. m. in dem Gedicht auftreten zu lassen, aber diese Nothwendigkeit will uns nicht einleuchten. Es herrscht von der Seite unserer Gegner ein Eifer auf diesem Gebiet, der einer bessern und edlern Sache würdig wäre, und uns kaum etwas zu thun übrig läßt. Wenn wir auch nicht so blind sind, die Mängel jener Zeit zu verkennen, sie verschwinden uns doch vor dem Ewiggroßen, welches sie bewegte.

Ungleich befriedigender, als wir so den Inhalt fanden, ist uns die Form erschienen. Der Dichter beweist in der Behandlung aller Arten des Verses eine seltene Leichtigkeit und Gewandtheit, nur stören die oft falschen Reime und die ganz verfehlte Nibelungenstrophe. An hübschen Liedern ist das Gedicht reich, ebenso hat es einzelne schönen Scenen, treffliche Bilder und naive artigen Gedanken; aber all sein Schönes genießen wir nur halb, weil dem Ganzen die feste Disposition, alle Folge, der innere Zusammenhang fehlt, und damit die Klarheit.

Wir schließen mit eines Freundes Wunsch, daß der Dichter sein eigener Lachmann werde, und die unechten Lieder von den echten sondere, natürlich nicht, ohne auch in den echten noch strenge Kritik zu üben — und daß er dieser Erstlingsgabe bald eine reifere folgen lasse.

XXVII.

Die jüngsten Kinder der spanischen Geschichte.

I.

Zur Situation.

Die spanische Juli-Revolution verdankt die eigenthümliche Berühmtheit, deren sie zur Zeit allenthalben genießt, nichts weniger als ihr selber, sondern ganz der allgemeinen politischen Lage, in die sie zwar nicht unerwartet, aber doch wie ein rechter deus ex machina fiel, den Einen höchst gelegen, den Andern höchst ungelegen. Eine spanische Revolution an sich ist ein ziemlich alltägliches Ding, geht regelmäßig wie nach der Schablone, und Niemand hätte sich viel darum bekümmert, zumal besondere Fürchterlichkeiten bei der gegenwärtigen kaum auftauchten, und sie zudem als „crepirtes Gewitter“, wie die Niederdeutschen sagen, seit 1848 Jedermann sichtbar am Regierungs-Himmel stand. Dießmal aber ist die ganze europäische Presse vollauf mit ihr beschäftigt, bloß um der diplomatischen Folgen willen, die ihr fernerer Verlauf nach sich ziehen könnte. Man weiß, daß auf keinem Punkte der Erde die Interessen und entsprechenden politischen Machinationen Englands einerseits, und Frank-

reichs andererseits schroffer und gegensätzlicher, ja feindseliger und erbitterter sich entgegenstehen, als auf der iberischen Halbinsel. Als daher die Telegraphen Bericht brachten von dem Feuer, das sich in Madrid entzündet, und heute noch ungelöscht ist, da dachten die Einen an den unmittelbaren Bruch der englisch-französischen Allianz, die Andern an eine mittelbare Umgestaltung der allgemeinen politischen Macht-Stellung durch die europäische Revolutionspartei, die sich Spanien bereits als neue Operationsbasis ausersehen habe. Kurz, Alle dachten zuerst an England, Frankreich und Oesterreich, wie sie nun alsbald gründlich verfeindet seyn würden, an Russen und Türken, wie sie in Folge dessen sich selbst überlassen bleiben müßten, an Spanien selber aber Alle zuletzt.

Die russische Partei weiß die Vorgänge jenseits der Pyrenäen nicht beunruhigend und ungeheuerlich genug darzustellen; als ob Berlin und Dresden seit dreihundert Jahren keine solche Revolution gesehen, und nicht Spanien jetzt bloß ad lineam nachgemacht, was Berlin z. B. ihm vor Kurzem in noch grellern Farben vorgemacht, ja, als ob die Reaction talis qualis in Madrid nicht viel schneller und muthiger bereits hervorgetreten wäre, als damals in Berlin. Namentlich steigert auch die „Allg. Ztg." durch ihre tragischen Jeremiaden über die Erniedrigung der Krone und die spanischen Liberalen den ohnehin schon epidemischen Brechreiz; freilich ist jenes liberale Wesen voll Eiter und Graus, aber wer hat es denn noch vor wenigen Jahren uns endlos als Delikatesse täglich angepriesen, auch als es in München schon auf offener Straße grassirte? Diplomatie hier wie dort! und Viele lamentiren ihr unbewußt nach. Andern stehen die allerdings augenfälligen Interessen der russischen Sache an einer Diversion im äußersten Westen so lebhaft vor der Seele, daß sie sich kaum der vielverbreiteten Ansicht erwehren, czarische Agenten seien bei der spanischen Revolte unmittelbar persönlich thätig gewesen. Man kann aber jenen

Vorgängen und diesen Agenten das Möglichste zutrauen, und dennoch anderer Meinung seyn. So ist namentlich nicht zu vergessen, daß im J. 1848 keinem Lande die Revolution niederzuhalten gelang, als — Spanien, obgleich seine Regierungszustände nach wie vor die schlechtesten in ganz Europa waren, nur mit Ausnahme Portugals. Jetzt hat Spanien freilich jene Revolution, Zug für Zug vom Pariser-Original sie copirend, endlich nachgeholt, und es war nicht ganz unwahrscheinlich, daß es sie bis zur Republik voran treibe, wie damals Frankreich that. Aber in diesem Falle müßte jene Gewalt nur endlich um so nachhaltiger auftreten, die in Frankreich aus der Republik zur absoluten Monarchie geführt, und in Spanien selbst schon vor fünf Jahren, zur Verwunderung Europa's, Ruhe erzwungen hat. Die Republik und ihr unausbleibliches Resultat, die Militär-Diktatur, würde den großen zweihundertjährigen Revolutionsproceß Spaniens nur beschleunigen; daß auf sie Ohnmacht und Anarchie folgen müßten, ist eine dumme oder liberale Phrase. Jedenfalls aber ist dieser Proceß seiner natürlichen Entwicklung in dem jetzigen Moment sicherer als je, ein Umstand, um dessen willen das spanische Volk in allweg beglückwünscht werden darf. Soviel nämlich scheint aus dem diplomatischen Gebahren der beiden Nachbarmächte als zuverlässig hervorzugehen, daß sie wohl einsehen, wie gefährlich und unberechenbar in den Consequenzen zur Zeit ein Widereinanderlaufen ihrer traditionellen Politik auf spanischem Boden wäre, und sich daher ausdrücklich oder stillschweigend das Wort gegeben haben, jede sichtliche Einmischung beiderseits möglichst vermeiden, und die Dinge in Spanien ihrem natürlichen Verlauf überlassen zu wollen.

Auch außerdem wäre die neueste Revolution der Spanier einer eingehenden Betrachtung vom eigentlich spanischen Standpunkt wohl werth. Das einst weltbeherrschende Volk der Spanier bietet heute noch ein hohes eigenes Interesse dar,

und ist doch nicht gerade bloß deßhalb in Existenz, um entweder die englisch-französische Allianz beileibe nicht zu stören, oder aber in der verzweifelten russisch-preußischen Klemme Luft zu schaffen. Die Hauptfrage ist daher: ob die jüngsten Juli-Tage für dieses Volk ein gutes oder ein schlechtes Ende nehmen werden! und die einfache, einzig richtige Antwort: gar kein Ende! Sie werden nur immer wieder neue Stadien der Revolution einleiten, welche in Spanien zur Zeit und seit fünfzig Jahren legal ist. Die Legalität ist die wichtigste Eigenschaft der specifisch spanischen Revolution, und weil sie legal ist, muß jedes ihrer Resultate legitim seyn, die Republik nicht weniger, als Isabella II. Am allerwenigsten hätte diese „constitutionelle Königin" selbst das Recht, eine spanische oder spanisch-portugiesische Republik für illegal und illegitim zu erklären. Im spanischen Staatsrecht gilt nichts als Revolution ohne Ende, und deßgleichen in der realen spanischen Wirklichkeit. Ein Mann, der einst durch seinen Abfall von den Progressisten Espartero's Sturz entschieden, jetzt aber eilig aus seinem honetten Exil in der Türkei herbeiflog, um nächstens als Stern erster Größe unter den esparterischen „Patrioten" zu glänzen, der bekannte General Prim, Graf von Reuß, hat dieß im April 1853 sehr gut ausgedrückt, und zwar vor offener Kammer dem halbreactionären Ministerium Lersundi in's Gesicht: „Glaubt ihr, daß die Ströme Bluts, die es uns gekostet hat, nur deßhalb vergossen wurden, um Isabella II. von Bourbon Karl V. von Bourbon unterzuschieben? Seltsamer Irrthum! Isabella wie ihr ist von der Revolution geboren, und sie muß mit ihr untergehen."

Also Revolution ohne Ende! Auch eine Ersetzung Isabellens auf dem Thron durch Don Carlos, resp. seinen Erstgebornen Graf Montemolin, könnte an sich derselben ein Ende nicht machen, so wenig es die einst projektirte, von weiland Louis Philipp, dem Repräsentanten aller liberalen

Thronräuberei, so heftig angefeindete und glücklich verhinderte Heirath zwischen den beiden jungen Prätendenten vermocht hätte. Die Revolution hörte höchstens auf, legitim zu seyn; sie bliebe aber legal und der Thron auf die sich drängenden Parteien gestützt, und zwar ein — bourbonischer Thron. Man rühmt an dem spanischen Volke eminent monarchische Gesinnung und tief ernste katholische Gläubigkeit gleichsam als Naturgaben, und mit Recht. Aber dieses Volk spricht nicht in den politischen Dingen Spaniens; es vermag sich selber nicht klar zu verstehen und wird nicht verstanden. Die westlich „gebildete“ Herren-Ordnung in Rußland und die altslavischen Gemeinen können nicht in schrofferer Trennung einander gegenüberstehen, als in Spanien dieses Volk denen, welche seit fünfzig Jahren die spanische Politik gemacht. Als dieses Volk ein paarmal in den Kampf der Parteien hineingezogen wurde, ward es absichtlich mißverstanden und schmählich mißbraucht, als wolle es den absoluten König. Nichts weniger, als das! Das Volk schreit bloß nach einem Mann, der selber es regiere, d. i. der nicht gedrungen sei, die Parteien regieren zu lassen. Es erwartete allerdings, daß der legitime Erbe des spanischen Thrones ein solcher Mann seyn müsse, aber sein frommer Glaube fand sich zweimal bitter getäuscht; ob zum drittenmal nicht wieder traurige Enttäuschung folgen wird, steht dahin. Im Uebrigen liegt das staatliche Ideal dieses Volkes nicht im 18ten Jahrhundert, sondern im 15ten Jahrhundert. Aber wer unter den politischen Stimmführern und Machthabern versteht und liebt solches Ideal im stillen Herzen des Volkes, wer macht es geltend? Die spanischen „Ultramontanen“ freilich, dort „klerikale Partei“ genannt, verstehen und lieben es nach seiner ganzen Herrlichkeit, in der es nicht weniger Republik war, als absolute Monarchie, die eine wie die andere Form des staatlichen Daseyns je in ihrem Kreise. Aber sie sind politisch überwältigt und gedrückt, ihre Stimmen im

Getriebe der Meinungen und Parteien des Tages zu schwach, in den spanischen Cortes eine winzige Minorität; sie sind die Männer der Zukunft, aber nicht die der Gegenwart. Das hat Donoso Cortes, neben dem edlen, auch vor jedem Gegner persönlich makellosen Staatsmann und bis jüngst Gesandten in Paris, Marquis von Viluma, ihr geistreicher und bewunderter Führer, erkannt und in ernstesten Worten noch kurz vor seinem allzu frühen Tode ausgesprochen: „Wenn ich schreibe, so thue ich es, um die absolute Monarchie zu verurtheilen, ebenso gut wie die parlamentarische, nämlich wie die Liberalen sie verhunzt haben, und um offen zu erklären, daß die beste Monarchie, die ich kenne, die christliche Monarchie ist, die Monarchie, wie sie war, bevor der Absolutismus die politischen Versammlungen und Corporationen abschaffte, die der königlichen Willkür überall reale, aber nicht revolutionäre Schranken entgegensetzten. Ich werde nicht von dem sprechen, was jetzt möglich ist; nach meiner festen Ueberzeugung ist nichts möglich. Das ist das größte Verbrechen des Liberalismus, daß er die Gesellschaft so ruinirt hat, daß sie nun nichts mehr vertragen kann, weder das Gute, noch das Schlechte.“

So wird denn in Spanien auch fortan noch Revolution ohne Ende seyn. Sie wird dauern, bis ihre Träger, die liberalen Parteien, sich gegenseitig zu Streusand zerrieben haben, und bloß noch existiren, um als solcher beim Schluß-Protokoll der wahren Freiheit Dienste zu thun. Allerdings könnte solcher Proceß ungemein beschleunigt werden, wenn nach dritthalb Jahrhunderten wieder einmal ein Mann auf dem spanischen Throne säße, ein Mann nach Art desjenigen, der jetzt das kaiserliche Diadem Oesterreichs ziert. Die Welt würde Zeuge des glänzendsten Wettlaufes dieses äußersten Ost- und jenes äußersten West-Reiches nach dem Ziele der wahren Freiheit seyn. Und wer weiß, welches von beiden Reichen, die Karl's V. Weltmonarchie einst einheitlich

umfaßte, den glänzendern Sieg erränge? Soviel ist gewiß: was Oesterreich jetzt ist, verdankt es dem frischen Kern seiner an christlicher Moralität stets excellirenden Dynastie, und was Spanien noch werden kann, verdankt es seinem unverdorbenen Volkskern. Auf welcher Seite daher die Schwierigkeit der eigentlichen Aufgabe größer ist, leuchtet ein. Aber, wie gesagt, der Geist des erhabenen Königspaares von Kastilien und Aragon hat sich in der deutschen Linie vererbt, nicht in der spanischen, geschweige denn der spanisch-französischen; darum organisirt sich jetzt Oesterreich bereits nach den Grundzügen der wahren Freiheit, während Spanien sich täglich mehr desorganisirt nach der papiernen Weisheit des liberalen Phantoms.

II.

Die nächste Herkunft der spanischen Juli-Revolution und ihrer Parteien; Narvaez und die Staatsstreich-Periode: Murillo, Roncali, Lersundi, und das Ministerium San Luis; die Coalition des Moments.

Sie ist vor Allem eine Revolution ausschließlich unter den Constitutionellen selbst, und zwar zunächst der Moderados gegeneinander. Die Königin-Mutter Christine, seit nahezu einer vollen Generation die personificirte Geißel Spaniens, und der Hof ihrer nicht weit vom Stamme gefallenen Tochter Isabella II. waren ursprünglich nur in sofern in Mitleidenschaft, als sie, und namentlich jene intriguensüchtige alte Dame, diejenige Moderados-Fraction bei der Gewalt handhabten und stützten, gegen welche die anderen Moderados-Fractionen mit den Waffen in der Hand rebelliren zu müssen glaubten. Die sämmtlichen Schattirungen der Anti-Liberalen dagegen betheiligten sich bis zur Stunde mit keinem einzigen Mann weder für noch wider, und auch die Pro-

gressisten, deren Führer nun urplötzlich auf den Wogen derselben Moderados-Revolution zur Gewalt gelangt sind, spielten anfänglich die stummen Zuschauer. So hat also diese Bewegung zunächst die Bedeutung, die Periode zehnjähriger Alleinherrschaft und Allgewalt der mächtigsten liberalen Partei in Spanien, der Moderados, beendigt zu haben, mit einem beispiellosen Banquerott des constitutionellen Systems selber, und unerhörter Verwirrung unter den quasi-conservativen Parteien desselben. Das Endresultat der gewaltigen Anstrengungen durch volle zehn Jahre, das System gegen Excesse von Oben und von Unten zu befestigen, hätte nicht eclatanter zur Selbstverdammung des Princips ausfallen können.

Seitdem nämlich Spanien nach dem heldenmüthigen Befreiungskampfe gegen die Franzosenherrschaft mit einer liberalsten, auf das Dogma von der Volkssouverainetät basirten Constitution beglückt ward, traten zunächst, förmlich constituirt, zwei große Parteien auf Leben und Tod sich befehdend auf. Die constitutionelle Terminologie nannte sie Liberale und Servile, und so lange Ferdinand VII. lebte, bekannte sich der Hof, je nach dem Bedürfniß des Augenblicks und dem wechselnden Glück ihrer Waffen, bald zu den einen, bald zu den andern. Im Erbfolgestreite aber verschrieb dieser Hof sich definitiv den Liberalen, und auf ihren Schultern bestieg Isabella II. ihren illegitimen Thron. Die große nationale Reaction der vereinigten „Servilen", der Legitimisten und Altconservativen, der Absolutisten und der populären Träger der alten und wahren Freiheits-Ideen, erhob unter dem Jubel des Volkes noch einmal die legitime Fahne für Don Carlos in förmlichem Kriege und vielen siegreichen Schlachten; sie scheiterte vor den Thoren Madrids und im Angesicht des sichersten Sieges, an der Unfähigkeit ihrer Führer und Minister, und räumte das Feld der spanischen Politik den französirenden „Liberalen". Seitdem war das spanische Staatswesen ausschließlich liberale Domaine. Aber die Libe-

ralen selbst waren seit zwanzig Jahren in unversöhnlicher Spaltung wieder in jene zwei Parteien zersplissen, welche den reinen Constitutionalism überall verfolgen, und diese liberalen Parteien selber, hier Moderados und Progressisten (Centrum und Linke) genannt, zerfielen mit jedem Jahre mehr abermals in kleinere, unter sich bitter verfeindeten Fraktionen. Dazu kamen noch als specifisch spanisches Gewächs zwei parteigängerische, oder eigentlich freibeuterischen Parteien: die irregulären Truppen des allgemeinen ehrgeizigen Neides ohne Grundsätze, und die constituirte Gesellschaft des neidischen Ehrgeizes ohne Principien, welche letztere unter dem Namen der Ayacucho's bekannt ist. Jener letzte Marschall und Verräther Don Carlos' so gut, wie der jetzt wieder auf den Schild gehobene widerliche Glücksjäger Espartero gehörten dieser Gesellschaft an. Im Verlaufe gegenwärtiger Betrachtungen wird sich Näheres über die sämmtlichen liberalen Parteien herausstellen, die fortan, von keiner zureichend gewaffneten Widerrede Altspaniens mehr genirt, Namens der unmündigen und mündigen Isabella, unter obligaten Belagerungszuständen und Bombardements gegeneinander, endlosem Abfall Einzelner von Partei zu Partei, zahllosen Cortes-Auflösungen und Neuwahlen, Verbannungen und Amnestien, Verhaftungen und durchgängigen Beamtenwechseln, blutigen Standrechten und Executionen, Straßenkämpfen und Feld-Schlachten — die „Freiheit" Spaniens nach der modern-constitutionellen Schablone besorgten. Espartero, der Retter Christinens und Regent für ihre unmündige Tochter, hielt sich ein paar Jahre mit Hülfe etlicher Häupter der Progressisten, zu denen er übergegangen war, am Ruder; die Coalition ihrer andern Fraktionen mit den Moderados stürzte und verbannte ihn, und es folgte eine Art von Fusion oder Interregnum sogenannter rein parlamentarischen Ministerien; im J. 1844 endlich begann mit dem eisernen Marschall Narvaez, Herzog von Valencia, den selbst die dröhnend über die Py-

renden hinaus schütternden Vibrationen der französischen Februar-Revolution nicht erschreckten — die zehnjährige Periode der liberalen Moderados-Herrschaft.

Von dem Moment, wo Narvaez am 11. Jänner 1851 im Ministerrath seine Collegen beschwor, ihm die Demission zu erwirken, widrigenfalls er sich eine Kugel durch den Kopf jagen werde, und er, nachdem die unglückliche Isabella weinend von ihm Abschied genommen, stehenden Fußes nach Frankreich reiste — von diesem Momente an zunächst datirt die spanische Revolution vom Juli 1854. Um die ganze Periode der zehn Jahre kurz zu fassen: die Moderados-Partei war im natürlichen Verlauf der Dinge und in praktischer Erprobung ihrer liberalen Principien auf fundamentale Widersprüche unter sich gerathen, welche nicht so fast drei neue Moderados-Parteien, als vielmehr in der ganzen Partei unheilbare durchgehende Verwirrung und feindselige Zersplitterung anrichteten. Sie gelangte an das Staatsruder unter der mittelst Militär-Revolten und constituirenden Cortes der berüchtigten Cadixer-Constitution von 1812 nachgebildeten Verfassung von 1837, und eine kleine Moderados-Fraktion unter Isturiz glaubte, auch mit diesem Staatsgrundgesetz, das als sein oberstes Princip die Volkssouverainetät an der Stirne trug, passabel fortregieren zu können. Die unermeßliche Majorität der Moderados dagegen war entgegengesetzter Meinung; sie brachte die Revision oder vielmehr Ersetzung der Constitution von 1837 durch die von 1845 zu Stande. Alsbald aber spaltete diese Majorität sich wieder; ein Theil meinte nun vom liberalen Princip nicht weiter mehr abgehen zu dürfen, und partout mit der neuen Constitution regieren zu müssen und zu können; der andere Theil bemerkte hiegegen mit allem Recht, man regiere in der That ja doch nicht durch diese Constitution, sondern durch Militär-Willkür, Gewaltstreiche und Corruption aller Art, betrieb daher unausgesetzt das Werk einer abermaligen Herabstimmung der

constitutionellen Freiheit Spaniens, und zwar bis auf den bloßen leeren Schein des Kammer-Ceremonien-Wesens. Diese Fraktion gerieth namentlich außer sich vor ehrfürchtiger Bewunderung und nagendem Nachahmungstrieb, seitdem Napoleon III. im Staatsstreich und an seiner neuen Legislative bewies, daß auch die russische Knute liberalster Verbrämung recht wohl fähig sei. Natürlich hatte sie den Hof auf ihrer Seite, ward vielmehr von ihm erst recht herangezogen; denn Isabella für ihre verliebten Abenteuer außer Ehe, Christine für ihre Börsen-Actionen, beide bedurften weniger Oeffentlichkeit und Controlle, mehr Kabinetsgewalt und Freiheit für's „Volkswohl".

In dem Maße aber, als die höfisch-absolutistische oder Staatsstreich-Partei der Moderados unter fortgesetzten Gewaltthaten mit der Constitution von 1845 sich abkriegte, rückte jene zweite Fraktion der erstern, und dadurch den Progressisten näher. Auch die Mittelpartei der Moderados sah nun ein, daß wirklich mehr Freiheit für's „Volkswohl", gesetzlich garantirt, nöthig sei, und zwar Freiheit vom — Hofe. Die gemeinschaftliche Formel hat der Civilgouverneur von Madrid ganz gut getroffen, wenn er jüngst proclamirte: die Zeit der ministeriellen Parlamente sei vorüber, die der parlamentarischen Ministerien sei gekommen. Unter dieser Cardinal-Bedingung wird jede Partei mit jeder Verfassung gleich gut, oder gleich schlecht regieren, und es lohnt sich nicht der Mühe, zu fragen, ob O'Donnell in den bevorstehenden constituirenden Cortes für die Verfassung von 1837 stimmen werde oder nicht. Als im jüngsten Januar der Ministerstuhl des Grafen San Luis vor den furiosen Stößen der Senats-Opposition erzitterte, machte Isabella, wie man sagt, ihm unwirsch bemerklich: seit zehn Jahren habe sie nun ihre Minister aus der gemäßigten Partei genommen, und alle ihre Schattirungen erschöpft, die Minister seien indeß nicht fertig geworden, und ihnen stets von ihren eigenen Freunden die

größten Schwierigkeiten gekommen; Sie mache jetzt einen letzten Versuch, gehe der zu Schanden, so sei ihr Entschluß gefaßt, sich an Espartero und seine Freunde zu wenden; „was liegt am Ende daran, daß sie Progressisten sind?" In der That ebenso natürlich als richtig, namentlich für einen Thron, der principiell auf das Unrecht gebaut ist! Nach den Grundsätzen einer Regierung ist hier nur die Nebenfrage, Hauptsache ist ihre Macht, Cortes-Majoritäten zu erkünsteln und sich zu halten; so hat Spanien in den 20 Jahren der Usurpation bis zur Stunde 39 Minister-Präsidenten gehabt, von denen sehr viele nur Tage und Wochen, wenige über zwei Monate regierten. Die gemäßigt-liberale Verfassung von 1845, wie die volkssouveräne von 1837 — beide sind daraus hervorgegangen ausgeschliffen und durchlöchert, mit alten und neuen Flecken besetzt, wie ein Bettlersmantel in der fünften Generation, der moralische, politische und sociale Zustand des Landes aber gleich dem Papier seiner Charten. So liegen nun die Resultate der liberalen Entwicklung Spaniens durch zwanzig Jahre vor, deren zehn Progressisten und Moderados unter sich theilten, zehn der moderirten Alleinherrschaft zufielen. Gibt Gott nicht besondere Gnade, so wird jetzt einzig und allein nur das Spiel von vorne anfangen — mit der Ausnahme, daß keinenfalls wieder so lange Zeit zur zweiten Vollendung des Kreislaufes gestattet seyn wird.

Ueber diesem, so zu sagen, grundsätzlichen Gezerre der Parteien sind die grundsatzlosen Motive der Einzelnen nicht zu vergessen. Erst wenn jedesmal die allgemeine oder irreguläre Richtung ehrgeiziger Selbstsucht und meistentheils auch gleich das reguläre Corps der selbstsüchtigen Gier, oben von dem corrumpirten Hofe und unten von dem stellen- und titelhungrigen höhern Civil- und Militär-Pöbel, hinzutritt, dann erst liegt der spanisch-constitutionelle Höllenbrei recht vor. Diesen von Ministerium zu Ministerium unausbleiblichen Hinzutritt im Detail nachweisen, hieße eine spanische Parlaments-

Geschichte von Laune zu Laune, von Sitzung zu Sitzung schreiben; eine generelle Schilderung der allgemeinen Richtung aber, Land und Leute dem persönlichen schmutzigen Interesse zu opfern, und opfern zu — können, soll nachfolgen. Ihre momentanen Wirkungen auf die jedesmalige Regierung leuchten jedoch auch aus einer flüchtigern Betrachtung der Periode der Moderados-Alleinherrschaft von 1844 bis 1854 schon grell genug hervor; sie sind, kurz gefaßt: daß auch der ehrlichste, energischste und genialste Mann unter solchen Bedingungen für Spaniens wahre Bedürfnisse nichts ausrichten kann und stets, früher oder später, am Staatsruder verzweifeln muß, das immer nur eine Zeitlang und mit Hülfe der Bajonette, Kartätschen, Haftbefehle, Gefängniß und Deportation in einer Hand zu fixiren ist. Diese Wahrheit hat sich an Marschall Narvaez für alle Zeit bewiesen. Balancirend auf der schmalen Linie seiner Verfassung von 1845, viermal aufsteigend, viermal hinabstürzend, dennoch sogar gegen das Jahr 1848 Spanien festhaltend, ist er selbst in jene drei Fractionen des Moderantismus ein- und durchgegangen, hat er Alles versucht, das Anstürmen des grundsatzlosen Ehrgeizes von Unten und Oben im Uebermaße ausgestanden; unbestritten erprobt als der Tüchtigste unter den Liberalen; von den Bessern unter ihnen in diesem Augenblicke wieder ersehnt, daß er auf dem Kampfplatze erscheine, um die Autorität überhaupt und das tief herabgewürdigte Königthum insbesondere zu retten; mehr oder weniger sogar die Hoffnung Vieler aus dem wahren Volke Altspaniens, daß er aus der heillosen „richtigen Mitte" sicherlich noch auf Spaniens historischen Boden emporsteigen und zur Rettung des rechten Königthums auf dem rechten Wege helfen werde — was hat ein solcher Mann mit allem Dem ausgerichtet? Es ist um die Antwort wahrlich ein trauriger Anblick! Narvaez hatte die entschiedene Majorität in den Cortes, als er, der eben noch die feile Menge unter seine Macht gebeugt, verzweifelnd nach Frank-

reich floh, und am andern Tage war die Schmähung und Verhöhnung dieses Mannes ein — Anspruch auf Belohnung und Beförderung. Altspaniens Volk hat dieß nicht gethan, es hat überhaupt nichts gethan in allen diesen liberalen Sachen; von wem aber und wie es geschehen, auch wie Narvaez selbst mit seinem liberalen Princip balancirte, ist einer kurzen Betrachtung werth, und gehört, weil zum Verständniß der unmittelbar folgenden Staatsstreich-Tragikomödien, mittelbar zu dem der jüngsten Revolution. Nur ein völliges Nichtwissen oder Nichtwissenwollen von diesen historischen Vorgängen kann z. B. das Erscheinen einer vom versunkensten Gesindel erfüllten republikanischen Partei unter dem übrigen spanischen Parteigewühle als überraschende Novität hinstellen, und die abgeschmackte, in Paris jedoch nicht weniger als in Berlin eifrig verbreitete, Meinung aufkommen lassen, daß Spaniens neueste Schmach das Werk irgend einer fremden Flüchtlings-Propaganda sei. Als wenn nicht die Republikaner und Espartero und die Moderados O'Donnells — Alle als natürliche Reaction gegen jene und frühere historischen Vorgänge überflüssig erklärlich wären!

Im Januar 1844, nach dem Sturze Espartero's und einer kurzen Uebergangsperiode, unter verzweifelten Progressisten-Aufständen da und dort im Lande, mit einem Belagerungszustande über ganz Spanien, trat Narvaez in der faktischen Qualität eines militärischen Diktators an die Spitze der Regierung. Es geschah unter den Auspicien der Königin-Mutter Christine. Was hier zunächst dieses Weib betrifft, so beschuldigt man sie gemeinhin absolutistischer Strebnisse, übersieht aber dabei nur zu oft, daß ihr ein offener und männlicher Absolutismus immerhin ebenso undenkbar seyn muß, als eine Restauration Spaniens auf dem naturgemäßen historischen Boden der specificirten alten Freiheiten. Gebildet nach den Grundsätzen der thronräuberischen Schule Louis Philipps geht

ihr ganzes Dichten und Trachten stets nur auf den faktischen Absolutismus mit dem Schein liberaler Institutionen und auf die allgemeine Corruption als das einzige Bindemittel zwischen den beiden Widersprüchen. Sie hat auch in der spanischen Staatsstreich-Periode seit dem 15. Januar 1851 ebenso oft zurückgezogen als vorgeschoben, und in der Moderados-Partei jederzeit ihre natürlichen Anknüpfungspunkte gefunden. Als daher jetzt Narvaez antrat, schlug der Marquis von Viluma, als sein Minister des Auswärtigen, natürlich vergebens vor, auf der thatsächlichen tabula rasa spanischer Verfassungs-Zustände eine naturgemäße Reorganisation ohne die modern-liberalen allgemeinen Cortes und nach altspanischem Muster zu versuchen; eine solche Volks-Politik wäre ja der Tod der liberalen Corruptions-Politik gewesen. Man betrat also vielmehr den Weg einer Reorganisation der ganzen Verfassung, wie der Einzelheiten, z. B. des Staatsraths, des Unterrichtswesens, der Gemeinde-Verfassung ꝛc., Schritt für Schritt nach dem louisphilippischen Muster von 1830. Den 14. Okt. 1844 gelangte der Revisions-Entwurf zur neuen Charte vor die Cortes; was er an der Verfassung von 1837 strich, gibt zugleich einen Begriff von der Tragweite der letztern. Vor Allem mußte das Dogma von der Volkssouverainetät fallen, dann das Recht der Cortes, auch ohne königliche Einberufung jeden December sich zu versammeln, die Jury für Preßvergehen und das ganze Institut der Nationalmiliz, die dreijährigen Wahlperioden für fünfjährige und das alte Wahlgesetz zu Gunsten eines neuen mit 100 Abgeordneten mehr, aber sehr hohem Census, endlich das Cortes-Recht jährlicher Festsetzung der Land- und Seearmee. So entstand die Verfassung von 1845.

Auch diese liberale Reorganisation kam theuer zu stehen; 214 Personen starben innerhalb Jahresfrist für politische Vergehen durch Nachrichters-Hand, die Bevölkerung der Kerker und Deportations-Schiffe nicht zu zählen, und während förm-

liche Feldzüge gegen die aufständischen Progressisten statt hatten, bot Espartero von England aus den nationalen Institutionen noch förderlichst seinen Degen an. Dennoch fand sich Narvaez, der für seine Person es ehrlich mit seinem verfassungsmäßigen Standpunkt meinte, unausgesetzt zwischen den zwei Feuern der parlamentarischen und der höfischen Intriguen hin und her gejagt; die Presse forderte ruhelos seine Gewalt-Maßregeln heraus, und Christinen war die Mitwissenschaft der Cortes in der Heirathsfrage unerträglich. Die geheimen Machinationen dieser und der nächsten Zeit bei Hofe und den Parteien sind bis zur Stunde unenthüllt; so viel ist gewiß, daß das Jahr 1846 Narvaez' zweimaligen Sturz sah, und er endlich, nachdem er mit Macht an Christinens gewaltsamer Entfernung gearbeitet, selbst Spanien verlassen mußte. Einige Wochen lagen zwischen dem ersten Fall und dem zweiten Antritt, den er mit massenhafter Absetzung der bedeutendsten Moderados unter den Beamten, und mit einer stark anticonstitutionell klingenden Proclamation feierte; als aber vierzehn Tage später sein zweiter Sturz erfolgte, nahm Isabella ihr Ministerium aus jener Fraktion Isturiz, die kurz vorher die volkssouveraine Verfassung von 1837 gegen Narvaez vertheidigt hatte, und jetzt auf das eilfertigste dessen Dekrete gegen die Presse widerrief, noch während ein neuer Progressisten-Aufstand in Galizien blutig wüthete. Die Sturmvögel des Jahres 1848 kreischten täglich vernehmlicher, und in demselben Maße wird die Wirthschaft in den höchsten Regionen Spaniens mehr als ein Jahr hindurch täglich toller. Neuer Ministerwechsel; Christine von einer Anklage vor den Cortes bedroht, flieht nach Frankreich. Förmliche Doppelregierung: im Schatten die Moderados-Minister, im Sonnenglanz der junge General Serrano, Isabellen's frecher Galan, sonst Progressist von Confession, und heute wieder einer der tobsüchtigsten unter Espartero's Anhang. Die Moderados, mit Isabella gänzlich zerfallen, sinnen be-

reits darauf, sie thronunfähig und der Krone verlustig zu erklären — also zu thun, was heutzutage kein Espartero-Washington vor ihnen wagen darf. Unter berghoch wachsenden Skandalen und öffentlichen Aergernissen gewinnt der Hof ein Ministerium mit dem berufenen Finanz-Spekulanten Salamanka, der gesetzwidrige Dekrete erläßt über den Verkauf königlicher und geistlicher Güter und gegen die Presse — denn der Hof bedarf Schweigen und Geld! — und zugleich für ihn wie für sich eine Stütze sucht an den Esparteristen.

Man weiß wieder nicht genau, wie die Dinge gekommen, außer daß sie auf's äußerste gespannt waren; kurz, am 4. Oktober 1847 fiel plötzlich, wie vom Himmel, das dritte Ministerium Narvaez, mit dem nachherigen Staatsstreichminister, dem jetzt vielgenannten Grafen San Luis (Sartorius) für das Innere. Als der Marschall im April 1846 aus dem Lande ging, hatte man ihn bezüchtigt, dem Hofe zu lieb von Partei und Grundsätzen abgefallen zu seyn; seitdem aber genoß er des liberalen Ruhmes eines aufrichtigen Vertreters zwar streng conservativer, aber parlamentarischer und spanischer Politik. Gewiß gerade genug, um eine Revolution von Oben oder von Unten momentan zu überwältigen, allein nicht genug, um zu verhindern, daß sie morgen schon siegreich wiederkehre. Das hat Narvaez sofort an sich selber erfahren, unter seinen liberalen Parteien vom königlichen Hofe bis zum Gassenkehricht herab; die Masse des altspanischen Volks hat auch dieser Tragödie ruhig zugeschaut wie immer.

Kaum meldeten die Depeschen von der wohlgelungenen Februar-Revolution der Pariser, so erhob auch in Madrid die Straßenrevolte ihr Haupt; zweimal hintereinander stellten die Progressisten und Esparteristen ihre Armeen in's Feld und die Stadt starrte von Barrikaden; zwischenein forderte Lord Palmerston officiel und öffentlich die Lossagung Isabellens von den Moderados, die das Vertrauen der Nation nicht hätten; in Sevilla bricht eine offenkundig durch den englischen

Gesandten procurirte Militär-Rebellion aus; in Catalonien und Valencia erhebt Oberst Ametller, der heute den Thron stützen hilft und seit einem Monat als ärgster Reactionär verrufen ist, das republikanische Banner — kurz, die Gefahr von der Revolution und England war sichtlich größer, als je in den jüngsten Tagen des Juli und des August. Narvaez aber donnerte jene nieder mit schwerem Geschütz und standrechtlichen Exekutionen, in den Straßen der Hauptstadt persönlich sich gegen die Barrikaden stürzend, und was England betrifft, so schickte er dessen Gesandten Sir Henry Bulwer die Pässe, innerhalb 48 Stunden Madrid und Spanien zu meiden. Zum erstenmale seit Decennien stimmte auch Altspanien in den allgemeinen Jubel ein über diese edelmännisch stolze That, und noch einmal jubelte es dem Marschall zu, als er am 9. Juni 1849 eine allgemeine Amnestie, mit Einschluß Aller, selbst Cabrera's, verkündete. Es hatten sich neuerdings auch wieder carlistische Unruhen lästig gemacht, man suchte daher den Hauptzweck der Amnestie des Marschalls in der Begütigung der tapfern Verbannten Graf Montemolin's. Aber gewiß drängte dazu eben so sehr sein Bedürfniß, die liberalen Parteien wieder heranzuziehen; denn am Hofe war kaum das Rollen des schweren Gewitters über ganz Europa vorübergegangen, so brach der alte Hexensabbath von Neuem los; bald war es ein italienischer Tenorist, bald ein milchbärtiger Granden-Sohn, der bei seinen rauschenden Festen an der Stelle des König-Gemahls paradirte, und täglich wuchs wieder der Widerwille gegen Narvaez' strenge Zucht, um so mehr, als er sich vermaß, einen der Favoriten nach dem andern zum Thore hinaus zu expediren. So ward der Marschall mit Gewalt auf die Linie jener ersten Moderados-Fraction hinübergedrängt, und er hätte jetzt wohl nicht viel mehr an der Verfassung von 1837 zu streichen gewußt; während der Hof seine Köder unter den übrigen Moderados-Fractionen auswarf, um wo möglich eine Majorität für sich zu fischen,

gab sich im Ministerium die Annäherung an die Progressisten von selbst. Unter andern Umständen von Oben hätte die Stellung Narvaez' eine sehr feste, und vielleicht der Weg einer ruhigern Entwicklung gefunden werden können. Aus den blutig zerrissenen Reihen der Exaltirten kamen in Folge der Amnestie wirklich versöhnliche Worte: daß fortan allein das beschworene öffentliche Recht und nur die parlamentarische Discussion über die politischen Streitigkeiten in Spanien entscheiden sollten. Ohne Zweifel Heuchelei; allein die progressistische Repräsentation in den Cortes war seit zwei Jahren nahezu auf den Einen Mann reducirt gewesen, den altadelichen Marquis von Albaida, Intimus Mazzini's, Kossuth's, Ledru Rollin's — und sie fühlte doch die schwere Hand über sich!

Aber schon schrie man nun am Hofe Zeter und in den Schmollwinkeln sich zurückgesetzt fühlender Moderados desgleichen: der Marschall wolle sich und den Thron den Progressisten überliefern; Isabella wollte vom Namenkönig selbst gewarnt worden seyn, der überall, am meisten in seiner ehelichen Herrlichkeit, bei Seite geschoben, grollend in seinem Palaste saß und jetzt sich wieder geltend zu machen suchte, auf Kosten des eisernen Herzogs von Valencia und der Progressisten, zu deren Partei er sich doch öffentlich nach wie vor — selber zählte. Am 30. Okt. 1849 stürzte daher Narvaez zum drittenmale mit seinem ganzen Ministerium, und die hervorragendsten Staatsmänner der Moderados, Männer, die unläugbar das öffentliche Vertrauen genossen und der Krone die größten Dienste geleistet hatten, wurden ersetzt durch ein lächerliches Conglomerat völlig obscurer oder notorisch anrüchiger Personen, durch das Kabinet Cleonard-Balbao. Cleonard-Balbao regierten — einen ganzen Tag; eiskaltes Entsetzes ergriff ganz Madrid, auch Christinen diesmal nicht ausgenommen, selbst viele Beamten quittirten auf der Stelle, und als die vierundzwanzig Stunden um waren, mußte Isabella selbst, froh, daß Narvaez nur wieder antrat, die Urheber der

Intrigue strafen, dem König allerlei Pönitenzen auflegen und ihre Camarilla sprengen lassen. Noch einmal feierte Narvaez glänzende Erfolge, indem die Cortes-Neuwahlen höchst günstig für ihn ausfielen, Frankreich ihm seine wärmsten Sympathien widmete, England sich mit ihm aussöhnte; aber dennoch war seine Stellung von den rastlos nagenden Maulwürfen endlich völlig untergraben. Christinens Geldgeschäfte drängten, der König raste, Isabella tanzte; unter den Moderados machte der Hof-Köder Glück, so daß den vierten Antritt des Marschalls schon zahlreiche Anstellungen von Progressisten begleiteten; trotzdem beutete deren Presse die Hofcabalen gegen Narvaez aus, und so bedurfte es nur noch einer Spaltung im Ministerium selbst, und das edle Wild war in die Grube gehetzt, unter dem schallenden Jubel der revolutionären Opposition. Der Finanzminister Bravo Murillo mit seinen Ersparungs- und Schuldenregulirungs-Plänen stürmte gegen Narvaez' militärische Bedürfnisse an, und als dieser im Anfange des verhängnißvollen Staatsstreich-Jahres 1851 zum viertenmale unterlag, bildete derselbe Murillo, der Schleppträger Christinens, Spaniens erstes Staatsstreich-Ministerium. Der Krieg der Moderados unter sich war nun erklärt, und kein Mann mehr vorhanden, der ihm mit starker Faust hätte zuvorkommen können; die permanente Revolution schaute schadenfroh und händereibend, heimlich schürend, zu; Altspanien aber verhüllte sein Haupt noch tiefer und wurde wo möglich noch stummer.

Wer nur die Stellung der Parteien ansah, mußte schon damals jeden Tag glauben, es müsse in Spanien losbrechen, und wirklich tauchten fortwährend einzelne Versuche, wenn auch kleine und rasch unterdrückte, auf. Es waren eben immer bloß noch die Parteien unter sich, und obgleich alle gegen die Eine der jedesmaligen Machthaber stets darin einig waren, daß ein solches Regiment nicht länger dauern könne, so hielt doch die Theilnahmslosigkeit des Volkes und die ei-

gene Rathlosigkeit immer wieder den Ausbruch zurück, indem keine Partei über ihr Programm einig zu werden, und Besseres zu bieten wußte. So ließ das Geschick unaufhörlich Minister auf Minister degenerirend folgen; und jede dieser Regierungen, bisher etwa vier jedes Jahr, begann mit liberalem Programm, um es sofort ihren Vorgängern an Despotismus zuvorzuthun. Erst dann aber begreift man den tiefen Fall Spaniens recht, wenn man bedenkt, daß diese Kabinette die Louis-Napoleone Spaniens seyn sollten und zu seyn wähnten, die Männer der rettenden That; denn mit jeder der neuen Minister-Combinationen holten der Hof und Christine von Neuem zum spanisch-napoleonischen Staats-Streich aus, nur hatten sie und ihre Minister-Creaturen im entscheidenden Momente immer und jedesmal wieder den Muth nicht dazu. Nirgends mehr als in Spanien hatte der Pariser zweite December Nachahmungssucht erweckt; ganz wie in Frankreich, boten auch hier Menschen, die ihre ganze Bedeutung der Tribune verdankten, gegen diese ihre Dienste an, und stritten sich drei Jahre lang um die Ehre, Isabella von den Fesseln des constitutionellen Systems zu befreien. Aber ganz anders als in Frankreich erstrebten sie hier für eine Weiber- und Günstlingsherrschaft die absolute Gewalt, damit die Grundsatz- und Rechtslosigkeit sich noch freier bewegen könne; erstrebten sie dieselbe in einem Lande, das durch seine rivalen Generale noch mehr, als durch seine bürgerlichen Faktionen erschüttert ist, wo mittelst der politischen Generale die Armee immer den Parteien angehört, zum Theil der einen, zum Theil der andern, und wo die Masse des wahren Volkes bis zu völliger Gleichgültigkeit gegen die Regierenden herabgestimmt ist. Und hier ein Staatsstreich! Was Wunder, wenn es vom verzweifelten Anlauf doch nie zum Sprunge kam, und die ganze Kunst der Helden schließlich immer nur darin bestand, die Verfassung zu ignoriren, und der unbequemen Gegner durch Verhaftung, Verbannung

oder auch Bestechung sich zu entledigen. In der freien Zeit pflegten sie dann der persönlichen Selbstsucht; denn wenn je, waren jetzt die Aerndtetage für die Parteien der allgemeinen und besondern ehrgeizigen Gier. Die finanziellen Hülfsmittel schwanden mehr und mehr, die Verschleuderung kannte keine Grenzen, Schulden über Schulden thürmten sich über der Staatskasse, während durch allerlei Mittel: Eisenbahn-Concessionen, Wucher-Anlehen 2c., das Vermögen einzelner Privaten auf den Trümmern des öffentlichen colossal heranwuchs, so daß nun Christine, die leitende Coulissen-Königin, San Luis und Consorten nicht als Verbrecher an der Verfassung, nicht als Hochverräther vor die Schranken gefordert werden, sondern öffentlich und einfach als gemeine „Diebe an der Nation." Das war das spanische Ende der „rettenden Thaten" à la Napoleon III. unter Isabella II. und ihrem Liberalismus; die erste Isabella anerkennt eben diese zweite nicht!

Merkwürdig! In Frankreich folgte auf ein entschiedenes Ministerium immer ein noch entschiedeneres bis zum endlichen 2. Dec. 1851. In Spanien dagegen entwickelte das erste Staatsstreich-Ministerium die meiste Entschiedenheit, die sofort in's Schwinden gerieth, und endlich in völliger Selbstverlorenheit verlief. Die Thatsache erklärt sich freilich leicht: daß der „Bauch stolzte", war überhaupt nur der von Narvaez' raschem Degen ererbten relativen Ordnung zu verdanken, und man fühlte sich anfänglich noch durch die von ihm überkommene Hingebung des Volkes, Einschüchterung der Parteien und Disciplin in der Armee gehoben. Natürlich dauerte für Maul- und Federhelden solches Wohlgefühl nicht lange. Indeß griff das Kabinet Bravo Murillo vom 15. Jänner 1851 tapfer zu; als sein Chef später von der Flucht nach Frankreich zurückkehrte, auf seinen Sitz in den Cortes vom 1. März 1852, drohte General Prim ihm öffentlich vor den Kammern mit einer Staatsanklage auf nicht

weniger als 68 Verfassungs-Verletzungen. Wirklich setzte Murillo sich sofort in Staatsstreichs-Positur. Zuvörderst massenhafte Absetzungen von Moderados und Progressisten in der Armee und im Civildienst; ministerielles Programm: „Moralität und Gesetzlichkeit“; Auflösung der Narvaez'schen Cortes, die da Skandal machen; abermals Beamten-Absetzungen in Masse; Despotismus über der Presse; grasse Willkür und Corruption bei den Neuwahlen — die Majorität Narvaez' sinkt wirklich auf eine winzige Minorität herab. So kommt der November; Narvaez kehrt aus Frankreich zurück in den Senat, und zeigt entschiedene Mißbilligung der dort bevorstehenden Dinge; das Kabinet dagegen, nothgedrungen noch immer in den constitutionellen Formen sich bewegend, harrt sehnsüchtig, bis der Staatsstreich zu Paris auch die spanischen Constitutionellen niederdonnere. Der 2. Dec. kommt siegreich in's Land; augenblicklich schließt Murillo die Cortes, obgleich ihm das neue Budget noch nicht bewilligt ist, und knebelt die oppositionelle Presse nach dem neuesten französischen Muster. Aber ach! am meisten hat der Staatsstreich zu fürchten gerade von seinem benöthigtsten Werkzeug, von der — Armee; zu bloßen Prätorianern der Partei-Generale geworden, zeigt sie die aufgeregteste und bedrohlichste Stimmung. Da erinnert man sich, daß nur Altspanien noch nicht Partei genommen, und hofft es für den Staatsstreich zu gewinnen. Die bloße Thatsache ist von großer Bedeutung: man stellte eine beträchtliche Zahl carlistischer Officiere im Heere an, näherte sich schmeichelnd den Legitimisten überhaupt, indem man sogar der Wittwe des unvergeßlichen Zumalacarreguy eine Pension verlieh, und, um das eigentliche altspanische Volk recht im innersten Herzen zu ergreifen, beeilte man sich mit dem Abschluß des — Concordats, das übrigens schon von der wohlwollenden Gesinnung des Narvaez'schen Regiments gegen die Kirche wesentlich begründet war. Altspanien nahm solche Gaben auch dankbarst

an; daß es sich aber für einen liberalen Staatsstreich oder Absolutismus begeistert hätte, davon hörte man nie. Als gleich darauf das meuchelmörderische Attentat Merino's auf Isabella erfolgte, und tiefster Abscheu im Volke laut sich kund gab, ließ derselbe doch immerhin eine solche Auslegung ohne Zweifel wieder nicht zu; das wahre Volk hielt sich stets sehr uninteressirt gegen die schwebenden „rettenden Thaten". Die ministerielle Presse aber calculirte anders; seit dem 2. Dec. eiferte sie unaufhörlich über das constitutionelle System und für die „Wohlthaten einer starken Regierung."

„Starke Regierung" und Liberalismus! Murillo für sich hatte allerdings den Muth, die Aufhebung der Cortes und des Grundgesetzes durch eine einfache Ordonnanz vorzuschlagen — offenbar der einzige Weg zum Ziele. Als aber die Furcht des Hofes und aller Andern, welche Staatsstreich wollten, allein nicht octroyiren, den Zweck aber nicht das Mittel — als sie die Einberufung der Cortes auf den 1. Dec. 1852 erzwang, da war das Werk augenscheinlich schon verloren, ehe noch angefangen. Auf parlamentarischem Wege also sollte die zweite Kammer sich selbst vernichten, durch Reduktion ihrer Mitglieder von 349 auf 171, jedes einzelne gewählt von den 150 Höchstbesteuerten der 171 Wahlbezirke, was für die 14 Millionen Spanier 25,650 Wähler ergibt; sollte festsetzen helfen: nichts von Preßfreiheit, nichts von gesetzlicher Garantie der persönlichen Freiheit, nichts von Oeffentlichkeit der Kammerdebatten, dagegen ein nur durch die drei Faktoren zumal abzuänderndes und ein- für allemal zu bewilligendes Budget, ministerielle Privilegien auf Octroyirung in dringenden Fällen, auf Belagerungszustände ꝛc. So lauteten in der That die am 3. December publicirten Verfassungs-Projekte, durch die Murillo alle reactionären Erfahrungen des Auslandes für Spanien nutzbar zu machen gedachte, und zugleich hatte er der Presse jede Discussion derselben verboten, „damit das Urtheil des Publikums nicht durch Leidenschaftlichkeit

irregeführt werde." Indeß waren die Cortes vom 1. Dec. in Folge der Präsidenten-Wahl schon am 2. Dec. aufgelöst, zugleich aber neue auf den 1. März angesagt worden. Nicht ganz vergebens hatte Murillo gehofft, die Kammer durch Terrorismus und Bestechung willfährig zu machen, den Senat durch einen ganzen Schub Neuernannter für sich zuzurichten, die Coalition der dort überwiegenden Moderados und der hier stark vertretenen Progressisten zu fesseln, indem er die Zeitungsberichte über ihre Beschlüsse durch Confiskation und Verhaftung verhinderte: sein Candidat erhielt bei jener Wahl wirklich 107 Stimmen, und nur durch plötzlichen Abfall im Ministerium und unter den Ministeriellen selbst fielen auf einen der Abtrünnigen 14 Stimmen mehr, auf Martinez de la Rosa, der sich jetzt als einen Mann „der parlamentarischen Laufbahn und von unerschütterlicher Anhänglichkeit an die Institutionen des Landes" erklärte. Solche bei der herrschenden Corruption immerhin günstigen Aussichten Murillo's auf die Neuwahlen brachten aber die Spannung auf's höchste. Die oppositionelle Coalition bildete ein progressistisches und ein moderirtes Wahlcomité, Narvaez und Graf San Luis an der Spitze des letztern. Murillo hieb tapfer ein: die ganze Blüthe des liberalen Spaniens strömte in die Wahlclubs der Moderados; er hob sie auf, confiscirte ihr Manifest, und beauftragte den gewaltigen Narvaez mit jener berüchtigten in 24 Stunden anzutretenden Sendung zur — Einsicht der Wiener Militär-Archive! Die Presse raste, das ganze Land, schrie man, sei am Aufstand; Murillo, des Jetzt oder Nie wohl bewußt, holte dennoch von Neuem zum Schlage aus. Aber schon sah sein eigener Anhang die blasse Furcht des Hofes vor einer nahen Entscheidung und er lichtete sich; der Kriegs-Minister trat ab, ohne daß ein anständiger neuer zu finden war; und wenige Tage nach den Cortes fand Murillo von den beiden Königinen sich selbst geopfert.

Die Staatsstreich-Projekte selbst aber hielt man, lächerlich

genug! dennoch fest; das neue Kabinet General Roncali (vom 18. Dec. 1852) mit Lara, Llorente 2c., lauter Fremdlinge in den parlamentarischen Parteien, sonst ganze oder halbe Anhänger Murillo's, war völlig darnach angethan, und erklärte auch gleich: seit der letzten Verfassungs-Revision von 1845, also „seit sieben Jahren habe keines der verschiedenen Ministerien, obwohl deren guter Wille nicht zu bezweifeln sei, sich in den Schranken der Verfassung halten können." Doch zog es sofort, more solito, die liberalsten Saiten auf: Absetzung der Murillisten, Reactivirung des Preßgesetzes von 1845 und der Wahlfreiheit 2c., um nach ein paar Wochen selbst wieder mit demselben Terrorismus zu verfahren, wie zuvor Murillo. Die Liberalität hatte gerade lange genug gedauert, um die Moderados-Coalition zu sprengen und unter San Luis eine Mittelpartei zu bilden, die zwar das Anathem gegen die Verfassungs-Revision beibehielt, im Uebrigen aber dem Kabinet bei den Neuwahlen einen so glänzenden Sieg erfechten half, daß über zwei Drittel der Stimmen ihm gehörten, Madrid selbst ministeriell, Saragossa, sonst Heerd und Hort der permanenten Revolution, gar — Bravo Murillo wählte, und die übrigen Großstädte nur Progressisten schickten. Zu so eclatanter Niederlage der liberaleren Moderados noch ein abermaliger Schub von 43 obscuren Menschen in den Senat, nebst rescriptmäßiger Verunmöglichung der Preßberichte über die Cortes-Debatten — und Roncali trat wohlgemuth mit seiner freilich sehr gemilderten Revisions-Arbeit vor die Cortes vom 1. März. Verlangte er ja doch, neben der Neubildung des Senats, der Kammer nur mehr das Recht zur Wahlprüfung (!), Geschäftsordnung und Disposition über das „permanente" Budget zu entziehen, und hatte er ja im Congreß die übergroße Majorität. Aber die vereinigte Opposition, im Senat von General O'Donnell, in der Kammer von Prim angeführt, hatte bereits ein anderes Mittel zum Ersatz der Stimmenmehrheit gefunden, durch Grobheiten und Infamien,

Scandal und Tumult nämlich, wozu besonders die Fragen wegen Narvaez' Verbannung und wegen der schmutzigen Speculationen der Compagnie Königin Christine-Rianzares-Salamanca dienlich waren. Prim stieß öffentlich blutige Drohungen aus; „erhebt eure Fahne!" rief er den Ministern zu, „wir sind bereit für die Freiheit zu siegen oder zu sterben, wir werden aber siegen und dann vae victis!" Als endlich, ehe noch ein Wort über die Revision gefallen war, General Manuel de la Concha Marques del Duero förmlich mit einer öffentlichen Anklage gegen „eine dritte Macht zwischen Krone und Ministerium" drohte, die mit dem öconomischen Ruin des Landes geradezu Speculation treibe, und sein Bruder General José de la Concha, früher Gouverneur in Havannah, dem Senat eine Liste aller von Rianzares auf Cuba gemachten Geldgeschäfte vorzulegen versprach — da verlangte der Hof augenblickliche Vertagung der Cortes (7. April), eine große Zahl höchster Justiz-, Militär- und Verwaltungs-Beamten traf wegen ihrer oppositionellen Stimmgebung die Absetzung, die Generale del Duero, O'Donnell und Prim die Verbannung; den 11. April stürzte das innerlich längst aufgelöste Ministerium selbst, und so groß war bei Hofe die Hitze der Angst und des Zorns, daß man auf einen Moment sogar Murillo wieder berief, aber ohne den Muth, ihn zu behalten. Den 15. April 1853 trat also das Kabinet General Lersundi an.

Immer rascher ging es mit dem Madrider Hofe bergab; man sieht bereits deutlich die Keime aller der Giftpflanzen, die in der glühenden Sonne des jüngsten Juli plötzlich so üppig aufschoßen. Das Kabinet Lersundi war durch nichts ausgezeichnet, als durch seine öffentliche Kriecherei vor Christinen, gegen welche als „die Frau, die alles Unglück über Spanien gebracht," die Volkswuth schon in diesen Tagen so fürchterlich war, daß sie nichts weniger als bloß zur Zier ein ganz von ihr abhängiges und commandirtes Bataillon von

1000 Mann beständig um sich hatte. Im Uebrigen war sein Programm liberal, sein Thun reine Willkür, gerade wie unter Murillo und Roncali; des letztern inconstitutionelle Gewaltthaten, Absetzungen rc. wurden nicht zurückgenommen, ebensowenig dem Gesetz durch Berufung des Cortes genuggethan, obgleich die wichtigsten Fragen: Budget, Staatsschuld, Eisenbahnen rc. drängten. Man gab sich resultatlos mit allerlei Reformen ab; ob aber die Verfassungs-Revision aufgegeben sei oder nicht, wußte Niemand, denn das Programm Lersundi's enthielt kein Wort weder für noch wider. Vom Hofe freilich war man dessen gewiß, daß er den Plan unausgesetzt verfolge, das napoleonische Regiment über Frankreich zu copiren. Daran erhitzten sich die Parteien immer mehr, und an ihnen wieder der Hof; die Progressisten hielten sich noch ruhiger, aber die Moderados besprachen in ihren Madrider Kreisen bereits wieder die Möglichkeit einer Entthronung Isabellens. Außerhalb der Parteien blickte man auf Narvaez als den einzigen Mann, der ihren wankenden Thron noch retten könne; andererseits behauptete man, auch er sei abgefallen, und habe in unbändiger Rachsucht mit Espartero Allianz gemacht. Die Liberalen prophezeiten schon damals: die auf's Aeußerste gebrachten Moderados-Führer, die beleidigten Marschälle und Generale dürften dem Hofe endlich ein Spiel bereiten, wobei es mehr als die Existenz eines Ministeriums gelte, und auch der Sieg Isabellen Verderben drohe, da hinter der Niederlage der Verfassung der Carlismus lauere. Zudem rührte sich der Republicanismus in der besondern „iberischen“ Form, den alten Gedanken einer Vereinigung Spaniens und Portugals bevorwortend; noch unter Lersundi erschien die Flugschrift La Iberia in beiden Sprachen, nach Innen und Außen ächt mazzinistisch, durchaus ein zweites Italia unità, und schon schwärmten die Patrioten sehr für die Union, die offenbar Gott selber wolle, da Portugal einen jungen männlichen, Spanien nur einen jungen weiblichen Erben habe. Inzwischen geschah von allen Seiten

das Möglichste zur Demüthigung Isabellens und Christinens, und vielleicht hätte das Kabinet noch länger unter steten Wechseln auf seinen Sitzen fortvegetirt, wenn nicht vor Allem seine Unfähigkeit, die wuchernde Schmachschriften-Literatur gegen die Königinen zu bewältigen, den Sturz Lersundi's beschleunigt hätte. Am 19. Sept. 1853 folgte also endlich das Kabinet Sartorius Graf von San Luis.

Schon von vornherein war es sehr bedenklich, daß Isabella hiemit einen Fremden an die Spitze ihrer Regierung stellen mußte, der sein Kabinet auch so schwer zusammenbrachte, daß an Einem Tage vier Listen umgingen, und zuletzt zu dem hochwichtigen Posten des Kriegsministers wieder einen Fremden annehmen mußte (Sartorius' nämlich stammt vom Rhein, Blaser ist Schweizer). Indeß hatte Sartorius' Berufung ihre specifische Bedeutung. Es war offenbar ein neuer Weg zum Ziele erfunden: man brauchte mit einem Staatsstreich gar nicht vor die Cortes hinzuplumpen, noch zu octroyiren, wie Murillo gewollt, noch verstohlenerweise ohne Cortes zu vegetiren, wie Lersundi; sondern man hatte einfach wie in Frankreich das Volk erst — zum Staatsstreich zu erziehen! Und wie oder wodurch? Antwort: durch die materiellen Interessen. Haben sie in Frankreich gewirkt, warum nicht noch viel leichter in einem Lande, wo aus Mangel an Communikation die Eine Provinz verhungert, während in der andern die Getreidehaufen auf dem Mist verfaulen, wo mehrere Gegenden der Mancha und Andalusiens den herrlichsten alten Wein ausschütten oder zum Kalkanmachen verwenden, um nur Geschirre für den neuen leer zu bekommen? Es ist daher, als wenn das Kabinet Lersundi's, der ohnehin selbst einer von den hungrigen Esparteristen war, nur als verlorner Posten zur Probe für das neueste System ausgesetzt gewesen sei. Jedenfalls hatten Sartorius selbst, Banquier Salamanca, dessen Agenten der jetzige Finanz- und der Handelsminister einst gewesen, und Zaragoza schon unter Lersundi die finan-

ciellen und commerciellen Operationen geleitet, auf welche wirklich die ganze Aufmerksamkeit des Landes sich warf, so daß über dem neuen Eisenbahnbau-Dekrete einige Zeit lang selbst der Partei-Hader vor Europa verstummte. Aber gestorben war er nicht; und was Sartorius' Rechnung auf das Volk Altspaniens betraf, so nahm es die materiellen Vortheile von ihm, wie einst die geistlichen von Murillo, dankbarst an, ohne aber sein Erstgeburtsrecht um Esau's Linsengericht verkaufen zu wollen. Die Zeitungen berichteten daher: „Der Eindruck in den Provinzen ist gut."

Sartorius hatte seine Präsidentschaft offenbar seit Langem vorbereitet, und ebenso augenscheinlich fanden sich alle andern Hofpolitiker abgenutzt, nur er noch nicht. Seine politische Laufbahn war eine ächt spanisch-liberale. Ein Mann von bedeutendem Talent und erprobter Energie, von glänzender Rednergabe und strahlendem Ehrgeiz, in der Moral nicht mehr und nicht weniger rigoros als andere seiner Rivalen, stieg er aus dem Redactions-Bureau des „Heraldo" in die Cortes auf und von da als Minister des Innern in das dritte Kabinet Narvaez', zu dessen entschiedensten Anhängern er zählte, und in dessen Dienst er, eben zum Grafen von San Luis erhoben, bei den Neuwahlen unmittelbar vor dem vierten Sturze des Marschalls sich noch dadurch hervorthat, daß er in corrumpirender Anwendung administrativer Einflüsse und gouvernementaler Einschüchterung nicht nur sich selber, sondern auch fast alles selbst in Spanien bisher Dagewesene übertraf. Unter Murillo als einer der verhaßtesten Gegner sogar um seinen Sitz in den Cortes gebracht, indem man ihn unmittelbar vor der Wahl aus seinem Wahlbezirk Cuenca auswies, rächte er sich durch seine Stellung im moderirten Wahlcomité der gegen die Revision vereinigten Opposition. Dieselbe Stellung aber benützte er, als Roncali antrat, zur Gründung seiner Zukunft, indem er mit der Hälfte jenes Comités und mit dem „Heraldo" von Narvaez abfiel

und austrat, eine eigene Partei bildend, die zwar nach wie vor die Verfassungsrevision bekämpfte, im Uebrigen je nach dem Vortheil und Bedürfniß des Moments entweder dem Hofe und Kabinet oder der Opposition sich näherte. So hing schon Roncali von Sartorius ab, noch mehr natürlich Lersundi, und es ist klar, daß die Gewalt ihm zufallen mußte, sobald er nur wollte. Entsprechend solcher Herkunft war auch das neue Kabinet und sein Programm zusammengesetzt. Neben Molins, dem alten Minister Narvaez', und andern liberalern Moderados, saß über den Finanzen Domenech, der, weiland auch schon einmal fünf Tage lang Portefeuille-Träger, im Uebrigen Progressist war, und dieser Partei genugthun sollte, ohne jedoch ihre täglich kühnere Ansicht deprimiren zu können, daß nicht Ein Minister, sondern die ganze Zukunft ihr gehöre. Eigentliche Anhänger hatte Sartorius wenige, und noch dazu geärgert durch den „Fremdling", legte gleich eine große Zahl Hochgestellter ihre Aemter nieder. Er aber stellte sich fest auf die Basis der materiellen Interessen, rief den von Isabella eben noch als Beleidiger der Majestät erklärten Narvaez aus der Verbannung zurück, griff unter allgemeinstem Beifall des Landes in die furchtbar versunkene Administration ordnend und vereinfachend ein, und berief kühnlich die Cortes auf den 19. Nov. Er wollte ihnen vor Allem ein Eisenbahn-Gesetz vorlegen, und einen Entwurf auf — Rücknahme der Verfassungs-Revision!

Eben jenes Eisenbahn-Gesetz berührte den wundesten Fleck des Kabinets, das eine neue Ordnung auf Grund der materiellen Interessen erbauen wollte. Dazu gehörten ohne Zweifel vor Allem klingende Mittel. Von dem „einst unermeßlich reichen Staatsschatz Spaniens" aber war in Wahrheit schon seit der Universalmonarchie Karl's V. nichts mehr übrig, als ein ewiges Deficit, und bei den sprüchwörtlich gewordenen Schulden und Geldklemmen des heutigen Spaniens liegt noch dazu das Steuerwesen in einer so unheilbaren Ver-

wirrung, daß schon im J. 1846 nahezu die ganze Regierung Narvaez' durch den unerhörten Versuch Mon's gesprengt worden wäre, die Steuern nicht mehr wie bisher ganzen Provinzen und Städten Monate lang zu stunden, und inzwischen den Darlehen erbettelnden Staat unter den ungeheuern Procenten der Wucherer (10, 12 bis 15 Proc.) wahrhaft schinden zu lassen. Das Uebel wuchs mit jedem Jahr; zu verkaufen gab es im Innern seit Säkularisations-Zeiten nicht mehr viel, und die letzten Trümmer der alten transmarinischen Größe, die unschätzbaren Besitzthümer Cuba, Puerto Rico und die Philippinen zu veräußern, verbot bis jetzt das spanische Ehrgefühl. Die unregelmäßig eingehenden ordentlichen Einnahmen fielen zu einem täglich steigenden Theile immer wieder als Wucherzinsen in die Hände der Darleiher auf Zeit, und endlich erschien der Staat förmlich wie ein Gantirer gegenüber der theuren Gnade einer verschworenen Finanzmacht unter Christinen, ihrem Gemahl und dem Banquier Salamanca, auf welches Kleeblatt die Juli-Revolution bekanntlich ihren ganzen Abscheu geworfen. Der Letztgenannte, begünstigter Banquier der Ersteren, von Partei bald Progressist, bald Moderados, bald Oppositions- bald Hofmann, selbst schon öfter als einmal am Banquerott, in der Meinung des Volkes unbestritten der schwärzeste Schurke Spaniens, hatte durch seine Börsen-Ränke noch jede Finanz-Reform zu vereiteln, wie die des trefflichen Mon, noch jedesmal ihre Träger zu ruiniren gewußt, bis er unter dem Liebhaber Serrano als zur Zeit eifriger Progressist selbst Hofminister ward und nun, um seine dreiprocentigen Papiere zu heben, auch seinerseits mit einem Schuldenregulirungs-Plan auftrat, der ganz einfach alle Gemeinde-, Universitäts- und Spital-Güter in Staats-Schuldscheine verwandelt und die der Militär-Orden umsonst darangenommen hätte. Schon damals traf ihn in den Cortes überdieß der Vorwurf, die königlichen Einkünfte bestohlen zu haben, so hart, daß er ohnmächtig aus der Sitzung getragen

werden mußte, aber nicht um sich zu bessern. Wie weit die speculirende jüdisch-königliche Sippe bis auf die Zeiten des Sartorius es bereits gebracht, zeigt die Thatsache, daß Salamanca schon unter Roncali zur Deckung eines von Murillo überkommenen Deficits von 300 Mill. Realen eine englische Anleihe von 1000 Mill. R. zu 6½ Proc. und zum Cours von 46 zu negociren, also dem Staate 460 Mill. für eine Verschreibung von 1000 M. zu 6½ Proc. zu bieten wagte. An solchen Wucherzinsen war es aber nicht einmal genug; man wußte sich noch förmliche Privilegien und Monopole auf Staatseinnahme-Quellen zu verschaffen. Namentlich behauptete Concha in jener öffentlichen Anklage vor den Cortes vom 7. April 1853: in Betreff der Eisenbahnen geschehe die scandalöseste Schädigung der Staatsinteressen zum Vortheil von Privatpersonen, und zwar nicht nur bei den Concessions-Bewilligungen; so habe man z. B. der Compagnie Salamanca die Madrid-Aranjuez-Bahn um 60 Mill. R. für den Staat abgekauft, während sie nicht die Hälfte werth sei. Hof und Kabinet beeilten sich damals, in den Cortes nicht noch mehr der Art hören zu müssen; Sartorius aber hatte mit dem ganzen Erbe die Finanzfrage als die brennendste und bereits alles Volk allarmirende überkommen, er, der Restaurator Spaniens auf Grund der materiellen Interessen!

Das Eisenbahngesetz nun sollte fernere Mißbräuche abschneiden; Jedermann in den Cortes vom 19. Nov. mußte es willkommen heißen. Dennoch erhielt Sartorius gerade an ihm schon am 9. Dec. eine harte Niederlage, nicht im Congreß, dessen er ziemlich sicher war, sondern im — Senat. Sonst überall in der Welt bieten die ersten Kammern eine verläßigere conservative Stütze, nur in Spanien ist es umgekehrt, ebenso wie mit der Armee und aus der gleichen Ursache. Der spanische Congreß kann jedesmal von Grund aus erneuert werden, und die momentane Gewalt fand in der

Regel die rechten Mittelchen zu Erneuerungen nach ihrem Willen; nicht so ist es bei dem unauflösbaren Senat. Nicht umsonst beschäftigten sich daher alle die verschiedenen Revisions-Entwürfe in erster Linie mit „Neubildung des Senats." Dessen alter Grundstock in den lebenslänglichen Mitgliedern ist gesetzlich perennirend; zwar ist die Mitglieder-Zahl nicht beschränkt, und jedes Ministerium suchte sich durch einen Schub neuer Senatoren eine Majorität zu procuriren. Bei der Spaltung in zahllose Parteien, gerade unter den Vornehmen, mußte aber dieser Umstand für die jedesmaligen Nachfolger feindlicher Kabinete nur um so fataler seyn, und namentlich fand jetzt Sartorius den Senat mit den giftigsten Elementen aus der vereinigten Opposition der Progressisten und liberalern Moderados ganz erfüllt. Concha und O'Donnell führten sie, da Narvaez seit seiner Rückkehr und feierlichen Aussöhnung mit beiden Königinen unbeweglich auf dem Schlosse zu Loja sitzen blieb. Es war dabei im Senat weder um Principien zu thun, noch um einzelne Maßregeln oder Uebelstände, sondern einfach einzig und allein um den Sturz des Ministeriums für jeden Preis. Dazu griff man jetzt das Eisenbahngesetz auf, nicht seinen Inhalt, denn es war dem Senat gar nicht vorgelegt, sondern eben den Umstand, daß es dem Congreß vorher vorgelegt, also die „parlamentarische Prärogative" des Senats verletzt sei; es erfolgten die tobendsten Sitzungen; der Congreß war aber dabei nicht weiter betheiligt, als daß er von der eigenen Arbeit weglief, um den Skandal im Senat mit anzusehen, der mit einem fulminanten Mißtrauens-Votum von 105 gegen 69 Stimmen endigte. Die volle Entscheidung war daher abermals vor die Thüre gerückt; es fragte sich nicht mehr: ob Ministerium oder Kammer? denn eine Auflösung des unschuldigen Congresses hätte ja doch den systematisch feindseligen Senat nicht getroffen; sondern es fragte sich: ob Ministerium oder Senat? das ist: ob Verfassung oder Staats-

Streich? Und wieder fand der Hof nur zu elender Halbheit den Muth!

Das Kabinet wollte man nicht fallen lassen, denn es war populär, hatte selbst die Presse großentheils für sich, und besaß durch die bisher bewiesene Verfassungstreue und rege Thätigkeit offenbar mehr das Vertrauen des Landes, als die unruhige Opposition, deren ganzer Patriotismus im Hader um das Staatsruder aufging. Sartorius aber fand jetzt dennoch sein ganzes System vernichtet; er konnte seinem Programm, in den gesetzlichen Schranken zu regieren, nie mehr nachkommen, wenn nicht der Senat fiel. Er dachte daher auf eine Art halben Staatsstreichs: Auflösung dieser Cortes, Einberufung constituirender, ohne den Senat, und Betrauung derselben mit einer Reform der Constitution nach folgenden Grundzügen: neues Wahlgesetz für die zweite Kammer mit gesetzlicher Ausschließung aller Beamten, größerer Wirkungskreis der Provincial-Räthe, ein Staatsrath von wenigen Mitgliedern an der Stelle des — Senats. Allein darauf ging Isabella nicht ein; sie bewilligte bloß eine Vertagung auf unbestimmte Zeit. Eine Publikation offener, ernster und kräftiger Reform hätte bedeutende Chancen gehabt; anstatt dessen bekannte und verletzte man nun die Verfassung in Einem Athem, und Sartorius, bald auch von einzelnen seiner Collegen aufgegeben, ließ sich herbei, in's alte Wirrniß der Gewaltthaten zurückzusinken: Absetzung eines Dutzends höherer Beamten, Officiere und Hofchargen aus dem Senat, thatsächliches Verbot, in der Oppositionspresse Fragen innerer Politik zu besprechen 2c. Ein entschiedener Schlag redlichen Willens hätte die vereinigte Opposition der Progressisten und Moderados niedergedonnert, und das Land gewonnen; so aber trug man alle die furchtbaren Nachtheile der Staats-Streich-Position ohne ihren raschen Vortheil; man mußte sich, vor wie nach der Revolution, die frechste Verletzung des selbst anerkannten Grundgesetzes vertheidigungslos vorhalten

lassen*), und eben unter diesem Deckmantel der Legalität und Moralität wuchs die vereinigte Opposition in ihren täglichen Clubs zum flammendsten Fanatismus. Eine drohende Adresse derselben brachte Isabella noch mehr in's Schwanken; nur daß ihr Kabinet des Narvaez und der Truppen, wie bekannt fälschlich, sich tröstete, hielt es noch, und daß es offenbar die Sympathie des eigentlichen Volkes besaß, welches die Nothwendigkeit politischer und administrativer Reformen nur zu sehr empfand. Statt dessen aber ging nun Sartorius von Gewaltthat zu Gewaltthat. Den 18. Jänner waren bereits 36 politische Notabeln verbannt: die Generale O'Donnell, Manuel und José de la Concha nach den Colonien, Infante und Armero nach der Insel Leon, dann Rios Rosas, Madoz, die Herzoge Rivas und Sotomayor rc. Zwar berichteten die deutschen Blätter aus Spanien: noch sei Alles für die Regierung gestimmt und für sie nichts zu fürchten, als Mangel an Energie; und die Pariser Zeitungen kündigten noch den 24. Jänner den Staatsstreich an als „ein Projekt, das unter den der unfruchtbaren parlamentarischen Kämpfe und Revolutionen müden Bevölkerungen großen Beifall finde." Gewiß! aber es war bei Sartorius schon mehr Verzweiflung als Energie, und vom wahren Staatsstreich keine Rede mehr.

---

*) „Die parlamentarische Unverletzlichkeit, diese unerläßliche Bürgschaft der politischen Freiheit" — sagt O'Donnell in dem Dekret vom 3. August über die Reactivirung der in Folge des 9. Dec. abgesetzten Stabsofficiere — „sei durch das Kabinet vom 19. Sept. mit Füßen getreten worden in der Person mehrerer Senatoren, die ihrer Posten in der Verwaltung entsetzt wurden, weil sie in einer ewig denkwürdigen Sitzung mit der Mehrheit der hohen Kammer nach den Eingebungen ihres Gewissens votirt; die kostbarste Prärogative der alten Cortes sei den Vertretern der Nation streitig gemacht worden an dem Tage, wo ein wahnsinniges Ministerium die durch den Patriotismus des Volkes und der Armee vernichteten freiheitsmörderischen Plane faßte."

Es ist in der That merkwürdig, welchen Täuschungen z. B. selbst die in der Nähe betrachtenden französischen Legitimisten, vergessend, daß man von Disteln keine Trauben ärndtet, sich hingaben über die Energie des Hofes, über die Theilnahmslosigkeit Englands und die indifferente Ruhe des Volkes*). Selbst die unterdrückte Meuterei von Saragossa (20. Febr.) und der folgende Belagerungszustand über ganz Spanien, welcher Isabellens freie That förmlich her-

*) Einer derselben jubelt aus Paris noch den 22. Febr. in der „Kreuz-Zeitung“: da sei nun das Ministerium durch königliche Dekrete zur Erhebung der Steuern autorisirt, die Kammern aufgelöst oder vertagt, die Tagespresse beschränkt, die einflußreichsten politischen Generale geächtet oder deportirt — Alles ohne Emeute, fast ohne Gewaltsamkeit, weil die Nation sich nichts darum kümmere. Noch eine Weile und die Königin, deren Herrschaft eben auf der Constitution beruhe, werde vielleicht diese Constitution vollständig vernichten und sich gerade so an der Spitze der Regierung befinden, wie sie sich befunden haben würde, wenn die Erbfolgefrage nach Ferdinand's Tod die spanischen Royalisten nicht gespalten, und die Constitution à la anglaise ihr nicht die Hülfsgenossen aufgezwungen hätte, deren sie sich heute entledige. Der französische Liberalismus und sein großer Bannerträger, das „Journal des débats“, nenne das die „Revolution in Spanien“, nicht einsehend, daß eben die Constitution die Revolution war, und die Gewalt der Dinge die jetzige Reaction herbeiführe. Wie aber gerade in Spanien diese jetzt möglich sei? darauf sei die Antwort sehr einfach: in Spanien ist eben der englische Einfluß verschwunden, und Spanien nähert sich also mehr und mehr den überlieferten monarchischen Formen. In Portugal dagegen erhält sich dieser englische Einfluß durch seine Flotte im Tajo und an den Küsten. Unter ihrem Schutze regiert der König in alter Weise, und hat der Tod der Königin keine royalistische Strömung veranlaßt. Uebrigens beklagt sich England selber schon über die portugiesische Banquerott-Wirthschaft, und hat Spanien einmal seine antiparlamentarische Bewegung vollendet, dann wird der portugiesische Royalismus seinen Stützpunkt in Madrid finden, und mit desto größerer Zuversicht in die Schranken treten, als England jetzt anderwärts beschäftigt ist.

ausforderte, brachte bloß wieder eine völlige Tollwuth der Polizei über Madrid. Was aber England betrifft, so gestattete die hochbenöthigte französische Allianz freilich kein Auftreten mehr, wie Lord Palmerston es sich weiland gegen Narvaez erlaubt; allein der verbannte O'Donnell hielt sich gegen den Haftbefehl irgendwo in Madrid versteckt, und Jedermann sagte: es sei beim englischen Gesandten. Derselbe Lord Howden hatte eben noch die ganze Opposition zur Tafel geladen, und man erfuhr noch früh genug, daß Albions Consul Murray auf Teneriffa dem deportirten Marquis del Duero einen Festball gegeben, und bald darauf that er mit einem Rudel verbannter Journalisten desgleichen. Es fehlte also wenigstens der moralische Beistand der alten Revolutionsmacher in Spanien auch dießmal nicht. Aber das Volk? Auf das Volk im Unterschiede von den Parteien, insbesondere auf das altspanische, konnten alle diese Menschen sammt und sonders von vornherein nicht rechnen, wenn es auch aus den genannten Gründen stets den sogenannten reactionären Kabineten günstiger war. Die spanischen Liberalen wissen auch eben deßhalb recht wohl, ohne dieses Volk ihre Revolutionen zu machen: wenn nur die Progressisten ihre Truppen, die Pöbelmassen in den großen Städten nämlich, organisirt haben, und die Moderados mit den ihrigen im Reinen sind: den ehrgeizigen und verbildeten Optimaten, der überall sich gleichbleibenden Bourgeoisie, und vor Allem mit den ihren Generalen jedesmal untergebenen Corps der königlichen Armee. Dem Kabinet konnte es nicht entgehen, daß diese allgemeine Aufstellung stark im Werke sei und seine despotische Strenge wuchs. Den Städtebevölkerungen sah man das Schüren wohl an, und noch dazu wurde von allem Volke die herrschende Theurung dem Riesenhandel Christinen's zugeschrieben; die Dreistigkeit der progressistischen Presse stieg geradezu in's Unglaubliche, und zwar, damit ja das sicherste Wahrzeichen kommender Revolution nicht fehle,

fast weniger gegen das Kabinet, als gegen die katholische Kirche, so daß in jene Zeit die scharfen Hirtenbriefe der Bischöfe gegen ihre Gott- und Sittenlosigkeit fielen, welche von der neuen Regierung Espartero-O'Donnell jüngst als der freien Presse unwürdig scharf getadelt und untersagt wurden. Die Armee zeigte in Madrid selbst die Spuren geheimer Verbindung mit O'Donnell, besonders vier noch im Jänner versetzte Cavallerie-Regimenter; die Concha's benützten ihre widerspänstige Reise zur Verhetzung, und brachten wirklich die ebenso tapfere, als blutige parlamentarische Militär-Revolte vom Februar in Saragossa zuwege, die den Kriegszustand über ganz Spanien herbeiführte; schon Mitte März konnte Sartorius sich nur mehr auf die Artillerie und das Genie verlassen. Und während die Presse unaufhörlich auch noch mit carlistischen Umtrieben ängstigte, waren augenscheinlich alle liberalen Parteien in der Mobilmachung begriffen. Den 30. Jän. bangte man bereits vor den in England beliebten Umtrieben der „Iberier" für den liberalen Pedro V., und den 6. Febr. hob man in Madrid einen geheimen Republikaner-Club auf; Andere verbreiteten, Isabella werde vor der allgemeinen Antipathie des Volkes dem orleanischen Schwager Montpensier weichen müssen; Alle aber leisteten das Möglichste in Herabwürdigung der Dame auf dem Thron. Noch im Jänner erschien ein Pamphlet über einen neuen Liebhaber der Königin, und alle bisherigen Leistungen wurden überboten, gerade als hätte er nun zu reden angefangen, seitdem der altbekannte Serrano unter den vielen wegen des Streichs von Saragossa zu Madrid Verhafteten war und in die Verbannung ging. Nun erst äußerten sich auch die liberalen Blätter Belgiens und Sardiniens noch ungleich ärger, als sonst die „Times", über das Privatleben der Königin, und während die Regierung diplomatische Schritte gegen sie versuchte, erschien in Madrid selbst der berüchtigte „Murcielago" (Fledermaus), ein clandestines Blatt voll unglaubli-

cher Leidenschaft und unaussprechlicher Dinge über Isabella II., das allnächtlich in den Häusern ausgestreut ward, und alles Nachspürens, wie des Entdeckungs-Preises von 10,000 Duros spottete, bis es am 22. Juni mit dem Aufruf schloß: „Auf, alle Bürger! zu den Waffen gegen eine Regierung, die nur zu plündern versteht!" Kurz, faßt man rückschauend jene Monate vom Jänner 1854 an scharf in's Auge, so darf man sagen, daß die Tage vom Juli und August noch — sehr gnädig ausgefallen!

Man muß es Sartorius lassen, daß er noch immer standhaft blieb, während der Hof längst wieder in die altgewohnte verächtliche und grundsatzlose Gelegenheits-Politikmacherei versunken war. Schon seit Mitte März rief man durch Christine wiederholt den alten Nothhelfer Narvaez an, der jedoch taub blieb, und zugleich berieth man über ein Ministerium aus Progressisten und höchst liberalen Moderados unter dem Londoner Gesandten Isturiz. Und doch hielt die Revolution damals noch für rathsam, den dreitägigen Arbeiter-Aufstand in Barcelona mit seinen mysteriösen Agenten dem carlistischen Klerus in die Schuhe zu schieben, und nur ganz heimlich kam eben damals Espartero's Sekretär Gurrea nach Madrid. Wirklich stand auch die ärgste Noth dem armen Sartorius erst noch bevor. Treu seiner Ansicht von dem Gewicht der materiellen Interessen, ließ er bis auf den letzten Augenblick seiner ministeriellen Existenz den Eisenbahnbau so rüstig vorwärts treiben, als sollte sich an ihm doch noch ganz Spanien bekehren. Aber schon seit Anfangs März war die finanzielle Krisis unaufhaltsam eingebrochen, und bei den völlig leeren Kassen selbst die Ausbezahlung der Monatsgehalte an die Beamten unmöglich, bis Christine für die erste Noth ein Darlehen gegen — 12 Procent procurirte. Als auch die Bank angesprochen und, weil sie nichts geben wollte, ihr Direktor ent- und durch Llorente ersetzt wurde, stieg die Verlegenheit auf den Gipfel. Nicht nur verweigerten die

Capitalisten allen und jeden Credit, auch nach der Bank lief nun Alles, um sein Geld zurückzuziehen, mit solchem Eifer, daß die Regierung die ungeduldigen Gläubiger als Unruhestifter verhaften ließ. Sie versprach 8 Procent Disconto für vorausbezahlte Steuern, und erwog eine großartige Ausgabe bis auf — 8 Procent verzinslicher Schatzscheine, oder ein freiwilliges Anlehen mit 6 Proc. Prämie und 6 Proc. Zinsen. Da indeß die Noth drängte, decretirte sie schon am 19. Mai ein Zwangsanlehen in Form von Vorausbezahlung des halbjährigen Steuerquantums. Davon fanden sich nach dem Sturze des Kabinets bereits 44 Mill. R. percipirt, aber nur mehr 13 Mill. in Kasse, dazu im Ganzen ein Deficit von 659 Millionen, wovon 252 ohne Verschub fällig. Wie man sich bei dem herkömmlichen spanischen Finanzzustand und der von wenigstens drei Ministerien her schon bekannten Uebung darüber verwundern, oder als über redende Beweise ungeheurer Betrügereien am Staate schreien mag, ist nicht recht abzusehen. Erwiesen ist nur soviel, daß auch jenes Zwangsanlehen, ein für Spanien allerdings mehr als überall sonst unerhörter und äußerst gewagter Streich, Herrn Sartorius noch nicht flott gemacht hätte. Jedenfalls ist gleich gesagt, wie der bekannte Pariser-Publicist Girardin thut: die Revolution hätte sich aufhalten lassen, wenn man an das Volk gedacht, und durch einen gewaltigen o c o n o m i s c h e n Staatsstreich es Christinen selber vergessen gemacht hätte. Das und nichts Anderes wollte ja eben Sartorius, und ob es der neuen Freiheit damit besser gelingen wird, muß sich erst zeigen. Er hielt auch jetzt noch immer an seinem Glauben, während man schon Ende April stündlich den Ausbruch der Revolution befürchten mußte, und derselbe am 8. Juni von den Generalen offenbar nur vertagt worden war. Wohl wirkte der plötzliche Auszug des am frühesten Morgen des 27. Juni wieder erscheinenden O'Donnell mit aller Cavallerie, überhaupt dem größern Theile der Madrider Garnison, und noch drei Ge-

neralen gen Alcala zu für den Moment erschütternd, aber noch einmal ermannte er sich, gestützt auf die günstige Aufnahme, welche das Zwangsanlehen im Lande gefunden, und auf die tiefste Ruhe in den Provinzen — unter dem Volke nämlich, im Unterschiede zu den Parteien. Diese waren überall zum Losschlagen bereit, und nur ihre Stärke und Verwegenheit, und namentlich die blinde Wuth der feindlichen Moderados, unterschätzte Sartorius, als er noch am 3. Juli vom „unterdrückten Aufstand“ redete. Im Volke selber dagegen, dem eigentlich altspanischen, rührte sich wirklich kein Finger gegen ihn.

Die Einzelnheiten im Gange der nunmehrigen Revolution als bekannt vorausgesetzt, ergeben sich aus ihrer innern Geschichte zwei wohl zu beachtende, aus dem Bisherigen leicht erklärlichen Thatsachen. Erstens: sie war nach dem Plane O'Donnell's eine Revolution der Moderados gegen Moderados; oder aller andern ihrer Fraktionen gegen die des Staatsstreichs in seinen verschiedenen Wandlungen, deren gefährlichste zur Zeit im Kabinet Sartorius ihren treuen Ausdruck hatte; oder der parlamentarischen Richtung gegen die dem Hofe dienende, sei es aus reinerer Anhänglichkeit an die Person Isabellens, oder unter dem Einfluß der geheimen Allmacht jenes herzlos selbstsüchtigen Weibes, das seit zehn Jahren mit ihrer Faction von Abenteurern und Intriganten alles Nationalgut für sich zu monopolisiren getrachtet und die unter den permanenten politischen Stürmen schon genug erschütterte Moralität fast ganz ruinirt hatte. Es galt nicht das Ende dieser zehnjährigen Moderados-Alleinherrschaft, sondern nur einen neuen Wechsel des Systems innerhalb derselben zu erfechten, und zwar, da die Tribune nicht mehr existirte, auf — offenem Felde. Darum liegt zweitens das sehr gewichtige Faktum vor, daß O'Donnell hier ein Zusammenwirken mit den Progressisten nicht wollte. Für den parlamentarischen Kampf hatte die Coalition der Moderados mit allen Schattirungen derselben

längst bestanden; aber sie auch mit den Waffen in der Hand fortsetzen, hätte nichts Anderes geheißen, als mit ihnen wenigstens die Herrschaft theilen, sie ihnen wahrscheinlich ganz überlassen, und einer bis zur Republick unabsehbaren Umkehr das Thor selber öffnen. Die Moderados aber wollten nur unter sich seyn; darum erhob ihr Volk, die Armee, allein das Banner des Aufruhrs, und sie that es nicht in den Straßen von Madrid, sondern ausrückend gen Süden, links und rechts die andern Garnisonen an sich ziehend, bis der angestrebte Ministerwechsel erfolgt wäre, vielleicht auch, um auf dem classischen Boden von Cadix die Cortes zu versammeln — Alles, während Madrid, das alte Hauptschlachtfeld der Progressisten, noch nahezu an drei Wochen ruhig, fast gleichgültig zusah. Noch vor der verlorenen Schlacht von Vicalvaro (30. Juni) proklamirten also die Generale nur gegen jenen „Haufen Abenteurer," welche Spanien wie ihr Erbe behandelten, schrieben an die Königin nur: wie kein Artikel der Verfassung mehr gültig, die Presse geknebelt, der Schweiß des Volkes zur Befriedigung des ministeriellen Gelddurstes unvermögend, Alles käuflich, keine Eisenbahnbau-Concession, überhaupt kein Beschluß mehr zu erlangen sei, ohne vorherige Abfindung der Minister ꝛc. — und stellten bloß entsprechende billigen Bedingungen, vor Allem: „Thron ohne Camarilla, die ihn entehrt." Jetzt hätte Isabella nachgeben sollen oder — nie, das Wort: Narvaez sprechen sollen, oder Sartorius auch nachher nicht im Stiche lassen!

Statt dessen erfolgte gegen die gefürchteten Ankläger Christinens der Schlag von Vicalvaro mit seinen Folgen, andererseits O'Donnell's revolutionärere Proclamation vom 1. Juli. Aber auch deren „constitutionelle Monarchie" befriedigte im „Volke" nicht; man beschreibt die Verhandlungen O'Donnell's mit der geheimen Junta der Progressisten sehr genau: wie diese apodiktisch nicht eine Personal-, sondern eine Radikal-Reform gefordert, und zu dem Ende die Constitution

von 1837 und Reorganisation der Nationalmiliz zu ihrem Schutze; wie zuletzt nur noch Streit gewesen um das Wörtlein: Beibehaltung „des“ Thrones, wofür die geheimen Clubs durchaus „eines“ Thrones haben gewollt. Sonst in Allem gab O'Donnell nach; denn die Kraft der Moderados allein hatte sich als zu schwach erwiesen, und wollte ihr Führer nicht als Meuterer unterliegen, so mußte er eingehen auf die — Revolution. Er proclamirte jetzt von „constituirenden Cortes“ und „verbesserter“ Auflage der Constitution von 1837; und nun erst nahmen alle liberalen Parteien Theil, folgte Ein Pronunciamento dem andern, schnellten Catalonien und Aragon in vollem Aufstand empor, und den 17. Juli Madrid desgleichen. Dieses Hauptlagers der Progressisten erstes Wort war: nicht Personenwechsel, nicht Parteirevolution, sondern „brüderliche Einigung aller Liberalen,“ und als Personifikation derselben — Espartero! Es war jetzt eine volle 1848ger Revolution! Eine Adresse des Madrider „Volkes“ besiegelte die Coalition mit den gekaperten Moderados: es that kläglich, wie die Generale, als „Spielball und Opfer der bastardmäßigen Ehrsucht heimathloser Menschen,“ wegen „entrissener Rechte“ und der „treulosen Rathgeber in der persönlichen Umgebung der Königin;“ es forderte aber auch positiv: „Verdienst und Tugend allein im Rath der Krone“ und „Achtung vor den Principien der Sittlichkeit und Gerechtigkeit,“ Alles zu dem Ende „constituirender Cortes und als Bürgschaft der Freiheit Wiederherstellung der National-Garde.“

Noch hoffte Sartorius der Menge Herr zu werden, die sofort, Fremde wie Einheimische, mit und ohne Barrikaden, die Muster-Vorlagen von 1848 unübertrefflich portraitirte; anders aber Isabella. Jetzt wollte sie nachgeben; und nachdem sie, wie man sagt, im frostigsten constitutionellen Tone als für ihre Person unverantwortlich die Minister, welche ihre Patsche nur selbst ausbaden möchten, entlassen hatte, folgten in den

nächsten zwei Tagen noch zwei Ministerien (General Cordova ohne Cabinet, sonst eben so voll bornirten Muthes gegen Sartorius, als jetzt an der Spitze der 4000 Mann im Schlosse voll elender Feigheit gegen den gräßlichen Unflath der Handvoll Sansculotten vor dem Palast, und nach ihm der Herzog von Rivas mit drei Moderados und drei Progressisten), und natürlich, ich weiß nicht zum wie vieltenmale seit zehn Jahren, die Wiederherstellung des Preßgesetzes von 1845, um den furchtbarsten Dämon jeder spanischen Regierung, die Presse, zu kirren. Aber die treuen Truppen unterlagen bereits, mehr vor Hunger und Durst als vor den Rebellen; die provisorische Regierung wollte sich auch jenes Ministerium der liberalen Coalition nicht octroyiren lassen; vielmehr mußte nun Isabella, die erst noch Narvaez verschmäht, zu dem verhaßtesten Feinde beider Königinen, zu Espartero sich bekennen. Ihre famose Proclamation vom 26. Juli verkündete die „fleckenlose Loyalität und den glühenden Patriotismus des Siegesherzogs" als Bürgschaft einer neuen Aera; den 29. Juli spielte er sein Rührstück des Einzugs in Madrid nach besten mimischen Studien ab. In jener offenen Beichte vom 26. hatte Isabella auch noch „beklagenswerthe Irrthümer und ungereimtes Mißtrauen gegen die edlen Wünsche des Volkes, dessen Loyalität sie sich nun ohne Rückhalt hingebe," eingestanden, auch daß „die Gefühle der Tapfern immer hochherzig seien;" sie hatte sich zu der „Pflicht" bekannt, „niemals die Grundsätze zu vergessen, die sie repräsentirt habe, die einzigen, die sie repräsentiren k ö n n e" (die der Revolution), hatte sogar zugeben müssen: „meine Würde als Königin, Frau und Mutter ist die eigene Würde der Nation!" Man beklagt an diesen spanischen Vorgängen das „tief gesunkene Königthum." Sehr wahr! und mit um so mehr Grund, als es vor und außer aller Revolution — sich selbst so tief erniedrigt hatte.

Man vergesse nicht, wie oft seit zehn Jahren nicht nur unter den Progressisten, sondern noch mehr unter den Moderados

die Frage von der Absetzung Isabellens auftauchte, und man wird sehr natürlich finden, daß in Folge der Juli-Tage die Existenz ihres Thrones eine sehr precäre war und vielleicht noch ist. Da es ferner galt, alle Liberalen in Eine Partei zu vereinigen, ist es ebenso natürlich, daß die Thronfrage eine Zeitlang eine offene blieb, und Alles gleich viel Aussichten hatte: Isabella, Don Pedro V., als Gemahl ihrer Tochter spanisch-portugiesischer König, ihre Ersetzung durch den Schwager Montpensier, oder eine Regentschaft unter dem König-Gemahl, der sich am 19. Juli Nachts als solcher Regent bereits gerirt haben soll und zwar mit aller seiner progressistischen Patzigkeit, oder unter seinem halbrepublikanischen und halbverrückten Bruder Don Enrique, oder unter dem Herzog von Alba, Bruder der Gemahlin Napoleon's III., oder abermals unter Espartero, oder endlich lieber geradezu die — Republik, sei es eine bloß spanische oder eine spanisch-portugiesische? Von allen diesen Combinationen, immer die eine so legitim als die andere, hätte unter den Parteien selbst die Republik wahrscheinlich die meiste Aussicht; sporadisch ward sie gleich Anfangs, namentlich im Süden, förmlich proclamirt, und in Barcelona erhob sich sogar die socialistische, wie in Andalusien noch heute; seitdem sind die „Pforten Spaniens" officiell „jedem fremden Flüchtling" geöffnet, und sichtlich ist im Laufe der Moderados-Herrschaft die Grenzlinie zwischen Progressisten und Republikanern mehr und mehr geschwunden; auch Espartero selber soll ganz bei Ernst gewesen seyn, als er, von dem Präsidentenstuhle der kein monarchisches Wörtlein im Programme tragenden Saragossaer-Junta aus, mit Isabella wie von Macht zu Macht verhandelnd, zugleich dem „Circolo politico de la Union" der Republikaner in Madrid ankündigen ließ, daß „er komme, um der Washington Spaniens zu werden." Jener Club, dessen Ehrenpräsidium Espartero eben noch „mit gerührtem Herzen" angenommen, argumentirte auch wirklich sehr einfach: „bisher war

Alles Sache der Parteien, jetzt kommt das Volk, und was sollen hier Verfassungen von 1837 oder 1812, außer daß sie selber sagen, das Volk sei souverain? Gut! so hat sich denn die ursprünglich durch parlamentarische Kämpfe herbeigeführte Militär-Insurrection in eine demokratische Revolution in Espartero's Namen verwandelt; Espartero ist jetzt ein Waffenstillstand, aber das siegende Volk wird weiter gehen, und das einzig mögliche Ziel ist — Don Baldomero Espartero als Republik-Präsident." So der „Circolo," und dieses sein „siegendes Volk" ist wirklich stark, wenigstens hat es als Gros im Heere der Progressisten O'Donnells Moderados gerettet! Man hat ihm daher eine Zeitlang mindestens die Hoffnung gelassen, daß die Dynastiefrage vor die constituirenden Cortes gehöre; und wenn endlich auch durch Dekret vom 14. Aug. bestimmt ward, daß sie „die dynastische Frage nicht discutiren" dürften, so bleibt doch die Frage in soferne beim Alten, als erstens Niemand weiß, welche Krisis noch vor jenen Cortes eintritt, und zweitens ähnliche Festsetzungen der Herren Thiers, Barrot rc. im J. 1848 von Frankreich weder die Republik noch die Juni-Tage abhalten konnten.

Viel wichtiger aber, als jene Thatsache vom 14. Aug. selber und die mit ihr in nächster Beziehung stehende endliche Entlassung Christinens über die Grenze, sind die zu Grunde liegenden Motive. Man weiß, welche Wucht von „Volks"-Zorn und Unpopularität beide Maßregeln auf die Machthaber warfen, wie erniedrigende Lügen und Sophistereien, demüthigende Verhandlungen und Entschuldigungen vor dem Abschaum der Revolution beide, wie augenscheinliche Gefahr besonders die letztere kostete — dennoch blieben dabei die Progressisten im engsten Einvernehmen mit den Moderados, ließen sogar San Miguel und die übrigen Helden des „Clamor publico" sich jetzt als Tyrannen-Knechte verhöhnen und mißhandeln! Und dieß sollte das Uebergewicht der liberalen Moderados bewirkt haben, deren Schwäche auf Feld und Straße

eben noch so offenkundig geworden? die in demselben Moment mit blutendem Herzen zugeben mußten, daß der ihnen leibeigene Senat, die Basis ihrer parlamentaren Macht, aufgehoben und das demokratische Einkammersystem für die Constituante beliebt werde? Es ist wahr, die Progressisten ließen zugleich ihre Forderung des allgemeinen Stimmrechts fallen; aber sollte auch nur dieß unter solchen Umständen als eine Concession an die verbündeten Moderados angesehen werden können? Gewiß nicht! Alle drei Fragen: Isabella, Christinens Processirung auf freiem Fuß, die Beibehaltung des Wahlgesetzes von 1837, sammt allen begleitenden Maßregeln: Aufhebung der eben noch fetirten Demokraten-Clubs, Unterdrückung der eben noch als berathende Körper an der Seite der Regierung bestätigten Junten 2c., das ganze Verfahren, schon jetzt wieder unter Anwendung der alten Praxis aller Vorgänger mit Massen-Confiskation der Presse, Haft, Verbannung, Deportation ohne Umstände — Alles hat seinen Grund in Einem und demselben Motiv, welches ganz außerhalb der Parteien liegt. Es ist kein anderes, als die Furcht vor dem eigentlichen Volke, vor Altspanien! Dieses hat sich bis jetzt nicht gerührt, insbesondere kein geweihter Mund hat sich in politicis geöffnet, man findet desfalls nicht einmal Klage über die „im Finstern schleichende Partei;" aber Altspanien ist furchtbar, sehr mächtig, ist nicht todt, und wenn der Thron wieder in Frage käme oder die Republik vordränge — dann müßte Altspanien erwachen und der Mann bald gefunden seyn. Altspanien verdankt man die liberale Reaction!

Für sie ist es Lebensfrage, alle excedirenden Elemente in die Schranken des liberalen Parlamentarismus zurückzudrängen; es soll wieder nur zwei Parteien geben: Liberale und sogenannte „Absolutisten." Gelingt aber auch jene Einpferchung, so ist die Frage erst noch die, wie die Parteien der Progressisten und Moderados selber innerhalb der liberalen Schranken sich vertragen werden? Alle Geschichte bezeugt:

schlecht! Es wird sich bald abermals darum handeln: ob das rostige Schwert und die dünne Weisheit von Luchana, der eitle Geck, dessen politische Gesinnung Alles zugleich ist und Nichts, weil er immer bloß nach den Chancen fischte — ob er nach England flüchten wird? oder der Adspirant der liberalen Militär-Diktatur, bislang Führer jener geschwätzigen Weiber, welche Spanien als Generale besoldet, nach Frankreich? Und wenn die impotenten spanischen Gothaer siegen, wie werden sie jene Einpferchung zu handhaben vermögen gegen das alsdann sicherlich aus den Moderados selbst verstärkte Altspanien? Wenn aber die centrale Schwachherzigkeit der Mittelmänner siegt, wird dann Altspanien nicht eher reif werden, als bis die verbrauchten und abgenutzten Parteien und Persönlichkeiten derselben abermals zehn Jahre lang nacheinander das Staatsruder in die Hand nehmen, wieder unter blutigen Waffen- und unblutigen Parlaments-Kämpfen, um immer von neuem ihre alten Programme aufzuputzen und zu modernisiren, Phrasen statt Thaten für Blut und Schweis des Landes zu bieten, während das Land schon in — solche Zustände versunken ist? Wahrlich, Altspanien hat jetzt ganz andere Aussichten, als damals, wo Narvaez die zehnjährige Moderados-Alleinherrschaft gründete, die nun so schmählich zu Ende gegangen! Und wäre hier nicht bereits, ehe die Feder noch die interessantesten Einzelnheiten erreichte, des Raumes schon allzuviel weggenommen, so müßte ganz besonderes die Eine Thatsache an der bessern Stellung Altspaniens noch hervorgehoben werden: daß augenscheinlich auch nach der zehnjährigen Diktatur der Centralisations-Männer Madrid eher minder als mehr — Paris geworden!

XXVIII.

Briefliche Mittheilungen.

I.

Aus dem deutschen Südwesten.

Wiederholt schon war ich im Begriffe, die Feder anzusetzen, als der Gedanke, Ihnen nur wenig Zuverlässiges mittheilen zu können, mich immer wieder davon abhielt. Ich bin zwar heute noch in derselben Lage, muß aber doch einmal mein längeres Stillschweigen brechen. Der große Kirchenstreit gleicht bei uns im Kleinen an Verwirrung beinahe der orientalischen Frage: die Regierung hat so viele Kreuz- und Querzüge gethan, daß es ihr schwer wird, den glücklichen Faden zu finden, der sie aus den Irrwegen herausführt. Da nunmehr das gleiche Maß von Weisheit, welches hineingeleitet hat, hinreichen soll, um wieder herauszuleiten, so ist die Lösung der Aufgabe um so bedenklicher. Die Dinge gestalten sich durch den Umstand noch schwieriger, daß nach allgemeiner Annahme dicht hinter den bisherigen Führern dieser Angelegenheiten Männer stehen, welche das System der Unterdrückung der Kirche und der Abbrechung jeder Unterhandlung mit Rom als das einzig würdige Ziel badischer Staats- und Regierungsweisheit betrachten!!

Diesem Ziele wurde seit einem Menschenalter durch Protestantisirung aller Schulanstalten, aller formellen Verhältnisse der katholischen Kirche, durch Einebnung der letztern im Sinne einer gleichmachenden protestantischen Gesetzgebung so geräuschlos wie möglich zugesteuert. Durch die Verordnung vom 7. Nov. 1853 erhielt das verderbliche, an dem innersten Mark des katholischen Wesens nagende System einen unheilbaren Riß. Als ein Bischof in dem Vollbewußtseyn seines apostolischen Berufes sich urplötzlich in den thatsächlich verlornen Besitz seines Hirtenamtes wieder einzusetzen wußte, konnte die weltbekannte Folge, nach der sogleich allen Weitersehenden klargewordenen Ansicht, keine andere als die eingetretene seyn. Der badischen Regierung bot sich nun eine Alternative des Handelns an: entweder mußte sie die Rechte der Kirche anerkennen und in loyaler Weise sich mit der Kirche vertragen, oder: der Weg materieller Unterdrückung mußte consequent betreten und durchgeführt werden, was allerdings auf die Dauer auch kaum möglich war. Die badische Regierung that aber weder das Eine, noch das Andere. Sie versuchte zu unterhandeln, ohne von ihrer eigenen Machtvollkommenheit, als letzte und oberste Richterin, von vornherein das Geringste nachzugeben; sie versuchte auch den Weg der Gewaltthat, und nachdem sie die Erfüllung des geschwornen Eides an vielen Priestern öffentlich als ein Verbrechen gebrandmarkt und gestraft, und das katholische Volk seines Glaubens wegen der Brutalität ihrer Schergen mit der willkürlichsten Beseitigung alles materiellen und formellen Rechts preisgegeben hatte, mußte sie auch von diesem Wege ablassen. Es war jedem Kinde klar, daß entweder der Erzbischof schuldig sei, oder pflichtgemäß gehandelt habe. War er schuldig, durften nicht Andere seinetwegen gestraft werden; war er unschuldig, so ist es himmelschreiend, diejenigen zu verfolgen, welche seine Sache als eine gerechte, mit gerechten Mitteln zu vertheidigen suchten.

Das Gewicht dieser unerbittlichen Logik machte sich endlich auch der badischen Regierung fühlbar, welche den Anlaß der erzbischöflichen Verfügung vom 5. Mai bezüglich der Stiftungsfrage ergriff, um den Versuch eines Einschreitens gegen die ehrwürdige Person des Erzbischofs noch nachträglich zu wagen. Auch aus dieser Prüfung ging der muthvolle Kämpfer für die Kirche Gottes mit der

Waffe eines mächtigen Hirtenworts hervor. — der heilige Vater sprach unterm 8. Juni, auf die erste Kunde der Gewaltthat, dem Grafen Leiningen sein Erstaunen und seine Entrüstung darüber aus, wie aus der Erfüllung seines oberhirtlichen Amtes dem Erzbischofe ein Verbrechen gemacht werden möge. Von allen Seiten wurde die Regierung auf das Thörichte ihres Benehmens aufmerksam gemacht, und die Erbitterung des katholischen Volkes, wenn schon durch äußere, z. B. im Odenwalde wahrhaft empörende Gewalt niedergehalten, gab sich allenthalben kund. Wie versichert wird, konnte es dem Grafen Leiningen nur dadurch gelingen, den heiligen Stuhl zur Wiederaufnahme der Verhandlungen zu bestimmen, daß von seiner Seite gewisse Vorbedingungen zugestanden wurden, welche als eine Art von Interim gelten sollten, bis der definitive Abschluß mit Rom erfolgen würde.

Die „Allgemeine Zeitung" hat in der Beilage vom 25. August als „Thatsächliches über das sogenannte Interim" diese vorläufigen Bestimmungen aus ungenannter Quelle, aber mit großer Zuverlässigkeit aufgeführt. Wir wären daher berechtigt, an die Richtigkeit der Angaben zu glauben, wenn sich damit nicht Manches im Widerspruch befände, was vor unsern Augen vorgeht. Die Procedur gegen den Erzbischof scheint allerdings stillschweigend auf sich zu beruhen. In andern Ländern würde wohl die Frage aufgeworfen werden, ob ein mit so großem Geräusche eingeleitetes Criminalverfahren nur so einfach niedergeschlagen werden dürfe? Aber in Baden hat die rastlose Thätigkeit der Gesetzgebungsmaschine es dahin gebracht, daß Willkür, wenigstens gegen die katholische Kirche und die Katholiken, als einziges Gesetz mehr gilt. Die Prozesse gegen Priester und Laien hingegen dauern, gegen diese angeblichen Bestimmungen des Interims, in manchen Gegenden des Landes noch fort, Verurtheilungen erfolgen, ungehorsamen und excommunicirten Priestern, wie z. B. in Kirlach, wird gestattet, Gottesdienst zu halten, und die von dem Erzbischof ernannten Verweser werden nicht überall in den betreffenden Gemeinden zugelassen. In einem Amtsbezirke wurden in einer Nacht kürzlich alle Stiftungskisten gewaltsam aus den Wohnungen sämmtlicher Pfarrer hinweggebracht u. s. w. Was soll man zu einem solchen Verfahren sagen? Geschieht das Alles mit Wissen und Willen der Re-

gierung, welche auf solche Weise ihrerseits, was ihr daran gefällt, an dem Vertrage vollzöge, und das Mißliebige als nicht vorhanden betrachtete? Diese Handlungsweise hätte allerdings in Baden nichts Ueberraschendes, wenn man bedenkt, daß es mit dem Vollzuge der bekannten Bullen auch so gehalten wurde. Wir glauben aber, daß man selbst in Karlsruhe sich nicht mehr schmeichelt, mit solchen Mitteln auszureichen. Die jetzt noch stattfindenden Gewalt-Streiche fallen also wahrscheinlich übereifrigen Lokalbeamten zur Last. Da fragen wir indessen abermals: wie kann dieß geschehen, wenn der Regierung daran liegen soll, einen versöhnlichen Sinn zu zeigen, und in gerechtere Bahnen allmählig wieder einzuleiten? Dieß führt mich auf das Feld der Gerüchte, auf dem ich mich sehr ungern bewege. Das Schwankende in dem Benehmen der Regierung erklärt sich aber durchaus nicht unwahrscheinlich aus dem Zwiespalt, der in den obern Kreisen mehr als je entbrannt seyn soll. Der Regent habe in München manche allerdings etwas verspäteten Aufklärungen über den Stand der Frage erhalten, und an den Herrn von Rüdt und Wechmar, welche ihrem nahen Verwandten, dem Grafen Leiningen, wohl kein dementi geben wollten, eine kräftige Stütze gefunden. Die übrigen Mitglieder des Staats-Ministeriums seien jedoch der Vereinbarung abhold, und die Mitwirkung der Parteien, denen sie theilweise angehören: Protestanten, Gothaer, Deutsch- und andere schlechten Katholiken, mache diese Majorität des Staatsraths mächtig genug, um die redliche, friedliche Lösung der Kirchenfrage, wenn auch nicht gänzlich zu hintertreiben, wenigstens auf lange Zeit hinauszuschieben.

Wie bedauernswerth erscheint in solcher Zerrissenheit ein junger Fürst, der berufen ist, eine Verwirrung zu lösen, zu deren Sanctionirung man seinen Namen oft genug mißbrauchte! Das sogenannte Interim bietet indessen eine Schwierigkeit, die gerade in dem Punkte, welcher der Regierung so empfindlich fiel, neue Verlegenheiten herbeiführen könnte — ich meine die Excommunicationen. Nach der Angabe der Allgemeinen Zeitung wäre die Verwaltung der kirchlichen Lokalstiftungen wieder in den frühern Stand zu setzen, so daß die kirchlichen Beamten dabei den Vorsitz führten, und die Ministerialverordnung vom 16. April und das Rundschreiben vom 6. Mai widerrufen würden. Offenbar bezieht sich diese Be-

stimmung nur auf die Wiedereinsetzung der von der Verwaltung der Stiftungen gänzlich beseitigten Pfarrer. Wollte nun geltend gemacht werden: es folge aus dieser Uebereinkunft, die Stiftungen müßten wie vorher wieder dem Oberkirchenrathe unterstellt, und mit den excommunicirten Mitgliedern desselben der Geschäftsverkehr wieder aufgenommen werden, so könnte und würde sich weder der Erzbischof, noch sein Klerus einer solchen Auslegung unterziehen. Die Eventualität einer derartigen Zumuthung ist aber durchaus nicht unwahrscheinlich, und von Seite der Regierung, bei vollständiger Unkenntniß des katholischen Kirchenrechts neben einem so oft kundgegebenen durchaus ungünstigen Willen, eine Auslegung in obigem Sinne wohl denkbar.

Wenn man die ganze Reihe dieser und so vieler anderen im Laufe selbst der glücklichsten Entwicklungen sich ergebenden Schwierigkeiten erwägt, wäre es auch nur, um die Schäden einer langen verwüstenden Epoche allmählig auszuheilen, so dürfte vielleicht der wichtigste Punkt des Uebereinkommens mit Rom die Coadjutorsfrage seyn. „Wenn ich, o Herr! Deinem Volke nöthig bin, so scheue ich die Arbeit nicht: Dein Wille geschehe!" — so betete einst der heil. Martin, als die Thränen seiner Brüder um den Sterbenden floßen. Obschon mit voller Lebenskraft und unverwüstlicher Geistesheiterkeit gesegnet, verlangt, wie einst Martin und wie alle heiligen Bischöfe des Lohnes gewiß, auch Erzbischof Hermann — nach Christus. Wir flehen zu Gott, daß Er ihn seiner Heerde zum Troste, und zur Ehre und Erbauung der ganzen katholischen Kirche lange erhalten möge, aber dem ehrwürdigen müden Kämpfer gebührt ein Stab, den ihm die Weisheit und die Liebe des heiligen Vaters zuverläßig gewähren wird.

II.

Aus Nassau.

Fürchten Sie nicht, daß ich über dem Reichthum der seit meinem letzten Bericht eingetretenen Vorgänge in Sachen der Katholiken Nassau's zu weit mich auslasse: ist ja auch gerade das eine der erfreulichsten Früchte des sonst so bedauernswerthen Conflikts in der oberrheinischen Kirchenprovinz, daß durch die vielfachen Erörterungen der betreffenden Fragen kirchlicher Seits der entgegengesetzte Widerstand bereits so gründlich gekennzeichnet ist, daß

jedes seiner weiteren Momente nur angedeutet werden darf, um sattsam gewürdigt zu werden. Unser Ministerium also ist inzwischen keinen Zoll breit von seinem früheren Standpunkt gewichen. Die gegen den Hrn. Bischof von Limburg und „Consorten" erhobene Anklage wegen der Neudorfer Geschichte ward nicht zurückgenommen, nachdem sämmtliche Angeklagten von der Hauptanklage: wegen „Erpressung", vom Hofgerichte zu Wiesbaden freigesprochen worden, vielmehr wurden der Hr. Bischof, sein Generalvicar und Pfarrverwalter Müller neuerdings auf Grund eines anderen Artikels des Nassauischen Strafgesetzes processirt und in der That gemeinschaftlich zu, freilich nicht bedeutenden, Geldstrafen verurtheilt. Der Recurs der Verurtheilten an's herzogl. Oberappellationsgericht hat bis jetzt eine neue Entscheidung nicht zur Folge gehabt*). Bis heute ist, unseres Wissens, auch der Ministerialakt noch nicht zurückgenommen, der dem früheren Drucker des bischöflichen Amtsblatts den fernern Druck desselben untersagte. Das Blatt erschien freilich nach wie vor, nur ward es seitdem in Frankfurt gedruckt, so daß also jenes Verbot keinen andern Erfolg hatte, als daß die sonst im Lande gebliebenen Druckkosten jetzt nach Außen fließen. Auch die Temporaliensperre, welche seit Neujahr über die Pfarrer verhängt war, die damals vom Bischof Pfarreien annahmen, wurde durch das Ministerium ein volles Halbjahr aufrecht erhalten. Von Seiten einer oder der anderen der betreffenden Pfarrgemeinden wendete man sich mit der Bitte um Aufhebung der Sperre an das Ministerium, aber vergebens. Da die Beamten beauftragt waren, das sequestrirte Einkommen jener Pfarreien zu verwalten, der Bischof aber in dem bekannten Hirtenbriefe pflichtgemäß den Katholiken eingeschärft hatte, wie sie durch Betheiligung an jenen Gewaltschritten der weltlichen Oberbehörde sich schwer gegen die Kirche vergehen und der im Tridentinum desfalls angedrohten Bannstrafe aussetzen würden: waren die Gewissen mancher katholischen Staatsdiener in der traurigsten Alternative. Das Ministerium gab nicht nach. Der Bischof sah sich daher in die harte Nothwendigkeit versetzt, einige Katholiken, welche es vorzogen, lieber mit der Kirche zu brechen, als mit der Amt und Brod gebenden Staatsgewalt, wirklich zu excommuniciren, während andrerseits auch die Staatsgewalt nicht verfehlte, einen Bürgermeister wegen seiner Treue gegen die Kirche zu bestrafen.

Auch in zwei andern besonders wichtigen Punkten blieb das Ministerium dem hergebrachten Verfahren treu. Vor dem Jahre 1848 nämlich mußten, dem damals herrschenden System ganz entsprechend, die Adspiranten des Priesterstandes gleich den Adspiranten der Staats-

*) S. die „Nachschrift".

ämter im Ministerialgebäude zu Wiesbaden ihre schriftliche Prüfung bestehen; zwei „herzogliche" Dekane, von der Staatsbehörde für jeden einzelnen Candidaten nach Belieben ausgewählt, hatten die zu beantwortenden Fragen an die Regierung einzusenden, worauf die Candidaten die Arbeit unter Aufsicht eines Regierungsbeamten fertigten. Solcher völlig naturwidrige Modus des theologischen Examens kam seit jenem Jahre auf bischöfliches Andringen ab. War ja doch die Sache auch zu arg; es sah gewiß nicht anders aus, als sollten dem Bischofe die Candidaten des Priesteramtes in sein Seminar und zur Weihe octroyirt werden; denn nachdem er vorher, im schneidendsten Widerspruche mit den Forderungen des Tridentinums, an der Ausbildung derselben so gut wie nicht betheiligt gewesen, sie sogar größtentheils wohl nicht einmal gekannt, obgleich mancher von diesen Theologen vielleicht schon 500—1000 fl. an Stipendien aus den kirchlichen Fonds durch die Regierung bezogen hatte, sollte ihn nun auch noch das Schlußexamen nichts angehen. Seit 1848 nun trat ein dem kirchlichen Geiste mehr entsprechender Prüfungsmodus ein, indem die Candidaten in Limburg durch eine Prüfungscommission examinirt wurden. Weil aber der Bischof sich jenem von den Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz neuerdings in der „Entschließung vom 5. März 1853" gestellten Ansinnen nicht fügte, wonach ein landesherrlicher Commissär bei den theologischen Prüfungen zugegen seyn soll, „um sich die Ueberzeugung zu verschaffen, daß die Candidaten den Gesetzen und Vorschriften des Staates Genüge geleistet haben und nach Betragen und Kenntnissen der Aufnahme würdig seien," wonach ferner dieser Regierungscommissär die Macht haben soll, durch seine Einsprache die Aufnahme zu suspendiren, bis auf Entscheid der „zuständigen" Staatsbehörde — so wurde nun auch über unser Priesterseminar eine Art von Temporaliensperre verhängt, eine Maßregel, welche um so drückender seyn mußte, als früher schon die vermögenderen Zöglinge des Priesterseminars aus Mangel an Fonds sich selbst zu verköstigen hatten, jene Sperre also bloß die armen traf. — Obgleich zweitens die Regierungen auch selbst nach den positiven Bestimmungen des Reichsdeputationshauptschlusses die Pflicht auf sich haben, für die gottesdienstlichen Bedürfnisse des Bischofs und seines Domcapitels zu sorgen, so ist doch unsere Regierung ihrer Pflicht in so fern nicht nachgekommen, als sie bisher die Bezahlung der für die bischöfliche Kapelle zu Limburg erlaufenden Kosten aus staatlichen Mitteln verweigerte. Kirchliche Fonds wurden zur Bezahlung verwendet. Bei der Fruchtlosigkeit aller Anstrengungen gegen solche Willkür sah sich der Bischof endlich in die traurige Nothwendigkeit versetzt, den ordentlichen Gottesdienst aus der bischöflichen Kapelle in die Domkirche zu transferiren, was bei deren Lage auf einer

steilen Anhöhe, besonders im Schnee und Eis des Winters, für die Schwachen und Kränklichen aus der Limburger Geistlichkeit und Pfarrgemeinde die größten Uebelstände veranlaßt, andrerseits aber die Staatskasse nicht einmal erleichtert hätte, da die dadurch vermehrten Cultuskosten des Domes zugestandenermaßen, ebenso wie die bisherigen, vom Staate zu decken gewesen wären. Zugleich mit dieser Transferirung des Gottesdienstes soll, wie die Rede ging, der Bischof sich auch noch entschlossen haben, das auf die bischöfliche Kapelle unrechtmäßiger Weise aus kirchlichen Fonds verwendete Geld im Justizweg zurückzufordern.

So beharrte also unser Ministerium auf seinem alten Weg; aber bald wurde seine Lage dabei eine wenig beneidenswerthe. Insbesondere war es unsere Kammer, welche ihm manche zweifelsohne schwere Verlegenheit bereitete. Zwar konnte sich, wer die Bestandtheile dieser Kammer kennt, von vornherein wenig für die Katholiken versprechen. In der zweiten Kammer stimmen (Dank unserm Wahlgesetze, nach welchem die Beamten bei den Wahlen den Vorsitz führen und die Wähler ihre Stimmen mündlich abzugeben haben!) eine Masse von protestantischen Beamten, die an sich schon als höchst verdächtige Vertreter der katholischen Kirche dem Staate gegenüber erscheinen, und im Anfange der Kammersitzungen noch dazu einen sehr verständlichen Wink von hoher Seite, der Kirchenfrage wegen, erhalten haben sollen. Dazu kam, daß ein gut katholisches Mitglied neben den Namenkatholiken in der Kammer während der Sitzungen austrat, von zwei katholischen Standesherren aber, welche zur Beschickung berechtigt sind, der eine gar keinen Vertreter, der andere einen protestantischen Bureaukraten ächtester Qualität schickte. Dennoch blieben immerhin noch, namentlich in der ersten Kammer, ächt katholische Landesvertreter, und die Katholiken Nassau's hatten die Freude, sie bei den mannigfaltigsten Veranlassungen auf's Entschiedenste für die Rechte der Kirche in die Schranken treten zu sehen, wozu besonders das von der Regierung vorgelegte neue Organisationsgesetz Gelegenheit gab. Das Ministerium hatte so manches wahre und scharfe Wort zu vernehmen und die Katholiken blieben dabei, in sehr anerkennenswerther Weise, sogar von protestantischer Seite nicht ganz ununterstützt. Ein protestantisches Kammermitglied namentlich ergriff den Anlaß, der Regierung auch in Betreff ihres unlängst erst in diesen Blättern besprochenen Systems protestantischer Kirchenverwaltung scharfe Schläge zu versetzen, zu Gunsten der noch immer schwer gedrückten Altlutheraner, da sie es seien, denen neben den Reformirten und Katholiken durch völkerrechtliche Verträge ihr Religionsexercitium garantirt sei. Kann das Ministerium schon vorher sich unmöglich behaglich gefühlt haben in seinem Streite gegen den katholischen Bischof des Landes,

gegen beinahe die Hälfte der Landesbewohner und in ihnen gegen alle wahren Katholiken des Erdkreises, und verlautet von Wiesbaden her nicht umsonst, wie üblen Eindruck es dort mache, wenn die katholische Kirche in Nassau als „ecclesia pressa" ihre Priester die „oratio contra persecutores ecclesiae" einlegen und das katholische Volk Betstunden abhalten läßt — so muß die Beklemmung durch ein solches Auftreten der Kammern nothwendig gewachsen seyn. Noch dazu gewannen durch das Organ, das die Katholiken Nassau's in der letzten Zeit besaßen, die „Nass. Allg. Zeitung", die Intercessionen der katholischen Kammermitglieder für die Kirche die wünschenswertheste Publicität.

Bezeichnend für diese Lage einerseits und die von Tonangebern in Wiesbaden erwogenen Pläne andererseits, wenn auch in ihrer Humoristik nahezu unglaublich, ist die Erzählung des bekannten Kurhessischen Organs, welches um dieselbe Zeit versicherte: „daß der Versuch gemacht worden, in der „„Kasseler Zeitung"" unter Bezugnahme auf den Conflikt in Baden und Nassau eine Verherrlichung des russischen (!) Kirchenfriedens und die Befürwortung einer Vereinigung der kirchlichen und weltlichen Gewalt in Einer Hand zu unternehmen;" die Zusendung sei von einer in Wiesbaden bekannten Persönlichkeit ausgegangen, der Abdruck jedoch von der Redaktion der „Kasseler Zeitung" beanstandet worden. Jedenfalls wurde in Wiesbaden sofort wirklich und thatsächlich ein „russischer" Anfang zum „Kirchenfrieden" gemacht. Objekt des ersten Versuches der moskowitischen Operation war die — Presse. Verlassen von der die katholische Sache vertretenden conservativen „Nassauischen Allgemeinen Zeitung", und doch auch der radikalen „Mittelrheinischen Zeitung" nicht ganz vertrauend, gedachte man sich eine eigene Vertretung in der Presse, der Kirche gegenüber, zu schaffen, und gerieth dabei auf den unglücklichen Gedanken, das „Nassauische Allgemeine Intelligenzblatt", das bisher Organ für obrigkeitliche Bekanntmachungen war, und als solches von allen Aemtern, Bürgermeistereien u. s. w. gehalten werden mußte, vom 1. Juni d. Js. ab zu erweitern, und hinfüro noch einen besondern Zweck in demselben zu verfolgen, über den der ausgegebene Prospektus nicht im Zweifel ließ, wenn er sagte: „Die in- und ausländische Presse bringt nicht selten Darstellungen Nassauischer Zustände und Vorkommnisse, welche entweder einseitig und schief, oder ganz und gar entstellt sind; solche Darstellungen zu berichtigen, und den wahren Sachverhalt einfach darzulegen, scheint eine um so angelegentlichere Aufgabe des Nassauischen Intelligenzblattes zu seyn, als dasselbe durch seine Verbreitung in sämmtlichen Gemeinden des Landes am besten in der Lage ist, irrthümlichen oder verkehrten Auffassungen mit Erfolg zu begegnen." Das Ministerium zwang also die Ka-

tholiken, ein Blatt zu bezahlen, das die systematische Bekämpfung der gerechten Ansprüche ihrer Kirche sich zur Aufgabe gestellt! Daß man sich dieß nicht gefallen lassen werde, war vorauszusehen, und der Sturm trat wirklich ein, nachdem das erweiterte Intelligenz-Blatt einige Mal erschienen war, und gleich in seinen ersten Nummern die gehässigsten Artikel („Ist der Erzbischof von Freiburg auch ein Staatsunterthan?" und „Die Oranier in Nassau") präsentirt hatte. Wiederholte Interpellationen in der Kammer drangen durch; höchsten Orts selbst soll man über die Sache in Aufregung gerathen seyn, und das Ministerium sah sich gleich in den ersten Wochen schon in der Lage, dem unter der eigenen Protektion stehenden Blatte entgegenzutreten. Statt aber durch einfache Zurücknahme des verunglückten Projekts aus der selbst gelegten Schlinge sich zu ziehen, machte man nun wirklich „russischen" Anfang zum „Kirchenfrieden". Man erließ jetzt gegen das „Nassauische Intelligenz-Blatt", zugleich aber auch gegen die „Mittelrh. Zeitung" und die „Nass. Allg. Ztg." das absolute Verbot, künftighin die Kirchen-Frage zu besprechen. Diese „russische" Praxis brachte aber die Kammern neuerdings nicht wenig auf, und ihrer Vertagung ganz nahe wußten sie, und zwar nicht bloß die kirchenfreundlichen Mitglieder derselben, nichts eiliger zu betreiben, als vor dem Heimgang dem Ministerium noch ihre Mißbilligung über solchen Akt, unter Verweisung auf das Preßgesetz, auszusprechen, und auf Zurücknahme des Verbots zu dringen. Trotzdem aber und obgleich seit der Vertagung der Kammern schon geraume Zeit verflossen ist, ist der „russische" Staatsstreich noch nicht zurückgenommen. Im Gegentheil wurde die „Nass. Allg. Ztg." wegen ungenauer Beobachtung jenes Verbots alsbald einer Art Censur unterworfen.

So stark fühlte man sich bis zur Stunde. Daß aber auf Seite des Herrn Bischofs an ein Nachgeben des pflichtmäßig Geforderten nimmermehr zu denken sei, davon war wohl Jedermann überzeugt. Und gesetzt es hätte, um ihn in seinem pflichtgetreuen Bestreben ausdauern zu machen, noch äußerer Anspornung bedurft, so fehlte es auch daran nicht; abgesehen von der Theilnahme, welche die eigenen Diöcesanen an seinem Kampfe nahmen, den von Außen gekommenen Beileidsschreiben und, namentlich durch das „Univers" vermittelten, Geldunterstützungen zum Behuf einiger Linderung der Temporaliensperre, wurde ihm insbesondere in kurzem Zeitraum wiederholte Anerkennung und Aufmunterung des heiligen Vaters zu Theil. „Wir spenden", sagt Se. Heiligkeit, „Deinem bischöflichen, eines katholischen Oberhirten vollkommen würdigen Starkmuth in dem Kampfe für die Sache der Kirche das verdiente Lob in dem Herrn, und ermuthigen Dich, in der Vertheidigung der Kirche Deines Amtes treu zu walten, und Du darfst fest überzeugt seyn,

wie es uns ganz vorzüglich am Herzen liegt, alle unsere Sorgen und Gedanken darauf hinzulenken, daß wir den großen Leiden der Kirche (bei Dir) abhelfen können." Wie wenig der Bischof gesonnen war, durch Nachgiebigkeit seiner Pflicht untreu zu werden, trat insbesondere in einem unter dem 28. April an die Staatsbehörde gerichteten Schreiben hervor, in welchem er, nachdem er so lange in Geduld auf gerechtern Sinn gewartet, bei längerer Verzögerung nicht mehr harren zu können und thatsächlich voranschreiten zu müssen erklärt.

So schienen denn die traurigen Vorgänge in Baden bei uns sich wiederholen zu sollen. Aber Dank dem Himmel, noch zu rechter Zeit trat ein Wendepunkt ein, welcher gütliche Ausgleichung des Streites hoffen läßt! Unser Herzog griff nämlich plötzlich und persönlich ein. Nachdem Se. Hoheit, wie verlautet, zuerst sich mit dem Stellvertreter des Hrn. Bischofs in der ersten Kammer, dem geistlichen Rathe Dr. Diehl, über die Kirchenangelegenheit besprochen, ward der Cabinetsrath des Herzogs mit einer Mission an den Bischof betraut. Was auf diesem Wege verhandelt wurde, blieb ein Geheimniß. Was aber bald nach diesem Vorgang geschah, läßt auf einen erfreulichen Umschwung der höchsten Anschauungen schließen. Es ward sofort durch direkte Verfügung des Herzogs die Temporaliensperre der neubesetzten Pfarreien aufgehoben, ebenso fiel die Temporaliensperre des Clericalseminars; zur Bestreitung der Cultuskosten in der bischöflichen Kapelle wurde eine Summe aus Staatsmitteln angewiesen; Ministerialrath Händel aus Wiesbaden aber trat die Reise nach Rom an, um dort mit dem heil. Stuhl über die Kirchenangelegenheit in Unterhandlung zu treten. Gott segne den wirklichen Anfang einer glücklichen Ausgleichung des Kampfes!

Nachschrift.

Erfreuliches und Betrübendes bleibt uns eben noch nachzutragen. Neuestens sind der hochw. Bischof von Limburg und seine Mitangeklagten in der Neudorfer-Affaire von dem Nassauischen Ober-Appellationsgericht ganz frei gesprochen worden, ein Zeugniß der Ehrenhaftigkeit für den obersten Gerichtshof Nassau's. Dagegen haben sich die Maßnahmen gegen die „Nass. Allg. Ztg." verschärft; der Redakteur derselben wurde in den letzten Tagen aus dem Herzogthum ausgewiesen, worauf unter dem 24. August die Zeitung zu erscheinen aufhörte.

XXIX.

Einige Worte über Oesterreichs äußere und innere Politik.

Den 6. Sept. 1854.

Wenn Viele in der bevorstehenden und theilweise bereits begonnenen Räumung der Donaufürstenthümer Seitens Rußlands ein tröstliches Zeichen für das Herannahen des Friedens erblicken, so mögen sie sich in dieser günstigen Auffassung der Weltlage ganz behaglich fühlen. So sehr wir aber auch wünschten, ihnen Recht geben zu können, so sind wir leider nicht im Stande, die Dinge in einem so rosenfarbenen Lichte zu sehen, sondern können uns des Gedankens nicht erwehren, daß die neue Reihe von Trübsalen, von welchen Europa heimgesucht zu werden uns bestimmt scheint, eben erst begonnen habe. Doch die Sachen mögen sich gestalten, wie sie wollen, auch unsere Zeit bietet genug der kräftigen Anhaltspunkte, welche den Muth stets erfrischen, stets die Hoffnung neu beleben; unter allen andern stehen jene großartigen Fortschritte voran, welche der katholische Glaube seit den unseligen Revolutionsjahren und troß den Hemmnissen der Kleinstaaterei in unserm deutschen Vaterlande gemacht hat.

Aber wir nehmen noch eine andere Erscheinung wahr, welche uns eine große Zuversicht für die Zukunft einflößt, und dieß ist: die kraft- und würdevolle Stellung, welche

Oesterreich in den von Rußland hervorgerufenen Wirren eingenommen hat. Es hat diese Stellung in einem zwar unblutigen, aber in seiner Art fast schwereren Kampfe, als jener auf den Schlachtfeldern Ungarns und Italiens gegen die Revolution gestrittene, errungen. Denn wahrlich, es gehörte viel dazu, das innige Verhältniß, in welchem Oesterreich zu Rußland stand, zu lösen, an England und Frankreich, ja sogar an den Erbfeind der Christenheit sich anzuschließen. Ja noch mehr: es war nichts Geringes für Oesterreich, selbst bei Edeln und Wohlgesinnten den bösen Schein auf sich zu laden, es mache gleichsam mit den ungarischen Rebellen gemeinschaftliche Sache gegen den treuen Bundesgenossen, gegen den einzigen Freund und Retter in der Noth, an welchen es die Bande der Dankbarkeit gerade wegen des gegen jene Hydra geleisteten Beistandes knüpften. Wie viele ausgezeichnete, für Oesterreichs wahres Wohl ernst und eifrig besorgte Männer, schauten auf die großartige und gewinnende Persönlichkeit des ritterlichen Alleinherrschers aller Reussen, und konnten sich in den Gedanken gar nicht hineinfinden, daß man seinen Heeren dermaleinst mit gezücktem Schwerte gegenüberstehen könne! Rechnet man noch hinzu, daß Oesterreich sich zu seinen entscheidenden Schritten gegen Rußland zu einem Zeitpunkte verstehen mußte, wo eben ein Hoffnungsschimmer einer Möglichkeit auftauchte, der beunruhigenden Lage seiner Finanzen abzuhelfen, so mochte Manchem diese Richtung der Politik, um so mehr, da das Verhältniß Preußens ein stets schwankendes blieb und zu bleiben droht, im höchsten Grade bedenklich erscheinen.

Wir brauchen es uns nicht zur Aufgabe zu machen, alle diese Bedenken auf ihren wahren Werth zurückzuführen; eine Reihenfolge von Aufsätzen in diesen Blättern haben Rußland in seinen inneren Zuständen und seiner äußern Politik in das hellste Licht gestellt. Für diejenigen, welche sich die Mühe gegeben haben oder geben wollen, dieselben zu lesen,

wird wohl kaum noch ein leiser Zweifel übrig bleiben, wo Rußland hinaus will, und daß Deutschland, abgesehen von vielen andern Gründen, schon um seiner Selbsterhaltung willen, den weiteren Umgriffen jener slavischen Großmacht entgegentreten muß, somit aber gerade Oesterreich's Rolle in diesem Drama in ganz bestimmten Zügen vorgezeichnet ist. Daß es, ehe es dieselbe übernahm, auch schon wegen seiner Pflicht der Dankbarkeit, kein Mittel zur Verständigung mit Rußland unversucht ließ, was irgend nur mit seiner Würde vereinbar war, braucht gar nicht einmal erwähnt zu werden. Es thut aber in der That noth, daß man sich über das Maß der Pflicht der Dankbarkeit in dieser Beziehung klar werde. Wir schlagen diese darum nicht geringer an, weil Rußland den Feldzug gegen Ungarn in seinem eigenen Interesse unternahm und eben, weil Preußen Oesterreich keine Hülfe gegen die Revolution leistete, unternehmen mußte. Es bleibt eine unumstößliche Wahrheit: ohne Rußland wäre der Sieg in Ungarn nicht errungen worden. Allein eben so wahr ist es auch, daß die Russen in Ungarn — das Paniutin'sche Corps etwa ausgenommen — gerade so wenig als nur möglich gethan, desto mehr aber nach den Sympathien der Ungarn gestrebt haben; am wenigsten aber war Rußland's Feldherr, welcher österreichischen Offizieren zumuthete, mit den Rebellen an seinem Tische zu speisen, auf die Ehre und Autorität des rechtmäßigen Königs bedacht; nicht nach Wien, nein, nach Petersburg sendete er die von den Rebellen übergebenen Fahnen mit dem kaiserlichen Doppeladler, dabei prahlerisch ausrufend: „Ungarn liege zu den Füßen der russischen Majestät.“

Wollten wir aber auch von alle Dem absehen, so kann denn doch die Pflicht der Dankbarkeit niemals von der Beschaffenheit seyn, daß sie die Pflicht wäre, dem andern Theile nunmehr Alles und Jedes zu gestatten, selbst auf die Gefahr der eigenen Existenz. Mit Recht tadelte Görres die Deut-

schen wegen ihrer Anlage zu übertriebener Dankbarkeit, wenn er in seinem rheinischen Merkur*) zu Anfang des Jahres 1815 sagte: „Wenn wir aber nach unserer Art und Unart uns in Dankbarkeit und Ergebenheit übernähmen, dann könnte leicht die Ritterlichkeit Alexanders für die Zukunft uns gefährlicher werden, als es das plumpe Zugreifen Napoleons je gewesen.“ Und wenn er fortfährt: „Persönlich freundschaftliche Beziehungen der Fürsten sind meist wohlthätig und heilsam für die Ruhe der Welt, doch dürfen sie die Verhältnisse der Völker nicht verwirren; Monarchen sind von heute und morgen, Staaten aber sollen Jahrhunderte dauern, und was unnatürlich neben einander steht, wird sich aufreiben, was auch die Gutmüthigkeit dabei wehren und klagen mag; auch kann die milde Persönlichkeit Alexanders Deutschland keine Gewähr gegen die gewaltig anwachsende Macht Rußlands geben; wehe uns, wenn dort einst ein anderer Peter zur Durchbildung kömmt, und unsere Enkel wieder einmal in der Philisterei überrascht! Die Macht Rußlands ist kein Luftgebilde einer irren Phantasie, sondern sie steht derb und auf breiter Grundlage in der Wirklichkeit“ — wenn, sagen wir, Görres im Jahre 1815 also sprach, so sind dieß Worte, die, mit einziger Umänderung des Namens Alexander, auf die Gegenwart vollkommen passen.

Das ist überhaupt der großartige Charakter der Auffassung politischer Verhältnisse, wie wir sie bei Görres antreffen: das Licht der Wahrheit, das darin leuchtet, wirft seinen Glanz auf Vergangenheit und Zukunft. Wir werden es uns daher nicht versagen, noch öfters auf Aeußerungen jenes Koryphäen unter den politischen Schriftstellern zurückzukehren, und so mögen zunächst einige seiner Worte hier ihre Stelle finden, die sich an jene obigen aus dem meisterhaften Ge-

---

*) Siehe J. v. Görres' Politische Schriften, herausgegeben von Marie Görres. Bd. 2. S. 340 u. f.

spräche über Kaiser und Reich entlehnten anschließen. „Soll je," heißt es daselbst*), „die Eintracht der beiden deutschen Hauptmächte aufrichtig und dauernd seyn, dann muß Preußen vor Allem seinem allzuvertraulichen Verhältniß mit Rußland entsagen. Rußlands Politik ist im Reiche der Wahrheit und Gerechtigkeit von jeher blind gewesen und verblendet, und es kann nie einem deutschen Staat frommen, sich ihr zu ergeben; auch wirkt Nichts so störend gegen ein dauerndes Einverständniß mit Oesterreich, das in jeder vorwiegenden Neigung einer deutschen Macht gegen das Ausland nothwendig eine gegen Deutschland excentrische Bewegung erkennen muß." Daher Oesterreichs ernstliches Streben auch in gegenwärtiger Zeit, sich mit Preußen auf's Innigste für alle die Interessen Deutschlands bedrohende Eventualitäten zu verbinden, und wir können es nur beklagen, daß Preußen von der „allzuvertraulichen Eintracht mit Rußland" nicht loslassen kann, sondern durch seine schwankende Politik, in welche es die deutschen Mittelstaaten hineinzuziehen sich bemüht, gerade dasjenige verhindert, was nach allen Kräften gefördert werden soll. „Denn nicht mehr soll das Ausland zwischen die Ringe und Schienen des Harnisches seine Dolche bohren; Alles soll fest und eng geschlossen auf einander liegen, damit jede drohende Gefahr an der schirmenden Wehr abgleitet"**).

Glücklicher Weise läßt sich Oesterreich auf seiner Bahn nicht beirren. Lange hat es gezögert, es hat Alles wohl überlegt, dann aber kräftig gehandelt. „Oesterreichs Weise ist: die Zeit zu ehren und die Macht der Umstände, in der, wie Dante recht bemerkt, Gottes Finger sichtbar wird. Seine Politik will nicht vorgreifen, sie geht ruhig und gemessen mit den Ereignissen gleichen Schrittes dahin. Denn eben, weil sie nicht von heute und gestern ist, sondern viele Zeiten an

*) Görres a. a. O. S. 339 u. f.
**) Görres a. a. O. S. 99.

sich vorübergehen sehen, darum bestellt sie auch Nichts auf folgende Jahrhunderte und will nicht, daß morgen und übermorgen gleich Alles fertig werde. Glänzend hat sich diese Weise bei Napoleon gerechtfertigt, der in seinem Uebermuthe auch Alles setzen und machen wollte nach eigenem Dünkel über Nacht; es wird nicht mehr von ihm geredet, Oesterreich aber ist, was es immerdar gewesen"*). So ist's auch jetzt ergangen: Oesterreich, dessen Untergang vor der Thüre schien, ist diejenige Macht, welche nunmehr in den europäischen Angelegenheiten das eigentlich entscheidende Wort spricht, und so begrüßen wir auch den Einmarsch seiner Truppen in die Donaufürstenthümer, wenn sich die Russen auch nur aus strategischen Gründen zurückziehen, als einen Act einer Oesterreich und Deutschland ehrenden Machtentwicklung, welcher zur Wahrung der beiderseitigen Interessen durch eine gebieterische Nothwendigkeit gefordert wurde. So hat aber Oesterreich sich stets um Deutschland verdient gemacht; „unsere ersten Vorfahren wären vielleicht schon ein Raub der Saracenen geworden im heiligen Lande, wenn die Habsburger den Staufen nachgefahren wären; dann hätte uns Schweden verschlungen, wenn Oesterreich nicht dreißig Jahre gekämpft hätte; dann und wiederholt die Türken an unserm eigenen Tische; endlich schon unter Ludwig XIV. die Franzosen und vollends noch gar Napoleon noch in den verflossenen Jahren. Auch war es nicht die Noth, die es zu solcher That getrieben, es war jedesmal der reine Entschluß für Deutschlands Wohl; es hat immer Alles geopfert, ohne daß ihm Alles auf dem Spiele gestanden hätte, und diese Selbstständigkeit, dieß Ruhen auf eigener Macht und dabei die Willigkeit der Selbstverläugnung zu Deutschlands Wohl; dieß Wirken ins Ganze und Große, das nicht zu begreifen ist bloß von gestern und heute her, sondern aus der Geschichte heraus; dieß vernünf-

*) Görres a. a. O. S. 333.

tige, ruhige, weise berechnende Wesen, das ist wahrhaft kaiserlich."

Es wäre im höchsten Grade für Deutschlands Wohl zu wünschen, wenn diese Worte, welche das Resultat der Geschichte mehrerer Jahrhunderte zusammenfassen, in unserm gelehrten und doch so ungelehrigen Vaterlande ernstlich berücksichtigt würden und andrerseits wäre es ein großes Unglück, wenn unsere Fürsten in diesem — fast darf man sagen — entscheidenden Augenblicke, sich nicht aufs festeste an Oesterreich anschlößen, sondern aus kleinlicher Eifersucht oder vielleicht gar unter dem Einflusse Rußlands, sich davon abhalten ließen, Alles aufzubieten, um Deutschlands Ehre und Wohl gerade vor den Uebergriffen des Czaren vollständig sicher zu stellen. Oesterreich hat dieß gethan mit Aufwand aller ihm zu Gebote stehenden Mittel und ist dazu eben durch sein „Ruhen auf eigener Macht" in den Stand gesetzt.

Diese Macht Oesterreichs kommt von Innen und wirkt nach Außen und hat man Ursache, die Entwicklung derselben gegen die von Außen drohende Gefahr zu bewundern, so ist es gerade die innere Politik Oesterreichs, welche das Vertrauen und die Zuversicht einflößt, daß der Kaiserstaat aus all diesen Wirren glänzend hervorgehen werde. Auf diesem Gebiete der innern Politik sind es vorzüglich zwei weitgreifende Maßregeln, welche mit Recht mehr als alles Andere die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Die eine davon ist das Nationalanlehen, die andere die Verwirklichung der in dem kaiserlichen Patente vom 31. Dec. 1851 gegebenen Verheißung der Landesvertretungen.

Was die erstere Maßregel betrifft, so läßt sich nicht verkennen, daß der Zustand der Finanzen Oesterreichs allerdings geeignet scheint, große Besorgnisse einzuflößen. Daß diese Besorgnisse ohne die unseliger Weise heraufbeschworene orientalische Verwicklung zum größten Theile schon gehoben wären, dürfte keinem Zweifel unterliegen; die Kräfte des Reiches waren in

dieser Hinsicht noch keineswegs so in Anspruch genommen, wie es hätte geschehen können. Jetzt, wo sich das Bedürfniß des Staates nach Geldmitteln um ein Bedeutendes vergrößert hat, hat sich die Regierung vertrauensvoll an den Patriotismus der Unterthanen gewendet, und siehe da in ganz kurzer Zeit war nicht nur die für die Anleihe als Minimum bestimmte Summe überschritten, sondern auch noch das Maximum. Durch die große Bereitwilligkeit, mit welcher von allen Seiten zusammengesteuert worden ist, sind alle Erwartungen, die man von dem Zustandekommen der Anleihe, namentlich im Auslande hegte, weit übertroffen worden. Daß es gelingen möge, nunmehr auch die Valutaverhältnisse zu reguliren, wünschen wir in der Fülle unserer Verehrung für den Kaiserstaat. Leider hat es den Anschein, als ob das Interesse Vieler, das Zwickmühlenspiel mit Silber und Papier so lange als möglich fortzusetzen, und das — wir wissen nicht wodurch gebotene — Beharren auf dem Conventionsmünzfuße, welches die österreichischen Zwanziger auf den verschiedensten Münzstätten in Gulden und Thaler nach dem 24½ Guldenfuße verwandelt*), große Schwierigkeiten entgegenstellen werde. Indessen wir geben der Hoffnung Raum, daß es der Einsicht der österreichischen Staatsmänner gelingen werde, auch diese Hindernisse zu überwinden.

Der Bereitwilligkeit der Unterthanen nach Kräften zu den Bedürfnissen des Staates beizusteuern, ist die österreichische Regierung nicht mit leeren Händen entgegengekommen,

---

*) So soll z. B. ein einziges Handlungshaus im Jahre 1853 die Summe von 800,000 fl. in Zwanzigern auf eine Münzstätte geliefert haben. In Frankfurt kann man bei einzelnen Banquiers große Säcke der nämlichen Münzsorte stehen sehen, die alle zu gleichem Zwecke bestimmt sind, und in Hannover, wo man doch auch den frühern Münzfuß verließ, prägt man mit erheblichem Nutzen die Zwanziger in Thaler um.

sondern hat durch jene andere oben erwähnte Maßregel ihnen ein wahrhaft großes Geschenk gemacht. Die bisher im Entwurfe vorliegenden allgemeinen Anordnungen über das Institut der Landesvertretung tragen auch wiederum den Stempel der reiflichsten Ueberlegung an sich; sie sind nicht eilfertig zusammengestoppelt, sind nicht, wie so viele Verfassungen der Neuzeit, über Nacht fabrizirt und Mancher, dem die Zeit seit dem Erlasse vom 31. Dec. 1851 schier zu lang werden mochte, wird, wenn er nicht selbst auf einem ganz falschen Standpunkt sich befindet, eingestehen müssen, daß die Regierung ihre höchst schwierige Aufgabe auf eine sehr glückliche Weise gelöst hat. Welch ein Contrast zwischen Oesterreichs Verfassung — das Wort in seinem richtigen Sinne genommen — und jenem schalen erbärmlichen Constitutionalismus, der gerade jetzt als eine neue Parodie und Palinodie in Spanien seinen Unfug treibt!

Die außerordentliche Schwierigkeit, welche jene Aufgabe für die österreichische Regierung mit sich brachte, liegt Jedermann vor Augen. Die Revolution in dem Kaiserstaate hatte darin ihren, wenn auch nicht spezifischen so doch vorherrschenden Charakter, daß gerade der Adel, welcher die Stütze des Thrones seyn soll, in mehreren Ländern vorzugsweise an derselben sich betheiligt hatte. Die Dinge gewannen dadurch eine so trostlose Gestalt, daß die besten Verfassungstheorien, die conservativsten Prinzipien, fast zu Schanden zu werden schienen. Was machen mit einem Adel, was machen mit einer ständischen Gliederung, was machen mit Nationaleigenthümlichkeiten, da, wo sie ihre Gerechtsame und Privilegien zum Umsturze der rechtmäßigen Regierung mißbraucht hatten? und wiederum: wie in einer und derselben Monarchie diesen Organismus, wie die Eigenthümlichkeit der Nationalitäten, da schonen, wo sie nicht aus der Ordnung gewichen waren, sondern im Gegentheil aufs Getreueste ihre Pflicht erfüllt hatten? Das Wirrsal, welches gerade in dieser Beziehung die Revo-

lution herbeigeführt hatte, war so groß, daß selbst zwei der hervorragendsten politischen Schriftsteller der neuesten Zeit, beide auf kirchlichem und staatlichem Gebiete streng conservativ, dennoch über der Frage: nach welchen Grundsätzen der Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit die österreichischen Verfassungszustände etwa geordnet werden könnten? in einen in der That sehr merkwürdigen theoretischen Zwiespalt geriethen; die deutsche Volkshalle hat seiner Zeit davon Zeugniß gegeben. Der Eine von ihnen (sit ei terra levis), welcher gerade in unsern Blättern mit dem ihm ganz eigenthümlichen Scharfsinn, mit ruhiger Klarheit und gründlichem Wissen als der eifrigste Vertheidiger der christlich-germanischen Verfassung aufgetreten war, sah sich bei diesen Zuständen genöthigt, einer fast unbedingten Centralisation das Wort zu reden, und den entschiedenen Gegner derselben gleichsam in die eigene Burg einziehen, und von da aus gegen sich ankämpfen zu lassen, während der Andere dahin gelangte, „Oesterreichs Weise“ als einer nicht mehr conservativen zu mißtrauen. Es war ein Streit ehrenhafter Männer, deren Jeder das Rechte gewollt, aber diese Meinungsverschiedenheit unter ihnen ist zugleich ein Maßstab für die ganz unglaublichen Schwierigkeiten, welche die Ordnung des Verfassungswerkes in Oesterreich mit sich führte. Die unbedingte Durchführung der Centralisation wäre für Oesterreich die Lostrennung von seiner ganzen historischen Basis, während die Wiederherstellung mißbrauchter Rechte binnen Kurzem die völlige Auflösung der Monarchie zur Folge haben würde. Und doch ist dieß nur die stets wiederkehrende Frage: wie ist das Gleichgewicht zwischen Einheit und Vielheit zu finden? oder: wie der Widerspruch zwischen Eigenthümlichem und Allgemeinem zu heben? Selbst in jenem herrlichen Bau, welchen Christus, der göttliche Architekt, auf dem von ihm gelegten Fundamente aufgeführt, ist gerade jenes Verhältniß dasjenige, an welchem die Welt am meisten rüttelt, und nur dadurch, daß die

Kirche den von Gott gesetzten Einheitspunkt hat, ist sie im Stande gewesen, allen Stürmen der Zeit zu widerstehen. Es muß demgemäß auch in den Staaten — und das um so mehr, je stürmischer die Zeiten sind — das Princip der Einheit kraftvoll seyn: „die Mitte muß Alles festhalten, dann wölbt sich dasselbe von selbst in die schöne Form. Nach beiden Seiten von diesem Gleichgewichte hin liegt die Ausweichung und das Verderben. Man hat in alten und neuen Zeiten gesehen, wie der Despotismus immer darauf ausgegangen, alle Eigenthümlichkeit im Volke zu vernichten, und alles Besondere in die allgemeine Einförmigkeit aufzulösen. So hat Clodwig schon, als er nach der Herrschaft strebte, im Frankenstamme alle Häuptlinge, seine Verwandten, erschlagen; so sind dann unter den Sachsen in Angelland alle ihre dort gestifteten Reiche in ein großes zusammengeflossen; so ist es später in Frankreich und Spanien und überall ergangen. Das hat mächtig Nationen, Eroberer und Strafruthen Gottes zusammengebunden; aber nie ein innerlich lebendig, kräftig und glückselig Volk gebildet. Auch hat sich bald der Widerspruch dagegen aufgemacht, und zum gerade entgegengesetzten Aeußersten getrieben. Einmal hat sich nämlich der besondere Egoismus der untergeordneten Regierungen dagegen bewaffnet und alle Einheit aufgehoben, was nie weiter als in Deutschland getrieben worden, und in der sogenannten Souverainetät der Reichsstände bis zur völligen Durchbildung gekommen ist. Dann auch hat die allerbesonderste Eigensucht, die aus jeder besondern Persönlichkeit hervor sich geltend macht, demagogisch gegen jene Einheit sich aufgelehnt, wie es in der französischen Revolution sich begeben, die bei der gänzlichen Barbarei, Leerheit und Schlechtigkeit der freigewordenen Besonderheiten, die Angelegenheiten so tief verworren hat, daß der Himmel in Napoleon die Einheit in einem solchen Grade stärken mußte, daß er sie alle, zusammt jenen anmaßlichen Souverainen, in einen

Despotismus zusammenschmiedete, wie ihn nie die Welt gesehen. Weil aber auch dieser ungeheure Gräuel nicht bestehen sollte, darum hat ihn Gott durch die Hand der Völker untergehen lassen, und da wir in so kurzen Zeiten so große Zeichen gesehen, so ist es endlich wohl zu hoffen, daß die Welt zum Verständniß kömmt, und, vermeidend die Extreme, die Dinge bei der rechten Rundung ergreift und erfaßt."

Auch für Oesterreich hat Gott, weil der Gräuel der im Jahre 1848 ausgebrochenen Revolution nicht fürder bestehen konnte, die Einheit stärken müssen; aber hier gab er die Kraft dem rechtmäßigen Herrscher; dieser zog in der Zeit der Gefahr, gerade im geeigneten Augenblicke, die Zügel straffer zusammen, und ergriff und erfaßte die Dinge bei der rechten Rundung. In landesväterlicher Milde und Liebe zu seinen Völkern mannigfachen Stammes hat Franz Joseph es erkannt, daß deren Eigenthümlichkeit in so weit bewahrt werden müsse, als es ohne Schwächung des Einheitsprincips geschehen könne. Um den besonderen Interessen der einzelnen, zu seinem Reiche vereinten Länder die erforderliche Berücksichtigung angedeihen zu lassen, ruft er nunmehr die Landesvertretung in's Leben. Es ist ein neues Werk und doch nicht neu; wir erkennen beides darin: die unumgänglich nothwendige Rücksicht auf die Zustände der Gegenwart, und die zweckmäßige Verwendung des Materials, welches die Vergangenheit bot. Auf Altes ist Neues im Sinne und Verstande alter Gesetzgeber gebaut, die nicht umrissen, was stehen sollte und konnte. Denn, wie Görres, dem wir diese letzten Worte wiederum entlehnten, sehr treffend bemerkt *): „der Mensch fußt — und Dank sei es seiner guten Natur — mit tiefen Wurzeln in der Vergangenheit seines Daseyns, und sie erstrecken sich weit unter ihrem Boden weg in uralte Zeit, aus der sie noch die unsichtbare Kraft ziehen. Das

*) Görres a. a. O. S. 44.

Volk, welches seine Vergangenheit von sich wirft, entblößt seine feinsten Lebensnerven der wetterwendischen Zukunft. Wehe also uns, wenn unsre neue Gestalt so neu würde, daß sie nur aus dem Bedürfnisse der Gegenwart ihr Daseyn schöpfte."

Eben dieß gibt uns nun auch den Maßstab für die Beurtheilung des Entwurfs für die Landesvertretung der einzelnen Kronländer der österreichischen Monarchie, den wir nunmehr in Kürze zusammenfassen wollen. Die Wirksamkeit dieses Instituts soll sich theils in der Landesversammlung, theils in zwei in voller Selbstständigkeit neben dieser bestehenden Landesausschüssen äußern; diese sind ein „engerer" und ein „großer Ausschuß", Körperschaften, deren specieller Name für jedes Land besonders zu bestimmen ist. Die Landesausschüsse haben es ausschließlich mit der Berathung der Angelegenheiten des Landes zu thun, dem sie angehören, wogegen der Landesversammlung, die nur bei besondern Veranlassungen und Gelegenheiten von dem Kaiser berufen wird, Gegenstände von allgemeiner Bedeutung vorgelegt werden sollen.

Wer hat nun in diesen Landesversammlungen zu erscheinen? Man kann sich nur in höchstem Maße darüber freuen, daß hierbei das alte ständische Princip in einer Weise gewahrt ist, welche deutlich erkennen läßt, wie sehr man sich in Oesterreich von dem in seinen Consequenzen immer zur Revolution führenden Repräsentativsystem entfernt hat. Es haben hier also zu erscheinen:

1) die von dem Kaiser aufrecht erhaltenen, oder neu zu schaffenden Landeswürdenträger;
2) die bei den früheren Ständen berufen gewesenen kirchlichen Würdenträger und Vorstände geistlicher Corporationen, so wie jene, welchen der Kaiser dieses Recht in der Folge verleihen wird;
3) Mitglieder des mit dem vormals ständischen Incolate

betheilten oder von dem Kaiser ferner damit begnadigten immatriculirten Erbadels. Diesem vormals ständischen Adel werden zugleich die ihm in den einzelnen Ländern bewilligten Auszeichnungen der Uniformen und Matrikel-Zeichen zugestanden;

4) die bei den frühern Ständen zugelassenen Universitäts-Würdenträger, so wie jene, denen dieß Recht etwa von dem Kaiser in der Folge verliehen wird;

5) die Vertreter jener Städte und ehemals landtagsberechtigt gewesene Märkte, welchen der Kaiser für die Zukunft das Recht der Theilnahme gewähren wird;

6) die Mitglieder der Landesausschüsse.

Da zu diesen die vorhin bezeichneten Classen von Personen ebenfalls ihre Vertreter senden, so wird es von großer Wichtigkeit seyn, das Verhältniß zu bestimmen, in welchem dieselben in die Landesausschüsse aufgenommen werden. Zugleich kommt hierbei aber in Betracht, daß außerdem in den Ausschüssen auch der große Grundbesitz überhaupt und die Landgemeinden repräsentirt werden sollen; es können somit auch Mitglieder der letzteren zu den Landesversammlungen berufen werden. Die Einberufung zu denselben geschieht nicht durch eine allgemeine Verkündigung, sondern durch eigene, an die betreffenden Personen gerichtete Schreiben, welche der Landeschef im Auftrage des Kaisers zu erlassen hat.

Aus eben diesen Elementen sollen nun auch die Landes-Ausschüsse zusammengesetzt seyn; die näheren Bedingungen, unter welchen Jemand in dieselben eintreten kann, sollen noch durch besondere Landesstatuten festgesetzt werden, wozu für den Erbadel ein bestimmter Grundbesitz erfordert werden wird. Die Zahl der Mitglieder der Ausschüsse soll, je nach der Verschiedenheit der Länder, bei dem großen mindestens 12 und höchstens 48, bei dem engern 4, 6 oder 8 betragen, und zwar sollen diese letzteren nach einem noch zu bestimmenden Verhältnisse aus den Mitgliedern des großen Ausschusses

genommen werden; diese wird, so lange nicht eine anderweitige Bestimmung erfolgt, der Kaiser berufen. Bei Gelegenheit ihres Eintrittes in den großen Ausschuß haben sie in die Hände des Statthalters Treue und Gehorsam dem Monarchen, Beobachtung der Gesetze und gewissenhafte Erfüllung ihrer Pflichten eidlich zu geloben. In beiden Ausschüssen führt der Chef der Landesbehörde, um den sie sich zu versammeln haben, den Vorsitz; ihm hat der engere Ausschuß bleibend zur Seite zu stehen.

Der Wirkungskreis der Ausschüsse soll nach den bereits erlassenen Bestimmungen einen sehr bedeutenden Umfang erhalten; schon jetzt werden folgende Gegenstände als zur Berathung der Ausschüsse gehörig bezeichnet:

1) alle zur Hebung der Urproduktion, der Industrie und des Verkehrs, so wie Belebung des Realcredits dienende Maßregeln und Unternehmungen;
2) die Theilbarkeit von Grund und Boden, überhaupt die Verhältnisse des Realbesitzes;
3) die Einrichtungen und Anstalten aus Landesmitteln, welche die Beförderung der Künste und Wissenschaften zum Zweck haben;
4) die Armenversorgung und Sanitätspflege;
5) die wohlthätigen gemeinnützigen Anstalten, Stiftungen und Fonde, welche aus Landesmitteln dotirt, und der Obsorge des Ausschusses besonders zugewiesen werden;
6) die Sicherstellung des Unterhaltes der Volksschullehrer;
7) Anträge und Gutachten zur Regelung der Concurrenz für Pfarr-, Kirchen- und Schulbaulichkeiten;
8) die dem Lande obliegenden Leistungen für Vorspann, Verpflegung und Bequartirung des Heeres und der militärischen Wachkörper;
9) die aus Landesmitteln übernommenen Straßen- und Wasserarbeiten und sonstigen Bauführungen für Landes-Zwecke und Landesanstalten;

10) das Vermögen des Credit- und Schuldenwesens, überhaupt die Einnahmen und Ausgaben des Landes;
11) alle sonstigen die Wohlfahrt oder die Bedürfnisse des Landes betreffenden Gegenstände, bezüglich derer nach besondern Anordnungen die Mitwirkung des Ausschusses zu erfolgen hat.

Das Verhältniß der beiden Ausschüsse zu einander besteht in jedem Lande darin, daß der engere die Vorberathung und Vorbereitung aller an den großen Ausschuß zu bringenden Gegenstände hat; auch werden von ihm zunächst Seitens des Chefs der Landesbehörde Gutachten und Anträge in den verschiedenen Sachen begehrt werden, bei welchen er zu Rathe zu ziehen ist. Hierauf beschränkt sich jedoch die Thätigkeit dieses engern Ausschusses keineswegs, sondern ihm steht auch die sehr wichtige Befugniß zu, aus eigenem Antriebe Vorschläge in Landesangelegenheiten an die Regierung, oder an den großen Ausschuß zu bringen; keinem von ihnen ist es aber gestattet, mit einem andern Ausschusse in Verkehr zu treten.

Es werden diese Einzelnheiten genügen, um das Institut der Landesvertretung nicht nur als ein überaus wichtiges und zweckmäßiges erscheinen zu lassen, sondern auch dazu dienen, um seinen Charakter darin zu erkennen, daß es auf eine höchst geeignete Weise Vergangenheit und Gegenwart verbindet. Gerade hiedurch und sodann auf dem Wege, daß es, während die Befugniß zur Berathung in einem sehr großen Umfang eingeräumt wird, die unmittelbare Betheiligung dieser Stände an der Gesetzgebung ausschließt, vermeidet dieses Institut die gefahrvollen Klippen, an welchen schon so oft die Ruhe und der Friede großer Reiche gescheitert ist. Als ein nicht ungünstiges Prognostikon für diese Landesvertretung dürfte auch Das erscheinen, daß man darin viele Anklänge an die ehemaligen lombardisch-venetianischen Central-Congregationen wiedergefunden hat,

während zu gleicher Zeit der Tiroler nicht umhin kann, darin eine vorzügliche Berücksichtigung seiner älteren, ihm liebgewordenen Landesverfassung zu erkennen. Sollten nicht auch andere Stämme der Monarchie so manches gute alte Princip ihrer ständischen Verfassungen darin antreffen? Wir zweifeln nicht; denn dieses neue auf alten Fundamenten aufgeführte Gebäude beschließt in der That jene Ordnung und Gliederung der menschlichen Gesellschaft in sich, wie sie insbesondere bei allen abendländischen Völkern sich gebildet hat. Mögen die drei Ausdrücke: Lehr-, Wehr- und Nährstand diese Ordnung auch nicht ganz zur Genüge bezeichnen, so kommen sie doch der Wahrheit sehr nahe *), und es läßt sich nicht verkennen, daß dieses Institut der Landesvertretung in Oesterreich in Clerus und Universitäten, in dem Erbadel und in Abgeordneten von Städten, Märkten und Landgemeinden alle Interessen der menschlichen Gesellschaft vertritt. Hierzu kommt aber noch der andere Umstand, daß eben diese Landesvertretung nur nach allgemeinen Grundlinien geordnet ist, innerhalb welcher die weitere Ausbildung des Instituts je nach dem Bedürfnisse der einzelnen Völker sehr wohl zuläßig ist.

Wenn man sich nun den historischen und zugleich praktischen Charakter dieser neuen Ordnung der Dinge in Oesterreich vergegenwärtigt, so wird man wohl mit Recht auf dieses große Werk den Ausspruch unsers Geleitsmannes anwenden **): „Wer auf lange Dauer gründen will ein bleibend Werk, muß durch den leichten Schutt der Außenfläche dringen und unten die ewigen Grundvesten aufsuchen, die auf dem uralten Granite der ersten gesellschaftlichen Verfassung ruhen. Auf solcher Unterlage erhebt sich sicher und wohlbewahrt das Staatsgebäude."

*) S. die unvergleichlich schöne Darstellung dieses Gegenstandes bei Görres a. a. O. S. 100 u. ff.

**) Görres a. a. O. S. 106.

Das ist in Oesterreich geschehen; man ist durch den leichten Schutt hindurchgedrungen, und hat auf alte Grundvesten ein starkes Haus gebaut. Allein auch diese Verfassung wird nur dann von Segen seyn, wenn sie von dem rechten Geiste belebt wird. „Bringe jeder Kraft und Liebe zu dem Vereine, Glück und Segen wird er daraus wieder als Zinsen ziehen; wo aber nichts ist, kann nur Nichtiges erwachsen; und wäre die Verfassung übermenschlich klug ersonnen, sie wird ein hölzernes Gerüste seyn" *). Nicht durch ein äußeres Verfassungswerk lassen die Menschen und die Völker sich verbinden, andere höheren Bande müssen sie umschlingen. Das hat auch Oesterreichs Kaiser erkannt; er hat erkannt, wie der wahre Kitt, durch welchen Stein an Stein gefügt und Alles zusammengehalten wird, die christliche Wahrheit ist, und daß nur durch diese seine Völker zu ihrer eigentlichen Bestimmung herangebildet, und in Liebe mit einander und zu dem ihnen von Gott gegebenen Herrscher verbunden werden können. Darum hat er die Kirche aus den Fesseln befreit, in welche eine verkehrte Staatsweisheit sie geschlagen, und hat damit ausgesprochen, von woher er mit Recht den Segen für sein Reich erwartet.

Ueberschaut man, was in den letzten Jahren in Oesterreich geschehen, so wird man einstimmen müssen in jenes Wort: „Dieß Wirken in's Ganze und Große hin, das nicht zu begreifen ist von heute und gestern her, sondern aus der Geschichte heraus, dieß vernünftige, ruhige, weise berechnende Wesen, das ist wahrhaft kaiserlich!"

---

*) Görres a. a. O. S. 108.

XXX.

Clemens August von Bayern auf dem Kurstuhle zu Köln und der österreichische Erbfolge-Krieg.

Ein Zeitbild.

Zweiter Artikel.

Mit den Künsten abgefeimter Diplomatie und politischer Kabale noch unvertraut, setzte sich Clemens August auf den so wichtigen Kölner Kurstuhl zu einer Zeit, wo schamlos schmutzige Staatskünstler ganz Europa an ihren Fäden zogen, unter den verschiedensten und unnatürlichsten Allianzen und Verträgen, ohne die geringste Spur höherer politischen Zwecke und Ideen. Den meisten Kabineten war nichts als der augenblickliche Vortheil und Geldgewinn Motiv, Ziel und Ende; war der nicht mehr zu erreichen, so brach man heute, was man gestern verschrieben und besiegelt. Man log und betrog in solchen Staatsverträgen mit einer frechen Stirne, die an's Unglaubliche grenzt. Man versprach an Freund und Feind zugleich, Alles um des Geldes und dynastischer Interessen willen, und hielt so lange dem Freunde das gegebene Wort, als nicht der größere Vortheil rieth, zum Feinde überzugehen. Nur bei Frankreich sieht man durch alle diplomatischen Thaten ein bestimmtes Ziel als rothen Faden sich hin-

durchziehen: die von Heinrich IV. und Ludwig XIV. vererbte Tendenz, Oesterreich zu schwächen und das deutsche Reich zu verwirren. Kaum hatte Clemens August die Regierung des Kurstaates übernommen, so warf die französische Diplomatie auch schon ihre Schlingen nach ihm aus. In den artigsten Anschreiben ward er durch seinen Pariser Residenten von Waldor um einen freundschaftlichen Anschluß an Frankreich und dessen Politik angegangen. Nach Vorschrift seiner alten und kostbarsten Traditionen suchte das dortige Kabinet an Kurköln sich festen Rückhalt zu sichern, für den Fall, daß es früher oder später seinen Absichten gegen Oesterreich und das deutsche Reich mit den Waffen in der Hand Nachdruck geben würde.

Man fand willkommene Gelegenheit, das Intriguen-Netz immer enger um Clemens August zusammen zu ziehen, als er 1725 in Begleitung seiner drei Brüder, des Kurprinzen Karl Albrecht, des Prinzen Ferdinand und des Prinzen Theodor, nach Paris reiste, um der Hochzeit des jungen französischen Königs mit der Tochter des vertriebenen Polenkönigs Stanislaus Leszinsky beizuwohnen. Die Beziehungen, welche er bei dieser Gelegenheit zum Pariser Hofe einging, erweckten beim Kaiser gerechte Besorgnisse, und auf seine Vorstellung ließ der alte Kurfürst von Bayern den vier Söhnen bedeuten, wie sehr sein väterliches Herz nach ihrer baldigen Rückkehr verlange. Der vierwöchentliche Aufenthalt in dem Glanz, den Ergötzlichkeiten und den Schmeicheleien zu Paris und Fontainebleau bot indeß dem staatsklugen Bischof Fleury von Frejus Zeit genug, um den unbefangenen Sinn des Kölner Kurfürsten zu fesseln. Er blieb seitdem in beständigem Briefwechsel mit Fleury, und es verging kein hoher Festtag, kein für den Pariser Hof irgendwie bedeutendes Ereigniß, ohne daß er seine Gratulationsschreiben voller Ergebenheitsbezeugungen an den König gesandt hätte*).

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

In Wien machte diese Connexion nicht den besten Eindruck. Das kaiserliche Ministerium ließ sich ernstlich angelegen seyn, die französischen Sympathien zu beseitigen oder wenigstens zu paralysiren. Namentlich bot man Alles auf, um den Kölner zum Beitritt zu der am 30. April 1725 zwischen Oesterreich und Spanien geschlossenen Offensiv- und Defensivallianz zu vermögen, deren Hauptzweck gegenseitige Garantie der beiderseitigen Gebiete, sowie die Gewährleistung der sogenannten pragmatischen Sanktion war *). Diese Akte, auf Grund deren die gesammten österreichischen Staaten immer ungetheilt beisammen bleiben und zunächst auf die männlichen Nachkommen des regierenden Kaisers, in deren Ermangelung auf seine weiblichen Nachkommen, bei deren Abgang aber auf die Töchter seines Bruders Joseph und deren weibliche und männliche Descendenz jederzeit nach dem Rechte der Erstgeburt fallen sollten — durch Garantie der einzelnen europäischen Mächte sicher zu stellen, war die Hauptaufgabe aller vom Kaiser aufgewendeten diplomatischen Kunst **). In seiner Gutmüthigkeit glaubte er an die Worttreue der Fürsten, und hielt dafür, daß die Gesammtmonarchie durch die Unterschriften der europäischen Souveraine besser gesichert sei, als wenn, nach dem Rathe des Prinzen Eugen, zweimalhunderttausend Bajonette dafür in die Schranken treten würden ***). Clemens August, wie der Kurfürst von Bayern willfahrten dem kaiserlichen Wunsche, und traten dem Wiener Vertrage bei; sie schloßen den 1. Sept. 1726 ein Bündniß und „befestigten eine ewige unzertrennliche Freundschaft und Einigung, dergestalt, daß ein des andern Theils Nutzen und Frommen häufen und befördern, hingegen Schaden und Ungemach nach bestem Vermögen wenden solle und wolle. In Folge dessen thun beide

---

*) *Du Mont*, corps universel dipl. 8, 2, 121. — *Koch* et *Schoell* hist. des traités, 2, 201.

**) Du Mont, 8, 2, 103. — Koch et Schoell. 2, 208.

***) Zschokke: bayer. Geschichte IV, 46.

Höchstgedachte Kurfürstliche Durchlauchten zu dem zwischen Ihrer Kaiserlichen und Königlichen katholischen Majestät und dem Könige in Spanien den 30. April des jüngst abgewichenen Jahres 1725 hier in Wien abgeschlossenen Frieden accediren, verbinden und obligiren sich hiermit feierlichst zu dessen und allem desselben Inhalte und namentlich, was im 11. Artikel von des durchlauchtigsten Erzhauses Successions-Ordnung klar und deutlich verordnet, gleich in vorermelten Ehepakten verglichen und stipulirt, auch sonsten über die reziprozirliche Garantie beider Theile Länder dabei accordirt worden" *). Der Kaiser versprach dagegen an Kurköln eine jährliche Subsidie von 400,000 Florin**).

Es lag im Interesse Frankreichs, dem Wiener Bündnisse ein anderes entgegenzustellen, zur Rettung des schwerbedrohten Einflusses seiner Politik. Auf dem Lustschlosse Herrnhausen bei Hanover wurde es am 3. Sept. zwischen Frankreich, England und Preußen geschlossen, auch gleich militärisch manifestirt. In diesem sogenannten Hanoverischen Bunde gewährleisteten die contrahirenden Mächte sich gegenseitig ihre Rechte und Besitzungen; den Hauptnachdruck legten sie auf den gegen eventuelle gefährlichen Entwürfe des Kaisers zu leistenden Widerstand. Um Preußen dauernd zu fesseln, versprachen England und Frankreich in einem geheimen Artikel, die Ansprüche Preußens auf Jülich und Berg, deren Erledigung durch den Abgang des Hauses Neuburg bevorstand, vertreten zu wollen gegen Reichssequester und Reichsproceß, statt dessen sie ein Schiedgericht — „unparteiischer Mächte" verhießen***).

Um auch den Kölner Kurfürsten zu gewinnen, sandte der König von Frankreich 1728 den Herrn von Buissieux als außerordentlichen Gesandten nach Bonn. Er kam an mit der

*) Materialien zur geist- und weltlichen Statistik, 2, 1, 222.

**) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

***) Du Mont, 8, 2, 127. — Ranke, neun Bücher preuß. Gesch. 1, 210.

im Geiste des damaligen Etikettewesens gegebenen gemessenen Weisung, das Ceremoniell der Audienzen, der Auffahrten und Visiten bei den Ministern und fremden Gesandten ebenso gut als eine Staatsaffaire zu betrachten, wie seine diplomatischen Aufträge selbst. Mit strengster Aengstlichkeit bemaß er seine Behandlung nach dem Fuß eines außerordentlichen kaiserlichen Gesandten, und ward befriedigt. Durch einen Edelmann ließ er dem Großkämmerer seine Ankunft melden und um eine Audienz beim Kurfürsten bitten. Durch dessen Truchseß becomplimentirt und von der Stunde der Audienz benachrichtigt, fährt der Gesandte in einem Wagen mit sechs Pferden in Begleitung des Truchseß, hinter sich einige kurfürstlichen Bedienten, zur Hofburg. An der Hoftreppe vom Kapitän der Garde empfangen, bis an die Thür der Antichambre geleitet, dort dem dienstthuenden Kammerherrn übergeben, und von einem Officier dem Kurfürsten gemeldet, tritt er allein in den Audienzsaal. Sofort erscheint der Kurfürst von der andern Seite, und hört, vor seinem Sessel stehend, den Antrag des Gesandten an, nimmt das Creditiv entgegen und entfernt sich stillschweigend wieder, worauf jener nach Hause geleitet wird, gerade wie er gekommen*). Buissieux hatte den Auftrag, sehr leise aufzutreten, vorsichtig den Fürsten wie den ganzen Hof in allen Neigungen, Liebhabereien und Schwächen zu sondiren, bis zu genauer Kenntniß des ganzen Terrains vorläufig zu schweigen, aber mit gespitzten Ohren alle, auch die unbedeutendsten Geheimnisse auszulauschen und sich durch Complimente, Schmeicheleien und süße Redensarten allerwärts in das Vertrauen einzuschleichen. Die Aufgabe war des Mannes werth. Er erkannte bald als die einflußreichsten Persönlichkeiten am Bonner Hofe den ersten Minister Ferdinand von Plettenberg, die Sekretäre Fabian und Belanger, die Jesuiten Nebel und Beichtvater Elsbacher. Bei Pletten-

---

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

berg, der sich dem Kaiser für seine Erhebung in den Grafenstand verbunden fühlte, stieß er anfänglich auf große Hindernisse; nur durch bedeutenden Aufwand von Geduld und Gewandtheit konnte er sich einigermaßen in das Vertrauen des gewichtigen Mannes einschleichen. Schneller ging es bei Nebel, Fabian und Belanger, die eigentlich nur untergeordnete Stellungen bekleideten, jedoch bei der fast ununterbrochenen Abwesenheit des ersten Ministers thatsächlich den Kurstaat regierten. Gegen Gunst und Gaben ließen sie sich gerne herbei, dem Buissieux jedesmal Zeit und Gelegenheit zu verrathen, wo der österreichische Einfluß eine Schlappe erleiden könnte, und so kam es bei dem Kurfürsten bald dahin, daß ihm ein französisches Bündniß als höchst förderlich für sein und seiner Lande Interesse erschien, und als solches deutlich bezeichnet wurde. In kluger Berechnung hatte der Franzose einen Vertrag, der dem Fürsten gar sehr am Herzen lag, erfolgreich auszubeuten gewußt. Es war dieß die 1724 zwischen Bayern, Pfalz, Köln und Mainz auf Grund einer vollständigen Solidarität der gegenseitigen politischen und religiösen Interessen geschlossene Kurfürsten-Union, bei der Köln auf den Kriegsfall mit 10,000 Mann betheiligt war*). Darauf baute Buissieux seine Berechnungen. Er ließ dem Kurfürsten bedeuten, daß der König, der die theilnehmendsten Gesinnungen für das Wohl des bayerischen Hauses im Herzen trage, zur Vertheidigung aller Interessen der bayerischen Prinzen wie des bayerischen Gesammthauses, und zur Aufrechthaltung des allgemeinen Friedens seine schützende Hand über den genannten Traktat halten wolle**). Der König wünsche also das Protektorat über die gedachte Union. Konnte man ja dann in dem endlosen Wirrsal von Traktaten und Bündnissen leicht

*) Geschichte des interregni nach Absterben K. Karl VI. I, 303. — Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

**) Arch. du min des aff. étr. zu Paris

eine feste Grundlage gewinnen, um darauf die Prinzipien des von Frankreich so sorglich gehegten hanöverischen Traktats zu bauen!

Die Eifersucht gegen das von Frankreich stets als Schreckbild aufgestellte politische Uebergewicht Oesterreichs sollte dazu dienen, um zunächst die Glieder der Kurfürstenunion mit den Mächten jenes Traktates zu gemeinschaftlicher Action gegen das Wiener Bündniß zu verschmelzen. Schon traten auf dem Paderborner Residenzschlosse Neuhaus in allem Geheim die geschäftigen Diplomaten Toweshnd, Chavigny, Broglie und Plettenberg zusammen, um die Punktationen dazu festzustellen. Frankreich, England, Preußen, Holland, Dänemark, Schweden, Mainz, Köln, Bayern und Pfalz sollten eine freundschaftliche Einigung schließen, um Ruhe und Frieden im Reiche auf der Basis des westphälischen Friedens und der bestehenden Verträge zu erhalten, und zu diesem Zwecke die Kurfürsten stets bereit seyn 16,000, Frankreich 18,000, England 12,000 und die Generalstaaten 6000 Mann in's Feld zu stellen. Für Kurköln aber insbesondere sollte ein geheimer Artikel versprechen, daß Frankreich und England sich beim Papste und den einzelnen Lütticher Wahl-Herren alle Mühe für seine Erhebung auf den Bischofssitz von Lüttich geben wollten, und ihn zur Herstellung seiner Festungen, Magazine und Arsenale mit einer jährlichen Subsidie von 300,000 Florin versehen würden. Eine der Hauptschwierigkeiten fand das Projekt an der eigenthümlichen Stellung des Königs von Preußen. Der allgewaltige Einfluß des kaiserlichen Gesandten Herrn von Seckendorf hatte Friedrich Wilhelm den Alliirten abwendig gemacht. Um ihn wieder in das antikaiserliche Heerlager herüberzuziehen, wollte man einen für Preußen günstigen geheimen Artikel in Betreff der Erbfolge von Jülich und Berg in die Bundesurkunde einschalten. Der König, dem Alles an der Garantie seiner Erbansprüche auf Jülich und Berg gelegen war, sah daher mit

großer Spannung dem Ausgange der Neuhauser Conferenz entgegen, und stellte dem kölnischen Minister Plettenberg ein Präsent von 100,000 Rthlrn. in Aussicht, wenn das Bündniß nach Preußens Sinn zum Abschluß käme. Plettenberg that jetzt sein Möglichstes*): aber andere Unterhandlungen, welche unterdessen zwischen England und Frankreich einerseits, Spanien und dem Kaiser andererseits zum Abschluß kamen, und mit dem Neuhauser Projekt sich nicht vereinen ließen, brachten die ganze Sache allgemach in's Stocken. Ohnedieß wäre sie jedenfalls mit einem geheimen Vertrage in Conflikt gerathen, der schnurstracks den an Preußen zu machenden Conzessionen widersprach, und wegen der Solidarität der bayerischen Hausinteressen Bayern und Köln ebenso gut wie Kurpfalz berührte. Den 30. April 1725 hatte sich nämlich der Kaiser für den Beitritt des Kurfürsten von Bayern zur pragmatischen Sanktion gegen diesen verpflichtet, wenn an Pfalz-Neuburg oder Sulzbach die Erbfolge in Jülich und Berg streitig gemacht oder dieses Gebiet mit Kriegsgewalt genommen werden sollte, sich mit aller Macht dagegen zu setzen, und dem rechtmäßigen Erben bis zur Einsetzung in die Herzogthümer eine Residenz in Innsbruck mit standesmäßigem Unterhalt zu geben**).

Der Unruhe über die allmählig ruchbar werdende Sysiphusarbeit der Neuhauser Projektenmacher war der Kaiser also bald überhoben; desto mehr ängstigte ihn der von Spanien mit Frankreich, England und Holland contrahirte Vertrag von Sevilla. Weil er hiedurch den Frieden in hohem Grade gefährdet glaubte, schickte er an die Höfe von München und Bonn außerordentliche Gesandte, um sie zu vermögen, bei einem etwaigen Friedbruch das Interesse des Kaisers gegen die Anschläge der Sevillaer Allianz zu ergreifen. Nach

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

**) Stenzel, preuß. Gesch. III, 550. — Förster, II, 71.

Brühl, wo Clemens August die meiste Zeit verweilte, kam der Graf Kufstein*). Der Umstand, daß er nur ganz in derselben Weise empfangen wurde, wie zuvor der französische Abgesandte, bedünkte ihn ein ungünstiges Omen für den Erfolg seiner Mission zu seyn. Plettenberg aber, von dem preußischen Anfall wieder genesen, erklärte Namens seines Gebieters: es seien die Kurfürsten eben in vertrauliche Communikation getreten über die drohende und bedenkliche Zeitlage, und Köln werde nichts unterlassen, was zum Heile des Reiches dienen könne; es werde sich, sollte der Kaiser mit seinen deutschen Landen oder das deutsche Reich selbst angegriffen werden, seiner Pflicht nicht entziehen, vielmehr patriotisch verfügen, was zur Vertheidigung der allgemeinen Sicherheit erforderlich seyn möge**), und seine Kurstimme bei einer etwaigen römischen Königs-Wahl unweigerlich demjenigen geben, den der Kaiser dazu vorschlagen wolle, auch ohne kaiserliches Vorwissen dieserhalb in keinerlei Verbindlichkeit sich einlassen***). Der Kaiser, mit dieser Antwort vollkommen zufrieden, sandte im folgenden Jahre (1731) eine Gratifikation von 20,000 Fl., wofür zum Danke der Kurfürst dem Kaiser die Ratifikation des erneuerten Bundesvertrages mit der feierlichen Versicherung übermachte, daß nur der Tod solche enge und unzertrennbare Verbindung zu lösen im Stande sei†).

Wirklich stellte er sich, als darauf der Reichstag über die Garantie der pragm. Sanktion zu entscheiden hatte, unbedingt auf Seite Karls VI., selbst gegen den Bruder von Bayern, der als Schwiegersohn Kaiser Josephs I. die Rechtsbeständigkeit jener Erbfolgeordnung rund weg läugnete, und dem Kaiser jede Befugniß absprach, über eine Erbschaft zu verfügen, die durch Testament Ferdinands I. seit zwei Jahrhunderten

---

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris. **) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris. ***) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris. †) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

mit einem Fideicommiß beladen sei. Der Kurfürst schrieb am 16. August 1731 an seinen Bruder: „Da die mehreren Stimmen für den Kaiser gewiß, und die Garantie von Reichswegen unfehlbar übernehmen werden, so stehe ich an, ob wir hierbei durch Zurückhaltung und Widersetzung ein Mehreres als die Ehre, uns widersetzt und protestirt zu haben, gewinnen würden, und ob also nicht besser sei, auf Wege und Mittel zu denken, wodurch wir Dank und Erkenntniß zu unseres Kurhauses Beßtem ehender als Undank und ewigen Haß zu erwarten hätten. Ew. Liebden zwar muß ich anheimgestellt sein lassen, welche Partie dieselben zu nehmen räthlich finden möchten, doch werden dieselben mir nicht verdenken, wenn ich eine solche erwähle, welche mir und meinen Erz- und Stiftern vortheilhaft erachte“ *). In einem andern Schreiben vom 6. September sagt er: „Ich glaube, daß mehr Ruhm und Vortheil unserm Kurhause aus Beobachtung deren mit dem Haus Oesterreich errichteten Traktaten, als aus einer bezeigenden Ungewogenheit und Widersetzung mit der Zeit zugehen könne, wann vornehmlich das Haus Oesterreich unserer Freundschaft versichert zu seyn zu glauben hätte. Unser Kurhaus hat bishero die Ehre, daß es für eine deren vornehmsten Säulen unseres katholischen Glaubens geschätzt werde: Ew. Lbdn. gebe zu erwägen, ob nicht in unserm deutschen Reich die katholische Religion und besonders die bischöflichen Stifter hiesiger Orten, als von denen augsburgischen Confessionsverwandten mächtiger Fürsten umzingelt, gewaltige Anstöße befahren zu haben dürften, wenn nicht unter dem Kaiser die Macht seiner eigenen Lande eine Halt machte“ **). — Demnach votirte denn auch der kurkölnische Gesandte bei der Abstimmung zu Regensburg: „daß bei der proponirten Erbfolgeordnung eine preiswürdige und heilsame kaiserliche reichsväterliche Sorgfalt obwalte, welche einzig und allein dahin

*) Materialien ꝛc. 2, 1, 222. **) Materialien ꝛc. a. a. O. S. 245.

abziele, damit der allgemeine Ruhe- und Wohlstand und die damit verknüpfte Wagschale in Europa nebst des Reiches Hoheit, Ansehen und Gerechtsamen erhalten werde 2c." So Clemens damals! — Weder Buissieux noch der bayerische Abgeordnete Neuhaus war im Stande, diese offen erklärte Parteinahme für den Kaiser zu hintertreiben. Auch als der Kurfürst sich auf Besuch in München befand, konnte man es trotz aller Ueberredungskünste nicht durchsetzen, ihn dem gegebenen Worte abtrünnig zu machen. Buissieux erkannte daher seine Anwesenheit in Bonn als überflüssig, und reiste nach Paris zurück. Ebenso verließ der kurkölnische Gesandte den französischen Hof*).

Bei den bedenklichen Aussichten aber, die bei dem Tode des Polenkönigs, August II. Kurfürsten von Sachsen, sich erhoben, konnte die politische Stellung des Kölner Kurfürsten dem Könige von Frankreich noch weniger gleichgültig seyn. Als er am 10. Okt. 1733 dem Kaiser den Krieg erklärte, „um die Beleidigung zu rächen, welche dieser ihm in der Person seines Schwiegervaters Leszinski zugefügt habe," war Bayern, das für seine Ansprüche auf einen Theil der österreichischen Erblande auf den Beistand der französischen Krone rechnete, bereits an sie verkauft. Karl Albrecht hatte richtig erkannt, daß ihm zur Verwirklichung seiner hochgehenden Ideen von keiner andern Seite Hülfe kommen konnte, als vom alten Rivalen Oesterreichs, und dafür war ihm das Opfer seiner deutschen Freiheit nicht zu groß. Mit allem, was sein Gesandter zu Paris, der bayerische Oberst und Staatsrath Fürst von Grimberghen, that, war er einverstanden, wenn er nur rechtzeitig die ausbedungenen Subsidien erhielt, um seine Prachtliebe zu befriedigen, seinen Liebhabereien nachzuhängen und die Genossinen seiner Ausschweifungen zu bereichern. Die Freundschaft mit Karl Albrecht suchte nun der König von

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

mit einem Fideicommiß beladen sei. Der Kurfürst schrieb am 16. August 1731 an seinen Bruder: „Da die mehreren Stimmen für den Kaiser gewiß, und die Garantie von Reichswegen unfehlbar übernehmen werden, so stehe ich an, ob wir hierbei durch Zurückhaltung und Widersetzung ein Mehreres als die Ehre, uns widersetzt und protestirt zu haben, gewinnen würden, und ob also nicht besser sei, auf Wege und Mittel zu denken, wodurch wir Dank und Erkenntniß zu unseres Kurhauses Beßtem ehender als Undank und ewigen Haß zu erwarten hätten. Ew. Liebden zwar muß ich anheimgestellt sein lassen, welche Partie dieselben zu nehmen räthlich finden möchten, doch werden dieselben mir nicht verdenken, wenn ich eine solche erwähle, welche mir und meinen Erz- und Stiftern vortheilhaft erachte“ *). In einem andern Schreiben vom 6. September sagt er: „Ich glaube, daß mehr Ruhm und Vortheil unserm Kurhause aus Beobachtung deren mit dem Haus Oesterreich errichteten Traktaten, als aus einer bezeigenden Ungewogenheit und Widersetzung mit der Zeit zugehen könne, wann vornehmlich das Haus Oesterreich unserer Freundschaft versichert zu seyn zu glauben hätte. Unser Kurhaus hat bishero die Ehre, daß es für eine deren vornehmsten Säulen unseres katholischen Glaubens geschätzt werde: Ew. Lbdn. gebe zu erwägen, ob nicht in unserm deutschen Reich die katholische Religion und besonders die bischöflichen Stifter hiesiger Orten, als von denen augsburgischen Confessionsverwandten mächtiger Fürsten umzingelt, gewaltige Anstöße befahren zu haben dürften, wenn nicht unter dem Kaiser die Macht seiner eigenen Lande eine Halt machte“ **). — Demnach votirte denn auch der kurkölnische Gesandte bei der Abstimmung zu Regensburg: „daß bei der proponirten Erbfolgeordnung eine preiswürdige und heilsame kaiserliche reichsväterliche Sorgfalt obwalte, welche einzig und allein dahin

*) Materialien rc. 2, 1, 222. **) Materialien rc. a. a. O. S. 245.

abziele, damit der allgemeine Ruhe- und Wohlstand und die damit verknüpfte Wagschale in Europa nebst des Reiches Hoheit, Ansehen und Gerechtsamen erhalten werde rc." So Clemens damals! — Weder Buissieux noch der bayerische Abgeordnete Neuhaus war im Stande, diese offen erklärte Parteinahme für den Kaiser zu hintertreiben. Auch als der Kurfürst sich auf Besuch in München befand, konnte man es troß aller Ueberredungskünste nicht durchsetzen, ihn dem gegebenen Worte abtrünnig zu machen. Buissieux erkannte daher seine Anwesenheit in Bonn als überflüssig, und reiste nach Paris zurück. Ebenso verließ der kurkölnische Gesandte den französischen Hof*).

Bei den bedenklichen Aussichten aber, die bei dem Tode des Polenkönigs, August II. Kurfürsten von Sachsen, sich erhoben, konnte die politische Stellung des Kölner Kurfürsten dem Könige von Frankreich noch weniger gleichgültig seyn. Als er am 10. Okt. 1733 dem Kaiser den Krieg erklärte, „um die Beleidigung zu rächen, welche dieser ihm in der Person seines Schwiegervaters Leszinski zugefügt habe," war Bayern, das für seine Ansprüche auf einen Theil der österreichischen Erblande auf den Beistand der französischen Krone rechnete, bereits an sie verkauft. Karl Albrecht hatte richtig erkannt, daß ihm zur Verwirklichung seiner hochgehenden Ideen von keiner andern Seite Hülfe kommen konnte, als vom alten Rivalen Oesterreichs, und dafür war ihm das Opfer seiner deutschen Freiheit nicht zu groß. Mit allem, was sein Gesandter zu Paris, der bayerische Oberst und Staatsrath Fürst von Grimberghen, that, war er einverstanden, wenn er nur rechtzeitig die ausbedungenen Subsidien erhielt, um seine Prachtliebe zu befriedigen, seinen Liebhabereien nachzuhängen und die Genossinen seiner Ausschweifungen zu bereichern. Die Freundschaft mit Karl Albrecht suchte nun der König von

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

trage besitze; aber der Verräther, der das sorgsam gehütete Geheimniß nach Wien berichtete, fand sich bald. Der Kaiser ließ es den Kurfürsten bei Gelegenheit der plettenbergischen Streitsache alsbald fühlen; er schrieb ihm: „er habe allen möglichen Glimpf und Langmuth gebrauchet, ja sogar, da die Probe dessen, was am königlich französischen Hofe zu Unserm und des Reiches Nachtheil und gegen die obhanden schweren Pflichten angebracht worden, in unsere Hände gefallen, solches alles gesammtem Reiche vorzulegen in der Hoffnung angestanden, daß des Kurfürsten Liebden sich und die hieraus entstandenen Folgen besser begreifen, mithin die Schädlichkeit der von des Reiches Satzungen und dessen Verfassungen nicht die geringste Kundschaft habenden Rathgeber, als von welchen Wir dergleichen Dinge herzurühren zuverlässig wissen, dermaleinst erkennen würden. Unsere einzige Sorge war solchemnach dahin gerichtet, nicht durch jenes, was wir in Händen haben, dem Kurfürsten zu schaden, sondern ihn vom Untergange, worein ihn obige gefährliche Rathgeber nebst den unter ihm stehenden Erz- und Hochstiftern und dem gesammten Reiche stürzen wollten, zu retten" *).

Indeß mußte Clemens auf dem Reichstage mit Bayern und Pfalz vertragsmäßig Alles aufbieten, um die vom Kaiser proponirte Kriegserklärung des gesammten Reiches an Frankreich zu hintertreiben! Wie König Ludwig selber behauptete er, daß Frankreich keineswegs gesonnen sei, den Frieden mit dem Reiche zu verletzen, vielmehr allen neutral bleibenden Reichsständen die Freundeshand reichen wolle; der Krieg berühre das allgemeine Interesse des Reiches in keiner Weise, sondern lediglich nur den Kaiser und seinen Anhang. Man konnte also einzelne Festungen und Gebiete des Reichs erobern und plündern, ohne den Frieden mit dem Reiche selbst zu brechen! Wie gerufen kam ihm die Erklärung des corpus

*) Bei Gundling.

evangelicorum: ehe man sich auf ein Votum über Reichsvertheidigung einlasse, müsse erst die Ryßwicker Klausel aufgehoben, dann der im Jahre 1717 entstandene Streit entschieden werden, ob die von der Reichsstadt Köln beantragte Ermäßigung ihres Reichsmatrikular-Anschlages von 1100 auf 400 Gulden als Reichs-, nach der Meinung der Katholischen, oder als Religionssache anzusehen sei rc. *). Doch hielt der Trost solcher Behinderung nur so lange vor, als der etwas gereizte Friedrich Wilhelm von Preußen grollte. Durch den Meklenburger Executionsspruch nämlich, sowie die vom Kaiser in der polnischen Königsfrage ergriffene Stellung hatte er sich verletzt gefühlt, und der kaiserliche Gesandte von Seckendorf, welcher sonst durch sein ganz auf die königlichen Schwächen und Launen berechnetes Benehmen ihn so ziemlich nach Willkür zu leiten verstand, lange vergeblich seine Empfindlichkeit zu versöhnen gesucht. Da vernahm man in Berlin plötzlich von einem in dem Bundesvertrage Kölns mit Frankreich enthaltenen Artikel, der sich gegen die brandenburgischen Successionsansprüche auf die Herzogthümer Jülich und Berg erklärte **). Grund genug für Friedrich Wilhelm, jetzt wieder eine Schwenkung nach dem Kaiser hin zu machen, und die Reichsversammlung zu bestimmen, ihr Gutachten dahin abzugeben, daß man der Krone Frankreich ihres unverantwortlichen Friedensbruches wegen in hinlänglicher Verfassung entgegentreten, und die Glorie, Ruhe und Freiheit der deutschen Nation in vollkommene Sicherheit stellen müsse, wobei keinerlei Neutralität zu gestatten sei! Nachdem durch Commissionsdekret vom 27. Februar 1734 solches Gutachten zum definitiven Reichsschlusse erhoben war, erfolgte am 13. März die Kriegserklärung „wegen des von den Königen von Frankreich und Sardinien ungerechter, leichtsinni-

*) Faber, Staatskanzlei, 63, 580. — K. A. Menzel, 10, 323.
**) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

ger und meineidiger Weise gebrochenen Friedens", wobei der Kaiser sein Vertrauen ausdrückte, „Gott werde bei so offenbar gerechter Sache die Waffen des Kaisers, des Reiches und ihrer Bundesgenossen segnen, damit den muthwilligen Friedbrüchen gegen so viele heilige beschworene Verträge endlich einmal ein Ziel gesteckt werde."

Es ging mit diesem Reichskrieg, wie bei so vielen andern. Man schrieb eine imposante Heeresmacht aus, aber kaum der zehnte Theil kam zu den Fahnen. Nach vollen drei Monaten waren es etwa 30,000 Mann schlechtgeschulter Truppen. Wie die energie- und kraftlose Reichsarmee unter dem altersschwachen Führer Eugenius am Oberrhein in ruhiger Ergebung der Einnahme der Feste Philippsburg zusehen mußte, so mußte sie auch an der Nordgrenze, im Gebiete des reichstreuen Kurfürsten von Trier, von den glücklichen Erfolgen der feindlichen Waffen in Resignation erwarten, welche verderblichen Plane der französische Befehlshaber, im Bunde mit den Kurfürsten von Köln und der Pfalz, am Niederrhein in's Werk setzen würde. Der Generallieutenant Marquis von Belle-Isle ward mit einem starken Truppenkorps nach der Mosel gezogen, um von einer festen Position aus dem Trierer den Anschluß an den Kaiser zu verleiden; Anfangs April schrieb er in den kölnischen Aemtern Zeltingen und Rachtig eine Contribution von 1800 Rationen Heu, Stroh und Hafer aus. Clemens klagte bei ihm selbst, wie beim Könige, über solche Behandlung befreundeten Gebiets. Belle-Isle entschuldigte sich, er habe diese Aemter nicht als kölnisch gekannt, und versicherte, für die Zukunft genauerer Kunde in der Geographie des Reiches sich befleißen zu wollen; ähnlich der König*). Um so mehr hatten die trierischen Lande zu leiden; aber in unverantwortlichster Schlaff-

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

heit überließ das Reich dem patriotischen Kurfürsten die Sorge, wie er sich in dem harten Gedränge selber helfen möge. Ohne bedeutende Waffenthat von irgend einer Seite verging so der Sommer. Auf Anrathen des Grafen Plettenberg, der dem Kölner die schimpfliche Dienstentlassung noch immer nicht vergessen hatte, beschloßen die Kaiserlichen zu Frankfurt, vorzüglich die Gebiete Clemens' mit den Annehmlichkeiten der Winterquartiere zu bedenken*); ja, als Bevollmächtigter beim westphälischen Kreistage ging der Graf nach Wesel, und suchte hier den König von Preußen zu bestimmen, daß er die Bisthümer des Kölners für seinen Abfall zum Reichsfeinde büßen lasse, unter Vorhaltung der in der französischen Correspondenz der drei Kurfürsten ausgesprochenen antibrandenburgischen Tendenzen. Als Clemens die seinen rechtsrheinischen Gebieten drohenden Belästigungen erkannte, gedachte er mit Preußen über einen Abkauf der Winterquartiere übereinzukommen. Aber die Forderungen waren zu immense; vom Bisthum Münster allein verlangte der König 650,000 Rthlr., welche Summe in keiner Weise aufzubringen war. Das Land mußte sich also den Einmarsch der fremden Truppen, und ihre fast unerschwinglichen Forderungen gefallen lassen. Ein Hauptmann des Fußvolkes verlangte für siebenzehn, ein Lieutenant für sieben, ein Fähndrich für fünf Pferde Futter; der rechtsrheinische Theil allein mußte 4800 Rationen, jede zu acht Florin monatlich, aufbringen**); die ärmeren Bauern litten unaufhörliche Quälerei durch Botendienste rc., die vermögenderen durch Lieferungen von Pferden und Fuhren, überhaupt Alle die gewaltthätigste Willkür. In Saus und Braus wollte jeder Soldat leben; außer köstlicher Bewirthung mußte der Quartiergeber den zudringlichen Gast auch noch mit Geld versehen. Langgewachsene rüstigen Männer wurden am hel-

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.
**) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

len Tage auf offener Straße, ja beim Weggehen aus der Kirche zur preußischen Fahne gepreßt, weßhalb Viele aus dem Lande flüchteten. Die westphälischen Truppen Kölns waren zu schwach, um sich mit Erfolg dem empörenden Gebahren der Preußen zu widersetzen. Doch wurden einmal 200 Preußen, die mit gewohnter Hartherzigkeit rückständige Contributionsgelder eintrieben, von 600 Münsterern überfallen, und von einigen tausend Bauern auf einem Kirchhofe bis zum Entsatze hart belagert *). Nicht besser als im Münsterlande hausten die preußischen Truppen im Bisthum Osnabrück und im Sauerlande; soweit sie nur bischöfliche Gefälle erreichen konnten, bemächtigten sie sich derselben; in die Kassen des Landesherrn floß fast keine einzige Zahlung mehr **).

Indeß war der linksrheinische Theil des Kurstaates fortwährend in Gefahr, ebenso von den kaiserlichen Truppen heimgesucht zu werden, und die Königseck'sche Partei im Domkapitel arbeitete geradezu darauf hin. Diese Fraktion hegte bittern Haß gegen den Kurfürsten und sein Treiben; sie war in der Majorität, und gab sich alle Mühe, in Allem die Plane des Fürsten zu durchkreuzen. Clemens konnte Angesichts der Kriegserklärung des gesammten Reiches nicht füglich die Partei des französischen Königs ergreifen, wollte aber auch sein Regensburger Votum gegen die Aufnahme des Reichskrieges nicht verläugnen, noch dem Franzosen die gelobte fünfjährige Freundschaft kündigen, erklärte daher die strengste bewaffnete Neutralität. Solche Auflehnung gegen den allgemeinen Reichs-Schluß bot der Partei des Grafen von Königseck den willkommenen patriotischen Anstrich ihrer Opposition; in der That aber war es ihr weniger darum zu thun, den Fürsten mit Ernst und im Interesse des gesammten Vaterlandes an seine

*) Faßmann, Leben Friedrich Wilhelm's von Preußen. I, 547.
**) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

Reichspflicht zu mahnen, als vielmehr sich in ihren mannigfachen Streitigkeiten mit dem Kurfürsten günstige Entscheidung beim Kaiser, und ihrem Parteihaupte eventuell die Diöcesanverwaltung zu sichern. Darum riefen sie den Prinzen Eugen an den Niederrhein, indem dieß das einzige Mittel sei, die Plane zu vereiteln, die Clemens sonst zum Verderben des Vaterlandes in's Werk setzen könnte *), und sorgten zugleich, daß der Kaiser an das Kölner Domkapitel den gemessenen Befehl ertheilte, dem Kurfürsten alle Geldmittel für die Truppen, wie für den Hof und die eigene Person auf das Bestimmteste zu verweigern. Umsonst erklärten die drei weltlichen Stände sich auf dem Landtage für die Bewilligung, weil ihnen die von Clemens angestrebte Neutralität und Freiheit von allen Kriegslasten mehr dem Interesse ihres Landes zu entsprechen schien, als die Betheiligung an dem Kampfe des Kaisers. Der Kurfürst begrüßte freudig diese Zustimmung zu seiner Neutralität, und zu ihrem Schutze erließ er an alle Aemter des Landes den Befehl: „nachdemahlen Wir aus sonderbaren Uns dazu bewegenden Ursachen zuverläßig benachrichtiget sein wollen, wie viele Schützen und andere mit erfordertem Gewehr versehene tüchtige Männer, deren man sich im Falle der Noth gebrauchen könne, in dasigem Amte sich befinden, als hast du darüber ein genaues Verzeichniß einzurichten und einzusenden" **). Es lag im Interesse seiner Stellung, jede Ausfuhr von Kriegsbedarf zu hindern; darum publizirte er zugleich, unter dem Scheine gebührenden Gehorsams, das kaiserliche Verbot gegen Ankauf und Ausfuhr von Pferden, Vieh, Getreide, Mehl, Brod, Hafer, Heu, Stroh und allen zur Kriegsführung gehörigen Sachen ***). Er kaufte Getreide auf, legte Magazine an, füllte die Arse-

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.
) Rheinberger Amtsakten. *) Rheinb. Amtsakten.

nale, ließ Schiffe und Kähne bauen. Seine acht Regimenter Münsterer erhöhte er auf je 500, die Reiter je auf 800, das Paderborner Regiment auf 1200 Mann; im Kölnischen hob er zwei Regimenter Dragoner aus, zu je 500 Mann, und vermehrte die zwei Regimenter Infanterie um 700, also jedes bis auf 1000, seine ganze Truppenzahl auf 11,300 Mann. Die einzelnen Regimenter waren: Mengersheim, Argenteaus, Coffey, Virius, von Pasquali, Graf von Omoz, Graf Lerbach, von Celgin, Horst Bönninghausen, Schorlemer, Rothafft, de Cleer, Rothafft, Graf Donnat *).

Clemens' Hauptzwecke waren, dem Kaiser möglichst viele Streitkräfte zu entziehen, dem eigenen Gebiete die Neutralität zu sichern, die kaiserlichen Einquartirungen von seinen Bisthümern fernzuhalten, und die Opposition des Kapitels gegen die benöthigten Geldbewilligungen zu brechen. Er ging zu dem Ende die Krone Frankreich an, schwere Contributionen auf die Güter und Lehen der einzelnen Domkapitulare ausschreiben zu wollen, um ihnen ihre Widerspänstigkeit zu verleiden **). Der König beeilte sich aber nicht, diesem Wunsche nachzukommen, und die Lage des Kurfürsten wurde von Tag zu Tag schwieriger. Der Unwille des Kaisers stieg; die Einkünfte floßen immer spärlicher; die Treue der Soldaten wurde bei der unregelmäßigen Bezahlung täglich zweifelhafter, die Gefahr massenhafter Desertion größer; die Feinde an den kölnischen Grenzen häuften sich, sowie ihre Gewaltthaten. Im Münsterischen allein erpreßten die Preußen über 400,000 Franken, die Dänen im Kölnischen 300,000 Rthlr.; Dänen und Kaiserliche zogen im December vom Oberrhein her, jene mit sechs Regimentern Infanterie und 4000 Mann Kavallerie, diese mit vierzehn Bataillonen Infanterie und zwanzig Schwa-

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.
**) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

dronen Reiterei in das Kölner-Land; die Lage der Stadt Köln wurde bedenklich, so daß sie sich von den Generalstaaten einige tausend Mann Besatzung erbat; das Kapitel aber wurde immer störriger, hochmüthiger, siegessicherer. Der einzige Hoffnungsstern in Clemens' Verzweiflung leuchtete von Frankreich her, und unablässig sandte er Bittgesuche nach Versailles; sein Ungestüm war aber nicht im Stande, die Bedächtigkeit und Kriegsscheue des alten Cardinals Fleury zu besiegen. Er bat und flehte um Energie und That, überhäufte den König, wie den Cardinal mit Gesandtschaften und Memoiren, drohte mit Abfall und Uebergang zum Kaiser, stellte Land und Leute, Städte und Festungen, Kanonen und Soldaten zur Disposition, wenn der König nur mit gewaffneter Hand das Rheinland überziehen, und bei seiner eigenthümlichen Neutralität schützen wolle. Der Cardinal aber hatte keine Lust, die ohnehin genug im Trüben liegenden deutsch-französischen Dinge noch mehr zu verwirren und eine kostspielige Expedition anzuordnen, von der so wenig Gewinn für Frankreich zu hoffen war. Darum kamen von Versailles nichts als Ausflüchte, Entschuldigungen, Vertröstungen, gute Räthe *). Als der Magistrat von Köln Miene machte, westphälische und holländische Truppen einzunehmen, bat der Kurfürst den König, die Stadt mit 8000 Mann von der unbefestigten Rheinseite her zu überrumpeln, erhielt aber die Antwort, bei der jetzigen Stellung der Truppen sei ein Hand-Streich auf Köln gar nicht möglich; jedoch werde ein beträchtliches Corps nach der Eifel und dem Oberstift geschickt, und zugleich der Herzog von Jülich ersucht werden, den Winter hindurch französische Truppen in die Grenzstädtchen Münstereifel, Montjoy und Düren legen zu lassen; wenn der Kurfürst dann selbst Uerdingen, Breisig, Sinzig und Remagen gut versehen wolle, könnte man vor den Kaiserlichen und

---

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

Preußen sicher seyn*). Zu weiterem Troste berichtete Grimberghen, daß der König dem Marschall Asfeld Befehl ertheilt habe, mit seinen Truppen am Rhein und an der Mosel gegen einen etwaigen Einmarsch der Kaiserlichen in das Kölner Gebiet Position zu nehmen **). Clemens bat um evidentere Beweise der französischen Freundschaft. Hierauf rieth ihm der König, alle nicht zur Sicherheit der Festungen unbedingt benöthigten Truppen in der Nähe von Bonn so zu versammeln, daß sie im Falle der Noth mit den französischen Heerhaufen leicht zu vereinigen seien, sodann namentlich in Andernach und Bonn Magazine und Mehllager anzulegen für die etwa zustoßenden französischen Kriegsvölker, bei Andernach eine fliegende Brücke zu bauen, das Städtchen selbst durch Pallisaden vor Ueberrumpelung zu sichern, und dort möglichst viele Kähne und Transportschiffe aufzustellen — Alles unter dem Vorgeben der Behauptung strenger Neutralität, nöthigenfalls gegen den Kaiser so gut, wie gegen Frankreich. Würde sie vom Kaiser nicht respektirt, und also König Ludwig zu Hülfe gerufen, dann werde der Marschall Belle-Isle es an den geeigneten Vorkehrungen nicht fehlen lassen, jeden kaiserlichen Truppenzug von dem kölnischen Gebiete abzuhalten ***).

Clemens August that, wie ihm geheißen war. Sein Befehlshaber erhielt die Weisung, mit keinem andern Beamten des Hofes, als dem geheimen Rathe Johanni, zu verkehren, der einzig und allein die beschlossene Manier kannte, die Neutralität zu vertheidigen. Der dänische General in Neuwied schöpfte Verdacht, und verlangte, daß die bei Andernach zusammengeschleppten Kähne und Schiffe wenigstens auf die andere Rheinseite gebracht würden, damit sie nicht

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris. **) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris. ***) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

den Franzosen zum Behufe eines Flußübergangs in die Hände fielen; Clemens aber erklärte, es sei seine Sache, zuzusehen, daß die Franzosen ihm nicht in seinem eigenen Gebiete die Schiffe zum Rheinübergange wegnähmen *). Der Däne replicirte, indem er zu einem kühnen Handstreich gegen die kölnischen Städtchen von Andernach bis Bonn rüstete, um sie nicht durch die verdächtigen Kölner-Manipulationen den Franzosen in die Hände spielen zu lassen **). Mit um so bitterern Klagen bestürmte der Kurfürst Versailles; aber obgleich Fleury die Preußen und Kaiserlichen auf seinem Gebiete immer zahlreicher anwachsen sah, blieb er ruhig, und hielt mit der für Belle-Isle verlangten Marschordre zurück, denn die westphälischen Besitzungen des Kölners könnten unmöglich durch den König geschützt werden, und ebenso müsse er Bonn und Andernach durch eigene Kräfte behaupten, weil die Infanterie Belle-Isle's durch Krankheiten zu sehr geschwächt sei, und der Marschall selbst keine Kenntniß von den Oertlichkeiten besitze, wohin er dem Verlangen des Kurfürsten gemäß ziehen sollte ***). Wie alles Flehen und Lamentiren, so nützte den Kurfürsten auch der Beitritt zu dem zwischen Frankreich und Kurpfalz geschlossenen Garantievertrag nichts. Er verpflichtete sich darin: dem Kaiser nur dann das verfassungsmäßige Contingent zu stellen, wenn er unbedingt müsse, und nur da Passage zu gestatten, wo die Constitutionen des Reiches es unweigerlich verlangten, dagegen seine Truppen auf einen solchen Fuß zu stellen, daß sie wohl im Stande wären, sich jedem Angriff auf Frankreich erfolgreich in den Weg zu werfen, und zu diesem Zwecke 12 bis 14,000 Mann auszuheben. Dafür überträgt ein geheimer Artikel bei dem Mangel kaiserlicher Mannserben alle Ansprüche auf die österreichischen Erblande dem Prinzen Karl Albert von Bayern, und

---

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris. **) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris. ***) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

verspricht, diesem zur römischen Königswürde zu verhelfen. Sollte der Kölner darüber vertrieben werden, so versichert der König, vor erfolgter Restitution keinen Frieden zu schließen, oder ihm eine jährliche Pension von einer Million Thaler zu bezahlen *).

Clemens August war und blieb in ärgster Noth. Der widerspänstige Landtag wollte auch die 150,000 Rthlr. nicht bewilligen, deren er eben benöthigt war, und nicht genug, daß er von Frankreich völlig im Stich gelassen wurde, sollte auch noch die domkapitel'sche Opposition im eigenen Lande die Trostlosigkeit auf's Höchste treiben. Während ihm die Truppen wegen Mangels an Sold haufenweise von den Fahnen ließen, trat das Kapitel auf Veranlassung des Kaisers zu Köln in Berathung, wie dem Reichsoberhaupte das verlangte Contingent von 4400 Mann zu beschaffen wäre. Aber dem Beschluß, das kölnische Contingent zur Rheinarmee zu senden, traten die weltlichen Stände entgegen; schlug das Kapitel ihnen die Geldbewilligung für den Fürsten ab, so verweigerten sie nun ihre Zustimmung zum Abzuge des matrikelmäßigen Contingents; höchstens wollten sie dem Kaiser statt dessen eine entsprechende Summe Geldes anbieten. Andernfalls sei ja der Kurfürst bereit, mit den eigenen militärischen Kräften den Rhein von Linz und Andernach bis Bonn dergestalt zu hüten, daß keine fremden Truppen einzubringen vermöchten **), d. h. der Kaiser sollte die Maus unter Obhut der Katze stellen.

Der Sommer 1735 änderte in der kritischen Lage des Kurfürsten nichts. Auch die Grobheiten, mit denen er hin und wieder den einen oder andern Domherrn begrüßte, und die bittere Erwiderung auf ihre feierlichen Gratulationscou-

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.
**) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

ren, daß Worte keine Stüber seien, machten nicht zahlungswilliger. In Bonn, wo seit sechs Monaten alle Zahlung sistirt war, war seines Bleibens nicht weiter, denn auch der Sommerlandtag, vom 2. Juli bis 1. August 1735, bewilligte keine Geldmittel. Die weltlichen Stände hätten 120,000 Rthlr. zu den vom Rath Capp dringend erbetenen Subsidien gegeben; aber das Kapitel schlug, gemäß seines dem Kaiser gegebenen Versprechens, Alles ab, wenn nicht das Contingent marschire. Langwierige Debatten führten zu einer völligen Trennung. Als aber die übrigen Stände beharrlich bei ihrem Entschlusse verblieben und Miene machten, auch ohne die geistlichen Herren die Gelder auszuschreiben, trat das Kapitel der Versammlung wieder bei, und endlich bat der Landtag in corpore den Kaiser, die kölnischen Truppen zur Vertheidigung der inländischen Festungen zu belassen, und mit einer äquivalenten Geldsumme sich zu begnügen.

In Wien waren die inzwischen angeknüpften Friedensunterhandlungen schon ziemlich weit gediehen; als daher am 3. Okt. die Präliminarien unterzeichnet wurden, erklärte der Kaiser sich mit jener Summe zufrieden, so daß das Kapitel den Boden für seine Opposition verlor. Der Kurfürst erhielt die Subsidien, und konnte nun wieder nach Brühl zu den alten Liebhabereien zurückkehren. Trotz der reichen französischen Subsidien war es jetzt seine geringste Sorge, die Truppen auf dem von Frankreich ausbedungenen Fuße zu halten; Bauten, Favoriten 2c. gingen jenen 10,000 Mann vor. Aber ach! die französischen Gelder begannen immer spärlicher zu fließen, und blieben am Ende gar aus. Im Ganzen hatte er bloß für zwei Jahre volle Zahlung erhalten. Sofort drängten sich jetzt in Versailles die Suppliken um Geld, wie vor drei Jahren um Truppen. „Bei seiner unerschütterlichen Treue gegen den König, bei der Anhänglichkeit des ganzen bayerischen Hauses an die Krone Frankreich“ — beschwor er den Cardinal Fleury um seine Fürsprache, und drang deß-

gleichen unablässig in den Fürsten Grimberghen. Der König aber blieb unbeweglich; bei eingetretenem Friedensstande glaubte er an die im Vertrage festgesetzte fünfjährige Dauer der Subsidien nicht gebunden zu seyn, und erwiderte, es drohe ja jetzt den kölnischen Landen keine Gefahr mehr, zu deren Abwendung er die Subsidien gegeben habe*). Auch an den Grafen von Törring, der neben Grimberghen als diplomatischer Agent Bayerns am französischen Hofe sich aufhielt, wendete sich Clemens, erhielt aber die untröstliche Weisung, mit der schon erhaltenen Summe zufrieden zu seyn, da die dortigen Finanzverhältnisse der Art seien, daß sie kaum für die eigenen Hofbedürfnisse ausreichten **). Nichts kam daher gelegener, als daß dem Kölner von einer andern Seite ein Bündniß angeboten wurde, von dem er wußte, daß Frankreich es nur mit den mißliebigsten Augen ansehen könne.

Der Baron von Bork kam als Gesandter des Königs von England, um im Namen seines Herrn, als Kurfürsten von Hannover, eine Lieferung von 6000 Mann Soldaten und die Erneuerung des Defensiv-Vertrages von 1713 zwischen Hannover und Clemens, als Bischof von Münster-Paderborn, zu procuriren, welcher Vertrag alle wegen Hildesheim und Osnabrück noch zwischen Köln und Hannover schwebenden Streitigkeiten schlichten, und die beiden Staaten für den bevorstehenden Erbfolgekampf garantiren sollte. Gute Zahlung und reiche Subsidien standen in Aussicht, und die gereizte Stimmung zwischen den beiden Rivalen um das Handels-Principat, England und Frankreich, ließ noch größere Vortheile in Perspektive erscheinen. Die Engländer gedachten damals die große Allianz zu erneuern, welche einst den Unternehmungen Ludwigs XIV. erfolgreich die Spitze geboten hatte, und erfüllten

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

**) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.



alle Höfe mit Anklagen gegen die französische Politik, der noch immer die Idee der Universalmonarchie vorschwebe; in jeder Streitfrage, wo solche nur auftauche, glaube der Cardinal Fleury seine Hand haben zu müssen, und es bedürfe eines Widerstandes mit vereinten Kräften, wenn das europäische Gleichgewicht erhalten werden solle*). Clemens August ließ durch Grimberghen den Cardinal, wie den König von den englischen Propositionen in Kenntniß setzen, und zugleich erklären, daß er auf den Handel eingehen werde, wenn ihm Frankreich nicht auf die verfallenen Subsidiengelder von 1,437,500 Fr. wenigstens eine Million bezahle. Der König schickte sich (4. April 1740) wirklich zur Bezahlung an, unter der Bedingung der Erneuerung des Bündnisses vom 10. Januar 1734 auf drei Jahre, mit einer jährlichen Subsidie von 600,000 Fr., und der Verzichtleistung auf jedes Bündniß mit England. Der Kurfürst nahm bereitwillig an, und erhielt sofort die rückständige Million auf Amsterdamer und Frankfurter Häuser, Grimberghen empfing von ihm eine Gratifikation von 25,000 Fr., jeder der beim Abschluß des Traktats thätigen Sekretäre, Johanni und Hösch, 2000 Franken **).

*) Ranke, II, 187.

**) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

XXXI.

Die bayerische Kirchenfrage in ihrem gegenwärtigen Stadium.

Dritter Artikel.

Sehen wir über auf die concreten Anstände und Hemmnisse des kirchlichen Rechts, in soweit sie im zweiten Edikt formulirt sind, so tritt uns zuerst der §. 6 entgegen, der die freie Wahl des Glaubensbekenntnisses erst mit der gesetzlichen Volljährigkeit zu erlauben scheint. Bekanntlich entstand darüber ein lange fortgesetzter, im Jahre 1846 bis zum förmlichen Sturm gesteigerter Kampf*); der §. ist, wie Henner richtig bemerkt, einer der „Drachenzähne, die immer als geharnischte Männer aufgehen." Durch die doctrinelle Interpretation vom 26. April 1845, welche die Ungültigkeit der Religionsänderung Minderjähriger nur auf die politischen und bürgerlichen Rechtsverhältnisse beschränkt, und gemäß

*) Hist.-polit. Bl. Bd. 17. „Recht der Kirche" ꝛc. S. 128 u. ff. 346 bis 53. — Uebrigens war der Ausbruch von 1846 offenbar vielmehr eine Parteisache des Liberalism gegen Adel, als ein ehrlicher Kampf der Protestanten um religiöse Rechte. Die in Frage stehende Interpretation soll ja anfänglich auch ihren vollen Beifall gehabt haben.

dem Concordat beschränken mußte, ist der §. 6 allerdings zum „Wrak geworden, und steuert mit dem Nothmaste der ihm gegebenen doctrinellen Interpretation nothdürftig durch die ihm grollende Fluth!" Henner nennt es zwar eine „juridische Monstruosität, Leute im Staatsverbande zu haben, welche in kirchlicher Beziehung als Katholiken, in bürgerlicher als Protestanten und umgekehrt anzusehen sind", und glaubt, „wir bewegen uns in Bezug auf den §. 6 in einer unwahren, den Willen des Gesetzes aufhebenden Auffassungsweise." Aber das concrete, alle Verhältnisse wohl berücksichtigende Recht fordert durchaus diese Auslegung des Gesetzes, denn noch unmöglicher als ein juridischer Widerspruch ist die unmoralische Annahme, der Gesetzgeber habe ein Grundprincip des Christenthums vernichten, oder dem Concordat gegenüber eine Grundlehre der Kirche aufheben wollen. Dabei bleibt allerdings mit Henner zu wünschen übrig, daß auch der Buchstabe dem Recht entspreche, und eine Abhülfe auf dem Wege der Gesetzgebung, die schon im März 1848 verheißen ward, dürfte um so weniger befahren, als die Fassung des §. 6 practisch keine Bedeutung mehr hat, und auch die Parteileidenschaft in diesem Falle den besseren Sinn für das natürliche Recht des Menschen, seine Religion frei zu wählen, nicht mehr verblenden möchte *).

Die Bestimmungen des zweiten Edikts über die gemischten Ehen (§§. 12 — 23) zeigen zwar, daß der bayerische Staat nicht ein ausschließlich katholischer ist, allein sie beschränken nicht das Recht der Kirche, nicht die Freiheit der Unterthanen, den Absatz des §. 18 abgerechnet, in soweit er mit §. 6 zusammenfällt. Der große Sturm, der im J. 1831

*) Nur wäre gegen neue Halbheit vorzusehen; denn die Herabsetzung des 21sten Jahres auf das 14te Jahr würde im Princip dasselbe seyn, was der §. 6 in seiner jetzigen Fassung ist — eine Gewissens-Verletzung und Mißachtung einer Grundlehre der Kirche.

sich erhob, hat darum, trotz aller Rabulisterei, in der Verfassung keinen gesetzlichen Halt finden können. Es war auch nur ein Aufruhr des politischen Liberalismus, im Bunde mit dem religiösen Indifferentismus, gegen die Kirche, wobei die Volubilität einer bekannten Persönlichkeit, im Widerspruche selbst mit den übrigen Ministern, dem Geiste der Verwirrung noch besondere Dienste leistete *).

Wichtiger als diese Punkte, ist in Bayern die Schulfrage, ja sie ist es, die noch immer einen der bedeutendsten

*) S. die Aktenstücke: „Recht der Kirche" ꝛc. S. 219 ff. — Herr Henner befindet sich S. 34 in einem großen Irrthum, wenn er sagt: „daß in Bayern seit den Concessionen des Breve's Pius' VIII. vom 25. März 1830 auf diesem Gebiete (dem der gemischten Ehen nämlich) tiefer Friede herrsche." Denn bekanntlich ist dieses Breve vom 25. März 1830 nicht an die bayerischen Bischöfe, sondern an die preußischen gerichtet worden; und auch die späteren Zugeständnisse der päpstlichen Instruktion vom 12. Sept. 1834 stimmen nicht in allen Punkten mit dem gedachten Breve Pius' VIII. überein. Gingen ja auch die Forderungen Wallersteins vielfach weiter, obwohl er hiebei sich stets auf das an die preußischen Bischöfe gerichtete, damals aber immer noch unbekannte Breve berief. Es ist ferner bekannt, daß erst im Jahre 1831, in Folge der Verehelichung eines damaligen Führers der Liberalen, der bisher innere Streit zu einem offenen Kampfe geworden, und durch allerlei künstliche Mittel, besonders von Seite Wallersteins, genährt, erst durch die Verordnung vom 31. Mai 1838 seine Erledigung gefunden. (Dölling. Verordn.-Samml. VIII, 45.) Noch im Herbste 1834 hat derselbe Minister die das Aeußerste concedirende päpstliche Instruction wegzuescamotiren gesucht, und noch im J. 1837 den §. 23 des zweiten Edikts dahin interpretirt, daß die Pfarrer nicht „geistliche Obern" seien, damit sie keine Einsicht in die Ehepacten sollten fordern können; ja er hat dieß den Bischöfen (Juni 1837) dadurch annehmbar zu machen gesucht, daß er ihnen das Bedenkliche vorstellte: „wenn die bisherigen (?) Grenzen zwischen höherem und niederem Klerus verrückt", d. h. wenn die Pfarrer „als geistliche Obern" angesehen würden.

Anstände bildet. Das Concordat Art. V, Abs. 4 und zweites Edikt §. 38 d widersprechen sich in diesem Betreffe gerade nicht. Das Concordat eignet den Bischöfen das Recht zu, über die Glaubens- und Sittenlehre an den öffentlichen Schulen zu wachen, in welchem Amte sie in keiner Weise gehindert werden sollen; das zweite Edikt räumt den Kirchengesellschaften ein, „den religiösen Volksunterricht anzuordnen unter der obersten Staatsaufsicht." Während also das Concordat von „Ueberwachung der Glaubens- und Sittenlehre" spricht, redet das zweite Edikt vom „religiösen Volksunterricht", der jedenfalls „die Glaubens- und Sittenlehre" in sich befaßt. Allerdings dehnt das Concordat das Recht auf alle öffentlichen Schulen aus, während das Edikt nur von „religiösem Volksunterricht" spricht, so daß man meinen könnte, es betreffe hier nur die sogenannten Volksschulen, nicht die höheren Gelehrtenschulen; allein selbst auf dem starren Standpunkte des Edikts wurde der Kirche nie verwehrt, auch den „religiösen Unterricht" in den höhern Schulen zu überwachen.

Das Concordat gebraucht ferner den Ausdruck „Ueberwachen", das Edikt dagegen „Anordnen". Der letztere Ausdruck ist jedenfalls bestimmter, und faßt mehr in sich, als das bloße „Ueberwachen", er schließt ein bestimmtes autoritatives Recht in sich, etwas zu verfügen. Man könnte allerdings sagen: dieses „Anordnen" komme den Bischöfen eben nur „unter der obersten Staatsaufsicht" zu. Allein eine milde und dem Concordat sich anschließende Handhabung des Oberaufsichtsrechtes hebt das Recht der Bischöfe, in den Schulen den religiösen Unterricht anzuordnen, nicht auf, und dieß um so weniger, als dieses Recht auch unter den im §. 38 überhaupt gewährten Rechten aufgezählt wird, die das Oberaufsichtsrecht auf das minimum theils an sich schon, theils in Folge der thatsächlichen Entwicklung und neuerer Zugeständnisse beschränken. Denn, wenn nach §. 38 den Kirchen-Gesellschaften unter der obersten Staatsaufsicht zusteht: „die

Glaubenslehre, Form und Feier des Gottesdienstes, Approbation und Ordination der Kirchendiener, Einweihung der Kirchen" ꝛc. „anzuordnen", so kann unter der obersten Staats-Aufsicht in diesen Punkten nicht ein höheres autoritatives Recht der Staatsgewalt verstanden werden, gemäß dem die kirchliche Gewalt allenfalls nur vorschlagen, nichts verfügen könnte. In diesem Sinne wurde es auch nie verstanden, nie geübt. Auch in Bezug auf die übrigen Punkte des §. 38, als da sind: „geistliche Amtsführung, Kirchendisciplin, Ausübung der Gerichtsbarkeit in rein geistlichen Sachen", kann das Oberaufsichtsrecht nicht in dem Sinne verstanden werden, als ob die Bischöfe nur vorzuschlagen, der Staat zu verfügen hätte; im Gegentheile wurden alle die früheren Härten solcher Uebung des Oberaufsichtsrechtes allmählig beseitigt, und es in der Verordnung vom 8. April, wie in den neuesten Vorlagen dem kirchlichen Rechte, das den Bischöfen hierin volle Selbstständigkeit gewährt, angepaßt.

Gewiß sollte man nun glauben, daß auch dem unter der gleichen Kategorie aufgezählten Rechte gegenüber, den „religiösen Volks-Unterricht anzuordnen", das Oberaufsichtsrecht mindestens nicht ungünstiger aufgefaßt werden könnte und würde. Allein nichts destoweniger ist bis zur Stunde dieses verfassungsmäßige Recht der Bischöfe, „Anordnungen über den religiösen Volksunterricht zu treffen", völlig verkümmert, ja es besteht so gut als gar nicht. Es wurde vielmehr unter dem jus ss. inspectionis das jus reformandi in der modernen Verlarvung, gemäß welcher der Staat Generallehrer ist, im Vollmaße nur zu lange geübt, und den Bischöfen jeder autoritative Einfluß verweigert. Von vornherein ist das Streben ersichtlich, den Einfluß der Bischöfe als solcher von den öffentlichen Schulen möglichst fern zu halten; Beweis liefert schon die Instruktion vom 7. Sept. 1817. Als nämlich das Concordat am 5. Juni abgeschlossen wurde, machte die bayerische Regierung bekanntlich neue Einwendungen, und schickte

die genannte Instruktion an den Gesandten in Rom, um durch ihn eine Masse Abänderungen einleiten zu lassen. Der betreffende Punkt des fünften Artikels lautete in der ursprünglichen Fassung: Cum episcopis incumbit, sanae doctrinae circa catholicam fidem et bonis moribus invigilare, in hujus officii exercitio etiam circa scholas publicas nullo modo impedientur. Diese Fassung schien der Regierung bedenklich, und sie erlaubte dem Gesandten, nur im äußersten Falle dieselbe anzunehmen. Sie könne nämlich „die Besorgnisse einer zu weit gehenden Einmischung der Bischöfe in die öffentlichen Schulanstalten nicht unterdrücken.“ Bei den Volksschulen sei der wesentliche Einfluß ohnehin den Seelsorgern eingeräumt, und auch rücksichtlich der höhern Schulen sei die Wachsamkeit über die Reinheit der Religionslehre den Bischöfen unbehindert; sie seien „berechtigt und verpflichtet, in den vorkommenden Fällen der Regierung Anzeige zu machen und Abhülfe nachzusuchen; nur könne ihnen unmittelbare Einmischung nicht zugestanden werden.“ Noch weniger kann diese „auf die guten Sitten“ statt finden, „darüber hat der Staat die Pflicht, zu wachen.“ Also bezüglich der Religionslehre und der Reinheit des Glaubens sollen die Bischöfe nur das Recht und die Pflicht haben, „Anzeige zu machen“ und „Abhülfe nachzusuchen“; selbstständig dürfen sie hierin nichts thun, noch weniger aber etwas hinsichtlich der „guten Sitten“ anordnen, d. h. mit andern Worten: ein Einfluß auf die Erziehung darf ihnen nicht gewährt werden, denn dieß ist Sache des Staates, wie es denn auch wörtlich heißt: „der Klerus kann sich keine Disciplin über die Schulen erlauben.“ — Die Instruktion erreichte jedoch nur so viel, daß das Recht der bischöflichen Aufsicht bloß auf die Glaubens- und Sittenlehre, nicht auf die S i t t e n selbst bezogen ward, indem die recipirte Fassung nun sagte: cum episcopis incumbit *Fidei ac morum doctrinae* invigilare, in hujus officii etc. Da aber im Schlußsatz zugegeben ist, daß die

Bischöfe „in der Uebung dieses Amtes nicht gehindert werden sollen", und das Recht einer ungehinderten Aufsicht über die Sittenlehre nothwendig, wenn es nicht in den lächerlichsten Widerspruch mit sich gerathen soll, auch das Recht die Sitten selbst zu überwachen in sich schließt, ist auch durch diese Aenderung für die Absicht der Instruktion im Grunde nichts gewonnen worden.

So aber hat die Staatsgewalt damals den Bischöfen jeden Einfluß auf die Schulen zu entziehen, sich selbst ausschließlich das Gebiet der Erziehung zu vindiciren gesucht. Dem Klerus wurde zwar die Leitung der Volksschulen fast ganz übertragen, allein er ist hier eine rein weltliche Beamtenschaft, hat seine Mission nicht von den geistlichen Obern, und diese konnten früher sogar über die Religionslehre selbstständig nichts verfügen. Hat ja der Bischof von Würzburg im J. 1826 noch eine Rüge deßhalb erhalten, weil er, ohne irgendwie die bisherige Ordnung zu stören, nur um der Mangelhaftigkeit des religiösen Unterrichtes in Sonn- und Feiertagsschulen abzuhelfen, eine Verfügung traf. Zwar sollten die Geistlichen, die Inspektoren, in Bezug auf den Religionsunterricht, gemäß der Verordnung vom J. 1833, unmittelbar und exclusiv unter der Oberleitung der geistlichen Behörden stehen; allein damit ist den Bischöfen ein eigentlicher Einfluß auf die Schulen als solche und auf die boni mores, die Erziehung, so wenig zugesprochen, als die Leitung der Schulen dadurch schon eine geistliche wird, daß ausschließlich vom Staat bestellte Geistlichen diese Leitung im Namen des Staates üben. Die Lokal-, wie die Distrikts-Schulinspektoren blieben, obwohl Geistliche, jedem Einfluß der Bischöfe entzogen; und es ist ganz irrig, wenn Henner glaubt, die Bischöfe dürften sich gerade auf Grund der Verordnung von 1833 wegen „der gewünschten Anerkennung eines bestimmten autoritativen Rechtes bezüglich der Lokal- und Distrikts-Schulinspektoren beruhigen können." Die Denkschrift

der Bischöfe sieht darin vielmehr „ein störendes Verhältniß, welches dadurch in die ganze hierarchische Ordnung des Klerus gebracht wird.“ . . . „Es fehlt“, sagt sie, „dabei die Hauptsache und das rechte Heilmittel für die Gebrechen der Volksschulen, nämlich die Anerkennung eines bestimmten autoritativen Rechtes des Episkopats, der nur dann durch seine Visitationen und seinen kirchlichen Einfluß mitwirken kann, wenn ihm hinsichtlich der Lokal- und Distrikts-Schulinspektoren ein ähnliches Recht und eine Vollmacht eingeräumt wären, wie er sie hinsichtlich derselben Männer in ihrer Eigenschaft als Priester und Seelsorger hat.“

Auch die Verordnung vom 8. April 1852 hat den alten Standpunkt nicht verlassen, wenn sie auch nicht mehr sagt: „über die guten Sitten zu wachen, hat der Staat die Pflicht“, vielmehr zugesteht, daß durch §. 38 des zweiten Edikts „das Aufsichtsrecht auf Religions- und Sittenlehre und das religiöse Leben der Unterrichts- und Erziehungsanstalten gewährleistet sei.“ So soll denn nach Ziffer 23 „vor Erlaß wichtiger Verfügungen über das Schulwesen, soweit es sich um Unterricht in Religion und Sitte und um Förderung religiös-sittlicher Gesinnung und Handlungsweise handelt, der Bischof auch gehört werden.“ Der Staat will also jetzt die Bischöfe in Bezug auf die boni mores „hören“; allein damit ist den Bischöfen noch kein autoritatives Recht zugesprochen, vielmehr ist hier nicht ohne Bedeutung sogar der Ausdruck des zweiten Edikts: „anordnen“, umgangen, und dafür: „Aufsichtsrecht auf Religions- und Sittenlehre“ gewählt. Wenn die Bischöfe verlangen, daß keine neuen organischen Verordnungen hinsichtlich des Volksschulwesens ohne ihre Zuziehung und Zustimmung getroffen werden, und der Erlaß vom 8. April nur so viel, daß sie „gehört werden“ sollen, zugesteht, so ist ihnen eben damit kein Einfluß zugestanden, wie aus der Sache und den Worten erhellt. Denn, wenn sie nur „gehört“ werden sollen in dem, „was Religion und Sitten,

wie religiös-sittliche Gesinnung und Handlungsweise" betrifft, so hat die Staatsgewalt immerhin noch das Recht, das, was sie vom Bischofe „gehört" hat, auch nicht zu thun; ja, gerade die Staatsgewalt und nicht die Kirche ist es dann, die Bestimmungen und Anordnungen über Unterricht in Religion und Sitte und in Förderung religiös-sittlicher Gesinnung und Handlungsweise, selbst im Widerspruche mit §. 38, trifft. Nun aber sagt, von allem Andern abgesehen, Hr. Henner selbst, „daß der Staat, in seinen Organen dem religiösen Bewußtseyn vielfach entsunken, sich der großen Aufgabe der sittlichen Erziehung und Restauration der Völker nicht selbstständig unterziehen kann" *). Es erscheint daher im Interesse des Volksschulwesens nicht bloß „wünschenswerth", sondern schon als Bedürfniß, daß Kirche und Staat sich frei — und mit Anerkennung einer Autorität der Kirche — verständigen, vor Erlaß wichtiger Anordnungen auf dem Gebiete der Schule sich gegenseitig Kenntniß geben.

Bei Bestellung der Distrikts-Schulinspektoren und der Inspektoren an den Schullehrer-Seminarien sollen zwar die Bischöfe nach Ziffer 22 der Verordnung vom 8. April gutachtlich vernommen werden; allein auch dieß gibt denselben noch keine autoritative Stellung, deren Nothwendigkeit doch so offen vorliegt. Hr. Henner selbst hat die Frage hier völlig mißkannt, wenn er glaubt: „weil der Pfarrer nur in Folge der bischöflichen Approbation und Sendung als Pfarrer auch eine Stellung als Lokal- und Distrikts-Schulinspektor im Schul-

---

*) Freilich geräth Hr. Henner mit sich in Widerspruch, wenn er S. 45 die Kirche damit beruhigen zu können glaubt, „daß der Staat, auf christlicher Tradition und Grundlage ruhend, den Unterricht nicht in kirchenfeindlichem Sinne anordnen könne oder werde." Er „kann" es allerdings und selbst wider seine Absicht, da er eben „dem religiösen Bewußtseyn vielfach entsunken ist."

wesen einnehmen könne, und weil er nur vermöge seines fortdauernden Zusammenhangs mit diesem kirchlichen Mittel-Punkt auch im Schulwesen wirksam bleiben könne", sei die gewünschte Anerkennung eines bestimmten autoritativen Rechtes bezüglich der Lokal- und Distrikts-Schulinspektion schon vorhanden. Damit, daß nur die Pfarrer, die vom Bischof ihre Sendung erhalten, Schulinspektoren werden können, und als solche in Bezug auf den Religionsunterricht dem Bischofe unterworfen sind, ist diesem doch kein autoritatives Recht über sie zuerkannt; und die Bischöfe können sich dabei um so weniger „beruhigen", als der staatliche Inspektor als solcher dem Bischofe gegenüber keine Unterordnung anzuerkennen, keinen Gehorsam zu leisten hat. Mögen immerhin Geistliche die Schulen leiten, so lange sie nicht als Leiter der Schulen auch im kirchlichen Verbande stehen, hat nicht die Kirche, sondern haben nur die weltlichen Inspektoren, die eben zufällig auch Geistliche sind, Einfluß auf die Schulen, und sind die Bischöfe, gegen den Ausspruch des Concordates, gehindert, ihr Amt zu üben.

Der Episkopat forderte das Recht: „die anzustellenden Lehrer hinsichtlich ihrer Befähigung zum Religionsunterricht und ihrer sittlichen und religiösen Haltung einer Prüfung zu unterwerfen", was nothwendig sowohl aus dem „invigilare", als dem „Anordnen" hervorgeht. Hr. Henner aber glaubt, „den kirchlichen Elementen sei schon Rechnung getragen, insofern die Vorstände der Schullehrerseminarien oder wenigstens der Präfekt ein Geistlicher seyn soll; ebenso sei bei der Anstellungsprüfung ein Geistlicher als Mitglied der betreffenden Commission gegenwärtig." Allein die Frage ist, von wem geht die Sendung dieses geistlichen Prüfungsmitgliedes aus? Man sollte wohl erwarten: vom Bischofe. Aber dieß ist nicht der Fall: als im J. 1837 die Regierung des Rezatkreises beim Ministerium anfragte: „wem bei den Anstellungsprüfungen der Schuldienstexspectanten die Ernennung des geistlichen Mit-

gliedes zustehe", erhielt sie die Antwort, „daß diese Ernennung ohne alle Ausnahme der k. Kreisregierung zustehe", übrigens ward den Ordinariaten der Zutritt zu den Prüfungen freigestellt, „um sich von der fortgesetzten Ausbildung der Exspectanten in der Religionslehre zu unterrichten", wie sie denn auch ein Mitglied aus ihrem Gremium schicken. Die Bischöfe haben also hierin nicht den Schein eines wirklichen Einflusses; sie können höchstens Figuranten seyn.

Herr Henner meint, daß „der Bischof, falls das vom Staate bestellte geistliche Prüfungsmitglied nicht ein Mann wäre, der in Glauben und Disciplin im lebendigen Zusammenhange mit dem Mittelpunkt der Diöcese stehe, demselben nur seine kirchliche Mission zu entziehen brauche — um ihn auch für den Staat zum unbrauchbaren Werkzeuge zu machen." Aber abgesehen davon, daß ein Pfarrer, der vom Bischofe als nicht geeignet zum Prüfungsmitgliede erachtet wird, nicht gerade ein Mann seyn muß, der „in Glauben und Disciplin nicht im lebendigen Zusammenhang mit dem Mittelpunkt der Diöcese steht", und ein solcher immerhin ein guter Pfarrer in seiner Gemeinde seyn kann; abgesehen davon, daß es eine gefährliche Theorie wäre, der Bischof solle einem Pfarrer, um ihn „zum unbrauchbaren Werkzeug für den Staat zu machen", die kirchliche Mission entziehen — so ist ja gerade dem Bischof bei den Anstellungsprüfungen der Schullehrer hinsichtlich der religiös-sittlichen Qualifikation so wenig ein Recht eingeräumt, als irgend einem in der Gesellschaft! Wie kann er aber dann mit Erfolg „wachen" über Lehre und Sitte, wie es das Concordat stipulirt? Möchte man doch den einfachen Satz nicht immer wieder vergessen, daß die Pfarrgeistlichkeit in ihrer blos staatlichen Stellung nicht die Kirche, und außer ihrer hierarchischen Unterordnung immer nur ein Staatskirchenthum repräsentire, mit welchem eben katholische Bischöfe sich nie und nimmer vertragen. Das Interesse der Kirche bei Anstellung der Lehrer fängt erst dann an gewahrt zu seyn, wenn ihr,

d. h. den Bischöfen, eine autoritative Stimme darin, also jenes Prüfungsrecht zukömmt.

Wenn ferner die Bischöfe auch ein Mitwirkungsrecht hinsichtlich der Vorstände in den Schullehrerseminarien verlangen, und Henner deßfalls bemerkt, „die Staatsregierung werde wohl keine Persönlichkeit wählen, welche eine Differenz in das christliche und kirchliche Element bringen könnte", so sind wahrlich die Folgen jener Zeit noch nicht verwischt, in der man gerade solche Persönlichkeiten zu solchen Vorständen wählte. Und wenn allerdings anerkannt werden muß, daß die Staatsregierung gegenwärtig keine solchen, sondern gegentheilige Absichten trage, so läge es doch schon im Vortheile des Staates selbst, um der Sicherheit willen und der Verantwortung bei der Wahl den Bischöfen das verlangte Recht zu gewähren. Eine Art Visitationsrecht wird zwar faktisch von einzelnen Bischöfen geübt, und demselben unsers Wissens weltlicherseits ein Hinderniß nicht entgegengesetzt, allein es ist nicht rechtlich zugestanden und hat keine autoritative Kraft; wird aber die Praxis vielleicht auch von Seite der Regierung selber gewünscht, so fragt sich erst noch, ob es räthlich sei, ohne Aussicht auf Erfolg, hier dem bloßen Wunsche entgegenzukommen, so lange der Staat die Nothwendigkeit nicht einsieht und den Erfolg sichert.

Die Bischöfe verlangen für sich das Recht zur „Einführung" der Religions-Lehrbücher und biblischen Geschichten. Schon im J. 1835 (26. April) wurde concedirt, daß dieselben von den Bischöfen approbirt seyn müßten, und in dem Recht der „Einführung" erblickt Herr Henner eine bloße Courtoisiefrage, da die Bischöfe ja die Sache, das Recht der Approbation hätten. Das bloße Approbiren aber ist noch kein „Anordnen", so wenig als Recht der „Ueberwachung der Religions- und Sittenlehre." Kann ja die Staatsregierung immerhin noch wählen zwischen verschiedenen approbirten Religions-Lehrbüchern. Führt aber die Staatsregierung

die Religions-Lehrbücher ein, so gerirt sie sich als Lehrautorität in der Religion, und maßt sich das auch durch die Verfassung anerkannte Lehramt der Bischöfe an; denn der Bischof ist der eigentliche Lehrer seiner Diöcese, und nur auf seine Autorität hin kann gelehrt werden, und daher können auch nur durch ihn die Lehrbücher bestimmt werden. Und abgesehen von ihrer principiellen Bedeutung, hat die Frage immerhin auch ihre sehr praktische Seite, wie Alle wissen, welche die Vorfälle bei Gelegenheit der jüngsten Einführung des neuen Katechismus kennen; die ganze Angelegenheit ist nichts weniger als „bloße Courtoisie-Frage". Ebenso wenig ist die Forderung, daß auch die übrigen Schulbücher hinsichtlich ihrer religiösen Tendenz der bischöflichen Censur unterworfen seien, ungerechtfertigt. Haben die Bischöfe schon durch den Art. XIII hiezu das Recht, und steht ihnen zu, alle Bücher zu censiren, ob sie nicht gegen den Glauben und die Sitten verstoßen, zumal aber Schulbücher, und hat die Regierung die Pflicht, die Verbreitung bischöflich verbotener Bücher zu verhindern, so spricht für beides die langjährige Erfahrung, daß der Staat bei dem besten Willen nicht im Stande ist, Büchercensur zu üben. Es liegt ja dieß überhaupt nicht in seiner Aufgabe, da er keine geistige, weder eine religiöse, noch eine wissenschaftliche Macht ist und seyn kann, wie er denn auch nur zu oft sich in den Schulbüchern arg geirrt und getäuscht. Hr. Henner möchte in jenem Verlangen ein Mißtrauensvotum erblicken; wäre es aber ein solches, so müßte man es in der That, wenn auch nicht in Bezug auf die Absicht, so doch in Bezug auf die Sache selbst nicht ungerechtfertigt nennen; ein paar Beispiele liegen aus neuester Zeit vor: die „Wunder des Himmels" von Dick, und die gewiß sehr mißglückte Auswahl aus Kobell's Gedichten, als Bücher für — Feiertagsschulen.

Die Bischöfe wollen auch an den Privatinstituten, den Religionslehrer zu bestellen, und die religiös-sittlichen Verhältnisse zu überwachen, das Recht haben. Die Verordnung vom

8. April verspricht, daß sie über Genehmigung jener Bestellungen „vernommen werden sollen", und Hr. Henner hält das Interesse der Bischöfe dadurch für hinlänglich gewahrt. Gewiß aber ist hiemit das „invigilare" nicht erfüllt, und wird überhaupt jedes kirchlich-religiöse Gefühl sich dagegen sträuben, wenn selbst ein Privatinstituts-Inhaber, statt den kirchlichen Obern um einen Religionslehrer bitten zu müssen, denselben darüber nur zu „hören" braucht.

In Bezug auf die Gymnasien forderten die Bischöfe über Anstellung der Religionslehrer mindestens ein bestimmtes Vorschlagsrecht, das Recht, dem Ernannten die kirchliche Mission geben und entziehen, Anordnungen wegen der Sakramente und des Gottesdienstes erlassen, solche Anstalten visitiren zu können, gutachtlich vernommen zu werden über die Lehrbücher der Geschichte, Entfernung verderblich wirkender Geschichtsprofessoren, sowie Nichtanstellung als irreligiös schon bekannter Männer verlangen zu dürfen. Der Erlaß vom 8. April versprach hierauf thunliche Berücksichtigung der bischöflichen Vorschläge hinsichtlich der Anordnung des Religionsunterrichts an den Gymnasien und Lyceen, und Anstellung der Religionslehrer nach vorangegangenem gutachtlichen Einvernehmen. Früher schon wurde den Bischöfen erlaubt, einen Commissär zu den Prüfungen zu schicken, der aber wieder kein autoritatives Recht beanspruchen kann. Das ist Alles! Die neu revidirte Ordnung für die lateinischen Schulen und Gymnasien bestimmt, „daß hinsichtlich des Religionsunterrichts die einschlägigen Gesetzesbestimmungen maßgebend seien", dagegen ist „zur Erreichung des Ziels" (nämlich, „daß die Jugend auch wirklich erzogen und auf die religiös-sittliche Bildung ebenso sehr, wie auf die geistige hingearbeitet werde" ꝛc.) „das Recht der Erziehung und die Handhabung einer strengen Zucht und Ordnung ausschließlich in die Hände der Schulbehörden — des Lehrpersonals gelegt, und in dieser Hinsicht jeder

andere, als der reinpädagogische Einfluß und alle Mitwirkung von Seite anderer Behörden und Organe aufgehoben.“ Hr. Henner hat jene Forderungen der Bischöfe bevorwortet. Daß aber die neue Studienordnung sie ihrer Realisirung ferner statt näher gerückt, ist nur allzu klar. Wenn nicht die alte kirchenfeindliche Gesinnung, so spricht sich in ihr doch, bei aller Verwirrung, der ursprüngliche Gedanke, nur nicht mehr in der sonst beliebten herben Weise aus, daß die Schule und ihre Disciplin ausschließliche Domaine des Staates sei. Es ist immer derselbe alte Grund-Irrthum der Zeit, nur hie und da untermischt mit neuer Rathlosigkeit in dem mitunter stechend auftretenden Gefühle, daß der Staat denn doch nicht erziehen könne. Damit, daß die Staatsgewalt vielfach Geistliche zu ihren Organen in der Schule verwendet, ist doch nicht minder nur der Staat in ihr maßgebend, und hat die Kirche als solche keinen Einfluß. Nicht die Kirche, nicht ihre Bischöfe üben eigentlich das Recht des invigilare Fidei et morum doctrinae, sondern vom Staate bestellte Beamten, die allerdings Geistliche sind, aber für ihre Thätigkeit in der Schule keine kirchliche Mission haben. Man sage nicht, es handle sich großentheils um bloße Formalitäten: ist es der Staat, der die allerdings geistlichen Organe, aber getrennt von ihrem kirchlichen Zusammenhange, auch als seine Organe gebraucht, so hört eben vermöge einer innern Nothwendigkeit der segensreiche Einfluß der Kirche auf, ihr Leben ist unterbunden, und solche Organe sind in eine Zwitterstellung versetzt. Alles Zwitterhafte aber ist nicht zeugungsfähig. Uebrigens stehen wir hiemit an den Principien, deren eines im Sinken, das andere im Aufsteigen begriffen ist, und wir mögen füglich von der Zukunft hoffen.

Außer der Schulfrage bildet einen der wichtigsten Anstände das Kirchenvermögen; denn, wie die Bischöfe in der Denkschrift vom 20. Okt. 1852 sagen, wenn es irgend

einen Punkt in unsern gegenwärtigen bayerischen Kirchenverhältnissen gibt, bezüglich dessen die Freiheit der Kirche beeinträchtigt erscheint, so ist es die Behandlung des kirchlichen Eigenthums. Hier ist gänzlich von den Principien der Kirche abgewichen worden, hier muß gründlichst abgeholfen werden." Gerade die Frage über das Kirchenvermögen aber hat Herr Henner in einer Weise behandelt, die alle Anerkennung verdient, und wir folgen daher größtentheils seiner Darlegung. Das Eigenthumsrecht der Kirche ist in Bayern verfassungsmäßig anerkannt und garantirt, und ihr Vermögen und Besitz darf nie eingezogen, oder zu andern Zwecken verwendet werden, außer mit Zustimmung der Betheiligten. Allein sowohl hinsichtlich der Erwerbsfähigkeit, als der Verwaltung und Dispositionsbefugniß erleidet die Kirche dennoch große Beschränkungen. Das Recht des freien Erwerbs ist eingeschränkt durch betreffende Gesetze sowohl, als durch die so lange von der Staatsgewalt gehandhabte Regelung der Concurrenzbeiträge. Wenn auch die Amortisationsgesetze gemildert sind, so widersprechen sie doch dem Concordate, „und um so mehr, als der Art. XVI ausdrücklich feststellt, daß die bisher in Bayern gegebenen Gesetze rc., in soweit sie dem Concordate entgegen sind, als aufgehoben betrachtet werden sollten." Ebenso spricht, wie Henner sagt, auch die inzwischen erloschene ratio legis gegen deren längere Aufrechthaltung. Denn jene Gesetze wurden gegeben, um das allzugroße Anwachsen des Vermögens in der sogenannten todten Hand zu verhüten; sie „müssen als überflüssig erscheinen, nachdem die Säcularisation es übernommen hat, mit Einem Schlage allen derartigen Besorgnissen eine Grenze zu setzen." Da aber das Concordat geradezu die Aufhebung der widersprechenden Gesetze stipulirt, so können in dem betreffenden §. 44 des zweiten Edikts unter den „hierüber bestehenden Gesetzen" nur solche verstanden werden, welche dem Concordat nicht widersprechen, d. h. die Erwerbsfähigkeit der Kirche nicht beschränken, son-

dern vielmehr schützen, also, wie Henner sagt, nur die civilrechtlichen allgemeinen Bestimmungen über das Eigenthum.

Was aber das Recht der Verwaltung und der freien Disposition betrifft, so ward der Kirche nicht weniger ihr gutes Recht fast völlig entzogen. Mögen immerhin in den früheren Zeiten vor der Säcularisation der bayerischen Regierung größere Rechte über die Verwaltung des Kirchenvermögens zugestanden haben, als das gemeine Recht bestimmte, so galten einerseits dieselben nur für Altbayern, andererseits sind sie ja durch das Concordat aufgehoben, das sowohl ausdrücklich der Kirche die Verwaltung ihrer Güter zusichert, als auch in Art. XVII „alles Uebrige, wovon nicht ausdrücklich Meldung geschehen, juxta doctrinam Ecclesiae ejusque vigentem et approbatam disciplinam verwaltet" wissen will. Dem ward aber bis zur Stunde nicht nachgekommen. Die Säcularisationszeit hatte die Kirche völlig von der Verwaltung ausgeschlossen und das ganze Cultusvermögen confundirt und centralisirt. Das Gemeinde-Edikt vom J. 1818 gab den Gemeinden die Verwaltung des Kirchenvermögens, theilweise in starkem Widerspruch mit der Verfassung. Das zweite Edikt erklärt nämlich (§. 64 b u. 65) alle Bestimmungen über fahrende Habe, Nutzung, Renten als rein weltliche Gegenstände, über welche der Staatsgewalt allein die Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit zustehe, während §. 75 die Verwaltung des Kirchenguts unter Schutz und Aufsicht des Königs stellt. Jedenfalls ist so, wie Hr. Henner richtig bemerkt, der Kirche „das ihr zustehende Recht, ausschließlich und allein über ihr Vermögen zu verfügen, entzogen"; zugleich stehen aber „diese Bestimmungen in schneidendem Widerspruch mit Tit. IV, §. 9 der Verfassungsurkunde und den §§. 46 und 47 des zweiten Edikts", und ist die ganze rechtslose Verwirrung, nach Hrn. Henner's Ausdruck, eben „ein Ausfluß jener modernen Staatstheorie einer grenzenlosen Concentration." Allerdings hat das „revidirte Gemeinde-Edikt" von 1834 die Verwaltung

des Kirchenvermögens den politischen Gemeinden wieder entzogen, das Kirchengut ausgeschieden, und eigene Kirchenverwaltungen unter dem Vorsitz der Pfarrer angeordnet. Allein den Bischöfen wurde kein Recht der Oberaufsicht eingeräumt, im Gegentheil übte der Staat die Curatel über die Verwaltung in einer Weise, nicht bloß, wie sie nur dem Bischofe zusteht, sondern wie sie auch dessen Befugnisse weit überschreitet, kurz, gerade so, als ob der Staatsgewalt das ausschließliche Verwaltungs- und Dispositionsrecht angehöre, wie sowohl die Revisionen und Superrevisionen der Cultusrechnungen, als auch die auf Grund der §§. 48 und 49 geschehene Erhebung der Concurrenzbeiträge beweisen*). Die Verordnung vom 8. April nun erkennt neuerdings das Eigenthumsrecht der Kirche auf ihr Gesammt-Cultusvermögen an, allein Ziffer 25 hält das königliche Oberaufsichtsrecht ohne weitere Gewährungen fest. „Wenn daher die Bischöfe die kirchlichen Eigenthumsrechte reclamiren", äußert Hr. Henner darüber, „so wird der Staat nicht umhin können, die Rechtmäßigkeit ihres Gesinnens anzuerkennen"; ja, „der Staat sollte mit beiden Händen darnach greifen, einer bedeutenden Geschäftslast, und mit ihr einer großen Verantwortung ledig zu werden." Wenn es aber auffallen muß, daß die Regierung dennoch auf einem Princip beharrt, das sich augenscheinlich nicht mehr halten läßt, so erklärt Hr. Henner es sich dadurch, daß „wir uns in einem Stadium des Uebergangs befinden", und aus der seit langem bestehenden Verwaltungsweise nicht plötzlich herauszukommen sei. „Gewiß", versichert er, „wird die Staatsregierung nicht auf halbem Wege stehen bleiben,"

---

*) Trefflich schilderte diese Zustände der Hr. Bischof von Augsburg in der Reichsraths-Kammer von 1840. Verhdlg. Bd. II, 107—25. Auch die Worte Harleß', des Referenten in den 1843ger Verhandlungen über die Concurrenzbeiträge, geben ein drastisches Bild. „Recht der Kirche" rc. 306—11.

zumal die Verordnung vom 8. April in Aussicht stellt, in Bezug auf die Kirchenverwaltungen das noch räthlich Scheinende anzuordnen, und deßgleichen bestimmt, daß die Concurrenzleistungen im Benehmen mit den Bischöfen festzusetzen, und deren Anträgen möglichst zu entsprechen sei *). Die Kirche steht also auch hier nur mehr vor den eingesunkenen Mauern und Wällen einer verrotteten Festung, und zu offenem Kampfe scheint deßhalb um so weniger der Anlaß

*) Jene §§. 48 und 49 insbesondere schließen nicht im mindesten eine bessere Auffassungsweise aus, als die Praxis ihnen gegeben. Wir halten daher dafür, daß ihre Elimination nicht schlechthin geboten sei, da sie nichts weniger als dem Staate ausschließlich das Recht zusprechen, über Rentenüberschüsse zu verfügen, wie es bisher geschehen, im Gegentheil — das Eigenthumsrecht der Kirche faktisch festgehalten, und im Hinblick auf §. 47 — vielmehr der Kirche eine solche Verfügung zugesprochen werden kann. In und von der Kirche kann aber eine derartige Verwendung von Rentenüberschüssen nur nach den kirchenrechtlichen Bestimmungen statt finden. Darnach wird und kann der Bischof nicht in der bisherigen Weise des Staats verfahren. Ihm steht bloß die Oberaufsicht in Bezug auf die Verwaltung zu, und er kann nur von den Administratoren, gemäß dem Tridentinum, Rechenschaft fordern. Beliebig und eigenmächtig kann er die Rentenüberschüsse nicht verwenden, mit Ausnahme und zu Gunsten der Knabenseminare (Sess. XXIII. de ref. c. 8). Nur in Uebereinstimmung mit den Betheiligten, d. h. mit denen, welche das Benutzungsrecht einer Stiftung besitzen, können sonst Rentenüberschüsse anderen kirchlichen Zwecken zugewendet werden. Aber ebenso wenig können die Betheiligten ohne Zustimmung des Bischofes dergleichen thun. Solche Gaben, Vorschüsse 2c. aus Rentenüberschüssen haben dann nicht den Charakter der Pflichtmäßigkeit, die Anspruchnahme derselben nicht einen rechtlich-gesetzlichen Grund; sie haben nur charitativen Charakter, den der Gabe aus christlicher Liebe. Dieß vorausgesetzt und zu Grunde gelegt, könnten die §§. 48 und 49 immerhin noch bestehen; ja ihre Aufhebung, ohne daß den Bischöfen das ihnen zustehende Recht zugesprochen würde, dürfte selbst noch unkirchlicheren Principien den Platz räumen.

gegeben, als, um mit unserm Gewährsmann zu reden, es sich hier nicht um einen unverschieblichen dogmatischen, sondern um einen verschieblichen disciplinären Punkt handelt; als die Kirche doch schon einen Einfluß auf die Verwaltung hat, indem den Ordinariaten die Etatsentwürfe, Rechnungen rc. mitgetheilt werden sollen, und diese dann ihre Erinnerungen den Kreisregierungen übergeben können; als endlich das Kirchenvermögen dermalen vom Staate völlig geeignet und nur seinem Zwecke gemäß verwaltet wird, und, setzen wir hinzu, für den Augenblick die unteren Organe der Kirche, wenigstens die meisten, selbst noch nicht immer in der gehörigen Fassung seyn dürften, der ganzen Last sich zu unterziehen, die Kirche auch nicht jeden Einfluß einer weltlichen Macht auf die Verwaltung ausgeschlossen hat*).

Was nun die geistliche Jurisdictionsgewalt und ihre Hemmung durch den recursus ad principem betrifft, so sind, wie gesagt, die betreffenden §§. des zweiten Edikts bereits in der Verordnung vom 8. April auf ein minimum ihres alten Geistes reducirt, und bringen die neuen Vorlagen eine noch günstigere Fassung, so daß wir mit Henner den Widerspruch als gelöst ansehen können. Dagegen ist §. 55, der dem Könige die Befugniß zuspricht, öffentliche Gebete und Dankfeste durch die geistlichen Behörden anzuordnen, wieder verfänglich, und Erfahrungen aus neuerer Zeit in andern

*) Bezüglich der hier einschlägigen Dotationsfrage aber können wir Hrn. Henner und seinem Auskunftsmittel nicht beistimmen. Zwar hat weder Rom, noch die bischöfliche Denkschrift diesen Punkt urgirt; allein der Vorschlag, die betreffenden Leistungen als ein ewiges Passivreichniß auf die Staatskasse förmlich zu radiciren, wäre deßhalb nicht annehmbar, weil der Werth des Geldes immer geringer wird, und das Concordat Art. III die Mehrung der Mitglieder des Kapitels wie der Domvicare auf Grund der durch die Dotation möglichen Mehrung der Renten in Aussicht stellt.

Ländern dürften zur Vorsicht mahnen. Uebrigens hat unsers Wissens dieser Punkt bisher nie zu Collisionen geführt. Der bischöflichen Beschwerden gegen §§. 58—61, den freien Verkehr mit Rom und das Placet betreffend, ist ebenfalls bereits gedacht und bemerkt, daß, nachdem der Verkehr mit dem heiligen Stuhle freigegeben, auch das Placet derart beschränkt ist, daß es praktisch keine besondere Bedeutung mehr hat. Die Bischöfe verlangen daher auch hinsichtlich des Verkehrs mit Rom nun Beseitigung der im Gesetze liegenden Hindernisse. In Bezug auf das Placet hat Hr. Henner nicht bloß „den Widerspruch des Edikts mit dem Concordat, sondern auch die Nutzlosigkeit eines weitern Bestehens auf dem Placet" hinlänglich, wenn auch erstern nicht streng historisch, nachgewiesen, und besonders antwortet er auf den Einwand, daß das Placet auf die sogenannten gemischten Gegenstände beschränkt werden solle, sehr treffend: die Nothwendigkeit einer Genehmigung der die bürgerlichen Verhältnisse betreffenden Bestimmungen bedürfe nicht der mißliebigen Form des Placets, „da die Kirchengewalt bei Erlaß eines derartigen Aktenstückes gewiß zuvor bezüglich der darin vorkommenden weltlichen Gegenstände mit der Staatsgewalt sich benehmen und sohin im einfachen Notenwechsel die Sache ihre Erledigung finden werde." Schlagend contrastirt er auch die neue Preßfreiheit mit dem alten Placet: „Die Presse ist heut zu Tage eine Macht und zwar eine gefährliche. Der Staat hat sie entfesselt und läßt sie im hohen Gefühle seiner sittlichen Würde und Unantastbarkeit frei walten. Auch die Kirche ist eine Macht, allein eine heil- und segenfördernde, dem Staat innig befreundete; unmöglich kann er sie strenger behandeln, als die Presse." Freilich können die gesetzlichen Schranken nur auf verfassungsmäßigem Wege fallen, aber trotz der erwähnten Ziffer 3 der Verordnung vom 8. April kann die Zeit dazu, nachdem einmal die praktischen Hemmungen weggeräumt sind, auch nicht mehr fern seyn.

Hinsichtlich der geistlichen Gerichte und ihrer Verfassung hat die Verordnung vom 8. April nur die Einführung derselben der königlichen Bestätigung unterstellt, ohne der Verfassung und Organisation dabei zu erwähnen. Hr. Henner äußert darüber: „Die Kirche, mit jenen Rechten und Prärogativen, welche sie nach göttlicher Anordnung und kanonischen Gesetzen zu genießen hat (Art. I. des Concord.), in Bayern recipirt, kann unmöglich ihre Gerichtsbarkeit, welche sie aus göttlicher Anordnung ableitet, und für welche ihr die Kanonen Maß geben, von der Bestätigung der Krone abhängig machen.“ Rechtzeitige Eröffnung aber über Einführung und Organisation könne die Staatsgewalt verlangen, und ihr wird auch die Kirche sich nie entziehen, zumal der Staat erst dann das jus advocatiae im alten kirchlichen Sinne üben kann, und die Kirche dadurch den weltlichen Schutz ihrer Gerichte findet. Dahin lauten auch, wie schon erwähnt, die neuesten Vorlagen. — Daß die Religions- und Kirchengesellschaften, Obere und Mitglieder, in bürgerlichen Beziehungen auch den bürgerlichen Gesetzen nach §. 62 und 63 des zweiten Edikts unterworfen sind, steht allerdings im Einklange mit Art. XIIc des Concordats, aber nicht so §. 69, gemäß dem die Geistlichen auch in Criminalsachen den weltlichen Gerichten unterliegen. Man hat in diesem Punkte die Ausdrücke des Concordats von vornherein nur obenhin aufgefaßt, und eine dem Concordat schnurstracks widersprechende Praxis eingeführt; in dessen Worten nämlich: „den Bischöfen steht frei, geistliche Sachen, insbesondere Ehesachen 2c. 2c. bei ihren Gerichten zu verhandeln und zu entscheiden, exceptis *causis mere civilibus* Clericorum exempli gratia contractuum, debitorum, haereditatum, quas Laici judices cognoscent et definient“ — ist wohl von „reinen Civilsachen,“ wie sie auch aufgezählt werden, aber nicht von Criminalsachen der Geistlichen die Rede, die nach dem Geist der Kirche dem Urtheil der Kirche unterliegen sollen, und auch ausdrücklich nicht

ausgenommen sind. Ausdrücklich sind nur die causae mere civiles ausgenommen. Doch aber haben die Bischöfe in ihrer Denkschrift dessen gar nicht erwähnt, wohl wissend, daß hiezu nicht die Zeit sei, und es sich hier auch nicht um eine Bestimmung handle, die den Frieden zwischen Kirche und Staat verunmöglichen könnte.

Das Pfründewesen ist durch die Verordnung vom 8. April ziemlich im Geiste der Kirche geregelt, und ebenso dürfte die Frage wegen des Pfarrconcurses in neuester Zeit erledigt seyn, so daß auch §. 64 lit. g seine Bedeutung verloren; nur der neunte Punkt jener Verordnung hat neue Anstände erregt. Das Concordat besagt nämlich: die Bischöfe sollten Beneficien freier Collation nur personis Majestati Suae gratis conferiren, welcher Ausdruck officiell übersetzt wurde: „Personen, die von Seiner Majestät genehmigt werden." Der neunte Punkt hat nun ausdrücklich noch hervorgehoben: „die Verleihung kirchlicher Pfründen Seitens der Bischöfe setzt die königl. Genehmigung voraus; Geistlichen, welche von Seiner Majestät dem König als Allerhöchstdemselben nicht genehm bezeichnet werden, kann eine kirchliche Pfründe nicht verliehen werden; die Vergewisserung über die Genehmhaltung erscheint demnach als eine Vorbedingung der bischöflichen Uebertragung." Wird aber das Recht einer Genehmigung gefordert, so liegt darin eine Sanction, die nicht im Concordat begründet ist, noch seyn kann, da sie dem Geiste der Kirche widerstrebt und die freie Collation aufhebt. Die persona Majestati Suae grata ist nach kanonischem Sprachgebrauch und lateinischem Sprachidiom nicht „eine von Sr. Majestät genehmigte Person," hierüber dürfte kein Streit seyn: sondern „eine Sr. Majestät genehme Person," d. h. nicht eine Sr. Majestät als dem Subjekte, der Person oder Individualität, welche die königliche Würde trägt, also der persönlichen Willkür, sondern eine der Majestät als juristischer Persön-

lichkeit, als dem Staatsoberhaupt, „genehme Person“ *). So gestaltet sich aber die Bestimmung ganz anders, und enthält nur einen negativen Begriff: daß nämlich die Bischöfe nur einer solchen Person eine Pfründe übertragen können, die der juristischen Persönlichkeit der Majestät genehm ist, d. h. gegen die das Staatsoberhaupt als solches keine Einwendung zu erheben hat, welche natürlich nur in der politischen Gesinnung begründet seyn könnte. Der weitere Begriff kann daher nicht „der Gewissenhaftigkeit der Krone“ überlassen werden, noch können die Bischöfe die strenge Begrenzung desselben fallen lassen, wie Henner glaubt. — Einen andern Anstand bietet der letzte Absatz des neunten Punktes: bei dem Akte der Einweisung „solle ausgesprochen werden, daß vom Könige die Verleihung der Temporalien herrühre.“ Hr. Henner hält mit Recht den kanonischen Grundsatz: beneficium propter officium entgegen, und sieht die Forderung der Bischöfe: die immissio in temporalia nicht so anzusehen und vorzunehmen, als ob durch sie erst das Recht des Pfründegenusses verliehen werde, sondern vielmehr nur als eine Anerkennung des verliehenen Rechtes, die daher weder einem investirten Priester versagt, noch einem nichtinvestirten ertheilt ꝛc. werden dürfe — als wohl begründet an. Die neuesten Vorlagen sollen auch dieser Forderung völlig Rechnung getragen, und die betreffende Stelle der Verordnung vom 8. April in dem gedachten Sinne erläutert haben. — Das Princip, daß die Resignation kirchlicher Pfründen in die Hände des Bischofs geschehen soll, ist durch Ziffer 14 derselben Verordnung anerkannt, und der Akt kann unbedingt angenommen werden, wenn nicht die Pfründen landesherrlichen Patronats sind, oder das Staatsärar dabei betheiligt ist. Die Aufstellung der Vicare

*) Diese Blätter haben die Frage ausführlich erörtert Bd. 24, S. 82—92.

ist nicht beanstandet; wenn aber Henner sagt: die Regelung des Vicariatsgehalts könne erst völlig in die Hände der Bischöfe übergehen, wenn die Verwaltung des gesammten Kirchenvermögens an sie abgetreten sei, so ist dieß unrichtig. Um die Vicariatsgehalte zu regeln, bedarf es nicht erst dieser Abtretung, da das Pfründevermögen der Pfarren von den Pfarrern selbst verwaltet wird, und also nicht mit dem Kirchenvermögen für die fabrica ecclesiae etc. und den Stiftungen in der gleichen Kategorie steht. Das Tridentinum spricht wiederholt die Bestimmung der Vicariatsgehalte den Bischöfen zu. Man wende auch nicht ein, die Regierung sei wegen der Intercalarien betheiligt; denn die Eine gegen die Kirchengesetze verstoßende Praxis rechtfertigt sich nicht durch die andere, wie die bayerische Intercalarienberechnung eine solche ist!

Hat das zweite Edikt in den §§. 61—75 die Verhältnisse der Kirchengesellschaften in ihren bürgerlichen Handlungen und Beziehungen dargelegt, und hiebei Manches in dieß Gebiet hinübergezogen, was in das Gebiet der Kirche oder wenigstens, nach dem staatskirchenrechtlichen Ausdruck, in das Gebiet der gemischten Gegenstände gehört, so folgen nun die gemischten Gegenstände selbst in §. 76—79. Allerdings gibt es gemischte Gegenstände, „über welche beide Gewalten zu verfügen und zu urtheilen haben.“ Hierin sollte aber Regel seyn, daß jede Gewalt über die Seite verfüge und urtheile, welche in ihrem Wirkungskreis liegt, und wenn Berührungen stattfinden, auf Grund der Anerkennung der beiderseitigen Unabhängigkeit und Selbstständigkeit und wechselseitiger Freundschaft entschieden werde. Das zweite Edikt dagegen hat einseitig diese Gegenstände bestimmt, unter manchen Eingriffen in das rein kirchliche Gebiet, und dadurch zugleich das Princip des amice componere, wie das Concordat bei einer andern Gelegenheit sich ausdrückt, so viel an ihm war, unmöglich gemacht. Hr. Henner findet eine solche Specifika-

tion gemischter Gegenstände, wie sie im §. 76 geschieht, auch ganz überflüssig, „denn Staat und Kirche besitzen noch genug der Gesundheit in sich, um es augenblicklich zu fühlen, wenn und wie weit ihr eigener Organismus mit berührt wird.“ Unter die gemischten Gegenstände werden aber alle Anordnungen über den äußern Gottesdienst, Processionen, Klöster, Gelübde ꝛc. gezählt. Gegenüber der bischöflichen Forderung des ausschließlichen Rechts der freien Anordnung in Bezug auf den Cultus, und daher der Aufhebung der §§. 76 a und b und 79, hat nun die Verordnung vom 8. April den herben Geist jener Fassung der §§. 76 und 77 gemildert, indem sie verspricht, daß das Mitwirkungsrecht für die unter §. 76 a und b fallenden Anordnungen nur in einer das kirchliche Leben nicht beengenden Weise gehandhabt werden solle. Zugleich sicherte sie die Heilighaltung der Sonn- und Feiertage zu, ohne daß jedoch die entsprechende Realisirung in diesem Punkte erfolgt wäre, weder immer bei Privatbauten, noch weniger aber bei öffentlichen *).

Die Missionen sind an zwei Beschränkungen geknüpft: wenn sie unter freiem Himmel stattfinden, soll das Gesetz über Vereine und Versammlungen Platz greifen, und wenn Geistliche verwendet werden sollen, die einem in Bayern nicht

---

*) Die Restauration des Hoftheaters z. B. setzte sich regelmäßig durch Sonn- und Feiertage, ja selbst die Christnacht nicht ausgenommen, fort, und der Weihnachtstag sah die erste Probe. Der Bau des Industriepalasts verschonte selbst die Fronleichnams-Procession nicht, so daß man im Volke jetzt vielfach äußern hört, die eingefallene Geißel der Epidemie sei ja recht mit Fleiß herbeigehämmert worden. Während des sonntäglichen Gottesdienstes in der Domkirche vernahm man eben noch die donnernden und krachenden Beweise der Dringlichkeit der Herstellung einer neuen Gensdarmerie-Kaserne. U. s. w. Von Erfolgen der bischöflichen Protestationen aber hört man nichts!

recipirten Orden angehören oder das bayerische Indigenat nicht besitzen, hat die Majestät sich die Genehmigung vorbehalten. Sonderbar lautet die Bemerkung Henner's zur ersten Beschränkung: „sie beruhe auf einem allgemeinen Gesetz, welches zu erlassen dem Staate in stürmischer Zeit die Pflicht der Nothwehr auferlegte, und die Kirche werde sich solchen conservativen Maßregeln nicht entziehen.“ Die Missionen wären also in gewisser Weise in die Kategorie der Volksversammlungen gestellt, die allerdings mißbraucht werden können und wurden, und jedenfalls überwacht werden müssen; aber die Abhaltung der Missionen unter freiem Himmel von der Distriktspolizeibehörde, und dem absoluten Veto der Gemeindeverwaltung abhängig zu machen, erscheint doch nicht als Maßregel im Interesse des Conservatismus! — Erheblicher übrigens ist die zweite Beschränkung. Auch Hr. Henner äußert den Wunsch, daß das Vertrauen, welches der Staat der Kirche schenken muß, auch noch „diese Schranke beseitigen und es der Weisheit und dem heiligen Pflichtgefühl der Kirche überlassen werde, zu den Missionen sich unbehindert und frei jene Organe auszuersehen, welche nach ihrer Ueberzeugung zur Förderung des Missionswesens die größte Hingebung und den richtigsten Takt besitzen.“ Die Verordnung vom 8. April hat zwar die Wahl der Missionäre den Bischöfen anheimgestellt, wenn sie aber auf „Ausländer“ fällt, ist „jedesmal wenigstens drei Wochen vorher zu berichten, wobei der König die Entscheidung sich vorbehält.“ Uebrigens fällt die Beschränkung an der eigenen praktischen Unmöglichkeit in sich zusammen, wie denn schon einzelne Bischöfe mit einer einfachen Anzeige sich begnügten.

Was die außerordentlichen Kirchenfeiern überhaupt betrifft, so hat bekanntlich der durch seine Unklarheit denkwürdige Erlaß des Ministers Ringelmann vom 20. Juni 1851 eine Masse der extremsten Abnormitäten und Vexationen, die an die Blüthezeit der Säcularisation lebhaftest erinner-

ten, von Seite einiger Beamten nach sich gezogen, so daß, abgesehen von den Protestationen der Bischöfe, der Regierungspräsident Frhr. von Zu-Rhein, in dessen Kreis gerade solche Vexationen wie Pilze aufgeschossen, eine „Erläuterung“ erließ, die das Ministerium sich sodann angeeignet. In diesem den Urheber ehrenden Erlaß werden, wenn auch gewiß wider die eigentliche Absicht, als außerordentliche, der königl. Genehmigung zu unterstellenden kirchlichen Feierlichkeiten solche bezeichnet, „die der bisherigen Diöcesanpraxis fremd sind.“ Für sie nimmt auch Hr. Henner das jus cavendi in Anspruch. Nun gibt es aber manche der bisherigen Diöcesanpraxis fremde Andacht, bei der die Träger der Staatsgewalt wohl selbst sich des Lächelns nicht enthalten könnten, wenn man sie um Erlaubniß zur Einführung angehen würde, z. B. die Maiandacht, oder Betstunden wider die Cholera 2c. Offenbar wird Hr. Henner so wenig, wie das Ministerium glauben, daß, falls die Regierung für die Einführung der Maiandacht nicht um die Erlaubniß angegangen werden soll, „Rechte“ im Spiele seien, „die dem Staate seinem Begriffe nach zukommen, und ohne welche er in voller Integrität nicht denkbar ist.“ Immerhin handelt es sich aber um einen Ausdruck, der unter einer andern Verwaltung leicht mißbraucht werden könnte.

Auch „die Errichtung geistlicher Gesellschaften und Bestimmung ihrer Gelübde“ 2c. wurden unter die gemischten Gegenstände gezählt. Die Bischöfe forderten daher völlige Freiheit in Einführung klösterlicher Institute, die auch schon aus dem Vereinsgesetz Art. 11 resultirt. Nun ist kein Zweifel, daß der Staat „ein unbestreitbares Recht, ein Recht im Interesse seiner Selbsterhaltung hat, von allen Associationen Kenntniß zu nehmen, und sie als juristische Personen anzuerkennen oder nicht.“ Die Frage aber ist die: ob, nachdem die Kirche bereits als solche juristische Person mit allen Rechten und Prärogativen, die sie nach göttlicher Anordnung und

den kanonischen Satzungen zu genießen hat, anerkannt ist, auch die in ihr sich bildenden organischen Gliederungen, wie die Klöster sind, von neuem einer solchen Anerkennung als Corporationen bedürfen oder nicht, in der Weise, daß der Staat sie ihnen auch versagen kann. Jedenfalls dürfte den Bischöfen unzweifelhaft das Recht zustehen, für jeden von der Kirche approbirten Orden Corporationsrecht zu verlangen, wenn auch der Staat die Kenntnißnahme von ihren Ordens-Statuten als Bedingung setzen mag. Die Gelübde aber sind ohnehin „ein internum klösterlicher und kirchlicher Disciplin, und dürften aus der Rubrik der gemischten Gegenstände gestrichen werden", wie Hr. Henner sich ausspricht, und nun vollends gegen die Aufrechthaltung der Beschränkung der Gelübdeablegung auf das 33ste Jahr hier noch zu remonstriren, dürfte als Versündigung gegen den guten Geschmack erscheinen. Wenn übrigens auch der Staat, trotz seiner Verpflichtung durch das Concordat, noch blutwenig beigetragen hat zur Dotirung von Klöstern, so sind die klösterlichen Institute Bayerns doch in voller Blüthe, wie nirgend sonst in Deutschland, und wir können mit Hrn. Henner sagen: „Ueberlassen wir die aufkeimende Saat klösterlichen Lebens getrost ihrer eigenen Fortentwicklung, dem Eifer des Klerus und der Laien, und dem Schirm des Himmels."

Zählt der §. 76 lit. d auch die organischen Bestimmungen über geistliche Bildungs-, Verpflegungs- und Strafanstalten zu den gemischten Gegenständen, während der Art. V dieselben der vollkommen freien Aufsicht der Bischöfe untergibt, so hat schon die Verordnung vom 8. April der Forderung der Bischöfe Rechnung getragen, in sofern die Aufnahme in den geistlichen Stand freigegeben, von der Bestätigung der Lehrer an den bischöflichen Knaben-Seminarien „Umgang genommen" wird, wenn nicht ein specielles landesherrliches Recht in der Dotationsurkunde vorbehalten ist. Auch die Be-

rechtigung von Anträgen zur Erweiterung der bischöflichen Seminarien hat sie zugestanden. In den neuesten Vorlagen sollen die Rechte der Bischöfe in dieser Beziehung nahezu anerkannt seyn, unter dem Versprechen, mit den einzelnen über Erweiterung, Dotirung der bischöflichen Seminarien verhandeln zu wollen. So wird im Verlaufe faktischer Fortentwicklung der §. 76 lit. d von selbst fallen, und dem Art. V, dann XII d und XVII Platz machen; wohnt ihm ja jetzt schon für die Wirklichkeit keine Bedeutung mehr bei. — Hinsichtlich der Universitäten hatten die Bischöfe allerdings auch Anträge gestellt, vor Allem, daß, wenn auch Se. Majestät die Professoren der Theologie ernennt, der Ernannte seine Mission von der Kirche erhalte, und namentlich die theologischen Fakultäten „in vollen kirchlichen Verband treten, da die Kirche dieselben unter die unmittelbare Aufsicht des Papstes gestellt, der diese durch eigene Organe auszuüben pflegte'; etwas anderes will der bayerische Episkopat nicht." Der einzelne Lehrer der Theologie soll also seine Mission von der kirchlichen Autorität erhalten, und keiner ernannt werden, wie nicht ohne Zustimmung dieser Autorität, so auch nicht ohne Gutachten der Fakultät selbst. Die Verordnung vom 8. April bestimmt, daß außer dem Gutachten der theologischen Fakultät und des Universitäts-Senats auch das des Diöcesan-Bischofs erholt werde, erwähnt jedoch nichts über die kirchliche Stellung der theologischen Fakultäten. Ohne Zweifel aber können diese am ehesten selbst eine solche Stellung dadurch einleiten oder vorbereiten, daß die Ertheilung des theologischen Doctorgrades wieder zu einem kirchlichen Akt, ausgehend von der Autorität des heiligen Stuhls, erhoben wird. Ebenso dürfte angemessen seyn, auch den Doctorgrad des kanonischen Rechts von den theologischen Fakultäten ertheilen zu lassen, da die juridischen Fakultäten bekanntlich keinen Anstand nehmen, ihn selbst auf Juden zu übertragen. Der Wunsch der Bischöfe, daß bei Anstellung der Professoren der

Geschichte und Philosophie, wie des kanonischen Rechts an der juridischen Fakultät, auch auf den religiösen Geist derselben gesehen werden möchte, rechtfertigt sich durch sich selbst, und was die Gegenwart noch nicht erkannt hat, wird die Zukunft lehren.

Nach einer ferneren Kategorie der gemischten Gegenstände des §. 76 — ist die Eintheilung der Diöcesen ohnehin Sache des heiligen Stuhls, wobei concordatmäßig der König betheiligt ist; die Eintheilung der Pfarreien ist durch Art. XII f selbst unter die gemischten Gegenstände gezählt, und nur die Decanatseintheilung dürfte, da die Decane eine rein kirchliche Behörde sind, auch der Kirche völlig anheimgegeben werden. Und so bleibt noch Ein Punkt übrig, der praktische Bedeutung hat, nämlich §. 103, dem gemäß „jede öffentlich aufgenommene Kirchengemeinde der Glocken auf den Kirchhöfen bei ihren Leichenfeierlichkeiten gegen Bezahlung der Gebühr sich bedienen kann." Auf Grund dieses Paragraphen fanden unter dem Ministerium Abel bedeutende Vexationen statt, und nimmer konnten die Bischöfe, welche da, wo nicht ein specieller Titel für den Mitgebrauch der Glocken den Protestanten zur Seite stand, oder eine Kirchhofs-Kapelle vorhanden ist, das Eigenthumsrecht der Kirche vertraten, zum Rechte kommen *). Hr. Henner bemerkt, es stehe auch dieser

*) „Recht der Kirche" rc. S. 338 — 40. Da das Simultaneum der Kirchhöfe einmal besteht, haben die Bischöfe, das Möglichste concedirend, den Mitgebrauch der Glocken davon abhängig gemacht, daß die Kirche, in der sie sich befinden, ein Annex des Kirchhofs seyn müsse. In den Orten also, wo ein eigener Kirchhof mit einer Kapelle sich befindet, könne das Geläute gewährt werden, da die Kapelle ein Annex des Principale, d. h. des Kirchhofs ist. Wenn dagegen der Kirchhof ein Annex der Kirche ist, wie auf dem Lande gewöhnlich, kann das Geläute nicht gewährt werden, und die Pfarrer weichen bis jetzt nur der Gewalt unter Protest.

Paragraph mit den §§. 90 und 91 in Widerspruch, da die Glocken sich in den Kirchen befänden, der Simultangebrauch der Kirche aber und alles Dessen, was in ihr ist, nach jenen Paragraphen nur auf Grund specieller Titel in Anspruch genommen werden könne.

Somit wären die vorzüglichsten der gegenwärtig noch bestehenden Anstände und Beschränkungen des kirchlichen Rechtes in Bayern in kurzen Umrissen dargelegt; daß dasselbe in einem mehr als dreißigjährigen inneren Kampfe sich ein ziemliches Terrain schon erstritten, die Kirche einen Rechtsboden gewonnen habe, hat sich zugleich erwiesen. Die alte, mit allen strategischen Mitteln befestigte und für unbezwinglich angesehene Burg des Staatskirchenthums hat nicht bloß alle Vorwerke verloren, selbst der eigentliche Mittelpunkt der Werke ist, mit Ausnahme einiger Thürme, Mauern und Trümmer, größtentheils schon preisgegeben. Eine letzte Waffenruhe steht in Aussicht, die zum vollen Frieden führen kann, unter der Friedensbedingung katexochen: aufrichtige Uebergabe oder Aufgeben des falschen Staatsprincips selber. Dann ist auch die Revolution überhaupt wirklich geschlossen. Die Principien im Einzelnen sind bereits zurückgewichen, sie sind nachgiebig, weich, somit bildsam geworden selbst für kirchliche Formen, und wenn in der Schulfrage das alte Princip im Allgemeinen sich noch stemmt und sträubt gegen das verjüngende Lebens-Princip der Kirche, so gewährt es, ob auch vielfach mit innerm Unmuth und befangener Scheu, ihm doch schon Raum. Die Kirche steht also in vielen Fragen bereits im faktischen Besitz, und wenn auch immerhin noch nicht volle Eintracht hergestellt, nichts weniger als die concordia ecclesiae et imperii, jener hehre, heilige Gottesfriede, schon eingeläutet ist, die Präliminarien zum Frieden sind vorhanden, und es bedarf nur eines festen sittlichen Entschlusses, um das, was ohnehin die Zeit vorbereitet und auch wider der Menschen Thun und Trachten ausführt, gegenüber den galvanischen

Belebungsversuchen des verwesenden Staatskirchenthums, zur freien sittlichen That einer moralischen Macht zu stempeln. Und nur als sittlich freie That werden auch die Gewährungen selbst Segen bringend seyn, während, wenn nur Unmuth und Noth gewährt, die Fülle des Segens dem Gewährenden verkürzt wird.

Allerdings sind die jüngsten und jedenfalls weitreichenden Gewährungen von Seite der Staatsgewalt in Bayern, wie verlautet hat, an eine Bedingung geknüpft. Die Bischöfe sollen nämlich mit der Annahme jener Anerbietungen ein- für allemal von weitern Forderungen abzustehen versprechen. Darauf freilich können die Bischöfe nie und nimmer eingehen. Sie würden dadurch erklären, daß das Concordat in allen seinen Punkten erfüllt sei, das Recht der Kirche seine volle durch das Concordat bestimmte Anerkennung erlangt habe. Wie könnten sie aber je eine solche Erklärung geben, die einerseits eben der Wahrheit nicht entspräche, dann aber auch dem heil. Stuhle vorgreifen würde, ja selbst gegen das Concordat verstieße, da nach Art. 17 und 18 Sr. Heiligkeit in Verbindung mit Sr. königl. Majestät die letzte und entscheidende Interpretation zu geben allein zusteht? Aber wenn die Bischöfe auch diese Bedingung nicht acceptiren können, so ist ihnen doch nicht jeder Ausweg verschlossen, den Frieden ihrerseits zu vermitteln. Die Verhältnisse sind nicht der Art, daß die Pflicht geböte, einen Bruch oder neue Spannung herbeizuführen. Die Bischöfe haben daher jüngst in Augsburg in kürzester Frist sich vereinigt: wie verlautet, sind sie auf die neuen Anträge eingegangen, in sofern sie dieselben als einen neuen Schritt zur Erfüllung des Concordats ansehen. So zeigen sie, daß ihnen der lang ersehnte Friede wohl am Herzen liege, und sie bezeichneten zugleich den rechten Weg zum Ziele; sie überlassen aber auch der Majestät, die letzte Entscheidung in der Frage zu treffen, und dadurch die Gewährungen zu jener sittlich freien That, die nicht abgerungen

sondern aus festem Willensentschluß hervorgegangen, zu erheben. Die bayerische Kirchenfrage ist nicht die einzige in Deutschland, und unter den gegebenen Umständen dürfte die Entscheidung wohl nicht zweifelhaft seyn. Aber auch den Fall gesetzt, daß auf jener Bedingung bestanden würde, so ist nichts verloren. Die Bischöfe träfe nicht die Schuld des Mißlingens, und hat die Staatsgewalt einmal erklärt: „so viel wollen oder können wir geben oder zugestehen," so wird sie auch später hinter dieses Maß der Gewährungen nicht zurückgehen können; vielmehr werden die gegenwärtigen Zugeständnisse nur der Ausgangspunkt für noch weitere Anerkennung des Rechts der Kirche seyn, und jede Verzögerung hätte bloß wieder die Folge, daß dieselbe abermals auf dem bisherigen Weg faktischer Ueberwindung des Gegensatzes unmittelbar im Leben Wirklichkeit gewänne. Wenn aber die Staatsregierung voraussichtlich auf der genannten Bedingung nicht verharrt, dann ist jedenfalls ein anerkennenswerther Schritt zum Frieden gethan, um so mehr, wenn hiebei auch von Seite des Cultus- und Unterrichts-Ministeriums weitere Opfer einer andern Pflicht, und sei es auch zu Gunsten der Kirche selbst und ihres Cultus, nicht gebracht sind.

XXXII.

Die jüngsten Kinder der spanischen Geschichte.

III.

Das Parteiwesen in der Armee und die politischen Generale; das Parteiwesen im Civildienst und der Parlamentarismus; Ayacucho's und Puritaner; die spanische und iberische Freimaurerei.

General Dulce, der Haupthelfer O'Donnell's am 27. Juni, hat also wirklich in seinem ersten Tagesbefehle an die Truppen der Königin in Barcelona gesagt: „Die Freiheit der Völker beruht auf dem blinden Gehorsam der Armeen." So sagte er in demselben Barcelona, wo bei der Soldaten-Revolte vom 4. August das Militär sich auf das deutlichste selber in die drei Parteien der Esparteristen oder Progressisten, der Narvaezisten oder Moderados und der Carlisten zerrissen gezeigt. Uebrigens hat Dulce ganz recht, und was aus seinem Axiom resultirt, ist der eben auch ganz richtige Satz, daß seine „spanische Freiheit" eine Freiheit nicht ist. Es ist aber schon mehr als zwanzig Jahre her, daß die militärischen Führer siegreicher spanischen Rebellionen von den Truppen den „blinden Gehorsam" wieder fordern, den sie in demselben Momente an den Officieren derjenigen unbarmherzig strafen, welche ihrem Fahnenschwur gegen sie treu geblieben. Sonst fielen diese Strafen oft grausam und blutig aus;

und es erweist neuerdings den milderen Charakter der jüngsten Revolution, daß sie sich begnügte, die treuen Generale abzusetzen, auszuweisen und ihre Stellen den rebellischen einzuräumen. Daß man Ende August auch alle beabschiedeten und außer activem Dienst befindlichen Officiere in Madrid nach ihrer Heimath auswies, war nur löbliche Vorsicht; denn wie immer, begierig das durch Rebellion Verlorene durch neue Rebellion wieder zu gewinnen, und auch noch mehr dazu, harrten die Einen der Reaction, die andern weiterer Excesse, wie man denn mit Kriegsgericht allen drohte, die im Aufstand verharrten und mit den Waffen in der Hand ergriffen würden. Ganz anders aber, als das Schicksal der obern, war das der niedern Officiere und der Gemeinen unter den treugebliebenen Truppen; sie wurden natürlich nicht abgesetzt, sondern jene avancirten um je einen Grad, und diese erfreuten sich eines Nachlasses von zwei Jahren an ihrer Dienstzeit, nach dem illustren Beispiele von 1820, d. h. sie alle genoßen ganz derselben Belohnungen, die man den „Soldaten der Freiheit" für ihre Insubordination versprochen und gewährt hatte. Den letztern wollte zum Theil selber spanisch erscheinen, daß diejenigen, welche in dem blutigen Treffen von Vicalvaro ihre Reihen niedergeschmettert, um Espartero-O'Donnell gleich ihnen selbst verdient seyn sollten. Nachdem man übrigens dieselben Begünstigungen, nebst entsprechenden Ordens-Decorationen, auch auf die Marine ausgedehnt, sind nun, wie die Zeitungen sagen, Alle belohnt: die die Revolution gemacht, die sie bekämpft und die ihr gleichgültig zugesehen — was nämlich die Massen der Truppen betrifft. Denn anders stand es mit den Oberofficieren. Für ihre Befriedigung genügten die Stellen der treugebliebenen Collegen nicht, noch die hohen Orden, welche Isabella massenweise an sie verlieh, und zwar ganz speciell für ihre Verdienste um die „Freiheit", an Ros de Olano z. B. „wegen seines ausgezeichneten Verdienstes in der ruhmreichen

Schlacht bei Vicalvaro am 30. Juni", wo er die Getreuen eben derselben Isabella unter die Hufe seiner Rosse trat. Nur bloß in den ersten Tagen ihres Sieges schufen die führenden Generale sich 33 neue Oberstaabs-Officiersstellen, und bis auf die jüngsten Tage wuchs der Reichthum an spanischen Generalen täglich noch massenhafter heran nach Zahl, Titel und Würde, bis endlich das Maß voll schien und mit einem betrübten Seitenblick auf die Finanzen die Erklärung erging, daß ferner von drei erledigten Stabsofficiers-Stellen immer nur Eine besetzt werden sollte. Mitten unter diesen neuen Vermehrungen des alten Ueberschusses an hohen Militärchargen aber fanden die Progressisten es ganz angemessen, die Nothwendigkeit einer allgemeinen Reduktion der spanischen Armee auf den vierten Theil ihres gegenwärtigen Bestandes zu erweisen, und war es insbesondere Espartero's Hauptsorge, daß ja jener den Truppen zugesagte zweijährige Dienstzeit-Nachlaß in vollstem Maße realisirt werde. O'Donnell sah betrübten Herzens solcher unberechenbaren Schwächung des Fundamentes der Moderado-Stellung zu; aber er hatte sie ja selber versprochen, und für die „Freiheit" ist doch jetzt, nachdem auch das „Volk" der Progressisten Soldat ist, nicht mehr zu fürchten; Espartero hat nicht umsonst den Junten-Deputationen oft genug gesagt: „ich zweifle nicht, daß wir die Freiheit in Spanien erhalten werden im Bunde mit den „„Bürger-Soldaten.""

Ist die unter solchen Umständen natürlich noch wachsende Zuchtlosigkeit der Armee für die Moderados höchst bedenklich, so drohen die Civil-Departements abermals, wie auch sonst immer, den Progressisten anheimzufallen, oder sind ihnen schon anheimgefallen. Diese vergaßen selbstverständlich vor allen Andern der Belohnung ihrer Truppen nicht. Auf sie, die Massen des großstädtischen höhern und niedern Pöbels, war das Dekret vom 3. Aug. berechnet: die Madrider-Junta möge die bei den letzten Ereignissen ausgezeichneten Personen

zur Belohnung vorschlagen, wobei sich aber die Vorschläge auf — Bedürftige beschränken möchten. Man kann sich eine Vorstellung von der Qualität der progressistischen Bürger-Macht bilden, wenn man hört, daß dem armen Finanzminister, der auf höchstens 500 „bedürftiger" Julihelden gefaßt war, bis zum 1. Sept. deren bereits 11,000 mit den Certifikaten ihrer Thaten und mit Ansprüchen auf Pensionen, Aemter und Gratifikationen aller Art sich präsentirt hatten. Geht dieß die Staatsfinanzen in ihrem tiefsten Misere unmittelbar an, so sind durch andere Ansprüche bereits auch gewisse Quellen verstopft, auf die man das System solcher Nationalbelohnungen zu basiren gedacht zu haben scheint — die confiscirten Güter der Geächteten der Juli-Revolution. Es ist von der großen Zahl der unter den endlosen Systemwechseln seit 1844 Exilirten und Deportirten schon die Rede gewesen; natürlich rief die Amnestie vom 24. Juli sie alle zurück, nur die gestürzten Minister und ihre Beamten sind von ihr ausgeschlossen. Die Zurückgekehrten sind nun aber damit ebenso natürlich nicht zufrieden; der Beweis, daß sie unschuldig und für eine gerechte Sache gelitten, sitzt ja jetzt selber an den Stufen des Thrones, oder gar auf ihm; sie fordern daher Entschädigung aus den Gütern der Minister, die an ihrer Gesetzlichkeit zu Verbrechern geworden. Aus den Mitgliedern ihres Bureau's in Madrid: Ehrenpräsident Espartero, Vicepräsidenten Orense Marquis von Albaida und General Ametller, ist auf den politischen Charakter der Fordernden leicht zu schließen; es sind die Träger der zahllosen Republikaner- und Progressisten-Complotte und Aufstände seit 1844, und es fragt sich nur, ob z. B. dem Marschall Narvaez seine allgemeine Amnestie von 1849 angerechnet, oder ob er wenigstens nicht nur zu bezahlen, sondern auch zu empfangen haben wird, da er nicht nur Andere exilirte, sondern auch selbst exilirt wurde.

Ganz analog diesen Ansprüchen hat ein eigenes Dekret auch noch verfügt, daß den Journalen alle seit der Preßordonnanz

vom April 1852 erlittenen Geldstrafen aus dem Staatsschatze wiederzuerstatten seien. Vor allen andern Martyrern der unterdrückten Legalität und Legitimität der Revolution aber ist man gewiß den seit 1844 abgesetzten Beamten die restitutio in integrum schuldig. Fast jedes Ministerium hatte mit einer mehr oder minder umfangreichen Aenderung im Beamtenpersonal zu Gunsten der eigenen Partei den Antritt gefeiert, und trotz der unter solchen Umständen natürlich wuchernden Beamten-Praxis, die politische Parteistellung zu wechseln wie die Handschuhe, wuchs doch im Laufe der Staatsstreich-Periode die Zahl der aus politischen Gründen um Amt, Würde und Brod Gekommenen furchtbar an. Die Revolution fand die Progressisten und liberalern Moderados fast sämmtlich abgesetzt an; selbstverständlich theilten sich die Rädelsführer sofort in das Budget und alle einflußreichen Aemter, und hatten die Revolutions-Junten durch ganz Spanien nichts Eiligeres zu thun, als mit möglichster Rohheit die Eingesetzten ab- und jene Abgesetzten wieder einzusetzen. Dennoch blieb Espartero noch immer für ungefähr 3000 Aemter persönlich verpflichtet, sie an Verunglückte der nun wieder siegreichen Parteien zu vergeben. Nur der Marinemeister Salazar soll aus erklärlichen Gründen für seine Branche jene Ab- und Einsetzungs-Arbeit der Junten rückgängig gemacht haben. Nichts destoweniger scheinen noch lange nicht alle Barrikaden-Helden und Auswürflinge in's Amt gekommen zu seyn; noch am 11. August verkaufte man eine Menge nagelneuer Blättchen auf den Straßen Madrids, welche die Absetzung aller noch beibehaltenen Beamten und Platz für die Herren Redacteure selbst verlangten. Der erbärmliche Stand der Finanzen fordert nichts dringender, als die stärksten Reductionen in dem weitaus überflüssigen Beamten-Heere, und die Machthaber nahmen solche Reductionen auch wirklich vor; aber nichts ist gewisser, als daß die Beamten-Zahl in Kurzem wieder noch höher als vor der Revolution sich stellen wird. Noch jedes

dieser liberalen Ministerien mußte die Rücksicht auf den Staatsschatz der Rücksicht auf die Partei nachsetzen; um wie vielmehr das der jüngsten Revolution und noch dazu der Coalition zwischen Progressisten und Moderados. Gilt es ja für jene nicht nur, diese zu überflügeln, sondern auch noch aus den Reihen der Optimaten und der höhern Bourgeoisie der letztern Acquisitionen zu machen. Nicht umsonst vernahm man schon Mitte August die Klagen der Moderados O'Donnells: die Beamten-Erneuerung sei meistens den Progressisten zu gute gekommen, die Majorität der Regierung versorge egoistisch ihre Partei, und nehme der Revolution ihren wahren Charakter einer innigen Vereinigung beider Parteien, vergessend, daß nicht die Progressisten es gewesen, welche die Opposition aufrecht zu erhalten gewußt, von Bravo Murillo bis auf das Eisenbahn-Gesetz San Luis'. Trotz ihrer schreienden liberalen Verdienste aber wird den Klagenden nichts Anderes übrig bleiben, als zu trachten, daß sie nun hinwiederum die Progressisten unterdrücken, und dann Vergeltungs-Recht an ihnen zu üben. Zwischen solchem Auf und Nieder bewegt sich die Geschichte des liberalen Spaniens in infinitum!

Nachdem Armee und Civilgewalt völlig in die Parteien ein- und aufgegangen, ist keine politische Stätigkeit mehr möglich, und das Staatswesen wird ein Tummelplatz für den grundsatzlosen Ehrgeiz, Brod- und Geldhunger bleiben, bis in Spanien die Revolution wieder Revolution ist. Daß die Bewegung dießmal weiter in das eigentliche Volk eingedrungen sei, als sonst bei ihren zahlreichen liberalen Vorgängern, ist nirgends abzusehen, es müßten denn nur die allerdings in starken Proportionen gewachsenen Sansculotten-Massen der Progressisten dieses „Volk" repräsentiren. Sonst sind es immer die alten Acteurs in der alten Action. Specifisch spanisch daran ist eben wieder dieß, daß die königliche Armee, viel-

mehr ihre Generale, immer selber an der Spitze der Revolution stehen, anstatt ihr die Spitze zu bieten. Der Giftstoff aber zu diesem Grundübel Spaniens kam bereits vor vierzig Jahren, unter Ferdinand's VII. kläglichem Regiment, in den ermatteten Staatskörper. Schon unmittelbar nach dem Freiheitskriege war es zum nothgedrungenen Systeme geworden, stete Decompositionen mit den Corps der Armee vorzunehmen, bloß um den gemeinen Mann gegen die ansteckende Unzufriedenheit der Officiere sicher zu stellen; jenem nämlich bezahlte man den Sold, diesen aber ihre Gage zu reichen, erlaubte die Finanzlage nicht. Eine Masse von Generalen und hohen Officieren, in ihrem Sinne alle hochverdient, warteten des Lohnes, erhielten aber nur das Recht, reichgestickte Uniformen zu tragen und ihren Sold zu berechnen, der nicht bezahlt wurde, und als der König nicht einmal mehr die altherkömmlichen Belohnungen, die Ritterordens-Comthureien, vertheilte, versanken viele in das bitterste Elend. Die Folgen zeigten sich bald. Die Arbeit der dreijährigen Constituante von Cadix war unter dem Beifall des „souverainen" Volkes, aber auch unter dem Beifall des von den Constituirenden gleichfalls gräulich vernachlässigten Heeres auf königlichen Befehl noch lautlos zu Grabe gegangen; allein kaum sechs Jahre später war es ein einfacher Oberstlieutenant, Riego, der die ganze gegen die abtrünnigen Provinzen von Südamerika bei demselben Cadix gesammelte Armee in Rebellion mit sich fortriß und die Wiedereinführung der sonst verachteten und verhaßten Constitution von 1812 erzwang — geradeso, wie die Garnison der Sommerresidenz La Granja am 12. August 1836 Christinen gegenüber abermals that, worauf im August 1837 wieder eine Demonstration der Garde-Officiere reagirte. Man hatte damals zuletzt überhaupt nur mehr die Madrider-Garde ordentlich besoldet, und nun erfuhr zuerst der absolute König selber, daß „eine vernachlässigte Armee stets geneigt ist, in der Veränderung des Regime's eine Verbesserung ihrer

Lage zu suchen" *). Seitdem standen bei jeder Revolte auf offenem Felde königliche Heerestheile voran, Generale bei jeder Kabinets-, jeder Kammer-Intrigue, jedem Ministerwechsel und Parlamentsscandal. Zur vollen Blüthe aber gelangte das Unwesen durch die Bürgerkriege für Isabellen seit 1832. Sie zogen Massen aus allen bürgerlichen Ständen in das Heer, welche die Parteiung schon mitbrachten, und nur zu oft forscht man nach den Antecedentien eines oder des andern in politicis jetzt vielgenannten spanischen Generals, um schließlich auf einen simplen Literaten oder Zeitungsschreiber zu stoßen. Eben in den Partei-Wirren stieg das Avancement reißend schnell; aber nur um jedesmal nach hergestelltem Frieden die meisten auf Halb- oder gar keinem Solde, und fast alle mit unbefriedigtem Ehrgeiz zurückzulassen. Sofort bissen sie dann wieder mittelst der liberalen politischen Parteiung einander selber aus; immer wieder säuberte die für den Augenblick siegreiche Partei das Heer möglichst von allen höhern Officieren der Gegenparteien, zu Nutz und Frommen der eigenen Leute; und dadurch wuchs das militärische Proletariat in unausbleiblicher Folge höher und höher heran, von einer Partei-Revolution zur andern, die stets wieder ein neues Corps von Pensionären und Officieren auf Halbsold dem versiegenden Staatsschatz aufbürdete. So verfuhren Progressisten und Moderados gegen einander, und seit 1844 auch Moderados gegen Moderados. Die erstern namentlich fanden sich aus der Armee allmählig fast ganz ausgemerzt; ein geordnetes Heer müssen sie aber, jetzt wieder mehr als halb an der Herrschaft, denn doch haben; daher dringen sie vor Allem so sehr auf Herstellung der seit 1844 aufgehobenen

*) So erklärt sich den Sieg Riego's auch die ächt liberale Schrift: „Spanien seit dem Sturze Espartero's bis auf die Gegenwart" (Leipzig 1853), deren gute Zusammenstellungen hier vielfach benützt sind.

National-Miliz, ein zweites — Militär-Proletariat zum regulären erstern.

Erklärt sich also die auf den ersten Blick wunderliche und sonst in der abendländischen Welt unerhörte Erscheinung der „politischen Generale" mit Zubehör ganz natürlich, so versteht sich auch von selbst, daß dieselben Ursachen gleichfalls dieselben Wirkungen unter der Civil-Beamtenschaft Spaniens hervorbringen mußten. Wie das Volk dabei versorgt ist, hat ein achtbarer Kenner iberischer Zustände schon vor acht Jahren treffend geschildert*); nicht umsonst ist im spanischen Volksmund der leidige Gottseibeiuns nichts anderes, als der veritable Zunftmeister der Escribano's, d. i. der Schreiber. Leute aus niedern Sphären, sagt unser Gewährsmann, die einiges Talent und Kraft in sich verspürten, und schnell zu Reichthum und Namen zu kommen wünschten, solche griffen früher zum Räuberhandwerk und bildeten jene Banditen, von denen man sich noch heute erzählt; gegenwärtig aber steht ihnen ein anderer Weg offen, auf dem sie schneller und sicherer zum Ziele gelangen: jetzt werden sie empleados, d. i. Beamte. Mancher alte Contrebandist ist jetzt mit Titeln und Orden geschmückt, Graf, General und wer weiß, was noch Alles; mancher, der es unter den früheren Verhältnissen allenfalls zu einem geschickten Räuberhauptmann gebracht hätte, ist jetzt Deputirter, Minister, Herzog u. dgl. m. Die Sucht sich schnell zu bereichern und fremdes Gut sich anzueignen herrscht gegenwärtig in Spanien mehr als je, nur mit dem Unterschiede von der frühern Zeit, daß, was man damals sich nur im Dunkel der Wälder getraute, jetzt am hellen Tageslicht und von den höchsten Regionen aus geschieht; will man einen Beleg im Großen, so bietet sich leider sogleich der Raub der geistlichen Güter dar. Wenn man das

*) Herr V. A. Huber in seiner Zeitschrift „Janus" 1846. II, 163 ff.

nicht beachtet, so kann man sich durchaus nicht in das Treiben der Spanier finden. Alle sieht man laufen und ringen, um ein Amt zu bekommen, und hört man die Angestellten reden, so beklagen sie sich alle, daß sie unentgeldlich dienen müssen, weil ihnen die Regierung ihren Gehalt nicht auszahle, oder doch erst nach jahrelangen Rückständen. Warum wollen sie aber dennoch Alle Anstellungen? Das Geheimniß ist bald aufgedeckt: das Amt bietet dem Inhaber tausendfache Gelegenheit, seinen Vortheil wahrzunehmen und sich auf eine und die andere Art zu bereichern; das thut er denn auch so schnell als möglich, denn er weiß, daß schon eine Schaar anderer Bewerber ihn von seinem Posten zu verdrängen strebt, und daß er nur kurze Zeit in seinem Amte bleiben wird. Wie weit man in dieser Beziehung geht, ist fast unglaublich; Beamte, die in eine entfernte Provinz geschickt werden, gehen wohl gar nicht dahin ab; sie nehmen einfach das Reisegeld und den Gehalt für das erste Quartal, sowie Alles, was sie sonst noch etwa auf Rechnung jener Stelle bekommen können, und gehen dann, wohin es ihnen beliebt; und sie haben gewissermaßen Recht darin, denn wenn sie z. B. in die Havannah ankommen, so geht schon ein anderes Schiff aus Spanien ab, das ihnen die Nachricht von ihrer Absetzung bringt, und den Nachfolger für ihre Stelle. — So liegen die Thatsachen! Und nun denke man sich diese Menschenclasse in den politischen Parteien der Liberalen, selbst diese bildend, und desgleichen die wechselnden Partei-Ministerien, als Werkzeuge in den Händen dieser ephemeren Machthaber, bei den Wahlurnen zur Landesvertretung, in den Cortes, in ihren Majoritäten und, was noch schlimmer ist, in ihren Minoritäten! Kurz, solches höhere Militär- und Civilbeamten-Proletariat allein erklärt die letzten vierzig Jahre der spanischen Geschichte, so wie es geworden ist in innigster Wechselbeziehung mit dem modern-liberalen Constitutionalismus, und hinwiederum für Spanien ihn selber charakterisirend.

Neben der in allen politischen Ereignissen des Landes bewegenden allgemeinen Richtung des grundsatzlosen Ehrgeizes und Brodneides aber war bereits auch schon die Rede von besondern Richtungen der nämlichen Art, förmlich constituirten Gesellschaften zu demselben Zwecke, den regulären Truppen der spanisch-politischen Selbstsucht. Es ist im Grunde ganz natürlich, daß das Associationswesen in Spanien nicht brach lag für das eigentliche Princip alles Liberalismus: den nackten Egoismus und selbstsüchtigen Individualismus. Alles für mich, aber viribus unitis! — diese anscheinend sich widersprechende Praxis hat in Spanien noch auffallender als anderwärts Früchte getragen. Auf solchen Grundsätzen ist vor Allem die Freimaurerei überall erbaut, und in Spanien insbesondere nahezu allmächtig geworden. Für specielle Bedürfnisse des militärischen und civilen Avancements aber bildeten sich vornehmlich zwei besondere Bündnisse, uneigentlich auch „Parteien“ genannt: der geheime Bund der Ayacucho's und die parlamentarische Bruderschaft der Puritano's.

Sehr bezeichnend ist die Urgeschichte der Ayacucho's. Sie tragen den Namen von der kleinen peruanischen Stadt Ayacucho, wo die spanische Armee unter Sacre (den 9. Dec. 1824) von den südamerikanischen Insurgenten eine große Niederlage erlitt, worauf die Geschlagenen schmählich capitulirten, um sofort nach Europa eingeschifft zu werden. Ganz Süd-Amerika ging so für Spanien verloren; die Capitulanten aber, als sie heimkehrten unter ihre tapfern und im Punkte der militärischen Ehre überaus empfindlichen Landsleute, traf überall die kälteste Verachtung, namentlich die Officiere. Allenthalben ausgestoßen und unter dem Namen der „Ayacucho's“ als ehrlos gemieden, gedachten sie nun, auf sich selber beschränkt sich helfen zu müssen und schloßen einen Geheimbund unter sich ab, dessen oberstes Gesetz jedes Mitglied verpflichtete, das andere in allen Lagen nach möglichsten Kräften zu fördern und emporzuheben. Die Umstände waren

ihnen nicht ungünstig. Riego's große Militär-Revolution und die restituirte Constitution von 1812 waren eben vor Ferdinand unterlegen, dem die Franzosen über die Pyrenäen zu Hülfe gezogen, und er bedurfte neuer Officiere; die rechte Blüthezeit für die Zwecke der Ayacucho's brach aber an, als Ferdinand und seine Wittwe, ihren „Conservatismus" selbst wieder verläugnend, darangingen, auf die große liberale Partei gestützt, ihrer Tochter Isabella den deren Onkel Don Carlos gebührenden Thron zu sichern. Nicht etwa, als ob die Bundesbrüder nun sämmtlich unter die Liberalen sich gestellt hätten; im Gegentheile gab es ihrer bei den Carlisten so gut, wie unter den Christinos. Immer jedoch blieben sie ihres Schwures eingedenk, und man schreibt, wenn nicht den ganzen, so doch den plötzlichen Fall der Sache Don Carlos' den geheimen Verräthereien seiner Ayacucho's zu Gunsten der ihnen gegenüberstehenden christinischen Ayacucho's nicht ohne Grund zu, eine Kette von Verräthereien, der die Convention von Bergara endlich die Krone aufsetzte. Schon hatte es nämlich der Geheimbund der Ayacucho's dahin gebracht, daß an der Spitze der beiden Parteien des Bürgerkriegs und ihrer feindlichen Armeen je eines seiner Mitglieder als Generalissimus stand, und in jener Convention streckte nun der legitimistische, Maroto, vor dem christinischen, Espartero, die Waffen. Die Laufbahn des letztern bis zum Regenten Spaniens war gemacht; ob mehr durch sein Schwert oder durch den Diensteifer des geheimen Bundes? darüber ist man kaum im Zweifel; wohl aber darüber, wo hinaus der Bund mit diesem seinem Repräsentanten endlich noch will: ob er schließlich König oder Republik-Präsident in Spanien werden soll? Seit Espartero als Siegesherzog und faktischer Herr in Spanien zu glänzen anfing, findet man die Ayacucho's unter dem Namen der Esparteristen. Feste politischen Grundsätze kann man von diesen so wenig angeben, als von jenen; oberstes Princip blieb der Bruderschaft nach wie vor: zuzugreifen,

wo immer Erkleckliches zu holen ist. Man findet Esparteristen in den Moderados-Staatsstreichministerien so gut, als in den verschiedenen progressistischen. Schon unmittelbar nach dem Sturze und der Flucht des Regenten hatten die Träger seines Namens denkwürdige Beweise ihrer Geschmeidigkeit gegeben. Espartero war einer Coalition der Moderados und Progressisten unterlegen, in der die „Vorgeschrittenen“ der Letztern sich als seine wüthendsten Gegner erwiesen; kaum aber trennte sich diese Fraktion von der Halbheit der Coalition in grimmiger Feindschaft, unter dem Banner der s. g. „Centraljunta,“ so gingen die Esparteristen mit Sack und Pack zu ihren Todfeinden von gestern über, und riefen zu deren Dienst ihre Presse wieder wach, welche sie erst vor einem halben Monat vor dem Halloh der Bundesgenossen von heute hatten einstellen müssen. Es lockten eben damals noch größere Aussichten auf Seiten der exaltirt-progressistisch-republikanischen Partei, als im verflossenen Monat August 1854. Kurz, die Esparteristen sind die Ratten auf den Schiffen des spanischen Parteiwesens; daß sie schließlich alle die stolzen Dreidecker der Moderados verließen, ist für diese ein schlimmes Omen. Zur Stunde blähen sie sich unter der schwarzen Flagge der Progressisten; wenn aber morgen die ganze Flotte des spanischen Liberalismus unter dem Zornfeuer Altspaniens in Rauch aufginge, nun! so waren ja die Ayacucho's nichts weniger als immer und alle — liberal. Nur „Esparteristen“ könnten sie dann nicht füglich mehr seyn!

Was die Ayacucho's am spanischen Staatswesen im Allgemeinen sind, das leisten die Puritano's für das liberale Spanien und seinen Parlamentarismus insbesondere. Wenn man von ihrer Praxis absieht, kann man nicht sagen, daß sie so ganz ohne Grundsätze sind, wie jene; denn sie bekennen sich eben zu liberalen, und zwar zu den „vorgeschritteneren“ Principien, als eine Art linkes Centrum. An dem Tage, wo Espartero den Sieg der September-Revolution über seine Wohlthäterin Christine feierte, bildeten die Puritano's sich aus den jüngern Progressisten heraus, gegen die drohende Alleinherrschaft der Alten; um ihrerseits doch auch anzukommen, wollten unter Andern auch sie drei Regenten für die unmündige Isabella haben, nicht den Einen. Völlig constituirt zeigten sie sich in den Cortes der „parlamentarischen Coalition“ nach Espartero und vor Narvaez, wo sie die Moderados gegen ihre eigenen Gesinnungsgenossen unterstützten; und zur Gewalt gelangten sie noch am Schlusse jener „parlamentarischen“ Zeit, als unter den traurigen Resten

der Coalition weder Moderado noch Progressist sich mehr fand, der ein Ministerium hätte bilden mögen, Gonzales Bravo aber, der Puritano-Führer, begierig zugriff, um sein Glück zu machen. Ursprünglich Redacteur eines radikalen Witzblattes, das durch seine zügellosen Ausfälle auf Christinen bekannt war, dann heftiger Stürmer in der Coalition gegen Espartero, dem schmutzigen Charakter seiner Partei in Allem ausgezeichnet convenabel, hatte er es nun in den Cortes schon zum Vicepräsidenten gebracht, da er dem Ruf folgte, fortwährend als Progressist sich zu erklären, dabei aber die gröbste Reactionsarbeit für die Moderados zu thun und so Spanien zu retten. Ueber die fernere Laufbahn dieser „Retter" Spaniens gestehen selbst deutsche Liberale, daß sie größtentheils Ministercandidaten und unzufriedene Stellenjäger seien, denen ihre Position bequem gewesen, um je nach den Umständen vom Gouvernement zur Opposition oder von dieser zum Gouvernement abzuspringen*). Man findet einzelne Puritano's auch in den reactionärsten Ministerien der Moderados-Periode. In solchem Falle aber und für die Dauer desselben zeigt sich ein großer Unterschied ihrer Principien von denen der Ayacucho's; während nämlich bei diesen die Solidarität der Interessen dann fortdauert, vielmehr erst recht ins Leben tritt, sind die übrigen Puritanos immer die Feinde eines jeden aus ihnen, der für sich die gewünschte Stelle erhält. Um eben Stellen zu haben, ließen sie sich auch herbei, unter dem schmählichen Regiment des progressistischen Favoriten Serrano Regierungen zu bilden. Schließlich hat sich noch herausgestellt, daß ihr Hauptorgan, der „Clamor publico," dessen Redacteur für seine Verdienste um die neueste „Freiheit" Seeminister zu werden hoffte, während sein Mitarbeiter wirklich einen Gesandtschaftsposten erhielt, daß dieser „Clamor publico" von dem Minister Sartorius bis zu dessen Sturz eine — monatliche Unterstützung von 10,000 Realen empfing! Diese selben Puritano's aber werden nach der Natur der Sache in der nahen Constituante, die über Spaniens Schicksal bestimmen wird, den bedeutendsten Einfluß üben, vielleicht den Ausschlag geben!

Ein Hauptfaktor aber der politischen Dinge auf der iberischen Halbinsel überhaupt ist die Freimaurerei. Nur der Umstand, daß es in Spanien bisher nicht gelang, alle libe-

---

*) Der Leipziger Anonymus a. a. O. S. 181. — Jener G. Bravo ist jetzt neuernannter Gesandter Spaniens in — Wien.

ralen Parteien in Einen wüsten Brei aufzulösen, verhinderte hier, daß das Maurerthum noch nicht zu derselben absoluten Allgewalt gelangte, welche die Loge in Portugal thatsächlich übt. In Spanien ist sie eher selbst in einer Partei, und zwar in der der äußersten Linken, aufgegangen als umgekehrt; in Portugal dagegen ist sie nicht Partei, sondern König, Parlament, kurz, Alles in Allem*). In beiden Ländern gesetzlich strengstens verpönt, bestehen die Logen doch, Spanien und Portugal durch ihre Verzweigungen über das ganze Land wie einem Netze übersponnen haltend, hier thatsächlich in dem Besitze der Macht, jeden Augenblick die Revolution loszulassen, und jedes ihnen mißfällige Ministerium zu stürzen, dort in dem jetzigen Moment der gleichen Macht wenigstens sehr nahe. In Portugal erklärte ein Minister im J. 1837 offen: es sei nicht möglich, zu regieren, so lange die geheimen Gesellschaften wie ein Damoklesschwert über dem Haupte jeder, ob befreundeten oder gegnerischen, Regierung schwebten. Er stürzte dafür von seinem Stuhle, und Costa Cabral nahm ihn ein, dadurch, daß er Chef der Regierung und der Freimaurer zugleich war, so lange sich haltend, bis er den Vollmachtgebern genug geplündert zu haben schien; wie billig, trat dann ein Anderer an die Quelle, durch die Revolution des Marschalls Herzog von Saldanha, der selber den Bettelsack am Halse trug, und erst in den jüngsten Tagen von seiner Kunst ihn zu füllen wahrhaft banditenmäßige Beweise geliefert; er machte den neuen Freimaurer-Großmeister Pereira zu seinem — Justiz- und Cultusminister. Im April 1852 zog der König-Gemahl gegen jenen Saldanha als vogelfreien Militäraufwiegler und todeswürdigen Hochverräther in der Eigenschaft als Generalissimus aus, siegte aber nicht; und jetzt ist derselbe Saldanha erster Minister desselben Gemahls, nunmehrigen Regenten, der als Coburger selbst geborner Freimaurer-Chef ist. Dieß ist kurz die „constitutionelle" Geschichte Portugals seit zwei Decennien. Das Freimaurer-Paradies muß aber größer seyn, und wäre nur Alt-Spanien nicht, so wandelte Spanien jetzt auf dem besten Wege. Die spanischen Freimaurer stehen unter der obersten Leitung eines „dirigirenden Ausschusses" von 32 oder 33 Mitgliedern der Madrider Central-Loge, und dieser Ausschuß scheint es gewesen zu seyn, mit dem O'Donnell über das Compromiß der Moderados mit den Progressisten verhandelte.

---

*) Vgl. G. Heine's Aufsatz im „Janus" a. a. O. S. 23 ff.

Mit Espartero hatte sich derselbe Ausschuß bereits in förmlichem Vertrage verbunden, wie auch die Saragossaer Junta aus lauter dem Siegesherzog beigegebenen Freimaurer-Häuptlingen bestand, darunter namentlich der eben aus dem Gefängniß entlassene jüngere Riego. Als nun auch die Allianz mit den moderirten Generalen abgeschlossen war, gab eben wieder der Freimaurer-Ausschuß das Zeichen zum Aufruhr in Barcelona, Saragossa, im ganzen Königreich Valencia, und endlich in Madrid. In der Hauptstadt war es die Principal-Sorge des Ausschusses, die Bewegung gegen die sofort improvisirte moderirt-progressistische Coalitions-Junta aufrecht zu erhalten; in der That regierte er, und es ist nicht undeutlich zu erkennen, daß Espartero, indem er die Hand zur Unterdrückung des neuen Aufstandes vom 28. August bot, seinen den Freimaurern gegenüber übernommenen Verpflichtungen schnurstraks zuwider gehandelt hat. Verläßig sind die angeführten Thatsachen; höchst unverdächtige Blätter, namentlich der belgische Observateur, Hauptorgan der dortigen Freimaurer, selber und auch die Augsb. Allg. Ztg. haben sie bestätigt.

Bei dieser Sachlage ist Ein Umstand für Spanien von besonderm Gewichte, die Entwicklung der politischen Stellung nämlich innerhalb der spanischen Freimaurerei selber. Sie ist seit dreißig Jahren gerade in ihr Gegentheil umgeschlagen. Das Jahr 1820 brachte die Liberalen auf einige Jahre zur Herrschaft; im Volksmunde hießen sie damals „Atheisten, Juden, Freimaurer", letztere Benennung behielt das Uebergewicht, und als solche galten sie in den Augen des gemeinen Mannes geradezu als natürliche Söhne des Teufels. Indeß hatte die Partei in dem Augenblicke schon sich innerlich gespalten, wo sie die Stufen der Gewalt hinanstieg: in Moderirte und Exaltirte. Jene warfen diesen vor: sie wollten die neue (Cadixer-)Verfassung stürzen und zur Republik fortschreiten; diese jenen: sie wollten die Verfassung stürzen, um eine Scheinconstitution mit Zweikammersystem &c. einzuführen. Jene, zur Zeit im Besitz fast aller wichtigern Staats-Stellen und also herrschende Partei, hatten ihre Stütze in den Freimaurer-Logen; diese wirkten in dem neugebildeten, aus der Maurerei selbst hervorgegangenen, und später mit ihrer Hülfe wieder unterdrückten Geheimbunde der Comuneros mit ziemlich ausgeprägten föderativ-republikanischen Tendenzen *). Die Grundsätze des letztgenannten mächtigen und

*) V. A. Huber's Skizzen aus Spanien. Göttingen 1826. S. 147, 148.

gefürchteten Bundes, der die volkreichen Städte größtentheils in seiner Hand hatte, pflanzten sich in der Partei der Progressisten fort; anders aber ging es den Moderados mit der Freimaurerei. Sie verloren in derselben Schritt für Schritt an Boden, in dem Maße, als sie in dem Alleinbesitz des Regiments sich befestigten, und alle malcontenten liberalen Elemente sich in die Logen drängten. In dem gegenwärtigen Augenblicke sind diese ehemaligen Domainen der Moderados völlig an den vorgerücktesten Progressismus übergegangen; den Grundsätzen der zuvor von ihr unterdrückten Comuneros ist die gemeine spanische Freimaurerei nun selber verfallen. Im Jahre 1834 noch hatte sie besondern Aufschwung gewonnen, indem sie zur ostensibeln Vertheidigung der illegitimen Isabella sich noch in speciellen Clubs als „Wächter der Unschuld" constituirte; jetzt aber zählen diese Logen, nach den verlässigsten Berichten, fast lauter Demokraten unter sich, die wüthendsten Feinde des Thrones; sie sind zum Zwecke der jüngsten Revolution mit der Flüchtlings-Propaganda, und besonders mit dem Revolutions-Comité in London in direkter Verbindung gestanden, und bilden, kurz gesagt, die Unterlage der spanisch-republikanischen Bewegung. Daß diese fast durchgängig — „iberische" Gestalt zeigt, d. i. die Vereinigung Spaniens und Portugals will, ist aus der Allmacht der portugiesischen Freimaurer und der Hülfsbedürftigkeit der spanischen unschwer zu erklären. Die verzweifelte Stellung der Moderados aber leuchtet hier abermals ein. An den wahrhaft Conservativen keine Stütze, die grauenhafte Macht der Maurerei zum schleichenden Todfeinde, werden sie ihre Stellung zunächst an der Presse erproben. Durch die Presse hat man von jeher aus den Logen heraus operirt und avancirt, der Presse ist auch das rücksichtsloseste Staatsstreich-Ministerium nicht Herr geworden; denn sie ist nicht nur von offenen Parteien getragen, sie hat das Schurzfell Satans selber hinter sich, wie die beklagenswerthen spanischen Bischöfe nicht weniger, als die wechselnden Ministerien erfahren mußten. Ein Blick auf sie läßt wenig Zweifel übrig, daß schließlich iberische Freimaurerei und Altspanien allein sich gegenüber stehen werden. Wäre es nur einmal, lieber heute als morgen; der Sieg kann nicht zweifelhaft seyn!

XXXIII.

Zur Unterrichts-Frage.

Des études classiques dans la société chretienne par le R. P. Ch. *Daniel* de la compagnie de Jesus. Paris. Julien, Canier et Cp. 1853. 445. VIII.

Diese Schrift ist unstreitig die bedeutendste unter allen, womit der durch Abbé Gaume angeregte Streit die französische Literatur bereichert hat. Der Herr Verfasser geht von dem richtigen Grundsatze aus, daß Fragen über Unterricht und Erziehung der christlichen Jugend nur genügend beantwortet, und Reformen auf diesem Gebiete mit gutem Erfolge nur vorgenommen werden können, wenn man weder voreilig dem Zeitgeiste huldigt, noch subjectiven Lieblingsgedanken nachhängt, sondern vielmehr sich mit unbefangenem Geiste an Tradition und Geschichte wendet, und sich da guten Rath holt. Demgemäß durchwandert er die Reihe der Jahrhunderte, von dem Entstehen einer christlichen Gesellschaft bis auf die neue Zeit, und forscht mit offenem Blick nach den Lehrgegenständen und Methoden der christlichen Schulen, sowie nach den pädagogischen Grundsätzen der hervorragendsten Geister und ausgezeichnetsten Lehrer. Das Resultat dieser Wanderung ist, daß, ähnlich wie ein Glaube unverfälscht

und unverändert durch alle Zeiten von der Kirche bewahrt wurde, so auch die leitenden Gedanken und die Mittel des Unterrichtes in den christlichen Schulen wesentlich stets dieselben waren. Eine Verschiedenheit zeigt sich eigentlich nur in der durch Zeit und Ort bedingten Anwendung dieser Lehr-Mittel — in der Unterrichtsmethode. Und in dieser Beziehung sind von der Gründung des Christenthums bis zum achtzehnten Jahrhundert fünf Hauptperioden zu unterscheiden: 1) die der heiligen Väter; 2) die der Klosterschulen unter Leitung der Benedictiner; 3) die der Universitäten; 4) die der Renaissance; 5) die des Concils von Trient. Herr Daniel gibt im ersten Capitel eine lichtvolle übersichtliche Charakteristik dieser sämmtlichen Perioden, und läßt darauf die ausführliche historische Darstellung der einzelnen folgen. Daran knüpft er eine Erörterung über christliche und heidnische Classiker, und faßt die Hauptmomente zusammen, warum bei dem Unterricht der christlichen Jugend die Schriften der heiligen Väter niemals an die Stelle der alten Classiker gesetzt worden sind, und niemals gesetzt werden dürfen. Den Schluß des Werkes bildet eine Reihe von Nachträgen, die interessante historischen Documente enthalten.

Wir halten es ebenso für unmöglich, einen nur einigermaßen genügenden Auszug des reichhaltigen Buches zu liefern, als uns die Absicht fremd ist, die Lectüre desselben durch einen solchen unsern Lesern ersparen zu wollen; doch scheint es im Interesse der guten Sache gehandelt, wenn wir ein möglichst objectives Referat über ein so bedeutendes, zwar schon in einer der gelesensten norddeutschen Zeitschriften (Magazin für die Literatur des Auslandes Num. 77) ehrenvoll erwähntes, aber dießseits des Rheins noch sehr wenig bekanntes und gelesenes Werk mittheilen. Die providentielle Bedeutung der griechischen und römischen Sprache wird gleich in den Vordergrund gestellt. S. 10: „Wenn das jüdische Volk, das vorlaufende Volk katexochen, Depositär

des Gesetzes und der Prophetien war, so wachten auch das griechische und das römische Volk über einem Depositum, das in der göttlichen Oeconomie für die Kirche reservirt war. Als daher auf Calvarien der Name des Gekreuzigten am Kreuze angeschlagen ward, war er nicht in hebräischer Sprache allein geschrieben, sondern auch in griechischer und lateinischer: Et erat scriptum hebraice, graece et latine.“ Von diesem Standpunkte aus wird denn das geistige Leben der ersten christlichen Jahrhunderte geschildert. Aus griechisch-römischen Elementen constituirte sich die christliche Gesellschaft: sie verneinte den heidnischen Aberglauben und die heidnische Unsittlichkeit, aber nicht die griechisch-römische Civilisation. Nach dem Beispiele des großen Heidenapostels, der die griechischen Dichter und Philosophen gekannt, und die Fähigkeit einer reineren Gotteserkenntniß ihnen nicht abgesprochen, zeichneten sich die Männer, welche sein Werk fortsetzten — die eifrigsten Verkünder des Evangeliums und die heldenmüthigsten Martyrer — zugleich durch Kenntniß der griechischen Literatur und Fertigkeit im Gebrauche der griechischen Sprache aus. Und in ihre Fußtapfen treten wieder ihre Nachfolger, und sobald die Christen aus der Nacht der Katakomben hervortreten konnten in das Licht des öffentlichen Lebens, richteten sie nach dem nationalen Herkommen ihre Schulen ein, und gründeten den Jugendunterricht wesentlich auf dieselben Mittel, deren ihre heidnischen Vorfahren sich bedient hatten. Julian versuchte es, ihnen diese Bildungsmittel zu entziehen; die Lehrer und Leiter der Kirche erkannten darin eine der feindseligsten und für das Christenthum gefährlichsten Maßregeln. Aus Noth mußte man dem Unterricht eilig zu diesem Zwecke geschriebene Bücher christlicher Schriftsteller zu Grunde legen; aber diese wurden beseitigt, sobald als der Zwang aufhörte, und Niemand dachte daran, aus der Noth eine Tugend zu machen. Als Repräsentanten des kirchlichen Bewußtseyns für diese Zeit sind die erhabenen Lehrer des

Morgenlandes, der heil. Basilius und der heil. Gregor von Nazianz zu betrachten. Beide waren vollkommen einverstanden über die Bedeutung der altclassischen Sprachen und Literaturen; sie erkannten und sprachen es mit der größten Klarheit aus, daß dieselben die geeignetsten Mittel darböten, den jugendlichen Geist zu bilden, das Gemüth zu veredeln, und Geist und Gemüth für eine klare und tiefe Auffassung des Christenthums zu befähigen. Sie schrieben ihnen eine propädeutische Kraft zu, und waren sich klar, daß Alles ankomme auf die Art und Weise, wie man die heidnischen Classiker lese und beim Jugendunterricht verwende. Ihre mißfälligen Aeußerungen treffen nicht die Sache, sondern den schlechten Geist, die verkehrte Methode, womit man sie benutzte; und sie stimmten einem ihrer Zeitgenossen und Freunde, dem heil. Amphilochus bei, welcher in Bezug auf die Lectüre der antiken Schriftsteller den Rath gab: „Machet es wie die Biene, die aus allen Blüthen süßen Honig zu bereiten versteht, und kein Gift in sich aufnimmt.“ Der heil. Basilius sprach sich hierüber am bestimmtesten in einer eigenen, der studirenden Jugend geweihten Abhandlung aus: „über die Lectüre der heidnischen Schriftsteller“; der heil. Gregor in der Leichenrede auf den heil. Basilius, wo er die Gegner der classischen Studien geradezu als die Feinde aller Wissenschaft bezeichnete, als kurzsichtige, eingebildete Leute, die unter der allgemeinen Barbarei ihre eigene Ignoranz verbergen möchten *). Bei den größten Kirchenlehrern des Abendlandes

*) Und einen solchen Mann erklären moderne Historiker für einen Finsterling, der durch seine eigenen Schriften die antiken Classiker aus den Schulen habe verdrängen wollen, ohne auch nur zu bedenken, daß der heil. Gregor die Schriften, welche etwa hieher bezogen werden könnten, gar nicht zu der Zeit schrieb, wo die Christen an die Stelle der ihnen von Julian entzogenen Classiker eigens geschriebene Schulbücher anzuwenden genöthigt waren.

finden wir ganz dieselben Ansichten über die alte Literatur, und ihren rechten und falschen Gebrauch. Der heil. Augustinus sprach sich dahin aus: man solle die Jugend nach den classischen Heiden bilden, aber der Klerus solle sich hüten, dieselben mit eitlem Sinn zu lesen und Wichtigeres darüber zu versäumen. Der heil. Hieronymus hatte einst einen Traum, in welchem ihn der Herr für einen guten Ciceronianer, aber schlechten Christen erklärte, und in welchem er gelobte, nie wieder einen heidnischen Schriftsteller zu lesen. Er zog sich bald darauf nach Bethlehem zurück, und widmete in seinem Einsiedlerleben seine ganze Kraft der Erklärung der heiligen Schriften; doch seine Nebenstunden wandte er dazu an, Knaben in den alten Sprachen und Classikern zu unterrichten, und er ließ sich darin nicht irre machen, als Rufin es ihm als einen Eidbruch auslegte, daß er in der Wirklichkeit nicht halte, was er im Traume versprochen.

Damit in Einklang war der Unterricht in den italischen Stadtschulen basirt auf Cicero, Virgil, Horaz, Homer (Hesiod, Euripides), die Grammatik wurde gelehrt nach Donat und Priscian. Der Unterricht begann schon mit dem siebenten oder achten Jahre, und es war nicht ungewöhnlich, daß Knaben erst griechisch, dann lateinisch lernten, ganz wie in der altrömischen Zeit; es war z. B. mit dem heil. Fulgentius der Fall. Was die Themate für die stylistischen Arbeiten betrifft, so gab einer der berühmtesten Lehrer des sechsten Jahrhunderts, Desiderius in Pavia, z. B. folgendes: „Thetis beweint den Tod des Achilles, Juno freut sich am Kampfe des Antäus mit Hercules. Dido's Verwünschungen nach der Abfahrt des Aeneas.“ Ein anderer, noch wirkungsreicherer Lehrer jener Zeit, der gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts die Klosterschulen organisirte, nachdem die longobardische Invasion die Stadtschulen Oberitaliens unter dem allgemeinen Ruin der Civilisation begraben, und welchem der Ruhm gebührt, das Abschreiben der Manuscripte in die

Klöster eingeführt zu haben, war Cassiodor. Er befürwortete die classischen Studien folgendermaßen: „Niemals haben die heiligen Väter die profane Literatur geächtet; denn sie ist von großem Nutzen für das Verständniß der heiligen Schriften.“ Und nachdem er sich auf die Grundsätze des heil. Augustinus und vieler anderen Kirchenväter berufen, schließt er mit den Worten: „Ahmen wir sie also nach, widmen wir uns mit Umsicht und unermüdlichem Eifer der Lectüre der heiligen, wie profanen Schriften. Wer möchte darüber noch einen Zweifel erheben, da wir solche Beispiele, und zwar in so großer Anzahl vor Augen haben?“

Seit dem siebenten Jahrhundert war es dann die große Aufgabe und das unsterbliche Verdienst des Benedictiner-Ordens, Cultur und Christenthum den nordischen Völkern zu bringen; aus ihm gingen die großen Heidenbekehrer aus, seine Klöster waren die Mittelpunkte für geistige und materielle Cultur, seine Schulen die Pflanzstätten der höhern Bildung; die Lehrgegenstände in denselben und die pädagogischen Grundsätze waren wesentlich in allen Ländern dieselben, und blieben die in den Schulen Italiens von der heiligen Väter Zeiten her recipirten. „Die Periode von Cassiodor bis auf die Gründung der Universitäten kann man die benedictinische nennen. Während dieses Zwischenraums von sechs Jahrhunderten, inmitten grundstürzender Revolutionen und entsprechender geistigen Umnachtung, blieb das Unterrichtswesen in fast unveränderlicher Form, vornehmlich getragen von den Kindern des heiligen Benedict. Immer, in Italien, wie in England und Frankreich, erhielt sich irgend ein Fünkchen in der Stille einer Abtei, und holten früher oder später andere Nationen von da ihr Licht. In diesen Schulen, die ihren Priscian und Donat, ihren Cicero und Virgil lehrten, sehen wir in langer Reihe die größten Persönlichkeiten der Kirche auftreten: St. Bonifaz, der Deutschland mit seinem Blute zum Christenthum befruchtete; Beda

den Ehrwürdigen; Alcuin, den Lehrer des großen Karl; Rhaban Maurus, den großen Erzbischof von Mainz; jenen Gerbert, später Sylvester II.; St. Abbon von Fleury und so viele Anderen. Alle waren Scholaster und Meister der Grammatik, alle bestanden in einer Schule die Lehrjahre ihres Apostolats, vielmehr, die Classe war der erste Schauplatz ihres Apostolats. Sie glaubten Gott zu dienen, wenn sie die Söhne der Barbaren schulten, und in der That waren es ihre Hände, aus denen Europa als christlich hervorging."

Im dreizehnten Jahrhundert begann mit der Gründung der Universitäten eine neue Periode. Das wissenschaftliche Leben wanderte aus der Stille der Klöster in das Geräusch der großen Städte, die alte Schuldisciplin machte bald einer großen Ungebundenheit der Studenten Raum, Grammatik und Rhetorik wurden in Schatten gestellt durch die Philosophie; in den Klöstern sank das wissenschaftliche Leben, und damit die Sorge um Erhaltung und Vervielfältigung der Schätze der alten Literatur, das Abschreiben der Manuscripte hörte nach und nach auf eine Verpflichtung der Klostergeistlichen zu seyn, und wurde mehr und mehr die Sache unwissender Lohnschreiber. Indessen hörten die herkömmlichen Schulen nicht auf zu bestehen, es wurden vielmehr neue zur Vorbereitung für die Universität von Fürsten, Bischöfen, Städten gestiftet; in denselben blieb nach wie vor Grammatik und die Lectüre der antiken Classiker die Hauptsache. Aber dennoch wurde Vieles anders. Die Aenderungen bestanden theils in der veränderten Unterrichtsmethode, theils in der Wahl der Lehrbücher und Schriftsteller, theils in der gelockerten Disciplin. Was die Lehrbücher und Schriftsteller betrifft, so wurden statt der alten Grammatiken des Donat und Priscian neu verfertigte, die aber kein Fortschritt gegen die alten waren, eingeführt, ferner das Griechische ganz vernachläßigt, die lateinischen Classiker in Masse, aber ohne Princip gelesen,

und ihnen noch christliche Dichter wie Prudentius, Sedulius hinzugefügt, sowie spätere mittelalterlichen Schriftsteller, in denen die Erzählungen des A. T. mit griechischen Mythen wunderlich vermengt waren, und die ebenso wenig den guten Geschmack, als das Christenthum förderten. Die alte Lehrmethode, der es um Erlernung der Sprache und Verständniß der Schriftsteller zu thun war, wurde allmählich verlassen und je mehr die Philosophie selbst entartete, desto mehr drangen die absurden Distinctionen und unfruchtbaren Spitzfindigkeiten der Scholastik in die Grammaticalschulen ein: man disputirte über die Richtigkeit von „Ego amat," man grübelte über den finis intra und extra, den finis remotus, remotior et remotissimus eines Buches, und verlor darüber die Sprache sammt dem Schriftsteller aus dem Auge. Es fehlte nicht an geistvollen und gelehrten Männern, welche diese Gestaltung der Dinge mit Bedauern wahrnahmen und ihr mit Energie entgegentraten; dieß that z. B. gleich beim Beginn dieser Periode Johann von Salisbury, der Vertraute des Papstes Hadrian IV.; andere traten in seine Fußtapfen. Die Opposition, welche in solcher Weise der herrschenden Richtung entgegenwirkte, erstarkte mehr und mehr, und errang endlich den vollständigsten Sieg. Diesen Umschwung nennt man gewöhnlich die „Restauration der Wissenschaften". Er begann lange vor der Eroberung Constantinopels durch die Türken und knüpft sich in Italien besonders an den Namen Petrarca; seinen Höhepunkt erreichte er in Paris unter der Regierung Franz I. Ein Hauptmerkmal dieser neuen Periode besteht in der Begeisterung für die antike Welt, in dem Streben, diese nach allen Seiten lebendig zu erfassen und die Gegenwart besonders in Literatur und Kunst darnach zu gestalten. Wenn dieser Rückschlag zu Gunsten des classischen Alterthums an sich natürlich war und in der Hauptsache nur ein Zurückgreifen zur früheren Culturperiode, die mit dem zwölften Jahrhundert schloß, so erhielt er doch durch die Zeit-

umstände eine ganz eigenthümliche Färbung und Gestalt. Er fiel nämlich in die große Uebergangsperiode der europäischen Völker aus dem Kindes- in das Mannesalter, in eine Zeit, wo neue Welten entdeckt, ungewöhnliche Erfindungen gemacht wurden, wo neue Bedürfnisse Befriedigung suchten und neue Anschauungsweisen den Bruch mit der Vergangenheit förderten. So gesellten sich gar fremdartige Elemente zu der Begeisterung für die Antike, und dem freien Aufstreben der Geister mischte sich manche üble Erbschaft aus dem Mittelalter bei, namentlich frivole Poesie*) und pantheistische Philosophie. Wenn man dem Humanismus dieser Zeit Vorwürfe machen will, so muß man billiger Weise die verschiedenartigen Ursachen und Bestandtheile desselben ins Auge fassen, und nicht sofort als die Wurzel alles Uebels das erneute Studium des Alterthums bezeichnen. Uebrigens sind auch die meisten Vorwürfe, die man der Renaissance zu machen pflegt, nicht einmal gegründet: falsch ist, daß sie eine allgemeine Sittenverderbniß herbeigeführt und das Werk Luthers hervorgerufen habe; nur die üble Einwirkung auf die Kunst kann und soll nicht abgeläugnet werden. Doch ist auch hier zu bedenken, daß wie die Wissenschaft, so auch die Kunst bereits entartet war, und daß die Vorliebe für antike Formen auch eine berechtigte Seite hatte, in sofern sie nämlich aus dem Bestreben hervorging, aus Künstelei und Schnörkelei wieder zu einfachen, natürlichen Weisen zurückzukehren. Was die Sprache betrifft, so ist unläugbar, daß alle modernen Sprachen Europas an Klarheit und Schärfe ungemein durch das erneute Studium der antiken, besonders der lateinischen gewonnen haben. Der Umschwung im wissenschaftlichen Leben und im Unterricht war bedeutend, doch ein Bruch nur mit der

---

*) Wie weit es in Schmutz und Frivolität namentlich der Roman des Mittelalters gebracht, darüber finden sich interessante Angaben S. 208, 209.

letzten Periode des Mittelalters, nicht mit dem ganzen Mittelalter, noch weniger mit dem ganzen christlichen Alterthum, und er betraf nicht so sehr die Objecte des Studiums, als die Methode. Von den Fesseln der Scholastik befreit suchte der Geist in das Wesen des Alterthums einzudringen und die alten Sprachen sich theoretisch und praktisch anzueignen. Die Erfindung der Buchdruckerkunst kam dieser Richtung trefflich zustatten: Texte der Classiker, emendirt durch die Bemühungen der erwachenden philologischen Kritik, Grammatiken und Wörterbücher, dem Stand der Wissenschaft und den pädagogischen Bedürfnissen besser entsprechend, wurden in Masse gedruckt und vielfältig verbreitet. Dazu kam eine planmäßigere Auswahl der in den Schulen zu lesenden Schriftsteller. Es wurden nicht allein die mittelalterlichen Dichter, sondern auch Lucan und Statius beseitigt; dafür wurde die Anzahl der classischen Historiker vermehrt und den herkömmlichen Sallust und Livius, auch Cornelius Nepos, Cäsar und Tacitus hinzugefügt. Besonders bedeutsam war die Liebe, mit welcher man das Griechische wieder studirte, und der Eifer, mit welchem man es in den Schulen lehrte. Homer, Demosthenes, Xenophon wurden vor allen andern den lateinischen Classikern an die Seite gestellt. Wie weit man jedoch davon entfernt war, das antike Heidenthum als einziges Bildungsmittel anzuerkennen, und daran etwa die Feindschaft gegen Christenthum und Kirche zu entzünden, geht daraus hervor, daß man auch christliche Schriftsteller beim Jugendunterricht zu Grunde legte, und nicht nur passende Schriften des heil. Gregor von Nazianz, des heil. Basilius und des heil. Chrysostomus, sondern auch die heilige Geschichte des Sulpicius Severus und das Evangelium St. Lucas in die Schulen einführte. Für die Art und Weise, wie man den Unterricht handhabte, ist ein Bericht des Ramus interessant, nach welchem es täglich zehn Arbeitstunden in den Schulen gab: zwei davon kamen auf den eigentlichen Unterricht, eine auf die

Einübung der grammatischen Regeln, sieben auf die Lectüre der Classiker und die schriftlichen Arbeiten. Herr Daniel schließt das Capitel über die Renaissance mit folgenden Worten: „Kurz, die Studien-Reform dieser Epoche, als technische und literarische Reform, hat die moralische und religiöse Oeconomie des Unterrichtswesens nicht tief alterirt — das geht aus unserer Vergleichung der alten und neuen Programme klar hervor. Also wird es auch nach der Renaissance gar nicht einer gigantischen Revolution bedürfen, um im Bildungswesen den rechten Weg wie im Mittelalter zu treffen."

Je gewaltiger die geistige Bewegung war, welche die neue Zeit herbeiführte, und je großartiger die Mittel für den Gedankenverkehr, desto heftiger und umfangreicher mußte der Kampf auf kirchlichem Gebiete werden, auf welchem es ja zu keiner Zeit an Streit gefehlt hat, und wo gerade zu Ende des Mittelalters so viel Zündstoff sich angehäuft hatte. Indeß hielt die Kirche wie immer, so auch unter jenen furchtbaren Stürmen an dem Grundsatz fest, daß die Wissenschaft an sich ein Gut, nicht ein Uebel ist, daß nur die Afterwissenschaft Unheil erzeugt und daß kein Mißbrauch der Wissenschaft die Unterdrückung derselben rechtfertigt. Demgemäß bot sie alles auf, um die wahre Wissenschaft zu fördern, den Mißbrauch und die Abirrungen von derselben zu verhüten. Besonders war sie bemüht, den seit den letzten Jahrhunderten des Mittelalters desorganisirten Unterricht wieder zu organisiren, und da ihre heilsamen Reformen durch die kirchliche Revolution unterbrochen wurden, führte sie dieselben darauf desto gründlicher durch auf dem Gebiete, das ihr nach dem Abfall geblieben. Dieß geschah auf dem Concil von Trient, diesem wunderbaren Wendepunkte, wo die Kirche der erstaunten Welt zeigte, welche Macht und welche Kräfte ihr verliehen sind. Und wie überall und zu allen Zeiten heilige Männer in ihr aufgestanden sind, wo es galt eine besonders wichtige Mission zu erfüllen, so war es damals der heil. Karl Borromäus, welcher das große

Werk leitete und namentlich die Reform der Erziehung und des Unterrichtes bewerkstelligte. Ihm zur Seite stand die Gesellschaft Jesu, der unter den vielen geistlichen Orden, welche die Bedürfnisse der Zeit veranlaßten und der ungeheure Aufschwung des kirchlichen Lebens in's Daseyn setzte, vor allen die Aufgabe zugefallen war, für Erziehung und Unterricht einzustehen. Die Hauptthat, wodurch das Concil von Trient der Anarchie der Geister und der Unwissenheit des Klerus steuerte, war die Anordnung, daß in allen Diöcesen Seminare, oder doch wenigstens Schulen eingerichtet werden sollten, in welchen die christliche Jugend in Religion und Wissenschaft unterrichtet und zur Frömmigkeit erzogen würde. Der Grundgedanke hinsichtlich der Mittel und des Zweckes des Unterrichts war dem Concilium des sechszehnten Jahrhunderts derselbe, wie den Vätern und Häuptern der Kirche in allen früheren Jahrhunderten: die Jugend solle in der Grammatik und den anderen guten Künsten unterrichtet, und dadurch für das Studium der heiligen Schriften selbst befähigt werden. Eine Reihe von Provincialsynoden in den verschiedensten Ländern führte weiter aus, wofür das öcumenische Concil die Norm gegeben. Sie faßten in Bezug auf den Unterricht besonders drei Punkte in's Auge: die Lehrgegenstände, die Lehrbücher und die Lehrer selbst. Es wurden die heidnischen Classiker als die Hauptmittel der Geistesbildung bezeichnet, dagegen der blos propädeutische Gebrauch der heiligen Schriften geradezu untersagt, und die Erklärung derselben dem Religionsunterrichte und den sonntäglichen Zusammenkünften in der Kirche zugewiesen. Die intellectuelle Bildung und die Erziehung zu Religiosität und Sittlichkeit müsse Hand in Hand gehen und alles, was in dieser wie jener Beziehung der Jugend schädlich sei, vermieden werden. Dem Lehrzweck sei es daher angemessen, nicht alle Schriftsteller des Alterthums und nicht alle Schriften eines jeden Schriftstellers in die Schulen einzuführen, sondern eine planmäßige

Auswahl der geeignetsten Schriftsteller und passendsten Werke zu veranstalten, und dafür zu sorgen, daß immer das der geistigen Reife der Schüler Entsprechende angewendet und durchaus Schädliches ganz ferne gehalten werde. Nach diesen Grundsätzen seien die Lehrbücher zu verfassen und vor allem mit Sorgfalt die Lehrer auszuwählen; denn „tales, ut plurimum, evadere solent discipuli, quales fuerunt ipsorum magistri" — war der leitende Gedanke des Concils von Bordeaux im Jahre 1583. Diese Grundsätze wurden in ein System gebracht in der „ratio studiorum" der Gesellschaft Jesu, und praktisch ausgeführt in den von derselben unter dem eifrigen Mitwirken des Papstes und der ausgezeichnetsten Bischöfe, namentlich des heil. Karl Borromäus gegründeten Lehranstalten. Da war Theorie und Praxis auf die kirchliche Autorität gegründet und der Hauptsache nach Alles, selbst die Veranstaltung von gereinigten Schulausgaben der Classiker, auf Analogien der früheren Jahrhunderte und die Maximen eines heil. Hieronymus und Rhabanus Maurus gestützt. Wirn, ein gelehrter Benedictiner, der über die Unterrichtsmethode der älteren Zeiten gründliche Studien gemacht, wurde überrascht von der Aehnlichkeit derselben mit der der Jesuiten, und gab im Jahre 1598 das Zeugniß*): „Es ist hier wie dort dasselbe System, so daß die Väter der Gesellschaft Jesu die Lehrmethode und Lebensweise unmittelbar aus den Händen der Benedictiner Englands empfangen zu haben scheinen." Die bedeutendsten protestantischen Historiker des achtzehnten Jahrhunderts erkennen mit Bewunderung die seit dem Concil von Trient erfolgte Wiedergeburt des katholischen Wesens und den Ausgang derselben von der Reform der Schulen an. Und eine Reihe von Männern, die sich auszeichneten in allen Sphären des praktischen und theoretischen Lebens, namentlich

*) S. 277, Anm. 1.

auch auf dem Gebiete der Theologie, und unter welchen die Kirche viele Heiligen zählt, gibt in unumstößlicher Weise Zeugniß für die Schulen, aus denen sie hervorgegangen, und liefert den Beweis, daß der großartige Impuls, der im sechszehnten Jahrhundert gegeben war, bis tief in das siebenzehnte Jahrhundert seine segensreichen Wirkungen äußerte. Das Verhältniß der Schulen dieses Zeitraums zu denen der Renaissance läßt sich folgendermaßen bestimmen: Die classischen Studien wurden systematisch unter den Gesichtspunkt einer christlichen Erziehung gestellt; demgemäß fand eine planmäßigere Auswahl der Schriftsteller und Lehrstücke statt, namentlich wurden die hie und da eingeführten lateinischen Komiker, sowie Catull, Tibull, Properz beseitigt, und Lehrbücher wie Lehrmethode und Schuldisciplin waren der Art, daß sie mit dem erstrebten Ziele intellectueller und moralischer Bildung im Einklang standen, und der eingerissenen Anarchie und Zuchtlosigkeit der Geister Schranken setzten. Alles ist treffend zusammengefaßt in den Worten des Juvencus: „Auctorum interpretatio sit eiusmodi, ut scriptores quamvis Ethnici et Profani, omnes fiant quodammodo Christi praecones.“

Dieß ungefähr ist der Inhalt der acht ersten Capitel. Dem reichen Inhalte entspricht die classische Form. Sprache und Darstellung ist lichtvoll und fesselnd, die Art, wie der Herr Verfasser sein Urtheil motivirt, es mit den Ansichten der Männer der Vorzeit verbindet und dasselbe unmittelbar auf die sprechendsten Thatsachen basirt, zeigt durchweg, wie vollkommen er seiner Sache Meister ist. Es ist einleuchtend, daß auf der gegebenen Grundlage die Vertheidigung der classischen Studien und der Unterrichtsweise seit dem Concil von Trient ebenso vollständig, als unwiderleglich werden mußte. Im folgenden Capitel wird sofort letztere näher beleuchtet; es enthält nämlich eine gedrängte Darstellung über das Leben und Treiben in den Jesuitenschulen und über charakteristische Persön-

lichkeiten und Schriften der darin wirkenden Lehrer. Dieselbe ist ebenso geeignet, eine Menge von Vorurtheilen und falschen Anschuldigungen zu Boden zu schlagen, als unserer Zeit manchen guten pädagogischen Rath zu ertheilen, namentlich wie neben den heidnischen Classikern die heilige Schrift und die Werke der heiligen Väter zu benutzen und christliche Erziehung mit classischer Bildung in Einklang zu bringen ist. Sie enthält aber zugleich auch treffende Bemerkungen über die Schranken, welche der Schule gezogen sind durch die allgemeine Richtung der Zeit und durch die verschiedenen Factoren des öffentlichen wie Privat-Lebens*). Das letzte Capitel erledigt endlich den eigentlichen Streitpunkt durch eine musterhafte Erörterung über das Wesen der Classicität und über heidnische und christliche Classiker. Es weist eben so schlagend aus philologischen und pädagogischen Gründen, wie die früheren aus historischen, den Unverstand der Gegner der classischen Studien und ihr thörichtes Beginnen, die bisherige Studienordnung umzustürzen, nach. Die eigene Meinung über den Gebrauch der heidnischen Autoren und der heiligen Väter auf den Gymnasien spricht Herr Daniel am bestimmtesten in folgenden Sätzen aus: „Ueber die gegenwärtig beregte Streit-

---

*) Dieser Abschnitt ist besonders objectiv gehalten, und durch die reichsten Belege in den Beilagen unterstützt, welche theils die pädagogischen Grundsätze und die Literatur der Jesuiten documentiren, theils verschiedene Urtheile aus verschiedenen Zeiten über die pädagogischen und wissenschaftlichen Leistungen der Gesellschaft Jesu enthalten. Unter Anderm sind Auszüge aus dem Buche eines Mannes mitgetheilt, den Niemand einer besondern Vorliebe für die Jesuiten zeihen wird, nämlich aus dem 8ten Capitel der „Gründung der Seminare im 16ten Jahrhundert von Augustin Theiner." Dieselben bezeugen auf das Glänzendste und Rückhaltloseste die unsterblichen Verdienste des heil. Ignatius und seines Ordens um die Reform der christlichen Schulen.

frage lautet demnach unsere Ansicht in Kürze also: man weise jedem Autor die seinen Eigenschaften angemessene Bestimmung an, die Grammatik denjenigen, deren Sprache rein ist, die Rhetorik den beredtesten 2c.; man bediene sich daher nicht für gewöhnlich der heiligen Väter in den Classen der Grammatik, wo ihr Werth am wenigsten gewürdigt wäre, sondern man reservire sie für eine Unterrichtsstufe, wo es leicht ist, mit allen ihren Vorzügen sie beizubringen; man „„sättige die Kinder nie mit christlichen Classikern,““ sondern bringe ihnen den Geschmack bei für die heilige Literatur.“

Wir haben dem nichts hinzuzusetzen, wir empfehlen das Buch des Herrn Daniel Allen, die für die Lösung einer der wichtigsten Fragen unserer Zeit ein Interesse haben. Es verdient namentlich die Beachtung aller deutschen Philologen und Schulmänner, sowie es seinerseits in erfreulicher Weise kund thut, daß gründliche Gelehrsamkeit auch jenseits des Rheines den großen Aufschwung, welchen Philologie und Historie seit einem halben Jahrhundert in Deutschland genommen, wohl zu würdigen weiß.

XXXIV.

Die jüngsten Kinder der spanischen Geschichte.

IV.

Exempel politischer Größen des liberalen Spaniens: Espartero und Narvaez, O'Donnell u. s. w. und ihre Zeiten.

Espartero, der christinische Herzog vom Siege, ist ein Mann von 64 Jahren, fünf Jahre älter als sein berühmter Todfeind Narvaez. Könnte man bei ihm überhaupt von festen Grundsätzen reden, so müßte man sagen, er habe ganz dieselben Wandlungen in sich durchgemacht, wie die Politik der spanischen Freimaurerei; nun aber ist nur soviel wahr, daß er zwischen den praktischen Mühlsteinen der Erfolge und Mißerfolge nach derselben Scala durchgeknetet worden, wie das Maurerthum an der Consequenz. Hat dieses activ, wenn auch nach naturnothwendigen Gesetzen, das liberale Princip ausgebildet, so hat Espartero solches nicht gethan; aber gerade deßwegen ist er ein für gewisse spanischen Situationen unvergleichlich brauchbarer Charakter, vielmehr Nichtcharakter, und namentlich die gegenwärtige Situation ist wie gemacht für ihn. Als Haupt der Regierung den entgegengesetztesten, aber immer gleichberechtigten Einflüssen preisgegeben von den um ihn versammelten Führern aller alten seit zwanzig

Jahren an der Gewalt gestandenen Parteien, allen Farben der Moderados, Puritanern und simpeln Progressisten, espar- terischen Exaltirten und antiesparterischen, das beschworene Mandat von der Freimaurerei in Händen, andererseits offi- ciell verpflichtet, gegen die Republikaner so gut wie gegen Altspanien die liberale Coalition zusammenzuhalten — könnte unter solchen Umständen ein Charakter nur einen Augenblick lang bestehen? Gewiß kein anderer, als ein Espartero! Alle Welt weiß, daß er weder die Intelligenz noch die Ener- gie für eine erhabene Stellung hat; was ihn auszeichnete, war von jeher die äußerste Unentschlossenheit, und sie scheint mit den Jahren noch gestiegen zu seyn, wie z. B. seine noch mehr lächerliche als schmähliche Haltung in Sachen der Haft und Flüchtung Christinens jüngst bewies. Aber gerade diese Eigenschaften scheinen ihm auch jetzt wieder zu gute zu kom- men. Man läßt eben den Dingen ihren Lauf, um so mehr, als „erschütterte Gesundheit" ihm die „schwierigern Staatsge- schäfte" verbietet. Verdankte er doch auch alle seine militä- rischen Erfolge nicht einem tapfern Schwerte, sondern einzig seinem unerschütterlichen Temporisiren; dazu ist jetzt für poli- tische Erfolge wieder die Zeit. Narvaez könnte das nicht; seine unbestrittene Intelligenz und Energie würde ihm die Todesgefahr der liberalen Sache aufdecken, und ihn im Stur- me fortreißen. Wo dagegen das letzte Stadium der Fäulniß herrscht, da ist Espartero der Mann. Dazu hat er sogar Eine Qualität vor der Regel politischer Größen des liberalen Spaniens, auch Narvaez, wie man sagt, nicht ausgenom- men, voraus: er stiehlt nicht am Staate. Wenigstens glaubt die Welt, er brauche nicht zu stehlen. Als junger Lieutenant von den Affairen bei Ayacucho zurückgekommen, ist er, in bezeichnender Weise, im Spiel ein behäbiger Herr gewor- den, und darauf durch eine glänzende Heirath noch reicher; in dem furchtbaren Bürgerkrieg als Oberst eines Infanterie- Regiments einer der ersten, die sich für Christinen erklärten,

und bald im Genusse ihrer höchsten Gunst, wurde er in allen Ehren auch nicht ärmer. An Geld nämlich; denn von Verdienst zu reden, hat er nie ein anderes gehabt, als sein Glück. Das Glück läßt sich nicht einfangen mit Spießen und Stangen, daher ist Espartero's Wesen temporisirend. Im Allgemeinen hat die alte Christine den Sohn des armen Stellmachers von Granatula gut getroffen, wenn sie ihn in den zornigen Worten skizzirte: „Zum Herzog konnte ich dich machen, Don Baldomero, aber zum Edelmanne nicht!"

Als die Juli-Revolution den verrotteten Madrider Weiber-Hof zwang, nach einer Persönlichkeit sich umzusehen, die de facto liberaler Regent in Spanien zu seyn vermöchte, lagen nur die bekannten beiden Namen in der Wahl. Beide lebten seit der Rückkehr aus ihren Exilen, England und Frankreich, zurückgezogen auf dem Lande: Narvaez zu Loja in Andalusien, von einem Civil- und Militär-Hofstaat umgeben, und durch seine Privat-Sekretäre förmlich wie durch Staatsminister mit verschiedenen Mächten in diplomatischer Verbindung; Espartero deßgleichen wie ein kleiner König zu Logrono bei Saragossa. Dieser der gehorsame Diener Englands, wie von jeher, seitdem die Diplomatie von St. James das arme Spanien in ihre heillosen blutigen Hände bekommen, und noch mehr seit seinem Exile in London; jener der Gefeierte Frankreichs, von daher mit Orden und Ehrengeschenken überhäuft, durch seine Heirath mit einer Tascher de la Pagerie noch dazu mit Napoleon III. verwandt, und von ihm ohne Zweifel an die Spitze eines Staatsstreich-Spaniens gewünscht. Beide sich einander und guter Gelegenheit scharf auflauernd, voll des alten tödtlichen Hasses, den sich Espartero im J. 1836 nur zu reichlich verdient. Der junge General Narvaez schlug damals den Nachtrab des tapfern, bis in's Herz Andalusiens vorgedrungenen Carlisten-Chefs Gomez, verlor aber die Verfolgung seines Sieges durch General Alaix, der aus Neid seine Truppen gegen die

Befehle Narvaez' verhetzte. Als dieser über Alair's Unthat sich beschwerte, wußte Espartero als Generalissimus den Beklagten bei den Ministern nicht nur straflos zu halten, wie es scheint, gleichfalls aus Neid, sondern den Verbrecher wider soldatische Ehre gleich darauf sogar selber zum Kriegs-Minister zu machen, so daß der junge Sieger seine Entlassung nehmen, und in Folge eines mißlungenen Versuchs, Sevilla zum Sturze Espartero's aufzuwiegeln, in's bitterste Elend nach Frankreich flüchten mußte. Dennoch war es nachher die Armee, die Espartero fallen ließ, ihn, den temporisirenden Zauderer, um Narvaez anzuhangen, und nur in Einem Punkte traf die parallele Laufbahn beider seitdem wieder zusammen: in dem unbesieglichen Hasse Isabellens gegen den einen, wie gegen den andern, wozu für Espartero insbesondere noch der wohlverdiente Abscheu Christinens, der Gründerin seiner Größe, kommt, und umgekehrt. Sie kennen einander, ohne Zweifel!

Uebrigens wäre die Berufung des Narvaez nicht zwar dem Thron, wohl aber der Person Isabellens wahrscheinlich gefährlicher gewesen, als für den Moment die Espartero's. Der Marschall ist kein Mann des Gehenlassens; und da seine Moderados zehn Jahre lang genugsam Erfahrungen gemacht haben über das Verhältniß der hohen Dame zu der Ruhe Spaniens, so hätte der schon oft erwogene Plan, ihre Abdankung zu Gunsten ihrer Tochter unter der Regentschaft Narvaez' zu erzwingen, viel für sich gehabt. Der Parallelismus mit Espartero wäre dann vollständig, und der Triumph Frankreichs über England der glänzendste gewesen. Die Moderados-Progressisten-Coalition an sich, die der Aufruhr-Bund des radicalen Dulce mit O'Donnell, dem intimsten Freunde Narvaez', bereits signalisirte, hätte an letzterm kein Hinderniß, wohl aber alle progressistische Ueberhebung den unerbittlichsten Rächer gefunden. Ob Narvaez wirklich, wie behauptet ward, hinter dem Rücken O'Donnells Schritte zum

Zwecke gethan, liegt im Dunkeln; nicht aber, daß das „Volk von Madrid", das er einst auf den Barrikaden mit der Reitgerte zu Paaren getrieben, ihn eventuell gehängt hätte, und noch weniger, daß Isabellen keine Wahl mehr blieb, nachdem sie es einmal dahin hatte kommen lassen, daß die aufständigen Moderados mit dem „Volk" der Progressisten fraternisirten. Jetzt war bloß noch Espartero „möglich."

Er kam, und that von allem Dem das Gegentheil, was Narvaez an seiner Stelle gethan haben würde. Einst, während seiner dreijährigen Regentschaft, die Zielscheibe des furchtbarsten Hasses aller Parteien geworden, jetzt als „Patriarch unserer Freiheiten" ausgerufen, ward er als Princip enthusiastisch empfangen, selbst unter den höhern Klassen, die den Parvenu sonst von jeher auf's tiefste verachtet hatten. Er bildete sein Ministerium, und stattete des andern Tages den Barrikaden vor ihrem Abbruch noch feierlichen Besuch ab; aber hier und bei der folgenden großen Beleuchtung war die Begeisterung für ihn schon merklich erkaltet. Natürlich, der „spanische Washington" hatte ja nun angefangen zu regieren! D. h. er sah sich einerseits verpflichtet, die Befehle der „Madrider-Junta" zu vollziehen, die selbst hinwiederum dem permanenten Freimaurer-Ausschuß, und durch diesen dem europäischen Revolutions-Comité gehorchte, und nahm in dieser Qualität das Ehrenpräsidium des nach rothestem Schlage zusammengesetzten republikanischen Unionsclubs dankbarst an. Er hatte sich aber auch gegen O'Donnell verpflichtet, jeden revolutionären Versuch gegen Krone und Ordnung zu unterdrücken, und löste daher alsbald alle jene Junten und diesen Club auf, gab Vereins- und Preß-Ordonnanzen. Dem „Volk" hatte er öffentlich und feierlich versprochen, Christinen unter keiner Bedingung freizulassen, dem Collegen aber, sie unter jeder Bedingung auf freien Fuß zu stellen; auf eine Zeit lang that er das Eine, dann that er das Andere; und Beides proclamirte und vertheidigte er offen ohne Scham und

Gram. Die Einen sagen, er sei der Todfeind der Demokratie, die Andern, er sei das willenlose Werkzeug der Demagogen; und Beide haben Recht, es kommt immer nur darauf an, welche Partei den Diktator eben zwingt, sich zu fixiren. Er hat das „Volk“ nicht umsonst acht Tage lang auf seine Ankunft von Saragossa her warten lassen, denn er wollte gethanene Arbeit antreten, und auf die Klagen der Demagogen-Häupter über Christinens Abreise soll er ganz richtig erwidert haben: warum denn das „Volk“ selbst in der langen Zeit, bis zu seinem Eintreffen, die Arbeit nicht besser gethan? So ist er „conservativ“, und was das „monarchisch“ betrifft, so wäre jede Anfrage deßfalls müßig. Gewiß ist nur so viel, daß die Person Isabellens jetzt am wenigsten Bedeutung hat, und Espartero sich daher um sie am wenigsten bemühen wird; wäre ihre Stimmung irgend von Gewicht, so hätte er unmöglich damit anfangen können, ihr die Besetzung des Gesandtschaftspostens in Paris durch denselben Progressisten Olozaga abzuzwingen, den, ihren Lehrer, sie, das dreizehnjährige Mädchen, als Conseilspräsidenten den 1. Dec. 1843 öffentlich beschuldigte: er habe ihr die Unterzeichnung des Dekrets zur Auflösung der Cortes bei verriegelten Thüren durch körperliche Nöthigung entrissen. Jedenfalls aber wäre ein Sprung des Siegesherzogs mitten in den Republikanismus hinein bei weitem nicht mehr von der Länge derjenigen Sprünge, welche er früher schon gemacht.

Vergleiche man nur die erste politische That Espartero's mit seiner jetzigen Partei-Stellung. Als Ferdinand VII. sein segenloses Leben nach langem Siechthum schloß, und Christinen als Regentin für die geraubte Krone zurückließ, war diese königliche Zöglingschaft Louis Philipp's blind genug, zu glauben, der Cerberus des Liberalismus, den sie officiell zum Hüter ihres Thrones bestellt, werde mit dem elenden Brocken „aufgeklärte Absolutie“ sich abspeisen, und als er sechs Monate lang lauter und lauter nach „Verfassung“

brüllte, doch wenigstens mit dem octroyirten „Estatuto Real" vom 10. April 1834, welches die Cortes por estamentos (Landstände) einberief, befriedigen lassen. Zwanzig Jahre früher hätten diese Cortes vielleicht noch den fremdländischen Liberalismus erdrückt; allein jetzt stützte man sich ja selbst gerade auf diesen im Kriege gegen den rechtmäßigen König Spaniens. Er stritt auch mit der einen Hand gegen Don Carlos, mit der andern aber ebenso hitzig gegen den liberal-absolutistischen Thron, unter unaufhörlichen Ministerwechseln, Aufständen im ganzen Lande, Emeuten in Madrid, Anarchie überall, bis er durch den Militär-Aufstand von La Granja wieder zur volkssouverainen Constitution von 1812 gelangte, welche in der folgenden Constituante zeitgemäß „verbessert", und den 18. Juni als Verfassung von 1837 von Christinen beschworen wurde. Natürlich waren nun die Progressisten am Ruder; aber schon nach einem Monat stürzten sie, und unterlagen den Moderados in Folge einer Demonstration der Gardeofficiere bei Christinen. Der Anstifter war Niemand anders, als Espartero. Er war Moderado, bis er sah, daß von dieser auf seine wachsende Plenipotenz eifersüchtigen Partei nichts mehr für ihn zu hoffen sei; das von ihm unverschuldete Unglück der Carlisten hatte ihm eben noch den pompösen Herzogstitel de la Vittoria und reiche Güter als Geschenk der Cortes eingetragen, als er im Sept. 1839 sich offen für die — Progressisten erklärte. Er hatte sich nicht verrechnet. Die Frage über die alten Municipalfreiheiten des Landes bot trefflichen Anlaß gegen Christine und die neidischen Moderados; die Progressisten warteten nur des Signals zum Aufstande, und als dieses in der Entlassung des störrigen Herzogs gegeben war, brach 1840 die sogenannte „September-Revolution" aus, welche ihn, als neuernannten Ministerpräsidenten und Sieger über seine Königin, wie einen triumphirenden Fürsten in Madrid einziehen ließ, und die er sofort alljährlich als hohes Nationalfest zu feiern be-

fahl. Christine, in gerechter Furcht vor ihrer eigenen Creatur, legte die Regentschaft nieder, und ging nach Frankreich; Espartero aber, vor sieben Jahren noch einfacher Oberst, ward den 8. Mai 1841 als Regent Spaniens mit fürstlicher Gewalt an die Spitze des Reiches gestellt.

Die damalige Situation des Regenten von dem Tage seines Sieges an kann füglich als Prophezie für den Ausgang seiner Situation von heute gelten. Voraus hat der unentschiedene Progressist von heute vor dem abgefallenen Moderado von damals nichts, als daß die Moderados in diesem Augenblicke noch nicht sind, was sie in vierzehn Tagen vielleicht seyn werden: seine offenen Todfeinde. Sonst war die stützende progressistische Partei heute wie damals im Moment der Erhebung in Fraktionen auseinandergegangen, von denen die einen ihren Haß nur langsamer auswickeln, die andern plötzlich, wie die republikanisch-föderalistischen, die schon im J. 1841 hinter den von 1854 weder an Zahl und Energie, noch an tugendhafter Entrüstung über den esparterischen Halbmenschen zurückstanden. Es fragt sich nur: ob der Herzog vom Siege heute wieder also wie damals seine Stellung zu behaupten versuchen wird, auf die Gefahr hin, die höchste Spitze seiner Laufbahn endlich doch noch am demokratischen — Galgen zu erreichen? Damals freilich, kaum auf den Schultern der neuen Revolution noch über die alte Revolution emporgestiegen, schmetterte er den combinirten liberalen Aufruhr gegen die eigene liberale Person nieder, als wäre er selber der Legitimste der Legitimen. Zuerst waren es die Moderados, die zu Madrid, Vittoria und Pampelona im Namen Isabellens gegen den abtrünnigen Gewalthaber losschlugen; sie unterlagen; der tapfere Reitergeneral Diego Leon, noch in Jünglingsjahren, Oberst O'Dea und andere Moderadosofficiere wurden standrechtlich erschossen, und zwei Männer, die jetzt mit Espartero regieren und ihm die „Einheit“ aller Liberalen repräsentiren helfen, sein eigener Vetter Manuel de la Concha und O'Don-

nell entflohen mit Mühe demselben blutigen Loose. Je mehr Moderados aber Espartero erschießen ließ, desto rühriger erhoben sich die Progressisten, um die „Freiheit" auch gegen ihn selbst zu retten; überall erstanden ihre Junten, deren Centrale in Barcelona noch im J. 1842 schweres Bombardement und blutiges Standrecht erlitt. Die Pressen beider Parteien wetteiferten, den Fortschrittsmann, der also mit Kartätschen und Bomben liberal that, à la Tyrann und Blutmensch zu behandeln; noch die Cortes vom 3. April 1842 waren fast ganz progressistisch, aber dennoch wuchsen auch die parlamentarischen Verlegenheiten Espartero's noch höher, als die vor rebellirenden Citadellen; und selbst sein grimmiges Gesicht gegen die Kirche empfahl ihn nicht mehr genug. Minister-Wechsel über Minister-Wechsel, Heimfahrt der Cortes über Heimfahrt; und doch war er in dem für ihn wichtigsten Punkte noch gar nicht gegen die Verfassung von 1837 vorgegangen, die, einst Christinen, jetzt aber ihm zum Tort, die Volljährigkeit Isabellens vom 18ten auf das 14te Lebensjahr herabgesetzt, also schon mit dem 10. Oct. 1844 ein Ende seiner Herrlichkeit dictirte. Bereits seit dem Jänner 1842 erhob er, in völlig verfassungswidriger Lage, nicht bewilligte Steuern, und mußte sich endlich zu dem Ministerium Lopez aus „reinen" Progressisten bequemen. Aber schon bestand wieder die Coalition dieser mit den Moderados, selbst Barcelona demonstrirte jetzt mit moderirten Magistratswahlen, und nachdem Lopez, um die geächteten Moderados-Generale wieder auf den Kampfplatz zurückzuführen, die allgemeine Amnestie vom Mai 1843 erzwungen hatte, trat er selber ab, weil Espartero nicht seine ganze Ayacucho-Camarilla opfern wollte. Der Regent, in ein Meer von Willkür-Acten versunken, war schon soweit herabgekommen, daß er zu einem förmlichen Ayacucho-Staatsstreichministerium greifen mußte, das die Cortes mit Olozaga's Ruf empfingen: „Gott rette Spanien und die Königin!" — der Losung zum Auf-

stand durch das ganze Land. Stadt um Stadt revoltirte seit dem 23. Mai, überall fielen die Truppen ab, Prim und Ametller, die eben aus dem Exil angelangten Concha's, O'Donnell, Narvaez ꝛc. warfen sich auf; ganz Spanien, nur mit Ausnahme von Cadix, Saragossa und Madrid, wo die von Espartero stets ungemein geschmeichelte Nationalmiliz noch festhielt, hatte bereits gegen ihn pronuncirt, als den 1. Juli wieder die Junta von Barcelona ohne weiteres an die Spitze trat, im General Serrano das Ministerium Lopez als „Regierung der Nation" restituirte, den Regenten aber für abgesetzt und alle Spanier des Eides gegen ihn entbunden erklärte. Die Generale dieser „Regierung" umzingelten Madrid, sobald Espartero gegen Valencia ausgezogen war, und während er, anstatt den Muth zum Entsatze der Hauptstadt zu finden, das unbewaffnete Sevilla bombardirte, weil es ebendemselben „Willen der Nation" sich auch angeschlossen hatte, dem er selber stets seine ganze Existenz schuldete. Als ihm auf die Nachricht von dem Falle Madrids die letzten Truppen davongingen, floh er wie ein Verbrecher, von dem Bluträcher Vetter Concha lebensgefährlich verfolgt, dem Meere zu, wohin Englands Gesandter in Madrid, als sei seine Sache verloren, ihm vorangeeilt war, und als der Exregent noch vom Schiffe aus den 30. Juli 1843 gegen die „illegale Madrider-Regierung" proclamirte, antwortete diese ihm und seinen Begleitern mit Entsetzung von allen Titeln, Orden und Stellen, die sie von der Revolution empfangen, und durch die Revolution nun wieder verlieren sollten. Vier Jahre darnach, unter der Herrschaft des Liebhabers Serrano, bildete Salamanca sein puritanisches Hofministerium, und weil alle Besseren unter den Liberalen sich abwendeten, fühlte er das Bedürfniß, die erst vor Kurzem noch in blutigen Aufständen unterdrückten Esparteristen zu gewinnen, und ein tüchtiges Gegengewicht wider den soeben zum drittenmale gestürzten Narvaez zu haben; er rief daher nicht nur Espar-

tero unter vollständiger Restitution und als Senator aus England zurück, sondern machte auch Alaix, dessen erstes Werkzeug gegen den Marschall, zum General-Capitain von Neucastilien.

Also eine große Moderados-Progressisten-Coalition hatte Espartero gestürzt, und ganz dieselbe Coalition hat ihn jetzt wieder auf den Schild gehoben. Mit Ausnahme des Lopez, der bislang im Senat saß, und erst eine vorzüglich gewichtige Person in der nahen Constituante zu werden verspricht, sind alle die genannten Todfeinde des „Patriarchen der Freiheit" in den jüngsten Juli-Tagen vor aller Welt Augen als seine Bundesbrüder mit großem Geräusch vorübergezogen, nur Narvaez hat sich für andere Zeiten aufgespart. Welche Partei jetzt zuerst wieder von ihm abgehen, und mit Wiederherstellung der allgemeinen Opposition von 1842 gegen ihn den Anfang machen, und in wieweit die Gräuel von damals wiederkehren werden, steht dahin. Es können so gut die Progressisten, als die Moderados seyn. Wenn aber auch die liberale Coalition noch länger fortdauern, und selbst die Constituante überstehen sollte, so hat man doch auch für diesen Fall in der liberalen Geschichte Spaniens schon eine Parallele, die da beweist, wie beglückend solche Coalitions-Herrschaft für Land und Leute, wie beruhigend sie für die Parteien selber ist und seyn muß. Die Coalitions-Periode vom 30. Juli 1843 bis 4. Mai 1844 bildet diese Parallele, d. h. jene berüchtigte Zeit, wo die Besieger Espartero's, Moderado und gemäßigter Progressist, gerade so, wie jetzt die Sieger über Christine-Sartorius, zu Einer „parlamentarischen Partei" sich verbanden, und durch drei Ministerien Lopez, Olozaga und Gonzales Bravo regierten, ungeheuer viel von Versöhnung und totalem Vergessen der alten Partei-Unterschiede redend, gerade wie zur Stunde, in der That aber im giftigsten Kampfe um die Früchte des Sieges sich reißend, erst unter der Decke, dann am hellen Tage, die Moderados

zum Scheine den progressistischen Marionetten-Ministerien an ihrem Schnürchen sich unterwerfend, in Wahrheit aber die Armee allmählig ganz mit ihren Leuten versorgend, während den Progressisten die Civilämter nur als Abfälle blieben — kurz, Rüstung oder schon Krieg der „coalirten" Parteien gegeneinander vom Parlamentspalast bis zur Proletarier-Hütte, in einer Stadt Mißhandlung der Moderados durch die progressistische Junta, in der andern der Progressisten durch die moderirte Junta — bis vor Narvaez' starker Faust wenigstens der wildeste Spuk zerstob. Spanien hat seit vierzig Jahren keinen guten Tag mehr gehabt, aber unter seinen schlechten Zeiten war diese „parlamentarische Coalitions"-Periode doch immerhin noch die schlechteste. Ihr gleicht aber die gegenwärtige Situation auf ein Haar. Die Coalition dieses Moments ist im Innern wieder dieselbe, und wieder stehen Altspanien dräuend zur Rechten, der Republikanismus zur Linken, nur etwa, daß jenes jetzt weniger trostlos ist, als damals, dieser weniger hoffnungsvoll, als damals. Am allerdrohendsten aber steht jetzt der wenigstens an Leidenschaft mündig gewordene Thron über der Coalition. Er macht im Grunde den einzigen Unterschied zwischen jetzt und damals aus; eben deßhalb ist dießmal auch ein anderer — eiserner Marschall nöthig.

Unter den liberalen Generalen aber scheint keiner mehr anders Spanien wahrhaft dienen zu können, als daß jeder seinen Degen aufhängt, den Sitz in den Cortes vergißt, sich hinlegt und stirbt. Wenn auch viele als tapfere, einzelne vielleicht sogar als bürgerlich ehrenwerthe Männer erscheinen, so sind sie doch alle in blutigen und unblutigen Bürgerkriegen und Parteikämpfen aufgewachsen und groß geworden, und die unaufhörlich das arme Spanien bis auf Mark und Knochen erschütternden liberalen Fieberschauer, die sonst ganz Europa mit Grausen betrachtet, sind ihnen so gewohnt und zur andern Natur geworden, wie dem Fische bodenlose Was-

ser. Sie fühlen gar nicht mehr, daß es anders stehen könnte und sollte. Da ist der greise Evariste San Miguel, ursprünglich Held von der Presse, dann Vertheidiger der „Freiheit“ auch mit dem Degen; noch Mitglied der Cadixer-Cortes, sah er alle spanischen Revolutionen seit vierzig Jahren in das Gegentheil ihrer Zwecke umschlagen, und doch betheiligte er sich bei allen wieder mit dem gleichen Enthusiasmus; bald exilirt oder sonst in den Schatten gestellt, bald in den höchsten Aemtern und Würden, hat er dennoch als interimistischer Kriegsminister den Juli-Kämpfern jüngst in ungeschwächter Ekstase zu ihrem endgültigen Freiheitswerke gratulirt. Rebell mit Riego im J. 1820, und sofort Mitglied des dem Könige aufgezwungenen liberalen Ministeriums, hoffte er bis zum letzten Augenblicke auf eine allgemeine Erhebung des „Volkes“ gegen die zur Rehabilitirung der königlichen Gewalt herbeiziehenden Franzosen; schmerzlich enttäuscht und flüchtig mit seinem aller Volks-Sympathien baaren Liberalismus, rechnete er doch wieder für — Spanien auf Englands Intervention für die Verfassung von 1812. In der September-Revolution abermals aufgetaucht und Generalcapitain von Madrid in dem Augenblicke, als die coalirten Generale gegen Espartero die Hauptstadt umzingelten, sah er dasselbe „Volk“ jetzt, mit den Waffen in der Hand, denselben Regenten wegpronunciren, den es zwei Jahre vorher in bewaffneten Aufständen hinpronuncirt hatte; mit den andern Progressisten viel geplagt während der zehnjährigen Moderadosherrschaft, stand er, als der Moderado O'Donnell die Schaaren seiner Partei zu Hülfe rief, wieder an der Spitze, um in wenigen Tagen abermals den Wechsel der „Volks“-Gunst zu erfahren. Ausgezeichnet als schwärmerischer Bachant der Revolution, ward er am 28. Juli von den Barrikaden-Hauptleuten officiell zum „Vater des Volks“ ernannt; aber ach! Isabella merkte sich das, und vertraute sich und die ganze Zwischenregierung ihm an; er besorgte

beide getreulich, und wenige Tage später ward er als verkappter Moderado und abtrünniger Verräther am „Volke" aus dem „Circolo politico" ausgestoßen. Und noch mehr! Als General-Capitain von Madrid im Vereine mit O'Donnell tapfer arbeitend gegen die Revolte vom 28. August wegen der Freilassung Christinens, ward er in voller Uniform und im Angesichte der erst noch so hoch von ihm gefeierten Barrikaden von jenem „Volke" — durchgeprügelt, von Isabellen dagegen zu dem wichtigsten Posten eines General-Inspektors der National-Milizen ernannt. Ohne Zweifel hofft San Miguel, trotz Allem, doch wieder „Vater des Volkes" zu werden, und er hat Recht; wer im liberalen Spanien in den nächsten drei Tagen nach einer Revolution, die ihn irgend eine Würde gekostet hat, nicht erschossen wird, der ist immerhin sicher, das Verlorene über kurz oder lang mit Zinsen wieder zu erlangen.

Darum macht man auch die Revolutionen, und eben weil diese sich ganz von sich selber verstehen, die politischen Coalitionen so leicht. Wer hätte je gedacht, daß ein O'Donnell und die Concha's, sonst Narvaez' geschworene Bundes-Brüder, nach ihm die ersten militärischen Stützen der Moderados, auf seinen Spuren zu ihrem Glanze gelangt, mit ihm gestiegen, gefallen, verfolgt und verbannt als die Häupter der moderirten Opposition seit Murillo's Staatsstreich-Regiment — daß sie so leichthin den sonst mit Feuer und Schwert verfolgten Progressismus öffentlich umarmen würden, unter dem Jubel des „Volkes" von Madrid, in der Person Espartero's, den sie 1843 bis auf das Blut gehetzt, und der hinwiederum sie zwei Jahre früher nur deßhalb nicht erschießen ließ, weil er sie nicht erwischte? Es ist möglich, daß dieser O'Donnell fortan als Haupt einer dritten Kategorie der liberalen Generale zwischen die beiden alten tritt, daß er als Führer der „rein parlamentarischen Partei" seine Abhängigkeit von Narvaez löst, und zum legitimen Schützer der con-

stitutionellen Isabella sich aufwirft. Es fragte sich nur ob die Armee zu einer jüngern Generation von Generalen gegen die alten halten würde. Sonst fehlt an Leopold O'Donnell wohl nichts, auch nicht der äußere Glanz der beiden ältern; denn an sich sehr reich, trug er, wie immer die ausgezeichnetsten Werkzeuge der siegenden Parteien, schon unter dem „parlamentarischen" Ministerium Lopez, und als Anerkennung seiner Verdienste am Sturze Espartero's, den Beßt-Preis jeder gelungenen Revolution auf vier Jahre davon: das Generalcapitanat von Cuba, wo er am Sklavenhandel allein Millionen verdient haben soll. Etwa zweiundvierzig Jahre alt war der Graf von Lucena, wie O'Donnell seit seinem Siege über Cabrera von 1839 heißt, als er jüngst in vierspänniger Postchaise an der Spitze der aufgewiegelten Truppen dahinfuhr; und dennoch, was Alles hat er schon erfahren! Kaum möchte unter den unglücklichen Edelgeschlechtern Spaniens eines seyn, dem die spanischen Bürgerkriege gräßlichere Spuren eingedrückt, als dem der O'Donnell's. Vor mehr als hundert Jahren mit der irischen Leibgarde in's Land gekommen, sind sie seitdem naturalisirte Spanier, gleich vielen andern Trägern fremder Namen auf der Halb-Insel. Die liberale Constitutions- und die Thronfrage riß die Glieder der Familie für immer auseinander. Der jetzige Kriegsminister der Coalition, Leopold O'Donnell, entschied sich für Christinen, wie schon sein Onkel O'Donnell Graf von Abisbal, als Oberbefehlshaber der Expeditionsarmee bei Cadix, selber die Fäden der constitutionellen Verschwörung von 1820 in der Hand gehalten hatte, und nur noch abberufen ward, ehe er den Muth fand, selbst mit der Armee loszuschlagen. Leopold's Vater dagegen und seine drei Brüder widmeten ihre Degen sämmtlich Don Carlos, und starben bis auf Einen für die Sache der Legitimität. Leopold allein aus der zahlreichen Familie ist über den Bürgerkrieg am Leben geblieben. Aus Gram über den Abfall dieses seines

Lieblingssohnes zu der frechen Partei der Thronräuberin endete der Vater Don Juan O'Donnell, General der Artillerie, im christinischen Kerker zu Segovia; von den drei Brüdern Leopold's im carlistischen Heere starb Don Carlos, Generalstabs-Adjutant Zumalacarregui's, vor Pampelona den Reitertod; der ritterliche Don Juan, Oberst der Infanterie, als Kriegs-Gefangener der Christinos eingebracht, ward von dem liberalen Pöbel zu Barcelona aus der Citadelle gerissen, erwürgt, zerhackt, gebraten und — aufgefressen (!); der jüngste der Brüder, Don Luis, im Generalstab von Guipuzcoa, stand meistens gerade gegen den Bruder Leopold im Felde, der, schon seit 1836 einer der beliebtesten und gefeiertsten Generale der Christinos, eben in derselben Provinz commandirte. Mit dem Vertrag von Bergara ging Don Luis als Adjutant Leopold's über, und fiel bald darauf gegen Cabrera. Den liberalen Vetter Don Leopold, Sohn jenes Grafen von Abisbal, den Ferdinand schon vor seiner Geburt zum Hauptmann ernannt hatte, ließ der Carlistengeneral Zumalacarregui im J. 1834 standrechtlich erschießen. Inzwischen lebten die Mutter, die Schwester und die verwittweten Schwägerinen Leopold's in Tolosa vom carlistischen Gnadenbrod; als er im J. 1837 wie ein Mordbrenner in der Gegend von Hernany gegen das arme Landvolk wüthete, schickten die Männer von Guipuzcoa die leibliche Mutter als Parlamentär zu ihrem Sohne, um ihn auf menschliche Gefühle zu bringen, er aber ließ sie bescheiden: „er habe mit seiner Mutter nichts zu sprechen."

In solcher Verwilderung des Gemüths aufgewachsen, ruhte er, mit Ehren und Würden überhäuft, im Schooße der Hofpartei auf seinen blutgetränkten Lorbeeren aus, noch in der September-Revolution der intimste Vertraute Christinens, wider die er jetzt die Julitage herbeigeführt. Gegen seinen Gönner und Wohlthäter Espartero, als dieser kaum Regent geworden, zweimal Rebell, trug er die Statthalterei von

Cuba zum Lohne für die Vernichtung desselben Mannes davon, den er, fast auf den Tag, eilf Jahre später wieder als Regenten de facto im Angesicht Madrids feierlich umarmte. Acht Jahre lang von Narvaez zärtlichst auf den Händen getragen, sieht er den alten Freund und Parteigenossen gleichgültig, vielleicht frohlockend über die Grenze fliehen, und sitzt mit dem gemeinsamen Todfeind von zwölf Jahren her in Einem Ministerium. Er, dessen Hände triefen von Progressisten- und Esparteristen-Blut, unter dem Präsidium Espartero's! der einzige Moderado neben Pacheco, dem falschen Puritaner, der einst mit andern Puritanern unter dem Liebhaber Serrano das erste der berüchtigten Ministerien mit Salamanca gebildet hatte; neben Lujan, dem Ultraexaltirten, der sich aber doch auch von den Moderados avanciren ließ; neben Santa-Cruz, dem schillernden Progressisten; neben Alonzo, hochverdient durch sein Wüthen gegen Kirche und Klerus; neben Salazar, dem Adjutanten Espartero's, der seinen Ministereid Angesichts der Königin noch aus eigener Fabrik amplificirt und hintennach schreit: „und ich schwöre auch, die Rechte des Volkes zu vertheidigen"; neben Collado endlich, der sein ganzes Salar für Uniformirung der Nationalmiliz hergibt, weil man ihr die „Consolidirung der Julius-Revolution" verdanke! Und so muß er sehen, wie die höchsten Posten, selbst in der königlichen Armee, den Progressisten in unverhältnißmäßiger Zahl zufallen, seinem Bundesbruder M. Concha z. B. das cataloniſche General-Capitanat vor dem Munde weggeschnappt, und dem Ultraprogressisten Albadoz gegeben wird, der gleich darauf den mit höchsteigenhändigem Schreiben gewidmeten Isabellen-Orden anzunehmen verweigert.

Möglich, daß O'Donnell gedenkt, Narvaez' Rolle von 1843 nun selber zu spielen; die Moderados-Regierung unter der Decke fehlte nicht, aber die progressistischen Kabinets-Marionetten sind nicht zu ersehen. Möglich, daß er in den verschiedenen Reactions-Fragen, als wegen der Constituante

und der Wahlform, wegen der Presse und der politischen Vereine, noch mit der Armee gedroht hat; aber auch in ihr, ganz abgesehen von den National-Milizen, dürften die Progressisten schon im Vorsprung seyn. Und was das Schlimmste ist — Narvaez trug im J. 1843 noch den Namen eines unschuldigen Mädchens von dreizehn Jahren im Banner; wenn dagegen bei dem großen Preßbanket vom August O'Donnell's rauschende Musik in die Toaste auf die „Iberier" und die „Catalanen" einfiel, und er in Opposition gegen Espartero's Hoch auf die „Freiheit" seinerseits die „constitutionelle Königin" leben ließ — so hat andererseits Niemand lauter, als er selbst, von dem Werth dieser Königin gesprochen!

V.

Der königliche Hof von 1833 und der spanische Republikanismus.

Was die verrotteten Revolutions-Zustände des liberalen Spaniens geradezu unheilbar macht, ist in der That die Qualität des liberalen Hofes von 1833 selber. Von der moralischen Führung vorerst abgesehen, ist er, weit entfernt, daß energische Zurechtsetzung der furchtbaren Partei-Verwilderung des Staatswesens je einmal, wenn auch nur in Worten, geschweige denn gar in Handlungen, von ihm zu erwarten wäre, vielmehr noch jederzeit in das schmählichste Partei-Getriebe selber eingegangen. Es ist wahr, das Oberhaupt des Staates ist seit einer Generation an sich der stete Spielball eines jeden Parteiwindes; aber gerade diejenigen, welchen am meisten obgelegen wäre, die bis zum Kanibalismus erbitterten und wider einander empörten Gemüther zu bändigen, gerade sie bliesen am meisten diese Winde immer wieder zum

Sturme an. Das Innere der königlichen Familie selbst war Quelle und Ausgangspunkt aller Parteiintriguen, seitdem der elende Siechling Ferdinand, nach einem Leben voll Lug und Trug gegen Conservative, wie Revolutionäre, seine Pragmatika für Isabellen auf das berüchtigte Amnestie-Dekret von 1832 stützte, dadurch das Todesurtheil für die Blüthe der spanischen Jugend unterzeichnete, und die neue Dynastie den liberalen Parteien verschrieb. Zwei Schwestern waren es, welche diese Parteien zuerst als Werkzeuge ihres diabolischen Hasses widereinander gebrauchten: Charlotte von Neapel, Gemahlin des Infanten Franz von Paula, jüngern Bruders von Ferdinand, die dem königlichen Schwächling zum Ersatz für die eigene Person ihre Schwester Christine als vierte Gemahlin ankuppelte, um nicht den verhaßten Schwager Don Carlos auf dem Throne nachfolgen sehen zu müssen, und diese Christine selber. Denn kaum war die Schwester Königin, so fand jene grundböse Drachennatur sich zurückgesetzt, und bis zu ihrem plötzlichen Tode im J. 1844 verfolgte sie Christinen mit einer Feindseligkeit ohne Gleichen, und umgekehrt; noch jüngst haben öffentliche Pamphlete die letztere beschuldigt, Charlotten vergiftet zu haben, um in Ruhe von ihrer Flucht vor Espartero nach Aranjuez zurückkehren zu können. Christinens ärgerlicher Lebenswandel bot dem schwesterlichen Hasse überreiche Befriedigung. Drei Monate lang nach Ferdinand's Tod blieb die Regentin Wittwe, vom 29. Sept. bis 28. Dec. 1833; dann ging sie, nicht ohne Kränkung vieler andern Ansprüche, wie man behauptete, eine heimliche Ehe ein mit dem — Leibgardisten Munnoz, nunmehr Herzog von Rianzares, seit 1844 als ihr Gemahl officiell anerkannt, nachdem die älteste Tochter der Mutter Erlaubniß ertheilt, den Vater ihrer vielen Kinder nun öffentlich zu heirathen. Das Geheimniß stand bald in scandalösen Libellen zu lesen, die, wie Fama erzählte, in Charlottens Palast ihre Heimath hatten. Eine Königin und ein Leib-

Gardist! — Spanien war von dem ehebrecherischen Treiben der Gemahlin Karl's IV., Ferdinand's Vater, her viel gewohnt, allein ein solches dreist zur Schau getragenes Verhältniß machte doch das stolze Spanierblut erstarren, nur das liberale nicht. An der Schwester aber wußte sich Christine zu rächen; so lange jene lebte, hat sie stets deren Ansicht durchkreuzt, es könne gar nicht anders seyn, als daß ihr Sohn, der jüngere Infant Don Franz, mit Isabellen, als deren Gemahl, auf dem erbeuteten Throne sitze. Charlotte hinwieder kroch hinter die revolutionslustigen Progressisten, und sie war es, welche mit vollen Backen die Stürme anblies, die Christinen selber und dann Espartero von dem Regentschaftsstuhle warfen. Auch letzterer nämlich wollte, im Sinne der englischen Politik, nur einen nichtbourbonischen auswärtigen Prinzen zur Heirath zulassen. Zu seinem Sturze hatten daher Christinens Geld und Charlottens Revolutions-Künste zusammengearbeitet.

Infant Don Franz, der Vater, selber, eifrigstes Mitglied der von den Gesetzen hochverpönten Freimaurerei, saß in den Cortes öffentlich auf den Bänken der entschiedenen Progressisten, wo der jüngere Don Franz, auch noch als König-Gemahl, neben ihm Platz nahm; im Uebrigen war erst jüngst noch von der Maitresse des schwachköpfigen alten Freimaurers in vielen Blättern die Rede. Schon Espartero mußte den Königs-Bruder als unverschämten Wühler in Madrid ausweisen. Er kehrte aber immer wieder auf die Oppositions-Bänke zurück, bis unter Gonzales Bravo die Progressisten ganz unterlagen und sogar in die Zurückberufung Christinens aus Frankreich einwilligten; jetzt erst sagten er und Charlotte noch unmittelbar vor ihrem Tode bis auf weiteres von der Partei sich los, in einer öffentlichen Erklärung des „Echo“, ihres eigenen bisherigen Organs, das eben noch einen englischen Artikel voll der scandalösesten Ausfälle auf Christinen publicirt hatte. Unmittelbar nach dem Sturze

Espartero's war die Familie der Meinung gewesen, daß jetzt die Zeit schnellster Vermählung Isabellens mit einem der Söhne Charlottens gekommen sei, und hatte sogar eine eigene progressistische Partei, die „Francisquita's“ gebildet, welche sich zur Operation mit den — Republikanern der Centraljunta und mit den Ayacucho's verbrüderte. Sobald der Stern der Moderados am Zenith stand und Christine hinter ihm, wurde natürlich die Verbindung mit den Progressisten wieder aufgenommen, und zu ihnen bekannte sich der jüngere Don Franz fortwährend sogar mit Ostentation, auch nachdem er (1846) die Hand Isabellens erobert; namentlich war er öfter als einmal Hauptwerkzeug der Intriguen der revolutionären Partei gegen Narvaez. König-Gemahl war er geworden mehr aus dem Grunde, weil die Diplomatie über ihre Candidaten, England mit einem Koburg, Frankreich mit einem Orleans, Andere, und vielleicht Christine und Isabella selbst, mit einem Neapolitaner, die nordischen Höfe und der heil. Stuhl mit Montemolin — nicht einig werden konnten, und die spanischen Liberalen vor dem letztern zitterten: als weil irgend jemand ihn für den passenden Mann hielt. Darum hatte sein jüngerer Bruder, Don Enrique, sich für den tauglichern gehalten, auch Isabellen sich persönlich und den Spaniern durch ein ganz demokratisches Glaubensbekenntniß in einem Progressisten-Blatt empfohlen, wofür er vom Hofe und durch Narvaez aus Spanien verbannt wurde, ein Loos, dem der Prinz-Admiral später noch einmal unterlag, weil er unmittelbar nach einer komischen Protestation vor den Cortes wegen Zurücksetzung seiner Ansprüche auf Isabellens Hand, in der Liebe einer simplen Gräfin Ersatz findend, mit ihr eine Mesallianz einging. Die Staatsstreich-Periode verjagte ihn zum drittenmale. Erst in den letzten Tagen noch war in den Zeitungen viel von ihm die Rede; die revolutionäre Junta Madrid's nämlich, hatte ihn — Alles aus eigener Machtvollkommenheit — besonderer Aufmerksamkeit gewürdigt: zuerst

erlaubte sie ihm durch Dekret, wieder in die Hauptstadt und „an den Hof" zu kommen, worauf der Prinz, schon vor den Thoren wartend, den 28. Juli einzog und bei der Junta schönstens sich bedankte: dann ernannte sie den seekundigen Sohn des königlichen Freimaurers zum Geschwader-Chef, worauf der Verehrte in diesen Tagen an der Stelle der inzwischen aufgelösten „Junta" der Madrider Nationalgarde zu ihrer „Liebe für Freiheit und Ordnung" gratuliren und sich selbst in ein Miliz-Bataillon aufnehmen ließ. Der Prinz ist zwar an Kopf und Herz von Natur nicht viel weniger stiefmütterlich behandelt als sein Bruder; aber er ist, im Uebrigen mehr verrückt als gemein, Ultraprogressist, den höchsten Personen grimmig verfeindet, und soll deßhalb von den Republikanern in allem Ernst als präsumtives Staatsoberhaupt ausersehen seyn.

Die beiden Brüder haben noch eine Schwester, Infantin Donna Josefa; auch ihr ward von der „obersten Junta" der — Hof wieder geöffnet, und auch sie kam mit ihrem Gemahl sogleich nach Madrid und wurde von derselben Junta der Rebellen oder Freimaurer bewillkommt. Schon im Jahre 1847 warf die Regierung sich dazwischen, als die Prinzessin einen jungen Havanesen, Namens Guell y Rente, heirathen wollte; Josefa heirathete ihn aber doch, und der königliche Schwager Guell hat sich um die Juli-Revolution sehr verdient gemacht, indem er die ganze Garnison von Valladolid zum Anschluß an die rebellischen Corps O'Donnells verführte. Als darauf die Junta von Valladolid in dankbarer Anerkennung der Infantin die durch ihre Mesalliance verlorenen Rechte wieder andecretirte, sprach Josefa schriftlich ihre zärtlichsten Gefühle für die Junta aus. So treu dient die Familie des königlichen Freimaurers der Partei des Umsturzes. Den glänzendsten Beweis seiner Treue hat er selbst schon im J. 1847 geliefert, damals, als der progressistische Liebhaber Isabellens, General Serrano, die Moderados und

Narvaez vorübergehend stürzte und die Progressisten zu einer Eintagsherrschaft brachte. Gegen seinen eigenen Sohn, den König-Gemahl, der das Land und Europa mit seinem Geschrei über geschändete Ehe erfüllte, demonstrirten damals der alte Infant und seine Tochter Josessa für den Galan und die im Moment gut progressistische Königin; freilich wollte man wissen, daß auch seine Schulden ihn gezwungen, dem Nothhelfer Salamanca in Allem gewärtig zu seyn.

So steht es auf Seiten des königlichen Onkels. Isabella hat aber auch noch eine Schwester, Donna Luisa. Zur Zeit der scandalösen spanischen Heirathsfrage hat die Politik Louis Philipp's sie im Triumphe heimgeführt und mit seinem Sohne Montpensier vermählt; beide sind populär, hielten sich aber ruhig und ohne eigentliche Partei, obwohl man sagte, der Orleans wolle nur seine Zeit abwarten. Jetzt scheint er dieselbe für gekommen zu halten, und man sprach bereits von einer Partei Montpensier, für die selbst Narvaez gewonnen sei; es wäre die Partei des ächten Louis-Philippismus, der systematischen constitutionellen Corruption über den Parteien, im liberalen Spanien zwar auch früher schon versucht, aber doch im Ganzen immer noch als zu ekelig faul erfunden, selbst für die verwilderten Gemüther der liberalen Parteien Spaniens. Möglich, daß dennoch der Orleans sein Glück versucht, und für Altspanien nur um so besser! Gehuldigt hat auch er der neuen Revolution, wie seine ganze königliche Verwandtschaft, selbst Christinen nicht ausgenommen, die den Verwundeten ihrer Henker in spe schließlich auch noch ein artiges Schmerzengeld zahlte. Der Schwiegersohn Montpensier hatte sich schon vorher beeilt, in seinem und Luisens Namen den Barrikaden-Helden 6000 Realen zu widmen, und in demselben Augenblicke die ritterliche Gabe in fremden Blättern abläugnen zu lassen. Sie sind sich Alle einander würdig! Was aber der Partei Luisa-Montpensier noch ein besonderes, und zwar liberal-quasilegitimes Interesse gäbe, läßt

sich Anstands halber nur kurz in dem Umstande andeuten, daß sie sich auf die Rede stützen würde, die vielfach schon ging, von den „zweifelhaften Ansprüchen der angeblichen Prinzessin von Asturien", der Kronerbtochter Isabellens.

Isabella selbst stand bis zur Stunde keinen Augenblick außer dem Dienst der Parteien; man hörte auch in ganz Spanien nie ein Wort der Hoffnung, daß sie je nur den Gedanken dazu fassen könnte. Fast noch in den Kinderschuhen und in der oben geschilderten allerhöchsten Umgebung mit einem Manne verkuppelt, den sie, ein aufgewecktes Wesen mit guten natürlichen Anlagen, nach Leib und Seele nur verachten konnte, auf Abwege gerathen, die zu schildern hier nicht der Ort ist, konnte ein Gefühl der Selbstständigkeit bei ihr gar nie aufkommen. Die Mitwisser ihres bösen Gewissens, bald die Königin-Mutter und ihre Creaturen, bald die eigentliche Hofcamarilla selbst, hielten sie stets in ihren Banden, und durch diese Organe regierten hinwiederum die Parteien über die Königin. Nur einmal, mitten in der zehnjährigen Moderadosherrschaft, emancipirte sie sich von den wechselnden gewöhnlichen Einflüssen, aber nur um wiederum völlig in einer Partei unterzugehen. Es war, als das Scandal ihres Verhältnisses zu dem schönen jungen General Serrano ganz Europa erfüllte, und Spanien selbst auf einige Monate in den plötzlichsten, durchgreifendsten und sonst unerklärlichen Systemwechsel stürzte. Der Favorit war entschiedener Progressist, und von England viel gebrauchte Puppe; Isabella vermochte nicht, bloß den Mann zu begünstigen, sie nahm auch seine politischen Sympathien an, und durch Serrano triumphirten der Progressismus und Lord Palmerston so vollständig, daß sie nicht nur ihre Minister mehr als einmal, sondern auch ihr Hofpersonal der Partei opferte. Unter dem Anklageproceß vor den Cortes, gegen den Serrano sich versteckt hielt, bis Isabella ihn niederschlug, unter dem Geschrei des König-Gemahls nach Ehescheidung, unter den Reden

Christinens und der Moderados von Erklärung ihrer Regierungsunfähigkeit hielt die Königin doch mit dem Progressismus und Serrano gerade solange lustigen Hof, als sie diesen noch nicht satt hatte: dann kehrte sie ebenso plötzlich zu den Moderados zurück, aber freilich nicht zu Don Franz, wenn auch die äußere Form der Versöhnung bald folgte. Christine war damals noch einträchtig mit Narvaez; als sie später mit diesem zerfiel, blieb Isabella ausschließlich unter ihrem Einfluß, bis zur jüngsten Revolution. Jetzt hat Espartero zu ihrem großen Zorne ihre ganze altgewohnte Umgebung und Dienerschaft fortgeschickt, um sie durch neue Personen, „Altweiberfratzen, wie Frau Mina“ ꝛc., nach dem Ausdruck der erbitterten Monarchin, zu ersetzen, gemäß seinem Programm, das da „Entfernung der Camarilla fordert, und Einrichtung der Hofhaltung der Königin nach dem Muster des Hofs der Königin von England, so daß der ganze Palastdienst vom Ministerium bestimmt und angeordnet wird.“ Das heißt in Spanien so viel, als: die jedesmal siegende Revolutions-Partei schafft auch ausschließlich für die Königin die Camarilla, zur Zeit ist diese daher eine progressistische. Man versichert, daß bereits eine specifische Königin-Partei, „Isabellinos“ genannt, unter den Generalen herangewachsen sei; wenn ja, so ist ihre Farbe leicht zu errathen: sie ist weder die espartero-progressistische, noch die der Coalition. Der Name Isabellens an sich aber taugt für keine politische Fahne mehr, abgesehen davon, daß ihn schon in ihren kindlichen Tagen die freimaurerischen „Wächter der Unschuld“, wie seither alle andern Parteien, nur mißbrauchten.

Ein Gefühl ist es aber doch, das Isabellen bei allen im Parteigetriebe nicht ganz entmenschten Söhnen Spaniens zu gute kommt: inniges Mitleid mit ihren traurig verwahrlosten jungen Jahren; man glaubt an ihr von Natur gutes Herz. Aber nur um so glühender und allgemeiner fällt der Haß auf ihre Mutter Christine zurück. Wohl ist ihr Ge-

schick unter der siegenden Revolution furchtbar gewesen. Sonst ward der Tag der heil. Christina als Nationalfest gefeiert; bis auf die Juli-Tage bezog die königliche Patronin des spanischen Liberalismus als „Nationaldank“ jährlich ihre drei Millionen — und nun plötzlich in dem Palast arrestirt, von fünfhundert gegen ihr Leben verschworenen Mordgesellen umschwärmt, das Schloß von Lumpengesindel aller Art rings umzingelt, selbst die unterirdischen Ausgänge desselben vermauert, die Flucht nur möglich durch die Gnade ihrer persönlichen Todfeinde, die scandalösesten Volkslieder über sie in allen Straßen Madrids gesungen, täglich vor ihren Fenstern in solemner Serenade der undankbaren Liberalen: die Marseillaise, die Riego-Hymne und die große Arie aus der — „diebischen Elster“, selbst das klösterliche Asyl der Salesianerinnen ihr verwehrt, weil die Abtissin schaudernd den hohen Gast sich verbittet, und die Mütter der Pensionärinen sogleich ihre Töchter fortnehmen, wie vor ausbrechender Pest — und dennoch, trotz Allem die von Revolutionsgnaden bewilligte und, wie man sagt, durch Anlehen von zwei Millionen baar honorirte Flucht noch demüthigender, als das Verbleiben in solcher Lage! Mit einem Meer des besten Bluts der tapfern Spanier hat ihre gierige Selbstsucht den Boden des Landes gemischt, um die Fundamente des Liberalismus ihm unauflöslich anzukleben und auf diesen ihren illegitimen Thron. All dieses Blut haben die Tausende auf sie herabgerufen, die überlaut ihren Kopf verlangten; ihre Güter sind sequestrirt, die sie mit schamloser Gier zusammengerafft, und bei der Riesen-Anklage vor den Cortes gegen die „Staats-Diebe“, bis auf Bravo Murillo zurück, soll sie, eine Königin, den Reigen eröffnen. Selbst ihren Rang, um den die liberale Hälfte Spaniens Jahre lang die legitime auf Tod und Leben bekämpfte mit Mord, Brand, Plünderung unter unerhörten Gräueln, selbst ihn haben dieselben Liberalen ihr kurzweg abgesprochen; „Herzogin Rianzares“ titulirte sie

Espartero, „Donna Christine Bourbon von Munnoz, gewesene Vormünderin Ihrer Majestät“ — die Madrider Junta. Schrecklich ist die Rache des gerechten Himmels auf dieses Weib herabgefallen, und — Niemand bemitleidet sie. Man gedenkt, wie sie ihre Würde als Mutter der Königin Spaniens nur benützt, um durch alle Mittel und Wege ihre zahlreichen Bastarde von Munnoz zu bereichern; wie sie noch während der jüngsten zehn Jahre der Moderados-Herrschaft stets der böse Geist Isabellens gewesen, jeden Augenblick bereit, die Ruhe des Landes und die Sicherheit des Thrones im Interesse ihrer Geld-Speculationen zu stören. Man weiß nur zu wohl, wie schon im J. 1847 vor den Cortes Untersuchung beantragt wurde über die Rechnungen von dem Erb-Gut der königlichen Töchter aus der Zeit der Regentschaft der Königin-Mutter; wie man sich sonderbare Geschichten erzählte, und zu beweisen versprach, von räuberischen Entleerungen des Königspalasts, von plötzlichem Verschwinden einer ungeheuern Menge von Juwelen, Gold- und Silber-Geschirr ꝛc. In den Cortes, im Lande und außer Lands ist jetzt nicht zum erstenmale davon die Rede, wie Christine im cubanischen Schacher mit schwarzem Menschenfleisch ihren colossalen Reichthum vermehrt; und wie will man beschönigen, daß sie zehn Jahre lang ihre Ehe mit Munnoz verheimlicht, unter Anderm um ihre große Appanage als Königin-Wittwe fortzubeziehen? Welche Enthüllungen wird die Untersuchung ihrer Machinationen noch liefern! Und was Anderes kann das Ende seyn, wenn nicht inzwischen noch einmal ein Umschwung der Dinge erfolgt, als daß Isabella endlich ein strenges Urtheil über die leibliche Mutter unterzeichnet, oder aber die Reste ihrer persönlichen Würde zusammenrafft und abdankt?

Das katholische Gefühl des Spaniers hat ihm einen festen Glauben an das Königthum gegeben; die kläglichen Weiberknechte, wie sie seit dem 17ten Jahrhundert auf seinem

Throne saßen, die aufgeklärte Verrücktheit und der stumpfsinnige Materialismus Karl's III., die moralische Impotenz Karl's IV., und das öffentliche Aergerniß der Bigamie seiner Gemahlin mit Godoy, dem berüchtigten „Friedensfürsten", die allseitige Miserabilität des Mannes ohne Treue und Glauben, Ferdinands VII. — alles Das hatte denselben nicht erschüttert. Die Personen wechselten, aber die Anhänglichkeit an die gottgesetzte Ordnung blieb; sie spaltete sich endlich nur zwischen Don Carlos und Ferdinands Tochter. Aber nun jene Christine und diese arme Isabella? So lange — äußerte Freiherr von Hügel im J. 1845*) — so lange ein unzurechnungsfähiges Mädchen aus dem Königsstamme als „unschuldige Isabella" in dem Palaste lebte, konnte die alte spanische Monarchie noch in den Gedanken des Volkes fortexistiren; als aber das Kind emancipirt war durch das Ehebett, und zwar durch offenkundige Palastintriguen im Dienste der Fremde, die Selbstständigkeit der Königin öffentlich als vollendete Unanständigkeit erschien, und von der Presse vor ganz Spanien und ganz Europa dargethan ward, da war der alte Zauber des — Yo el Rey völlig gebrochen. Wahr! wie oft sprachen nur nicht die Moderados selbst schon von Absetzung Isabellens? „Gebrochen" also allerdings, aber — nicht zu Gunsten des modernen Republikanismus, sondern zu Gunsten — Altspaniens. Die spanische Verfassungs-Geschichte, bis sie an den modern-liberalen Constitutionalismus verrathen ward, hatte zwei große Perioden durchlaufen: die der altspanischen Freiheit, und vom 17ten Jahrhundert an die des neuspanischen Absolutismus. Der Absolutismus hatte in sich selber aufgehaust, und mit Ferdinand an den Liberalismus sich verkauft, ehe er noch im Herzen des Volkes völlig ruinirt war; der Liberalismus seinerseits ist nun daran,

*) Vorrede zu der zweiten Ausgabe seiner Schrift: „Spanien und die Revolution."

an der nothwendigen letzten Consequenz, dem modernen Republikanismus, Bankerott zu machen. Der ächte Spanier aber hat in der strengen Schule von Karl III. bis auf Isabella — Altspanien wieder verstehen gelernt; er hat erkannt, daß das alte Yo el Rey ein anderes war, als das absolutistische „Ich der König"; die wahre Demokratie in der Monarchie, die Verfassungstheorie der Aragonesen und der Basken: die Freiheit und Selbstständigkeit des Besondern im Dienste des Allgemeinen, des gottgeordneten Königs des spanischen Reiches — sie rührt sich begeisternder als je im ganzen Lande. Aber so tief wie immer verachtet der geborne Caballero die moderne Demokratie, das vielköpfige Ungeheuer, gegen das die constitutionell-monarchisch Liberalen in hoffnungslosem Kampfe sich abraufen, während es einen um den andern von ihnen verschlingt.

Innerhalb des Liberalismus und auf dessen Gebiet also mag allerdings der Republikanismus stärker geworden seyn, und die Versunkenheit des Hofes hat ihm natürlich zum Ueberflusse noch die üppigste Nahrung geboten. Aber auch ohne sie wäre er da. Die moderne Demokratie ist nicht ein Produkt äußerer Umstände, sie ist eine religiös-sittliche Krankheit in den Individuen der Neuzeit selbst, in Spanien nicht mehr und nicht weniger, als allenthalben. Ihre Aeußerungen sind daher auch überall wie nach der Schablone dieselben. Den Madrider Juli-Tagen hat kein Zug von den altbekannten Phänomenen gefehlt, bis auf die gloriosen Hochherzigkeits-Effektstücke herab, als: Weiber, die für ihre Männer Flinten erobern, Aufschriften an den Barrikaden: „Todesstrafe dem Dieb", erschossene Langfinger, Gold- und Silberwerthe in den Brand verwüsteter Minister-Hotels geworfen 2c. Die demokratische Revolution hat eben bereits ein Rituale für ihre Priester. „Es gibt kein Königthum mehr in Spanien!" — riefen erregbare Seelen entsetzt aus, als sie sein gräuliches Ceremoniell dort im Westen abspielen sahen. Wie eine Jun-

ten-Proclamation voll furchtbarer Vorwürfe gegen das Privatleben der Königin geradezu sagte: „ihre Mißgriffe schreien nach Rache, und nur der Tod könnte sie sühnen, wenn nicht ihre Jugend, ihre Gattin- und Mutterschaft ihr das Aeußerste ersparten"; als darauf Isabellens Proclamation für diese „Mißgriffe" demüthig um Verzeihung bat, und Vivats auf die Republik den Parlamentären mit den weißen flatternden Tüchern und mit Espartero's Berufung an den Barrikaden entgegendonnerten; als die neue „Wohlfahrts-Junta" den ganzen öffentlichen Dienst selber auf sich nahm, und der Stierfechter Pucheta unter der rothen Fahne Standrecht übte an der weiland geheimen Polizei, in wilder Wuth auch dieser „Junta" trotzend; als die Königin selber im Geleit der Junta eine Promenade durch die Barrikaden machen sollte, und am 25. Juli bei einer Deputation der Barrikaden-Chefs sich deßhalb freundlichst entschuldigte, weinend über das vergossene Blut, und Geld spendend für die Verwundeten, welche ihre treuen Truppen erschossen hatten; als vom 31. an drei Tage hintereinander die Barrikaden-Männer bis zu 8000, in Waffen und die Riego-Hymne brüllend, ächte Sanscülotten, vor dem Schloß defilirten, das im Innern von Bajonetten, die auf's Aeußerste gefaßt waren, starrte, und als die zitternde Königin neben dem stumpfsinnigen König auf dem Balcon den wüsten Massen „freundlichst dankte"; als die Barrikaden verschwanden, „bis", wie General Amettler, der spanische Urrepublikaner und Adjutant Espartero's, erklärte: „bis sie wieder nöthig werden sollten"; und als Isabella die von der Junta gestiftete Barrikaden-Dekoration: „den Vertheidigern der Freiheit im Juli 1854 das dankbare Vaterland", mit königlicher Sanktion unter allerhöchstihre Orden recipirte — da glaubten die erregbaren Seelen: „es gebe kein Königthum mehr in Spanien!" Sie vergaßen, daß die feinen Herren, die man an den Barrikaden commandiren sah, im J. 1848 vielleicht in Berlin studirten, und

daß sie doch das Nonplusultra-Stück des Revolutions-Rituals, das man an jenem stolzen Hofe mit dem Könige aufgeführt, in Madrid jetzt — nicht in Scene zu setzen vermochten.

Es ist übrigens wahr: in den Provinzen, namentlich in Catalonien und Andalusien, zeigten sich die Dinge vielfach noch trüber. Spanien ist überhaupt in jeder Provinz ein anderes, und was das Einheitsgefühl betrifft, so besteht es z. B. zwischen Cataloniern und Castiliern vielleicht nicht mehr, als zwischen Spaniern und Portugiesen. Besonders die beiden alten Heerde des Aufruhrs, Barcelona und Saragossa, thaten sich auch dießmal wieder über Madrid, und ganz unabhängig von ihm hervor; jenes ernannte auf eigene Faust Manuel de la Concha zum General-Capitain von Catalonien, dieses proclamirte sich ohne Weiteres selber zum Mittelpunkte der ganzen Bewegung, die in beiden Städten jenen entschieden republikanischen, vielmehr socialistischen Charakter trug, den man im J. 1848 noch kaum kannte. Auch abgesehen von solchen großen Fabrikstädten, zeigte sich das sogenannte bürgerliche Element der Insurrektion allenthalben der republikanischen Fahne zugethan, und an manchen Orten waren die Optimaten Tage lang einer allgemeinen Plünderung gewärtig; mitunter machte man auch brevi manu proclamirte Republik, verfuhr mit den Beamten als Allerhöchster, setzte die Steuern herab, schuf sogar auch neue Zölle und Regalien ꝛc. Ueberall hörte man die von der maßlos angeschwollenen schlechten Presse in Umlauf gesetzten social-demokratischen Schlagworte durchklingen: „verbrecherisches Capital, Ausbeutung der Menschen, Mißbräuche des Eigenthums“; auf dem platten Lande zeigte sich da und dort schon die vollendete Jacquerie mit Mord der Besitzer, Verwüstung der Schlösser, Plünderung und Zerstörung der Fabriken, Vernichtung der Aerndten, mitunter sogar förmlich communistischer Theilung des Grundbesitzes. Kurz, wie man die Kirchen und Klöster und ihre Bewohner seit 1820 mehr als

einmal mordbrennerisch banditenmäßig behandeln durfte, so behandelte man nun auch wohlhabendere Privatpersonen. Die leicht zu errathenden Grundsätze der jetzt herrschenden Presse sind aus dem „Circolo Republikano de Madrid" geschöpft. Die bisher sogenannten „vorgerückten Progressisten" sollen auch bereits daran seyn, ihren maskirenden Parteinamen abzulegen, und sich ohne Umschweife glattweg zu nennen, was sie sind: „Republikaner". Seit dem 28. August hat Spanien auch schon sein erstes, offen republikanisches Programm. Es kam von dem Haupt der ganzen Partei, dem Granden Don Orense Marquis von Albaida, der, an allen Revolutionen seit 1820 betheiligt, und immer wieder flüchtig, als Beisitzer des rothen Central-Comité's in London erst kurz vor den Juli-Tagen mit einem amerikanischen Passe seines Busenfreundes Soulé zurückgekommen, in Folge des Streiches vom August sich abermals vor der Polizei salvirte. Sein Programm verspricht die Abolition einer Menge von Steuern und Abgaben, und verlangt nichts dafür, als eine — republikanische Föderation der spanischen Provinzen.

VI.

Die älteren und die neuen Republikaner; die zwei Spielarten der Iberier, und die zwei Nachbarmächte.

Im Angesicht dieser Thatsachen zittern Viele vor einer schon an der Schwelle stehenden spanischen Republik. Allein, dieselben genauer besehen und mit frühern Vorgängen derselben Art verglichen, scheinen sich vielmehr zwei Sätze als gewiß herauszustellen, die Spanien vor manchem andern Lande voraus hat. Die Thatsachen an sich, und das Republikaner-

Programm selbst bezeugen für's Erste: daß an eine einheitliche centralisirte spanische Republik gar nicht zu denken ist; daß also auch vor den Republikanern jenes eigenthümlich freie und selbstständige Provincialleben Spaniens, das einer besondern Betrachtung wohl noch werth ist, sich erhalten hat; daß eine Republik über Nacht in Madrid, oder in Barcelona und Saragossa, nichts weniger als Republik in Spanien wäre, etwa nach dem Verhältniß zwischen Paris und Frankreich; daß also das „bürgerliche Element" des Republikaner-Heeres diesem Lande — nicht gewachsen ist. Zweitens bezeugen sie, daß dieses Heer zwar unter den Liberalen und dem Gesindel stark um sich gegriffen, in sich verwilderter und verwegener, der äußersten Consequenzen fähiger, auch enger organisirt ist, daß aber die Hindernisse nach Außen eher gewachsen sind, als abgenommen haben. Wie schnell mußte ihr öffentliches Auftreten ein Ende nehmen, nach einer solchen Erregung der Geister, wie im jüngsten Juli! Schon lange ist Orense wieder im Versteck, oder in Haft, und wurde bereits auf den frechen Soulé, den die Amerikaner ihren Madrider Gesandten nennen, gefahndet. Wie ganz anders im J. 1843! Nicht zu reden von 1848, weil hier Narvaez' fürchterliche Reitgerte dazwischen lag, so daß alle Kunst der einheimischen Republikaner, im Vereine mit den französischen und italienischen Emissären, weder auf dem Pflaster der großen Städte, noch in den Guerilla's von Catalonien und Valencia unter dem oftgenannten Amettler, die glänzende Höhe republikanischer Kraftentwicklung von 1843 nicht mehr erreichte. Um so belehrender ist aber ein vergleichender Blick auf das Damals im Gegensatz zum Jetzt der republikanischen Machtstellung.

Es war unmittelbar nach dem Sturze Espartero's, im Anfange der „parlamentarischen Coalitions"-Periode: Isabella noch minderjährig, der Regent verjagt, das Land thatsächlich ohne Oberhaupt, das Ministerium nur provisorisch, die Cortes

noch nicht einberufen — als plötzlich die gegen Espartero erstandenen Junten von verschiedenen Seiten vor allem Andern die Constituirung einer „Centraljunta" begehrten, d. h. einer revolutionären provisorischen Regierung, in der die extremsten Progressisten republikanischer Farbe Platz gewonnen und tabula rasa gemacht hätten. Mit diesen republikanischen Centralisten vereinigten sich die Ayacucho's in gemeinsamen Wahlclubs zur radikalen Reform der Constitution; Barcelona drohte der Regierung, die es selbst in Serrano zuerst wieder installirt hatte, mit Verweigerung des Gehorsams, wenn sie die Centraljunta nicht sofort bilde; Saragossa schloß sich an, in Madrid selbst erregten die verbündeten Ayacucho's einen blutigen Militäraufstand, und während die rathlosen Minister noch unterhandelten, schlug Barcelona am 2. Sept. 1843 los. Ametller mit mehreren Bataillonen zog zu, Leon fiel bei, und zahlreiche Städte im Norden sammt ihren Garnisonen desgleichen; Prim mit den Königlichen ward in blutigen Gefechten zurückgedrängt, und so folgte ein förmlicher Krieg gegen die Republikaner, Bombardements mehrerer Städte, und endlich die bekannte Belagerung von Barcelona, in der nun dieselben Leute, welche eben noch über das kurze Bombardement durch Espartero Zeter geschrieen, Wochenlang Geschoße jeder Art auf die Stadt niederregneten. Dennoch hielt Ametller die republikanische Fahne noch bis 12. Jän. 1844 aufrecht, wo er frei aus Fort Figueras abzog; Madrid ward nur unter dem strengsten Belagerungs-Zustande niedergehalten, und kaum war der centralistisch-ayacuchische Senat aufgelöst, so drohte ein Wahlsieg derselben Richtung für den Congreß. Auch ein Mordattentat mittelst Höllenmaschine gegen Narvaez und in die Luft gesprengte Pulvermühlen fehlten nicht. Kurz, die Stellung der Republikaner war damals ohne Vergleich glänzender und drohender, als jetzt. Und wer bekämpfte sie? Ein in sich uneiniges und machtloses Progressisten-Ministerium, auf Narvaez

und die Moderadochefs gestützt, die zum offenen Hervortreten selber sich noch nicht mächtig genug fühlten, vertheidigte das Gesetz, indem es den 8. August 1843 zu dem Gewaltstreich griff, und gegen das Gesetz, unter Berufung auf den „deutlich ausgesprochenen Willen der Nation", Isabellen vierzehn Monate zu früh für volljährig erklärte. Kein Zweifel! solche Widerstandskräfte wären gegen Orense auch heute noch aufzubringen, selbst wenn dießmal nicht nur die Esparteristen überträten, sondern auch Espartero selber! Die nachgefolgte Reaction wäre gleichfalls auch heute noch abermals zu erreichen. Denn nachdem Olozaga auf neun Tage das Ministerium von Lopez übernommen, um die Progressisten aus den Banden der Moderados wieder zu befreien, folgte als der rechte Mann der „parlamentarischen Coalition" Gonzales Bravo, der Puritaner, und that das gerade Gegentheil; selbst Progressist, setzte er die progressistischen Beamten ab, rief Christinen zurück, und empfing sie auf's feierlichste, führte das centralisirende französische Gemeindegesetz von 1840 ein, benützte den Progressisten-Aufstand von Alicante zu blutigem Belagerungszustand über ganz Spanien und allmähliger Aufhebung der Nationalmilizen, octroyirte ein Preßgesetz, und — den 4. Mai 1844 trat Narvaez aus dem Schatten seiner Plenipotenz an die helle Tagessonne hervor. Gibt Gott den Liberalen anders noch lange Zeit und Weile, so kann Spanien solcher Reactions-Processe noch mehrere sehen!

Ob es aber je wieder zu einer gleichen „Centraljunten"-Bewegung kommen werde, ist eine andere Frage. Zwar ist hier die Ueberzeugung bereits dargelegt worden, daß man von den spanischen Freimaurern redet, wenn man über die spanischen Republikaner spricht, wie umgekehrt, und die Freimaurerei ist unter den Liberalen sehr mächtig. Aber sie hat auch am allermeisten von Altspanien zu fürchten, und dieses ist jetzt wieder mehr zu fürchten, als 1843. Man darf vielleicht gerade in dem Umstande einen schlagenden Beweis

des Gefühls ihrer schwachen Stellung nach Außen erblicken, daß der spanische Republikanismus fast durchgehends iberische Form annimmt. Nicht nur scheint daraus das Bedürfniß hervor, sich durch die in ihrem Kreise allmächtigen portugiesischen Freimaurer zu verstärken. Nicht nur ist darin ein indirekter Hülferuf an England involvirt. Sondern der Iberismus ist auch eine vortreffliche Zwickmühle. Er hat eine monarchische Seite und eine republikanische Seite; man kann nach Belieben und Umständen die eine oder die andere hervorkehren: Pedro V. oder die iberische Centraljunta. Man sagt, daß die monarchische Seite jetzt vorwiege; die Consequenz wäre aber immer die Föderativ-Republik. Das muß auch England wissen, und es ist nicht zu glauben, daß es einen besondern Gewinn darin sähe, den koburgischen Vetter von Portugal unter solchen Bedingungen das Haus Bourbon in Spanien verdrängen zu lassen; was aber Englands commerciellen Einfluß angeht, so ist weder vom monarchischen, noch vom republikanischen Iberismus leicht abzusehen, wie er die Verhältnisse beider Länder noch tiefer in die wünschenswerthe Trübung, Schwächung und Abhängigkeit sollte bringen können, als sie unter Isabella und Pedro von Koburg-Braganza schon versunken sind. Die Sympathien aber der beiden interessirten Völker selbst angesehen, so möchten die Spanier gewiß Portugal gerne wieder haben, dessen Abfall und Ernennung des Herzogs von Braganza zu seinem König Minister Olivarez einst (1640) Philipp III. fröhlich verkündete, weil er nun die sehr bedeutenden spanischen Güter des Herzogs confisciren könne; ob aber die Spanier die Wiedervereinigung je um den Preis der eigenen Unterwerfung unter ihre ehemaligen Unterthanen acceptirten, ist mehr als zweifelhaft. Die Freimaurer müßten hier also nothwendig wieder die republikanische Seite des Iberismus hervorkehren; dieß hat aber eben abermals seine Nachtheile. Was Portugal will, ist weniger schwierig zu beurtheilen; zwar heben die

Einen den beiderseitigen Nationalhaß hervor, während die Andern ihn nicht gelten lassen, da den Portugiesen augenscheinlich, bei ihrem unerträglich schlechten Regiment schon von Donna Maria's Zeiten her, die Zustände Spaniens immerhin noch als beneidenswerth erschienen; allein die Hauptsache ist: Portugal muß zur Zeit wollen, was seine Freimaurer wollen, und diese sollen mit einem iberisch-demokratischen Aufstand nur immer noch auf Spaniens Succeſſe gewartet haben. Im Ganzen datirt wenigstens die monarchische Seite des Iberismus nicht erst von gestern, und in der Progressisten-Presse von Madrid wird er offen debattirt; ob wirklich, wie man sagt, in jüngster Zeit förmliche Verhandlungen stattgefunden haben, sei es der Iberier in Lissabon, oder gar des englischen Gesandten in Madrid mit O'Donnell, mag dahingestellt bleiben. Seine principale Bedeutung hat der Iberismus vorerst als charakteristisches Zeichen der Unzulänglichkeit des spanischen Republikanismus selber, oder der spanischen Freimaurerei an und für sich.

Bei jeder Gestaltung der politischen Dinge, welche über Isabella und die Constitution von 1837 hinausgehen soll, handelt es sich überhaupt für Spanien in erster Reihe um die Haltung der zwei Nachbarmächte, am allermeisten natürlich bei irgend welcher iberischen Gestaltung. Soviel ist gewiß: wenn Louis Philipps Stamm noch regierte, hätte die monarchische Seite derselben an Frankreich den thätigsten Agitator; Napoleon III. aber wird nie zugeben, daß die Wucherpflanze der englisch-koburgischen Propaganda sich am Fuße der Pyrenäen festsetze. Es gehört die ganze politische Phantasterei unserer Zeit dazu, zu glauben, daß etwa eine Eroberung Neapels für Murat als Aequivalent dienen könnte für eine solche Vermauerung der Aussicht gen Westen. Von der iberischen Föderativ-Republik gilt dasselbe in erhöhter Potenz. England wird sich also wohl oder übel, so lieb ihm die fran-

zösische Allianz gegen Rußland, und nicht das Gegentheil, ist — auf keinerlei iberische Unions-Pläne, monarchische ad interim oder republikanische, einlassen können. Die traditionelle Politik Englands wird sich auch, wie gesagt, leicht darein finden. Dennoch hat ein gewichtiger Theil der englischen Presse der iberischen Union im brittischen Interesse seit langem das Wort geredet. Der andere Theil hat dieß ganz offen aus hohen Inspirationen sich erklärt; denn neben der ministeriell-parlamentarischen Politik gibt es noch eine englische Hofpolitik, und sie ist die officiöse des Hauses Koburg. In diesem Moment müßte sie auf dem Boden Spaniens freilich sehr behutsam vorgehen; aber aufgeschoben, ist nicht aufgehoben. Heimlich und sub rosa könnte sie zu ihrem Zwecke: Verdrängung der bourbonischen Dynastie in Spanien, mit der officiellen Politik sogar Hand in Hand gehen. Daß diese unter der Decke möglichste Kräftigung der Progressisten, also der Freimaurer betreibt, ist ohnehin außer Zweifel, und zu solchem Doppelspiel der Gesandte Lord Howden völlig der rechte Mann; in seiner diplomatischen Laufbahn ist die Geschichte des ganzen spanischen Liberalismus seit 1820 eingetragen, dem er als Oberst Caradok schon damals den großen Militär-Aufstand zuwege bringen half. Jeder Schritt für jene Parteien ist aber ein Schritt zum andern Zwecke. Espartero bedeutet ebenso entschieden den englischen Einfluß, als Narvaez den französischen; auf eine Regierung Espartero haben die „Times" seit zwei Jahren prophezeit und agitirt; da man sie jetzt hat, kann man sich dabei gedulden. Lord Howden fiel während der Juli-Tage durch seine Abwesenheit aus Spanien auf; zurückkehrend wurde er nicht umsonst überall mit feierlichen Serenaden ꝛc. empfangen, während der französische Gesandte allenthalben nur Grobheiten geärndtet haben soll. Englands Politik kann leicht officiell erklären: daß sie jedes Hinausgehen über die Constitution von 1837 mit „tiefem Leidwesen" sähe, und die englische Presse das laisser

faire laisser aller predigen — wenn nur vorderhand Espartero sich hält.

Anders steht die Sorge allerdings für Napoleon III. Hat England in Spanien gesiegt, so ist er dort geschlagen. Ganz England hat seit Jahr und Tag aus vollem Halse declamirt gegen das „retrograde, corrumpirte, räuberische und unfähige Gouvernement San Luis"; in Frankreich dagegen hatte die Regierungspresse für dasselbe Ministerium nicht Lobeserhebungen genug, und jede antiparlamentarische Maßregel San Luis' kostete neue Centner napoleonisch-publicistischen Weihrauchs. Die spanischen Zöglinge des 2. December sind gefallen, schmählich gefallen, und England sieht sich vorerst befriedigt; Frankreich dagegen hat aus der Noth eine Tugend gemacht und seine Presse ist nun, drollig genug für Napoleon III., plötzlich — spanisch-constitutionell geworden. Er hat von Spanien nicht nur die Republik, den Koburg und den Orleans zu fürchten, er fürchtet auch die ältern Bourbonen; daher will er um jeden Preis die Herrschaft des Liberalismus nicht vernichtet sehen, und Isabellen auf dem Thron; wenn nur die Parteien sie nicht stürzen; und da der Staatsstreich, der diesen Thron festigen sollte, nicht durchgedrungen, so hofft man in Paris jetzt von der „parlamentarischen" Coalition Espartero-O'Donnell's, daß sie die Parteien bändige. Wohl möglich darum, daß jetzt sogar Espartero dort in Gnaden wäre, wenn nur nicht so gegründete Zweifel bestünden, ob er die Lage auch also bemeistern könne oder wolle; und wenn Napoleon III. in Madrid intriguirt, so wird er höchstens für O'Donnell und durch ihn für Narvaez intriguiren. Soviel aber leuchtet ein, daß die Stellung Napoleons jenseits der Pyrenäen eine viel schwierigere, gefährlichere und auch hoffnungslosere ist, als die Englands. Nur das kommt Frankreich zu gut, daß dem alten bösen Geiste der Halbinsel wenigstens die officiellen und offenen Hände

gebunden sind, wenn er nicht selbst die antirussisch-französische Allianz zerbrechen will, die Niemand nöthiger ist, als ihm.

Was freilich ein solches Gebundenseyn Englands für Frankreich und Spanien importirt, mag Jeder abwägen, der die lange Reihe von Schandthaten der englischen Politik kennt, mit denen sie im J. 1819 und den folgenden, dann unausgesetzt seit 1832, und versuchsweise noch einmal im J. 1848 das arme Land jedesmal den ärgsten seiner Verderber unauflöslich zu verkuppeln trachtete. Für jetzt hat vollkommen dieselbe Rolle, wie England sie sonst in Spanien gespielt, ein Anderer, und auch er im Bunde mit der ganzen europäischen Revolution, übernommen. Nordamerika ist es, und man wird vielleicht noch Genaueres über den nähern Antheil erfahren, den es durch seinen „Gesandten“ schon an den Juli-Tagen gehabt; wenigstens ist der Unhold am 1. Sept., nachdem er noch den letzten Barrikaden-Putsch aus eigener Tasche bezahlt haben soll, sogar von polizeilichen Haussuchungen verfolgt davongegangen. Factum ist, daß in den Städten der Union schon lange zuvor auf baldige Erwerbung Cuba's zuversichtlichst gerechnet ward, denn Soulé habe aus Madrid geschrieben: Spanien werde in Kurzem seine Pronunciamiento's in republikanischem Interesse haben, man solle daher zur Invasion Alles fertig machen, um die erste Bestürzung für Cuba zu benützen. Nun ist aber Rußland im Osten nicht der einzig mögliche Gegenstand einer englisch-französischen Allianz; fast noch kräftiger ist sie im Westen herausgefordert durch — Nordamerika. Um so vorsichtiger werden die beiden Nachbarmächte auf dem spanischen Boden sich bewegen und begegnen müssen, zumal gerade — England.

So wird denn Spanien jetzt mehr für sich seyn, als es je seit fünfzig Jahren war. Die Moderados noch eher als die Progressisten werden sich offener Hülfe einer Nachbar-

Macht getrösten können; und eben darum wird der Republikanismus oder die Freimaurerei, so mächtig sie auch unter den liberalen Parteien selber ist, Spanien gegenüber schwach seyn, und nur mit Wehmuth an die glänzenden Zeiten der „Centraljunta“ zurückdenken. Altspanien dagegen lag damals in tiefster Ohnmacht; jetzt ist es gewachsen, und wird dem Republikanismus schon an sich die strengste Wachsamkeit der übrigen Liberalen zuziehen müssen. Es sind bedeutsame Fakten, was von mehreren Seiten berichtet wird: daß die Progressisten selber ihre Forderung auf „allgemeines Stimmrecht“ hätten fallen lassen, weil man ihnen vorgestellt: gerade das wünschten die Legitimisten, und Altspanien würde mittelst desselben die Constituante erfüllen. Deßgleichen: die Constituante werde jedenfalls eine ansehnliche Minorität sehen, die gegen Ferdinands Willkür-Akt in Aufhebung des von Philipp V. eingeführten salischen Gesetzes protestire. Deßgleichen: die revolutionäre Presse verfechte jetzt selbst das legitime Recht Montemolin's, um zu beweisen, daß Isabella kein „Recht“ gegen die — Republik aufzuweisen habe. Deßgleichen: die „Isabellinos“ selbst näherten sich nun den Legitimisten, und man könne häufig selbst Hofpersonen sagen hören, Don Carlos wäre ihnen allen lieber, als diese unerträgliche Weiberregierung. Ist ja doch solcher Meinungs-Wechsel auch außerhalb Spaniens vorgekommen: die bekannte Pariser „Assemblée nationale“ hat einst als Guizot's Organ auf's beharrlichste für das Testament Ferdinands gestritten; jetzt aber, unmittelbar bevor die napoleonische Polizei ihr alles und jedes Berichten über Spanien verboten, hatte sie, Namens der Fusions-Partei und nach feierlicher Berathung derselben, die Legitimität Isabellens — anzustreiten beschlossen. „Hätte O'Donnell die absolute Monarchie verkündet, heute noch wäre die Eine Hälfte der Spanier zu seinen Fahnen geeilt“ — sagte ein Madrider in der Allg. Ztg. vom 22. Juli. Allein die übriggebliebenen Liberalen hätten dann nicht mehr

die Republikaner unter ihrem Banner, sondern umgekehrt. Die Royalisten thun daher gut, um mancher armen Seele willen, wenn sie die Entwicklung der liberalen Dinge noch abwarten, wie nun wirklich beschlossen ist, trotz der häufigen Berichte von Carlisten-Guerilla's da und dort, die zum großen Theile bloß verkappte Räuberbanden oder auch, wie bereits verlautet, eigentliche Demokraten-Jacquerie sind. Diese Aussichten der Royalisten gehören nothwendig zum Bilde der ganzen Situation; aber, wie schon gesagt, auch wenn der „absolute König" siegte, wäre das noch lange — kein Sieg Altspaniens. Altspanien seufzt mit Recht nach „el muerto", dem „Verstorbenen": Don Carlos lebte und Montemolin lebt; der Mann Altspaniens aber ist gestorben, schon ewig lang gestorben, und er muß erst wieder auferstehen. Daß er nicht in jedem Legitimen an sich schon wiederauflebt, hat sich nicht nur in Ferdinand, sondern auch an Don Carlos selber bewiesen. Alle Altspanier sind Royalisten, aber nicht alle Royalisten sind Altspanier; mit dem „absoluten König" an sich ist der Wohlfahrt Spaniens so wenig gebürgt, wie jetzt mit der „constitutionellen Königin". Altspanien verlangt mehr!

XXXV.

Clemens August von Bayern auf dem Kurstuhle zu Köln und der österreichische Erbfolge-Krieg.

Ein Zeitbild.

Dritter Artikel.

Bei all den mannigfachen Intriguen der Jahre 1725 bis 1740 hatte man hauptsächlich das Erbe zweier Fürsten im Auge, bei deren Absterben die traurigsten Wirren zu befürchten standen. Troß aller Verträge und Verklausulirungen war bei der allgemeinen Treulosigkeit doch zu vermuthen, daß nur das Schwert die Rechtsfragen über die Nachlassenschaft beider Herren entscheiden werde: über die Herzogthümer Jülich-Cleve-Berg und über die österreichische Gesammtmonarchie.

Drei Prätendenten lauerten auf den Tod des mit männlichen Erben nicht gesegneten Herzogs Karl Philipp von Neuburg: der König von Preußen, dem der Kaiser durch einen geheimen Vertrag vom 23. Dec. 1728 gegen Garantie der pragm. Sanktion den künftigen Besitz des Herzogthums Berg sammt der Grafschaft Ravensberg, mit Uebergehung der sulzbachischen Linie, zugesichert hatte, der Kurfürst von Sachsen, der sich auf seine Belehnung mit der ganzen clevischen Erbschaft durch Rudolf II. stützte, und der Pfalzgraf von

Sulzbach, der mit der Erbfolge in der Kur auch die sichersten Ansprüche auf das Land zu haben glaubte. Der Kaiser, der sich als Enkel des Herzogs Philipp Wilhelm von dessen ältester Tochter Eleonora eigentlich für den bestberechtigten Erben hielt, wollte seine Ansprüche theils an Preußen theils an Sulzbach übertragen. Kursachsen, das bei dieser Frage auf nichts anderes als auf den Reichsprozeß provoziren konnte, blieb nach der damaligen Natur des Rechtsganges beim Reichshofrath so ziemlich außer Berücksichtigung. Als Prätendenten, die den Frieden des Reiches zu gefährden drohten, standen Preußen und Sulzbach einander gegenüber. Das pfälzische Haus wußte, daß der preußische König für einen großen Theil des Erbes das Wort des Kaisers hatte und mit einem schlagfertigen Heere seine Ansprüche auf das Gesammtgebiet vertreten werde. Um so gelegener kam ihm die angebotene Hülfe Frankreichs, welches mit großer Eifersucht auf die kräftig aufschießende Militärmacht Preußens hinblickte. In den Verträgen zwischen Frankreich, Pfalz, Bayern und Köln war immer die Garantie der sulzbachischen Erbansprüche auf die jülicher Herzogthümer eingeschlossen. Dabei wurden immer religiöse Rücksichten mehr in den Vordergrund geschoben, als man Ländergier merken ließ. Beim alten Kurfürsten von der Pfalz wirkte wirklich ein tief katholisches Gefühl für die Fürstenthümer mit; des preußischen Königs bedeutendste Geldanerbietungen — 1,200,000 Rthlr. für den Kurfürsten selbst und für jede Prinzessin einen Brautschatz von 50,000 Rthlr., sobald er zum Besitz von Berg gelange — vermochten dagegen nichts*). In einem Memoire erklärte Karl Philipp, man müsse alle Mittel aufbieten daß Jülich und Berg nicht an einen protestantischen Fürsten fielen; jenen protestantischen Herrscher, der die Länder mit 50,000 Mann anzugreifen im

*) Ranke, neun Bücher preuß. Gesch. I, 242, 429. — Förster, Friedrich Wilhelm I. 2, 215.

Stande sei, müsse man anderwärts zu beschäftigen suchen, und zu diesem Zwecke mit Hülfe des römischen Stuhles die Polen wegen des ihnen abgenommenen Gebiets gegen den Brandenburger in Bewegung setzen; so werde Preußen gegen die vereinten Kräfte von Frankreich, Pfalz, Bayern und Köln nichts ausrichten *).

Clemens August, der in einem Schmähartikel der preußischen Duisburger Zeitung gegen die katholische Religion die traurigste Vorbedeutung für eine protestantische Nachbarschaft fand, erbot sich, mit französischem Gelde 20,000 Mann gegen Preußen auf die Beine zu stellen **). Frankreich betonte, daß im deutschen Reiche die vereinten protestantischen Waffen den katholischen jetzt schon gewachsen wären, keinenfalls sei daher eine Vergrößerung des protestantischen Hauptes zu dulden. Fleury sorgte bei den Conferenzen über einen österreichisch-französischen Friedenstraktat dafür, daß der Kaiser im katholischen Interesse dem Könige von Preußen die zugesagte Garantie wieder entziehen zu müssen glaubte, und die jülich'schen Erblande lieber dem katholischen Hause Sulzbach zusprach, anstatt sie protestantischen Händen preiszugeben. Obwohl Friedrich Wilhelm für Aufrechthaltung der Garantie zwei Millionen Reichsthaler anbot, schloß der Kaiser doch am 13. Januar 1739 den Vertrag mit Frankreich ab, wonach beim Tode des Kurfürsten von der Pfalz die gesammten jülich'schen Lande dem Nachfolger aus dem Hause Sulzbach zum provisorischen Besitz auf zwei Jahre eingeräumt und binnen dieser Zeit Keiner zu eigenmächtiger Besitznahme zugelassen werden sollte ***). Preußen beschloß nun seinerseits das Glück bei Frankreich zu versuchen. Der Cardinal ging auf Unterhandlungen ein,

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

**) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

***) K. A. Menzel, neuere deutsche Gesch. 10, 391. — Ranke, neun Bücher preuß. Gesch. 1, 405.

die durch Fenelon und Luiszius, die Bevollmächtigten beider Höfe im Haag, daselbst unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses gepflogen wurden. Aber schon die Rücksicht auf die Pfalz und auf die katholische Welt, die in Düsseldorf eine Grenzfestung gegen die Protestanten sah, und die jenseits der Agger gelegenen bergischen Bezirke für unentbehrlich zur Verbindung der katholischen Länder unter einander erklärte, verbot ihm, mehr als einige Begünstigungen bezüglich der Linie zu gewähren, welche künftig im Lande Berg Pfalz und Preußen scheiden sollte. Dennoch ratificirte der König; sein Nachfolger Friedrich II. aber sprach offen wieder ganz Berg an, und rüstete schon an den Grenzen, als der Tod des Kaisers plötzlich die ganze Sachlage änderte. Friedrich ersah jetzt seinen Vortheil in der Allianz mit Frankreich gegen Maria Theresia von Oesterreich und England, und verzichtete daher durch die geheimen und offenen Traktate von 1741 auf alle Prätensionen an Jülich und Berg zu Gunsten des jungen Pfalzgrafen von Sulzbach *).

Der größere Ernst der andern Erbfolgefrage leuchtete ein. Von allen bei dieser irgend wie interessirten Fürsten hatte einzig und allein der Kurfürst Karl Albrecht von Bayern die pragmatische Sanktion nicht unterzeichnet, immerhin ein anerkennenswerthes Zeichen offener Ehrlichkeit bei dem allgemeinen Leichtsinn, womit in damaliger Zeit die meisten Fürsten heute einem Dokumente Wort und Unterschrift gaben, das sie morgen gewissenlos und unverschämt wortbrüchig widerriefen. Als Abkömmling von Kaiser Ferdinands ältester Tochter Anna hatte er stets gegen die Sanktion zu protestiren und Ansprüche auf einen Theil der österreichischen Erblande wahren zu müssen geglaubt. Kaum war der Kaiser

---

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris, und Wenck, codex jur. gent. recent. t. I. p. 748.

todt (20. Okt. 1740) und trat Maria Theresia die Regierung der Gesammtmonarchie an, so erhob sich in Wien der bayerische Gesandte Graf von Perusa mit der Erklärung, sein Herr vermöge die Herzogin von Lothringen und Großherzogin von Toskana als Erbin der österreichischen Erblande nicht anzuerkennen, bis die eigenen näheren Ansprüche reiflich geprüft seien. Während sich aber Perusa in Wien mit voluminösen Manifesten und Deduktionen abmühte, suchte Karl Albrecht sich Geld und festen Rückhalt an dem Orte zu sichern, wo er jede Gelegenheit zur Schwächung des österreichischen Hauses willkommen wußte. Es kostete aber viele Schreibereien und Bettelbriefe, ehe der alte Cardinal einer kriegslustigen und thatendurstigen Koterie am Hofe nachgab und auf die kostspieligen und gefährlichen Plane des Bayers einging.

Sofort erkannte der Kölner Kurfürst, daß auch er bei der österreichischen Erbfrage nicht lässig und gleichgültig bleiben dürfe. Sein als Kanzler dienender Sekretär Hösch, zum Gutachten aufgefordert, sah nur in strenger, aber bewaffneter Neutralität das Heil in solchen kritischen Umständen, und schlug daher eine Erneuerung des vorjährigen Vertrages mit Frankreich, nebst Truppenvermehrung bis auf 20,000 Mann, vor*). Noch schwankend reiste der Kurfürst selbst nach München, um mit dem Bruder die drohende Zeitfrage zu besprechen. Aber weder die sanguinischen Hoffnungen des hochfahrenden, von Ehrgeiz verblendeten Bruders, noch die schmeichlerische Geschliffenheit des Generallieutenants von Sade, der unmittelbar nach des Kurfürsten Rückkehr als französischer Gesandter nach Bonn kam, vermochten ihn zu offen erklärter Parteistellung zu veranlassen. Sade ward nicht müde zu versichern, wie sehr dem französischen König das Interesse des bayerischen Hauses am Herzen liege, und keine

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

Anstrengung dafür bei der Kaiserwahl zu viel sei; in dieser Kaiserfrage, wie bei allen allgemeinen Angelegenheiten, sehe Ludwig nächst dem bayerischen Hausinteresse nur noch darauf, wie der Friede im Reich und das Wohl der katholischen Religion zu erhalten sei *).

Von österreichischer Seite aber war der Einfluß Sade's schwer bedroht, als der Großherzog von Toskana den Jesuitenpater Scholz nach Bonn schickte, um die französischen Hetzereien zu vereiteln, und die Mahnschreiben des Grafen Colloredo zu unterstützen. Der Pater brachte fast den ganzen kurfürstlichen Hof auf die Seite Oesterreichs und den Kurfürsten zu der Erklärung, an der pragmatischen Sanktion festzuhalten, und die älteste Tochter weiland Sr. K. Maj. als Königin von Ungarn und Böhmen anerkennen zu wollen, wenn ihm nur von Seiten Oesterreichs, Englands und Hollands Ruhe und Sicherheit seiner Gebiete garantirt werde **). In Wien eilte man, die Bedeutung der Stimme Clemens' in der Wagschale des Streites wohl würdigend, den Reichsvizekanzler und ungarischen Minister Grafen von Colloredo an den Bonner Hof abzuordnen. Colloredo kam Ende März in Brühl an. Er hoffte, mit Hülfe des Conferenzministers Fürstenberg, der Herren von Bornheim und von Metternich und des Sekretärs Stephani, den Gegenbemühungen des französischen Gesandten gewachsen zu seyn. Sade aber fand bälder die schwache kurfürstliche Seite, und ging in Kurzem als glänzender Sieger aus der Kabale hervor. Eine Gräfin von Nassau erfreute sich bei Hofe hoher Gunst und vielfacher Auszeichnungen. Von ihrem Manne, der das Gnadenbrod katholischer Fürsten aß, unter dem Vorgeben, daß er

---

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

**) l. c.; und: Materialien zur Statistik des niederrh. und westph. Kreises. 2. Jahrg. 1. Bd. S. 252.

wegen seiner Anhänglichkeit an das katholische Bekenntniß von England und Preußen seiner Besitzungen beraubt worden, lebte sie getrennt. Der Graf kümmerte sich wenig um das zweideutige Treiben seiner Frau; er mußte gute Miene zum bösen Spiele machen, wollte er nicht Hungers sterben*). Nachdem Herr von Sade einmal durch schöne Worte, kleine Geschenke und große Versprechungen das Vertrauen der Gräfin errungen hatte, dauerte es nicht lange, so durfte nur mehr sein Koch dem Kurfürsten die Speisen bereiten, und Niemand war bei Hof mehr gern gesehen, der nicht offen zur französischen Partei hielt. Tagtäglich ging Clemens mit dem Franzosen spazieren, und häufig besuchte er in dessen Haus, nahe bei Brühl, die kleinen mit ausgewähltem Damenkreise veranstalteten Soupers. Hösch, von Zeit zu Zeit mit einem schönen Geschenke von München aus bedacht war schon längst für das französische Interesse gewonnen, als Sade bei Clemens auch noch den Titel eines Geheimraths für ihn erwirkte. Auch Metternich ließ sich in der Hoffnung, bei König Ludwig eine reiche Abtei davonzutragen, hinüberziehen**).

Umsonst stellte Colloredo der gallikanisirenden Damen-Klique eine andere unter Leitung der Frau von Gymnich entgegen; das Netz Sade's war zu fein gesponnen. Auch wenn die mit 10,000 Fr. von ihm besoldete Gräfin von Nassau vom Kurfürsten zu trennen gewesen wäre, so hatten Sade und Hösch doch schon vorgesorgt, daß er auf keinen Augenblick den Händen ihrer andern Söldnerinen entgehe. Sie wußten genau, wohin sein Auge je einmal mit Wohlgefallen geblickt; sie wußten, warum er so gerne in einem benachbarten Bauernhofe einsprach, was ihn so sehr nach Aachen in's Bad zog, und warum er so viel von Westphalen sprach***).

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris. **) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris. ***) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

Ihre Maßregeln, daß von keiner dieser Seiten ein Widerspruch gegen ihre Absichten aufkomme, waren getroffen. Unter diesen Umständen vergaß Clemens August bald das jüngst feierlich an Maria Theresia gegebene Wort; er desavouirte die bündigen Verträge, die er eben noch mit Oesterreich geschlossen, wies die englischen Freundschaftsanträge sammt dem Angebot von 50,000 Pfund Sterling ab, und schloß am 3. Mai ein Bündniß mit Frankreich, ganz nach der Norm jenes vom Mai 1740 *). Man hatte ihm sogar den Beitritt zu den landesverrätherischen Nymphenburger Traktaten zwischen Bayern, Frankreich und Spanien angesonnen, die auf Kosten des deutschen Reiches die wechselseitigen Ansprüche auf die österreichischen Lande und die Erhebung des Bayers auf den Kaiserthron garantirten; das erschien ihm aber doch als eine gar zu starke Zumuthung an seine Gutmüthigkeit, daß er als deutscher Reichsfürst einen Traktat unterzeichnen solle, der in geheimen Artikeln ausdrücklich bestimmte, daß alle Provinzen und Städte, welche die an den Rhein gesandten Franzosen in den österreichischen Erbfolgestreitigkeiten besetzen würden, dem französischen Reiche einverleibt bleiben und vom Kurfürsten, wenn er Kaiser geworden, niemals zurückgefordert werden sollten **). Er zog daher vor, durch besondern Traktat sich die Mittel zu seiner Vertheidigung zu sichern, und erließ auch sofort an den Marschall Hohenzollern, den Conferenzminister Fürstenberg, den Generalmajor Wenge und den Geheimrath Hösch den Befehl, die kurfürstlichen Truppen auf Kriegsfuß zu setzen. Mit energischer Rührigkeit begann man die ziemlich verwahrlosten Festungen des Kurstaates herzustellen, namentlich Kaiserswerth und Rheinberg, die Arsenale zu füllen und neue Magazine anzulegen; die Ausfuhr von

---

*) *Flassan*, histoire de la diplomatie française. tom. 5.

**) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris

Früchten und Kriegsbedarf ward verboten und das Branntweinbrennen untersagt *).

Von Tag zu Tag sah Clemens August den Stern seines Bruders höher steigen. Die Bayern besetzten Passau, überrumpelten die Bergfestung Oberhaus, und rückten in das Herz Oesterreichs ein; 20,000 Sachsen standen zum Zuzug bereit; Friedrich von Preußen hielt die Oesterreicher und Schlesien im Schach; starke französischen Corps zogen unter dem Marschall Belle-Isle durch das Elsaß in österreichisches Land, den Bayern zu Hülfe, unter Marschall Maillebois an den Niederrhein, um gegen England Position zu nehmen. Bei solchen Chancen der bayerischen Sache gestaltete Clemens sein Bündniß mit Frankreich zu einem eigentlichen Offensiv- und Defensiv-Traktate um, den Vertrag vom 5. Mai 1740 mit den 600,000 Fr. Subsidien erneuernd, unter dem beigefügten geheimen Artikel, daß er 10,000 Mann zu gemeinsamem und einheitlichem Handeln mit Frankreich, für weitere 10,000 Gulden monatlicher Subsidien, unterhalten solle, wozu der König noch einmal eine monatliche Summe von 2000 holländ. Gulden zur Besoldung weiterer 1000 Mann zu Fuß beischoß. Clemens versprach dagegen, seine Truppen so aufzustellen, daß sie leicht auf den leisesten Wink des Königs mit den französischen sich vereinigen könnten. Bald hatte der Kurfürst 5800 Mann unter den Waffen, welche er auf 10,440 Mann, 9800 Fußsoldaten und 640 Reiter, zu erhöhen strebte. Hösch aber, der auf Betreiben des Herrn von Sade kurkölnischer Kanzler geworden, und gleich mit der Ankunft am Ziel seines Ehrgeizes gegen die Sache des Protektors merklich kalt ward, suchte jetzt Ausflüchte, als er den Vertrag unterzeichnen sollte. Mit harten Worten mußte der Fürst ihm die Unterschrift abzwingen. Man antedatirte die Urkunde auf

*) l. c. und Rheinberger Amtsakten.

den 5. August; die Ratifikation des Königs erfolgte erst am 12. November *).

Weder die Stände, noch das Kapitel wußten von diesen Vorgängen, noch ob sie die massenhaft sich häufenden Truppenzüge als Freunde oder als Feinde anzusehen hätten; die meisten Unterthanen aber beeilten sich, ihre Habseligkeiten außer Landes in Sicherheit zu bringen. Clemens proklamirte daher den 29. August, daß die französische Armee nicht das Mindeste, was zu des Fürsten wie der Unterthanen Nachtheil gereichen könne, unternehmen würde **). Sie kam unter Maillebois 45,000 Mann stark an den Rhein, bezog ein Lager bei Neuß, und requirirte sofort 500,000 Rationen Heu, 330,000 Rat. Hafer, 18,000 Büschen Stroh, 1800 Klafter Brennholz, 2000 Bretter, 10,000 Latten für Zelte, 28,000 Malter Getreide für das Hospital und die Magazine; zugleich mußte das auf's äußerste ausgesogene Volk alle Mühlen, Karren und Arbeitspferde der Intendantur zur Disposition stellen ***). Clemens August remonstrirte gegen solche unerschwinglichen Aufbürdungen; aber Maillebois, überhaupt in gespreizter Vornehmheit ihm wie einer untergeordneten Persönlichkeit entgegentretend, zwang die geängstigten Landbewohner mit der größten Hartherzigkeit zur vollen Lieferung. Auch noch auf andere Weise ließ er ihn fühlen, daß der Bundesgenosse seines Königs keinerlei Rücksicht und Zuvorkommenheit zu erwarten habe. Sowohl bei seiner Ankunft auf kölnischem Gebiete, als da Clemens August sich in die Nähe des französischen Lagers nach Zons begab, unterließ der Marschall, den Kurfürsten zu begrüßen; er schickte Befehle nach Münster, ohne diesen irgendwie davon in

*) Sämmtlich aus dem arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

**) Rheinberger Amtsakten.

***) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

Kenntniß zu setzen, und anstatt eines Colonel, den Clemens als Ehrenwache für sich beanspruchte, gab er ihm nur einen Lieutenant-Colonel *).

Mit Bewilligung des Kurfürsten kamen französische Garnisonen in die Städtchen Kaiserswerth und Uerdingen, sowie verschiedene Observationsposten an die Ufer des Rheines. Am 23. Sept. überschritt die ganze Truppenmasse auf einer bei Kaiserswerth geschlagenen Brücke den Rhein und bezog im Wittlaerer Felde ein Lager, zwei Stunden lang und eine Stunde tief. Ihre einzige Arbeit bis zum Winter war, die Bauern bis auf's Blut zu quälen und den Kurfürsten von Hannover zu ängstigen. Mitte November bezogen sie im Kölnischen, Bergischen und Westphälischen die Winterquartiere. Sechs Bataillone Infanterie und zwei Escadronen Kavallerie waren der Stadt Köln zugedacht; die für Maria Theresia gewonnene Stadt ließ aber bei dem französischen Gesandten ihre Aufnahme als pflichtwidrig gegen das Reich verweigern, nur außerhalb ihres Rayons wollte sie Geld und Zufuhr beitragen und insbesondere für die Winterquartiere 200,000 Fr. bezahlen. Obgleich der Marschall am 20. Okt. durch den Marquis von Contade Köln mit dem höchsten Zorne des Königs, mit Rheinsperre und Blokade bedrohte, blieb der Senat dabei, mit dem Anfügen: daß sich die freie Reichsstadt in der Lage befinde, alle französischen Winterquartiere ernstlichst sich verbitten zu müssen. Da erachtete Clemens die günstige Gelegenheit gekommen, die so oft vergeblich verhandelte Frage über die Souveränetätsrechte der Stadt mit dem Schwerte zu lösen. Er übergab dem Grafen Sade ein langes Memoire über seine Oberhoheit zu Köln von den ältesten Zeiten an, des Langen und Breiten deducirend, wie ihm das ius

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

vitae et necis, das ius gladii, merum imperium und das Begnadigungsrecht zukomme, und daß die Kölner von jeher zum Zeichen ihrer Abhängigkeit von den Kurfürsten diesen den Eid der Treue geleistet; zugleich versprach er, wenn die Kölner seinem guten Recht sich fügten, sie wie Kinder, nicht wie Rebellen behandeln, bei allen ihren alten Privilegien bestätigen und noch mit neuen Vorrechten und Handelsfreiheiten begnadigen zu wollen. So der deutsche Reichsfürst; der französische König dagegen lehnte jede Gewaltthat gegen eine Stadt des Reiches ab, und erwiderte: er verlange vom Reiche und dessen Städten Neutralität, und könne nur böswillige Absicht bei allen voraussetzen, welche ihn und den Kurfürsten veranlassen wollten, den Frieden mit dem Reich zu brechen, und so den Streit gegen Maria Theresia in einen Streit gegen das Reich hinüberzuspielen. So mußte Maillebois die sechs Bataillone und zwei Escadronen anderweitig im Kurstaate unterbringen, zum Schrecken der Ritter und Bauern*).

Alle verzweifelnden Klagen des Landes aber hinderten Clemens nicht, in eitlem Prunk mit seinem Bruder und dem hochmüthigen Belle-Isle wetteifernd, fabelhafte Summen an Flitterputz, Tressen, Karrossen, Equipagen und Kirchenornamenten zu verschwenden, um bei der nahen Wahl- und Krönungsfeier in Frankfurt allen Collegen den Rang abzulaufen. In Paris allein kaufte er durch Grimberghen für 183,554 Fr. 9 S. dergleichen Tand, wovon übrigens 84,711 Fr. 16 S. trotz aller beleidigenden Grobheit der Pariser Kaufleute lange genug auf Bezahlung warteten. Im Okt. 1742 beliefen sich die Rechnungen Grimberghens auf 229,488 Fr. 10 S.; der kostbarste Posten derselben war die aus 32 Stück bestehende prachtvolle, in Gold strotzende Kapelle, die sogenannte Clementina, die noch jetzt im Kölner Dome aufbewahrt wird.

---

*) Sämmtlich aus dem Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

Sade mußte sich bei dem Lieferanten dafür mit 50,000 Gulden verbürgen. Nur einmal, sagte Clemens, habe er einen Bruder zu krönen, und dieses Eine Mal wolle er es auch nicht an Glanz fehlen lassen. Um die Reisekosten nach Frankfurt sprach er erst die Landstände an, die aber auf das in Noth und Elend versunkene Land hinwiesen; nun wandte er sich an den König mit der Bitte um vierteljährigen Vorschuß auf die Subsidien. Auch hier mit Entschuldigung abgewiesen, fand er Hülfe bei dem durch den Kanzler Hösch in Ungnade gebrachten Conferenzminister von Fürstenberg, der ihm aus freien Stücken die erforderliche Summe leihweise anbot. Clemens kam so aus der Noth, er selbst aus der Ungnade*). Am 8. Dec. traf der Kurfürst mit Herrn von Sade, dem Großstallmeister Baron von Roll und einer Masse anderer Hofbeamten, Bedienten und Officiere in Frankfurt ein. Während der Bruder zu Prag mit dem eitlen Quasi-Großhofmeister Belle-Isle im wahren Sinne des Wortes König spielte, schien er es förmlich darauf abgesehen zu haben, die volle Lächerlichkeit und Erbärmlichkeit des damaligen deutschen Fürstenlebens in vollen Zügen zu genießen. Unendlich gehoben, wenn er vom Bruder oder anders woher als „Erzherzog" begrüßt wurde, ging seine einzige Sorge nur immer auf möglichst großen Pomp und Luxus, werde er nun bezahlt, wie er wolle. Bis zum Wahltage pro forma verbrachten die Wahlherren und Abgeordneten des deutschen Reichs die Zeit im Aufwande wettrennend mit Traktamenten, Visiten, Spielen, Bällen und Lustpartien. Der eine that sich in ansehnlicher Begleitung, der andere in schönen Pferden, dieser in reichem Geschirre, jener in kostbaren Livreen hervor. Clemens erschien öffentlich nicht anders, als mit vier Dienern zu Fuß vorauf, vierzehn Pagen, vier Karrossen mit den Großofficieren, Ministern

---

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

und Kammerherren, dann die höchste Person des Kurfürsten in der fünften und endlich die Edelleute in der sechsten Equipage*). Um aber der Geschäfte nicht zu vergessen, übte man sich hin und wieder in den lächerlichsten Form- und Ceremoniell-Streitigkeiten, schrieb bogenlange Deduktionen und Remonstrationen über die Fragen, ob ein kurfürstlicher Gesandter ebenso zu behandeln sei wie ein königlicher? der Gesandte wie der Fürst selbst? ob Jemanden ein Lehn- oder ein Taburetstuhl hingesetzt werden müsse? erörterte des Langen und Breiten, wie weit man dem Einen oder Andern bei Visiten entgegengehen und wieder hinausbegleiten müsse, wie der Anzug bei dieser oder jener Gelegenheit beschaffen, welche Gesellschaft einzuladen und welche wegzulassen seyn solle; man quälte sich ab mit der Frage, ob man einem Gaste die Hand reichen müsse oder nicht, in welcher Begleitung dieser oder jener Besuch zu machen, hier oder dort zu erscheinen sei, wer zuerst die Visite machen müsse, neben welche Dame der eingeladene Gast zu setzen sei u. s. w.**)

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris. — Moser, Geschichte Kaisers Karl VII. S. 200.

**) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

XXXVI.

Der momentane Stand der Kriegsfrage.

Vier deutsche Noten und die felix culpa des Wiener Zeitungs-Tartaren.

Kriegsfrage für den ganzen Continent, nicht mehr „orientalische Frage", so steht jetzt die Sache. Die Verantwortung dafür liegt auf — Preußens Schultern. Es steht fest, hätte sich Preußen ohne Rückhalt der Convention vom 20. April angeschlossen, und den deutschen Bund also nach sich gezogen, hätte Deutschland sofort seinem Willen militärischen Nachdruck gegeben, so wäre Rußland in der Lage gewesen, sich willig finden zu lassen. Statt dessen brachte die April-Convention nur eine Reihe von Verhandlungen an's Licht der Welt, die der schönsten Zeiten der Itio in partes in den alten Reichstags-Ausschüssen vollkommen würdig zur Seite stehen; sie war, fast ehe noch vom Bunde approbirt, schon wieder verläugnet. Als Oesterreich, in höchster Gefahr, durch die russischen Heersäulen an der vertragsmäßigen Occupation der Donauländer gehindert zu werden, wie alle Welt sah, die Aufstellung eines Theils der stipulirten Bundeshülfe verlangte, und als das Circulare zufällig ein paar Tage später nach Berlin als an andere Bündner gelangte, da heulte es

aus allen Ecken und Enden von Berlin=Bamberg: Attentat auf Verrath, Feurio unsre souveraine Freiheit brandelt! Drei Nächte lang verscheuchte die innere Entrüstung den Schlaf von allen hohen Diplomaten=Augen von München bis Pyrmont; um so tiefer aber sank die Convention in den ewigen Schlaf. Um ihn ja nicht zu stören, schlich der Czar auf Wiedersehen aus den Donauländern davon, und wirklich schrie es sogleich wieder aus allen jenen Ecken: die Convention ist von den Ereignissen überholt, sie ist — „ganz gegenstandslos" geworden. Zwar kann Rußland wieder kommen, und die Oesterreicher heimzuschicken versuchen! Aber dann gilt es eben von Neuem drei Monate lange Berliner=, Bamberger= und andere Tage; so erfordert es die „rein=deutsche" Politik und das Interesse des — deutschen Bundes! Ihm liebäugelt der Czar nicht umsonst als seinem ergebensten Bundesgenossen; nur Eine der feinen Berechnungen Nikolai ist zur Stunde noch nicht getäuscht: die Spekulation auf Deutschlands Uneinigkeit. Der Czar hat nie gezweifelt, daß Oesterreich in jedem Augenblicke der Entscheidung von Preußen und dem engern Deutschland verlassen seyn werde; darin allein hat er sich nicht verrechnet. Er streichelt daher diese in dem Moment, wo er jenes förmlich herausfordert, den Kern seiner Armee, die Garden, nach Warschau schickt, und weiter an die galizische Grenze in gerader Linie auf Wien zu, ohne daß irgend ein Strategie=Kundiger ein anderes Objekt solcher äußersten Kraftaufbietung ersehen könnte, als die Reiche des Erben der alten deutschen Kaiser. Alles das haben Preußen und seine Bündner gethan; sie haben mit den Zündhölzchen gespielt, wenn unversehens der Brand über ganz Europa hinlobert; sie werden aber auch den Brand=Schaden bezahlen. Von Rußlands Dankbarkeit liegen schon genugsam Proben vor; um wie viel mehr wird man über ein Jahr ebenso reden, wenn man jüngst bereits, Angesichts der pontischen Expedition, Verdruß äußerte: der ganze Han=

del wäre längst beigelegt, wenn Preußen, wie man zu erwarten berechtigt gewesen, gleich im Anfange mit 300,000 Mann sich auf russische Seite gestellt, statt dessen aber sei es gerade vorzugsweise sein Zögern gewesen, das dem Kriege seine furchtbare Ausdehnung gegeben.

So, wie Rußland von Preußen erwarten durfte, wollte auch die consequente Pietisten-Politik dessen Stellung haben; dazu aber fehlte maßgebenden Orts doch der Muth und die Ueberzeugungstreue. Man wählte dafür eine Politik, für die der passende Name schwer auszusprechen ist, die aber bereits den Spott und die Verachtung der Kinder auf der Gasse als Preis davongetragen. Die Früchte müssen jedoch noch saftiger werden, wenn Gott nicht wunderbar zur rechten Zeit die Binde vor den Augen löst. Man hat zu allen Wiener-Conferenzbeschlüssen beigeholfen, hat das Conferenz-Protokoll vom 9. April unterzeichnet, hat den Vertrag vom 20. April abgeschlossen. Oesterreich hat treu und gewissenhaft die absolut nöthigen Consequenzen aus den stipulirten Grundsätzen dieser Conventionen und auch der Bamberger-Notula gezogen; es hat mit Mühe die Westmächte bewogen, die in den bekannten „vier Punkten“ oder „Garantien“ eingetragenen Consequenzen als Friedensbasis anzunehmen; während die Westmächte sie als Minimum erklärten, hat Oesterreich für sich sie als Maximum, über welches hinaus Deutschland nicht in Rußland dringen werde, in St. Petersburg vorgelegt; es hat also sorglich jene deutsche Mittelstellung gewahrt, die einzig und allein den gräulich verwirrten Knoten des schwebenden Streites im wahren deutschen und wahren europäischen Interesse lösen kann; Preußen selbst hat die vier Punkte als „wünschenswerth“ im deutschen Interesse dem Czar dringendst empfohlen — und nun, als dieser barsch abgeschlagen? Oesterreich bleibt natürlich auf den Consequenzen seiner Verträge stehen, und verlangt dasselbe von den deutschen Alliirten;

Oesterreich hat in deren Auftrag die Besetzung der Donaufürstenthümer vorgenommen, und begehrt nun natürlich gegen die faktischen russischen Bedrohungen die Garantie seiner Stellung in jenen Ländern von denselben deutschen Alliirten. Preußen aber als ihr Stimmführer — verweigerte beides! Warum? Gehen Oesterreichs Forderungen vielleicht über die stipulirten Grundsätze hinaus? Nichtsweniger als das! Die consequente Pietisten-Politik*) gesteht vielmehr wörtlich zu: Oesterreich habe den April-Vertrag in seinem einzig möglichen folgerichtigen Sinne aufgefaßt; wenn Preußen in dem Augenblicke, als Oesterreich ihn demnach auszuführen sich angeschickt, ihn für erloschen erklärt, so suche es nur durch künstliche Interpretationen die Spitze der frühern Verpflichtungen abzustumpfen; der Aprilvertrag sei eben die unglückselige Consequenz der unglückseligen Conferenzbeschlüsse, und es sei ein Irrthum zu glauben, man könne für seine Person zu jeder Zeit frei handeln, gleichviel was man früher angedeutet, gesagt oder versprochen; absichtliche vorberechnete Treulosigkeit jedoch sei diese Haltung Preußens nicht, sondern — „gutmüthige Voreiligkeit." So die consequente Pietisten-Politik selber; und in der That kann Niemand im Ernste läugnen, daß Oesterreich mit seinen zwei Forderungen in seinem vertragsmäßig stipulirten Rechte ist. Warum also verweigert man es ihm? Die „Kreuzzeitung," die seit der Wiener-Note vom 30. Sept. wie von der Tarantel gestochen, in blinder Wuth tiefer und tiefer in den Sumpf der Gemeinheit sich hineinarbeitet, sie plauderte soeben den wahren Grund aus. „Wir," sagt sie, „wir haben kein Interesse dabei, das — Kaiserthum in Deutschland wieder aufzurichten."

Der feige neidische Hochmuth also ist es? Für sicher hält

---

*) wie Herr von Florencourt sie am Rhein als „katholische Politik" in Umlauf setzt.

er sich nur im tückischen Hinterhalt in Oesterreichs Rücken. Also zur Zeit an der Seite Rußlands. Hierüber jedoch besteht allerdings Streit; denn die andere Partei in Preußen, welche wenigstens nicht zu feig ist, selber mit gewaffneter Hand nach dem blendenden Glanz der deutschen Kaiserkrone zu greifen, sie hält dafür, daß auch bei einer entschiedenen und kriegerischen Allianz mit England jener unentbehrliche Hinterhalt möglich sei. Auf keinen Fall aber, weder den Einen noch den Andern, ist jene aufrichtige deutsche Mittelstellung erträglich, die Oesterreich vertritt; die Gründe müssen Jedem von selber einleuchten. Auch ein bereits vielfach besprochener Thronwechsel durch Abdankung würde sie nicht reicher an preußischen Sympathien machen; man würde dann bloß an der Seite Englands, anstatt jetzt an der Seite Rußlands, die Sonderinteressen suchen, welche man unter dem Namen „reindeutscher Interessen" colportirt. Die aufrichtige deutsche Mittelstellung, die erhabene und heilwärtige mitteleuropäische Politik — sie setzt uneigennützige Intentionen voraus. Geschehen daher nicht Wunder und Zeichen, so wird Preußen sich ihr nie anders anschließen, als weil es absolut muß und keine andere Wahl hat, und solange, als es absolut muß. Ein solcher Anschluß aber ist von der gegenwärtig herrschenden Partei noch eher zu erwarten, als von der andern, die jedenfalls spornstreichs in's englische Lager ritte. Die jüngste colossale Tartaren-Lüge über den Fall Sebastopols vor dem ersten Trompetenstoß der Alliirten am Ufer der Krim hat desfalls den schätzbarsten Einblick gestattet. Giftig geifernd sah die zahnlose Megäre einer vielverbrauchten Laufbahn, die das heilige Kreuz der alten deutschen Marienritter zum erlogenen Zeichen an ihrer frechen Stirne gestohlen, ihre Helden im ersten Schrecken das Bündel schnüren, um auszugehen aus dem verfallenden Haus *). Kalten Blutes

---

*) Die Kreuzzeitung bekannte noch am 6. Okt., es habe sich überra-

hatte ein Berliner in der Allg. Ztg. vom 26. Sept. ganz richtig prophezeit: „wenn eines Tages der Telegraph die Zerstörung der russischen Pontus-Flotte melden sollte, so werde die blasse Sprache der neutralen Diplomatie plötzlich Farbe bekommen, im andern Falle werde man sehen, wozu die „„vollkommene Freiheit in den Entschlüssen““ benützt werden könne.“ Selbst der „Rundschauer“ des russisch-preußischen Moniteurs hatte unter den zermalmenden Lügen jenes „Telegraphen“ seinem Michaelis-Elaborat eiligst noch ein ungleichartiges Schweifchen angehängt, das da ängstlichst nach der — aufrichtigen deutschen Mittelstellung hinwedelt*). Vielleicht wäre sie gleich zu Stande gekommen, wenn der Tartar wahr gesagt hätte. Es war aber von ihm gelogen, und so schrieb besagter Moniteur den 8. Okt. in aller Unschuld aus Frankfurt: am Bunde seien die entscheidenden Debatten nicht früher zu erwarten, als bis über den Ausgang der Krim-Expedition — „vollständige Klarheit herrschen wird.“

schend gezeigt, „daß selbst der höhergestellte Preuße nicht ohne alle Anlage zur Wetterfahne ist.“ „Noch werthvoller“, zürnt sie, „wird den Westmächten die Wahrnehmung gewesen seyn, daß es immer noch Orte in Deutschland gibt, wo man nur zu geneigt ist, sich einschüchtern zu lassen; was wir dabei über die Politik so mancher deutscher Brüder denken, davon zu einer andern Zeit und an einem andern Orte (!); es wird die Zeit kommen und sie ist vielleicht schon da, wo man mit beiden Seiten wird Abrechnung halten müssen.“

*) „Bestätigen sich die Nachrichten von der Niederlage der Russen und dem Falle von Sebastopol in ihrem ganzen Umfange, und hat Rußland wirklich eine so schwere Wunde davon getragen, so liegt darin die dringendste Aufforderung für die deutschen Großmächte, inniger als je verbunden zu bleiben untereinander und mit dem gesammten Deutschland, und durch eine selbstständige Politik das nun in der That ernstlich bedrohte Gleichgewicht, richtiger „„Besitzstand““, von Europa aufrecht zu erhalten.“

Solche Grundsätze der „Reindeutschen“ liegen für Oesterreich bereit zur Construirung der rettenden mitteleuropäischen Politik, die Deutschlands Recht, Ansehen und Wohl wahren soll gegen den Westen wie gegen den Osten. Nachdem man in Berlin und Bamberg lange genug den officiellen Mund vollgenommen von den „deutschen Interessen“ im Osten, lautete nun, unmittelbar nach der abschlägigen Antwort des Czaren, der deutsche Bescheid auf alle österreichischen Propositionen etwa also *): „Uns Preußen geht ohnehin die Sache unter dem Gesichtspunkt keines einzigen unserer Interessen das mindeste an; laßt — sie Geld und Heere verputzen.“ Um, wenn sie einmal Alle, Oesterreich mit eingerechnet, todmüde wären, dann erst die preußischen Trümpfe auszuspielen! Welch' verständige und infallible reindeutsche Politik, jedes Kind begreift ihre Vortheile! Aber ach! weder Napoleon III. noch England wollen ohne weiteres „verputzen;“ namentlich ersterer soll in Berlin sehr ernstlich auf die preußischen Unterschriften der Wiener-Conferenz-Protokolle gewiesen haben. Das große Winterlager von Boulogne trägt ominösen Namen, die alliirte Flotte in der Ostsee, welche sehr praktikable preußischen Küsten hat, kömmt im nächsten Frühjahr wieder, ja, sie soll im Kieler-Hafen überwintern. Ist das nicht ein anderes Rußland in den Donaufürstenthümern, und kann Preußen ruhig zusehen, wie deutsches Bundesgebiet so gut als französische Einquartirung erhält? — so debattirt die Pietisten-Politik immer bänglicher: täglich wird die Beklommenheit auffallender, man fängt an, eine Einigung Deutschlands mit — Schweden und Dänemark für eine ge-

*) wie Herr Dr. Leo, ein Geschichtschreiber, dem wohl Niemand solche stockpreußisch-pietistische Engherzigkeit hätte zutrauen sollen, im Halle'schen „Volksblatt“ vom 30. Sept. wörtlich sagt, indem er die auch von Preußen für „wünschenswerth“ erklärten vier Punkte als „unverschämte Vorbedingungen“ aburtheilt.

bieterische Nothwendigkeit zu halten u. s. w. So hat sich denn jene infallible „reindeutsche" Politik abermals als unhaltbar erwiesen; man näherte sich daher wieder der österreichischen Mittelstellung, jedoch so, daß ein augenblicklicher Rückzug eintreten könnte, sobald der Kosak die Nachricht von der Vernichtung der Krim-Expedition an den Telegraphen brächte. Eben deßwegen hütete man sich neuerdings auf's sorgsamste, die Welt darüber in's Klare zu setzen, was und wie viel denn Preußen eigentlich auf Grund seiner Noten in der Wiener-Conferenz von Rußland wolle. Man verhielt sich nur bloß negirend gegen alle aus den früher sanctionirten Verträgen abgeleiteten Consequenzen; indeß hatte die ganze eigene officiöse und bestochene fremde Publicistik Ordre, vom „fortschreitenden guten Einvernehmen mit Oesterreich" zu schreiben. Sogar die eigene „reindeutsche" Partei ward dadurch theilweise verwirrt; sie hatte statt des künstlichen Negations-Systems erwartet, Preußen werde nun seinerseits ein besseres Friedensprogramm dem Bunde vorlegen, und nun wollte „es scheinen, man fürchte in Preußen am allermeisten, beim Wort gehalten zu werden, darum wolle man keines geben, und suche sich in der Spirallinie um Rußland und Oesterreich zu bewegen*)." Errathen! So wollte man seine „vollkommene Freiheit in den Entschlüssen" wahren, und doch zugleich die Westmächte hinhalten! Aber auch diese Schlauheit fallirte, und die Spekulation, aus der deutschen Mittelstellung eine preußisch-russische Zwickmühle zu machen, ist bereits am Ende. Der Schrecken über den Tartaren hatte sich kaum gelegt, so brach schon ein anderer ein. Oesterreich zeigte sich unabhängig von Tartaren-, so gut wie von Kosaken-Nachrichten, und wie zwei Wetterstrahlen aus heiterm Himmel schlugen dieser Tage unzweideutige Wiener-Declarationen

*) Freimüthige Sachsenzeitung vom 1. Oct.

in Berlin ein: die österreichische Gratulation in Paris und die Note vom 30. September. Herkules steht wieder am — Scheidewege!

Nichts kann entmuthigender seyn für jedes deutsche Gefühl, als die Geschichte, wie er abermals dahin gekommen. Die vier Punkte sind ein wahres Verdienst Oesterreichs; die letzte Aeußerung dieser Blätter über die brennende Frage hat, ehe dieselben noch bekannt waren, nur aus den von allen vier Mächten angenommenen Grundsätzen der Wiener-Conferenz sie als die nothwendige Grundlage der mitteleuropäischen Politik und ihrer rettenden deutschen Mittelstellung eruirt. Sie boten auch Rußland noch billigen Spielraum, und von Wien aus soll ihm auch ausdrücklich die Bemerkung zugegangen seyn, daß ihm bei der Unterhandlung immer noch praktische und durchführbare Vorschläge frei stünden; der Grundzug nur stand unabänderlich fest, daß die exclusiven Anmaßungen der Czaren und ihre exceptionellen Schutz- und Beaufsichtigungsrechte über, für und wider die Orthodoxen in den Donauländern insbesondere, wie in, und bereits auch außer, der Türkei im Allgemeinen absolut nicht zu dulden seien. Allerdings hieße das: die ganz Europa bedrohende gottlose Czaren-Papsts-Politik aufgeben müssen; allein ohne Zweifel hätte das Czarthum, wenigstens in der Hoffnung auf bessere Zeiten, sich zum Unterhandeln herbeigelassen, wenn es nicht seine ganze lange Westgrenze, diese verwundbarste Seite am Riesenleibe, durch die Manöver der Pietisten-Politik gedeckt sähe. Wirklich war sein Nein kaum gefallen, so munkelte es von Berlin her: die vier Punkte seien jetzt antiquirt, und der Vertrag vom 20. April deßgleichen, da ja die Donaufürstenthümer nun geräumt seien. Oesterreich aber blieb seinem Worte, der Wahrheit und dem Rechte getreu, und behauptet bis zur Stunde die Punkte und den Vertrag. Der Bundes-Tag sollte entscheiden, ob nicht die Gefährdung „deutscher

Interessen", also der Vertrag, fortbestehe, und ob nicht die vier Punkte von den „deutschen Interessen" bedingt seien? Ein Berliner-Circulare vom 3. Sept. belehrte die Bündner: der Vertrag sei bis auf weitere vorgängige Verständigung der Contrahenten gegenstandlos, und die vier Punkte habe Preußen zwar selber beim Czaren dringend unterstützt, könne sie aber jetzt nicht mehr mit gutem Gewissen dem Bunde zur Aneignung empfehlen, als „nicht aus klar erkannten allgemeinen deutschen Interessen" zu erweisen. Allein der Westen drängte, und drei Tage darauf sprachen die preußischen Noten nach London, Paris rc. wieder von — „voller moralischen Unterstützung" derselben vier Punkte! Sie versprachen damit im Grunde freilich wieder nichts, denn wer kein „moralisches" Ansehen mehr hat, kann auch „moralische" Unterstützung nicht mehr leihen; indeß zeigten sich doch auch in der Partei der Pietisten-Politik selber leise Schauder ob solcher — Moral. Am 14. Sept. replicirte ein Wiener-Circulare: die vertragsmäßige Garantie seiner Occupation der Donauländer, „so lange wir Rußland nicht angreifen", müsse Oesterreich jedenfalls von ganz Deutschland verlangen, ohnehin blieben ihm dann immer noch „die Opfer und Anstrengungen, ohne welche Deutschland schon in der gegenwärtigen Weltlage nicht gesichert dastünde, ausschließlich zu tragen"; ebenso müsse es „volle Billigung der vier Punkte" verlangen, wenn auch der Bund (dessen Bamberger-Glieder den Mund stets von seiner „europäischen Bedeutung" (!) voll haben) zwischen den allgemein europäischen und den speciell deutschen Interessen unterscheiden, und für die letztern besonders auftreten wolle, „also namentlich für das Aufhören des bisherigen Schutzverhältnisses in den Donauländern und für die Freiheit des Donauhandels." Da erfolgte nun die schmachvolle Berliner-Note vom 21. Sept.; sie schlug beide Begehren rund ab, den vier Punkten höchstens „moralische Unterstützung" des Bundes verheißend, die Garantie gegen russische

Angriffe nur dem eigentlichen Gebiet Oesterreichs, vorausgesetzt dessen Inoffensivität *), nicht aber seiner Stellung in den Donauländern, weil es diese nicht „ausschließlich" für sich besetzt und förmlich sequestrirt habe**). Einen Theil der eigenen Partei fröstelte abermals, da er denn doch die Solidarität mit Oesterreich an der untern Donau für eine heilige Sache des Bundes hielt, wie in Bamberg versprochen ward; der recht erweckte Theil dagegen mit dem gestohlenen Marien-Kreuz jubelte laut auf: war ja jetzt dem schnaubenden Czaren mit den Fingern gewiesen, wo er an Oesterreich Revanche nehmen dürfe, ohne mit andern deutschen Bajonetten in Conflikt zu gerathen!

Neun Tage darauf erfolgte die Antwort-Note von Wien. Sie führt eine Sprache edler Entrüstung, vor der allerdings nur die verleumdete Ehrlichkeit nicht zittern müßte; die Verdrehungen und Winkelzüge der Berliner-Diplomatie mit Einem Ruck entlarvend, überhebt sie dieselbe für immer der Verlegenheit vor Deutschland erröthen zu müssen. Kein redlicher Deutscher sollte ohne eine Abschrift dieses grandios donnernden Dokumentes seyn, in dem Oesterreich die deutsche Ehre rächt. „Wir sind," sagt die Note z. B., „weit entfernt, Erörterungen über die Vergangenheit hervorrufen zu wollen, aber wenn das Berliner-Kabinet seine Erinnerungen befragt, wird es sich sagen müssen, daß es zu der Frage unseres Vor-

---

*) als wenn dieses nicht im Bundesrecht schon garantirt gewesen, ehe noch irgend welche Pietisten-Politik ihre ersten Windeln besudelte!

**) Weil also die deutschen Interessen — so lautet die unvergeßliche Auseinandersetzung weiter — dort nicht gewahrt seien, auch daselbst bei Angriffen der Alliirten auf die Russen und umgekehrt Berührungen mit österreichischen Truppen stattfinden könnten. Das heißt: Oesterreich sollte das Mark seines Landes aufzehren, um in den Fürstenthümern — für Rußland den Hausknecht zu spielen!

gehens in die Fürstenthümer ein Verhalten (!) beobachtet hat, welches ihm nicht wohl irgend einen Titel für den Einwand geben kann, daß diese nicht ausschließlich von uns besetzt sind.“ Gegen die Mächte, fährt die Note fort, hat Preußen sich am 6. Sept. „zur moralischen Unterstützung der vier Punkte fortwährend verpflichtet“ erklärt, und vor dem Bunde hegt es nun wieder „theilweise Bedenken gegen diese Punkte“ x.; „wir betrachten jedenfalls mit der Zusage der moralischen Unterstützung der vier Punkte Einwendungen gegen dieselben als unvereinbar“ u. s. w. Genug, Oesterreich war es nicht, das sich in das Verhältniß des Magisters zum Schulbuben gebracht hat, und von der Reihe wohlverdienter Streiche ist jeder bestens sitzen geblieben! Die Wirkung vor Deutschland ist unerhört üppig. Der ohnmächtige Zorn der Pietisten-Politik dagegen erreichte den Gipfel, als der Pariser Moniteur wenige Tage darauf berichtete: Oesterreich habe in Paris (zu der gelungenen Landung in der Krim und zu dem Sieg an der Alma) gratulirt, erklärend, es theile alle Hoffnungen, die Napoleon an die glücklichen Erfolge in der Krim knüpfen könne. Knirschend schreien sie über den Untergang der deutschen „Neutralität“ und um das Ende ihres unseligen Reitens auf diesem Gemeinplatz, über den Tod der „heiligen Allianz,“ die man nun begraben müsse. Sie sehen zu spät, daß diese beiden Wesen lange schon todt waren, wenigstens schon seit dem 20. April und dem Tage zu Bamberg. Die wahre Lage aber scheinen sie noch nicht zu begreifen!

Was die übrigen Bündner, außer Preußen, betrifft, so hätte man allerdings meinen sollen, die Regierungen, welche Ende Juli in Bamberg die bekannte Note unterzeichneten, hätten die Garantie der deutschen Interessen in den vier Punkten nicht verkennen können. Dem ist aber nicht so. Die Mehrheit scheint zu stimmen, vom Standpunkt der „Neutralität“ dürfe der Bund für die Punkte nicht auftreten. Dennoch, und obgleich sie auch unter den Punkten selbst eigentlich nur im zweiten

„klar erkannte deutschen Interessen“ sehen, d. h. den Zweck wollen aber nicht die Mittel, stößt man mitunter auf die ungemessensten Ansprüche. Unter dem gemeinschaftlichen Protektorat sowohl in den Donauländern insbesondere, als in der Türkei überhaupt verstehen sie ich weiß nicht welchen polnischen Reichstag, der über jede einzelne Beschwerde per majora beschließen solle, und damit Rußland in dem Collegium wenigstens drei Stimmen, und das feige Nichtsthun auch seinen Lohn habe, fordern einige bezeichnenden Diplomaten, daß besagte Protektorate „auch dem deutschen Bunde mit übertragen werden.“ So thut wenigstens ein preußischer Bayer, wohl der Leithammel der hergelaufenen creatürlichen Clique der „Ritter vom Geiste“ selber, in der Allg. Ztg. vom 3. Okt. Er verweigert auch jede Anwendung des Vertrags vom 20. Apr. auf die Oesterreicher in den Donauländern, weil die Besetzung „ohne vorgängiges Einvernehmen mit dem Bunde“ stattgefunden. Soweit scheint indeß der preußische Haber doch gerade nicht Alle zu stimuliren; mehrere scheinen bereit, jene Occupation zu garantiren, sofern Oesterreich nicht angreift. Das hieße freilich auch nichts Anderes, als im Dienste Rußlands dem Kaiserstaate bei seinen ungeheuern Opfern jeden Erfolg geradezu unmöglich machen, wie eine stets freudig begrüßte treffliche Stimme in der Allg. Ztg. vom 7. Okt. ausführt. D. h. man möchte die militärischen, also auch die politischen Maßnahmen des Wiener Kabinets jedesmal von der vorherigen Billigung der übrigen 34 Mitglieder des deutschen Bundes abhängig machen — für die ex officio schuldige Garantie der Moldau-Walachischen Occupation!

Allein — darum handelt es sich schon nicht mehr; die vier Punkte sind es, um die es sich handelt. Oesterreich verlangt vom Bunde ihre „volle Billigung“ und das besondere Eintreten wenigstens für die zwei ersten; Rußland hat sie abgeschlagen; man wird sie aber dennoch faktisch durchführen und hat das Vermögen hiezu; geschieht es nicht im Vereine

Erklärung des Geh. Raths Dr. Ringseis.

Im zwölften Hefte der Zeitschrift der k. k. Gesellschaft der Aerzte zu Wien, redigirt von Prof. Dr. F. Hebra, 1853, wurden mir ohne allen Beweis, bloß als Echo vieler Schmutz- und Schandblätter, Behauptungen in den Mund gelegt, wie sie nur ein Verrückter zu machen im Stande wäre. Ich erklärte in den Historisch-politischen Blättern dieses Jahrs (Heft 7, S. 596), und gleichzeitig in einer Beilage der Münchener medizinischen Zeitung (Ende März), diese Beschuldigungen als Lüge und Verläumdung, mit der Versicherung, daß ich, falls die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien die Verbreitung solcher Lügen durch eine Zeitschrift, die sich ihr Organ nennt, mit Gewissen und Ehre verträglich erachtete, ich das mir von dieser Gesellschaft 1838 zugestellte Ehrendiplom länger zu behalten, mit meiner Ehre nicht vereinbar halten würde, und ich übersandte ein Exemplar dieser Erklärung durch die k. k. Gesandtschaft in München an die Redaktion genannter Zeitschrift. Da nun seit dieser Zeit auf meine Erklärung keine Erwiderung erfolgt ist, so mache ich hiemit bekannt, daß ich erwähntes Diplom bereits zurückgeschickt habe.

München, 6. Okt. 1854.

Ringseis,
Referent über Medizinalangelegenheiten im k. bayer. Staatsministerium des Innern.

XXXVII.

Clemens August von Bayern auf dem Kurstuhle zu Köln und der österreichische Erbfolge-Krieg.

Ein Zeitbild.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung.)

Der 24. Januar war Wahltag. Nur der Kurfürst von Mainz und der von Köln hatten persönlich sich eingefunden. Der Neugewählte empfing unter den Glückwünschen des pfälzischen Hofes die obschon nicht unerwartete Botschaft mit freudigem Erröthen. Hier in Mannheim bei seinem Vetter hatte er den Ausgang abgewartet. Dem Boten Grafen von Elz gab er den köstlichsten Ring vom Finger, und eilte hastig mit seinem Groß-Ceremonienmeister Belle-Isle nach Frankfurt, um die Krone der deutschen Kaiser, das Ziel seiner heißesten Wünsche, baldigst zu empfangen. Aus Courtoisie sah Kurmainz für dießmal von seiner Rivalität mit Köln ab und überließ diesem die Krönung des überglücklichen Bruders. Sie geschah an demselben Tage (12. Febr.), als die in Linz eingeschlossenen bayerischen Generale Miuzzi und Segür diese Stadt verließen und eine unabsehbare Reihe von Calamitäten über Bayern einzubrechen begann. Karl VII. konnte sich

noch zu Frankfurt in seiner Kaiserherrlichkeit, als die siegreichen Oesterreicher schon fast ganz Bayerns sich bemächtigt hatten und in Eilmärschen auf München loszogen. Anstatt mit kräftiger Hand seine kaiserliche Autorität geltend zu machen, begnügte er sich, auf Grund eines Kurfürstenconvent-Gutachtens den Reichstag nach Frankfurt zu verlegen, das Reichsarchiv von Wien in decenter Form zu reklamiren und mit der demüthigen Bitte um Frieden seine Wahl nach Wien zu melden. Der Reichstag glaubte einstweilen genug zu thun, wenn er dem neuen Kaiser fünfzig Römermonate bewilligte. Karl selbst schien in den endlosen Festlichkeiten, hohen Spielen und glänzenden Maskenbällen alle Gefahr vergessen zu wollen; Belle-Isle in seiner eitlen Aufgeblasenheit und Clemens mit seinen maßlosen prunkenden Festen thaten ihr Bestes, ihn aus dem süßen Taumel nicht erwachen zu lassen. Letzterer selbst erschien bei solchen Festlichkeiten meist im Kostüm eines Deutschordensritters. Tagtäglich hielt er offene Tafel von 120 bis 150 Gedecken und außerdem hatte er noch stets 3 bis 400 Personen zu beköstigen*). Die ernsten Mahnungen des Cardinal Fleury zu energischem Handeln überhörte man. Wie bittere Ironie freilich klang in den endlosen Jubel des Kaisers der Weckruf des französischen Hofes und das Siegesgeschrei der Feinde, tönten in die Freude und Verschwendung des Kölners die Mahnbriefe der ungeduldigen Gläubiger in Paris, die endlich mit öffentlicher Blamirung drohten**).

Ende März kehrte Clemens nach Bonn zurück. Man hatte in der letzten Zeit zu Frankfurt merken können, daß die Begeisterung für das Kaiserthum des Bruders bei ihm bedeutend erkaltet war. Bei dem steifen Ceremoniell, darein Karl VII. seine kaiserliche Hoheit wie zu Wien üblich zu hüllen begann, schien es jenem unbehaglich zu werden. Vor lauter Etiquette-

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

**) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

Regeln, die von Morgens früh bis Abends spät jeden Schritt und Tritt auf das Genaueste vorschrieben, konnte sogar der natürliche Fuß der brüderlichen Familiarität nicht bestehen, und darein fand Clemens sich nicht. Am Wenigsten konnte er es dem Bruder vergessen, daß er sich ihm nur mit gebogenem Knie nahen durfte, und nicht mit ihm wenigstens eine Ausnahme von der strengen Etiquette zugelassen ward*). Sade gab sich alle Mühe, diese Differenzen zwischen den Brüdern auszugleichen, aber gerade er war die unpassendste Persönlichkeit hiezu. Die Ersten am Hofe machten jetzt sich ein Vergnügen daraus, ihm eine Nase zu drehen und seine Plane zu durchkreuzen: Clemens selbst, weil er ihm die Schuld beimaß, daß König Ludwig jeden Vorschuß auf die Subsidien verweigert hatte, der Obersthofmeister Graf Hohenzollern, weil er ihm die Erhebung des neuen Kanzlers nicht vergessen konnte, aber auch der Kanzler Hösch selber, welcher trotz aller Schmeicheleien und Begünstigungen die alte Abneigung gegen ihn nicht ablegen wollte. Der Kanzler und der Obersthofmeister fanden in der Spannung zwischen dem Kurfürsten und dem Kaiser willkommene Gelegenheit, um jenen dem Bündnisse mit Frankreich zu entfremden, und den Vorschlägen des hannöverischen Abgeordneten von Münchhausen auf Neutralität Kölns gegen die Königin von Ungarn, England und die Generalstaaten geneigt zu machen. Clemens, froh, seine Gebiete gegen den befürchteten Anmarsch englischer und holländischer Truppen so wohlfeil sichern zu können, glaubte, daß auch Fleury seine Zustimmung geben werde. Der Cardinal aber ließ ihm vorstellen, daß solches Projekt einen Verrath gegen den kaiserlichen Bruder in sich berge, in hohem Grade die Ehre des Kölner Kurfürsten, den Vortheil seines Landes und das Interesse des bayerischen Hauses gefährde. Clemens erwiderte ihm, wie dem im April in Bonn eingetroffenen

---

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

Maillebois: daß er gerade durch Neutralität Land und Ehre am Besten gewahrt glaube, und was den Kaiser betreffe, so habe dieser seine Interessen, und er, der Kurfürst, seine eigenen: er habe dem Bruder die Stimme gegeben, das sei Alles, was er für ihn thun könne*). Maillebois rächte den abschlägigen Bescheid, den ein deutscher Kurfürst einem französischen Marschall zu geben gewagt hatte, an dem armen Lande, und schrieb sofort eine Contribution von 15,000 Maltern Getreide und 400,000 Rationen Fourage aus. Auf die kläglichsten Remonstrationen des Kurfürsten that Fleury nichts weiter, als daß er den Marschall anwies, seine Bedürfnisse für die Zukunft anstatt aus dem Kurstaate aus dem Bisthum Münster einzutreiben. Die Kölner Stände aber waren hoch erfreut über diesen Befehl; sie wollten Clemens ihre Erkenntlichkeit erweisen und bewilligten ihm auf dem Landtage vom Mai 1742 eine Subsidie von 200,000 Thlrn., wogegen er hinwiederum versprach, das Kölner Gebiet vor aller Kriegsgefahr zu behüten und die kölnischen Truppen nicht außer Lands ziehen zu lassen**).

Allein er hatte dabei seiner Verpflichtungen gegen den König von Frankreich vergessen, und Sade erklärte, seine Pässe fordern und Bonn verlassen zu müssen, wenn die kurkölnischen Truppen seinem Herrn nicht zur Verfügung gestellt würden. In der Angst schrieb nun Clemens am 29. Mai wiederum an den Cardinal: er sei entschlossen, seine Verträge mit Frankreich pünktlich zu beobachten und keine neuen Bündnisse einzugehen, werde stets als getreuen Genossen der französischen Krone sich bewähren und im Nothfalle mit aller Bereitwilligkeit seine Truppen zu der königlichen Armee stoßen lassen***). Sehr ernst meinte er es damit schwerlich, denn die Lage des Kaisers und seiner Verbündeten begann allgemach

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris. **) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris. ***) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

bedenklich zu werden. Bei der Energie, mit der England und Holland die Partei der Königin ergriffen, und der Kraftlosigkeit, womit Frankreich die Interessen des Kaisers in Bayern selbst vertrat, mußte Clemens August wohl mit großer Vorsicht jeden entscheidenden Schritt überlegen, wenn er nicht dasselbe traurige Schicksal seines Bruders erleben wollte. Die starke österreichische Partei am Brühler Hofe verfehlte auch nicht, die rasch sich häufenden Erfolge der Königin von Ungarn und das Gefährliche längerer Freundschaft mit Frankreich hervorzuheben. Die Partei zählte den Obersthofmeister Grafen von Hohenzollern, dessen Bruder, Finanzminister und Domherr zu Köln, den Großstallmeister von Roll, General-Major von Wenge, Kanzleidirektor von Stephani und den Residenten des Königs von Preußen zu den Ihren, auswärts den kölnischen Gesandten am fränkischen Kreistage und Baron Sierstorph, den am französischen Hofe, der fleißig mit Wien correspondirte, obwohl er nur mit dem Bonner Obersthofmeister Briefe hätte wechseln sollen. In's Vordertreffen stellten sie die Gräfin von Ingelheim, eine geist- und einflußreiche Dame, deren Intriguen durch die Gemahlin des kaiserlichen Gesandten in Bonn, Frau von Neuhaus geb. von Batizan aus Schlesien, selber unterstützt wurden. Inspirirt wurde die Partei von Bossart, dem österreichischen Residenten in Köln, und von Herzog Leopold Philipp von Aremberg. England conservirte Alle, die es mit der Königin von Ungarn hielten, durch reiche Geldsendungen bei dauernd frischer Thätigkeit. Ihr Hauptaugenmerk mußten sie darauf richten, daß Clemens dem Beispiele Englands, Rußlands, Dänemarks, der Generalstaaten, des Herzogs von Braunschweig, des Kurfürsten von Sachsen folge, und sich dem Frieden zwischen Preußen und der Königin von Ungarn gleichfalls anschließe. Dann sollte er die Aufgabe übernehmen, seinen Bruder von Frankreich zu trennen und ihn ebenfalls mit Maria Theresia auszusöhnen. Zwischen ihr und England

kam zu dem Ende der Plan zu Stande, das Kurfürstenthum Bayern den österreichischen Erblanden einzuverleiben, den Kaiser dagegen im Elsaß und in Lothringen zu entschädigen, welche Gebiete der französischen Krone zu entreißen seien. Um Frankreich zur Abtretung dieser unrechtmäßig abgerissenen deutschen Reichstheile zwingen zu helfen, sollte Clemens seine Truppen zu der österreichischen Armee stoßen lassen oder dem Fürsten von Hessen, natürlich für englisches Geld, verkaufen.*) Als ob die Sache schon in bester Form abgemacht wäre, gab er wirklich dem Ansuchen Englands bereitwillig Folge und ließ 18,000 Hessen und Hannoveraner auf ihrem Wege zu der österreichisch-niederländischen Armee ungehindert durch die Stifter Paderborn, Münster und Osnabrück marschiren, gegen Frankreich sich excusirend, daß ihm keine Mittel zu Gebote gestanden, eine etwaige Verweigerung der Passage kräftig aufrecht zu halten**).

Alle Nachrichten aus den Kabineten oder vom Kriegs-Schauplatze waren nur zu geeignet, des Kurfürsten Bedenken, länger auf Seite seines Bruders und des Königs von Frankreich auszuharren, noch mehr zu steigern. Aus dem Lager nur Unglück, Unverträglichkeit der Feldherren, entmuthigende Nachrichten; München wieder in den Händen der Oesterreicher, ganz Bayern von Kroaten und Panduren grausam heimgesucht, die französische Armee in Böhmen hart gedrängt. In Bayern weigerte sich der französische Befehlshaber Harkourt, den in Prag eingeschlossenen Generalen Belle-Isle und Broglio zu Hülfe zu eilen; statt dessen zog der Marschall Maillebois vom Niederrhein herauf nach Böhmen zum Entsatz, und öffnete so die Gebiete des Kurfürsten den alliirten Truppen, die von den Niederlanden her drohten***). Noch dazu

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

**) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

***) *Koch* et *Schoell*, hist. abregée des traités de paix, II, 316.

zog der Marschall, als Prinz Karl von Lothringen sich ihm in den Weg warf, Mitte Oktobers sich sehr unrühmlich aus Böhmen nach der Oberpfalz zurück. Belle-Isle brach am 17. December in finsterer Winternacht, 4000 Mann von der Besatzung zurücklassend, an der Spitze von 14,000 Mann gegen Eger auf, von denen ein großer Theil elend umkam. Der ganze Verlust der Franzosen in achtzehn Monaten lief bis auf 70,000 Soldaten. Während also auf kaiserlicher Seite kaum dann und wann ein schwacher Hoffnungsschimmer auftauchte, zogen sich 50,000 Engländer, Hannoveraner, Hessen und Oesterreicher in den österreichischen Niederlanden zusammen, um den Kaiser und die Franzosen in ihren Stellungen aufzusuchen und zu trennen; auch die Republik Holland, wo die kriegerische Partei die Oberhand gewonnen hatte, machte Anstalten, mit einem starken Truppenkorps sich ihnen anzuschließen. Clemens sah mit Angst und Schrecken die Aufstellung dieser gewaltigen Heeresmassen an seiner Grenze. Immer eifriger mied er den Herrn von Sade wie den Baron von Neuhaus; je mehr sie ihn mit der Ungnade des französischen Königs bedrohten, wenn er nicht jeden Truppendurchzug hindern werde, desto ängstlicher sah er nach dem Heerlager der Alliirten hinüber. Freudig nahm er von der Königin von Ungarn die Zusicherung an, daß seine Gebiete wie neutrales Land behandelt würden. Um auch den Durchzug zu hintertreiben, und den Alliirten eine andere Marschroute plausibel zu machen, sandte er im Februar 1743 die Herren von Lombeck und von Sierstorph in das Hauptquartier der Engländer nach Roermonde. Aber General Sommerfeld erklärte, auf ein derartiges Ansinnen nicht eingehen zu können, und den bestimmten Instruktionen gemäß den Marsch antreten zu müssen; ebenso erwiderte auch der Kommandant der österreichischen Truppen, Herzog von Aremberg, höflich, aber abschlägig*).

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

Noch im Monat Februar brachen die Truppen aus ihren Winterquartieren auf; die Hannoveraner aus Lüttich und Brabant, die Engländer aus Flandern, die Hessen aus Brabant. An der Spitze der Armee stand österreichischerseits der muthige, kriegsgeübte Herzog Leopold Philipp von Aremberg, englischerseits Lord John Stairs. Der österreichische General-Feldmarschall und Generalkommandant hatte in den Niederlanden ein tüchtiges Corps von 20,000 Mann aufgebracht, und bei den lässigen Generalstaaten durchgesetzt, daß sie 30,000 Mann für die Alliirten bereit hielten. John Dalrymple Lord Stairs, der sich schon in früher Jugend bei der Revolution von 1688 als geschworenen Widersacher Ludwig's XIV. hervorgethan, betrachtete den Kampf gegen Frankreich als Hauptzweck seines Lebens. Im Uebrigen war er aber mehr Träumer als kalt berechnender Politiker und Feldherr. Er verarbeitete in sich den kühnen Plan, daß Frankreich in seinen östlichen Grenzen enger einzuschränken sei, und damit wollte er alle Operationen der Armeen in Beziehung bringen. Die Grenzen der Niederlande sollten wieder bis an die Somme vorrücken, Lothringen, die drei Bisthümer, Elsaß, Franche-comté von Frankreich losgerissen und, mit Luxemburg zu einem Staate vereinigt, dem Kaiser gegen Abtretung Bayerns eingeräumt werden. Der Herzog von Aremberg sah die Verhältnisse nüchterner an; er erkannte die Unmöglichkeit solcher Projekte bei der damaligen allgemeinen politischen Lage, und wollte bloß die Franzosen aus Deutschland vertrieben, den Frieden zwischen dem Kaiser und der Königin hergestellt wissen. Daher kam manches hemmende Mißverständniß zwischen den beiden gleichberechtigten Feldherren, um so mehr da Aremberg als strenger Katholik allerwärts den Excessen gegen die Katholiken und die katholische Kirche entgegentrat, Stair dagegen als fanatischer Protestant gerne ein Auge zudrückte, wenn seine Soldaten in ihrem Uebermuth und Glaubenseifer Vexationen und Grausamkeiten sich erlaubten.

In drei Colonnen zog die vereinigte Armee dem Rheine zu: die Engländer, 10,000 Mann mit 40 Kanonen, im Centrum über Aachen, Jülich, Eschweiler, Cornelimünster, Derichsweiler, Weisweiler, Aldenhofen, Linnich, Lechenich, Brühl, Blankenheim, Rheinbach, Meckenheim, Heimerzheim, Gelsdorf, Mehlen, Oberwinter, Remagen, Breisig, Andernach auf Neuwied, um über Montabaur durch das Nassauische, Fuldaische und Würzburgische in Schwaben zu der Armee des Grafen von Khevenhiller zu stoßen. Die wohlgenährten und mit Geld reichlich versehenen englischen Kriegsleute schienen sich das Feldleben ganz comfortabel zurichten zu wollen; sie kamen in Begleitung von 9643 Frauen und Kindern; mit ihren stattlichen Figuren und feinen Gewehren, in ihrem Scharlach und mit dem fashionablen Wesen imponirten sie allerwärts, wo sie hinkamen. Stair nahm am 25. März sein Hauptquartier in Lechnich. Auf Grund der Anrede, in welcher der edle Lord zu Aachen dem Stadtrath versicherte, daß er mit seinen Truppen nur gekommen sei, um die Privilegien, Rechte, Freiheiten und Fakultäten des Reiches aufrecht zu erhalten, versah man sich von den Engländern einer guten Behandlung und für die Lieferungen prompter Bezahlung. Aber man täuschte sich sehr: sie bezahlten kaum den zehnten Theil und verübten mitunter unverantwortlichen Muthwillen und Grausamkeiten gegen Weltliche wie Geistliche. In Rheinbach namentlich erinnerten sie, das Volk quälend, Kirchen und Friedhöfe schändend ꝛc. unter dem Rufe: „ha, bon catolic, ha, catolic Maria,“ an die unsäglichen Leiden, welche die Vorfahren etwa hundert Jahre vorher von den Vertheidigern des Evangeliums aus dem Norden erduldeten*).

Am rechten Flügel zogen die Oesterreicher, 15,620 Mann, mit 4773 Pferden und 20 Kanonen, theils an Aachen vorbei über Dreiborn, Schleiden, Gemünd, Reifferscheid, Münster-

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

eifel, Odendorf, theils über Jülich, Düren, Niedeggen, Flatten, Heimbach, Montjoy, Euskirchen, Gelsdorf auf Sinzig und Breisig. Mitte März war der Herzog von Brüssel nachgeeilt; am 19. kam er in Aachen im Gasthof „zum neuen Bade" an und eilte noch in der Nacht über Düren und Münstereifel nach dem Generalstabs-Quartiere auf dem Schlosse zu Gelsdorf. Magazine für seine Armee legte er in Münstereifel und Sinzig an. Den linken Flügel bildeten die 12,000 Mann der Hannoveraner und Hessen, mit 26 und 12 Kanonen. Sie zogen unter den Generalen Prinz Georg von Hessen-Cassel und Pompieten von Roermonde über Linnich, Heinsberg, Wassenberg, Gladbach, Bergheim Köln und Düsseldorf zu*).

Volle sechs Wochen hatte der Kurstaat wohl 30,000 dieser unwillkommenen Gäste zu bewirthen, da schlechtes Wetter und unwegsame Straßen sie aufhielten. Bei der zweideutigen Stellung des Kurfürsten war es den Führern gar wenig darum zu thun, den Durchzug rasch zu bewerkstelligen; vielmehr hofften sie ihn durch Ueberlast für ein Bündniß mit England und der Königin von Ungarn mürbe zu machen. Der englische Colonel Poch und der ungarische Minister Graf von Colloredo, die in Bonn ungemein viel Geld dazu aufwandten, gaben ihm die Zusicherung, daß die alliirten Truppen den Kurstaat sofort verlassen würden, wenn er sich für Maria Theresia erklären, und seine Streitkräfte ihr zur Disposition stellen wolle. Kaum vernahm man in Versailles davon, so eilte Sade wieder mit gespicktem Beutel an den Bonner Hof, um den englischen Einfluß zu paralysiren. Dem Stephani bot er 10,000 Fr., dem Grafen von Hohenzollern reiche Beneficien, dem Stallmeister von Roll eine ansehnliche Pension; dem Kurfürsten, an den die ihm bereits bezahlten 3,662,500 Fr. doch nicht geradezu verschwendet seyn sollten,

---

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

ging er in Brühl wie sein Schatten auf allen Wegen nach. Als seine dringenden Vorstellungen fruchtlos blieben, drohte er mit höchster Ungnade und bitterster Rache des Königs: bei fortdauerndem Widerstreben werde das in Flandern zusammengezogene französische Heer in den Kurstaat einrücken und dem halsstarrigen Fürsten die blutigen Früchte seiner Neutralitätsbestrebungen aufweisen. Aber Clemens gab stets nur ausweichende Antworten, die charakterlose Zwitterstellung mit seiner Neutralität bemäntelnd, und dieß um so entschiedener, als mit der besseren Witterung die alliirten Truppen sich zum Aufbruch anschickten. Ja, er nahm sogar, Sade zum Trotz, zwei Compagnien englischer Truppen als Besatzung in das Städtchen Andernach auf*).

Ebenda passirten die übrigen englischen Truppen den Rhein. Die Oesterreicher zogen vom Ahrthal über hier in die Maingegend; Aremberg nahm sein Hauptquartier in Schwalbach**). Die Hannoveraner setzten bei Köln und Mülheim über. Nach dem unglücklichen Tage bei Dettingen zogen sich die Franzosen langsam über den Rhein zurück, Broglio aus Bayern und Noailles vom Main, und es gewann den Anschein, als ob das kriegsmüde Deutschland endlich den Frieden sehen werde. England versuchte zwischen dem Kaiser und der Königin von Ungarn zu vermitteln, und Albrecht begrüßte freudig die zu hoffende Aussöhnung. Er, der die Hälfte des habsburgischen Erbes angesprochen, saß nach der Dettinger Niederlage in unkaiserlicher Zaghaftigkeit, ohne Macht und Muth, zu Frankfurt, mehr ein Gegenstand des Mitleidens als der Ehrfurcht und Hingebung; seinen Soldaten gebrach es an Geld, Waffen, Kleidern, Lebensmitteln, Munition, Ausrüstung. Weil die Franzosen ihn im Stiche ließen, glaubte er auch weiter keine Rücksicht auf sie nehmen zu müssen, und erklärte sich bereit,

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.
**) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

seine Ansprüche auf die österreichische Monarchie aufzugeben, Maria Theresia als Königin von Ungarn und Böhmen anzuerkennen, die böhmische Stimme wieder gelten zu lassen, die Franzosen zu entfernen und die Grenzfestungen mit Reichs-Truppen zu besetzen. Dafür verlangte er Rückgabe seiner Erblande und Vorbehalt der Königswürde für sein Haus, wiederholte aber zugleich, um so mehr da nun die französischen Subsidien fehlen würden, sein Begehren, mit den zur Behauptung des kaiserlichen Ansehens nöthigen Geldmitteln anderweitig versehen zu werden. Die Traktate waren schon so weit vorbereitet, daß sie nur noch der Unterschrift bedurften, da zeigte sich das englische Ministerium ungeneigt, die über Frankreich errungenen Vortheile also aus den Händen zu geben, und Subsidien an dessen alten Bundesgenossen zu zahlen; die Königin aber wollte ihre günstige Stellung dem von aller Welt verlassenen Kaiser gegenüber auch nicht so völlig preisgeben, und ihm höchstens sein Erbland und den Kaisertitel bewilligen, wenn er vollen Ersatz der Kriegskosten gewähre und dem Bund mit Frankreich absage. So blieben Kaiser und Reich im Kriegszustande. Zu einer namhaften Waffenthat kam es zwar heuer nicht mehr, aber desto furchtbarer waren die Plagen, die das arme Land unter den Ausschweifungen der wüsten Kriegsknechte erduldete, ungeheuer die Brandschatzungen und alle wiederkehrenden Gräuel des Schweden-Kriegs. Weiber wurden auf offener Straße geschändet, Säuglinge in den Wiegen erschlagen, Männer in grausiger Weise verstümmelt und an Bäume aufgehängt. Am Oberrhein hinterließen die Kroaten und trenk'schen Panduren, wie sie, die Flinte über dem Rücken, das Schwert in der Hand, ein großes Messer im Munde, über den Fluß kamen, ein trauriges Andenken. Tiefer unten machte Menzel von sich reden, der mit seinen Husaren in die Ardennen drang, Klöster plünderte, Transporte auffing und einmal wieder in dem herzoglichen Lothringen die Gesundheit seiner Königin trank. In offenen Schrei-

den kündigte er an, daß sie Frankreich in die alten Grenzen einschließen und die deutschen Provinzen von dem Joche, unter dem sie seufzten, befreien wolle*).

Allmählig zog die Armee, die nach einer genauen Zählung im Oktober noch aus 54,185 Mann (9252 Holländer, 9285 Engländer, 5488 Hessen, 19,991 Hannoveraner, 8807 Oesterreicher) bestand, in die Winterquartiere: die Engländer an den Main, die Oesterreicher in das Luxemburgische, die Hannoveraner größtentheils in das Kölnische. Durch den Obersthofmeister von Hohenzollern, dem die Gefälligkeit einen schönen Diamantring eintrug, hatte der englische Abgeordnete Villers durchgesetzt, daß England die Erlaubniß erhielt, 10,000 Hannoveraner im Kurstaat zu bequartiren, 8000 in Neuß, Kempen, Linn, Uerdingen, Rheinberg, 2000 Reiter in Westphalen. Als Herr von Sade über die bereitwillige Concession an die Feinde Frankreichs sich beschwerte, entschuldigte sich Clemens, er habe ja dieselbe Vergünstigung auch einem Regimente kaiserlicher Truppen zugestanden, und könne als neutraler Fürst dem Einen nicht abschlagen, was er dem Andern erlaubt **). Der eigentliche Grund lag aber in der entschieden freundschaftlichen Stellung, welche er allmählig zu England und der Königin annahm. Umsonst hatten sein Bruder, Prinz Theodor, Sade und Neuhaus Alles dagegen aufgeboten. Da wurde die weibliche Diplomatie wieder in Bewegung gesetzt. Die Gräfin von Nassau erhielt vom französischen Hofe Weisung, sich nach Brühl zurückzubegeben, um hier ihre französische Pension zu verdienen. Prinz Theodor sorgte dafür, daß die Gräfin von Brandt, welche der Kurfürst im Bade zu Aachen kennen gelernt, sich in Bonn vis à vis dem Schlosse einquartirte. Aus München ward die schöne Gräfin von Seinsheim nach Bonn beschieden; in ihren ge-

---

*) Ranke, neun B. pr. Gesch. 3, 67, 75.

**) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris

wählten Abend-Cirkeln war stets das kaiserliche Interesse Gegenstand der Unterhaltung*). Karg, der Gesandte Kurkölns zu Frankfurt, ließ nicht ab, dem Kurfürsten die Geschicke des armen verlassenen Kaisers warm an's Herz zu legen. Das Projekt, durch Säkularisation einiger der vornehmsten Stifte und Mediatisirung einiger Reichsstädte ein neues Königreich Bayern zu gründen und hiermit den Kaiser abzufinden, diente trefflich, Clemens zu schrecken und für seine Stifte zittern zu machen. Dieser von der kaiserlichen Partei ausgeheckte Plan verlangte für Bayern 1) Oberösterreich, die Vorlande und die schwäbischen Besitzungen, sammt einigen Tiroler Grenzplätzen; 2) die nächsten großen Kreise Böhmens: Bechin, Prachin, Pilsen und Ellenbogen; 3) einige Reichsstädte, unter denen Ulm und Augsburg; 4) die Bisthümer Salzburg, Passau, Freising, Regensburg, Eichstädt, Augsburg; 5) Neuburg und Sulzbach, wofür die Pfalz Limburg und die Bisthümer Worms und Speier zu erhalten hätte. Um durch Aufhebung dieser Bisthümer nicht die Reichsverfassung zu zerstören, noch die katholische Kirche allzu sehr zu verletzen, glaubte man die Bischöfe und Kapitel mit unabhängigem Einkommen ausstatten, die Stimmen am Reichstag aufrecht erhalten, die Territorien aber zu dem neuen Königreich schlagen zu können**). Wenn er, stellte man dem Kurfürsten vor, in seitheriger Lässigkeit zusehe, daß sich der Kaiser auf Grund solcher Säkularisation mit seinen Feinden verständige, dann würde auch er den üblen Ruf und in rascher Folge die traurigen Früchte des himmelschreienden Raubes zu tragen haben, Hannover sich bald durch die Bisthümer Hildesheim und Osnabrück zu arrondiren, Preußen Münster sich einzuverleiben, Hessen durch Paderborn und die Abtei Corvei sich zu vergrößern suchen. Als aber der Kaiser alle Sä-

---

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

**) Ranke, neun B. pr. Gesch. 3, 47.

kularisations-Plane officiell abläugnete *), gewann Clemens seine Ruhe wieder, und seinen Widerwillen gegen engeres Anschließen an Frankreich. Seine Minister Hohenzollern, Wenge, Stephani und Föller, welche, wie Hösch an Sade schrieb, eine geheime Inklination für die ungarische Königin hegten, und durch diese Fürstin den alten Glanz des österreichischen Hauses wieder zu wecken hofften, hatten ihn abermals ganz in Händen, und unterstützten eifrigst die Bemühungen des neuen österreichischen Gesandten Grafen von Kobenzl, auf dessen feine Manieren und einnehmende Beredsamkeit die antifranzösische Partei ihre Hoffnungen setzte. Wirklich war der arme Graf Sade bald völlig ausgestochen. Wenn Clemens beim Billard ihn fast gänzlich ignorirte, dagegen Kobenzl auf alle Weise bevorzugte, konnte man merken, woher der politische Wind blies. Vollends sank der französische Einfluß auf Null, als der Stallmeister von Roll starb. Unaussprechlich war des Fürsten Schmerz bei dem Todesfalle dieses seines einzigen geliebten Freundes. Eine tiefe Wehmuth ergriff ihn. Alle Vergnügungen und Lustbarkeiten, die sich bis dahin am Hofe gedrängt, wurden eingestellt. Nicht selten sah man ihn mit rothverweinten Augen, und er konnte in seiner kindlich erregbaren Natur wüthend werden, wenn nicht Alles um ihn her sofort mit ihm zu weinen Anstalt machte. Jeder, der je dem Freund in den Weg getreten war, konnte jetzt zuverlässig auf den fürstlichen Unwillen rechnen.

Dieß wußte die österreichische Partei zu benutzen; der Kanzler Hösch, der stets ein Widersacher des Oberststallmeisters ge-

---

*) Er erklärte am 9. März und am 15. Febr. 1744, „sich viel ebender mit Vorbehaltung seiner Rechte mit seinen auf das Blut ausgesaugten und in Grund ruinirten Patrimonial-Landen alleinig begnügen zu wollen, als auf einige Säkularisation oder sonstige reichssatzungswidrige Beschränkung eines Standes des Reiches zu gedenken.“ Zschokke, bayerische Geschichte, 4, 110.

wesen, ward von seiner Stelle entfernt. Sade und Neuhaus, die im gleichen Falle waren, erhielten kein gutes Wort mehr*), und nun konnten die Oesterreicher den Kurfürsten in seiner Lethargie zu Allem bestimmen, was sie für die Königin förderlich hielten. Kobenzl, Hohenzollern und Stephani ließen ihn einen gewissen Champigny, von dem Neuhaus an Grimberghen schreibt, daß er in Frankreich, wie in ganz Deutschland als Filou bekannt sei, absenden, um mit England den Abschluß eines Bündnisses in's Reine zu bringen, bevor der Wankelmuth des Fürsten sich wieder den Franzosen oder dem Kaiser, oder Preußen zuneige. Hohenzollern versprach dem Unterhändler auf den Fall des Gelingens eine Pension von 1000 Rthlrn.; Frankreich aber wollte, trotz aller Betheurungen seiner Spione in London und Bonn, noch immer nicht an eine Allianz des Kölners mit den erklärten Feinden seines Bruders glauben. Als es aber endlich in zuverlässige Erfahrung brachte, daß schon bestimmte Verträge über Abtretung einiger Regimenter unterzeichnet seien, notificirte Bäumer, der Sade's Stelle in Bonn vertrat, dem Kurfürsten Ludwigs Kriegserklärung gegen England. Clemens sollte hiedurch, bei Gefahr eigner Ueberrumplung durch die Franzosen, veranlaßt werden, alle Verbindung mit einer Macht abzubrechen, gegen die Frankreich seine Waffen richtete. Volle sechs Wochen vor der förmlichen Kriegserklärung an England baute man in Bonn schon seine Berechnungen auf diese Deklaration, ohne jedoch Clemens einzuschüchtern. Er erklärte gegen alle Zudringlichkeiten kategorisch seine strenge Neutralität**). Dennoch zeichnete er am 27. April, den Tag nach der Kriegsbotschaft Frankreichs gegen Oesterreich, in London einen Vertrag auf vier Jahre, wonach er gegen eine jährliche Subsidie von 24,299 Pf. Sterling, und je nach

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.
**) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

Verhältniß mehr, 6000 Fußsoldaten und 500 Reiter zum Dienste der englischen Krone bereit zu halten, allen andern widersprechenden Verbindungen zu entsagen, und auf dem Reichstage im Sinne Englands thätig zu seyn sich verpflichtete. In einem geheimen Artikel verstattete er den Alliirten freie Passage und Winterquartiere bis zu 12,000 Mann*). 18,000 Pf. Sterling gingen nach Bonn zur Vertheilung unter Obersthofmeister Hohenzollern, General von Wenge, Kanzleidirektor Stephani und den protestantischen Osnabrücker Domherrn von Hammerstein**). Zu einem ähnlichen Traktate verstand sich auch der Kurerzkanzler von Mainz, der unter dem Schutz der englisch-österreichischen Waffen gewählte Erzbischof von Ostein; ebenso schloß sich Kursachsen an Oesterreich an, und anerkannte die pragmatische Sanktion gegen die Tendenzen zur Auflösung der österreichischen Monarchie — Alle in Folge des Wormser Traktats, den Oesterreich, England, Holland und Sardinien am 20. Sept. 1743 zur Gewährleistung der pragmatischen Sanktion mit allen ihren Consequenzen im Hauptquartier des Königs Georg abgeschlossen hatten***).

Köln, Mainz und Sachsen waren es vorzüglich, welche den weittragenden Plan des preußischen Königs vereitelten, durch eine starke Neutralitäts-Reichsarmee den Streit zwischen Bayern und Oesterreich zu schlichten, und ganz Deutschland in ein vorwiegend protestantisch-preußisches und ein katholisch-österreichisches zu theilen. Unbewußt hintertrieben sie Friedrich's kühnes Projekt, England und Frankreich von

---

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

**) Der Baron von Hammerstein war als Osnabrücker Abgeordneter im Haag im Sinne Englands thätig, und handelte in Uebereinstimmung mit dem Rathspensionär und dem Greffier Fagel. — Arch. du min. etc.

***) *Wenck*, I, 732. *Koch* et *Schoell* hist. des trait. II, 330.

den deutschen Angelegenheiten auszuschließen, und dafür in einem nordisch-protestantischen Kaiserthum Ziel und Lohn seiner Politik zu erreichen, verhinderten sie, daß der eigentliche Sitz der deutschen Reichsgewalt nach Berlin verlegt, und die Kaiserkrone mit Absterben des Scheinkaisers aus dem wittelsbacher Hause dem Könige von Preußen auf das Haupt gesetzt wurde. Friedrich's scharfer Geist hatte klar erkannt, daß jetzt, oder nie, die Zeit gekommen sei, wo Bayern seine Sünden am deutschen Reiche büßen, und Preußen die Hegemonie, wenn nicht über ganz Deutschland, so doch über das nördliche an sich reißen müsse. Auf seine Anregung war der kaiserliche Gesandte mit dem Plane „einer engen und festen Bindung, allein zur Erhaltung und Wiederherstellung der Ruhe, Frei- und Sicherheit des Reiches, vornehmlich, um den rechtmäßig erwählten Kaiser bei den ihm zukommenden Ehren und Befugnissen zu erhalten", hervorgetreten. Unter dem Vorgeben, seine Kräfte zum Schutze des Kaisers aufzubieten, wollte Friedrich eine nach allen Seiten imponirende Armee durch die insgeheim gewonnenen deutschen Fürsten sammeln, und sich zum eigentlichen Haupte des deutschen Reiches erheben. Das ganze Reichssystem sollte unter dem wittelsbachischen Namenkaiser nach preußischen Ideen eingerichtet werden. Ob bei günstigem Erfolge Oesterreich noch eine Stelle im Reiche würde behalten haben, darüber müssen wir uns des Urtheils bescheiden. Friedrich scheiterte an den Kurfürsten von Sachsen, Mainz und Köln, die von einem preußischen Bündnisse nichts wissen wollten. Mit Bayern allein und den wenigen andern deutschen Fürsten, auf die er sicher rechnen konnte, den Versuch zur Gründung einer selbstständigen Mittelmacht zwischen den beiden großen kriegführenden Parteien zu machen, schien ihm doch zu gewagt. Wenigstens Schlesien und Cleve wären auf dem Spiele gestanden. Nothgedrungen blickte er daher wieder auf Frankreich, das den Verzweiflungskampf gegen Oesterreich und

England unternehmen zu wollen schien; er gab vor, daß ihn das Interesse des Kaisers treibe, aber eher darf man annehmen, daß es die Aussicht auf preußische Hegemonie und auf Erringung der Macht, wenn auch nicht der Würde, des deutschen Kaisers war. Dem Kaiser wollte er Krone und Ausstattung erhalten, sich selbst aber die kaiserliche Gewalt erkämpfen. Dazu sollte das für Karl VII. schon ziemlich lau gewordene Frankreich wieder aufgestachelt werden. Hier hatte die Chateauroux, die ihren Liebhaber gerne zum Helden machen wollte, den Sinn des Königs auf Kriegsthaten und la gloire gerichtet. Drei Armeen, zwei gegen die österreichischen Niederlande, eine unter Belle-Isle an der Mosel, zogen den bei Philippsburg unter Seckendorf aufgestellten Bayern zu, um nach dem Innern Deutschlands vorzudringen. Kaum sah Friedrich Ludwigs Ernst, so schloß er mit den wenigen, ganz von Frankreich abhängigen Fürsten jene früher auf den größten Theil Deutschlands berechnete Union ab: mit dem Kaiser, der ohne fremde Hülfe nicht bestehen konnte, dem Kurfürsten von der Pfalz, der stets zum Kaiser gehalten, und mit dem Landgrafen von Hessen-Cassel, der von Frankreich die Mittel erhielt, um sich aus den gegen England eingegangenen Verbindlichkeiten herauszureißen. Dem Wortlaute gemäß bezweckte die Union, den Frieden in Deutschland zu erhalten, die Königin zur Anerkennung des Kaisers zu nöthigen, die kaiserliche Dignität und Macht zu handhaben, den Erbfolgestreit vor dem Reiche zum Entscheid zu bringen ꝛc. Darnach sollte Wien sich richten *).

Nun wendete Friedrich sich insgeheim nach Paris, und der Graf von Rothenburg schloß mit dem Könige eine Abkunft, die Frankreich verpflichtete, mit seinen besten Kräften den Hauptangriff auf die Niederlande zu unternehmen, um die Seemächte zu beschäftigen, die zweite Nordarmee dagegen

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

nach Westphalen zur Bedrohung Hannovers vorzuschieben. Preußen wollte dann mit 80,000 Mann in Böhmen einbrechen. So geheim wurde der Vertrag betrieben, daß um die Zeit seines Abschlusses Kobenzl in Bonn Glauben finden konnte, wenn er berichtete, der König von Preußen habe mit Maria Theresia ein Freundschaftsbündniß geschlossen, und werde den Engländern 10,000 Mann liefern *).

Ludwig, von einer männlichern Maitresse aus der Schlaffheit und stumpfen Sinnlichkeit aufgerüttelt, begab sich in eigener Person, natürlich mit den obligaten lächerlichen Umständlichkeiten zu der Armee, die unter Marschall Moriz von Sachsen gegen die niederländischen Festungen operirte, und im Laufe zweier Monate deren vier: Menin, Ypern, Knokke und Furnes, zu Falle brachte. Im Lager vor Menin erfuhr er von der neuesten Schwenkung des Kölners, zugleich aber auch, daß die Ratifikationen noch nicht ausgewechselt seien. Er schrieb ihm daher, daß der für Mainz ernannte außerordentliche Gesandte Blondel bei ihm vorsprechen und ihm über das Gefährliche einer Verbindung mit England die geeigneten Vorstellungen machen werde. Blondeln selbst empfahl er die höchste Eile, damit er noch vor der Ratifikation in Bonn Audienz erlange, und Alles aufwende, um den Kurfürsten zur Sinnesänderung zu bewegen. Mit überhäuften königlichen Gnaden in Aussicht trat Blondel vor diesen: für alle Vortheile und Subsidien, die nur von den neugewählten Bundesgenossen geboten werden könnten, wolle die Krone Frankreichs im reichsten Maße übervollen Ersatz leisten. Dem kölnischen Procurator des englischen Bündnisses, Champigny, versprach er eine hohe und einträgliche Stellung im Reiche, sobald er sein eigenes Werk wieder zerstören, oder wenigstens in der Durchführung hindern wolle, dem Obersthofmeister ein Bene-

*) Wenck, II, 170. — Faber, europäische Staatskanzlei, 86, 1. — Ranke, 3, 160. — Schlosser, 2, 94. 96.

ficium von 10,000 Fr. Revenuen und mehr, Stephani 2000 Louis — für Verwendung ihres Einflusses im Interesse Frankreichs *).

Weder Clemens August noch sein Ministerium wagten gegen Blondel sich zu den eigenen Thaten zu bekennen. Allerwärts wurde er freundlich und zuvorkommend empfangen; sobald er aber den Londoner Vertrag zur Sprache brachte, suchte man Ausflüchte, oder läugnete das fragliche Uebereinkommen rundweg ab. Champigny, sagte der Obersthofmeister, habe durchaus keine politische Mission in England gehabt, sondern lediglich den Auftrag, in London für seinen Herrn unter Vermittlung des Königs Georg englische Hunde und Pferde zu kaufen; der Kurfürst beharre auf strenger Neutralität, und es sei fern, sich irgend einer Macht für Truppenstellung, Passage 2c. zu verpflichten. Seine Stimme auf Reichs- und Kreistagen werde er nicht binden, und schließe er einen Traktat, so geschehe es nur in der Absicht, sich gegen Winterquartiere zu sichern, und seiner erschöpften Kasse möglichst reichen Zufluß zu verschaffen, niemals aber gegen Frankreich oder den Kaiser; nimmermehr werde er ein solches Engagement eingehen, schon weil er recht wohl wisse, welchen Skandal es absetzen und welches Aergerniß es geben würde, wenn er als katholischer Erzbischof ein Bündniß mit protestantischen Fürsten eingehen wollte, mit Fürsten, die in ihrer Würde vom Oberhaupte der Kirche nicht einmal zu Recht anerkannt wären **). Clemens selbst bestätigte in einer persönlichen Unterredung Blondeln alles dieß, was der Obersthofmeister ihm gesagt, und hatte nichts dagegen, daß Minister Hohenzollern dem König gegenüber sich ebenso schriftlich ausspreche. Blondel aber verlangte für seinen Herrn eine offene und unumwundene Antwort des Kurfürsten selbst; Se. Ma-

---

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

**) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

jestät hätten eigenhändig an den Kurfürsten geschrieben und würden auch wohl einer eigenhändigen Antwort werth seyn; zudem sei jetzt die Zeit gekommen, wo Frankreich seine Freunde klar und unzweideutig erkennen müsse *). Zu der bestimmtesten Weigerung Clemens', dem nachzukommen, traten noch andere Thatsachen, welche dem Franzosen bewiesen, daß die Gerüchte von dem köln-englischen Traktate keineswegs aus der Luft gegriffen seien. So gab der Kurfürst zu, daß 1000 Mann Sachsen-Gothaer, in holländischen Diensten auf dem Wege durch das jülicher Land gen Löwen, bei Meckenheim Winterquartiere mit dem Generalstab in Büllesheim bezogen. Zugleich überließ er dem Prinzen von Sachsen-Gotha ein Regiment kölnischer Truppen gegen — Frankreich, für welchen Preis, wird nicht angegeben **).

So ward denn allgemach die Existenz des fraglichen Traktats nicht länger zu verheimlichen. Man bemühte sich daher, ihm eine möglichst unschuldige Deutung zu geben: er habe sich, erklärte Clemens selber, durch einen besondern Artikel gewährleisten lassen, daß er niemals zu irgend einer feindseligen Handlung gegen den Kaiser und dessen Haus gezwungen werden dürfe. Der Obersthofmeister wollte alle Welt glauben machen, das Bündniß bezwecke nur einen möglichst raschen Frieden. Ludwig aber ließ sich nicht irren, und setzte vom Freiburger Lager aus alle Stränge an, um den Kurfürsten von der englisch-österreichischen Allianz abzubringen. Vergeblich hatte man es bis dahin mit Diplomaten und Weibern versucht. Man gerieth jetzt auf den Gedanken, sich der angebotenen Dienste eines verschlagenen Juden zu bedienen. Assur Mayer hieß der neue politische Agent. Chavigny gab dem Juden, der als Hoflieferant und Geldagent des Kurfürsten schwächste Seiten kannte, das Versprechen voller Schad-

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

**) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

loshaltung und reicher Belohnung, wenn er den Bonner Hof zum Beitritt zur Frankfurter Union bewegen könne*). Assur mußte wie eine schleichende Schlange unter dem Vorwande seiner Geschäfte am Hofe sich einzunisten, hier und da ein Wort zu Gunsten Frankreichs anzubringen, dem Fürsten gelegentlich den pekuniären Vortheil von daher auseinanderzusetzen, einzelnen Ministern hohe Belohnungen, reiche Abteien, einträgliche Beneficien vorzumalen suchen. Die von Chavigny und Duveray ausgestellte und allerhöchst bestätigte Instruktion lehrte ihn: den Kurfürsten auf die Gefahr der Säkularisation hinzuweisen, die seinem Gebiete von hannöverischer und österreichischer Seite drohe; weder der Kaiser, noch der König von Frankreich, noch die Unionsverbündeten insgesammt hätten jemals an eine Säkularisation gedacht, der Gedanke sei von Hannover ausgegangen, und es bestehe darüber mit der Königin von Ungarn eine geheime Uebereinkunft, wonach Hildesheim zu gelegener Zeit für Hannover einzuziehen sei; solcher Gefahr könne Clemens nur entgehen, wenn er, unter beliebigen Restriktionen, der Frankfurter Union beitrete**). Der Jude sah seine politische Sendung vom Schachergesichtspunkte als ein einträgliches Geschäftchen an und rannte mit dem Assozié Ulman sonder Ruhe durch den Kurstaat die Kreuz und die Quere, um dem französischen Ministerium eine hohe Idee von seinen Bemühungen beizubringen, und seine Spesen darnach berechnen zu können. Er trieb sie wirklich auf die enorme Summe von 775,000 Fr., womit er seine Spions- und anderen Dienste noch sehr billig angeschlagen erachtete. In Bonn gelang es ihm, die Minister von Hohenzollern und Metternich seinen Vorschlägen geneigt zu machen. Sie und

*) Es ist unrichtig, wenn Schlosser, 2,100, behauptet, Clemens August sei der Frankfurter Union beigetreten.

**) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

Oberwinter, Remagen, Sinzig und Andernach*). Dorthin entbot der Herzog alle Beamten des Jülicher Landes und verkündete ihnen, was aus jedem Amte an Fourage und Proviant für die Armee aufzubringen sei, zum Lohne für den Muth Jülichs und für die Theilnahme des Pfalzgrafen an der Frankfurter Union.

Da starb plötzlich derjenige, um dessenwillen angeblich alle die gewaltigen Kriegsrüstungen seit vier vollen Jahren stattgefunden, und der dabei stets eine so klägliche Rolle gespielt. Karl VII. verschied, obwohl schon längst körperlich wie geistig zerrüttet, am 20. Jan. 1745 dennoch unerwartet an zurückgetretener Fußgicht. Der Himmel schien sich des armen gebeugten Mannes zu erbarmen, der in seinem Unglück keinen andern Trost fand, als: daß doch wenigstens im Grabe ihn das Elend verlassen werde. Mit der Leiche des Kaisers wurde aber nicht der Krieg und die verderbliche französische Politik zu Grabe getragen.

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

der französische Legationssekretär Bäumer, der später wegen Betrügereien bis an seinen Tod in der Bastille eingesperrt blieb, waren ihrer Sache so sicher, daß sie mit Mayer schon wegen Vertheilung des Gewinnes übereinkamen, der aus den Lieferungen zu den Magazinen erzielt werden sollte. Aber sie machten die Rechnung ohne Wirth. Clemens bewies plötzlich eine Selbstständigkeit, die man nicht an ihm gewohnt war. Er ließ sich auf nichts ein, obschon Mayer stets von den günstigsten Erfolgen nach Paris zu berichten wußte. Der Jude hatte sich auch hinter den beim Kurfürsten viel geltenden Leibmedicus Dr. Moses Abraham Wolf, dessen Nichte er geheirathet hatte, gesteckt; aber wieder vergeblich. In Paris erkannte man endlich in Assur den Windmacher und Spekulanten für eigenen Fiskus und wollte nichts mehr von ihm wissen. An seinen ungeheuren Rechnungen erhielt er nach vielem Suppliciren und Laufen im J. 1748 mit genauer Noth eine Abfindungssumme von 8000 Rthlrn. *)

Neben der jüdischen Agentschaft war aber auch die rein diplomatische nicht vergessen, und im Dec. 1744 der Abbé von Aunillon als französischer Abgeordnete nach Bonn gekommen, und zwar mit der genauesten Kenntniß aller Persönlichkeiten des Hofes. Versehen mit den gemessensten Vorschriften, was er Jedem zu sagen und zu versprechen habe, durch welche Drohungen er den Fürsten schrecken, durch welche Verheißungen er ihn ködern solle, ging er rüstig und munter an die Bearbeitung eines Hofes, den er in seiner ganzen Zusammensetzung als verkäuflich kannte, und eines Fürsten, der schwach und unselbstständig, nur empfänglich für Amusements und Zerstreuungen war. Aber das Terrain war schon ganz von den Feinden besetzt, Alles bereits an die Gegenpartei.

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

verkauft, der Fürst so in die antifranzösischen Interessen verstrickt, daß an kein Loskommen zu denken war. Schöne Worte, mehr konnte Aunillon nicht erlangen*).

Nach dem Falle Freiburgs schien dem armen Kaiser von Neuem das Glück lächeln zu wollen. Seckendorf jagte die Oesterreicher aus Bayern und führte ihn in feierlichem Aufzuge in die Hauptstadt seines Landes zurück. Die Franzosen in den Niederlanden unter dem Marschall von Sachsen waren bedeutend verstärkt, und nahmen eine drohende Stellung gegen die alliirten Truppen unter dem Herzog von Cumberland ein. Eine dritte Armee unter dem Marschall Maillebois zog dem Mittel- und Niederrheine zu, und der Prahler schrie in die Welt hinein, daß er den König von England in seinem Kurfürstenthum Hannover züchtigen und zum Frieden nöthigen werde**); um im Frühjahre in Hannover einzudringen, machte er Anstalt, theilweise im Erzstift Köln Winterquartiere zu beziehen. Der Kaiser verlangte daher am 24. Okt. 1744 nicht nur reichsconstitutionsmäßig freien Durchzug für ihn, sondern auch Lieferung der benöthigten Lebensmittel und Provisionen. Ein ähnliches, nur noch anspruchvolleres Schreiben erhielt Clemens vom Marschall selbst, wies aber beide mit dem Bemerken ab, daß er so gut wie einer der in ihrer Schuldigkeit eifrigen Fürsten wisse, was er dem Kaiser, dem Reich und sich selbst schuldig sei. Zugleich ließ er auf Veranlassung einer Kapitelsdeputation den Kaiser und den König Ludwig bitten, das Erzstift mit allen Truppenzügen und Winterquartieren zu verschonen, nachdem er schon einige Wochen vorher auf Betreiben des Reichserzkanzlers von Mainz seinen Reichstags-Gesandten beauftragt hatte, einen Protest gegen den Einmarsch der Franzosen in das Reichsgebiet zu erwirken

---

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

**) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

und überhaupt auf Vereitlung solcher verderblichen Pläne zu sinnen*). So sollte der Reichstag, von dessen Erzkanzler der Antrag der ungarischen Königin auf Richtigerklärung der Kaiserwahl bereits entgegengenommen war, offen an den Kaiser und seine Alliirten den Krieg erklären. Aber mit schriftlichen Protesten war gegen eine Armee von 40,000 Mann wenig auszurichten; darum traten in Bonn der Kanzleidirektor Stephani, der österreichische Gesandte Graf Kobenzl, der hannöverische, Zwickel, der englische, Vork, und der holländische, d'Aylva, zu häufigen Conferenzen zusammen, um sich über die Maßregeln gegen den Anmarsch der französischen Truppen zu berathen. Da im Erzstifte nur 1800 Mann standen, kamen sie überein, ein starkes Corps Hannoveraner und Holländer an den Rhein zu ziehen, um im Frühjahre in Verbindung mit den westphälischen Truppen des Kurfürsten den Franzosen den Weg nach Westphalen zu versperren. Als sich diese Truppen unter dem Herzog von Aremberg nach dem Rheine bewegten, gab Maillebois seinen Plan auf. Seine Avantgarde, die schon am 28. Dec. unter dem Marquis von Montmorin bei Bonn ankam, rief er in aller Hast zurück, und bequartirte sich in der Wetterau. Etwa 8000 Mann der Alliirten passirten am 3. Januar den Rhein bei Grimlinghausen, Kaiserswerth und Uerdingen auf dem Marsch nach Westphalen, Hannoveraner unter General Sommerfeld bezogen Winterquartiere in Kempen, Grimlinghausen und Umgegend, Holländer unter Smissärt in Neuß, Linn, Uerdingen, Bochum; 10,000 Mann Oesterreicher unter dem Herzog von Aremberg zogen in das Jülicher Gebiet. Als die Stadt Jülich die Thore vor ihnen sperrte, ging Aremberg ruhig vorüber und nahm sein Hauptquartier auf dem Schlosse zu Bachem bei Köln. Seine Truppen zerstreuten sich in Wesselingen,

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

Oberwinter, Remagen, Sinzig und Andernach*). Dorthin entbot der Herzog alle Beamten des Jülicher Landes und verkündete ihnen, was aus jedem Amte an Fourage und Proviant für die Armee aufzubringen sei, zum Lohne für den Muth Jülichs und für die Theilnahme des Pfalzgrafen an der Frankfurter Union.

Da starb plötzlich derjenige, um dessenwillen angeblich alle die gewaltigen Kriegsrüstungen seit vier vollen Jahren stattgefunden, und der dabei stets eine so klägliche Rolle gespielt. Karl VII. verschied, obwohl schon längst körperlich wie geistig zerrüttet, am 20. Jan. 1745 dennoch unerwartet an zurückgetretener Fußgicht. Der Himmel schien sich des armen gebeugten Mannes zu erbarmen, der in seinem Unglück keinen andern Trost fand, als: daß doch wenigstens im Grabe ihn das Elend verlassen werde. Mit der Leiche des Kaisers wurde aber nicht der Krieg und die verderbliche französische Politik zu Grabe getragen.

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

XXXVIII.

Die jüngsten Kinder der spanischen Geschichte.

VII.

Altspanien, Neuspanien; katholisches Spanien, liberales Spanien.

Als Hamburg unter dem Joche Napoleons und seiner polyglotten Legionen seufzte, schrieb der ehrwürdige Perthes, der deutsch-protestantische Patriot im besten Sinne des Wortes, im J. 1807 an einen Freund: „Die Spanier, die wir jetzt in unserer Stadt haben, mildern unser Schicksal sehr; sie sind fast ohne Ausnahme gute Kinder und verständig; gleichviel, ob sie lesen können oder nicht, man erkennt doch in ihnen die Abkömmlinge einer großen und gebildeten Nation" *). Ein Decennium später hat der tiefsinnige österreichische Diplomat Freiherr von Hügel den Spanier im eigenen Lande betrachtet; er fand ihn stolz, aber nicht eitel, daher nicht mißtrauisch, achtend vor Allem sich selbst, folglich Alles, was ihm und seinem Lande angehört, aller üblen Nachrede Feind, ser murmurador oder den Raisonneur verabscheuend, nie Böses redend von der über ihn gesetzten Autorität, weil er dadurch sich selbst herabzusetzen glaubt; der

*) Perthes' Leben I, 199.

Spanier zweifelt beinahe nie und über nichts, lieber läugnet er Alles geradezu; er weiß gut, was er weiß, und schämt sich nie einzugestehen, daß er etwas nicht wisse; was er unternimmt, führt er meist aus, was er lernt, lernt er gut, aber er ist langsam sich zu entschließen; alles erworbene Geld, Talente, Wissen sind wenig geachtet, desto höher alle natürlichen Gaben und erhabenen Eigenschaften der Seele; er hat wenig Bedürfnisse, erträgt alle Entbehrungen sehr leicht und ohne zu klagen; mit dem auszukommen, was man hat, ist sein Grundsatz; er liebt die Freiheit vor Allem, doch unterwirft er sich der nachgewiesenen Wahrheit und dem Rechte leicht und freiwillig; hohe Achtung für die Frauen ist allgemein in allen Classen, Jedermann ist höflich, Haß und Verachtung vor allem Gemeinen herrscht in allen Ständen*). — Wieder ein Decennium später untersuchte Herr V. A. Huber, Protestant strengster Richtung und zur Zeit eine der Zierden der „Innern Mission", das spanische Volk von einer andern Seite. Er fand, daß kein Land so geeignet sei, heilsame Zweifel gegen die prahlende Weisheit unserer Staats-Lehrer zu erregen, als Spanien. Die materiellen Nachtheile seiner Zustände würden zwar gemeinhin sehr übertrieben, aber doch fänden sie in hohem Grade wirklich statt; „allein um so beachtenswerther ist es, daß diese Ordnung der Dinge ein Volk, ein Geschlecht erzeugt und erzogen hat, das an Tüchtigkeit, an wirklichem moralischen Werthe und natürlichen Anlagen, man mag es nun im Ganzen, oder in seinen Individuen betrachten, von keinem Volke in der Welt übertroffen wird, auch nicht von denjenigen, die sich an der Spitze der europäischen Civilisation wähnen." Herrn Huber ist besonders der hohe, des freiesten Gemeinwesens würdige politische Takt aufgefallen, der sich ihm in den üblichen Morgen-Versammlungen der Männer auf den öffentlichen Plätzen der

*) Spanien und die Revolution. Leipzig 1821. S. 288.

Städte und Märkte kund that, wo alle Interessen der Privaten, der Stadt, der Provinz, des Landes „unter den zahlreichen und wechselnden Gruppen besprochen werden, und zwar mit einem Eifer, oft mit einem Talent und, so unglaublich es scheint, mit einer Freimüthigkeit, wie man sie vielleicht in dieser Art und Form in keinem andern Lande findet“ *). — Ebenso ist das alltägliche gesellschaftliche Leben das ungezwungenste und das decenteste zugleich; auch tritt hier der bei uns so stark hervorstechende Unterschied der verschiedenen Klassen ganz zurück, der Bauer spricht wie der Städter, der Niedere wie der Hohe. Und an dieser trefflichen Begabung und Bildung des spanischen Volkswesens hat alles Unglück, das seit dreißig Jahren grasser als irgendwo in Europa über alle seine Gliederungen hereinbrach, nichts zu verderben vermocht. Noch im J. 1853 hat Herr von Minutoli, preußischer Generalconsul in Madrid, ein durchaus unverdächtiger Beobachter, in seinem Werke „Altes und Neues aus Spanien“, voll Anerkennung über die „ursprüngliche Moralität“ des spanischen Volkes sich ausgesprochen, über die mit Recht gerühmten Tugenden des spanischen Charakters: jene Treue und Zuverlässigkeit in Handel und Wandel, jene rücksichtsvolle Behandlung der Eltern, Frauen und Schwachen, jene gemüthvolle gastliche Unbefangenheit, kurz, jene auserlesene — Ritterlichkeit. Ja, selbst über die neuesten social-politischen Zustände im Allgemeinen behauptete Huber noch im J. 1846, Spanien erscheine durchaus fälschlich als die Beute einer Alles zerstörenden und vernichtenden Revolution, als ein Land voller Unruhen, wo nichts gedeihen könne; „das sind absurde Vorstellungen, die spanische Revolution hat seit Jahren — viel mehr gebaut als zerstört.“ Und noch damals, nachdem der Kelch politischen Leidens schon bis auf die Hefe geleert schien, bezeugte er: „Der

*) Huber's Skizzen aus Spanien. Göttingen 1828. Vorw. S. 25. 27.

Spanier spricht gegenwärtig immer und überall von Politik, und zwar frei von der Leber weg, er hat es nicht nöthig und es liegt seinem Sinne fern, aus seiner Meinung ein Geheimniß zu machen; dessenungeachtet wird man ihn immer gegen die Regierung sprechen hören, welcher Partei er auch sei; aus aller Mund hört man es, daß Spanien das beste Land von der Welt und die Nation die vorzüglichste der Erde ist, nur habe sie das Unglück, fortwährend schlecht regiert zu werden; so gern die Spanier aber auch über Politik reden und klagen, erlauben sie sich doch nicht, der Persönlichkeit ihrer Fürstin Schuld an der Verwirrung zu geben; noch hält sie der alte Respekt davon ab, den sie gegen die — Majestät des Thrones haben" *).

Dennoch aber sind alle die grauenhaften Schilderungen buchstäblich wahr, welche diese Blätter eben noch in sechs Artikeln von den „jüngsten Kindern der spanischen Geschichte" entworfen haben! Wie soll man sich solchen schreienden Widerspruch erklären: jene glänzenden Zeugnisse über den spanischen Volkscharakter und diese pestilenzialische Vergiftung des ganzen Regierungs- und officiellen Partei-Getriebes? Wirkt hier ein anderes spanisches Volk als dort? In der That, so ist es! Es gibt ein altkatholisches spanisches Volk; von ihm reden jene Zeugen, Perthes und Hügel bis auf Minutoli. Es gibt aber neben demselben auch ein liberales spanisches Volk, vom jedesmaligen Minister-Präsidenten bis zum zerlumptesten Gassenpöbel der Progressisten herab; von ihm reden die spanischen Ereignisse seit zweiundzwanzig Jahren. Das katholische Volk und das liberale Volk Spaniens haben nicht mehr miteinander gemein, als eine barmherzige Schwester und ein portugiesischer Meister vom Stuhl; aber dieses regiert, jenes ist unterthan. Ganz natürlich! Schon Herr von Hügel hat zu seiner begeisterten Schilderung des

*) Huber's Janus. 1846. II, 160. 221. 223.

spanischen Volkscharakters bemerkt: „Leider müssen wir eingestehen, daß alle guten und edlen Eigenschaften, kurz, daß die wahren alten Spanier mehr unter dem Volke, als in den höhern Classen anzutreffen sind, zeigen sie sich aber in diesen, so scheinen es Leute aus der Zeit Karl's I. *), die bis jetzt fortgelebt haben." So ist es geblieben, vielmehr ist die Scheidung mit jedem Jahre schroffer geworden. Schon frühzeitig nämlich war im 18ten Jahrhunderte die französisch-spanische Dynastie der „Aufklärung" verfallen, welche sofort Stück für Stück der „höhern Classen" mit sich fortriß. Die Revolution fand die moralische Trennung zwischen Volk und Volk schon als vollendete Thatsache vor: ein gehorchendes katholisches Volk mit allen den Qualitäten, die man an ihm heute noch als das Erbstück seiner einstigen weltbeherrschenden Größe bewundert, und ein regierendes „aufgeklärtes" Volk mit allen den Qualitäten, nach denen die Liberalen aller Zonen und Farben über Einen und denselben Kamm geschoren sind. Als Napoleon die Nation unterjochte, war ein Theil der Liberalen, afrancesados genannt, bereits aufgeklärt genug, zu ihren übrigen fremdländischen Ideen auch noch eine neue Idee der Nationalität von dem corsischen Eroberer empfangen zu wollen; wäre nicht das katholische Volk Spaniens gewesen, wahrlich vom liberalen allein wäre dem Länderverwüster der sechsjährige Befreiungskampf der Spanier gegen seine Uebermacht erspart geblieben. Selbst unsere liberal Eigentlichen lassen sich manchmal auf solchen Ahnungen ertappen: „Das Volk leistete in seiner aufgestachelten Energie, in seinem jähen todesfreudigen Widerstande das Unglaubliche; wo der Staat hätte eintreten müssen, fehlte Alles und ging daher Alles erbärmlich" **). Als

*) der in Deutschland Kaiser Karl V. hieß.

**) Der Leipziger Anonymus: „Spanien seit dem Sturze Espartero's" rc. S. 5.

Muster aufgeklärter Kläglichkeit ging in der Regel der hohe spanische Adel voran, wie noch heut zu Tage; auf's engste an den Hof gekettet, war er ja vom Anfang an bei der Quelle der „Aufklärung" gesessen, und sofort unterschied er sich durch gänzliche Charakterlosigkeit von dem nichtadeligen spanischen Charakter. An ihm fand auch später die Sache der Legitimität ihre Vertheidiger nicht; die Grandezza fiel meistens Isabellen bei, weil sie in Madrid thronte, wie sie Don Carlos beigefallen wäre, wenn er statt der Entbehrungen des Kriegslagers die Ueppigkeit und Pracht des Hoflebens hätte bieten können; als Carlos eine Zeitlang in Bayonne wirklich eine Art Hof hielt, lavirten bereits mehrere Adels-Repräsentanten hin und her, um sogleich wieder vor Isabellen das Knie zu beugen, als die Herrlichkeit dort ein schnelles Ende nahm. Das katholisch-spanische Volk dagegen lavirte nie, wohl aber mußte es allmählig ganz verstummen; denn das liberal-spanische Volk bot seine ganze schwarze Kunst, vorerst nach der geistigen Seite in Lüge und Verläumdung, auf, es mundtodt zu machen. Um wieder den ehrwürdigen Perthes zum Zeugen zu nehmen! Ein Freund von ihm, der ehrliche Deutsche Böhl von Faber, wohnte in Cadix zur Zeit, als diese Stadt noch der Mittelpunkt der liberalen Bewegung und der mitbetheiligten niederträchtigen Umtriebe Englands war; durch ihn erhielt Perthes seine in Deutschland damals sehr rare Kenntniß der spanischen Zustände. Im J. 1816 und 1817 schrieb Böhl bereits von „dem Lügengewebe" in und außerhalb Spaniens, zu dem sich „Hölle und Teufel verschworen"; „von den Aufklärern wird es verbreitet, um den Katholicismus und mittelbar das ganze christliche System verhaßt zu machen; was von tyrannischen Machtsprüchen, Einkerkerungen und Tortur in Madrid verbreitet wird, sind Märchen; die meisten Inquisitoren sind Liberale, die sich ihres Amtes schämen, alle verbotenen Bücher können von Jedermann gelesen und besessen werden,

Carlos IV.? Es sind zwei verschiedene Richtungen, die sich mit diesem großen Irrthum tragen: einmal die absichtliche Täuschung der liberalen Verläumder; dann aber der falsche Glaube, daß die politischen Institutionen Spaniens bis zum Einbruche der französischen Revolution noch unverfälscht national gewesen. Nichts ist unwahrer. Diese Institutionen waren in Wahrheit bereits völlig entnationalisirt, und nur durch solche Entnationalisirung konnte Spanien der klassische Boden des Absolutismus werden. Ein Musterstaat der omnipotenten Bureaukratie herrschte in strengster Centralisation über ein Land, das mehr als jedes andere der Welt zum natürlichen Gegensatz gegen die despotische allgemeine Gleichmacherei geschaffen war, und eingeübt auf das vollendetste Selbstgouvernement der einzelnen ungleichartigen Theile; über ein Land, wo der gemeinsame König doch in jeder der Provinzen oder Königreiche und Grafschaften ein anderer war, wo der Galizier dem Navarresen fremd war und ist, der Andalusier dem Catalonier, gänzlich verschieden nicht allein durch ihre Kleidung und ihr häusliches Wesen, sondern auch in der Sprache. Es war allerdings eine „Localbefangenheit" im Großen und im Kleinen, in der Spanien lebte und groß ward, aber diese „Befangenheit" bildete ein wahres segensvolles Repräsentativ-System. „Sie war Ursache, daß der Spanier in der Geschichte seiner Stadt die Geschichte der ganzen spanischen Nation, in der Kirche seines Dorfes die ganze Kirche, in seinem Ortsvorsteher den ganzen König, und in seinem Besitzstande jenen des ganzen Staates kannte, sah, achtete und liebte; sie machte den Spanier zu dem unterrichtetsten, gläubigsten, gehorsamsten, rechtlichsten, freiesten Bürger der Welt; sie allein war die Ursache des heldenmüthigen Benehmens des spanischen Volkes im J. 1808" *).

---

*) Spanien und die Revolution S. 236; vgl. A. Loning: das spanische Volk rc. Hannover 1844. S. 201.

Dieser angeborne Particularismus der einzelnen Reichstheile ist jetzt noch so kräftig, daß Herr Huber im J. 1846 noch die Ansicht aussprach: gelinge es nicht, ihm anderweitig gerecht zu werden, so werde es dahin kommen, daß „die Krone von Aragon sich von der von Kastilien trenne, und auf's Neue als unabhängige Macht sich hinstelle“ *). War aber die natürliche Gabe der kräftigsten provinciellen Freiheit und Selbstständigkeit bis zur Zeit der französischen Revolution im Großen bereits völlig unterdrückt, so sollte das Nivellement nun bis in's Kleinste durchgeführt werden, nach fremdem Muster, in dem Augenblicke, als das katholisch-spanische Volk zum Kampf auf Tod und Leben gegen den fremden Eindringling sich erhob. „Trotz seines glühenden Royalismus richtete sich der Volksinstinkt in den Tagen schwerer Bedrängniß auf die Wiedererweckung der alten Nationalfreiheiten“ — selbst unser eigentlich-constitutioneller Monograph muß das zugestehen **). Statt der „alten Nationalfreiheiten“ aber gaben die zu Cadix versammelten Vertreter des liberal-spanischen Volkes der unter dem Banner der Kirche und der angestammten Dynastie gegen die Invasion des aus der Revolution gebornen Franzosen-Kaisers streitenden Nation ein — der französischen Constitution von 1791 Linie um Linie abcopirtes constitutionelles Machwerk als Verfassung, kurz, den Tod der „alten Nationalfreiheiten“ durch die modern-constitutionelle Kopfzahl-Repräsentation. Ferdinand seinerseits wurde dieses Ungethüms mit leichter Mühe Herr; aber was er selber nun gab, war wieder nichts anderes, als die eben verdrängte bureaukratisch-absolutistische Kron-Omnipotenz des vergangenen Jahrhunderts, kurz, der Tod der „alten Nationalfreiheiten“ durch das hergebrachte System der Unterdrückung des „alten Rechts“, aber

*) Janus a. a. O. S. 679.

**) Spanien seit dem Sturze Espartero's rc. S. 8.

jetzt wieder ohne constitutionelle Maske. Noch einmal, und dießmal für die Dauer, erhob sich darauf der alte Despotismus unter dieser Maske, zur Zeit der Regentin Christine. Gegen sie trat der Prätendent Don Carlos auf; aber auch sein Legitimitäts-Princip war kein anderes, als das bureaukratisch-absolutistische, auch er hätte die „alten Nationalfreiheiten" dem katholisch-spanischen Volke nicht zu restituiren vermocht. So stand und steht es um Altspanien!

Es wäre eine dankenswerthe Aufgabe, im Einzelnen nachzuweisen und systematisch darzustellen, wie das spanische Gemeinwesen aus dem freiesten und kräftigsten der Erde allmählig überging in den elenden alle seine Fibern lähmenden Zustand königlich-absolutistischer oder modern-constitutioneller Centralisations-Despotie, in dem es seit 50 Jahren zwischen den beiden Arten abwechselnd in convulsivischen Zuckungen sich wälzt. Ihren ersten Anfang nahm die Entwicklung zum Verderben auch in Spanien schon an der Schwelle der neuern Zeit überhaupt, in denselben Jahren von 1520 bis 1525, die besonders auch für Deutschland so umwälzungsreich, blutig und verhängnißvoll wurden. In diese Jahre fielen die großen spanischen Bewegungen der Germanie und der Comuneros; mit der Niederlage der letztern begann der Krebsgang der spanischen Freiheit. In gemeinsamer Todesnoth und unter vermischten Blutströmen hatten Fürst, Adel und Volk jeden Fußbreit Landes den tapfern Mauern mit dem Schwerte abgerungen; so bildeten sie in den zahlreichen einzelnen Landschaften sich ihr eigenes Herkommen je nach Gelegenheit aus, und theilten dabei zwischen Fürst und Volk auch Rechte, die im germanischen Staatsleben überall ihre besondern Träger hatten. Dennoch bewährte sich das ganze Mittelalter hindurch die gegenseitige treue Anhänglichkeit nur um so inniger. Auch als die Reiche Aragonien und Kastilien allmählig die meisten andern spanischen Herrschaften unter sich brachten, und Ferdinand der Katholische endlich sie fast alle

zu Einem Ganzen zusammenschloß, wurde des neue Gesammt-Reich dennoch nicht sofort ein sogenannter organischer Einheitsstaat; vielmehr behielt jede Provinz trotz der Verschmelzung ihr einheimisches Recht, und die eigentliche Staatsregierung blieb fast nur auf die Justiz und die Finanzen beschränkt, indem erst allmählig ein gewisser administrativer Wirkungskreis sich anschloß. Auf dieser Unterlage stieg Spanien zur Weltherrschaft empor; aber in dem Augenblicke, wo es den Fuß auf den Gipfel setzte, stürzte eine schwere Wucht Gerölls auf das heimische Fundament so gewaltiger Macht hinab, und von da an war, nach einem längern Interstitium, der periodischen politischen Bergstürze in Spanien kein Ende mehr.

Die mächtigen Cortes von Kastilien konnten sich auf ihr altes Landrecht berufen, daß die Kastilier zu den Waffen greifen dürften, wenn der König ihnen ihre Rechte schmälere. Die Städte thaten auch so, als König Carlos, eben zum römischen Kaiser deutscher Nation erwählt, ihren Fueros zum Trotze, im Dienst der Fremde das Land verlassen wollte, ehe noch ihre Beschwerden gehört und die gesetzwidrigen Uebelstände weggeräumt waren. Daraus entstand der langwierige Krieg der Comuneros unter ihrem Führer Padilla; die Comunidades stritten für die Rechte der Cortes, auf denen ihre Macht beruhte; der Adel ließ sich zu ihrer Unterdrückung gewinnen, um bald darauf in allzu später Reue seine eigenen ständischen Rechte unterdrücken zu sehen. Im Jahre 1538 tagten die drei Stände der allgemeinen Cortes Kastiliens zum letztenmale; ihre zähe Opposition, die Bedingungen ihrer Geldreichnisse erbitterten Kaiser Carlos; er wollte nie mehr so mächtige Leute vereinigt sehen, und was man seitdem die kastilischen Cortes hieß, waren nur die Deputirten der Städte, gleichsam ein alle drei Jahre an den König eingeschickter Rath, der in Erinnerung älterer Rechte pro forma den Servicio bewilligte, und unmaßgebliche Vorschläge beibrachte, die jedoch mitunter auch gute Früchte trugen. Das

war das neue „kastilische Recht;“ es auch auf die übrigen Reichstheile auszudehnen, blieb seit Philipp II. Regierungs-Princip.

Ganz verschiedener Natur aber von der gleichzeitigen Revolution der kastilischen Comuneros war die aus dem Kampfe der städtischen Parteien Valencia's erwachsene nahezu modern-demokratische Bewegung der Germanie. Darum ließ sich auch die versuchte Vereinigung derselben mit den Comuneros Kastiliens und Murcia's, die über das „alte Recht“ principiell nicht hinausgingen, und ihre Verbreitung über Aragonien und Catalonien nicht durchsetzen; sonst wäre das Resultat hier ohne Zweifel dasselbe gewesen wie in Kastilien, denn auch hier waren die Reichsstände gespalten und konnte der Hof die Macht des dritten Standes gegen den störrigen Adel benützen, und dann wieder umgekehrt. Eben durch ihren Widerstand gegen den revolutionären Exceß der Germanie retteten sich die Freiheiten der Krone Aragon, d. i. ihrer drei Reiche: Aragonien, Catalonien und Valencia. Jedes derselben hatte seine selbstständigen Cortes, die nur zu Zeiten wegen der Bequemlichkeit gleichzeitiger Verhandlung der Krone mit allen dreien in lokaler Vereinigung als „allgemeine Cortes“ zusammentraten. Die Spitze der aragonesischen Reichsverfassung bildeten diese Special-Cortes. Die drei Stände mit dem Könige repräsentirten sie, und sie übten nicht nur die höchste gesetzgebende, sondern durch ein aus ihnen constituirtes Reichsgericht auch einen Theil der oberstrichterlichen Gewalt. Ein von den drei Ständen vorgeschlagenes und von der Krone angenommenes Gesetz hieß Fuero; ein sogenannter „Acto,“ zu dem nicht alle Stände oder die Ritterschaft nicht einhellig gestimmt, verpflichtete bloß die Stände, von denen er ausgegangen war. Mit der königlichen Sanktion und Promulgation der Fuero's hatte es keine Noth; man bewilligte ganz einfach, bis sie erfolgte, den Servicio nicht. Ohne irgend welches Aergerniß ward so das Verhältniß zwischen

Krone und Reich officiell als ein förmlich contractliches, auf Gegenseitigkeit gegründetes aufgefaßt. Mit Stolz beriefen sich aber die Aragonesen auf das Wort Peter's III.: „Gibt es Vasallen ihrem Herrn getreu, so seid ihr's, denn ihr seid nicht unter tyrannischer Herrschaft, sondern mit vielen Freiheiten begabt“ *).

Aber auch für die Reiche Aragons kam ihr Stündlein. Im Hofkreise wurde die Ansicht traditionell, die manigfaltigen Privilegien der einzelnen Reiche seien die Hauptursache des Nothstandes, der über die spanische Krone hereingebrochen war; schon Alba sprach von dem Bedürfniß, die „Freiheiten von Aragon zu schleifen und einzuebnen.“ In Aragonien selbst fand noch Philipp II. durch die Uebergriffe seiner Inquisition Anlaß zu einem blutigen Kampfe mit den Vertheidigern der alten Rechte und zu deren namhafter Herabstimmung, namentlich der richterlichen Autonomie. Indeß wurde das „alte Recht,“ über dem die permanenten ständischen Ausschüsse wachten, um so unbequemer, je heilloser die finanziellen und auswärtigen Verhältnisse Spaniens sich gestalteten. Philipp IV., vielmehr sein Kanzler Olivarez, wagte sich daher im J. 1640 geradezu an seine Hauptburg, an die Cortes von Catalonien, ohne aber Anderes zu gewinnen, als einen verheerenden Krieg, in dem die Catalonier sich sogar Frankreich in die Arme warfen, und endlich die neue Sanktion ihrer Freiheiten erzwangen. Diese Freiheiten überhaupt zu stürzen, war erst der französischen Dynastie in Spanien vorbehalten. Als nämlich nach dem Aussterben der direkten Nachkommen Karl's V. Philipp von Anjou und Erzherzog Karl von Oesterreich in langwierigem Kriege um die Succession sich stritten, sahen die Kastilier mit größter Gleichgültigkeit zu,

*) S. die interessante Schrift A. Ebert's: Quellenforschungen aus der Geschichte Spaniens. Kassel 1849; vgl. Ranke's Fürsten und Völker. I, 251 ff.

während die drei Reiche der Krone Aragon für den Oesterreicher zu den Waffen griffen, und insbesondere die braven Catalonier bis zur Erschöpfung sich gegen die Franzosen wehrten. Sie sahen wohl, was ihnen von dem Bourbon bevorstand; dagegen hatte der Präsident des Rathes von Kastilien selbst Philipp V. bei seinem Einzug in Madrid (1701) ermahnt: „nie zu vergessen, daß Gott ihn an die Spitze eines nicht bloß monarchischen, sondern despotischen Staates gestellt habe, ja eines Staates, der despotischer sei, als irgend ein anderer in der Christenheit, so daß selbst der Weg der Vorstellung und Beschwerde nur auf Befehl des Königs erlaubt sei." Soweit war es mit Kastilien bereits gekommen; und Aragon folgte nach; noch im J. 1707 wurden Catalonien, Aragonien und Valencia ihrer sämmtlichen alten Fuero's und Constitutionen verlustig erklärt. Richtig hatte ein Manifest des Erzherzogs drei Jahre vorher den Spaniern prophezeit, welches System von dem Franzosen, der „nur ein halber Katholik ist," ihnen bevorstehe; auf alle Klagen werde es fürder nur heißen: „der König will es so" *). Man sagt, daß seit dieser Zeit in Spanien auch das Genie in Literatur und Kunst ausgestorben sei. Im J. 1713 versammelten sich die degradirten „allgemeinen Cortes" zum letztenmale, und im J. 1789 hörten auch die kastilischen Namen-Cortes auf; als später die Cadirer Constituante zusammentrat, hatte man selbst die Regeln der Zusammensetzung jener alten „allgemeinen Cortes" vergessen.

Nur dem Königreich Navarra und den baskischen Provinzen (Alava, Biskaya und Guipuzcoa) verblieben ihre Fuero's noch im Laufe des 18. Jahrhunderts, d. h. ein vollkommenes Selbstgouvernement unter königlichen Statthaltern

---

*) Vgl. Schubert: Spanien in der ersten Periode seiner Abhängigkeit von Frankreich rc. in Raumer's hist. Taschenbuch. N. F. I, 375. 421.

mit mehr aristokratischer oder mehr demokratischer Verfassung, in den Grundzügen den alten Fueros der Krone von Aragon ähnlich. Als die Constitution von 1812 im J. 1820 vorübergehend wieder eingeführt ward, wurden natürlich auch diese Fueros zum Tode verurtheilt, aber von ihren tapfern Inhabern damals noch mit den Waffen in der Hand gerettet; vollzogen ward das Urtheil erst mit dem völligen Sieg des Liberalismus, durch Christine bis unmittelbar vor dem ersten Regierungs-Antritt Espartero's. Auch die Navarresen und Basken sollten nun die gleichmachende liberale Constitution für ihre sonderheitlichen alten Fueros dankbar hinnehmen, absolute Centralisation für ihre eifersüchtige Special-Freiheit. Aber diese Fueros sind von ihnen nicht verloren gegeben; sie sind neben der Religion ihre größten Heiligthümer, wie denn auch der Klerus die Fueros stets am eifrigsten vertheidigt; sie sind selbst eine Art Religion für diese Ehrfurcht gebietenden Volksstämme, und sie zu verfechten gegen wen immer, scheut selbst das zarte Geschlecht sich nicht, die Waffen zu ergreifen. Und nicht nur die Navarresen und Basken, auch die Catalonier &c. betrachten heute noch das centralisirende Gesetz als ein ihnen aufgezwungenes unrechtmäßiges Joch, und offenen Krieg und Feindschaft gegen dasselbe als erlaubt, ja als heilige Pflicht; mit Sehnsucht auf ihre verlorenen usatges zurückblickend, sind sie jeden Augenblick bereit, ihre heiligen Freiheiten vom Einheitsstaat zurückzuerobern, und als in solchem löblichen Werk für ihre Personen begriffen, sehen die wildesten Banditen und Räuberbanden sich wie rechte Blutzeugen für's Vaterland an*). So oft irgend Aussicht gegen die herrschenden Liberalen sich zeigt, werden die spanischen Volksstämme ihr Contingent zum Kampfe auf Leben und Tod immer in derselben Abstufung nach Enthusiasmus und Stärke

*) Vgl. Loning: die Fueros des Königreichs Navarra und der baskischen Provinzen. S. 40—54; Janus a. a. O. S. 672 ff.

liefern, wie sie früher oder später ihre Fueros verloren haben: die Navarresen und Basken zuerst, dann die Catalonier, Aragonesen, Valencianer, endlich die Kastilier rc. zuletzt.

Das ist Altspanien! Im Gegensatze nicht nur gegen den modern-liberalen Constitutionalismus, sondern auch gegen das bureaukratisch-absolutistische Princip des kastilischen Rechts vom 16. und den folgenden Jahrhunderten, gegen den centralisirten Einheitsstaat, den Madrid repräsentirte! Philipp II., eine durch und durch bureaukratische und centralisirende Natur, wie von einem Dämon bis zur Selbstaufreibung fort und fort gespornt, als Alleinregent im vollsten Sinne des Wortes Alles vor sein Forum zu ziehen und Alles selbst und schriftlich für seine Organe zurecht zu machen — er hinterließ Spanien zwei schlimme Erbstücke: ein mächtiges stehendes Heer mit fast unerschwinglichen Kosten und seine neugegründete Hauptstadt. Nach Innen führte beides zu demselben Ziele. Vorerst zahlte vorzugsweise und in Spanien fast allein Kastilien für den ungeheuren Aufwand der — Weltherrschaft; sein altes Recht hatte es verloren, dafür fühlte es sich jetzt als Haupt aller Königreiche der Welt, und noch unter Philipp III. gab es Geld ausdrücklich zu dem Zwecke der Rückeroberung der Welt-Oberherrschaft. Natürlich mußte Philipp II. wünschen, daß diese Gesinnung sich auch über die „engherzige Kirchthurmspolitik" der übrigen Landschaften verbreite; die innere Politik stand in engster Relation zu seiner auswärtigen weltbeherrschenden Lage, das bewunderungswürdige Glück der spanischen Weltherrschaft war in jeder Beziehung Spaniens Unglück. Die neue Hauptstadt baute Philipp II. sehr passend, zwar in kahler, wasserloser Gegend, die eben noch wilden Ebern und Bären als schützender Bergwald gedient, in ungesundem Klima und traurigster Abgestorbenheit ringsum, während der Sitz des Hofes bisher unter den prächtigen Städten des Landes inmitten seiner weltberühmten Zauber der Natur gewechselt hatte; aber er baute sie im

Centrum Spaniens so, daß hier der Hof mit seinen Anhängseln allein und in sich abgeschlossen war, wie die Spinne im Netze. Und dahin zog er sein stehendes Heer und seinen — hohen Adel, der einst der kräftigste Arm der Nationalfreiheiten in den Cortes gewesen, jetzt aber aus denselben Ursachen, wie gleichzeitig in Deutschland und überall, vor dem neuen Militärwesen sank, und, sonst nach Art kleiner Könige umgeben von der niederern Ordnung der Hidalgo's auf seinen ungeheuern Gütern residirend, jetzt alsbald so an den Hof gekettet war, daß der Aufenthalt auf dem eigenen Grund und Boden im platten Lande als ihm verboten erachtet werden durfte. Die erhabenen Schirmherren der alten Reichsrechte gegen den König selber und gegen Männiglich waren nun zu bloßen kriechenden Statisten der Hofetikette geworden. Dennoch bestanden die alten Rechte von Aragon dem Wesen nach noch immer bis der Bourbon kam; aber schon Philipp II. hatte ihm Bahn gebrochen. Daß der Bourbon mit Einem Schlage das bureaukratisch-absolutistische System realisirte, konnte nicht mehr aus Motiven einer spanischen Weltherrschaftsstellung geschehen, denn Spanien schmachtete nun umgekehrt selber in der schmählichsten französischen Sklaverei. Es war bei ihm und seinen Nachfolgern um des Systems selber willen. Trotz allem Unglück ihrer weltherrschaftlichen Stellung und der Consequenzen derselben gedenkt daher das altspanische Volk doch immer noch mit wehmüthiger Sehnsucht seiner alten Fürsten aus dem Hause — Oesterreich. An die Ideen und Einflüsse der Fremde, mit kaltem Hohne alle einheimische Besonderheit zertretend, hatte doch erst jener erste Bourbon das Land Spanien geschmiedet. Karl III. konnte schon die nationale Kleidertracht der Spanier nicht mehr ertragen, und kaum war im bourbonischen Familienvertrag von 1761 Spanien als Ein Reich mit Frankreich declarirt, so eröffnete er seinen ruhmreichen Krieg gegen die weiten Mäntel und breiten Hüte der Kastilier. Derselbe Karl III. brachte

zu dem bureaukratisch-centralisirenden absolutistischen Systeme auch noch die glaubensfeindliche Aufklärung über die Pyrenäen; unter Karl IV. wucherte sie, und so war, als die französische Revolution erschien, auch der spanische Boden wohl vorbereitet zu derselben Revolution. Wäre aber mit dieser Revolution nicht auch hier, wie überall, der Vernichtungskampf gegen die alte Kirche verbunden gewesen, so könnte man nicht sagen, daß ihr eilfertiges Werk der Umkehr grundstürzender für Spanien geworden, als die still und allmählig schleichende Revolution der Bourbonen auf dem spanischen Throne selber. Die moderne Revolution übertrug ja bloß die bureaukratisch-absolute Gewalt von der bisherigen Einheit des Königs auf eine Vielheit von Vertretern des „souverainen Volks“ der Cadixer-Constitution von 1812. Erst jetzt bekam durch die liberale Vernichtung aller Zünfte und Innungen, wie der Klöster und sonstigen Corporationen auch das centralisirende kleine Madrid seinen — großen Pöbel.

Ferdinand VII. wollte sich solche „Machttheilung“ nicht gefallen lassen, jedoch nur, um sofort aus der neuen Revolution in die alte zurückzufallen. Diese war aber auch nicht mehr zu erhalten, denn die gewaltigen Ereignisse hatten Spanien aufgerüttelt, und nicht mit Unrecht sah Ferdinand in jedem brauchbaren Manne einen Feind seines Systems von der Rechten oder von der Linken; 25 Minister verbrauchte er in fünf Jahren, und bald waren nur mehr die elendesten Schleicher aus dem Hof- und Staatsdienst noch nicht brevi manu in den Kerker oder in's Exil geschickt. Als er im J. 1814 von dem Cadixer-Werk sich losgesagt, hatte er feierlich gegen den den Vorwurf des Despotismus protestirt und mit Einberufung der rechtmäßigen Cortes por estamentos den allein zwischen den beiden Feuern der unhaltbaren alten und der verderbenschwangern neuen Revolution hindurchführenden Weg des historischen Rechts wieder anbahnen zu wollen versprochen. Daher die Freude Altspaniens; aber es war vom König ge-

logen, er trat noch despotischer auf, als je ein spanischer König gewagt. Darum sah er sich nach fünf Jahren plötzlich durch die rebellirende Armee gezwungen, dem äußersten Liberalismus sich zu ergeben. Als ein neuer Aufstand für seine Person mit Hülfe der Franzosen ihn nach abermals drei Jahren befreite, und zwar wieder unter jenen Versprechungen von Valencia, war es zum zweitenmale gelogen, und auf dem Todbette warf er sich noch einmal und dießmal freiwillig dem Liberalismus in die Arme, durch die allgemeine Amnestie von 1832 alle politischen Verbrecher von neun Jahren her zurückrufend, seine Retter gegen diese schimpflich verstoßend. Sterbend führte also dieser König der absoluten Miserabilität die modern-liberale Revolution officiell in Spanien ein, gegen die er sein Leben lang angekämpft, natürlich vergebens, weil auf dem alten Revolutionsboden des bureaukratisch-centralisirenden Absolutismus. Es war die ganze modern-liberale Revolution, die er und Christine Spanien octroyirten; sie trat auf mit der Losung: „Tod den Mönchen!“ und constituirte sich wieder in einem Meer raubmörderischer und mordbrennerischer Schandthaten. Altspanien trat ihr abermals entgegen mit dem Rufe: „es lebe der absolute König! es lebe die Religion!“ Der Krieg zwischen Altspanien und Neuspanien war wieder ein Religions-Krieg, wie er schon im J. 1823 gewesen. Hatten sich auch damals auf Seiten der s. g. „Glaubens-Armee“ viele unreinen Elemente eingemischt, so wußte das eigentliche Volk, dem als Leseübung in den Schulen und Predigttext auf den Kanzeln die volkssouveraine Constitution von 1812 anbefohlen war, doch wohl, was es that, wenn es sich den „Freimaurern, den schlimmen Liberalen, die an keinen Gott glauben,“ gegenüberstellte. Gewiß waren auch unter den Constitutionsfreunden jener Zeit viele Ehrenmänner und frommen Christen, wie bei den damaligen Umständen nicht anders denkbar ist; aber was das Wesen der Sache betrifft, hat der richtige Volksinstinkt sich bewährt in jenem riesenhaften

Läuterungsfeuer, das über Spanien bis zur Stunde noch lodert; die Verhältnisse haben sich jetzt geklärt, und das eben ist die Stärke — Altspaniens gegen die „Freimaurer, gegen das schlimme Volk der Liberalen, die an keinen Gott glauben!“

Aber, könnte man einwenden, sagt ihr nicht selbst, Alt-Spaniens Feldgeschrei sei damals gewesen: „es lebe der absolute König!“ Allerdings; und Altspaniens Feldgeschrei lautet zur Stunde noch gerade so. Aber nur wer Ignorant in der spanischen Geschichte ist, kann diesen Ausdruck im modernen Sinne nehmen und so verstehen, als ob Altspanien damit bloß die ältere Revolution des bureaukratisch-centralisirenden Absolutismus der neuern liberalen vorziehen, sie anerkennen und wieder herbeiwünschen wolle. Altspaniens „absoluter König“ ist wohl zunächst der negative Begriff: der König soll seine Macht nicht theilen mit einer Kopfzahl-Repräsentation, er soll nicht beschränkt seyn durch eine modern-liberale Constitution; aber dieselbe Negation erstreckt sich auch auf den omnipotenten Absolutismus. Der positive Inhalt des Begriffs ergibt sich dann in der historischen Vorstellung des Spaniers von selbst, er denkt sich den König nicht ohne sein Land. Ist ihm der König das historisch gegebene Haupt des Ganzen, und soll er in seinen Rechten und Pflichten für das Ganze durchaus ungetheilt und unumschränkt verfügen, so sollen auch die einzelnen Theile des Reichsganzen je in ihrem besondern Kreise ebenso gestellt seyn; sie sollen ihre bestimmten, unverbrüchlichen Rechte geradeso für sich allein und unbeirrt haben, wie der König in seiner überragenden aber nicht erdrückenden Sphäre, in der er allerdings „absolut“ ist. Und eine solche Ordnung mit ihren genau abgesteckten Grenzen glaubt Altspanien nicht erst erfinden und auszirkeln zu müssen; sie ist ihm in der Geschichte Spaniens und in der natürlichen Zusammensetzung der einzelnen Theile und des Ganzen, das in jedem jener Theile wieder ein anderes ist, bereits gegeben. Kurz, wenn Altspanien dem „ab-

soluten König“ zujubelt, meint es nichts weniger als die neuzeitliche französische Ausgeburt des Namens, sondern es meint seine eigenen Fueros, das „alte Recht“ seiner Landschaften; jener ohne diese, und umgekehrt diese ohne jenen, sind ihm undenkbar, oder im ersten Falle wieder nur eine liberale Constitutions-Tyrannei. Beide zusammen aber sind ihm identisch. Und je mehr die neue oder liberale Revolution ausartet in ihrem gährenden Princip der Gleichmacherei, desto strahlender wird die Idee dieses „absoluten Königs“, oder des „alten Rechts“ hervorstechen, denn dieses, nicht der modern verstandene Absolutismus *), ist „der vollendete Gegensatz der Republik und des Socialismus.“ Dagegen sind diese beiden modernen Schöpfungen nur die Kehrseite jenes modernen Absolutismus, alle zusammen im Grunde Ein und dasselbe moderne Ding.

Welche tiefen Spuren aber das „alte Recht“ in den spanischen Geistern überhaupt zurückgelassen hat, erweist Eine Thatsache, die man nicht scharf genug betonen kann, und die zugleich erst das rechte Verständniß des liberalen Partei-Wesens in Spanien eröffnet. Was die Liberalen selbst seit dem Jahre 1820 in sich spaltete und in zwei große Fractionen bis zur Stunde auseinander hielt, war nicht nur die dem Constitutionalismus überall alsbald vor den Fuß sich legende und unüberspringbare Frage: ob stehen bleiben, ob zurück oder vorwärts? Nicht nur die verschieden ausfallenden Antworten auf diese Frage hatten die Eine große Partei in die zwei Parteien der Moderados und Progressisten zerschlagen. Es war dabei auch die Erinnerung an das „alte Recht“ Spaniens thätig. Dessen Nachwirkungen konnte selbst die

*) wie die „Kreuzzeitung“ z. B. einen angeblichen „spanischen Legitimisten“ (d. i. preußischen Consul) jüngst unbesonnen genug schreiben ließ.

entschiedenste Tendenz des gleichmacherischen Liberalismus an sich nicht verwischen; erst da gingen sie gänzlich unter, wo auch die Selbstständigkeit zur eigenen Fortbildung jener Tendenz mangelte, und unter der sklavischen Nachbeterei der französischen Leyer auch die letzte spanische Ader gänzlich vertrocknet war. Nicht unter den Moderados erhielten sich daher, wie man obenhin glauben könnte, die Nachwirkungen des „alten Rechts", sondern unter den — Progressisten. Zur Zeit, als die aus der Fremde eingeschwärzte Freimaurerei noch ganz den Moderados angehörte, wählten daher die Progressisten oder Exaltirten, wie sie damals hießen, für ihren eigenen Geheimbund den bedeutsamen specifisch-spanischen Namen: „Comuneros". Es lag wenigstens eine dunkle Ahnung darin, daß der fremdländische Liberalismus für Spanien doch erst einigermaßen zurecht gemacht werden müsse; die Moderados dagegen sind bis auf den heutigen Tag die bloßen äffischen Copisten Frankreichs gewesen. Im Vergleich zu ihnen konnten die Progressisten sich allerdings noch mit einigem Schein von Recht die „Patrioten" nennen. Zwar ist auch ihr Idol jene allgemeine gleichmacherische Nationalität, die bis auf den Despotismus der eingedrungenen Bourbonen in Spanien nicht einmal der Idee nach bekannt war, und nie Wurzel fassen konnte in einem Lande, wo der Centralisations-Haß und die Liebe zur Isolirung der Theile so tief eingewachsen ist, daß selbst die Literatur strenge nach den alten Provinzen geschieden ist, und der kastilische Literator von dem catalanischen nicht viel mehr weiß, als vom französischen. Zwar ist auch ihr System Centralisation, wie es alle liberale Tendenz nun einmal mit sich bringt. Aber ihre Nationalität ist doch noch spanischer, ihre Centralisation duldet doch noch eher Ausnahmen, in leiser Erinnerung an das „alte Recht" der Provinzen, als jene liberalen Mittelsmänner, die überhaupt überall die schlimmsten und verderblichsten sind, mit ihrer Nachäfferei Frankreichs. Die Progressisten

suchten und fanden dagegen ihre Stütze an England; aber gewiß zogen sie ihre Kraft, immer wieder Erfolge über die Moderados zu erringen, noch viel mehr aus ihrem relativ immerhin noch spanischeren Charakter. Zuverlässig verbinden sie mit ihrer Neigung, bis auf ein gewisses Maß Decentralisation zuzulassen, allerdings besondere und leichtbegreiflichen revolutionären Nebenabsichten, und es ist bereits erwähnt, wie leicht sie von diesen förmlich auf föderativrepublikanische Tendenzen hinübergleiten; allein die Sache ist nun einmal faktisch, und sie ist als solche ein bedeutsames Zeugniß für — Altspanien, für die wahren „alten Nationalfreiheiten". Selbst unser Leipziger Anonymus seufzt: daß doch die Moderados einmal zu der Ueberzeugung kämen, wie „sie selbst mit ihrer unbesonnenen Reaktion gegen die uralten Communalfreiheiten des Landes dem Despotismus die Waffen zur Fälschung und zum Umsturz der Constitution gegeben haben" *).

Eine andere Frage aber ist: wie denn das nothwendig und wesentlich centralisirende und uniformirende Constitutions-Wesen und lebensfähige Provinzialverfassungen zum Selbst-Gouvernement in engern Kreisen, wie der Parlamentarismus und die Fueros, Usatges, das alte aragonische Recht, kurz, wie Wasser und Feuer je mit einander zu vereinigen seien. In Preußen z. B. hat man wohl die beiden widersprechenden Dinge recht zierlich und mit selbstgenügsamstem Stolze nebeneinandergestellt: daß in dieser Weise beide um ihren eigentlichen Zweck gekommen sind, nun, dieß thut ja — nichts zur Sache. Die Spanier aber sind keine norddeutschen Philosophen, noch nach deren Art „intelligent". Der Versuch wurde freilich auch hier gemacht. Die letzten Fueros lebten

*) Spanien seit dem Sturze Espartero's ꝛc. S. 300.

im J. 1823 wieder auf, als die Constitution fiel; sie fielen unter Christine und 1837, als die Constitution wieder auflebte; aus drängender Noth garantirte man die Fueros im Vertrag von Bergara, um die Navarresen und Basken von Don Carlos abwendig zu machen, aber man sah bald, daß man versprochen, was sich nicht erfüllen ließ, daß solche Vorrechte der Constitution gegenüber unmöglich seien; die Cortes vom 1. Sept. 1839 hatten bereits die Bestätigung der baskischen Fueros vorgenommen „ohne Präjudiz für die constitutionelle Einheit der Monarchie", aber es war gegen den Willen und die klarere Einsicht der Regierung, die noch mehr als zuvor centralisirte; die Progressisten und Espartero nahmen gerade diese Centralisation zum Anlaß ihrer September-Revolution, sie siegten, aber nicht die alten Fueros. Tiefer und tiefer wurden diese begraben unter dem Schutt der Centralisations-Arbeit während der folgenden zehnjährigen Moderados-Periode; dennoch starben sie nicht, erschreckten vielmehr durch ihre dumpfen und dröhenden Schmerzenslaute oft genug die Regierer im Centrum zu Madrid. Und kaum brach der Moderados-Despotismus in den Juli-Tagen zusammen, so zeigte sich, daß auch die Progressisten ihren alten Centralisations-Haß nicht vergessen hatten. Auf den ersten Blick hätte man meinen können, die ganze Revolution habe zum Hauptzweck die politische — Decentralisation. Selbst die Moderados pronuncirten nun gegen die Centralisation wenigstens der Gemeinden, weil sie diese vernichte, und für die zur Entfaltung ihres Gedeihens erforderliche locale Selbstständigkeit; sie stimmten deßfalls für Reactivirung des Gemeindegesetzes vom 23. Febr. 1823, so sehr auch dasselbe eine in Zeiten der Krisis bedenkliche Schwächung der Central-Gewalt in den Provinzen nach sich ziehen mußte. Noch weiter gingen die Progressisten, welchen die sämmtlichen Aufstände in den Provinzen angehörten, und zwar gleich faktisch zu Werk. Zahlreiche Junten constituirten sich bereits als

kleine Cortes im Style von 1521, associirten sich, erklärten da und dort die Unabhängigkeit ihrer Provinzen und verfaßten bereits Special-Constitutionen; allgemein, sagt die Allg. Ztg. vom 26. Aug., bemerke man ein Streben nach Selbstständigkeit der Provinzen, „das für die Finanzen namentlich höchst bedenklich sei.“ Als die einzelnen Junten aufgehoben, dagegen aber große Provincial-Junten decretirt wurden, welche die Regierung „bis zur Einberufung der Cortes mit ihren Rathschlägen erleuchten sollten“, verschmähten viele eine solche „bloß berathende“ Stellung. Die Madrider Junta proklamirte ausdrücklich: „die Provinzen sollen ihr eigenes Leben führen und durch sich selbst verwaltet, die monströse Centralisation, die sie zu Nullen gemacht, soll auf immer abgeschafft werden.“ Selbst die Londoner „Times“ hörten aus solchen Sätzen — Altspanien durchklingen; die Hände über dem Kopf zusammenschlagend ob solchem „Versuch zur gänzlichen Decentralisation des Staates“, schrieen sie entsetzt ihren progressistischen Freunden zu: „was würde denn aus Spanien oder jedem andern Lande werden, wenn jede Provinz im Innern autonom wäre“ *)? Dennoch verlangte gleich darauf auch der große Madrider Wahlausschuß wieder: „Politische Centralisation, welche die Nationaleinigkeit, administrative Decentralisation, welche das Leben der Völker und die Grundlage der traditionellen Freiheiten des Landes ist.“

Trotz allem Dem aber brauchen die Engländer noch für Spanien nicht zu zittern. Die Pariser Centralisation, welche den Staat in 24 Stunden auf den Kopf stellen und nach Belieben in Republik oder Kaiserreich metamorphosiren kann, sie ist zwar für Spanien ein absolut unmögliches Ding; aber auch die progressistischen Verehrer der „Provincial-Frei-

*) Offenbar zunächst keine — englische Domaine mehr!

heiten" wollen über diesen den parlamentarisch-repräsentativen Constitutionalismus der Kopfzahl; sie wollen also zwei Dinge, die einander aufheben, sie wollen den omnipotenten Staat und wollen ihn nicht, und bei jeder Collision würde wieder die Centralisation vorwiegen, namentlich sobald einmal deren Omnipotenz den Moderados definitiv entrungen, und ausschließlich in progressistischen Händen wäre. Dennoch ist zu wünschen, daß lieber heute als morgen die Progressisten und Altspanien allein sich gegenüberstehen. Am liebsten gleich mit offenem Visir: spanische Föderativ-Republik als Travestie der Freiheiten des „alten Rechts"! Ihr Kampf wäre Leben; das Mittelding der Moderados-Herrschaft ist verpestende Fäulniß. Ein tapferer deutscher Kämpe aus den spanischen Legitimitäts-Kriegen hat vor eilf Jahren zur Rettung Spaniens vorgeschlagen: „man hebe die Constitution auf, stelle das Estatuto Real wieder her, vereinige Carlisten und Moderados, und jage die Exaltados aus dem Lande" *). Allein, caeteris paribus und wenn einmal „ausgejagt" werden sollte, wären viel eher noch die — Moderados auszujagen; sie würden aus dem Estatuto Real nur wieder eine liberal omnipotente und centralisirende Ständeversammlung machen, und damit wäre Altspanien abermals nicht geholfen **). Altspanien braucht mehr.

Decentralisation im Sinne des „alten Rechts" muß seine Losung seyn. Dazu hat Spanien auch noch die natürlichen Anlagen, wie kein anderes großes Reich mehr in Europa, mit einziger Ausnahme Oesterreichs. Das Ganze und

*) A. Loning: die Fueros rc. S. 34.

**) Dennoch scheint auch das jüngst veröffentlichte Manifest des Grafen Montemolin nicht mehr zu versprechen. Es ist dunkel und zweideutig gehalten, die öffentliche Meinung beurtheilt es aber als — „liberal".

der König, die Theile und die Provinzen, ihre Gemeinden, Corporationen und Familien sollen je ihre Rechte haben; jenem gehört die oberste Justiz, das Militär, die allgemeinen Finanzen, der große Verkehr, diesen vorzugsweise die Verwaltung. Unläugbar hat die zu strikte Isolirung der Theile früher namhafte Nachtheile für das Ganze, besonders in financieller und commercieller Beziehung nach sich gezogen; gegen solche engherzig fehlerhafte Spannung aber trägt unsere Zeit die Abwehr selber in sich. Die Verwaltung ist Spaniens wundester Fleck nicht erst seit gestern; ihr jetziger Zustand ist der bedenklichste, der Tod des Staatsbanquerots mehr als wahrscheinlich. Altspanien wüßte die Krankheit zu heilen *). Ihre Ursachen waren über zweihundert Jahre lang äußere, sechszig Jahre lang innere. Unter der ältern Linie hatte das Unglück der Weltherrschaft das Budget mit Schulden überhäuft, das Land entsetzlich entvölkert, den Boden zur Hälfte in Wüstenei verwandelt; Amerika hatte lange Zeit noch sehr wenig eingetragen, die reichen Niederlande dagegen gingen verloren, und als der letzte König aus jener Linie mit Maria Louise von Orleans sein Beilager hielt, liefen die Köche, Kutscher und Laquaien am Hofe davon, weil sie seit anderthalb Jahren unbezahlt, und ihre täglichen Lebensbedürfnisse nicht einmal mehr zu erschwingen waren. Karl III. brachte wieder materielles Gedeihen in's Land, dafür aber streute er den geistigen Samen aus zu dem nachfolgenden völligen Ruin; er säete die Revolution, in der Amerika, nachdem es lange maßlos gekostet, statt einzutragen, abfiel, und welche bis zu dieser Stunde die Früchte des unvergeßlichen Befreiungskampfes gegen die Franzosen

*) Im J. 1853 überstieg die Staatsschuld der 18 Millionen Spanier die des gewaltigen und überreichen Oesterreich um ein Bedeutendes; hier trafen 24 Thaler auf den Kopf, in Spanien — 52.

immer wieder im Keime vernichtete. Wenn aber Altspanien noch einmal sich erhoben haben wird, dießmal gegen das geistige Joch der Fremden, gegen den bureaukratischen Absolutismus, wie gegen den modernen Constitutionalism, um im Sinne der alten Nationalfreiheiten alle Rechte und Pflichten, namentlich auch die Administration, auszutheilen, und so Ruhe und Ordnung im Innern beständig zu gründen, dann erst wird man Spaniens Volk wieder nach seiner Regierung beurtheilen dürfen. Soviel ist gewiß: ein Volk wie das katholische Spaniens kann nicht plötzlichem Untergang, noch unheilbarem Marasmus preisgegeben seyn, wie es das liberale allerdings ist. Der Kampf muß endlich entbrennen; die Frage ist nur: auf welchem Gebiete zuerst? und die Juli-Revolution müßte nicht eine liberale Revolution gewesen seyn, wenn er nicht bereits provocirt wäre auf dem — religiösen Gebiete!

Ist er aber einmal entbrannt, dann wird unsere Zeit der religiösen und politischen Wiedergeburt, wenn es eine solche überhaupt noch gibt, die herrlichen Probleme der wahrhaft heilsamen, ächtchristlichen Verfassungs-Politik im Westen Europa's, in Spanien, nicht weniger der lebendigen Lösung zustreben sehen, als im Osten, wenn auch in ganz anderer Weise und mit andern, das ist kaiserlichen Kräften, in — Oesterreich!

XXXIX.

Die Aufgabe des Christenthums in Algier.

Der französische Feldzug gegen Algier im J. 1830 war keineswegs ein künstlich ersonnenes Spiel der wankenden Regierung Karls X., sondern ein Opfer, das die Ehre Frankreichs erheischte. Darum erlitt dieses Unternehmen durch den Thronumsturz jenes Jahres keine Aenderung, und schloß die Mitwirkung der Kirche nicht aus. Die Einnahme von Algier in den ersten Tagen des Juli gehört noch der Regierung Karls X. an. Kaum hatte die Armee von der Stadt und Festung Besitz genommen, so war das Gerücht von den Vorgängen in Paris dorthin gedrungen. Am 16. August theilte der Obergeneral Bourmont die Entsagung vom 2. August mit. Die einzige Veränderung, welche hiedurch bei der Armee in Afrika hervorgerufen wurde, war die, daß die dreifarbige Kokarde und Fahne an die Stelle der weißen trat. Frankreich mußte unter allen Formen der Regierung dem benachbarten Unwesen der Corsaren steuern. Auch der Gedanke an Gründung von Colonien in Afrika war ein Antrieb, der über allen innern politischen Veränderungen stand.

Das Unternehmen hat also einen solchen Anfang und solche Beweggründe, daß sich auch die Kräfte der christlichen

Eroberung mit der Armee der Regierung vereinen konnten, ohne ihrem innern Wesen untreu zu werden.

Doch erst mußte der Soldat, später der Ackerbauer und Kaufmann vorangehen, dann konnte der wehrlose Priester folgen. Aber die Armee drang langsam, und noch langsamer schritt die Cultur voran. Rasch erfolgte auf die Einnahme der Hauptstadt der Fall einiger Punkte an der Küste, aber weiter hinein schützten die Ketten des Atlas im Vereine mit dem Klima, dem Freiheitssinn und Fanatismus die Unabhängigkeit der Eingebornen.

Nach sechsjähriger Anstrengung reichte die Herrschaft der Franzosen nicht viel weiter, als über den schmalen Küsten-Saum, so weit er im Nothfalle von ihren Schiffen gehütet werden konnte.

Der erste bedeutende Zug in's Innere, gegen Constantine (das alte Cirtha) im November 1836, mißlang*). Vergeblich mußte der Herzog von Nemours diese Expedition durch seine Gegenwart verherrlichen, umsonst war bereits der gezähmte Araber Jusuf zum künftigen Bey von Constantine designirt; als die Franzosen unter Schnee und andern Erscheinungen eines, wie es sie däuchte, russischen Wetters vor Constantine ankamen, fanden sie die Araber statt entmuthigt, kampfgerüstet. Die rothe Fahne, welche sich über die Mauern erhob, verkündete ihnen Tod. Sie zählten ihren Verlust auf 12 bis 1500 Mann. Das Gepäck ging größtentheils verloren, auch viele Wägen, deren Räder theils zerbrachen, theils im Schlamme stecken blieben.

Man zahlte hier theures, aber nicht vergebliches Lehr-Geld. Man lernte die einheimischen Kräfte kennen, und allmählig tiefer in das Innere der Hülfsmittel der Gegner hineinschauen. Man sah bereits, was freilich erst in den letzten

*) Algier von 1830 — 1837. Wien 1837. Gerold. S. 165.

Jahren ganz klar wurde, daß die Stärke der Feinde eben so sehr eine moralische, wie eine physische sei.

Zu den allgemeinen nationalen Interessen, welche die Angegriffenen unter solchen Umständen überall in gleicher Weise enger verbinden und zum Widerstande aufstacheln, gesellten sich fanatische Verbrüderungen, welche theilweise eine politische und kriegerische Tendenz von Hause aus hatten, theils zur Belebung des Frankenhasses mächtig mitwirken konnten. Nämlich außer den allgemein muhamedanischen Ordensvereinen, wie z. B. die Shadilie, die Mevlevi, gibt es auf dem Boden des alten Numidiens und Mauritaniens örtliche Confraternitäten, mit theilweise schauderhaften statutenmäßigen Uebungen *).

So scheinen die furchtbaren ʿAisawas in ihrer Regel die Schlangenkunststücke der alten afrikanischen Psyllen, die Todesverachtung der spätern Circumcellionen, mit welchen sie vielleicht historisch zu verbinden sind, mit dem muhamedanischen Aberglauben der Magribi's vereinigt zu haben, um die armen Bewohner des Atlas, die stets zum Fanatismus geneigt waren, zu den äußersten Anstrengungen gegen die Christen anzutreiben. Wer die genauern neueren**) Schilderungen eines nüchternen Ingenieurs der französischen Armee mit den ältern Angaben des Marmol Carvajal, wo freilich von den erst in der Neuzeit gestifteten Orden nicht die Rede seyn kann, zusammenhält, begegnet einem ebenso unheimlichen, fast dämonischen Eindrucke, wie wenn man die biblischen

---

*) In der Revue Orientale et Algérienne, Febr. 1853, S. 177, werden diese Verbindungen den Freimaurern an die Seite gestellt. Sie seien theilweise geheim, doch enthüllt. In der Stadt Constantine zählt man 3,200 solche Freimaurer.

**) H. Neveu hat eine sehr interessante Schrift über diese afrikanischen khuân (abgekürzt von ichwân, Brüder, pl. von ach, Bruder) geschrieben.

Nachrichten von dem finstern Unwesen des canaanitischen Aberglaubens liest.. In dem Treiben dieser Chwan, wie in der Vernachlässigung der Cultur, liegt eine Art allgemein menschlicher Berechtigung für die Franzosen, das Land in Besitz zu nehmen. Sie handeln, abgesehen von andern Gründen, im Namen der Humanität und Wahrheit, und sind so vielleicht von der Vorsehung gesendet, die Menschheit und die Natur Afrikas von dem Fluche des finstersten Wahnes zu befreien.

Aber in dem Treiben dieser Vereine liegt auch eine der größten Schwierigkeiten, vielleicht die größte, welche der Eroberung entgegensteht.

Nicht viel geringer ist die Macht derjenigen Einheit, welche die Bewohner Afrikas durch die allgemeinen Institute des Islam gegen die Christen zusammenhält. Dazu gehören verschiedene Derwisch-Verbindungen, wie der Stand und die Lehre der Ulema's.

Man würde sich sehr irren, wenn man dächte, in diesem äußersten Westgebiete des Islam hätte die muhamedanische Religion weniger Stärke, als in der Nähe ihrer Wiege; vielmehr haben die Moslimen gerade dieser Gegenden den wohlverdienten Ruf, unter allen die eifrigsten zu seyn.

Hieher flüchteten die fatimidischen Strebungen, als sie im Oriente durch Salahdin ausgeschlossen waren; hier traten sie, mit einer merkwürdigen Umgestaltung der politischen Erbansprüche in hierarchische, im dreizehnten Jahrhunderte durch den Afrikaner Abulhasan Shadili als neues mystisches Ferment und als geisterbeherrschende Macht in die Gebiete der Sunnah ein; von hier aus wurde ein großer Theil der Erde mit jenen Amuleten, Zauberformeln, Beschwörungen u. dgl. überschwemmt, welche gegenwärtig ein wesentliches Element des Islam ausmachen.

Hier blühte aber auch, namentlich in der Schule des genannten Shadili, eine reiche Liederdichtung fort, die zum

Theil Nachahmung jenes mystischen Gedichtes ist, das in neuester Zeit Hammer-Purgstall in prachtvoller Ausstattung arabisch und deutsch veröffentlicht hat *).

Ist auch gegenwärtig die produktive Kraft erloschen, welche solche Hymnen und Psalmen hervorbringt, so ist doch keineswegs das Studium der ältern Werke dieser Art erstorben. Es wird vorzüglich in den Derwisch-Orden gepflegt, deren Brevier zum Theile aus solchen Gesängen besteht.

Das gibt auch solchen Gemüthern Nahrung und Selbstvertrauen, welche von den Rohheiten der wilden Santone und der schlangenfressenden Aisawas abgestoßen werden.

Aus den friedlichen Uebungen solcher Derwisch-Orden ging mancher Führer hervor, den die Franzosen fürchten und achten lernten.

Das ist namentlich mit Abdelkader der Fall. Der Name, den dieser Beduinenfürst führt, ist ein nicht nur in Afrika, sondern auch im Morgenlande sehr verehrter, seitdem ihn ein Ascet und Ordensstifter erster Größe geführt hat. Dieser mittelalterliche Abdelkader, aus Gilane in Nordmedien († 1165), stiftete zur Zeit des heiligen Bernhard in Bagdad den Orden der Kadri's, welcher noch immer besteht. Wenige Weli's (Santone) in allen Jahrhunderten genießen so großer Verehrung, und werden als Intercessoren so oft angerufen. Sein Grab ist gegenwärtig in Bagdad eine der größten Merkwürdigkeiten für den pilgernden Muslim. Es wird von weither bewallfahrtet.

Auch unser Zeitgenosse Abdelkader kam, und zwar in früher Jugend, an dieses Grab **). Da wurde ihm — von

*) Das arabische Hohe Lied der Liebe, das ist Ibnol Faridh's Taijet. Wien 1854.

**) S. Neveu in dem angeführten Schriftchen. Er ging (1808?) aus einer Marabutenfamilie bei Mascara hervor, welche ihren Ursprung auf Fatima zurückführt. S. Pelissier, Annales Algériennes. t. II. S. 359.

einem Derwisch — prophezeit, daß er berufen sei, den Glanz des Islam zu erneuern und die Macht der Franken zu brechen *).

Von dieser Stunde an blieb der nachmalige Sultan und Emir Abdelkader in inniger Verbindung mit den Derwischen (Marabuten.) Das prophetische Wort wurde als fruchtbarer Keim in seiner Seele aufgenommen und bis zu den Mannesjahren genährt. Aus solchen Quellen ist vielleicht jene Begeisterung zu erklären, welche an diesem Führer bewundert wurde, und die unmännliche Weichlichkeit, von welcher Europa seit seiner Gefangennehmung Zeuge ist. Der Derwischjünger war nämlich nur durch die Täuschung der Weissagung stark; als diese zerfloß, trat der weiche Kern ans Licht: ein Derwisch, der eine Zeitlang eine Königsrolle gespielt hat **).

Die Marabuten Afrika's nähren ihre Seele nicht von lauter Prophezien; die reiche Literatur, welche sie studieren, macht sie stolz und sie bleiben es, auch wenn einmal eine aus ihrer Mitte hervorgegangene Prophezeiung verunglückt. Und dieser Stolz ist eine Macht, welche die Franzosen empfunden haben und noch fühlen.

Ueber Allem steht das großartige Gebäude des mohamedanischen Rechts, gedeutet und in Vollzug gesetzt durch die Ulema's. Dieses Gesetz, auf Koran und Tradition gegründet, und in Afrika nach dem Ritus der malekitischen Schule ausgebildet, ist eine stärkere Mauer zwischen den europäischen Ankömmlingen und den Eingebornen, als die Felsen des Atlas.

Das Feindliche, was in diesem Gesetze liegt, fühlt man mehr nach, als vor der Eroberung. Das zeigt sich in

---

*) Dieser Umstand wird vom Schreiber dieser Zeilen aus dem Gedächtniß angeführt, da ihm gegenwärtig Hrn. Reveu's Darstellung nicht zu Gebote steht.

**) Es ist bekannt, daß ihm auf seinen Feldzügen gewöhnlich eine kleine Bibliothek folgen mußte. Pelissier II. S. 359.

vielen Bestimmungen, besonders in einer merkwürdigen Norm für den Fall der Herrschaft von Nichtmuslimen.

Ein gelehrter Araber machte den Hrn. Vincent, Verfasser des Werkes: Études sur la loi musulmane (rite de Mâlek). Paris 1842, aufmerksam darauf, daß in den malekitischen Rechtsbüchern keineswegs der Fall einer Eroberung musulmanischer Länder durch Christen oder Andere vergessen sei. Im Gegentheil fänden sich da die genauesten Bestimmungen für diesen Fall. Das Wesentliche davon sei dieses: „Wenn die Christen ein muslimisches Land erobern, so sind alle Jene, welche nicht durch Armuth oder Kränklichkeit entschuldigt sind, verpflichtet, auszuwandern, um ihre Religion zu bewahren" *). Nach der Festsetzung der Franzosen in Algier wurde unter den dortigen Ulema's ein förmlicher Aufruf auswärtiger Collegen verbreitet (1833), worin ihnen gezeigt wurde, daß sie ungesetzlich handelten, wenn sie unter der Herrschaft der Ungläubigen blieben **).

Wo diese strenge Forderung des Gesetzes nicht erfüllt wird, das heißt, wo Muslimen nach der Eroberung unter Christen wohnen bleiben, hört der Uebelstand nicht auf. Manche, ja viele Muhamedaner lassen sich sozusagen durch die offenbaren Vortheile europäischer Cultur zähmen; aber dann entsteht ein doppeltes Uebel. Man muß an diesen Leuten immer ziehen, muß sie bestechen, ohne etwas anderes aus ihnen machen zu können, als etwa solche barbarischen Lobredner von Paris, dergleichen uns in einem kürzlich gedruckten Berichte vor Augen treten. In dem Grade, als dergleichen Halbmenschen das Schlechte und Oberflächliche von den Europäern

---

*) M. Perron theilt diese Stelle mit in seiner Uebersetzung des Rechts-Compendiums von Khalil ibn Jshak. t. V. 1852. S. 534. (Exploration scientifique de l'Algérie. Sciences historiques et géogr. XIV.

**) Perron erhielt eine Abschrift dieses Manifestes. Das. Anmerk.

lernen, steigert sich bei der Stammbevölkerung, und unter den Marabuten und Ulema's der Eifer für die alte einheimische Bildung und Religion. Mag dieser Eifer anderwärts erloschen seyn, in Afrika ist er's nicht. Man hört es oft wiederholen, daß der Islam ganz und gar erstorben sei. An vielen Orten ist dieß wirklich der Fall, aber desto lebhafter äußert sich die Keimkraft seines Eifers anderwärts. Im innern Afrika macht der Islam fast in demselben Maße Fortschritte, als er an den Grenzen der Christenheit abdorrt. Kordofan, Darfur und Wadai, Länder, welche gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts zum Bekenntniß des Korans geführt wurden, sind Heerde des Islam geworden. Vor einem Menschenalter hat Abdulkerim, mit dem Beinamen Sabun, Sultan von Wadai, unter Vorantragung der Standarte des Koran Bagirmeh erobert. Ganz Westnigritien ist von der bewaffneten Mission der schwärmerischen Fulah mohamedanisch organisirt und reformirt worden *).

Haben diese lebendigen Bewegungen auch nicht unmittelbar auf dem Gebiete Algiers statt gehabt, so ist es doch sehr natürlich, daß schon die Pilger, welche jährlich hin und her ziehen, das afrikanische Westgebiet mit in dieselben verflechten mußten.

Jedenfalls hatte die französische Armee nicht einen gewöhnlichen Krieg mit Barbaren, sondern auch einen Religionskrieg zu führen, wie ihn einst Ludwig der Heilige auf dem naheliegenden Boden von Tunis vor 600 Jahren geführt hat. Um Abdelkader sammelte sich die höhere, um mehrere anderen Führer die wildere Begeisterung der muhamedanischen Glaubensvertheidiger.

Seit der Niederlage vor Constantine, Nov. 1836, hörte man auf, die Kraft dieser Begeisterung gering zu schätzen.

---

*) S. Faugère, La Propagande musulmane en Afrique et dans les Indes. 1851. 8. Vgl. Revue Orientale et algérienne 1853. März. S. 371.

Man rüstete sich besser, und ehe noch ein Jahr verflossen war, zogen die Franzosen, freilich nach schwerem Kampfe, am 13. Okt. 1837 durch die gebrochene Mauer von Constantine ein *).

Von diesem Augenblicke an erhielten die Europäer eine Stellung im Lande selbst; jetzt konnte ernstlich an Niederlassungen und an Ausbreitung der europäischen Cultur gedacht werden.

Was bis zum Anfange des Jahres 1838 geschah, waren blutige, mühevolle Vorarbeiten.

Obwohl indeß erst von da an die Colonisation etwas Erhebliches leisten konnte, dachte man natürlicher Weise sogleich am Anfange daran, daß mit der Besiegung durch die Waffen, die friedliche Eroberung durch die fleißige Hand sich verbinden müßte.

Es that sich da ein zweites näheres und lockenderes Amerika auf, besonders für Solche, welche zunächst unter die Waffen traten.

Die Hoffnung, auf afrikanischem Boden gegen die alte europäische Beschränkung eine neue, freie Heimath eintauschen zu können, lockte viele jungen Männer auch aus unserm Vaterlande zur Fremdenlegion herbei.

Welcher reifere Mann erinnert sich nicht an die zaubervollen Bilder aus Afrika, welche am Anfange der dreißiger Jahre die Schulen umschwebten und jene Jünglinge, denen die Bücher zuwider waren, neckten?

Da träumte man von großen verlassenen Ebenen, welche fast von selbst die reichsten Ernten spendeten; von wolkenlosen Tagen; von kurzen Wintern mit gelindem Regen; von einem fast ewigen Friedensbunde zwischen Frühling, Sommer und Herbst.

---

*) Leon Galibert, L'Algérie. 1846. S. 488.

So ließ man sich anwerben, und hoffte nach kurzen Anstrengungen in eine Art von Paradies einzuziehen. Die Wirklichkeit spottete freilich bald der frühern Träume, wenn der deutsche Jüngling den afrikanischen Boden betrat.

Das gesteht uns unter andern ein Freiwilliger aus Bayern unumwunden ein, welcher nach Afrika kam, nachdem die Franzosen im März 1832 Bona (Hippo), die Stadt des heil. Augustinus, durch einen Handstreich genommen hatten. „Ich war auf den Anblick einer afrikanischen Stadt sehr gespannt und bildete mir, da ich früher schon von orientalischem Luxus viel gelesen hatte, in meinem Kopfe eine ebenso prächtige Stadt. Wie groß war mein Erstaunen, als ich die aus Sand und Kieselsteinen durch Lehm verbundenen und aufgeschütteten Ringmauern (von Bona) zu Gesicht bekam. Das Thor, durch welches wir zogen, war sehr enge und niedrig, so zwar, daß es unmöglich war, mit dem Gewehre bei Schulter durchzugehen, und daß ein Reiter sich ziemlich bücken mußte, um nicht vom Pferde gerissen zu werden.“ Elende Häuser, enge, schmutzige Gassen. Land und Leute traurig. Doch diese romantischen Dinge sind immer Nebensachen. Aber die Hauptsache war, daß man in Afrika hübsch arbeiten mußte. „Daß diejenigen, welche hier Reichthümer und ein gemächliches Leben, glänzende Aussichten und Beförderungen erwartet hatten, sich sehr getäuscht sahen und daß die Stimme des Mißvergnügens sich unter diesen gerade zuerst erhob, ist nicht zu verwundern. Es konnte auch nicht wohl anders gehen, wenn man anstatt alles dessen nur einen Schubkarren, Karste und Spaten in die Hand bekam, um damit zu arbeiten. Bedenkt man nun, daß die Herren, welche sich unter der Fremdenlegion befanden (wenigstens ihrer Aussage nach) durchgehends nur reiche und angesehene Leute ehedem in ihrer Heimath waren, so mag das Schaufeln wohl nicht sehr behagt haben und Karrenziehen keine angemessene Beschäftigung gewesen seyn. Man denke sich eine Komposition aus

allen nur möglichen Klassen und Ständen: Deserteurs, Bauern, Handwerker, ehemalige Justiz-, Polizei- und Mauthbeamten, Offiziers, Studenten, Doktoren, Pharmazeuten, Advokaten und Barone, Kaufleute und Gutsbesitzer u. s. w. Man denke sich ein solches Regiment von solchen Leuten und daß jeder sich Hoffnung machte, irgend eine Stelle zu erhalten; daß der eine schon seines frühern Standes wegen nicht arbeiten wollte oder nicht arbeiten konnte, und der andere sich zum Müßiggange bevorrechtet hielt und die anbefohlenen Dienstesverrichtungen nicht leisten wollte; wo man vor Schimpfen und Lästern kaum noch seine eigene Stimme vernehmen konnte — ein solches Regiment war die Fremdenlegion — und Jeder wird wohl so beiläufig begreifen können, wie es da ausgesehen haben mag."

„Daß die deutsche Treue und Redlichkeit hier so manchen derben Schlag bekam, ist nicht zu läugnen . . . Neid und Schmähsucht waren die Tagesordnung . . . Das Kräutchen Geduld kannte man hier wohl gar nicht" u. s. f.*)

Das ist eine Stimme aus der Fremdenlegion, aber wir dürfen sie als Ausdruck der Enttäuschung vieler, namentlich deutscher Ansiedler gelten lassen.

Durfte man wohl erwarten, daß erfahrene und glückliche Gutsbesitzer Frankreichs oder anderer Theile Europas in die noch vom Blute triefenden, jeden Tag von Ueberfällen der Araber bedrohten Ebenen Nordafrika's hinübereilten, um dort landwirthschaftliche Experimente zu machen?

Stellen wir uns auf den Standpunkt der Regierung, so kann man sich leicht vorstellen, daß die Colonisation ihr vieles Nachdenken verursachte. Wer will es ihr verargen, daß sie der Reihe nach verschiedene Systeme versuchte, die uns ein Mann des Faches überblicken läßt?**)

---

*) Bilder aus Afrika. Nach seinem Tagebuche entworfen von J. B. Blum. Kempten 1834. Dannheimer.

**) Der Botaniker Mélinon in einer Darstellung, deren Hauptge-

1. Die Regierung baute dem Colonisten ein Haus, gab ein Stück Feld zum Garten und Feldbau (7 Hektare), wovon über die Hälfte sogar aufgeackert wurde. Der Colonist übernahm dieses nette Anwesen gegen die Verpflichtung, der Regierung von dem Ueberschusse der ersten drei Ernten den Schätzungswerth des Gütchens heimzuzahlen. Für den Fall der Unfähigkeit zu solcher Leistung, hatte der Ansiedler einfach abzuziehen; die Regierung nahm das Anwesen wieder in Besitz.

Diese vielversprechende Maaßregel lockte namentlich Deutsche in die neugeschaffenen Dörfer Saint Ferdinand und Sainte-Amélie. Sie glaubten beim Eintritte in das neue Häuschen schon in dem Feenlande ihrer Sehnsucht angekommen zu seyn, brauchten viel, arbeiteten wenig und waren bald Bettler *).

2. Ein zweites System, dessen Urheber der verdiente General Bugeaud ist, war dem vorigen insofern gleich, als dem Colonisten ebenfalls ein Haus und Felder im vorbereiteten Zustande übergeben wurden. Darin aber unterschied es sich, daß keine Heimzahlung, statt dessen aber nachgewiesene Leistungen in der Bearbeitung der Grundstücke zur Bedingung gemacht wurden. Auch wählte man hier Soldaten und machte ihnen zur Pflicht, zu heirathen. Das waren also Militär-Colonien.

Sie waren gut berechnet, gut unterstützt, aber fruchtlos,

---

danken sich finden in dem trefflichen Artikel: Résultats de l'Immigration Européenne en Algérie. Révue Orientale et Algérienne. Juli, 1852. S. 281 ff.

*) Révue, 1852. Juli. S. 288. — Pelissier setzt uns (Annales Algériennes II. S. 15 f.) auseinander, wie 500 Auswanderer aus Deutschland und der Schweiz auf dem Wege nach Amerika in Havre andern Sinnes wurden und sich nach Algier wendeten. Ein Theil starb aus Elend, ein anderer am Heimweh (nostalgie). Mit dem Reste hatte der Herzog von Rovigo seine Noth.

weil die Freiheit fehlte*). General Bugeaud verrechnete sich darin, daß er glaubte, seine braven Soldaten würden nach dem Commando auf ihren Gütern arbeiten und heirathen.

3. Die Erfahrung lehrte zu einem freiern Versuche überzugehen. Man gab dem Ansiedler ein gewisses Handgeding in Getreide, Vieh und andern Nothwendigkeit zum Beginne einer Hauswirthschaft und überließ es ihm, sich eine Wohnung zu bauen, Felder zu bepflanzen und ein Gütchen abzurunden. Das nöthige Feld — 7 bis 10 Hektare — war ein Geschenk der Regierung.

Das wirkte besser. Der unternehmende Ansiedler behalf sich am Anfang mit einer Hütte, fing im Kleinen an und ging zu Größerem über. Kurz diese Methode brachte gute Ergebnisse.

4. Am meisten bewährte sich ein viertes Verfahren, welches dem Colonisten noch größere Freiheit gestattete. Er erhielt eine Summe Geld mit der Verpflichtung, sich niederzulassen. Daran wurde zwar vorzugsweise die Verpflichtung der Landescultur geknüpft, aber man gestattete dem Colonisten auch, mit dem gegebenen Gelde ein Geschäft anzufangen. Gelang der Betrieb des Handwerkes, oder des Geschäftes, so wirkte dieß von selbst auf die Bewirthschaftung der nahegelegenen Gründe.

Dieses vierte System, welches unser Gewährsmann am meisten lobt, kam nicht nur rüstigen Geschäftsleuten, sondern auch religiösen Instituten zu statten.

So schenkte die Regierung den Trappisten in Stauëli, westlich von Algier, im J. 1840 tausend Hektare Land.

Der Menschenfreundlichkeit der Regierung entsprach die mildernde Oberleitung des Ordens.

Dieses Geschenk würde auch in der That wenig genützt haben, wenn diese Ordensleute ohne Aenderung jene Observanz hätten halten wollen, welche in den strengern Häusern von

*) Das. S. 289.

Frankreich Schaaren von ernsten Büßern einem schnellen Grabe entgegenführt; aber es fanden geeignete Milderungen statt*).

Anderwärts bildeten sich religiöse Anstalten zur Erziehung von armen Waisen, oder jungen Sträflingen unter ähnlichen Begünstigungen der Regierung.

So ist bei der höchsten Aufgabe, welche die Regierung zu lösen hat, die Religion zu Hülfe gekommen, wie andererseits durch die Kämpfe des Heeres und die Verwaltung der Regierung der Gründung der Kirche vorgearbeitet wurde.

Am meisten hat die Regierung der Religion durch jene Maßregeln **) vorgearbeitet, welche die Rechtszustände des Landes ordneten, das Schulwesen und den Unterricht pflegten, und wissenschaftliche Unternehmungen ermunterten.

Die Regelung der Rechtsverhältnisse war um so schwerer, als nicht nur Europäer aus den entferntesten Ländern, sondern außer den Muslimen von verschiedener Abkunft auch Juden in großer Zahl sich vorfinden. Man sah schon im J. 1832 die Nothwendigkeit ein, für Klagen von Christen gegen Christen, von Musulmanen und Juden u. s. w. eigene Normen festzustellen ***).

Sollte man ohne Weiters die französische Gesetzgebung durchführen, oder eine neue gründen, oder Muslimen nach ihrem besondern Gesetze behandeln, und wenn dieses, wie weit und in welchen Beziehungen? Bis man sich diese Fra-

*) Après avoir beaucoup souffert du climat et des défrichements ils parvinrent, à l'aide des modifications indispensables apportées à la rigueur de la règle, à supporter parfaitement le travail en plein air. Rèvue, S. 295.

**) Gewiß ist auch all das hoch anzuschlagen, was für die Herstellung von ordentlichen Straßen in einem Lande geschah, welches allen Transport durch Saumpferde, Maulthiere, in den Gebirgen auf rauhen Steigen, in der Ebene auf Kuhwegen betrieb. S. Rèvue, Juni 1852. S. 199.

***) Pelissier, annales II. S. 11.

gen mit dem ganzen Gewichte der wirklichen Zustände auch nur recht stellen konnte, vergingen Jahre; bis man sie vollkommen beantwortet und löst, müssen Decennien vergehen, wie bei der englischen Verwaltung Ostindiens.

So viel hat aber die Erfahrung gelehrt, daß man die Eingebornen nicht als willenlose Barbaren behandeln, und ihre Anschauungen nicht roh verletzen dürfe. Jene Brutalität, mit welcher man in den ersten Jahren bei Algier einen muhamedanischen Gottesacker um der Geradheit einer Straße willen nicht nur durchgrub, sondern muthwillig entweihte, indem die rohern Arbeiter z. B. mit den ausgegrabenen Schädeln spielten, und die Gebeine wie andern Schutt behandelten, mußte ebenso theuer bezahlt werden, wie andere Mißgriffe, die weniger roh waren, aber ebenso innig mit Mangel an Selbstkenntniß und Kenntniß der moralischen Zustände des eroberten Landes zusammenhingen.

Davon ist man abgegangen; man hat sich nicht nur fleißig in der Natur des Landes umgesehen, seine Berge und Thäler, seine Pflanzen, Thiere und Mineralien studirt, besprochen, beschrieben, gezeichnet und gemalt, sondern man hat auch die Geschichte, Sprache, die Einrichtungen des Volkes, seinen Glauben und Aberglauben zu studiren angefangen.

Eben ist der Orientalist Perron daran, ein umfassendes juridisches Werk aus der in Afrika herrschenden malekitischen Schule in französischer Uebersetzung herauszugeben. Es ist mit dem bekannten Werke von Mouradgea D'Ohsson und der Hidaya von Hamilton die wichtigste Quelle für authentische Belehrung über das muhamedanische Rechtswesen *). Es bildet einen Theil des großartigen Sammelwerkes, welches zunächst die Resultate der vom J. 1840 an unternommenen Erforschung Algiers enthält.

---

*) Précis de Jurisprudence Musulmane selon de Rite Mâlékite par Khalil ibn Ishak traduit de l'Arabe par M. Perron. Der fünfte Band Paris 1852. Imprimerie nationale.

Man ist so zu sagen bei den Arabern in die Schule gegangen, um Mittel ausfindig zu machen, ihnen die europäische Bildung beizubringen.

Europäer lernen arabisch und die den Eingebornen eigenthümliche Berbersprache, noch häufiger lernen die Araber französisch.

Es ist bereits möglich geworden, Schulen für Eingeborne zu eröffnen. Ehe man soweit ging, mußte man natürlich für den Unterricht der französischen Jugend sorgen.

In den ersten zwei Jahren gab es hiefür nur Privat-Institute, wovon einige dem Charakter öffentlicher Anstalten immer näher kamen. Im J. 1832 wurden drei französische Schulen eröffnet, eine andere wurde für Israeliten gegründet. Im April 1833 kam eine Schulordnung in Gang. Die Regierung besorgte eine Schule mit wechselseitigem Unterricht im Französischen, einen Lehrstuhl für die arabische Sprache u. dgl. Im Juni 1833 wurden auch zu Oran, 1834 zu Bona, und in dem nahe bei Algier gelegenen Dorfe Delhi-Ibrahim u. s. w. Schulen eröffnet.

Nur langsam näherten sich die Muhamedaner den für sie errichteten Schulen. Die 1836 für einheimische Kinder zur Erlernung des Französischen errichtete Schule hatte kein Vertrauen. Gleichwohl errichtete man 1837 eine andere für Erwachsene. Allmählig wichen die Vorurtheile und nun wird bereits ein ansehnlicher Theil der afrikanischen Jugend auf europäische Weise von Europäern unterrichtet. Im J. 1842 rechnete man in Algier, Oran und Bona zusammen 1100 arabische und jüdische Schüler, während die europäischen Schulen von 2300 Zöglingen besucht wurden*).

(Schluß folgt.)

*) L'Algérie par Galibert. Paris 1846. S. 565.

XL.

„Politische Wochenschrift von Franz von Florencourt, ein Organ für katholische Politik", nach ihren momentanen Gesichtspunkten.

Herr von Florencourt hat vor einigen Jahren von Wien aus begeisterte Artikel für das österreichisch-deutsche Kaiserthum in die „deutsche Volkshalle" geschrieben; jetzt ist seine Grundanschauung im Gegentheile, daß das kaiserliche Oesterreich nur durch gnädige Unterstützung Rußlands bestehen könne, und daher unter den obwaltenden Umständen wahrscheinlich zu Grunde gehen werde. Es ist also nicht möglich, die nun in einer eigenen Zeitschrift ausgebreitete „katholische Politik" anders zu besprechen, als eben nach ihren momentanen Gesichtspunkten. Daß Ihre Blätter eine solche Besprechung gestatten werden, habe ich aus einer kurzen Bemerkung ihres letzten Heftes geschlossen; erlauben Sie auch, daß ich der Kürze wegen geradezu mit „wir" mich einführe. Nur mit aufrichtigem Schmerz greifen wir über diese Sache zur Feder, das darf ich wohl nicht erst versichern. Ist muthwilliger Eigensinn überhaupt zu beklagen, wo immer er unter den von allen Seiten schwer bedrängten publicistischen Vertretern der katholischen Sache selber die Fakel des] Haders

anbrennt und jenen hergebrachten Frieden stört, den abweichende Ansichten in zweifelhaften Nebendingen nicht stören sollen: so sind in diesem speciellen Falle ja auch noch besondere und schönen Hoffnungen untergegangen. Nirgends hat man sich mit lauterm Eifer um die Hebung der katholischen Presse angenommen, als dort am Rheine und in Westphalen, und nun — ist zum schweren Aergerniß des katholischen Deutschlands nichts Anderes daraus geworden, als ein gehässiger Zwiespalt, der keiner der beiden Seiten gute Früchte tragen kann.

Es ist hier nicht der Ort, die wechselnden Schicksale der „deutschen Volkshalle" zu beschreiben; sie hat unter vielen Leiden das Mögliche geleistet, und versprach immerhin eine dauernde Errungenschaft des katholischen Deutschlands zu werden, namentlich wenn es einmal zur Verdrängung der natürlichen Nachtheile eines auf Concurrenz gebauten Unternehmens durch eine einheitlichere Leitung gediehen wäre. Man durfte auch hoffen, daß die politischen Meinungs-Differenzen unter den Trägern der „Volkshalle" selbst vorderhand in ächt katholischer Weise sich vertragen, und durch die Lehrhaftigkeit ruhiger Discussion allmählich sich ausgleichen würden. Unter aufrichtigen und deßhalb demüthigen Katholiken ist ja ein definitiv unlösbarer Widerstreit politischer Ansichten völlig unmöglich; ein solcher wurzelte immer in der Epidemie des protestirenden dünkelhaften Eigenwillens. Man durfte auf jene Hoffnung sich um so mehr steifen, als ein Hervortreten der vorhandenen Differenzen aus den Schranken wohlwollender Discussion in förmliche und schroffe Parteiung nicht im geringsten provocirt war. Jetzt freilich sind die ehemals verträglich geeinten Schildhalter der „Volkshalle" in zwei eigentliche Parteien zerfallen, von denen die eine sich die „conservative" cum eminentia nennt, und die andere „liberal" schilt. Ursprünglich aber drehte sich die Differenz eigentlich nur um die große Verfassungsfrage, wobei

die Einen sich mitunter zu sehr in das moderne Constitutions-Wesen vertieft haben mögen, während die Andern seine absoluten Principien und Consequenzen bestritten, wie auch Ihre Blätter von jeher gethan. Da aber das Ideal des wahrhaft conservativen Staates zur Realisirung, die definitive Stunde zur Hinrichtung der heidenmäßigen Staats-Omnipotenz, faktisch nichts weniger als nahe steht: so konnte man in Preußen z. B. allerseits zu der sehr vernünftigen Meinung sich verstehen, es sei besser, daß die zur Zeit herrschende Pietisten-Partei einige legalen Hindernisse der ungenirten Entfaltung ihrer bekannten Qualitäten vor sich sehe, als nicht. Was hätte es hier irgendwie der Parteiung unter gleichgläubigen Katholiken bedurft? Aber es war anders beschlossen, vornemlich im Rathe des Herrn von Florencourt.

Er hatte sich in Wien schon nach kurzem Verweilen an die Adels-Partei der sogenannten österreichischen „Altconservativen“ völlig angeschlossen, eine Verbindung, von der wir hier für dießmal nur soviel sagen wollen, daß diese Altconservativen am allerwenigsten die Leute wären zur Durchführung des Staats-Ideals ihres officiellen Publicisten, daß die angestrebte neue Nobilisirung diverser höchsten Bureaukratien nur wieder der nothwendigen Einheit des Ganzen die gebührenden Rechte vorenthalten, die Theile aber neuerdings der Revolution in die Arme werfen würde, wie eben zuvor geschehen. Eine Zeit lang hatte diese Partei die „Kreuzzeitung“ als Organ benützt, um in so glücklichem Wetteifer mit den Rothen die neue Ordnung der Dinge im Kaiserstaat zu begeifern, daß das Berliner Blatt endlich in Oesterreich verboten wurde. Nach dem Scheitern verschiedener anderweitigen Anknüpfungen, auch mit der „Volkshalle“ durch Hrn. von Florencourt, mühte sie sich vergeblich ab, für diesen ein neues Blatt zu gründen, als plötzlich die auf ihn gefallene Wahl zum neuen Redacteur der „Volkshalle“ der Verlegenheit ein Ende machte. Wir berichten hier überhaupt nur,

was bereits publik ist, und auch das ist ziemlich bekannt, daß jene Wahl unter Umständen zu Stande kam, welche Hrn. v. Fl. sagen mußten, daß er, wenn er annehme, nur mit einem Herzen voll Milde und Hingebung pure und simpliciter für die Sache allein annehmen dürfe, bei Vermeidung schweren Aergernisses. Er nahm an, und nach wenigen Wochen zeigte sich, wie er angenommen hatte. Hr. v. Fl. kann die Redaction kaum anders angetreten haben, als mit der entschiedenen Absicht, die am Rhein immer noch ziemlich latenten Differenzen zum völligen Bruch, zur strengsten Parteiung zu treiben, und die „Volkshalle“ entweder für seine „Conservativen“ und „Altconservativen“ davonzureißen, oder aber — sie zu Grunde zu richten.

Geregt allerdings hatten sich die rheinischen und allgemeinen Differenzen soeben in der orientalischen Frage. Die „Volkshalle“, im Einklange mit ihren alten Sympathien für Napoleon III., hatte nicht nur den deutsch-nationalen Standpunkt in der großen Frage nicht mit der nöthigen Festigkeit einzuhalten gewußt, sondern sie plaidirte auch für eine westliche Allianz aus dem Gesichtspunkte der — katholischen Interessen, noch dazu in den Artikeln einzelner Mitarbeiter mit einer Taktlosigkeit, die ihres Gleichen suchte. Hr. v. Fl. erschien, und anstatt den Bruch einzurichten, verrenkte er ihn einfach nach der andern Seite. Von einem deutsch-nationalen Standpunkt in der großen Frage konnte freilich bei den „Conservativen“, von denen er eben herkam, um so weniger ein Gedanke seyn, als sie großentheils Ungarn, Böhmen 2c. sind, und ohnedieß Deutschland unverholen übelwollen, Rußland und abermals Rußland der Hort ihrer Interessen für sie und die verwandte weitere Adelspartei ist. Hr. v. Fl. plaidirte also für die russische Allianz, und zwar ebenfalls aus dem Gesichtspunkt der — katholischen Interessen, in derselben „Volkshalle“. So nun eröffnete sich in diesem Blatte vor dem großen Publikum ein Redactionskrieg mit allen Waf-

sen. Der übergeordnete „Verwaltungsrath" vertrat in seiner Majorität das westliche Recht, und hatte die Befugniß, die Aufnahme seiner Artikel zu befehlen; die Redaction vertrat das russische Recht, und brachte diese Artikel nur unter endlosen Protestationen und Remonstrationen vor das Publikum. So erbaute man die katholische Welt. Endlich riß Hr. v. Fl. noch die Gelegenheiten zu persönlichen Angriffen gegen ein paar katholische Ehrenmänner, gegen den einen im offenkundigen Dienste der österreichischen „Altconservativen", vom Zaun, Angriffe, deren Andenken uns heute noch mit Widerwillen erfüllt. Die Majorität des Verwaltungsrathes jedoch benützte diese Fehltritte des Hrn. v. Fl., die er selber zwar gleich wieder öffentlich, aber zu spät bereute, und seine Urlaubsreise nur, um die Berechtigten zur Entsetzung desselben von der Redaction, und zwar wegen „unkatholischer Haltung im Allgemeinen" zu veranlassen. Hatte ein richtiges Gefühl bisher mit Schmerz die Ungebühr empfunden, mit der von beiden Seiten der Hader politischer Parteien als „katholisch" geführt wurde, so daß Hr. v. Fl. unter Anderm sogar auch das kanonische Recht für die russische Allianz in Anspruch nahm: so mußte es andererseits nun um so tiefer durch die Art und Weise im Vorschreiten des Verwaltungsraths rc. verletzt seyn. Wie aber antwortete Hr. v. Fl. auf den unbilligen Vorwurf „unkatholischer" Tendenzen? Er gibt den Vorwurf mit Zinsen zurück, und gründet eine eigene Zeitschrift als für ein Ding, das bis jetzt noch gar nicht Vertretung gefunden habe, für „katholische Politik" im Unterschiede von der „Politik der zeitweiligen Katholiken."

Die schroffste Parteiung ist declarirt; die neue Zeitschrift bringt der „Volkshalle" entzogene Leit- und anderen Artikel. Die „conservative" Partei der „katholischen Politik" bestünde aus einigen speciellen Freunden des Hrn. v. Fl., den hervorragendsten Spitzen des rheinisch-westphälischen Adels und aus den österreichischen „Altconservativen". In wieweit frei-

lich die beiden letztern Elemente einander förmlich als „katholische Politik" anerkennen, ist mehr als zweifelhaft. Jedenfalls hält man nicht mit Unrecht ihre Identificirung für die schwerste Aufgabe *) des apriorischen Charakters, den die „katholische Politik" des Hrn. v. Fl. im Unterschiede von der „Politik der zeitweiligen Katholiken" trägt. In ihrem apriorischen Charakter ist aber auch in der That das ganze Wesen jener neuen Politik ausgedrückt. Hr. v Fl. sagt zwar selber sehr richtig: „katholische Politik wird immer geschichtliche Politik seyn"; die Meinung aber, daß dieß eben auch bei seiner Politik der Fall sei, beruht auf einer der Selbsttäuschungen, denen er so sehr ausgesetzt ist. „Geschichtliche" Politik erfordert Prämissen, denen Hr. v. Fl. z. B. in der orientalischen Frage bis zur Stunde immer sorglich aus dem Wege gegangen ist. „Katholische Politik" aber? — für sie beruft er sich freilich auf die katholische Moral, und diese gibt gewiß in den großen Fragen des staatlichen Daseyns unverrückbare Maximen. In einzelnen so zu sagen „internationalen" Fällen aber kommt Alles auf ihre Applikation an, und hier spricht kein lebendiger Mund der ewigen Wahrheit auf Erden über uns. Insoferne gibt es gar keine absolut „katholische Politik" in Reibungen der Staaten wider einander. „Geschichtlich" aber und absolut „katholisch" nennt Hr. v. Fl. eine Politik, die in Wahrheit eben nur florencourtisch ist; er treibt hiemit wider Wissen und Willen ein Stück von der Einbildung unserer apriorischen Philosophen. In Ihren Blättern ist wiederholt der zweifellosen Ehrlichkeit des Mannes Zeugniß gegeben, und auch ich schließe mich dieser Ueberzeugung an, die Sie seiner Zeit gegen beklagenswerthe Gerüchte ausgesprochen. Nicht aber widerspricht Ihren damaligen Aeußerungen die Ansicht, welche seine alten Bekannten vom Halle'schen „Volksblatte", dessen Redacteur Hr. v. Fl. im J. 1848 war, be-

*) S. das „Nachwort".

kanntgaben, als sie ihn die Leitung der „Volkshalle" antreten sahen. Sie erkennen den hohen Muth und die Treue des Mannes, wie er fast allein unter ihnen unerschüttert in jenen stürmischen Zeiten dastand, dankbar an; sie meinen aber, sein hartnäckig eigenwilliger und unverträglich rücksichtsloser „Subjektivismus" habe vielleicht gerade der schärfern Disciplin der katholischen Kirche bedurft. In der Herzensfreude über den russischen Zelotismus der „Wochenschrift" hat ihm zwar vor wenigen Tagen dasselbe „Volksblatt" ein neues Attest ausgestellt, laut dessen er von der bösen Luther-Krankheit „Subjektivismus" nun bereits geheilt wäre; aber leider haben wir von solcher Heilung noch nicht das geringste bemerkt. Hr. v. Fl. tritt immer wieder mit dem bekannten Wort von Worms auf, so oft er dasselbe auch schon aufrichtig zerknirscht widerrufen; und was er nun gerade aprioriscḥ für richtig hält, das nennt er „katholische Politik" und schreibt ihm förmlich die Zweifellosigkeit des Evangeliums zu.

Betrachten wir seine „katholische Politik" nur an etlichen Beispielen. Wie pur apriorischen Wesens sie seyn kann, beweist gerade ihre Behandlung der orientalischen Frage. Die „Wochenschrift" gerirt sich in der That, als ob diese Frage eine nagelneue wäre, höchstens zwei Jahre alt, als ob sie nicht Oesterreich seit hundert Jahren fast immer gegen Rußland aufgestellt gefunden hätte. Bei der Frage um das „Recht Rußlands" verstehen sich also dessen allerredlichsten Absichten ganz von selbst. Aber sogar auch bei dem Nachweis des russischen „Rechts" von den zwei Jahren her ignorirt Hr. v. Fl. die „geschichtlichen" Momente, welche doch den sichersten Leitfaden bei der politischen Application der „katholischen Moral" geben müßten, sobald sie ihm nicht taugen. Er behauptete stets mit der ersten Nesselrode'schen Depesche, daß die neuesten Forderungen Rußlands: förmliches Schutzrecht über die Privilegien ab antiquo (politische und religiöse) der Orthodoxen in der Türkei, in den Verträgen von Kutschuk-

Kainardshi und Adrianopel eingetragen seien; er scheint sich aber nie die Mühe genommen zu haben, den (hier eigens beigesetzten*) Text dieser Verträge selber anzusehen, um zu finden, daß von allen jenen Forderungen darin weniger als nichts enthalten ist. — Hr. v. Fl. beweist ferner das russische „Recht“ immer wieder aus dem Umstande, daß ja der Czar die erste Wiener Note angenommen, und die vier Mächte durch diese Note sein „Recht“ selber anerkannt, und also verpflichtet gewesen wären, die Türkei ihrerseits dazu zwingen zu helfen. Er geht hiebei wieder zwei wichtigen historischen Thatsachen säuberlich aus dem Wege: erstens, daß die Note wesentlich allerdings nichts anderes aussprach, als zur Noth unter jenem „La Porte promet“ ꝛc. untergebracht werden konnte; daß aber zweitens, ehe noch die Weigerung der gewitzigten Pforte in Petersburg bekannt seyn konnte, die „Erläuterungen“ des Grafen Nesselrode erschienen, welche der Note und jenem Vertrags-Artikel gerade die entgegengesetzte Auslegung gaben, und das ganze Vermittlungsgeschäft an sich schon über den Haufen werfen mußten. Nesselrode hat sich durch den unbesonnenen Streich in Rußland selbst ein schlimmes Andenken gestiftet, Hr. v. Fl. aber nichts von dem wichtigen Vorgange aufgezeichnet.

---

*) Der erste Vertrag sagt Art. 7: La Porte promet de protéger la religion *chrétienne* et ses églises; et il sera libre aux ministres de Russie de faire des représentations en faveur de la nouvelle église dont il est parlé dans l'article 14. (Art. 14: Il est permis à la cour de Russie, outre la chapelle bâtie dans la maison du ministre de construire dans un quartier de Galata, dans la rue nommée Bey-Oglu, une église publique du rit grec, qui sera toujours sous la protection du ministre russe et à l'abri de toute gène et avanie.) — *Koch:* abrégé de l'histoire des traités etc. Basle 1797. IV, 131. Der als noch kräftiger und klarer angerufene Traktat von Adrianopel enthält keine Sylbe weiter, als die einfache Bestätigung der frühern Bestimmungen.

Noch curioser! Czar Nikolaus intendirt mit der Türkei nichts, als was er offen sagt, das steht der „Wochenschrift" fest; und doch datirt Hr. v. Fl. das „Recht" des Czaren auch wieder aus seinem Entschluß, dem Türkengräuel ein Ende zu machen. Der Czar versichert, die Souverainetät und Integrität des Sultans nicht im geringsten schädigen zu wollen, und der katexochen ritterliche Czar, sagt Hr. v. Fl., ist die lautere Wahrheit; dennoch sagt derselbe Fl. wieder: vor jedem Christen muß der Czar „Recht" haben, weil er die antichristliche Souverainetät und Integrität des Sultans — vernichten will. So leidet die aprioriſche „katholische Politik" mitunter sogar auch am Mangel der Logik. Wir haben unsere Meinung darüber, wenn Rußland selbst immer wieder, wie in seinem Namen der bekannte Amand von Struve erst noch gethan, die „Dankbarkeit der Türkei" anspricht, „welche ihm wiederholt die Erhaltung des Reiches und ihrer Dynastie schulde." Unwidersprechlich aber, sind jedenfalls diese hundertfachen czarischen Versicherungen entweder — erlogen und erheuchelt, oder aber Rußland verhält sich zu dem Heidengräuel der Türkenherrschaft um kein Haar anders, als die — Westmächte. Daß der Türkengräuel an sich ungleich mehr russischer Duldung genießt, als unsere heilige Kirche, das beweist sich ohnehin auf dem russischen Boden selber; die Moscheen der Krim sind in jedem Dorfe förmlich fetirt, während man den armen Katholiken ihre Kirchen und Bischöfe raubt; den Tscherkessen gestattet man, durch die Verträge von 1843 und 1844, unter dem Titel der Auswanderung, sogar den gräßlichen Menschenschacher für die türkischen Harems, während man den katholischen Unterthanen ihre Kinder für die orthodoxe Kirche stiehlt. Wie kann nun aber Hr. v. Fl. in Einem Athem die ungetrübte Wahrhaftigkeit der czarischen Depeschen, z. B. noch des jüngsten Anschlusses an das Wiener-Protokoll vom 9. April, behaupten, und doch zugleich wieder sein „Recht" auf die christliche Ten-

denz des Czarthums gründen, dem Türkengräuel ein Ende zu machen? Wie kann er dem blinden Fanatismus sich anschließen, mit dem die vulgäre Pietisten-Politik geradezu dem lautern russischen Christusdienst den westlichen Teufelsdienst entgegenstellt? Wie kann er unter diesen Umständen die traurigen Ausbrüche der Leo'schen Verirrungen im „Volksblatt" förmlich sanktioniren und mit ihnen sagen: „die Integrität der Türkei erhalten wollen, grenzt an Gotteslästerung; die Heere und Flotten Englands und Frankreichs stehen in diesem Moment im einfachen und klaren Dienst des Teufels; das Gebet jedes Christen darf und soll seyn, daß Gott der Herr sie auf jede mögliche Weise vernichte und zerscheitere, wie er denn durch seine Würgengel der Cholera den Anfang gemacht hat" *)? Wie kann Hr. v. Fl. auch selbstständig noch den Namen Gottes also mißbrauchen, und diese Cholera-Noth unserer christlichen Brüder für ein Gottesgericht erklären? Erleiden etwa die Russen sie nicht auch? und hat ihm seine „katholische Politik", die doch „immer geschichtliche Politik ist", aus den antitürkischen Feldzügen von 1828 und 1829 nicht erzählt, wie 110,000 Czaren-Krieger auszogen, und nach einjähriger Zurüstung nur noch 15,000 Mann nach Adrianopel, bloß 8000 wieder in die Heimath kamen, nachdem höchstens 10,000 Mann durch das Schwert, über 80,000 durch die — Pest wegge-

---

*) Herrn Dr. Leo als Historiker entgeht zwar nicht, daß sogar auch das „evangelische" Preußen im vorigen Jahrhundert ganz in demselben „Teufelsdienst" der Pietisten-Partei stand; aber das war „eine Zeit der Unzurechnungsfähigkeit." Jetzt dagegen muß der „evangelische Bischof von Jerusalem", Herr Gobat, vielleicht gar seine preußische Sustentation verlieren. Denn auch er hat „in das große antirussische Duthorn gestoßen; man schämt sich fast, daß Preußen doch auch Einiges mit diesem Bisthum zu thun hat" — sagt Dr. Leo. Die Einsicht kommt immerhin — spät!

rafft waren? Für wen sprach denn damals das Gottesgericht?

Ihre Blätter nennen jene außerkirchliche pseudopolitische Richtung mit Recht die „Pietisten-Politik"; und deren innere Verwandtschaft mit dem Czar-Papstthum als der vollkommneren Fortsetzung des geistverderbenden Byzantinerthums, das hinwiederum die geistlich-weltliche Herrschaft des Islam einleitete, ist leicht begreiflich. Eine eigenthümliche Mischung von unredlicher Sophisterei und blindem Fanatismus, wie sie ist, kann sie die große nationale und internationale Frage gar nicht anders auffassen, als von ihrem religiösen Gesichtspunkte, der keinen Unterschied zwischen dem weltlichen und geistlichen Schwerte kennt*). Es ist traurig, daß nun sogar die Liberalen der „Allg. Ztg." den Männern der Pietisten-Politik drohen müssen, „die göttliche Macht werde den Frevel des Mißbrauchs religiöser Vorwände für selbstsüchtige Gelüste nicht ohne Strafe lassen"; aber bei ihnen gibt sich das Verbrechen ganz natürlich aus dem schuldbeladenen Princip ihrer verkehrten Weltanschauung und von selbst. Herr von Florencourt dagegen! — bei ihm steht es anders; er sollte fühlen, daß die friedliche Eroberung Sache der Kirche ist, und daß kein Vorwand christlicher Mission an sich dem weltlichen Schwerte ein „Recht" vor ihrem Forum geben kann. Kurz, er sollte fühlen, daß die vorliegende Frage in ihrem wahren

*) Es sind starke Vorwürfe, die z. B. in der Allg. Ztg. vom 6. Oct. gegen das „ausschließend christlich-conservative Element" und seine „christlichen Vorwände zum Kampf im Orient" erhoben werden, aber haben die genannten Richtungen nach dem barbarischen Byzantinerthum unter uns, sie nicht faktisch bestätigt? „Ihre Orthodoxie ist, wie jene in Stambul und St. Petersburg, an politische Formen gebunden, und den Druck der Willkürherrschaft, wenn er nur sie selber nicht trifft, preist sie als christliche Politik und Gottes Ordnung."

Grunde eine nationale und internationale ist. Statt dessen bürdet er der Kirche als „katholische Politik" denselben blinden Fanatismus der Pietisten auf, ihn nur noch mit einem consequenteren Doctrinarismus versetzend, welchen er in Worten eben so eifrig und principiell verdammt, als er in der That bis über die Ohren selber in ihn versunken ist. In der Kirche wird dieser fanatische Doctrinarismus nie zu fürchten seyn, sie muß ihn immer wieder von sich ausstoßen; für die s. g. „conservative" Sache als solche dagegen fürchten wir das Schlimmste von ihm.

Die Pietisten-Politik also, und Hr. v. Fl. desgleichen, sieht in dieser Zeit nichts als Teufel und wieder Teufel gegen den russischen Heiland, und fast könnte man meinen, dieser absoluteste Russenfeind dehne seine Täuschereien auch auf die „katholische Politik" des Hr. v. Fl. aus. Da meint er selber denn ganz unverrückt in seinem an sich wahren Grundsatz: Recht, nur Recht, nicht Utilitätsrücksichten! sich zu bewegen, während er in der That seine schwersten Urtheile auf eitel Zweckmäßigkeitsgründe baut. Kein pietistisches Organ treibt eifriger als er das Argument: ihr müßt Rußland Alles gewähren, was es von der Türkei will, und wenn ihr ihm das schwarze Meer nicht unter Verschluß lassen wollt, so müßt ihr ihm alsbald auch noch die Dardanellen dazu geben, denn Rußland ist unüberwindlich, ist zu keinerlei Bedingungen zu zwingen, und wenn ihr auch Sebastopol erobert, und selbst Moskau, so fühlt Rußland diesen Schlag im Innern nicht; stets neue Kräfte wilderer und gefährlicherer Art werden aus ihm hervorgehen, je mehr es bedroht wird, und immer russischer wird Rußland werden, und immer unnachgiebiger seine Czare, und endlich wird man ein Kriegsvolk dastehen sehen, wie es Europa seit den Zeiten der Völkerwanderung nicht mehr gekannt hat! Aber von welchem Rußland sprechen denn die Herren? Meinen sie etwa Attila's Hunnen hausten noch in der Gegend, oder auch nur, das Rußland von 1812 sei

heute noch dasselbe? Wir haben, auf den Thatbestand gestützt, das jetzige Rußland nie für einen primitiven Barbarenstaat erklärt; Hr. v. Fl. thut es sonst auch nicht, wohl aber thut er es, wenn er zeigen will, daß keine Wahl bleibe, als entweder die russische Macht zu zertrümmern und ihre Fortentwicklungskraft im Keime zu zerstören, oder aber ihr die „nothwendigen Bedingungen ihres sich ausbildenden Wesens" gutwillig zu lassen (S. 6 u. s. f.). Während er also baare Utilitätspolitik auf Voraussetzungen baut, die in rerum natura so wenig existiren, als die von ihm so hoch angeschlagenen Daten der Proclamation Krusenstern's in Odessa und des Verkaufs von Monaco an Nordamerika: vertreten wir das klare „Recht" und die „katholische Moral", indem wir behaupten, das Treibhausprodukt des „sich ausbildenden Wesens des russischen Staates" dürfe, müsse und könne in den Schranken der unter den civilisirten Staaten geltenden Familiengesetze gehalten werden, und es sei ein Verbrechen von diesem Staate, das von ihm selbst angenommene Hausrecht der Civilisation mit schleichender Frechheit umgehen zu wollen. Und die „katholische Moral!" Wir glauben allerdings, daß sie auch den Staaten vorschreibe: liebe deinen Nächsten wie dich selbst; das heißt aber nicht, wie Hr. v. Fl. interpretirt: mache dich dem Kanibalen zum Sklaven und lasse dich schließlich von ihm auffressen, weil der Kanibale eben kanibalischen Hunger hat. — So aber hat Rußland durch seine Thaten vor allen Oesterreich angemuthet.

Bei solcher eigenthümlichen Anschauung der russischen Lage, nicht als eines Staates unter Staaten, sondern als eines göttlichen Verhängnisses mit Ketten am Himmel befestigt, müssen Hrn. v. Fl. die vier Garantien freilich wie heller Wahnsinn erscheinen. Die freie Donau, meint er, dürfte man wohl in Zukunft von der genauern Nachachtung der vielfach unbotmäßigen russischen Beamten erwarten, wie die russischen Publicisten auch in der Allg. Ztg. selber schon

versprochen haben; aber im Uebrigen werde Nikolaus, ehe er einwillige, lieber auf Kamtschatka sich zurückziehen und von da immer wieder kommen. Am bittersten ist Hr. v. Fl. auf die Oeffnung des schwarzen Meeres für die Kriegsschiffe aller Nationen zu sprechen, denn das hieße ja die Türkei an England überliefern; kurzum, der Euxinus müsse ein russischer Binnensee seyn mit oder ohne Dardanellen. Und allerdings ist jene Oeffnung eine Hauptbedingung des Schutzes jeder neuen nicht absolut russischen Ordnung der Dinge in der Türkei; zu einer solchen neuen Ordnung aber braucht man die Einwilligung des Czaren gar nicht als conditio sine qua non. Gegen die angedrohte endlose Störung derselben durch Rußlands „sich ausbildendes Wesen" gibt es auch noch eine andere starke Brustwehr. Hr. v. Fl. redet meistens gerade so, als wenn der türkische Boden leer und unbewohnt wäre, eine vollkommene tabula rasa, sobald die Moslimen einmal zurückgedrängt sind. Daß dort doch auch noch Völker, Nationen leben, die ein Dutzend Millionen zählen, fällt ihm nur dann sehr auf, wenn er Oesterreich's Politik abcapitelt. Und in diesem Falle nicht etwa, um je einmal zu denken, daß sie auch ein „Recht" haben könnten, selbstständig als Völker, Nationen zu existiren, sondern immer nur um zu äußern, daß Oesterreich von dem guten Willen Rußlands auch einige derselben hätte für sich einheimsen können. Dieß sind wohl die „großen und heilbringenden Zugeständnisse", welche es durch eine „aufrichtige Vereinigung mit Rußland" von seinem alten Bundesgenossen (laut Seymour's „Enthüllungen" etwa?) hätte erhalten können, anstatt daß es nun „den verwegenen revolutionären va-banque Spielern" folgt, um den Koloß „aus der Reihe der europäischen Staaten auszustreichen." Nichts fast verwundert uns mehr von Hrn. v. Fl., als daß er, der tapferste und geübteste Gegner der heidenmäßigen Willkür-Projekte der Staats-Omnipotenz, doch also von dem gräulichen Princip des „Theilens" der

Völker und Nationen wie von einem ganz unschuldigen Dinge redet; predigt denn, vom abstrakten Princip abgesehen, die Theilung Polens, die Rußland und noch mehr der preußische Geier gemacht, nicht heute noch laut genug? Die wahre „katholische Politik" hat von jeher die zarteste Achtung für die Freiheit und Selbstständigkeit der Völker und Nationen bewiesen, nicht vom „Theilen" geredet!

Wenn Hr. v. Fl. daher folgerichtig seinem edlen und gerechten Haß nachginge gegen die „menschliche Ueberhebung", „welche sich für allmächtig hält und keine geschichtlich gewordene Schranke anerkennt", so würde er, statt in der Türkei zu „theilen", dem Freiherrn von Eckstein beistimmen müssen, es seien die weltsperrenden Mächte, welche zugleich die Prätension haben, weltconstituirende Mächte zu seyn, d. i. dem Beispiel des Christenthums und der christlichen Kirche den Rücken zu drehen, das Universum administrativ und polizeilich zu modeln, und drei solcher Mächte kenne die Neuzeit: Napoleon I., die europäische Revolutions-Propaganda und das — Czarthum. Er würde den „zeitweiligen Katholiken" nicht mit aprioriſchem Hohn begegnen, welche jene Prätensionen mit aller Kraft abzuwehren mahnen, woher immer sie kommen mögen, weil sie, und nicht ihre redliche Abwehr, „den ganzen Rechtszustand von Europa umstürzen." Das wäre auch ritterlicher, als feige Ergebung an alle die russischen Prätensionen predigen, die der Czar jetzt mit dem christlichen Mantel deckt, welche aber seine revolutionären Flüchtlinge und die Verschwörer im Lande ganz in derselben Weise hegen, und auf welche seine nordamerikanischen Bundesgenossen der Zukunft bereits rechnen, daß sie mit der alten Welt tabula rasa machen werden. Es wäre auch moralischer, als in einer schuldbar verblendeten Russomanie sich — ich kann nicht anders sagen — lächerlich machen. Wird die russische Macht, von der man mit Bestimmtheit bis jetzt so viel weiß, daß sie ein nächstesmal vor übereilten Spekulatio-

nen auf die Schwächen Europa's sich hüten wird, über alle irdische Erreichbarkeit hinausgehoben, so begegnet der Person des Czaren von Hrn. v. Fl. dasselbe. „Aus den beiden kleinen Wörtchen mon bon ami und mon frère ist unserer Ansicht nach die ganze ungeheure orientalische Verwicklung entstanden“, sagt Hr. v. Fl., „und noch heute würde es den Kaiser Nikolaus nur dasselbe kleine Wörtchen (mon frère für Napoleon III.) kosten, und mit der englisch-französischen Alliance wäre es vorbei“; Nikolaus dürfte nur mon frère sagen zu dem illegitimen empereur, und „mit einem Schlage ginge er siegreich aus allen diesen Verwickelungen hervor“, in die sein gefährlichster Todfeind England sofort stürzte; aber er will das Wörtlein nicht sprechen, weil es „Grundsatzlosigkeit und Verrath an seinem Gewissen“ wäre, und so hat er denn allein „reinen Herzens mit Gott“ die „blutigen Schlächtereien“ begonnen, alle Andern nur aus elendem Eigennutz. Hr. v. Fl. muthet sofort Jedermann „Bewunderung ob dieser ritterlichen Charakterfestigkeit“ zu. Wir aber „bewundern“ lieber — Herrn von Florencourt selber, wie er nicht nur über so viele „Enthüllungen“, sondern auch über die volle russische Anerkennung des illegitimen fait accompli in Polen selber, in Spanien, Belgien rc., ja nahezu auch noch Louis Philipp's hinweggekommen! Im Uebrigen kommt es auch hier eben wieder auf die Applikation der Begriffe von Moral und Ritterlichkeit an. Hr. v. Fl. sagt z. B., die „Schlußfolgerung von den Bedrückungen Rußlands gegen die katholische Kirche auf die sittliche und rechtliche Seite der orientalischen Frage sei irrig“; aber eine andere Schluß-Folgerung, z. B. von gewissen Aktenstücken in Rom und Notorietäten in Petersburg, sollte man meinen, sei aus dem Gesichtspunkte der „katholischen Moral“ nicht irrig. Die alten „Ritter“ wenigstens trachteten vor Allem, ihr gegebenes Wort zu halten, ob es nun in Staatsschriften, oder am Altar verpfändet war.

Aber Hrn. v. Fl.'s fanatischer Doctrinarismus seigt Mücken und verschluckt Kameele. Aus dem heiligen Streiten gegen die Revolution ist leider mehrfach schon eine Demokratie-Riecherei widerlichster Art geworden. Und sie soll der „conservativen" Sache dienen? Er eifert z. B. gewaltig gegen den momentanen Usus, daß die über die große Frage zwischen den Kabineten gewechselten Noten immer alsbald dem Publikum bekannt werden, denn darin liege eine faktische Anerkennung der Volkssouverainetät und eine Unterwerfung unter das Urtheil des „erhabenen Volkes." Könnte es nicht vielleicht bloß eine faktische Anerkennung der Thatsache seyn, daß dieses „Volk" die An- und Absichten der Höfe schließlich auch zu bezahlen und resp. zu büßen haben wird? Wie mögen denn wohl die alten deutschen Herren an ihren Volksthingen, und später von ihren Corporationen und Communen die Kriegshülfe erlangt haben? Jedenfalls ist das stat pro ratione voluntas kein deutsches, auch kein christliches Gewächs, wohl aber jetzt wieder ein pietistisches. Sicherlich möchten einzelne Kabinete aus guten Gründen jene Praxis vorziehen, wie sie etwa in Ihren Artikeln über „Clemens August von Bayern auf dem Kurstuhle zu Köln" geschildert ist. Aber unsere Zeit hat doch auch einige guten Seiten, darunter die, daß es mit der egoistisch-dynastischen und corrumpirt-heuchlerischen Kabinets-Politik vorbei ist. Jetzt ist bei uns die Politik der wahren allgemeinen Interessen im Großen die einzig noch haltbare; die orientalische Frage liefert den Beweis; Hr. v. Fl. hat davon allerdings noch nichts gemerkt, aber dennoch ist es so und wir freuen uns dessen, freuen uns dieser „Volkssouverainetät". Hr. v. Fl. dagegen hat, von der doctrinären Basis seines russischen „Rechtes" aus, höchst mißliebig noch die weitere Bemerkung gemacht, daß auch die Wiener-Conferenzen und Protokolle nichts anders seien, als eine Art „Volkssouverainetät" unter den fünf Großmächten. Es wagen nämlich deren vier zu bestimmen, daß die Forderungen des fünften

nicht „Recht" seien, während doch die infallible „katholische Politik" dessen „Recht" bereits endgültig proclamirt hat! „Abgesehen also von dem Inhalt der vier Forderungen hat Rußland alle Ursache, ja es tritt dabei geradezu als Vertheidiger des allgemeinen Vertrags- und Völkerrechts (!) auf 2c., wenn es sich überhaupt keiner Zwangsmaßregel fügt; principiis obsta; Europa kann sich Glück wünschen, daß es wenigstens noch Einen mächtigen Vertreter des Rechtsprincips gegen das Princip des omnipotenten Universal-Staates besitzt." (S. 114.)

Es wäre zum Lachen, wenn nicht Franz von Florencourt es wäre, der neun uns vorliegende Hefte seiner „Wochen-Schrift", unter steten Hieben auf den unseligen Doctrinarismus, mit solchen Ausgeburten des bodenlosesten Doctrinarismus selber zu füllen sich bemüßigt fand. Mit derselben Ausführlichkeit auch die Seite seiner „katholischen Politik" zu schildern, welche sich hier zunächst anschließt, erlaubt uns der aufrichtige Schmerz über solche Selbstvergessenheit nicht. Es ist die bitterste persönliche Rancune gegen die österreichische Regierung. Zwar hat Preußen selber die russischen Forderungen im Princip um kein Haar breit anders behandelt, als die drei übrigen Mächte; durch die Unterzeichnung der Wiener-Protokolle und des Vertrags vom 20. April hat es den russischen Forderungen das „Recht" und die christliche Gerechtigkeit entschieden abgesprochen, und soeben erklärt es durch die Note vom 13. Okt. in Wien: seinen Unwillen über die Verläumdung, als habe es den neuen Zusammentritt der Wiener-Conferenz verhindert, und wie es sich ja erboten, in einem neuen Conferenz-Protokoll auch zu den vier Garantien sich zu bekennen, jedoch „ohne contraktliche Verpflichtung zur militärischen Cooperation gegen Rußland." Offenbar besteht also der Unterschied der preußischen Stellung von der der andern Großmächte zunächst darin, daß sie in tückischer oder feiger Kreuzflüchtigkeit der Ueberzeugungstreue ermangelt, wel-

che der erkannten Wahrheit auch thätlichen Nachdruck gibt. Hr. v. Fl. hebt aber den Hauptunterschied hervor: daß Oesterreich bei allen jenen Staats-Acten Ernst gewesen, weßhalb ihm nicht mehr zu helfen sei; daß es Preußen dagegen mit allen seinen Protokollen und Noten nicht Ernst sei, Preußen vielmehr principiell das „Recht" und die christliche Gerechtigkeit der russischen Forderungen erkenne, und daher, um glorreich aus dem österreichischen Ruin hervorzugehen, nur auch darnach zu handeln brauche. Oesterreich trachte durch die Consequenz des Aprilvertrags „zum unumschränkten Kriegs-Herrn über ganz Deutschland" sich zu machen, und dieses „gegen sein Interesse und gegen seine Rechtsüberzeugung" in das gewisse Verderben eines Weltkrieges gegen Rußland zu verwickeln; man müsse sich nun zwar darüber freuen, daß Preußen „noch in der eilften Stunde" sich zurückziehe, aber genug sei es damit nicht; ein rascher und offener Bruch mit den durch die bekannten Tugenden des Ministers Manteuffel eingegangenen „gewissen moralischen Verpflichtungen" und die entschiedenste Wendung zur russischen Allianz sei nothwendig. Dieß ist die deutsche und „katholische Politik", welche Hr. v. Fl. predigt. Er hat daher jüngst das Lob der halben schwankenden und unaufrichtigen, zur Zeit jedoch officiellen Manteuffel'schen Politik dem Halle'schen „Volksblatt" hart verwiesen, und an diesem auch wirklich die Freude augenblicklicher Bekehrung erlebt. Schon am 21. Okt. beichtet das „Volksblatt" über die „Schamlosigkeit" der österreichischen Diplomaten, die „in frühern Jahrhunderten wenig ihres Gleichen finden dürfte", und bekennt: „Oesterreich ist geliefert; das böse Gewissen läßt es nicht auf halbem Wege wieder umkehren; so wenig von den Dornen Feigen zu lesen, so wenig sind mit dem Oesterreich des Ritters von Bach Allianzen zu schließen." Hr. v. Fl. ist satisfacirt! Die Andern aber lesen ihre „Feigen" am Ende noch lieber von den westlichen „Dornen".

Das antirussische Oesterreich nämlich ist das seit 1848 „nach der Idee des Herrn von Bach umgestaltete Oesterreich." Warum Hr. v. Fl. — da Kaiser Franz Joseph (den Gott erhalte!) nun einmal völlig unzurechnungsfähig seyn muß — nicht gleich seinem Petersburger Abgott höher hinauf und nach Damen greift, ist unbekannt; genug, an dem ganzen orientalischen Unglück sind allein Napoleon III. und der österreichische Minister des Innern schuldig, beide glauben desselben zu bedürfen „zur Unterstützung ihrer innern Politik oder zur Befestigung ihrer Stellung." Soweit sind unsere Russomanen überhaupt schon herabgekommen, daß sie die gegenwärtige Weltlage nur mehr einzig und allein aus vorausgesetzten Betisen oder Bosheiten einzelner Personen begreifen; ein tieferes Verständniß der furchtbaren, zur Weltkatastrophe aneinander rennenden Gegensätze aus einer Entwicklung der Jahrhunderte war ihnen stets unfaßbar; eine andere Politik kennen sie nicht, als die der Höfe und Kabinete des 18. Säculi, noch andere Allianzen, als der Ur-Ur-Ahn sich die Machtstellungen geordnet dachte; und so greifen sie denn in ihrem tändelnden klatschsüchtigen Sinn nach den sonst sogenannten „kleinen Ursachen" und zeugen damit von der Atmosphäre, in der sie sich bewegen. Für die s. g. österreichischen „Altconservativen" insbesondere ist Freiherr von Bach das rechte enfant perdu, obwohl er freilich nur gethan, wozu die Folgen jener Revolution gezwungen, zu deren Bändigung diese Conservativen nichts vorzukehren vermochten, zu deren Nährung aber sie viel beigetragen hatten. Er mußte die membra disjecta von 1848 vor Allem sammeln und zusammenfassen, wenn der Staat wieder die Fähigkeit gewinnen sollte, zu einer männlichen Gestaltung zu erwachsen; Hrn. v. Fl.'s „geschichtliche" Politik aber denkt nicht einmal soweit zurück; was zur Zeit noch kein altes Reich der Welt vermag, das sollte Herr von Bach bereits aus Oesterreich gemacht haben, „ein Kaiserthum, welches die verschiedenartigsten Volksstämme mit den

verschiedenartigsten Verfassungen unter Einem Scepter vereinigen kann." Graf Ficquelmont sagt in seiner neuesten Schrift, Oesterreich, nicht Rußland, sei durch seine geographische Lage berufen zu dauernder Einwirkung auf die Türkei. Ja — antwortet Hr. v. Fl. (S. 271) — aber „allen christlichen Stämmen der Türkei ist der Wunsch natürlich, unter eine Herrschaft zu kommen, welche ihnen möglichst viele Unabhängigkeit und ein größtmöglichstes Selfgovernement läßt, und es ist sehr die Frage, ob ihnen das jetzige Regierungs-System in Oesterreich größere Bürgschaft dafür bietet, wie die — bisherige Praxis Rußlands."

Aehnliche cynischen Ausbrüche blinder Wuth drängen sich. Besteht in Oesterreich doch thatsächlich soviel Freiheit, daß man Hrn. v. Fl.'s Schimpfereien dort lesen kann! Ein Wort über die neue Organisation zu äußern, hat er bislang nicht Zeit und Raum gefunden. Ob sie, officiell als bloßer Verfassungskeim und fortbildungsfähige Unterlage einer praktischen Entwicklung gegeben, nicht vielleicht noch direkter auf den wahrhaft „conservativen" Staat hinweise, als z. B. der preußische Verfassungs-Wirrwarr: in omnibus aliquid in toto nihil? ob nicht vielleicht sie selber die Sehnsucht aus dem „centralisirten Oesterreich vor Anno 1848" nach dem „historischen Oesterreich" ausdrücke, welches aber weder das Oesterreich von 1848 noch das des Reformationszeitalters ist, wenn die „geschichtliche" Politik etwa dahin auch noch zurückblicken möchte? — zu solchen sehr nahegelegten Erwägungen hatten, wie gesagt, die Herren „Altconservativen" Fl.'s das Material noch immer nicht eingesendet. Desto flinker liefen „zahlreiche Mittheilungen," „sehr unparteiische," „von unbedingten Ehrenmännern aus Oesterreich" ein über die gleichzeitige Maßregel der „soi-disant freiwilligen" Anleihe: „unter zehn Zeichnern seien wenigstens (!) neun" es „widerwillig und aus Furcht" geworden; zur Besserung der Valuta habe man trügerisch vorgegeben', in Wahrheit zur Führung eines „unabsehbaren

Krieges" habe man sie verlangt, wobei Geld und Reich in den sichern Untergang stürzten; aus „einem politischen Bedenken," der Mißbilligung des Unternehmens gegen Rußland, hätten daher gerade jene „österreichischen Patrioten" jede Betheiligung vermieden. So arg also war der geübte Zwang, dem „wenigstens neun unter zehn Zeichnern" unterlagen? oder sitzen diese „Patrioten" wegen ihrer Nichtbetheiligung etwa schon auf dem Spielberg? Und wie stark und gewichtig im Reiche diese Partei der „Patrioten" seyn muß? keinen Kreuzer haben sie gezeichnet, und das Anlehen ist — dennoch auf's glänzendste gelungen! Wie bedauerlich, daß sothane „Patrioten" in Oesterreich nicht schon „die verschiedenartigsten Volksstämme unter den verschiedenartigsten Verfassungen" vereinigen gekonnt! Dann wäre Rußlands „Recht" wohl gewahrt; denn wollte die Regierung dem „politischen Bedenken" der „Patrioten" nicht nachgeben, nun, so stellten sich diese eben auf das heilige conservative Princip der — Steuerverweigerung! Und Hrn. v. Fl.'s grauenden Haare!?

Derselbe Zelot für sein „Völkerrecht," der eine Aburtheilung über die russischen Forderungen durch die vier andern Großmächte für heillose „Volkssouverainetät" erklärt und dem Czar zuruft: laß dich zu nichts zwingen! — derselbe Hr. v. Fl. höhnt schließlich noch über Oesterreich, daß es gegen die Einziehung einzelner Klöster in Sardinien &c. „nicht einfach die Hand an's Schwert gelegt;" „das Alles muß man jetzt ruhig geschehen lassen, weil der heilige Eifer für die Herrschaft des Sultans &c. die letzte Kraft und die letzte Gesinnung absorbiret;" „für das Recht der katholischen Kirche wird kein Schuß Pulver abgefeuert." Möge Hr. v. Fl. sich nur beruhigen bei den Mitteln der Pietisten und der Czar-Päpste; die Kirche hat eine andere „katholische Politik," sie hilft sich in ihren Leiden und Trübsalen nicht mit „Pulver!" Möge er aber dagegen nicht ferner in pharisäischem Hochmuthe immer nur auf Andere seine eigenen Worte (S. 266)

anwenden: „Am allergefährlichsten und beängstigendsten wird die Richtung abstrakter Staatsmänner, wenn sie durch ein seltsames Spiel des Teufels sich ihrer hochmüthigen Willkür und Ungläubigkeit gar nicht bewußt ist, sondern sich einbildet, daß sie zur Ehre Gottes und seiner heiligen Kirche handele; dieß ist die größte Gefahr, in die selbst eifrige Katholiken leicht verfallen; sie machen sich mit menschlicher Klugheit einen Plan, für die Kirche und ihre Verbreitung zu wirken, und verfahren dabei nicht nur willkürlich, ungeschichtlich, sondern selbst auch mit Uebertretung der von der Kirche selbst überlieferten Gebote."

Hr. v. Fl. redet immer viel und mit Vorliebe von der Tugend der christlichen Demuth, seine publicistischen Thaten aber stinken vielfach vor Eigendünkel. Er verachtet die s. g. „öffentliche Meinung" und er thut Recht daran. Aber nirgends noch war es die Kirche, welche die Gesellschaft in Individuen, Atome subjektivistisch zerschlagen, so daß jeder Eine aller Andern nicht zu achten habe; nirgends hat in ihr Einer allein das Rechte; überall ist in ihr die Wahrheit bei der Gemeinheit, und das Wormser Wort ist auch in politicis nicht katholisch. Das will sagen: Demuth ist die specifisch katholische Tugend. Die katholische Moral ist unsere Norm auch in der Politik; aber ihre richtige Applikation erfordert vor Allem die General-Tugend dieser Demuth, und praktisch lernt man sie in der — Geschichte. Wenn aber Einer die Applikation auf einzelne streitigen Punkte der Tagesgeschichte auch auf das gewissenhafteste demalso gemacht haben wird, so wird er doch immer noch gut thun, nicht zu sagen: das ist die „katholische Politik" im Unterschiede von der „Politik der zeitweiligen Katholiken." Denn es gibt auf Erden keine gottgesetzte Autorität, darüber zu urtheilen. Vollends hat man von Hrn. v. Fl.'s Applikation solche Prätension nicht zu dulden. Nenne er seine Politik „Anti-Bach" oder wie er will; aber zum mindesten bescheide er sich, auch sie unter

die „Politik der zeitweiligen Katholiken" zu rangiren. Im Unterschiede von dieser sie zu colportiren als absolut — „katholische Politik," eine solche Anmaßung sich zu verbitten, dazu hat die katholische Welt Recht und — Pflicht!

Nachwort.

Vorstehendes war bereits in Setzers Hand, als eine authentische Mittheilung unsere Zweifel bezüglich der realen Existenz einer fortdauernden Partei-Union zwischen Herrn von Florencourt und den edlen Gründern seiner Zeitschrift in Rheinland und Westphalen im vollsten Umfange bestätigte. Es ist ein ritterlicher Name, den das katholische Deutschland mit Stolz und Vertrauen nennt, und der ein Recht hat im Plural zu sprechen, welcher uns Folgendes schreibt:

„Leider wird Herr von Florencourt, welcher in der politischen Wochenschrift seine schiefe und einseitige Auffassung der Politik Oesterreichs überhaupt, und insbesondere in der orientalischen Sache in seiner seit drei Jahren genommenen Richtung verfolgt, als das Organ der Männer betrachtet, welche, durch innere und durch formelle Gründe genöthigt, im Juni des Jahres von der Volkshalle sich lossagten, während — um wenig zu sagen — die große Mehrzahl dieser Männer und die sehr große Mehrzahl der Mitglieder des katholisch conservativen Preßvereins, indem sie einerseits jede Sympathie mit der westmächtlichen Politik entschieden von sich weisen, in dieser Frage der Auffassung des Herrn von Florencourt keineswegs beistimmen. . . . Herr von Florencourt hat mir, als ich, ohne Hoffnung auf Erfolg, ihm das Einseitige seiner Auffassung nachzuweisen suchte, in der bei ihm bekannten Redlichkeit, sich bereit erklärt, eine Verwahrung unserer Seits in sein Blatt aufzunehmen."

Gebe Gott, daß es dabei sein Bewenden nicht habe! Trügt nicht Alles, so fängt in diesem Moment eine Verrätherei an, sich abzuspinnen, die selbst auf Deutschlands schmachbeladenem Boden in solcher Frechheit bisher noch unerhört seyn dürfte. Sollte nicht die einbrechende Katastrophe wenigstens die deutschen Katholiken als Männer Eines Geistes finden können? Sie sind erstens Katholiken; nun so mögen sie alle und jede katholisirende, schismatische und protestantische Verzerrung der großen Frage zu einer religiösen Lüge strafen, eine Verzerrung, die ohnehin größtentheils von Leuten ausgeht, denen die religiösen Interessen bloß dienen gleich einem neuen Rocke, der nur bei besondern Gelegenheiten angezogen wird. Sie sind zweitens Deutsche; nun so mögen

sie in der doppelt nationalen Frage fest auf den deutsch-nationalen Standpunkt sich stellen. Aus ihm ergibt sich jene rettende und erhaltende mitteleuropäische Politik, die allein uns erlaubt, billig gegen den Osten, gerecht gegen den Westen zu seyn. Alle anderen Stellungen aller Mächte können über Nacht radikal umschlagen, außer ihr allein. Oesterreich geht in ihr voran; wenigstens unser Gebet soll ihm folgen. Den härtesten Theil des neuen Arrangements zur Weltstellung der Zukunft haben wir hinter uns: sie zum Bewußtseyn zu bringen; jetzt gilt es, einig zu bekennen, einig zu zeugen!

XLI.

Variante zu der österreichischen Gratulation in Paris.

Wir eilen, die folgende von hochachtbarer Hand uns zugekommene Notiz dem Nachdenken der Leser zu unterbreiten:

Zu der vielbesprochenen, durch den Moniteur berichteten österreichischen Beglückwünschung Napoleons zu den Erfolgen der französisch-englischen Waffen in der Krim vermag ich, nach aus zuverlässiger Quelle von Paris an mich gelangter Nachricht, Ihnen folgende Erläuterung zu geben.

Bei dem durch die gemeinsame Unterzeichnung der Wiener-Conferenz-Protokolle zwischen den dabei vertretenen Mächten formell begründeten Verhältniß lag eine Aeußerung der Theilnahme von Seiten der Mitunterzeichneten, im Falle eines Sieges wohl in dem üblichen Gebrauch.

Ob und welche Instructionen den betreffenden Gesandten in Paris und London ertheilt waren, ist mir nicht bekannt.

Ich weiß aber, daß der Kaiser Napoleon sofort nach dem Eingang der Tartaren-Nachricht, ohne eine Demonstration des Herrn von Hübner abzuwarten, die vorgebliche Beglückwünschung Oesterreichs im Moniteur berichten ließ.

Als Herr von Hübner sie dort gelesen, begab er sich — keineswegs im feierlichen Aufzug — zum Kaiser, welchem er bei seinem Eintritt bemerkte, wie der Kaiser den Grund der erbetenen Audienz wohl errathen werde, nachdem der Moniteur sie bereits berichtet habe.

XLII.

Die katholische Literaturzeitung.

Seit die Literatur=Zeitung von Mastiaux eingegangen ist — und es ist seitdem eine geraume Zeit verflossen — besitzen die Katholiken Deutschlands kein Organ mehr, welches die literarischen Erscheinungen von ihrem Standpunkt aus bespräche, ja bloß dieselben in unbefangener Weise ihnen zur Kenntniß brächte. Wollen sie daher von wissenschaftlichen Bestrebungen, Leistungen, auch wohl Verirrungen. Kunde sich verschaffen, so sehen sie durchweg an die Gunst oder Ungunst protestantischer Kritiker und Berichterstatter sich gewiesen. Wie von diesen manchmal Schriften, denen jene nicht geringen Werth beilegen, schief beurtheilt, oft absichtlich ignorirt, solche, die man lieber nicht zur Hand nehmen möchte, mit gutem Gewissen nicht einmal nehmen dürfte, angepriesen werden, ist genugsam bekannt. Nicht immer ist es der üble Wille, welcher das vorzugsweise Katholische nicht gehörig würdigt, oftmals ist dieses Wirkung der Unkenntniß, die, in einer ganz andern Anschauungsweise sich bewegend, in der von dieser ganz verschiedenen Anschauungsweise vielfach nicht sich zurechtzufinden weiß. Der Wunsch, ein Organ zu besitzen, welches katholischen Erwartungen und Bedürfnissen entspreche, geht daher keineswegs aus polemischen Tendenzen oder Gelüsten hervor, sondern ist ein ganz natürliches Bestreben, welches nur beschränkte oder herrische Einseitigkeit mißkennen oder schief deuten könnte.

Zwar fehlt es nicht an Bücher=Anzeigen und Beurtheilungen von katholischem Standpunkt. Eine Menge Zeitschriften liefern solche. Aber deren Zweck und Bestimmung gemäß befaßen sie sich (wie die alte und die neue „Sion" und ähnliche Blätter) vorzugsweise mit theologischen Schriften; oder sie geben, wie mehrere Monats= und Quartal=Schriften, einläßliche Analysen erschienener Werke, wobei sie nur auf wenige sich beschränken können; oder die Beurtheilung neuer Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur muß zu ihrem übrigen Inhalt in untergeordnete Beziehung gesetzt werden, wie dieses bei den Historisch=politischen Blättern der Fall ist. Demnach

fehlte ein Blatt, welches schneller Anzeige und kurzgefaßter Besprechung des auf dem gesammten Gebiete der Literatur, dieß ebensowohl der ausländischen, als der einheimischen, ausschließlich gewidmet wäre, den vierundzwanzig Millionen deutschredender Katholiken bisher gänzlich. Sollte das Bedürfniß nach einem derartigen Organ so gar nicht sich fühlbar machen?

Daß ein solches Bedürfniß vorhanden sei, haben die Begründer der Historisch-politischen Blätter schon vor manchen Jahren gefühlt. Oftmals ist der Gedanke, wie verdienstlich ein solches Unternehmen wäre, von dem Einen und dem Andern hingeworfen worden. Zu seiner Ausführung bedarf es aber eines Zusammenwirkens vieler und verschiedenartiger, jedoch in dem Einen Nothwendigen geeinter Kräfte. Wer die seinigen andern, nicht minder bedeutsamen Obliegenheiten und Aufgaben zu widmen hat, dem steht die erforderliche Zeit, um noch weitere Unternehmungen, wie verdienstlich auch dieselben wären, an die Hand zu nehmen, nicht zu Gebote.

Man darf es ein vorzugsweise praktisches Ergebniß der General-Versammlung der katholischen Vereine Deutschlands nennen, daß sie das Erscheinen einer katholischen Literatur-Zeitung angebahnt, wenn auch eine solche entschieden, oder mit bestimmt ausgesprochener Absicht nicht in's Auge gefaßt hat. Ihr Bestreben ging vorerst dahin, die geistigen und wissenschaftlichen Kräfte des katholischen Deutschlands und aller der deutschen Sprache Kundigen zu irgend einer ersprießlichen Thätigkeit zu vereinigen. Diesem Gedanken wurde an der General-Versammlung zu Münster das Wort geliehen, er kam im verflossenen Jahre in Wien wieder zur Sprache, es wurden Schritte gethan, denselben einiger Verwirklichung entgegen zu führen.

Bei der Unmöglichkeit, über das, was zu solchem Zwecke geschehen ist, und wie der Gedanke an Begründung einer katholischen Literatur-Zeitung erst sich dargeboten habe, sodann zur Verwirklichung gediehen sei, einer dießjährigen General-Versammlung Bericht erstatten zu können, dürften die Historisch-politischen Blätter das geeignetste Organ seyn, das Wesentliche dieses Berichtes zur Kenntniß so vieler Glieder der General-Versammlung und aller derjenigen zu bringen, welche an dem Erstarken des katholischen Lebens in jeglicher Gestaltung und dessen freudigem Hervortreten in jeglicher Beziehung warmen Antheil nehmen.

Die Section der Versammlung für wissenschaftliche Zwecke setzte voriges Jahr ein Comité aus fünf Mitgliedern, sämmtlich in Wien wohnhaft, nieder, denen wenigstens das Vertrauen entgegenkommen konnte, daß sie mit redlichem Willen und regem Eifer die Lösung der ihnen gewordenen Aufgabe sich würden angelegen seyn lassen. Suchte auch diese in ihrer ursprünglichen Fassung Höheres

zu erstreben, als bisher zu erreichen möglich geworden ist, so glaubten die Ernannten auch dann dem Willen ihrer Committenten zu entsprechen, wenn sie unter Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse sich angelegen seyn ließen, vor der Hand das Dringlichste und zugleich am leichtesten Ausführbare zu Stande zu bringen.

Schon bei der ersten Zusammenkunft jenes Comité's wurde die Frage: „nach welcher Richtung eine gemeinsame Thätigkeit katholischer Intelligenzen vorerst am meisten sich fühlbar mache"? einstimmig dahin beantwortet:

> „in der Gründung eines Blattes, welches die neuesten Werke jeglichen Zweiges der Literatur, auch unter fortlaufender Berücksichtigung der ausländischen, möglichst schnell, möglichst vollständig, anbei in bündiger Kürze, von katholischem Standpunkte beurtheile."

Die Beweggründe zu dieser Schlußnahme dürfen hier nicht wiederholt werden, da sie schon im Eingang dieses Aufsatzes dargelegt sind.

Jenes festgestellt, handelte es sich darum, Schritte in dreierlei Beziehung zu thun. Um

1) die nöthigen Geldmittel für den Anfang herbeizuschaffen;
2) den geeigneten Hauptredacteur des Blattes ausfindig zu machen;
3) die Erlaubniß zur Herausgabe desselben zu erwirken.

Das Comité konnte sich nicht verhehlen, daß zu Ausführung eines solchen Vorhabens, für den Anfang wenigstens, nicht unbeträchtliche Geldmittel erforderlich seien. Dabei hielt es jedoch an der Ueberzeugung fest, daß solche ausschließlich für dessen erste Begründung zusammenzubringen seien, das einmal gegründete Blatt hingegen nur durch sich selbst, nicht durch fortgesetzte Subventionen erhalten werden müsse, indem es ein bedenkliches Wahrzeichen seyn würde, wenn die Katholiken Deutschlands und Ungarns nicht so viel Antheil nehmen wollten, um dessen Fortbestehen sicher zu stellen.

Daher wurde in einer an sämmtliche Bischöfe der Monarchie und Deutschlands, an alle Prälaten der erstern, ferner an die hervorragendsten und begütertsten katholischen Herren weltlichen Standes erlassenen Zuschrift von dem beabsichtigten Unternehmen Kunde gegeben, hieran das Gesuch um eine einmalige Geldunterstützung für den Beginn geknüpft. Dieses Bemühen hatte den erfreulichen Erfolg, daß (in Hoffnung weiterer Wirkung dieses Rundschreibens), nachdem auch die beiden andern Punkte zu befriedigender Erledigung gekommen waren, der Anfang konnte gemacht werden.

Fragt man nach den Quellen, aus welchen das bisher Eingekommene geflossen ist, so belaufen sich die Beiträge aus Oester-

reich und Ungarn gerade auf das Zehnfache desjenigen, was durch das übrige Deutschland, welches doch die Sache zuerst in Anregung gebracht hat, geliefert wurde. Von diesem Zehntheil aber fällt wieder die Hälfte auf Bayern. Bezüglich des Standes der Beitragenden stellt sich das Verhältniß des geistlichen Standes zu den vielen angegangenen reichbegüterten Persönlichkeiten des weltlichen (einige Glieder des allerhöchsten Hauses nicht in die Rechnung gezogen) wie dreißig zu eins. Und sollte man doch meinen, das Unternehmen berührte die weltlich Hochgestellten nicht minder als die geistlich Hochgestellten! Ob dieses in Frankreich eben so sich gestalten würde?

Ermunternd, in Ueberzeugung das Rechte getroffen zu haben, waren für das Comité die Rückäußerungen so mancher Bischöfe und Prälaten, ihre Freude bezeugend, daß endlich ein Unternehmen zur Ausführung komme, wonach sie, als einem wesentlichen Bedürfniß, schon lange sich gesehnt hatten; die Zusicherung auctoritativer Unterstützung und Förderung mußte freudige Hoffnung eines gedeihlichen Fortganges wecken, konnte nur zu unverdroßener Vornahme der weiteren Schritte ermuthigen.

Der nächste sollte zu Ausfindigmachung eines tüchtigen Redacteurs führen. Man vereinigte sich auf den durch die Fortsetzung von Stolbergs Kirchengeschichte und als fleißigen Mitarbeiter an dem bei Herder in Freiburg erschienenen höchst gehaltreichen Kirchenlexikon der gelehrten Welt rühmlichst bekannten Hrn. Dr. Brischar. Doch war zu besorgen, seine Anstellung als Pfarrer zu Bühl bei Rotenburg könne der gehegten Absicht in den Weg treten. Nicht bloß seiner Bereitwilligkeit, auch derjenigen des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Rotenburg, denselben für den Anfang wenigstens dem Unternehmen zu überlassen, mußte man versichert seyn. Nachdem Hr. Dr. Brischar über seine Geneigtheit entsprechend sich geäußert, willfahrte auch der hochwürdigste Herr Bischof auf das bereitwilligste dem an ihn gestellten Gesuch um zeitweilige Beurlaubung desselben, ebenfalls unter warmem Wunsch für baldiges Gedeihen des Unternehmens.

Im Interesse desselben trat Hr. Dr. Brischar im März eine Rundreise durch Deutschland an, um die vornehmsten katholischen Celebritäten zur Theilnahme an demselben aufzufordern. Ueberall wurde ihm große Theilnahme für das Vorhaben bezeugt, Förderung desselben zugesagt; die vornehmsten Gelehrten aller deutschen Gebiete sicherten Mitwirkung durch einzuliefernde Bücheranzeigen zu. Es ist nur zu wünschen, daß diese Herren insgesammt ihrer Versprechungen eingedenk seyn und dessen sich erinnern wollen, daß ein Mann der Wissenschaft besser thue, nichts zu versprechen, als Versprochenes nicht in Erfüllung gehen zu lassen. Denn daß der beabsichtigte Endzweck genügend und befriedigend nur dann sich erzielen lasse,

wenn hiezu die vornehmsten Kräfte bereitwillig mitwirken, das muß Jedermann einleuchten.

Dem Hrn. Dr. Brischar stand das österreichische Preßgesetz entgegen. Dasselbe verlangt, daß derjenige, welcher in dem Umfange der Monarchie als Herausgeber irgend einer Zeitschrift erscheinen will, entweder geborner Unterthan des Kaisers (ein in zeitläufige Worte verstrickter Scribent würde sagen: österreichischer Staatsbürger) sei, oder durch fünf Jahre in der Monarchie sich aufgehalten habe. Weder das eine noch das andere war bei Hrn. Dr. Brischar der Fall. Der Nothbehelf aber eines simulirten Herausgebers eines Blattes, welchem in dem Beiwort „katholisch" ein unmißverstehbar formulirtes Gepräge aufgedrückt werden sollte, schien dem Comité unwürdig. Es wurde als Pflicht erachtet, der obersten Behörde, an welche das Gesuch um Erlaubniß zu richten war, den wirklichen Herausgeber voranzustellen. Weit entfernt, daß ein so offenes Vorgehen Schwierigkeiten veranlaßt oder zu Weiterungen geführt hätte, erklärten zwei Männer, daß sie in Anbetracht der vorgeschlagenen Persönlichkeit kein Bedenken trügen, dieselbe zur Herausgabe des Blattes zu autorisiren, daß aber, eine Ausnahme vor dem Gesetz zu machen, einzig dem Gutfinden Seiner Majestät anheimgestellt werden könne. Es hat sodann Seine Kaiserliche Majestät, unser allergnädigster Herr, auf den wohlwollenden Vortrag des Ministers zu beschließen geruht: es solle Hrn. Dr. Brischar gestattet seyn, als Redacteur der katholischen Literatur-Zeitung nicht bloß zu fungiren, sondern sich zu nennen.

Sobald die allergnädigste Gewährung dieses Gesuches herabgelangt war, konnte das vorbereitete Programm der Oeffentlichkeit übergeben, das Erforderliche, um das Blatt bald möglichst erscheinen zu lassen, vorgekehrt werden. Um die Sache dahin zu bringen, hat es unverdroßener Thätigkeit bedurft, nicht geringe Bemühung hat müssen aufgewendet werden. Wer immer dieselbe einzusetzen hatte, that es freudig, in der Ueberzeugung, der Sache der katholischen Wahrheit einen wesentlichen Dienst zu leisten, in sicherer Erwartung, durch theilnehmendes Entgegenkommen von Seite des katholischen Publikums lohnende Anerkennung hiefür zu finden. Die Mitglieder des Comité's glaubten ihr Wirken hiefür der Kategorie der guten Werke einreihen zu dürfen. Wäre dieses eine irrthümliche Vorstellung?

Mit dem ersten August ist die erste Nummer des Blattes erschienen. Probeblätter in zahlreichen Exemplaren sind an alle Buchhandlungen gesendet worden. Konnte noch vor deren Erscheinen der Schreiber dieses von Anfragen aus Paris und Rom entnehmen, daß das Vorhaben schon in diesen Hauptstädten außerhalb Deutschlands bekannt sei, so läßt sich nach so vielen Schritten zu dessen Bekannt-

machung wohl erwarten, daß man in diesem überall, selbst in dem unbedeutendsten katholischen Städtchen, Kenntniß davon haben werde.

Neun Nummern liegen bereits vor uns. Unbefangene Würdigung sollte zu der Anerkennung geneigt seyn, daß für den Anfang Namhaftes sei geleistet worden; daß in den bereits erschienenen Blättern beinahe jedes Fach, über welches Schriften zu Tage gefördert werden, vertreten werde. Einzig die Medizin vermissen wir noch. Rührt dieses daher, daß Schriften über diese Wissenschaft sparsamer erscheinen, oder daß christliche Aerzte, welche dieselbe mit katholischer Ueberzeugung nicht für unvereinbar halten, seltener sind, oder daß denselben die Geschäftsthätigkeit höher steht, als das Lesen und vollends das Beurtheilen von Büchern?

Eines darf nicht unberührt bleiben. Was immer von Menschen unternommen wird (und dieß, je eine bedeutendere Zukunft das Unternommene zu erwarten hat, um so mehr), kann nicht bloß werden, sondern es muß wachsen, sich entwickeln, kräftigen und vervollkommnen. Einzig aus Jupiters Haupt konnte Pallas mit Schild, Helm, Panzer und Speer hervorgehen. Sonst hat von Institutionen und von jedem, was je zu einiger Wirksamkeit gediehen ist, Alles jenen Proceß durchgehen müssen. Aber durch die Wirkung des Dampfes verwöhnt, wollen die Zeitgenossen die Naturnothwendigkeit dieses Grundsatzes nicht mehr einsehen, dieselbe nicht mehr anerkennen. Wer möchte läugnen, daß das begonnene Blatt der Vervollkommnung nicht bedürftig sei; wer möchte zweifeln, daß es ihrer nicht fähig sei, wer, daß es dieselbe nicht fortschreitend sich aneignen werde?

Schon mit dem ersten Blatt des Monats Oktober ist durch Veränderung des Satzes dem Publikum bezüglich des materiellen Inhaltes mehr geboten worden. Durchschnittlich mögen nun wohl in jeder Nummer zwölf Schriften, statt bisher nur neun oder zehn besprochen werden. Bereits geht das dirigirende Comité mit dem Gedanken um, mit Anbeginn des herannahenden Jahres durch Vergrößerung des Formats (jedoch unter Beibehaltung des einmal festgesetzten Preises) die Zahl der aufzunehmenden Beurtheilungen zu vermehren. Die fortschreitende Zahl der Abnehmer berechtigt zu der Erwartung, daß die hierdurch beträchtlicher werdenden Kosten unfehlbar werden gedeckt werden.

Die Ueberschrift des Blattes lautet: „Katholische Literatur-Zeitung." Auf welches dieser beiden Worte ist nun das größere Gewicht zu legen? Auf das Hauptwort oder aber auf das Beiwort? Je nach diesem müssen die Anforderungen an das Blatt, muß die Beurtheilung des bisher Gelieferten wesentlich sich unterscheiden. Das Comité legt das Gewicht auf das Hauptwort, das Beiwort soll nur die nähere Bestimmung, gewissermaßen die specifische Färbung, andeuten. Nicht die in das Blatt aufge-

nommene Literatur, bloß die Beurtheilung derselben soll katholisch seyn. Nun weiß Jedermann, daß der gewissenhafteste anbei festbegründete Katholik deßhalb kein Bedenken trägt, auch mit solchen umzugehen, ja in dem freundlichsten, selbst täglichen Verkehr mit solchen zu stehen, die seines Glaubens nicht sind. Jedermann weiß, daß er Controversen nicht sucht, werden sie aber erhoben, ihnen eben nicht ausweicht; und daß er, könnte er je scharf werden, es nur gegen solche werden kann, die seines Glaubens zu seyn vorgebend, in der That denselben eher verläugnen als bekennen, ihn eher zu unterwühlen als zu stützen beflissen sind. Eben dieses soll die Art und Weise der katholischen Literatur-Zeitung seyn. In solcher Beziehung kann Polemik als solche nicht ihr Zweck seyn; dieselbe kann im Hinblick auf das, was das Blatt seyn soll, bloß als unvermeidliche Nothwendigkeit sich aufdringen; man müßte denn, wie auf der entgegengesetzten Seite vielfältig zu geschehen pflegt, die einfache Darlegung der eigenen wankellosen Ueberzeugung zur Polemik stempeln wollen.

Eines noch dürfte bei dem katholischen Deutschland Berücksichtigung verdienen. Die katholische Literatur-Zeitung ist kein Unternehmen pecuniärer Speculation. Weder das dirigirende Comité, noch die Redacteure, am allerwenigsten der Drucker maßen sich an, Eigenthümer derselben zu seyn. Eigenthümer ist das katholische Deutschland, repräsentirt durch die General-Versammlung der katholischen Vereine. Was die Glieder des Comités dabei thun, das leisten sie in Pflichtgefühl gegen die gemeinsame katholische Sache. Dieser Verzweigung derselben nehmen sie in reiner Dienstbereitwilligkeit sich an, wie Andere an einem Bonifacius-Verein, an einem Vincentius-Verein u. s. w. Theil nehmen, allen Lohn in einem gedeihlichen Fortgang des Unternommenen findend. Die Redacteure und Mitarbeiter erhalten, wie dieses nicht anders seyn kann, ein angemessenes Honorar, unabhängig von jedem Erfolg des Blattes. Wird dieser, wie zu hoffen steht, seiner Zeit einen Ueberschuß darbieten, so kann derselbe niemals Privatpersonen, bloß katholischen Zwecken zu gut kommen.

Eine zweifache Art das Blatt zu beziehen ist den Pränumeranten dargeboten; die eine durch die Postämter, die andere durch den Buchhandel. Der Betrag, da die Expedition das Postgeld über sich nimmt, ist derselbe auf dem einen Wege wie auf dem andern. Je den einen dieser Wege haben in einer kleinen Stadt des südlichen Deutschlands zwei Abonnenten eingeschlagen. Eine Verschiedenheit für sie hat sich bloß darin ergeben, daß derjenige, der den Weg durch die Post eingeschlagen hat, sein Exemplar drei Wochen früher und regelmäßiger erhielt als der andere, und die Expedition in Wien ihrer Seits diese Zusendung mit weniger Umständlichkeiten bewerkstelligen konnte.

XLIII.

Die Aufgabe des Christenthums in Algier.

(Schluß.)

So wird der arabische Eigensinn, der theilweise in der Unwissenheit seinen Halt hat, von der europäischen Cultur bekämpft. Auch die Presse thut das Ihrige, denn man verbreitet arabische Zeitungen und Flugschriften mit großem Eifer. Eine Centralbibliothek in Algier, verschiedene kleinere Sammlungen an andern Orten sollen diesen Culturkampf unterstützen. Daß auch das Theater zu diesen Mitteln zu rechnen sei, stellen wir in Abrede.

Wer die Beispiele des europäischen Einflusses auf die Bewohner Aegyptens und Indiens kennt, und die bisherigen Unternehmungen der französischen Regierung in Afrika überblickt, wird für die Veredlung der muhamedanischen Araber von den bisher in Gang gesetzten Maßregeln noch immer ebensoviel zu fürchten, wie zu hoffen berechtigt seyn *).

*) Der originelle Reisebericht jener Araber, welche im Frühjahre 1852 Paris besucht haben, kann unserer Aeußerung als Grundlage dienen. Rélation du voyage des Chefs Algériens en France. Révue 1852. August. S. 430.

Geht man schlechtweg darauf aus, die Bewohner von Algier sich zu passenden Dienern, zu gefälligen Nachbarn zu erziehen, dann wird eben ein Volk von Bedienten, und zwar der leichtesten Sorte, erzogen werden.

Eine gebildete und blühende Nation, die einer verkommenen die Cultur bringen will, muß ein höchstes Gesetz über sich erkennen, und nicht selbst das absolute Gesetz seyn wollen, muß eben darum auch das Eigenthümliche einer andern Nation, soweit es diesem Gesetze nicht widerspricht, achten und sogar pflegen können. Diese Achtung eines Höchsten über sich und eines menschlich Ebenbürtigen neben sich ist aber dem gewinnsüchtigen Eigennutze, wie dem trotzigen Herrscher-Uebermuthe gleich fremd.

Die kluge Politik wird zwar schon durch einfache psychologische Berechnung diese Forderung achten, aber nur zufällig und willkürlich.

Da muß die Macht des Christenthums in's Mittel treten, und muß jenem Verfahren der humanen und verständigen Vermittelung, welches sich nach Obigem die Regierung theilweise schon aus Klugheit angeeignet hat, durch die Kraft höherer Wahrheit Bestand geben.

Wirklich haben wir allen Grund zu hoffen, daß die in wenigen Jahren erwachsene neuafrikanische Kirche ihre ganze große Aufgabe glücklich lösen werde.

Sie hat arm und schüchtern begonnen, und ist schon zu einem höchst erfreulichen Flor erblüht. Daß in den ersten Kriegsjahren für die Begründung eines selbstständigen kirchlichen Lebens nur wenig geschehen konnte, ist leicht begreiflich. Die Armee war von ihren Aumoniers begleitet, das war Alles.

Aber kaum war durch die Eroberung von Constantine der erste Schritt in's Innere sicher gemacht (Ende 1837), so begann neben dem europäischen Ackerbau auch die Arbeit für den Weinberg des Herrn.

Im J. 1838 wurde das Bisthum Algier errichtet, dessen erstem Bischofe Dupuch im Jahre 1846 der begeisterte Pavy folgte, welcher von Jahr zu Jahr an Frische des Eifers und unverlegener Beredsamkeit sich zu verjüngen scheint.

Natürlich konnte der Klerus Algiers von Anfang an keine andere Absicht haben, als die Pastoration der Europäer, vorzüglich der Franzosen, zu besorgen, welche sich in Algier aufhalten. Man rechnet in den drei Provinzen: Algier (57,458), Oran (48,312) und Constantine (29,569), etwa anderthalb hunderttausend Europäer *). Würden diese nicht so außerordentlich zerstreut seyn, wie es eben die dortigen Umstände fordern, so würde die Zahl der Seelsorger, (60 in Algier, 33 in Oran, 33 in Constantine) allerdings beträchtlich genug seyn, um an Missionsunternehmungen für die Einheimischen denken zu können; so aber reichen die Kräfte kaum für das nächste Bedürfniß aus. Dazu bedenke man, daß in frühern Jahren eine viel kleinere Zahl von Geistlichen dort wirkte.

Aber das Senfkörnlein ist schnell zum Baume erwachsen.

Der Eifer und Muth der Wiederbegründer der afrikanischen Kirche trat selbst vor großen Schwierigkeiten nicht zurück. Es galt vor allem, Gotteshäuser zu erhalten, um die kleinen und größern Gemeinden um den Altar und die Kanzel versammeln zu können. In wenigen Jahren entstanden an den verschiedensten Punkten der alten Numidia und Mauritania christliche Kirchen. Einige davon sind sogar prächtig und großartig, viele freilich eher Kapellen zu nennen. In manchen Fällen half man sich durch das, was Ort und Umstände boten. So wurden mehrere verlassene Moscheen in Kirchen umgewandelt. Die Abderrahmanische in Algier ist zur Liebfrauenkirche geworden. Vorübergehend hielt man an

---

*) S. Almanach du Clergé de France pour l'An de grace 1853. Paris, Gaume Fréres. 1853. S. 52.

irgend einem schön gelegenen Punkte, etwa unter einem Palm-Baume oder Feigenbaume das Hochamt. Die sinnige Lebhaftigkeit des französischen Charakters zeigte sich nie freundlicher, als bei extemporirten Festveranstaltungen. So schreibt Bischof Anton-Ad. Dupuch am 15. Aug. 1840: „Zu Staueli hatte ich letztes Jahr im Mai den Trost, die heiligen Geheimnisse unter dem dichten Laube jenes Feigenbaums zu feiern, der vor neun Jahren mit eben diesen Zweigen einen nahe dabei tödtlich verwundeten jungen Helden (Amadäus Bourmont) beschattete. In Eile wurde ein einfacher ländlicher Altar errichtet; ein auf den Rasen ausgebreitetes Pantherfell diente als Teppich und bischöflicher Stuhl; ich ertheilte dort die erste heilige Communion einer Menge armer Kinder, deren Gesänge in ihrer Muttersprache sich mit unserm Gebete vermengte. . . . Sie standen im Kreise um den Altar, und wollten lange nicht den schönen Kranz auflösen, welchen sie miteinander bildeten" *). Die schönste Feier dieser Art war die Grundsteinlegung zu einer Kirche des heil. Augustinus 1839 am 28. August, dem Tage des großen Lehrers, zu Bona (Hippo). Die Europäer rings umher strömten zum Feste herbei, die Officiere führten ihre Soldaten zur Ehren-Parade her, die Beamten schloßen sich an, Kränze und Gewinde waren bereitet, barmherzige Schwestern schmückten den eilig errichteten Altar. Der Bischof kann sich in seinem Berichte nicht enthalten, weich zu werden, wenn er denkt, wie vor 1400 Jahren hier Augustin zum letztenmal das heilige Opfer feierte. „Da war derselbe Hügel — Bona liegt prächtig hoch über dem Meere — dasselbe Meer, derselbe Wiederhall. . . . Die Schwestern communicirten, selbst die herbeigeeilten Araber warfen sich auf die Knie und beteten. Ich versuchte zu sprechen: die Mitra funkelte vom glühenden

*) Ann. d. Gl. 1841. Num. 39. S. 79.

Strahle der Sonne, die über den Wogen am Horizont emporstieg. . . . Fragen sie nicht, was ich fühlte . . . in Begleitung des seltsamen Gefolges segnete ich den Grundstein, der schon vor vielleicht zweitausend Jahren oder früher so geformt war: ich besiegelte ihn. . . . Feierlich segnete ich diese Menge, die sich auf die Knie stürzte, Bona, Afrika, Frankreich; und zum letzten Mal begrüßten Trompeten und Hörner diesen Morgen, das Frühroth so vieler schönen und heiligen Tage, denn wahrlich da war Gottes Finger" *).

Doch nicht überall, wo segensreiche Fundamente zu christlichen Anstalten gelegt wurden, zeigten sich solche Effekte. Das Meiste wuchs im Stillen, aber unter sichtbarem Segen Gottes.

Nächst den Kirchen waren die Spitäler für verwundete und überhaupt kranke Soldaten die wichtigsten Bauten. Sie sind die reichsten Aerndtefelder für die Seelsorger. Für ihre Gründung wirkte der geistliche mit dem militärischen Einfluß in treuer Vereinigung. Man wählte mitunter auch hiefür Moscheen.

Nachdem die muhamedanische Bevölkerung von Scherschel theils getödtet, theils ausgewandert war, konnte man vier Moscheen zu Militär-Magazinen verwenden; die bedeutendste von allen, von den Eingebornen die große Moschee genannt, wurde in ein Spital umgewandelt. Neunundneunzig Granitsäulen schmücken sie ringsum, entsprechend der Zahl der Körnchen an dem muhamedanischen Rosenkranz, wovon jedes wiederum einer Eigenschaft Gottes entspricht **).

Waisenhäuser, Armenanstalten traten in dem Maße hervor, als einerseits das Elend und der Mangel der niedern Classe, andererseits die Geldüberlegenheit der höhern Stände den Europäern getreulich über das Meer nachgezogen ist.

---

*) Ann. d. Gl. 1840. Jan. Num. 33. S. 102.

**) S. Suchet in Ann. d. Gl. 1842. Novbr. Num. L. S. 479.

Ordenshäuser der verschiedensten Gattung siedelten sich allmählig an. Der officielle Almanach zählt folgende auf: 1) Trappisten zu Stauëli; 2) Jesuiten zu Algier, Oran, Constantine. Sie versehen die Seelsorge von Gefangenen, Spitälern, einige Pfarreien und leiten das große Waisen-Haus von Ben-Aknun; 3) Lazaristen, sie leiten ein Priesterseminar, Spitäler und versehen Pfarreien; 4) die Schul-Brüder des heil. Joseph (Frères de Saint-Joseph du Mans) haben drei Schulen, zu Oran, Bona und Philippeville; 5) die Brüder des heil. Jon (Ecoles Chrétiennes) haben im Juli 1852 die Vollmacht erhalten, Schulen zu gründen; 6) die barmherzigen Schwestern sind zu Algier und andern Orten mit der Leitung von Spitälern, Kinderbewahranstalten, Waisenhäusern und andern Häusern dieser Art beschäftigt; 7) die Trinitarianinen haben zu Oran und anderwärts Schulen und Waisenhäuser; 8) die Schwestern des christlichen Unterrichtes (Soeurs de la doctrine chrétienne) leiten von ihrem Mutterhause zu Algier aus in Constantine, Bona, Philippeville und Blidah u. s. f. Schulen und Spitäler; 9) ebenso haben die Ursulinerinen eine Schule; 10) Herr Landmann, an dessen freundliche und würdevolle Persönlichkeit sich der Schreiber dieser Zeilen aus dem Hörsaale des Vater Görres mit Liebe erinnert, leitet ebenfalls ein Waisenhaus *).

Schon im J. 1841 (s. Annalen der Verbr. des Glaubens. Jan. 1842. Num. XLV. Einsiedeln S. 6 ff.) zählt der Bischof von Algier eine Reihe von Stiftungen, Anstalten und religiösen Unternehmungen auf, deren Umfang in Erstaunen setzt. Er gesteht dort allerdings, daß er manchmal gegenüber den vielen und großen Schwierigkeiten geneigt

---

*) Almanach. S. 55.

war, zu entfliehen, aber die Vorsehung half über die Hindernisse hinweg.

Die Diöcese von Algier kann in Beziehung auf die Pastoration der eingewanderten Franzosen bald den Sprengeln im Heimathlande dießseits des Meeres verglichen werden. Der Cultus, der Kirchenbesuch, die Verwaltung der Pfarreien, die Gründung und der Fortgang der Klöster ist fast ganz so, wie zu Hause.

Aber nun fängt erst diejenige Arbeit an, welche die Eroberung zu einer christlichen machen soll: die mütterliche Sendung der Kirche, welche die Strenge des rächenden Schwertes mildert, die Selbstsucht der Eroberer beschränkt. Was ist zur Lösung dieser Aufgabe bisher geschehen?

Sind muhamedanische Distrikte bekehrt, ist auch nur der Versuch dazu ernstlich gemacht worden?

Man urtheile nicht unbillig, wenn wir eingestehen müssen, daß an der Bekehrung der Araber und Berbern bisher noch wenig geschehen ist. Man erwäge die Schwierigkeiten. Dem Priester ist in Afrika der Soldat vorangegangen. Es wurde viel Blut vergossen. Die Franken sind als Feinde gekommen, warum sollte sogleich ihre Religion als etwas Befreundetes aufgenommen werden?

Es kostet viel Geduld, bis man sich nur einigermaßen nähert, versteht, geschweige denn überzeugt. Es müssen sowohl für die Araber, und namentlich ihre Lehrer und Marabuten, als auch für die Missionäre noch Jahre des Studiums und der Uebung vorangehen, ehe man sich verständlich werden kann.

Hat auch ein Araber etwas europäische Cultur angenommen, so kann er doch noch durch eine tiefe Kluft von den religiösen Uebungen und Anschauungen der Europäer fast unnahbar getrennt seyn. Würde der von Eifer glühende Leser dieser Zeilen auf einige Monate nach Algier versetzt werden und da den Muhamedaner näher kennen lernen, so

möchte er wohl seine sanguinischen, großen Pläne stark in's Kleine ziehen.

Andererseits hat es, wie uns däucht, bei dem Clerus bisher an Muße, theilweise auch an Lust gefehlt, die Stärke und den Sinn der muhamedanischen Religion genau kennen zu lernen.

Wenige eignen sich die arabische Sprache an, und wer von diesen wagt sich über die Küstengebiete der Conversationsliteratur hinein in die tiefen Schluchten der Dogmatik und Mystik des Islam? Dort liegt seine Lebenskraft.

Doch bereits haben sich die Vorboten einer Erforschung des Islam auf dem Gebiete der afrikanischen Kirche gezeigt, und wenn uns nicht Alles täuscht, so ist die Zeit nicht ferne, da der Eroberung mit dem Schwerte die durch das christliche Wort folgen wird, wenn anders ein paar Schriften, die uns vorliegen, einen Schluß dieser Art zu machen gestatten.

Dahin gehören vor Allem die: „Abende von Karthago."

Abbé Bourgade hat es unternommen, in der gefälligen Form von Gesprächen zwischen einem katholischen Priester einerseits und einem Mufti mit einem Kadi andererseits die wichtigsten Fragen zu behandeln, welche bei der Begegnung des Christenthums und Islams vorkommen können. Er hat ihnen den artigen Namen Soirées de Carthage gegeben. (Zweite Ausgabe. Paris 1852. Lecoffre.) Der Bischof Parisis hat die erste Ausgabe im Jahre 1847, Bischof Pavy von Algier die zweite im Jahre 1852, mit den wärmsten Lobeserhebungen begrüßt. Der letztere meint, die leichte, angenehme Form, welche Hr. Bourgade gewählt habe, sei die einzige, welche zum Ziele führe. Die schwergerüstete Gelehrsamkeit eines Raimund Martini, oder eines Karthäusers Dionysius wäre für Afrika verlorene Mühe.

Diesem Grundsatze gemäß hat Bischof Pavy in seinen

Reflexionen über den Islam *) sich bemüht, einige Haupt-Punkte mit jener fließenden Eloquenz zu behandeln, welche wir an ihm bewundern.

In ganz eigener Art hat sich der Generalvikar Suchet wiederholt den Arabern genähert. Als Abdelkader noch mächtig war, hat er ihn in seinem Lager aufgesucht und darüber einen ansprechenden Bericht erstattet, der sich in den Annalen des Glaubens vorfindet.

Vor zwei Jahren ist er bis zu dem südlichsten Punkte der neuen Eroberungen, über den Atlas hinüber, den Spuren des siegreichen Heeres nach Laghuat (Al-Aghuat) gefolgt, und hat dort den Grund zu einer christlichen Gemeinde gelegt **).

Der Muth und die Lebendigkeit, die wir an diesem hochverdienten Priester bewundern, müßte auch ohne gelehrte Studien bei tausend und tausend armen Kindern der Wüste durchdringen, wenn ihm nur die Geläufigkeit der Sprache und einige gleichrührigen Genossen zu Hülfe kommen, es müßten nur hier ganz abnorme Hindernisse entgegen stehen.

Zu diesen mag wohl außer dem nahen Lärme der Waffen, wenigstens in den größern Städten, die Ungebundenheit der Sitten gehören.

Daher hat jener Orden der Barmherzigkeit, welcher reuige Magdalenen aufnimmt und beschäftigt — die Frauen vom guten Hirten — kaum irgendwo einen so fruchtbaren

---

*) Du Mahométisme. Discours prononcé à la Cathedrale d'Alger par Mgr. Louis-Antoine-Augustin *Pavy*, Evêque d'Alger. Alger 1852.

**) Wir haben den eigenhändigen, schriftlichen Bericht über diesen gefahrvollen Zug in Händen. Vielleicht ist uns gestattet, in den Bemerkungen zu den „afrikanischen Briefen" davon Gebrauch zu machen.

Wirkungskreis, wie in Algier. Der gute Hirt hat in der Nähe der Hauptstadt, auf der Ostseite, in Elbiar bei Obermustapha seit zwölf Jahren ein Haus, in welchem eine dreifache Aufgabe gelöst wird. 1) Fräulein, oft aus den besten Familien, finden hier Gelegenheit, in Armuth, Gehorsam und Jungfräulichkeit ihrem Erlöser und in wahrhaft mütterlicher Thätigkeit Andern zu dienen; 2) Kinder werden hier erzogen; 3) Gefallene, welche ihrem Unglück entfliehen wollen, finden die Mittel der Besserung, wie solche, die dem Falle nahe sind, ein Asyl. Diese Anstalt hat, trotz der größten Schwierigkeiten, in Armuth und Mangel sich erhalten, und ist unter der Pflege der Bischöfe und Generalvikare von Algier und anderer Wohlthäter sogar zu einer gewissen Blüthe gelangt *).

Darf man von dem innern Blühen und Erstarken dieses armen Hauses mit einem Berufe, gegen welchen sich der sinnliche Geist der Welt empören muß, auf den Zustand der übrigen kirchlichen Anstalten Algiers schließen, so dürfen wir dort einen schönen Aufschwung des Christenthums erwarten. Vieles wird in der afrikanischen Kirche neu werden müssen, im geistigen Kampfe mit dem Islam wird ein neuer Ausfluß der katholischen Wahrheit hervortreten müssen, das Oertliche und die Volkseigenthümlichkeiten werden sich ebenfalls geltend machen, aber das Neue und Besondere wird

---

*) An ihrer Spitze steht eine Oberin aus Bayern, welche seit zwölf Jahren an ihre Mutter die stillen Erlebnisse in ihrem Hause mit den bedeutendsten Vorkommnissen im Lande regelmäßig berichtet hat. Diese Sammlung „afrikanischer Briefe“ wird nächstens erscheinen und den Lesern aus einem scheinbar sehr engen Lebenskreise eine reiche Mannigfaltigkeit von Zuständen und Ereignissen vor Augen führen. Es wird, wenn uns nicht Alles täuscht, ein werthvoller Beitrag zur innern Kirchengeschichte der Gegenwart seyn.

mit dem Unvergänglichen und Allgemeinen in der Kirche innig eins seyn.

Man beginnt dort bereits auf ächt kirchliche Weise die Gegenwart mit der Vergangenheit zu verknüpfen, indem man die Martyrerstätten der alten Zeit und auch die Leiber der Blutzeugen aufsucht und der Verehrung der Gläubigen empfiehlt.

Eben jetzt geht man damit um, den Ueberresten eines zum Christenthum bekehrten Arabers (Geronimo), der im September 1569 in Algier grausam getödtet wurde, die kirchlichen Ehren von Heiligenreliquien zuzuwenden *).

Welche Freude wird es erst für die ganze Kirche seyn, wenn über der Martyrerstätte des heil. Cyprianus sich ein christlicher Dom erheben wird, und wenn, wie im dritten, vierten und fünften Jahrhundert, der Atlas von den Psalmen und Hymnen der Kirche widerhallen muß!

---

*) Ein Abriß jenes Lebens und Martyriums in dem Jahresberichte vom guten Hirten in El-Biar an das Mutterhaus in Angers vom 31. Jan. 1854. — Amtlichen Bericht erstattet: Lettre Pastorale et Mandement de Monseigneur l'Evêque d'Alger sur l'Introduction de la cause de Geronimo. Alger 1854.

XLIV.

Zur Geschichte der christlichen Kunst.

I.

Dr. G. M. Dursch, Aesthetik der christlichen bildenden Kunst des Mittelalters in Deutschland. Tübingen 1854. Verlag der Laupp'schen Buchhandlung. S. 546.

Nachdem man lange genug, was von den Kunstschöpfungen der Griechen und Römer in Ueberresten sich erhalten, bewundert und nachgebildet, zugleich aber was unsere eigenen Väter, durchdrungen und begeistert von der Kraft und Schönheit des Christenthums, Herrliches und Bewunderungswerthes geschaffen, vornehm ignorirt oder gar nach Barbaren-Art niedergerissen und zerstört hat: ist es an der Zeit, daß die Kunst, statt in einem Geiste zu bilden, der längst überwunden seyn sollte, und in einer Sprache zu reden, die uns immer fremd klingen wird, wieder eine christliche und nationale werde. Wir müssen da wieder anknüpfen, wo der Faden abriß, als die Baumeister in dem Enthusiasmus für das klassische Alterthum — man beliebt diese Zeit die des Wiedererwachens der Kunst und Wissenschaft zu nennen — die germanischen Dome unvollendet stehen ließen und statt dessen der griechische Tempel für die Kirchen und Rathhäuser und

Paläste und Privatwohnungen, das galt gleichviel, zum Vorbilde dienen mußte; wo der Bildhauer im ächt klassischen Geiste zu bilden glaubte, wenn er den mit Thränenfläschchen geschmückten Sarcophag von einem Genius mit umgekehrter Fackel bewachen ließ, und er als höchste Aufgabe betrachtete, eine Venus oder einen Adonis zu gestalten; wo der Maler es wagen durfte, in dem Refectorium eines Nonnenklosters den frommen Schwestern zur Erbauung die Diana mit einem Schwarm von Liebesgöttern und die Juno nackt am Himmel aufgehangen in Fresco zu malen.

Wir haben zwar erst in neuester Zeit erfahren, daß, wie an Allem was gerade mißliebig ist, so auch an diesem Verkommen der Kunst Niemand anderer Schuld sei, als die Jesuiten; denn „die katholische Kirche der Gegenwart“ — so lesen wir in einer im J. 1854 erschienenen kirchlichen Kunst-Archäologie — „hat angefangen sich von der fleischlich üppigen Kunst der Jesuiten nach den keuschen Formen des dreizehnten Jahrhunderts zurückzusehnen.“ Wir waren erstaunt über diese neue Entdeckung, nicht so fast deßhalb, weil der gute Mann, der dieses schrieb, nicht wußte, daß die Jesuiten, wie die von ihnen erbauten Kirchen in Coblenz, Cöln, Trier, Münstereifel und Tournay beweisen, die einzigen gewesen, welche noch den Spitzbogen beibehielten, nachdem dieser Styl schon längst als unklassisch in Mißcredit gekommen, sondern weil wir bisher der Meinung waren, die Kunst habe einen fleischlich üppigen Charakter angenommen, längst bevor noch der heil. Ignaz von Loyola Schüler um sich gesammelt hatte. Doch wir wollen dieß bei Seite lassen: genug der Anfang zum Bessern ist gemacht und wir stimmen vollkommen bei: „die katholische Kirche der Gegenwart sehnt sich zurück nach den keuschen Formen des dreizehnten Jahrhunderts und das ist ein erfreuliches Zeichen von dem Wiedererwachen ihres christlichen Bewußtseyns.“

Aber, verhehlen wir es uns nicht, es ist erst der Anfang

hiezu gemacht. Die Zahl derjenigen Künstler, die den Weg zurückgefunden in den tiefen Schacht, aus welchem das lautere Gold gegraben wird, ist noch geringe; und was das richtige Verständniß für die wahre Kunst anbelangt und für diejenige Schönheit, die in der That eine Tochter des Himmels genannt werden kann, so fehlt noch viel, bis dasselbe in ähnlicher Weise, wie dieß anerkannter Maßen im klassischen Alterthum, und wir glauben Angesichts der selbst nach so vielen Zerstörungen noch übrigen Zeugnisse hinzufügen zu dürfen, im christlichen Mittelalter der Fall gewesen, wieder ein Gemeingut Vieler werden wird. Wir haben zwar überall Kunstvereine, deren Gründung und Bestehen ein rühmliches Zeugniß dafür gibt, daß es auch in unserer Zeit weder am Willen noch an Bemühungen fehlt, den Sinn für Kunst wo er noch schlummert zu wecken, und wo er angeregt ist, in den weitesten Kreisen auszubreiten; aber es will uns bedünken, als ob diesen Vereinen die rechte, feste, sichere Basis fehlte; es kömmt uns vor, als ob die Leistungen derselben auch nach langjährigem Bestehen mit den Bemühungen der Vorsteher und der Opferwilligkeit der Mitglieder in keinem Einklange stünden. Wir loben uns die Vereine. Die vereinte Kraft allein ist es gewesen, die zu allen Zeiten Großes hervorgebracht. Aber, seien wir aufrichtig, was haben die Kunstvereine geleistet, und was hätten sie leisten können? Wir wiederholen, die vereinte Kraft vermag Großes hervorzubringen, aber nur wenn jeder Einzelne nicht sich selbst sondern die Sache im Auge hat; wenn Viele miteinander für irgend eine Idee begeistert und fähig sind, derselben ihre eigenen persönlichen Interessen unterzuordnen. Läge statt der schwachen Hoffnung irgend eine Landschaft oder ein Genre-Bild zu gewinnen, und statt der Aussicht jährlich ein Geschenk in Empfang zu nehmen, mit welchem man in der Regel nicht weiß was anfangen, den Bestrebungen der Kunstvereinsmitglieder eine gemeinsame großartige Idee zu Grunde, was vermöchten sie zu schaffen! Wenn die ehmalige Reichsstadt

Ulm im Stande war, für sich allein mit Verschmähung jeder fremden Beihilfe das herrliche Münster zu bauen, das noch immer der schönste Stolz der Stadt und die größte Zierde der ganzen Gegend ist, warum sollte ein Kunstverein wie z. B. der Münchener mit seinen 40,000 fl. jährlicher Einnahme in wenigen Jahren nicht gleichfalls ein Werk zu Stande bringen, welches der Nachwelt Zeugniß gäbe, daß auch unser Jahrhundert fähig war, mit Hintansetzung augenblicklichen Gelüstens einen großen Gedanken zu fassen und mit Ausdauer durchzuführen?

Es muß uns daher jedes Unternehmen willkommen seyn, welches einen Beitrag liefert, daß die wahre Kunst wieder in Aufnahme komme und der Sinn hiefür neu belebt werde, und wir halten es deßhalb für Pflicht auf die obengenannte Schrift aufmerksam zu machen.

Herr Dursch setzt sich zur Aufgabe, vor allem Uebrigen, weil solches als das Nothwendigste erscheint, „in ein tieferes Verständniß der mittelalterlichen und somit der christlichen Kunst einzuführen," und zu diesem Behufe theils „Aufschlüsse über das Wesen und die Bedeutung der Kunst überhaupt zu geben, theils und besonders für die bildende Kunst des Mittelalters zu interessiren und einen edleren Kunstgeschmack zu erwecken." Hiedurch unterscheidet sich demnach unsere „Aesthetik der christlichen bildenden Kunst des Mittelalters in Deutschland," wesentlich von anderen Werken verwandten Inhalts, die entweder nur die Philosophie der Kunst ins Auge fassen und die Geschichte bloß beispielweise berühren, oder umgekehrt zwar ausführlich der verschiedenen Künstler gedenken und ihre vorzüglichsten Werke beschreiben, die übrigen Fragen aber nach dem Wesen der Kunst und ihrer Gliederung in verschiedene Künste und deren Verhältniß zu einander gar nicht oder doch nicht in einem inneren Zusammenhange miteinander besprechen. Zu diesem Behufe und um „die Kunst des Mittelalters principiell und historisch richtig zu verstehen,"

glaubte Herr Dursch sein Werk in drei Theile gliedern zu müssen, wovon der erste von der Kunst überhaupt, dem Schönen im Allgemeinen, dem Wesen der Kunst, den verschiedenen Kunstzweigen und dem Wesen der christlichen Kunst handelt; der zweite einen historischen Rückblick auf die heidnische und die Anfänge der christlichen Kunst enthält; der dritte und umfangreichste endlich den romanischen und gothischen Kunststyl des Mittelalters hinsichtlich der Architectur, Sculptur und Malerei nach seiner technischen, ästhetischen und christlichen Beziehung behandeln soll.

Der Standpunkt, den der Verfasser einnimmt und welcher auch nach unserer Ueberzeugung der allein richtige ist, wird S. 168 und 250 mit dem Satze ausgesprochen, daß die Kunst nicht eine vereinzelte Erscheinung im Gebiete des menschlichen Lebens sei, sondern in einem engen Zusammenhange mit dem moralischen, politischen, vor allem aber mit dem religiösen Zustande eines Volkes stehe und nur in diesem Zusammenhange begriffen und gewürdiget werden könne.

Von diesem, wenn wir so sagen dürfen, universellen Standpunkte aus sucht er nun zuerst die allgemeinen Fragen über das Schöne, über das Wesen und die Bedeutung der Kunst und über die Gliederung derselben in verschiedene Künste zu beleuchten. Wenn er daher „vom Schönen im Allgemeinen" handelt, so säumt er nicht auf die naturgemäße Verbindung desselben mit dem Wahren und Guten hinzuweisen; und wenn „vom Wesen der Kunst und ihrer Bedeutung an sich und für die Geschichte der Menschheit" die Rede ist, so zieht er den ganzen Menschen mit all seinen Anlagen und Kräften, und namentlich dessen Verhältniß zu Gott, zur Natur und zu sich selbst mit in die Betrachtung herein. Die Kunst ist ihm (S. 76) eine freie Schöpfung des Menschen, in welcher er seinen Glauben an das Unsichtbare, Höhere, Göttliche in sinnlichen Gebilden ausdrückt. In dem Kunstwerke (S. 21) wiederholt der Mensch sein eigenes Wesen, das da in inniger

Verbindung und Durchdringung von Geist und Natur besteht. Da nun das Kunstwerk (S. 76) aus zwei wesentlichen Bestandtheilen, einem geistigen und materiellen bestehe, der geistige Gehalt aber, als der wichtigere, von dem Geiste des Künstlers abhänge, indem dieser nur ausdrücken könne, was er schaut, was ihn begeistert, was er empfindet: so komme es sehr darauf an, wie der Geist bestellt sei, der ein Kunstwerk schafft; denn die Anschauungen und Gefühle, aus welchen das Werk hervorgegangen, können auf richtigen oder irrigen Erkenntnissen des Geistes, wahrem oder falschem Glauben beruhen. Die Fähigkeit des Geistes, ein wahres Kunstwerk zu schaffen, hänge ab von seiner Erkenntniß des Göttlichen, seiner eigenen Natur und Bestimmung und seiner Weltansicht. Hieraus ergebe sich auch nothwendig ein Unterschied zwischen der heidnischen und christlichen Kunst. Die Griechen konnten sich das Göttliche nur als erhöhtes Menschliches vorstellen; darum sei die griechische Kunst zwar eine schöne Frucht des menschlichen Strebens, allein sie beruhe noch nicht auf der wahren Erkenntniß des Göttlichen und Menschlichen. Erst mit dem Christenthume sei dem Menschen klar zum Bewußtseyn gekommen, daß er unsterblich, ein Ebenbild Gottes und von der Natur verschieden sei. Mit dieser Erkenntniß habe nothwendig ein neues von dem griechischen verschiedenes Ideal der Kunst sich bilden müssen. Dieses ziele dahin (S. 82), das Sinnliche zu vergeistigen und das Menschliche von dem Göttlichen durchdrungen und mit diesem vereinigt darzustellen. Die Anschauung der Vereinigung des Menschlichen mit dem Göttlichen sei das Princip der neuen, christlichen Kunst. Diese neue Idealbildung aber sei besonders erleichtert und gesichert durch die Erscheinung und das Leben des Gott-Menschen.

Aber nicht bloß die Kunst überhaupt will der Verfasser nicht als eine vereinzelte Erscheinung im Gebiete des menschlichen Lebens betrachtet wissen, sondern auch in den einzelnen

Erscheinungsformen derselben erkennt er einen inneren Zusammenhang und wechselseitigen Bezug in der Weise, „daß jeder Kunstzweig die ganze Kunst zu umfassen und somit die nächst höhere Stufe zu erreichen strebe“ (S. 52). Das Streben der höheren Baukunst, sagt er (S. 43), geht dahin, die unorganische Materie nicht bloß zu crystallisiren, sondern auch zu organisiren und zu beleben. Aus dem gleichen Streben stellt nach seiner Ansicht die Sculptur, in das der Malerei eigenthümliche Gebiet hinüberstreifend, nicht bloß in runden Statuen, sondern auch in Gruppen und Reliefs dar, und wenn er S. 65 schreibt, daß die Malerei oft einen musikalischen oder lyrischen Aufschwung nehme und einen poetischen Anstrich bekomme, so wollte er mit dieser allerdings nicht glücklich gewählten Ausdrucksweise offenbar nur den inneren Zusammenhang unter den bildenden Künsten einerseits und der Musik und Poesie andrerseits hervorheben. Vollends aber stimmen wir Herrn Dursch bei, wenn er das ganze Gebiet der Kunstgeschichte in Einem großen Umrisse zusammenfassend, also sich ausspricht: (S. 85) „Weil das Christenthum den Geist des Menschen nach allen seinen Beziehungen in seine Tiefe zurückführt und ihn reiniget und heiligt, erweckt es auch alle Kräfte desselben zu gleichmäßig harmonischer Thätigkeit; dieß ist auch der Grund, warum wir in der neueren Zeit die Uebung und Pflege aller Kunstzweige finden, während die Völker des Alterthums nur den einen oder andern vorzugsweise gepflegt haben, in allen aber keines gleich günstig disponirt und glücklich war.“ Denn in der That, das christliche Ideal ist ein so fruchtbares, daß es zu allseitiger Darstellung drängt; die christliche Kunst ist eine universale.

Auf solche Principien gestützt wendet sich sodann der Verfasser zu seiner Hauptaufgabe, und sucht nun vornehmlich durch die Geschichte selbst und durch eine lebhafte Charakteristik der bildenden Künste des Mittelalters vom Anfange des eilften bis zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts

„in ein tieferes Verständniß der Kunst einzuführen und hiedurch einen edleren Kunstgeschmack zu wecken."

Um den Leser zuerst mit der historischen Entwicklung der Architectur vertraut zu machen, führt er denselben, nachdem er in kurzen Umrissen der altchristlichen Basilika gedacht, gleich einem Exegeten oder Periegeten in das Innere einer romanischen und dann einer germanischen Kirche und macht ihn aufmerksam auf den Grundriß des Ganzen, dann auf die einzelnen Theile, nämlich die Stellung und Gestalt der Säulen, die Emporen, die Fenster, die Gewölbe, den Chor; in gleicher Weise begleitet er ihn außen herum und erklärt ihm die Eigenthümlichkeiten der Façade mit ihren Portalen, Fenstern und Thürmen dort und hier; die Seitenansicht dort mit den Lissenen und dem Bogenfries, hier mit den Strebepfeilern und den Strebebogen; den Chor, dort gerundet, hier in Polygonen; und dieses Alles stets mit einem vergleichenden Blicke vor- und rückwärts.

Einzelnes zwar ließe eine größere Deutlichkeit wünschen; hie und da sind wir entschieden einer anderen Ansicht. Wenn der Verfasser z. B. S. 183 sagt: „die Haupttheile der romanischen Basilika sind der Chor, das Querschiff und das Mittel- oder Langschiff mit zwei oder drei Seitenschiffen," so ist uns nicht klar, was er mit den drei Seitenschiffen andeuten wollte, uns wenigstens ist eine romanische Basilika mit einem Mittel- und drei Seitenschiffen nicht bekannt; auch vermissen wir ungerne, wenn von den Haupttheilen der Kirche die Rede ist, die Vorhalle. Nicht minder ist uns der Satz S. 176: „die Chorrundung bekam ein bestimmtes Maß, indem ihre Breite die Hälfte des Mittelquadrats betrug," wir gestehen es offen, unverständlich, um so mehr, da Hr. Dursch kurz vorher richtig bemerkt, daß der Chor in der Regel die ganze Breite des Mittelschiffes erhielt. Ohne Zweifel wollte der Verfasser nicht von der Breite, sondern von der Tiefe der Chorrundung sprechen. Auch wird S. 180 die Erfindung

des Kreuzgewölbes mit Unrecht dem deutschen Kunstsinne zugeschrieben. Ebenso unglücklich gewählt ist die Ausdrucksweise S. 93: „der oberste Theil des jonischen Kapitäls ist ein viereckiger Stein (Abacus), der nicht über das Kapitäl (Sic) hinausreicht.“

Doch diese und andere Ungenauigkeiten treten ganz in den Hintergrund vor der Hauptsache. Der Leser erhält ein vollkommen klares Bild von der inneren und äußeren architectonischen Anordnung der Kirchen, angefangen von den ersten Zeiten des Christenthums bis herab auf die vollendete Durchbildung des Spitzbogenstyles, und die Art und Weise, wie der Verfasser dasselbe vor den Blicken des Lesers entrollt und stets mit trefflichen Bemerkungen erläutert, kann nicht verfehlen, ein hohes Interesse hiefür in Anregung zu bringen.

Was wir bisher von der Geschichte der christlichen Architectur bemerkt, gilt und zwar in erhöhtem Maße von denjenigen Abschnitten, in welchen der Verfasser von ihrer ästhetischen sowohl als kirchlich religiösen Bedeutung handelt. Auch hier ist Herr Dursch bemüht, überall diejenigen Saiten anzuschlagen, deren Zusammenklingen allein uns den Geist wiedererkennen läßt, welcher dereinst die leblosen Steine in so wunderbare Harmonie zusammengefügt und gleichsam belebt hat, wenn gleich bei Fragen dieser Art, wie es ihre Natur mit sich bringt, die Urtheile nie in gleicher Weise übereinstimmen werden, wie dieß bei der Schilderung dessen der Fall ist, was unmittelbar vor Augen liegt. So finden wir, daß in manchen Lehrbüchern der Aesthetik, wo sie von den verschiedenen Kunstformen handeln und deren Verhältniß zu einander wissenschaftlich zu begründen suchen, von der Architectur völlig Umgang genommen wird, als gehörte diese gar nicht zu den höhern und freien Künsten. Hr. Dursch verwirft nun mit Recht diese Ansicht, kann sich aber doch insoferne nicht gänzlich von ihr lossagen, als er wenigstens zugibt (S. 40), die Architectur sei die niedrigste unter den Künsten.

Wir unserer Seits müssen auch dieser Behauptung widersprechen. Mit Recht bemerkt zwar Hr. Dursch, daß in den Gebilden der Architectur kein bestimmtes individuelles Ideal hervortrete und sie sich der Nützlichkeit nicht so sehr entziehen könne, wie die übrigen Künste: allein wenn der Mangel eines bestimmten individuellen Ideals eine Rangordnung der Künste bestimmen sollte, so steht jedenfalls die Architectur nicht niedriger als die Tonkunst, und was die Nützlichkeit anbelangt, so wird sie dem Baumeister, wenn er ein Künstler im wahren Sinne des Wortes ist, nicht als ein Hinderniß erscheinen, sondern vielmehr zum Vehikel der Kunst dienen. Wenn daher Hr. Dursch an einer anderen Stelle auf dieß Thema der Nützlichkeit zurückkommend, (S. 207) die ästhetische Schönheit des romanischen Baustyles darin finden will, daß in demselben die Gebäude so weit gegliedert und gestaltet sind, daß deren „Nützlichkeit und Nothwendigkeit“ verschwand, indem die verschiedenen Thürme, Kuppeln, Nischen u. s. w. nicht nothwendig waren, sondern „bloß zur Zierde“ gebaut wurden: so müßten wir ein solches ästhetisches Urtheil geradezu als unrichtig bezeichnen, wenn nicht der Verfasser selbst wieder an einem anderen Orte (S. 222) sagte: „Die Zweckmäßigkeit bestimmte den Grundriß des Gebäudes, der ästhetische Sinn überkleidete denselben mit einer höheren Schönheit.“ Denn gerade darin besteht nach unserer Ueberzeugung die ästhetische Schönheit des romanischen Baustyles, daß er die einzelnen Theile nicht — wie Hr. Dursch sagt — „bloß zur Zierde,“ sondern umgekehrt als nothwendige und zusammengehörige Glieder, wie z. B. die neben den altchristlichen Basiliken isolirt stehenden Thürme, mit dem Kirchengebäude selbst organisch zu verbinden wenigstens angestrebt hat, und um wie viel der romanischen Architectur dieses Streben weniger gelungen ist als der gothischen, um so viel steht sie auch bezüglich der Anforderungen der Aesthetik auf einer niederern Stufe der Vollkommenheit wie diese. Ja gerade das Stre-

den „bloß zur Zierde“ zu bilden, hat den Verfall, wie der Architectur so jeder Kunst herbeigeführt. Die Schönheit besteht nicht ohne Wahrheit, die Wahrheit braucht aber nicht verhüllt oder gar verläugnet zu werden. Was aber die Rangordnung der verschiedenen Künste zu einander anbelangt, so kann von einer solchen in dem Sinne, als sei die eine der Künste niedriger wie die andere, nach unserem Dafürhalten überhaupt gar nicht gesprochen werden.

Auch bezüglich der kirchlich-religiösen Bedeutung der christlichen Architectur können wir dem Verfasser nicht beistimmen, wenn er von der Kreuzesform der romanischen Kirchen (S. 183) schreibt: „So nahe die Vermuthung liegt, daß diese Form die symbolische Bedeutung von dem Kreuze Christi habe, so ist dieselbe doch nicht begründet, indem diese Form aus einem kirchlichen Bedürfniß hervorging. Die alte Basilika hatte einen Raum vor der Tribüne, der zu den Gerichtsverhandlungen erforderlich war; die christliche bedurfte desselben Raumes, um die Geistlichen von den Laien zu sondern und für die gottesdienstlichen Verrichtungen.“ Wir wollen hier von der noch keineswegs entschiedenen Frage, wie weit die christliche Basilika mit der heidnischen im Zusammenhange stehe, völlig Umgang nehmen, allein die Gründe, welche Hr. Dursch für die Behauptung anführt, daß die Kreuzesform eine symbolische Bedeutung nicht habe, sind jedenfalls ungenügend. Wenn der Raum vor der Tribüne in der heidnischen sowohl wie in der christlichen Basilika aus dem Bedürfnisse, dort für die Gerichtsverhandlungen, hier für die gottesdienstlichen Verrichtungen hervorgegangen ist, so wäre hiemit nur erklärt, warum überhaupt ein gesonderter Raum vor der Absis angebracht wurde, keineswegs aber warum derselbe in der christlichen Basilika über die beiden Seiten des Langhauses hinaustritt, so daß nunmehr der Gesammtbau die Form eines Kreuzes erhielt. Und will Hr. Dursch nicht vom Bedürfnisse überhaupt, sondern vom kirchlichen Bedürfnisse insbesondere

reden, soll der Nachdruck auf der Sonderung der Geistlichen von den Laien und auf dem Bedürfnisse eines besonderen Raumes für die gottesdienstlichen Verrichtungen liegen, so dienten ja zur Sonderung der Kleriker bekanntlich die Schranken, die zuweilen, wie zu S. Clemente in Rom, weit in das Mittelschiff hineinreichten, durch die gottesdienstlichen Verrichtungen aber war eine Ausdehnung des Querschiffes über die Breite des Langhauses in keiner Weise bedingt; am allerwenigsten konnten solche Rücksichten beim Bau der romanischen Kirchen maßgebend seyn, in welchen die Tribüne ohnehin viel geräumiger angelegt und durch ihre erhöhte Lage schärfer vom Langhause geschieden wurde, als dieß in den alten Basiliken der Fall gewesen. Der Grund, warum nun Hr. Dursch dennoch die symbolische Bedeutung der Kreuzesform in Abrede stellt, muß daher ein anderer, tiefer liegender seyn, und in der That schreibt er (S. 343): „Im Mittelalter war allerdings die Symbolik beliebt, allein wir dürfen dennoch behaupten, daß sie auf die Architectur selbst keinen Einfluß hatte. Die gothische Architectur entwickelte sich unabhängig von der mittelalterlichen Symbolik aus ihrem innersten Triebe und Bedürfnisse. Die symbolische Deutung war es nicht, welche der architectonischen Construction voranging, sondern nachfolgte."

Wir geben nun gerne zu, daß man nicht jeder architectonischen Anordnung des Raumes und jeder künstlerischen Ausschmückung des Details sogleich eine besondere Bedeutung beilegen, sondern, je mehr hiebei die Phantasie freien Spielraum gewinnt, desto behutsamer in der Anwendung der Symbolik seyn solle; wir sind selbst der Ueberzeugung, daß diejenigen viel zu weit gehen, welche, wie noch in neuester Zeit in einem sonst vortrefflichen und bisher noch unübertroffenen Werke angedeutet wird, in jedem Drei- oder Vier- oder Fünf-Passe ein Sinnbild der heil. Dreifaltigkeit und der vier Evangelisten und der fünf Wunden Christi u. s. w. erkennen

wollen; aber wir müssen behutsam zu Werke gehen, damit wir nicht, während wir das eine Extrem zu vermeiden suchen, in das entgegengesetzte verfallen und, indem wir von der christlichen Architectur jede Symbolik abstreifen, zuletzt nichts mehr übrig behalten als ein in der That gar zu nüchternes Produkt des menschlichen Geistes, wonach die Architectur allerdings nicht nur den niedrigsten Rang unter den verschiedenen Künsten einnehmen, sondern besser gleich ganz aus der Reihe derselben getilgt würde. Wir stimmen dem Verfasser vollkommen bei, wenn er sagt, die christliche Architectur habe sich „aus ihrem innersten Triebe und Bedürfnisse“ entwickelt, aber gerade zu diesem inneren Bedürfnisse rechnen wir und zwar vor Allem die Symbolik selbst. Namentlich war das Zeichen des Kreuzes für die Christen von Anbeginn an von so hoher Bedeutung, daß ihnen nichts näher liegen konnte, als dasselbe auch dem Plane ihrer Kirchen zu Grunde zu legen, und wir es vielmehr befremdend finden müßten, wenn sie es nicht gethan hätten.

Doch der Verfasser ist sicherlich mit uns selbst der Ueberzeugung, daß bei der Anlage und Durchbildung des christlichen Kirchenbaues die Künstler nicht bloß von äußeren Rücksichten, sondern auch und vornehmlich von einem inneren, auf der Symbolik ruhenden Bedürfnisse geleitet wurden, da er ja selbst überall auf die kirchlich-religiöse Bedeutung hinweist, und gerade diese Richtung es ist, welche als der leitende Faden durch sein ganzes Werk sich hindurchzieht, wie er denn namentlich über den „christlichen Geist der gothischen Architectur“ sich also ausspricht. „Die gothische Architectur ist das Produkt des christlichen Geistes, der alle Lebensverhältnisse des Mittelalters durchdrang und gestaltete. Aus dem lebhaften Streben, dem im Sakrament bleibenden Herrn und Heiland eine recht würdige Wohnstätte zu bereiten, die Anbetung Gottes in Geist und Wahrheit zu befördern und zur Verherrlichung des dreieinigen Gottes und seiner Heiligen

beizutragen, ging die Architectur hervor, deren Werke immerhin Gegenstand der Bewunderung bleiben werden und die wir darum vorzugsweise eine christliche nennen. Die christliche Kirche (der Tempel) ist aus dem Bedürfnisse der Wiedervereinigung mit Gott durch Christus hervorgegangen, sie muß daher nicht bloß architectonisch so eingerichtet seyn, daß sich die christliche Gemeinde in ihr versammeln und die Vereinigung mit Gott bewirkt werden kann, sondern auch so gestaltet seyn, daß sie dem christlichen Geiste und Bedürfnisse entspricht." Der Geist des Christenthums, fährt der Verfasser fort, ist der Geist der Einigung, der Freiheit und der Heiligkeit. „Welch anderes Gebäude," setzt er sodann hinzu, „wäre wohl mehr im Stande, den Geist der Einheit der Anschauung näher zu legen als der gothische Dom, der vermöge der organisch gegliederten und belebten Theile von manigfaltiger Gestalt in vollkommener Einheit das Abbild der durch Christi Geist gestifteten Christengemeinschaft ist. Bei welchem anderen Bauwerke wird ein freieres Emporstreben der Theile wahrgenommen wie bei dem gothischen. Wie die Richtung und das Streben des Christen auf Befreiung des Geistes aus den Banden der Sünde, welche ihn an die vergängliche Erde fesseln, und auf das Unsichtbare und Unvergängliche gerichtet seyn soll, so wurzelt der gothische Dom in der Erde, erhebt sich aber durch seine Strebepfeiler, Thürmchen, Fialen und besonders mit seinem Thurme schlank und kühn zu einer luftigen Höhe und weiset den Blick von der dunklen Erde zum Lichte des Himmels. Aber auch das lebhafte Streben des Mittelalters nach Heiligkeit des Lebens konnte in Nichts einen so großartigen künstlerischen Ausdruck finden als in dem gothischen Dombau, der in seinem weiten Umfange die vollständigste Bewältigung, Belebung und Verklärung der todten Materie auf architectonische Weise darstellt. Und wie diese Kunst aus dem christlichen Geiste hervorgegangen, so wirkt sie auch wieder auf Belebung und Stärkung dieses Geistes

zurück. Die organische Einheit des gothischen Domes ist geeignet den Geist der Einigung unter den Christen zu beleben und zu stärken, seine Höhe und rastlos aufstrebende Richtung hat immer den Geist und das Herz des empfänglichen Beschauers von der Erde zu der lichtvollen und seligen Höhe des Himmels erhoben, denn hier sprechen die Steine: sursum corda! Die Ueberwältigung und Verklärung der rohen Steinmasse endlich ist zu allen Zeiten eine Aufforderung, die Sinnlichkeit zu veredeln und zu verklären, dem inneren Menschen nach zu wachsen, je mehr der äußere aufgerieben wird, und nach dem zu streben, was droben ist."

In solcher und ähnlicher Weise sucht Hr. Dursch allenthalben auf den Geist hinzuweisen, in welchem die christliche Architectur des Mittelalters behandelt worden ist und auch fernerhin, wenn sie eine vorzugsweise christliche seyn will, behandelt werden soll.

Etwas kürzer als die Architectur wird die Sculptur besprochen und zwar mit Recht, da Beschreibungen ohne beigefügte Abbildungen doch nie ein klares Bild zu geben im Stande wären. Der Verfasser geht daher in dem historischen Theile nicht bloß über die altchristliche Plastik, die ohnehin außer dem Plane des Werkes liegt, sondern auch über die Sculptur der romanischen Periode mit sichtbarer Eile hinweg, und verweilt nur bei dem gothischen Kunststyle. Hier handelt er zuerst von den verschiedenen Gegenständen, welche, dann von der Weise, wie sie theils zum Schmucke der Architectur, theils selbstständig dargestellt wurden; weiter zählt er die vorzüglichsten Meister auf und ihre Werke, und zuletzt versucht er zu schildern, ob und in wieferne es der Plastik des Mittelalters gelungen sei, „die Formen immer edler, weicher und lebendiger zu bilden." Dem Leser wird in solcher Aufeinanderfolge ein befriedigendes und anziehendes Bild auch von diesem Zweige der bildenden Künste vorgeführt, und wir finden hiebei nur befremdend, daß der Verfasser den einzelnen

Abschnitten nicht die entsprechenden Ueberschriften gegeben hat. Denn, wie die Nachrichten über die griechischen und römischen Künstler, die wir dem Plinius zu verdanken haben, dort zu finden sind, wo sie Niemand sucht, nämlich in denjenigen Büchern seiner Naturgeschichte, in welchen er von den Metallen und Steinen handelt, in ähnlicher Weise finden wir hier unter der Aufschrift: „die Darstellungsstoffe der gothischen Plastik", die Namen der bekanntesten Künstler und die Beschreibung ihrer vorzüglichsten Werke.

Was das ästhetische Urtheil über die Plastik anbelangt, sind wir mit dem Verfasser gerne einverstanden, wenn er den wesentlichen Unterschied zwischen der griechischen und christlichen Sculptur darin findet, daß jener mehr die Vollendung der äußern Form, dieser dagegen vorwiegend der Ausdruck der Seelenstimmung als die Hauptsache erschien. Auch wir sind der Ueberzeugung, daß jedes Kunstwerk zunächst von demjenigen Standpunkte aus beurtheilt werden solle, den der Künstler, der es geschaffen, selbst eingenommen hat, daß daher nur derjenige die christlichen Sculpturwerke des Mittelalters richtig zu würdigen vermöge, der sich in den christlichen Geist jener Zeit zurückzuversetzen im Stande ist; denn nicht die Richtigkeit der Zeichnung, nicht die Schönheit der Formen, überhaupt nicht die äußere Vollendung, sondern der gläubige, demüthige, fromme Sinn, der in sie hineingelegt ist, kurz der Geist des Christenthums ist es, der ihnen eine wahre Schönheit verleiht, der sie, wenn auch zuweilen unvollkommen an Gestalt, wie höhere, reinere, verklärte Wesen erscheinen läßt. Allein Hr. Dursch geht offenbar zu weit, wenn er behauptet, die Künstler des Mittelalters hätten auf die Idealisirung der menschlichen Gestalt absichtlich verzichtet, ja sogar nicht undeutlich durchschimmern läßt, als sei die Schönheit der Gestalt für die christliche Kunst überhaupt etwas ganz Gleichgültiges, indem er über den Unterschied zwischen der griechischen und christlichen Sculptur (S. 393) des

Weiteren sich also ausspricht: „Die Darstellung der menschlichen Gestalt beruht auf der dem Christenthum eigenen Auffassung der Natur, und unterscheidet sich von der griechischen. In den Augen der Griechen fiel die Natur mit dem Göttlichen so sehr zusammen, daß sie nur eine göttliche Erscheinungsform von diesem war, oder sie erschien ihnen als eine vergöttlichte, ideale. In den Augen des Christen ist die Natur, obgleich eine Offenbarung Gottes, doch kein Theil des göttlichen Wesens. Hinsichtlich der menschlichen Natur herrschte im Mittelalter lebhaft die christliche Ansicht, daß dieselbe durch die Sünde verdorben sei und in der Vollkommenheit nicht mehr bestehe, in welcher sie erschaffen wurde. In diesem Glauben stellte auch die Kunst anfänglich Christus, den Reinsten und Heiligsten, in seiner Knechtgestalt häßlich und unansehnlich dar. . . . Die menschliche Natur kann in diesem Leben nicht erhöht, verfeinert und in ihren Anlagen gesteigert werden, wohl aber kann sie der Ausdruck eines edlen Geistes werden, der in ihr wohnt, oder die Sinnlichkeit, Schwäche und Unansehnlichkeit derselben kann von einem glaubensstarken, liebevollen und reinen Geiste verklärt werden. Es lag daher dem Künstler nicht daran, den menschlichen Leib in idealer Vollkommenheit darzustellen, sondern ihn zu bilden, wie er im Allgemeinen ist, an ihm dagegen die Wirkung des Christenthums, die volle Herrschaft des Geistes über das Fleisch, die Verklärung des sinnlichen Theils des Menschen erscheinen zu lassen. Auf diesem Wege erreichte sodann auch die mittelalterliche Plastik eine Schönheit, die der griechischen entgegengesetzt ist. Während nämlich die griechische Plastik auf die Darstellung eines schönen und erhabenen Geistes (vgl. S. 396) in einem idealschönen Leibe abzielte, bestrebte sich die christliche einen schönen Geist in einem von der Sünde verderbten Leibe darzustellen.“ So weit Hr. Dursch. Wir unserer Seits können eine solche Anschauung nicht theilen; wir glauben vielmehr, daß sie weder dem Geiste der

griechischen noch der christlichen Seulptur entspreche. Die Griechen mögen immerhin die Natur als einen Theil des göttlichen Wesens betrachtet haben, aber sie erkannten so gut, wie die christlichen Künstler, daß die menschliche Gestalt, „wie sie im Allgemeinen ist“ und in der Wirklichkeit sich vorfindet, eine „ideale Vollkommenheit“ nicht an sich trage, denn sonst hätten sie dieselbe in ihren Schöpfungen nicht erst all der Mängel der Wirklichkeit entkleidet und idealisirt. Und wenn der christliche Künstler mit Recht glaubte, daß die menschliche Natur durch die Sünde verdorben sei und in der Vollkommenheit nicht mehr bestehe, in welcher sie erschaffen wurde, so konnte dieser Glaube für ihn um so weniger einen Grund abgeben, die Heiligen Gottes in einem „von der Sünde verderbten Leibe“, oder gar Christum selbst „in seiner Knechtgestalt häßlich und unansehnlich“ darzustellen, als ihn ja derselbe Glaube lehrte, daß der Mensch ursprünglich in königlicher Schönheit aus der Hand Gottes hervorgegangen sei und im Zustande der Seligkeit seine ursprüngliche Schönheit wieder erlange, Christus aber dem Menschen in der Sünde nicht ähnlich geworden sei und sonach auch einen von der Sünde verderbten Leib nicht gehabt habe. Beide, die heidnischen wie die christlichen Künstler, haben vielmehr gleichmäßig sich bestrebt, die menschliche Natur nicht „wie sie im Allgemeinen ist,“ sondern in einem schöneren, verklärteren, idealen Zustande darzustellen, jedoch mit dem Unterschiede, daß hiebei die einen nur von einer dunklen Erinnerung und schwachen Hoffnung, die anderen von lebendiger Ueberzeugung und glühender Sehnsucht von und nach diesem Ideale sich hingezogen fühlten, weßhalb uns auch die klassischen Seulpturwerke ihrer künstlerischen Vollkommenheit ohnerachtet immer kalt lassen, die christlichen dagegen, selbst solche, die nicht strenge nach den Anforderungen der Kunstregeln gebildet sind, zu unserem Gemüthe sprechen.

In Zusammenhang mit obigem Gegenstande steht die

Frage: warum die mittelalterlichen Sculpturwerke häufig bemalt sind. Hr. Dursch gibt hierauf (S. 379 und 402) nachstehende Antwort. „Während in Italien — schreibt er — die plastischen Darstellungen aus schönem, glänzenden Marmor gebildet wurden, fehlte dieses Material in Deutschland und war zu kostspielig; man nahm daher die Zuflucht zu dem Sandstein und zu dem Holze. Weil nun die plastischen Werke in grauem Stein oder Holz sehr unscheinbar waren, in dem Holz nicht leicht ein Stück mit gleicher Farbe zu großen Darstellungen gefunden wurde, und weil die farblose Stein- und Holzsculptur in großem Gegensatz mit der belebten gothischen Architectur, der Farbenpracht der theilweisen Bemalung und Vergoldung der Kapitäle, der Schlußsteine u. s. w., und dem Farbenglanz der Glasmalerei stand, wurde man instinktmäßig auch auf die Bemalung und Vergoldung der Statuen geführt. Das Mittelalter liebte überhaupt das Prachtvolle und Glänzende.“ Wir erkennen diese Gründe an, aber nur theilweise; jedenfalls sind sie nicht erschöpfend. Wir glauben nämlich nicht, daß überhaupt zu irgend einer Zeit das Material als solches und dessen Unscheinbarkeit oder sonstige Beschaffenheit zur Bemalung sei es der Gebäude, sei es der Sculpturwerke geführt habe; namentlich zweifeln wir, ob den deutschen Künstlern des Mittelalters der „graue Stein“ gegenüber dem „schönen, glänzenden Marmor“ als ungenügend erschien, ob sie die in grauem Steine ausgeführten Werke für „unscheinbar“ gehalten haben. Die Kunstgeschichte lehrt uns nicht, daß die christliche Sculptur auf ihrem Höhepunkte gestanden habe, als die Statuen von schönem Marmor in die Kirchen germanischen Styles einzogen; ja, wir sind sogar der Meinung, daß die Künstler bei der Ausschmückung der von Sandstein erbauten Portale und Säulen und Thürmchen und Nischen dem zum Materiale der Architectur harmonisch stimmenden grauen Stein auch in dem Falle den Vorzug gegeben haben würden, wenn ihnen glänzender Marmor wirklich zu

Gebote gestanden hätte; und selbst diejenigen, die in der Madonna des Michael Angelo in der Liebfrauenkirche zu Brügge ein besonderes Meisterstück der christlichen Kunst erkennen wollen, werden nicht in Abrede stellen, daß der Marmor wie ein Fremdling in dem gothischen Gebäude sich ausnehme. Der Grund, weßhalb die mittelalterlichen Sculpturwerke häufig bemalt wurden, liegt auch hier nicht in äußeren Rücksichten, sondern vielmehr in dem oben bezeichneten Geiste der christlichen Plastik, wodurch sie sich von der griechischen unterscheidet. Ihr ist nämlich nicht die Form als solche, sondern der geistige Ausdruck, nicht die äußere Gestalt, sondern die innere Seelenstimmung die Hauptsache; darum genügt ihr nicht die Statue für sich und nicht die bloße Wirkung von Licht und Schatten, wie sie die Statue als solche hervorbringt, sondern sie nimmt auch die Brechungen des Lichtes, sie nimmt die Farbe und ihre ganze Symbolik als dasjenige Material zu Hilfe, welches, weil minder körperhaft, allein im Stande ist, dem inneren Seelenleben einen entsprechenden Ausdruck zu leihen. Die Farbe ist für das germanische Sculpturwerk eine wesentliche Zuthat.

Bezüglich der Geschichte der Malerei bemerkt der Verfasser mit Recht, daß sich aus der romanischen Periode zu wenige Werke in Deutschland erhalten haben, als daß man es wagen dürfte, ein Urtheil über dieselbe im Allgemeinen abzugeben. Wenn er jedoch von den Stickereien sagt (S. 247), es finden sich solche nur noch im Dome von Halberstadt und einige Fragmente in der Schloßkirche zu Quedlinburg, so sind ihm die Casula des heil. Wolfgang, die reichen Stoffe Günthers von Bamberg u. s. w. entgangen, auch wäre hier ein schicklicher Platz gewesen, von den Arbeiten der Kaiserin Kunigunde u. s. f. zu sprechen. Und wenn unter den Wandmalereien der Sieg über die Ungarn erwähnt wird, den Heinrich I. in seinem Palaste zu Merseburg darstellen ließ, so durften die großen Cyclen von Gemälden in den

Kirchen, wie z. B. in der Klosterkirche zu Benediktbeuern, nicht übergangen werden. Deßgleichen befindet sich der Verfasser im Irrthum, wenn er glaubt (S. 248), die Erfindung Metallfarben zu Glas zu machen und mit diesem zu verbinden, sei erst am Ende des vierzehnten Jahrhunderts vorhanden, da doch schon der presbyter Theophilus in seiner leider nicht mehr vollständig erhaltenen Schrift: de coloribus et de arte colorandi vitra in einem besonderen Abschnitte (de coloribus qui fiunt ex plumbo, cupro et sale) hievon gehandelt hat.

Desto ausführlicher dagegen ist der Verfasser bei der Geschichte der „Malerei der gothischen Kunstperiode,“ indem er hier nicht bloß die bekannteren, sondern bei der schwäbischen Schule auch die minder bekannten Meister aufzählt und hie und da selbst in eine umständliche Beschreibung ihrer Werke eingeht.

Auf letztere kommt er auch bei der ästhetischen Beurtheilung der Malerei dieser Periode nochmal zurück. Treffend und wahr schreibt er (S. 491): „Weil bei den Künstlern damaliger Zeit die Auffassung der darzustellenden Gegenstände auf dem lebendigen Glauben an ihre Heiligkeit beruhte und sie nicht so fast zur Belehrung oder Erinnerung als zur Erbauung der Gläubigen dargestellt wurden, und die Meister selbst von den Gefühlen demüthiger Anbetung, Liebe, Bewunderung und Ehrfurcht beseelt waren, ging ihr Bestreben hauptsächlich dahin, die heil. Gestalten zum Träger ihrer eigenen Gefühle zu machen. Ihre Gebilde wurden die Träger ihrer eigenen Freude oder Trauer, gingen ganz aus ihrem Geiste hervor und offenbaren uns ihre gemüthliche Stimmung dabei.“

Ebenso bezeichnend schreibt er von der Kölner-Schule (S. 496): „Es tritt hier eine gläubig-fromme, gemüthliche, tiefe Auffassung der religiösen Gegenstände an das Licht, welche sich gewissenhaft innerhalb der Lehre der Kirche und der frommen Meinung bewegt. Diese Auffassung vermochte es denn auch, den Frieden Gottes und die Freude im heil. Geiste über

die Gebilde der sinnlichen Darstellung auszugießen. Hier erscheint die Welt mit Gott versöhnt und in Gott selig, darum finden wir auch überall innere Befriedigung, Ruhe, Heiterkeit und Offenheit. Die Versöhnung mit Gott schließt sich aber gegen die Welt nicht ab, sondern lebt, wirkt und leidet in dieser als der Trägerin des zeitlichen Daseyns. Der Heilige erscheint auf Erden lebend, aber mit seinem Wandel in dem Himmel" — während er dagegen von dem berühmtesten Meister der Nürnberger-Schule, von Albrecht Dürer, also urtheilt (S. 520): „In seiner Darstellung unterscheidet er sich wesentlich von den andern Meistern der Zeit dadurch, daß diese die Wirklichkeit zu dem Hohen und Heiligen zu erheben suchten, während er dasselbe in die Wirklichkeit herabzuziehen strebt. Das Bestreben seiner Darstellungsweise ging darauf los, die heil. Gegenstände recht natürlich, lebendig und lebhaft darzustellen . . . Seine Werke sind nicht aus einer tiefen und innigen Gemüthlichkeit hervorgegangen und die vorherrschend realistische Richtung hat den Zauber einer höheren Welt geschwächt." Dieß Urtheil mag Manchem allerdings etwas hart klingen, allein es wird hiemit den außerordentlichen Verdiensten und dem unvergänglichen Ruhme dieses großen deutschen Meisters viel weniger nahe getreten, als durch das Lob derjenigen, die sich bemühen selbst die Mängel zu Vorzügen zu stempeln. Denn wenn uns z. B. die Geschichte lehrt, daß die christliche Kunst aller Völker und aller Jahrhunderte keine schönere und höhere Aufgabe gekannt hat und noch kennt, als die seligste Jungfrau, die Schönste und Reinste, in Poesie und Melodie, in Bildnerei und Malerei zu besingen und zu verherrlichen: so wird jenes Urtheil über Dürer durch nichts mehr bestätiget und bekräftiget, als wenn in einer jüngst erschienenen Schrift (Rettberg, Nürnbergs Kunstleben 1854. S. 108) sein größtes Verdienst also geschildert wird: „namentlich ist Dürers Auffassungsweise von der Würde der Frauen hervorzuheben, ganz sittlich, ganz deutsch. Das schönste Weib

ist ihm nicht sowohl die Jungfrau als vielmehr die Mutter, und alle seine Marien sind keine sinnlich schönen Jungfrauen, sondern ächte deutsche Mütter. Wir finden darin eine hohe sittliche Würde, denn der höchste Beruf des Weibes und seine höchste Würde ist — Mutter zu seyn . . . Die sittliche Mutter ist ihm eine reich und voll blühende Rose, während die sittliche Jungfrau nur eine Knospe ist. Er trat hiemit nicht in einen Gegensatz gegen die kirchliche Lehre von der unbefleckten Jungfräulichkeit Mariens, sondern gab ihr nur eine erweiterte geistigere Anwendung." Fürwahr, wenn Dürers größter Vorzug in dieser Auffassung des höchsten Ideals der christlichen Kunst bestehen würde, dann allerdings hätten diejenigen Recht, welche behaupten, „daß die Kunst erst durch die Reformation veredelt und zu einer neuen frischen Blüthe getrieben worden sei." Wir unserer Seits stimmen Hrn. Dursch bei, wenn er (S. 545) schreibt: „Der Abfall von der alten Kirche hat die Blume geknickt, die im deutschen Garten blühte, hat die Wurzel der Lilie und des Veilchens herausgerissen und statt derselben die der brennenden Liebe und der stinkenden Hoffart gelegt," oder wie der Erbauer der Walhalla sich ausdrückt: „die Reformation ging auf, die bildende Kunst ging unter."

Aus diesen Andeutungen wird zur Genüge erhellen, wie warm der Verfasser der wahren Kunst das Wort redet und wie sehr es ihm am Herzen liegt, auch Andere hiefür zu begeistern, und was vom Herzen kommt, kann nur wieder zum Herzen dringen. Vorliegendes Werk wird nicht verfehlen, was der Verfasser sich vorgesetzt, zu bewirken, nämlich „für die bildende Kunst des Mittelalters zu interessiren und einen edleren Kunstgeschmack zu erwecken."

XLV.

Die neueste Literatur in Italien.

I.

Die Aufklärungs- und Revolutions-Literatur der giovane Italia und ihrer Verbündeten.

Mehr als einmal in der mittleren und neueren Zeit war Italien der Mittel- und Zielpunkt der größten Bewegungen, das Streitobjekt und der Zankapfel zwischen den mächtigsten Reichen, der ersehnte Kampfpreis ihrer Feldherrn und Eroberer; mehr als einmal war es der Boden, auf dem die feindlich sich entgegenstehenden Principien, welche die Welt theilten, auf das heftigste sich bekämpften. Von den Stürmen der Völkerwanderung, von den Invasionen der Ostgothen und Longobarden, der Byzantiner, Araber und Normanen, von den langwierigen Kämpfen zwischen den Trägern der geistlichen und weltlichen Gewalt, zwischen Welfen und Ghibellinen, von den zahllosen inneren Fehden und Parteiungen, den vielfach schattirten demokratischen, aristokratischen und monarchischen Faktionen, von den verheerenden, um seinen Besitz geführten Kriegen der spanischen und der französischen Weltmacht, von einer kaum übersehbaren Reihe politischer Verwicklungen und Katastrophen hat es die durchgreifendsten

Veränderungen, die nachhaltigsten und erschütterndsten Einwirkungen erfahren, die seine Einheit und äußere Machtstellung nach und nach völlig untergraben und vernichten mußten. Aber ein großer moralischer Einfluß, eine innere geistig attraktive Kraft ist ihm stets bei allen Erschütterungen verblieben; der klassische Boden, über den die Natur so verschwenderisch ihre Reize ergossen, die dem Handel so günstige geographische Lage der Halbinsel in Mitte des europäischen Südens zwischen zwei Meeren, die Schöpfungen der Kunst, die hier ihre herrlichsten Blüthen hervortrieb, und vor Allem seine religiöse Bedeutung durch das Centrum des Katholicismus, das hier in imponirender Größe und Majestät hervorstrahlt, haben ihm einen sonst nirgends mehr erreichbaren Glanz, einen tiefen geistigen Einfluß für alle Zeiten gesichert. Wie aber stets die mächtigsten Höfe ein politisches Uebergewicht in Italien erstrebten, so suchte auch die Häresie aller Zeiten hier festen Boden zu gewinnen; eine endlose Reihe solcher Versuche weiset die Geschichte nach von den ältesten Gnostikern an, die wie Valentin und Marcion in Rom sich Geltung verschaffen wollten, bis auf die mittelalterlichen Manichäer und Katharer, und vom Beginne des Protestantismus bis auf die Gegenwart, wo das von Mazzini so warm empfohlene „Evangelium“, mit der Revolution im Bunde, die unglaublichsten Anstrengungen sich nicht verdrießen läßt, um gerade hier seine Ideen zu absoluter Herrschaft zu erheben.

Zu einer richtigen Beurtheilung des heutigen Italiens dient, nebst der gründlichen Kenntniß seiner Geschichte, seiner politischen, socialen, commerciellen und industriellen Zustände, ganz besonders die genaue Würdigung seiner literarischen Erzeugnisse. Ueberhaupt ist ja die Literatur civilisirter Völker das getreueste Abbild ihres Lebens, die Offenbarung der in ihnen dominirenden oder die Herrschaft anstrebenden Ideen der Maßstab für das Urtheil

über ihre jetzige geistige Kraft und über ihre zukünftige Stellung. Da, wo in ihr nur noch die corrosiven und destruktiven Richtungen vertreten sind, nur noch die Schatten-Seiten des sinkenden socialen Lebens sich reflektiren, da ist auch die ganze geistige Kraft einer Nation gebrochen und ertödtet; wo die literarischen Hervorbringungen bunt gemischte, gährende, einander widerstrebende Stoffe in wirrem, regellosem Durcheinander mit sich führen, da hat sich auch im Leben der Nation der nothwendige Scheidungs- und Läuterungs-Proceß noch nicht vollzogen, der die höheren und niederen Triebe, die erhaltenden und die vernichtenden Impulse getrennt, geordnet auseinanderhält; wo sich aber in scharfer Ausprägung die einzelnen, von verschiedenem Geiste beherrschten Tendenzen, klar ihrer selbst bewußt, in den geistigen Erzeugnissen scheiden, da hat bereits der offene Kampf zwischen dem guten und dem bösen Genius begonnen, und die Entscheidung ist in die nächste Nähe gerückt.

Seit in Italien der Strom der revolutionären Ideen die alten Dämme überfluthet, die seinem gewaltigen Andrang lange widerstanden, seit die Communikation mit dem Auslande erleichtert, die Strenge der alten Gesetze bedeutend gemildert oder ganz beseitigt war, die Censur, die Inquisition, die geistliche und weltliche Controle der Literatur nicht mehr in ihrem vollen Maße und Umfang ihrem Zwecke genügen konnten: sehen wir auch auf der hesperischen Halbinsel ein neues, eigenthümlich reges Leben, eine ausgebreitete schriftstellerische Thätigkeit sich entfalten, die zwar die Fähigkeit in sich tragen, die da und dort eingetretene Stagnation zu besiegen, aber auch enge mit der Gefahr verknüpft sind, daß die antinationalen und antikatholischen, überhaupt die negativen Principien mehr und mehr die Oberhand gewinnen. War auch in den italienischen Staaten — das aristokratische Venedig ausgenommen — bis in's siebenzehente Jahrhundert den protestantisch-revolutionären Ideen der Zugang fast gänzlich ver-

schlossen, so erlangten sie im achtzehnten desto größern Boden, und die französische Revolution fand bereits so viele Anknüpfungspunkte, daß sie hier auch schon vor ihrer gewaltthätigen Invasion mit glücklichem Erfolge Propaganda zu machen im Stande war. Die Doctrinen von Pietro Giannone, Filangieri, Beccaria u. A., die Lehren der jansenistischen Theologen in Toskana und der Lombardei, in Sardinien und Neapel, die aufgeklärten Minister und ihre neuen Gesetze hatten diesen Erfolg vorbereitet und begünstigt; die französische Modeliteratur fand ihre bald mehr versteckten, bald mehr offenen Bewunderer und Nachahmer; der Reiz geheimer Gesellschaften für den neugierigen, leichtbeweglichen Italiener beförderte das Entstehen immer neuer, weitverzweigter Conspirationen, die, obschon oft zurückgedrängt, doch immer wieder aus ihrem Dunkel, Mord und Brand im Gefolge, hervorgebrochen sind.

Die letzten italienischen Revolutionen haben unstreitig viele guten wie bösen Elemente aufgeregt und aus der Tiefe, in der sie ruhten, auf die Oberfläche getrieben; der klare Meeresspiegel ward durch wild schäumende Wogen getrübt, in denen die Ungeheuer des Abgrundes neben harmlosen und friedlichen Seebewohnern sich zu tummeln schienen. Bis zur Stunde bekämpfen sich die feindlichen Elemente, wenn nicht mehr auf dem Schlachtfelde, doch in der Literatur, und zwar auf allen ihren Gebieten. Standpunkte, die man anderwärts längst zu den überwundenen zählt, machen hier neuerdings sich geltend, so daß Viktor Cousin wohl nicht ganz mit Unrecht von diesen Italienern sagt: Leur présent est le passé de la France. Die fremde Wissenschaft, die haltlosesten Theorien des Auslands verschaffen sich Eingang und Verehrung, und zwar gerade bei denen, die als hochpatriotische „Italianissimi“ sonst nur Verachtung gegen die nordischen Barbaren im Munde zu führen pflegen. Die in der concreten Wirklichkeit geschlagene Revolution hat sich wieder mehr in die

abstrakte Geisterwelt geflüchtet und durchspäht sorglich alle ihre Regionen, um Waffen für ihren politischen Kampf, Hebel und Hilfsmittel für ihre socialen Zwecke zu gewinnen. So hat bereits dort im Süden nach französischen und deutschen Mustern eine theilweise auch vom Auslande protegirte Literatenzunft sich gebildet, die Alles in Bewegung setzt, um ihre Ideen — die der Freiheit, der nationalen Unabhängigkeit, der Größe und Einheit Italiens in der Einen und untheilbaren Republik, die der deificirten Menschheit, der Souverainetät und Divinität des Volkes — in Umlauf zu bringen, und die kirchliche wie die politische Reaktion in allen Sphären aus dem Felde zu schlagen. Das Vaterland der Socine, des Gentilis und des Machiavelli hat bereits neue Nationalisten, Philosophen und Politiker in großer Zahl hervorgebracht, dazu einen Schwarm freiheitstrunkener Poeten, die mit aller Gluth der südlichen Phantasie ihre Ideale verherrlichen, und Wuth und Rache gegen deren Feinde sprühen. Wen diese Dolch- und Blut-Poesie mit ihren heidnisch-altrepublikanischen Reminiscenzen nicht für Jung-Italien gewinnt, den soll frivoler Witz oder blendende Sophistik in dessen Lager hinüberziehen. Neben den literarischen Titanen haben andere minder begabten Geister, servile Nachbeter derselben, aus den Fundgruben früherer Zeiten und anderer Länder geschöpft, und die drastischen Arbeiten der Encyklopädisten für ihre Landsleute mundgerecht zu machen gesucht. Alle, Literaten und Journalisten, selbst Buchhändler, wirken mit emsiger Geschäftigkeit zusammen, und während sie mit aller Sorgfalt sich und Ihresgleichen, überhaupt aber alle jene Autoren bei jeder Gelegenheit erheben, deren verderbliche Grundsätze sie der Gesellschaft einimpfen möchten, sie verherrlichen als die größten Genie's, als von Gott gesandte Lehrer und Heroen des Jahrhunderts, fallen sie mit fanatischem Eifer über ihre Gegner und deren Schriften her, wo diese sich irgend eine Blöße geben, ignoriren vornehm, was sie anerkennen und bewundern müßten, und suchen stets den Eindruck

der ihnen unbequemen Werke ferne zu halten, die conservativen Kräfte zu entmuthigen, damit sie nicht ferner ein Terrain ihnen streitig zu machen sich unterfangen, das sie zu völligem Alleinbesitz occupirt zu haben vermeinen. Bei allem Hader unter sich steuern die Koryphäen des Radikalismus beharrlich auf ihr Ziel zu, und wenn auch Mazzini durch das Mißlingen seiner tollkühnen Unternehmungen viel an Credit verloren, und die heftigsten Vorwürfe von Seite seiner Verbündeten sich zugezogen hat, so halten diese nichts destoweniger an seinen Ideen fest, und ihr Streit ist nicht auf die Principien, sondern nur auf die Art und Weise ihrer Verwirklichung und Anwendung gerichtet. Montanelli, Guerazzi, Bianchi-Giovini, Farini, Gualterio, Ferrari u. s. w. sind alle einverstanden mit Mazzini's revolutionären Ideen.

Am stärksten tritt an diesen Helden des Tages der tödtliche Haß gegen die Fremdherrschaft und das päpstliche Rom hervor *); in Prosa wie in Versen, in tausend Variationen wiederholen sie unermüdlich dasselbe Thema. Der alte Rath der protestantischen Freunde im Norden, Italien durch Abschüttelung des päpstlichen Joches gründlich zu emancipiren **),

---

*) „Wer sind die gefeiertesten Namen in unserer modernen Literatur?" — fragt ein conservatives italienisches Blatt. „Jene, die so viel Vermessenheit oder Unwissenheit an den Tag legten, gegen das Christenthum und gegen den Papst sich zu erheben, jene, die, den lügenhaften Ruf im Munde: „„Fort mit dem Ausländer!"", es versuchten, Italien zu germanisiren, gallicisiren, anglicisiren, ja im Nothfalle es türkisch zu machen, die mit allen möglichen Künsten es zu fremden Religionen, zu fremden Sitten, zu fremder Literatur, zu fremder Politik fortzureißen strebten, nur um es seiner erhabensten Zierde — des katholischen Glaubens — beraubt zu sehen! Das in der That sind die Helden, die „„großen Männer"" unserer Tage, in denen eine Handvoll Freigeister sich zu Tyrannen der öffentlichen Meinung aufgeworfen hat, und Ruhm und Schmach nach ihrem Interesse verhandelt."

**) Charakteristisch für diese Bestrebungen ist die 1586 gedruckte Schrift:

wird getreulich befolgt; mit Mazzini und Nik. Tommaseo haben zahlreiche Schaaren dieser Schriftsteller, bald mehr bald weniger von englischen Italophilen begünstigt, dem Papstthum und dem päpstlichen Staate einen förmlichen Krieg erklärt. Die Roma papale, an die sich die größten und herrlichsten Erinnerungen der Nation seit mehr als einem Jahrtausend knüpfen, wird im Namen eben dieser Nation als der Sitz alles Unheils und aller Barbarei bekämpft; zahllose Pamphlete, die alle Lästerungen der Häretiker gegen den römischen Stuhl weit hinter sich zurücklassen, werden allenthalben verbreitet. Derselbe Instinkt, der die italienischen Radikalen mit so tiefem Haß und Abscheu gegen Oesterreich erfüllt, daß sie lieber kosakisch seyn wollen, und seit der orientalischen Krisis ganz offen ihre russischen Sympathien zur Schau tragen *), treibt sie noch viel mehr zur völligen Detestation des Papstthumes und der mit ihm zusammenhängenden Institutionen, wie denn auch Mazzini den bekannten christlichen Wunsch Luther's zu dem seinigen gemacht hat: Deus vos impleat odio Papae! Man ruft die ghibellinischen und antipäpstlichen Parteien des Mittelalters an, obschon deren Op-

---

Avviso piacevole alla bella Italia di un nobile giovane Francese, die der Cardinal Bellarmin ausführlich zu widerlegen für gut fand (Responsio ad librum anonymum contra Summum Pontificem. Opp. Bell. ed. Colon. VII, 530 seq.

*) Aurelio Bianchi-Giovini, ein bedeutender Stimmführer der Radikalen, hält die Hinneigung zu Rußland für ächt patriotisch, denn jeder Fortschritt des Czaren sei Gewinn für die italienische Freiheit; ja Italien müsse kosakisch werden (incosacchirsi) zu seiner Rettung vor Oesterreich. Uebrigens bemerkt der verkosakte Patriot (incosacchito) selbst in seiner „Unione“ (28. und 29. Juni 1854), mit großem Mißbehagen: in keiner Epoche seiner Geschichte habe Oesterreich so mächtig dagestanden, als in der Gegenwart. (L'Austria in nissuna epoca della sua storia non si è mai trovata tanto potente, quanto in questi giorni.)

position gegen Rom ganz anderer Art war, als die der Ungläubigen der Neuzeit; selbst der Ghibelline Dante hatte stets im Papste den Stellvertreter Christi im Geistlichen anerkannt, und für die Fürstin italischer Städte in Latium die Liebe und Ehrfurcht aller seiner Landsleute in Anspruch genommen *). Als im sechszehnten Jahrhundert die Ideen der deutschen und helvetischen Reformatoren auch in Italien da und dort Anklang fanden, da war noch immer die Verehrung für das Oberhaupt der Kirche, das Hochgefühl ihrer großartigen Einheit zu tief den Gemüthern eingeprägt, die katholischen Institutionen zu sehr mit der nationalen Sinnesweise verwachsen, als daß sie bedeutende und nachhaltige Eroberungen sich hätten versprechen können. Groß war Italien durch den Stuhl Petri geworden; ihm verdankte es fast sämmtlich die herrlichsten Erzeugnisse seiner Kunst und seiner Wissenschaft, ihm den größten Theil seines Einflusses auf die übrigen Völker, ihm seine oftmalige Wiedererhebung aus seinem beinahe gänzlichen Verfall. Das möchten die modernen Patrioten dem Gedächtnisse ihrer Landsleute wo möglich für immer entrücken; nichts hindert ihre Plane mehr, als daß es in Italien noch ein Rom, und in Rom noch einen Nachfolger des Fischers aus Galiläa gibt.

Aber noch viel weiter hat sich die Negation bereits verbreitet; sie hat mitten unter ihren Lobpreisungen des orthodoxen Protestantismus, der die Emancipation des Gedankens zwar nicht verwirklicht, aber doch angebahnt, dessen positive Dogmen längst über Bord geworfen, und das Christenthum überhaupt zum Gegenstande ihrer Angriffe gemacht. Nachdem schon vorher der radikale Abate Vincenz Gioberti, dem der blendende Glanz seines Namens in der Jubelzeit des Frei-

*) Dante ep. ad Cardinales Italicos: Latiale caput (Roma) cunctis est pie Italis diligendum tamquam commune suae civilitatis principium.

heitsschwindels ein Minister-Portefeuille in Turin verschafft, nach der Weise der Rationalisten die vier Evangelien möglichst herabgesetzt und entwerthet, konnte man einen Schritt weiter gehen, und das ganze Leben Christi in eine bloße Mythe verflüchtigen. Bianchi-Giovini in Turin und der apostasirte Priester Bonavino in Genua haben nach Strauß die Evangelienkritik bearbeitet, wobei Ersterer wohl unmittelbar aus dem deutschen Mythiker schöpfte, Letzterer aber den Ersteren bestens benützt hat. Zwar fehlte es nicht an den glänzendsten Anpreisungen solcher kritischen Meisterwerke, und besonders der Letztgenannte, einer der fruchtbarsten Autoren von Jung-Italien *), der auch unter dem Namen Ausonio Franchi und Rinter de Liessol auftritt, hat mit Hülfe dieser Pseudonamen seinen „Studii sopra la biografia evangelica" das gebührende Renomée zu verschaffen nicht ermangelt; gleichwohl entsprach bis jetzt der Erfolg den gehegten Erwartungen nur sehr wenig **), und die verdienstvollen Kritiker mußten sich damit trösten, das italienische Volk sei doch noch nicht genug herangereift, solche Leistungen verdienter-

---

*) Von ihm sind die Schriften: La religione del secolo XIX — La filosofia delle scuole italiane u. a. m.

**) Die „Critica degli Evangelii di A. Bianchi-Giovini" ward zu Turin gedruckt, aber mit der falschen Angabe: „Zürich bei G. Füsselin 1853". Da das Buch nicht den erwarteten Absatz hatte, vielmehr der Verleger in großen Schaden kam, so verlangte dieser vom Verfasser vertragsgemäß eine bestimmte Entschädigungssumme; der aber wies, auf die Gesetze gestützt, ihn einfach damit ab, sein Buch sei ja laut Titel in Zürich, nicht in Turin gedruckt, er habe mit G. Füsselin und sonst mit Niemand zu schaffen. Nun ward das für den Preis von 7½ Franken angekündigte Werk auf den Straßen Turins für sechs Soldi feilgeboten, fand aber ebenso wenig Käufer, einige Neugierigen, meist Engländer, ausgenommen. Gegen diese „Evangelienkritik" schrieb der Franziskaner-Observant Giorgio Piga: La teologia mestiere. Torino 1853.

maßen zu schätzen; erst müßten die Resultate der neuern Philosophie tiefer in die Massen gedrungen seyn, um es dafür empfänglicher und befähigter zu machen.

Und in der That wurden seit längerer Zeit von den Autoren der Giovane Italia und ihren halbliberalen Trabanten die philosophischen Studien mit großem Eifer ergriffen; doch haben sie es noch nicht zu selbstständigen Systemen gebracht, und selbst die relativ originellsten ihrer Denker sind bei Fremden in die Lehre gegangen. Zum großen Theile halten sich dieselben an die schöngeistige Philosophie der Franzosen im vorigen Jahrhundert, die neben Anderen der von ihnen hochgepriesene, bereits verstorbene Giacomo Leopardi *) zu restauriren versucht hat; einige Anhänger zählen auch La Mennais und die neueren französischen Eklektiker 2c. Ein anderer bedeutender Theil folgt den deutschen Philosophemen, die ihnen entweder unmittelbar aus deutschen Schriften, oder (was bei den meisten der Fall) aus Viktor Cousin und anderen Franzosen bekannt sind. Unter allen italienischen Philosophen, die von der alten Schule sich entfernten, haben Rosmini und Gioberti die meisten Schüler und Adepten gefunden; Ersterer verdient, soviel bekannt ist, als Mensch und Priester, sowie als Stifter der 1839 approbirten geistlichen Genossenschaft der christlichen Liebe, hohe Achtung; Letzterer ist als Demagog und Revolutionsheld zur Genüge bekannt. Ersterer zählt geachtete Vertheidiger auch unter der Geistlichkeit, obschon das Gebahren vieler seiner Schüler und die Consequenzen seiner Lehren den Ruhm seines Namens mehrfach verdunkelt haben; Letzterer wird nach dem verdammenden Urtheile der Kirche von allen Gutgesinnten entschieden ver-

*) Eine gründliche Widerlegung desselben enthält die Schrift: Filosofia di Giacomo Leopardi raccolta e disaminata per Domenico Solimani d. C. d. G. prof. di filos. morale nel Coll. Rom. Imola 1853.

worfen. Beide kennen die deutsche Philosophie; beide haben mehr oder weniger schädliche Elemente aus ihr entnommen und in ihren Schriften, Ersterer wohl ohne es zu beabsichtigen, den destruktiven Tendenzen vielen Vorschub geleistet. Antonio Rosmini-Serbati, seit 1821 als Schriftsteller thätig, hat sich besonders der Moralphilosophie zugewendet, und sie in neuer origineller Weise zu behandeln versucht *); allein seine ethischen Doktrinen scheinen allzunahe an den Jansenismus anzustreifen, wie namentlich die Behauptung, daß die Freiheit nicht nothwendig sei zur Verdienstlichkeit der menschlichen Handlungen, die Annahme einer Moralität, die ohne Bewußtseyn und Freiheit verdienstlich werde, einer doppelten Art von zwingender Liebe, einer unwiderstehlich wirkenden Gnade, der Läugnung der ethischen Güte der ohne die christliche Charitas vollbrachten Handlungen, die Darstellung der Sünde, die diese fast als nothwendig erscheinen läßt **) u. s. f. Außerdem wird Rosmini von Carlo Sola, von

---

*) Nach mehreren ascetischen Werkchen gab Rosmini 1827 kleinere philosophischen Schriften, dann 1830 seinen „Ursprung der Ideen", 1831 seine „Philosophie der Moral", 1832 seine vergleichende Geschichte der Moralsysteme und eine Anthropologie, 1842—44 seine „Philosophie des Rechts" heraus. Sehr zahlreich sind seine polemischen Abhandlungen. Seine Hauptwerke sind: Nuovo saggio sull' origine delle idee und die Filosofia della morale. Interessant für die frühere Thätigkeit Rosmini's in der Philosophie ist der Bericht von Ferrari in der Revue des deux mondes 1844.

**) Vgl. Principii della scuola Rosminiana esposti in lettere famigliari da un prete Bolognese. Milano 1850. — Dottrine di S. Alfonso difese contro le impugnazioni del Sgr. Ab. Rosmini. Monza 1850. — Lettere intorno al nuovo saggio dell. Ab. R. sopra l'origine delle idee. Monza 1850. Die Vertheidigungs-Schriften Rosmini's und seiner Schüler haben diese Anklagen nicht zu entkräften vermocht, und enthalten meistens nur Rekriminationen und Angriffe auf die Gegner der Schule; so z. B. die neueste Schrift: Sull' insegnamento Rosminiano. Lettera del P. Bernardo da Capannori. Lucca 1851.

Alfonso Testa und V. Gioberti des Pantheismus angeklagt. Mit noch viel mehr Grund als Rosmini, dessen Doktrinen eben in Rom einer genauern Untersuchung unterzogen werden, wird aber Gioberti selbst des Pantheismus beschuldigt. Er, der durch seinen berüchtigten „Primato civile e morale dell' Italia“ den heftigsten Nationalitäts-Fanatismus entzündet, hat zugleich einen mysteriös spekulativen Ontologismus ausgebildet, der ausgehend von der unmittelbaren Anschauung des Absoluten (visione ideale) in Einklang mit den Ideen von Hegel und Schelling das allgemeine und das besondere Seyn entwickelt und evident in den Pantheismus ausläuft *), dem er auch in einer seiner zuletzt bekannt gewordenen Schriften **) unumwunden das Wort geredet hat. Mit seiner reichen und üppigen Phantasie, mit seiner buntstoffigen rhetorischen Deklamation, mit seiner wohlberechneten Handhabung der modernen Schlagwörter hat er sich viele Adepten verschafft, die nach des Meisters Tod in seinem Sinne fortwirken, wie Buoncompagni, Mamiani und die sardinische academia di filosofia italica überhaupt ***). Die totale Verwirrung der Begriffe, von der bisher die italienische Philosophie durch den Einfluß der Theologie, und besonders durch das Studium der Werke des heiligen Thomas, des Heros der mittelalterlichen Speculation, ziemlich verschont blieb, konnte

*) Vgl. Serafino Sordi: I primi elementi del sistema di D. Vincenzo Gioberti. Napoli 1849. — Zarelli: Il sistema filosofico di V. Gioberti. Bologna 1850.

**) Lettera di Demofilo alla giovane Italia 1852. Vgl. dazu: I misteri di Demofilo per S. S., prof. di filos. 1853 und Carlo Curci S. J. Una divinazione sulle tre ultime opere di V. Gioberti. Parigi 1852.

***) Einen Panegyrikus des verstorbenen Gioberti schrieb Achille Mauri: Discorso sulla vita e sulle opere del Gioberti. Genove 1853. Seine früheren Schriften erschienen 1845—1847 zu Capolago und Lausanne in einer größern Sammlung.

nun auch immer weiter um sich greifen, und bereits leitet sie sich in alle Gebiete des Wissens hinüber und vergiftet die Quellen, aus denen die Jugend der höheren Stände ihre Kenntnisse schöpfen soll. Die philosophischen Systeme wollen übergehen in das praktische Leben — und eine Generation heranziehen, welche das Werk der „terza riscossa," der dritten Erhebung, mit Erfolg durchzuführen vermag.

Die falschen Ideen in der Rechtsphilosophie, die schon im vorigen Jahrhundert Beccaria in seinem Werke dei diritti e delle pene und Filangieri in seiner Scienza della legislazione bedeutend gefördert, wie nach ihnen M. Gioja und Romagnosi, üben ihren Einfluß auf die gesammte Jurisprudenz und die Politik; Alles muß zur Rechtfertigung der Revolution sich gebrauchen lassen, selbst die Autoritäten der katholischen Theologie; der contract social ist eine stets wiederkehrende Voraussetzung, die in der Weise des Nik. Spedalieri entwickelt wird, dessen Buch dei diritti del uomo (1791) auch heute noch großes Ansehen behauptet. Denn nicht alles Alte hassen diese italienischen Liberalen, sondern nur das, was ihnen unbequem ist. Namentlich ist es Cesare Beccaria, ein eifriger Verehrer von Montesquieu, Rousseau, Helvetius und Voltaire, erfüllt von Haß gegen die mittelalterlichen Institutionen, die katholische Kirche und das altrömische Recht, ein ächtes Kind des achtzehenten Jahrhunderts, ehrgeizig und neuerungssüchtig, frivol und glaubenslos, dem als einer unantastbaren Autorität besonders in Sachen der Criminaljustiz und der Nationalökonomie die Advokaten und Bureaukraten liberaler Färbung unbedingt huldigen*); Gesetz ist ihnen eben nichts als der Wille des Volkes, Pflicht das jeweilige Interesse des-

*) Pasquale Villari hat erst kürzlich eine neue Ausgabe seiner Schriften veranstaltet. Le opere di Cesare Beccaria precedute da un discorso sopra la vita e le opere dell' autore. Firenze 1854.

selben, das öffentliche Wohl nur das bequem-vergnügliche Leben einer möglichst großen Anzahl von Individuen, Glückseligkeit und Reichthum gepaart mit Macht und Ehre sind ihnen identisch, das Diesseits Alles, das Jenseits eine Chimäre, das Interesse der Regierenden wird als stets dem allgemeinen Besten des Volkes feindlich gegenüberstehend gedacht und daher möglichst weitgreifende Beschränkung des Souverains auf das wärmste empfohlen. Um flagrante Widersprüche kümmern sich diese liberalen Doktrinärs so wenig, als ihre Koryphäen, zu denen Beccaria's Zeitgenosse Cajetan Filangieri und vor Allem Gioberti noch zu zählen sind. Nächst diesen glänzt der Revolutions-Minister Terenzio Mamiani, dessen politische Schriften (Scritti politici di T. Mamiani. Firenze 1853) dreist und gewandt die Fundamente der socialen Ordnung zu untergraben suchen. Die politischen Verbrechen werden allmälig in den Lehrbüchern der Juristen eliminirt oder beschönigt, besonders wird gegen die Todesstrafe agitirt; ex professo geschieht es auf den Lehrstühlen zu Turin*). Auch die Pädagogik, deren Literatur täglich wächst**), steht unter diesen Einflüssen; ja auch die Theologie, in der fortwährend neologisirende Richtungen auftauchen***), wird da und dort bereits von den philosophischen Systemen beherrscht†). Die s. g. Laientheologie macht bedeutende Fortschritte; jeder Journalist wird theologischer Kritiker; die protestantischen Schriften und Traktätlein finden zahlreiche Uebersetzer; denn Ori-

*) Vgl. Della pena di morte. Lezioni academiche di P. L. Albini (Prof. der Rechtsphilosophie in Turin). Vigevano 1852.

**) Besonders ist hervorzuheben: Nic. Tommaseo sull' educazione. Firenze 1851.

***) Ein Beispiel dieser Art gibt die weitschichtige, aber ziemlich werthlose Schrift: Il Misticismo biblico di Msgr. P. E. Tiboni. Milano 1853.

†) Vgl. Bonora: La lega della moderna teologia colla filosofia a' danni della Chiesa. Monza 1852.

ginelles haben „italienische Protestanten" noch nicht geliefert und das Wenige, das in italienischer Sprache verfaßt wird, verräth schon durch die Diktion seinen ausländischen Ursprung. Während Italien an der kirchlich approbirten Uebersetzung des Erzbischofs Martini von Florenz ein auch sprachlich gediegenes neues Testament für das Volk besitzt, wird immer noch von der englischen Bibelgesellschaft und der New-Yorker philo-italian Society *) die schlechte Version des Johann Diodati **) verbreitet, die ganz im protestantischen Interesse geschrieben ist. Sind aber die Produkte der protestantischen Propaganda von sehr geringer Bedeutung, so sind dagegen die Geisteserzeugnisse der liberalen Theologie, des cristianesimo civile, des Katholicismus ohne „Papstthum" (oder, wie man bei uns sagen würde, ohne Ultramontanismus), um so zahlreicher und lockender, als sie noch enger mit den progressistischen Ideen in der Politik zusammenhängen und weniger ihre exotische Abkunft zur Schau tragen. Dieser modernisirte Katholicismus des Gioberti und der weiland römischen Republik, so zartfühlend und sittsam, voll von Eifer gegen die Verletzung der evangelischen Armuth durch den zu reich dotirten Klerus und durch den mit weltlicher Herrschaft ausge-

*) Ueber diese Gesellschaft, die seit 1842 die „Aufklärung Italiens und die Bekämpfung des großen Verfinsterers der Völker" mit allen möglichen Mitteln betreibt, lieferte im Jahre 1844 die Berliner „Allgemeine Kirchenzeitung" des Dr. Rheinwald (Num. 49 und 50) sehr instruktive Dokumente.

**) Giovanni Diodati, geb. 1576 zu Genf, der Sohn protestantischer Eltern, die aus Lucca in die Schweiz entflohen waren, wurde daselbst Pastor. Er machte eine Reise nach Venedig, um sich mit Paolo Sarpi über die Art der Einführung des Protestantismus in Italien zu berathen. Man hielt eine Bibelversion für das beste Mittel. Diodati arbeitete in Genf eine solche aus; sie erschien zuerst 1607. Damals war sie nicht sehr verbreitet; ja Diodati, der sie auf seine Kosten drucken ließ, soll fallirt haben und im Elend gestorben seyn. Vgl. Civiltà cattolica 3. Dez. 1853, Num. 89, p. 554.

statteten Papst, so begeistert für die Läuterung und Verjüngung der mehr und mehr dem Verfall zueilenden Kirche, so ernst als Bußprediger und Meister der Ascese für die Priester, so liebevoll als Verkünder einer neuen frohen Botschaft für das Volk — er ist es, auf den vorzüglich die Hoffnungen einer neuen Aera sich stützen; ihm jauchzen die moderirten Constitutionellen nicht minder als die entschiedenen Republikaner zu; er ist das Kriterium religiöser Wahrheit für ihre Journale geworden und mehr oder weniger leuchtet er aus allen ihren Werken hervor*).

Zu diesen vielgestaltigen Geisteserzeugnissen kommt nun noch die ganze Fluth von Zeitungen, Unterhaltungsschriften, Romanen und Gedichten**), sowie die reichhaltige Jugend-Literatur, die besonders unter dem Scheine, gemeinnützige Kenntnisse zu verbreiten***), bald eine Moral ohne Christenthum und ohne Gott verkündigt, bald auch die letzten Reste sittlicher Ideen zu vertilgen strebt. Auch Schriftstellerinen, darunter solche, die für die Frauenemancipation kämpfen, treten auf, und war früher den Italienern die Wuth des Bücherschreibens ziemlich fremd, so ist sie jetzt in größter Stärke erwacht; ein einziges Jahr bringt jetzt so viele Bücher zu

---

*) Eine Reihe von solchen in Italien verfaßten theologischen Schriften ward in den letzten Jahren von der Congregatio Indicis verdammt, während sonst Italien in der theologischen Literatur nur selten Beiträge zum Index lieferte. Hieher gehören die theologischen Institutionen von A. Criscuoli, die Horae apocalypticae, le Profezie di Daniele e l'Apocalissi di S. Giovanni. Torino 1853, die Werke des Gioberti u. a. m.

**) Ausgezeichnet durch ihren politischen Fanatismus sind die Gedichte des Alessandro Poerio (Poesie edite e postume di Al. Poerio. Firenze 1852).

***) Ein Beispiel dieser Art gibt das Saggio di letture giovanili ad uso delle scuole popolari di Giuseppe Sandrini. Bellinzona 1850.

Markte, als vordem kaum sechs Jahre hervorgebracht; ein wahrer Paroxysmus hat sich der Geister bemächtigt, die Zeit der vollen Blüthe des Voltairianismus scheint für Italien gekommen zu seyn.

Doch wir haben die Darstellung der literarischen Thätigkeit im Feldlager der italienischen Liberalen und Freigeister noch nicht erschöpft; noch fordern einige Sphären des Wissens eine genauere Erörterung. Zu der Einsicht war man bald gelangt, daß auf dem Gebiete der Philosophie und Theologie sich nur sehr wenig für die Zwecke der Regeneratoren erreichen lasse, daß alle daher entnommenen Waffen theils als abgenützt und ungenügend, theils als nur sehr langsam zum Ziele führend sich erwiesen und oft gegen jene selbst zurückgekehrt werden könnten. Man lasse — rieth daher ein Organ der liberalen Presse — die Bibel, die Traditionszeugnisse, die Vernunftargumente, die philosophischen Spekulationen bei Seite; auf diesem Wege hat man hundertmal vergebliche Versuche gemacht, die Italiener für freiere Ansichten zu gewinnen; auf diesem Felde findet man immer kampfgerüstete Gegner, und dabei ist die Mühe zu groß, zu anstrengende und doch wenig lohnende Forschungen sind gefordert. Außer der politischen Tagespresse gebrauche man vor Allem die Geschichte, die Statistik, die Staatswissenschaft und Staatsökonomie; auf diesem Gebiete werden wir dem Feinde — der darin minder bewanderten Clerisei — leicht überlegen seyn. So wenig man aber die übrigen Sphären des Wissens ganz aufzugeben gesonnen war, so getreulich ward doch im Ganzen dieser wohlberechnete Rath befolgt; bei der Leichtigkeit, eine verfälschte und parteiische Geschichte zu liefern, bei der Nachhaltigkeit des Eindrucks einer sonst anziehenden historischen Lektüre, bei der großen Schwierigkeit, einmal eingebürgerte, aus falscher Geschichtsauffassung hervorgegangenen Vorurtheile zu zerstören, das durch lügenhafte Geschichtsbücher angerichtete Unheil wieder gut zu machen, mußte das Unternehmen die

reichlichste Erndte versprechen*). Unterstützt von plausiblen staatsökonomischen Axiomen und kühn hingeworfenen statistischen Angaben, konnte man durch Hinweisung auf die geträumten Seligkeiten der protestantischen Staaten im Norden die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden nähren und die Gemüther den katholischen und monarchischen Ideen mehr und mehr entfremden, indem man den Regierungen, dem Papstthum und der Kirche das auf Rechnung setzte, was Natur, Klima, Nationalcharakter, historische und lokale Verhältnisse begründet, ja sogar dasjenige, was den katholischen Principien entgegen und trotz derselben in den südlichen Ländern Eingang und Verbreitung gefunden, und was eben nur der revolutionäre und antikatholische Geist erzeugt und hervorgerufen hat.

Insbesondere hat man die Nationalökonomie zum Nachtheil des Katholicismus auszubeuten versucht, indem man, hier auf der von Galliani, A. Verri, Beccaria, Genovesi und Gioja betretenen Bahn weiterschreitend, den vollendeten Egoismus zu ihrer Grundlage erhob und mit dessen Hilfe alle höheren sittlichen Motive für das Handeln und Zusammenleben der Menschen aus dem Wege zu räumen bemüht war. Auch jetzt noch zeigt sich in Italien eine große Fluktuation in den Ansichten auf diesem Gebiete**), ganz wie sie schon im vorigen Jahrhundert hervortrat; die Rivalität zwischen Sardinien und Neapel, zwischen constitutionellen und nicht constitutionellen Regierungen gibt fortwährend Anlaß zu staatsökonomischen Erörterungen. Am meisten Angriffe hat natürlich das päpstliche Regiment zu erfahren, dem man unausgesetzt den kläglichen Finanzstand vorwirft, während ebenso aus den neuesten Ereignissen, als aus den officiellen Berichten, wie sie nament-

*) Vgl. Civiltà cattolica 1853 n. 91. L'arte di falsificare le istorie.

**) Vgl. Saggi di economia politica per Giov. Intrigila. Noto 1853. — Angelo Marescotti sugli economisti Italiani del nostro secolo. Firenze 1853.

lich Cardinal Moricchini als päpstlicher Tesoriere veröffentlicht hat, klar hervorgeht, daß das Deficit der Finanzen im Kirchenstaat durch die schweren Heimsuchungen des Kriegs und der Revolution, besonders seit 1830, begründet ward, und unter Pius IX. nothwendig sich erhöhen mußte, andrerseits aber das hochgepriesene Sardinien, das Eldorado der Freiheit, darin nicht zurücksteht, das binnen sechs Jahren allein eine Staatsschuld von mehr als 800 Millionen Fr. zusammengebracht hat. Indessen können selbst die schlagendsten Thatsachen, die den Vertretern der sardinischen Regierung entgegengehalten werden, dieselben nicht bedenklich machen; zu fest hängen sie an ihrem alleinheilbringenden System. Ein Muster dieser modernen Behandlung der Staatswirthschaft gibt das Lehrbuch des Turiner Professors Hieronymus Boccardo *).

Aber noch wichtiger ist das historische Gebiet. Vor Allem wurde die Geschichte Italiens im Interesse der neuen Aufklärung bearbeitet, wie namentlich von L. Scarabelli und L. Zini **); eben dafür wirkten Atto Vanucci und La Farina in ihrer „Narrazione al popolo italiano," und Emiliano Giudici in seinen „Municipii." Dasselbe geschah mit der Specialgeschichte der einzelnen Länder: für Toskana von Antonio Zobi, für Sardinien von Angelo Brofferio, für Sicilien von dem übrigens an Talent und Gelehrsamkeit ungleich höher stehenden Michele Amari, der durch seine Untersuchungen über die arabische Cultur und deren Einfluß auf der alten Trinacria sich einen Namen erworben ***), in seiner „Guerra del Vespro Siciliano" aber den revolutionären Tendenzen großen

---

*) Trattato teorico-pratico di economia politica. Torino 1853.

**) Compendio della storia civile del popolo italiano di Luc. Scarabelli. Torino 1851. — Della Italia dalle origini sino ai giorni nostri. Compendio storico-geografico dedicato ai giovanetti italiani per L. Zini. Asti 1853.

***) Vgl. Journal asiatique März 1853.

Vorschub geleistet hat. Für den Kirchenstaat hat C. L. Farini*) die Arbeit übernommen, und die Geschichte der Päpste haben de Boni und Bianchi-Giovini nach Kräften auszubeuten gesucht. Für Neapel hat man ohnehin ein für die Zwecke der Fraktion sehr willkommenes Werk aus dem vorigen Jahrhundert: die vierzig Bücher neapolitanischer Geschichte von Pietro Giannone (Neapel 1723). Auch die unverkennbarer Vorzüge wegen von Vielen hochgeschätzte und bereits in mehrere Sprachen übersetzte Universalgeschichte des Cesare Cantu war schon durch ihr oft unnatürliches und farbloses, im Ganzen mißverstandenes Streben nach Unparteilichkeit**), sowie durch manche unklare, mehrdeutige Sentenzen den liberalen Stimmführern ziemlich genehm, obschon der Verfasser nicht mit ihren Grundsätzen harmonirt. Vor Allem aber war man darauf bedacht, die Vorgänge der letzten Jahre in einem für die Demagogen möglichst günstigen Lichte erscheinen zu lassen und das Urtheil der Mit- und Nachwelt darüber irre zu leiten, und das im Angesichte der lebenden Zeitgenossen mit einer Dreistigkeit, die an das Unglaubliche grenzt. Dahin gehören das „Leben Karl Alberts" von Alfonso Andreozzi, das „Italien von 1847 bis 1849" von Pepe, die „Geschichte zweier Jahre" von Vecchi, die „Memoiren über Italien" von Montanelli, die 1852 zu Pinerolo erschienene Biographie des Pellegrino Rossi, die „Geschichte der ersten zwei Jahre der weltlichen Regierung Pius' IX.", die „ultimi rivolgimenti italiani" von Gualterio u. s. f. Den meisten dieser Schriften,

*) Lo stato Romano dall' anno 1815 all' anno 1851. voll. IV. Torino 1850. 1851. Firenze 1854.

**) Auffallend zeigt sich das in einer neueren Monographie dieses Autors: Il sacro macello di Valtellina. Episodio della Riforma religiosa in Italia. Firenze 1853. Weit besser und natürlicher ist seine Darstellung in einer andern Schrift: L'abate Parini e la Lombardia nel secolo passato. Milano 1854.

gleichwie auch vielen Monographien über die ältere Geschichte *), sieht man es sogleich an, daß nicht historischer Forschergeist und Liebe zur Wahrheit, sondern lediglich Partei-Interesse die Verfasser beseelt und geleitet hat. So herabgewürdigt, wird die Geschichte ein tödtlich wirkendes Gift, namentlich für die wißbegierige Jugend, die mit allzurascher Begeisterung trügerische Ideale ergreift und in den vergötterten Heroen der Revolution und des Heidenthums nur zu bald ihre Muster und Vorbilder zu finden weiß.

Wer alle diese Erscheinungen in ihrer Totalität betrachtet, der muß allerdings zugestehen, daß die Italiener nicht mehr, wie man bisher immer behauptet hat, unserer modernen Civilisation mit allen ihren großartig erscheinenden Gebrechen fremd und hinter uns weit zurückgeblieben sind, daß der freie Aufschwung ihres Geistes sich noch immer nicht gezeigt hat und eine unüberwindliche Lethargie sie gefesselt hält. Die letzten sieben Jahre haben das Gegentheil dargethan; nur zu sehr sind die heutigen Italiener von der falschen Aufklärung inficirt, die in Deutschland und Frankreich schon längst alle Schichten der Bevölkerung durchdrungen hat, und bei der Lebhaftigkeit des südlichen Geistes müßte sie bei jenen noch weit verderblicher auftreten, ungleich raschere Erfolge erzielen, wäre nicht ein bedeutendes Gegengewicht vorhanden, das nach allen Richtungen hin, zunächst im Leben, dann aber auch im Wissen, ihren Einfluß, wo nicht ganz zu besiegen, doch zu beschränken und von weiterem Vordringen ferne zu halten verspricht.

---

*) Z. B. Milano e i principi di Savoia von Antonio Casati (lombardischen Emigranten). Torino 1853. — Gianavele ovvero i Valdesi di Piemonte. Storia del sec. XVII narrata da V. Albarella. Torino 1853. — Bianchi-Giovini Biografia di Fra P. Sarpi (zuerst Zurigo 1836). Dessen Pontificato di S. Gregorio il Grande. Milano 1844. — Jacopo Bossolari Racconto storico di Cesare Carrariese. Firenze 1853.

XLVI.

Clemens August von Bayern auf dem Kurstuhle zu Köln und der österreichische Erbfolge-Krieg.

Ein Zeitbild.

Vierter Artikel.

An die schwache Person Karl Albrechts hatte Frankreich den Gedanken der Losreißung des deutschen Kaiserthums vom Hause Habsburg geknüpft und es war nicht gesonnen, mit dessen Tod den Hauptzweck unmittelbar aufzugeben. Wenn man in Versailles auch nicht ernstlich daran dachte, dem jungen bayerischen Kurprinzen, „einem frommen Kinde," die Kaiserkrone zu erkämpfen, so wollte man ihn doch beim Frankfurter Bunde erhalten, um bei den beabsichtigten Kriegsoperationen seiner Truppen und bei der Kaiserwahl der Stimme Bayerns nicht zu entrathen. Die Wahl Maximilian Josephs war nach der Ansicht des französischen Hofes „unpraktikabel und mit unübersteiglichen Hindernissen verbunden" *); darum mußte er durch Geldmittel gefödert werden. Man gab ihm sofort eine halbe Million Franken und versprach monatliche

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

Zahlungen, wogegen er treu an Frankreich zu halten und seiner wohlererbten Rechte sich nicht zu entschlagen versprach. Er behielt daher den Titel eines Erzherzogs bei. Für den Kaiserthron nahm Paris gegen den Großherzog von Toskana den Kurfürsten von Sachsen in Aussicht, sah daher sehr mißfällig zwischen England, Holland, Oesterreich und Sachsen eine Quadrupelallianz schließen; denn gerade, wofür Frankreich den Sachsen zu gewinnen hoffte, dagegen verband sich dieser in jenem Vertrage mit Frankreichs erklärten Feinden, und in einem geheimen Artikel sagte er seine Stimme dem Großherzog von Toskana zu*).

Doch Frankreich kannte den Charakter der Zeit und der deutschen Fürsten zu genau, als daß es deßhalb an seinem Plan verzweifelt wäre. Namentlich wußte es recht wohl, was am Hofe zu Dresden, wo der verkäufliche Brühl regierte, durch Geld zu erringen war, und hoffte also unschwer schmeichelnde Kaiserhoffnungen im König von Polen zu erwecken und in ihm dem österreichischen Hause einen neuen Feind heraufzubeschwören **). Herr von Valori ging daher von Berlin nach Dresden, um dem König-Kurfürsten die Kaiserkrone und Subsidien für 50,000 Mann anzubieten ***).

Auch auf den Kölner richtete Ludwig wieder sein Augenmerk zu einem letzten Versuche. Graf Sade wurde am 26. Januar wieder nach Bonn gesandt, mit der unbeschränkten Vollmacht, jede Bedingung zuzugestehen, wenn Clemens nur vorläufig dem Großherzog seine Stimme verweigern wolle †). Es erging aber dem Grafen wie dem Marschall Belle-Isle, der auf dem Wege von Kassel nach Berlin in

*) *Koch* et *Schoell*, hist. des trait. II, 360. — *Wenck*, II, 171. — *Frédéric* II., hist. de mon temps, II, 11.

**) *Frédéric*, hist. de mon temps, II, 11.

***) *Flassan*, hist. de la dipl. franc. 5, 261.

†) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

dem hannöverischen Städtchen Elbingerode als Kriegsgefangener festgehalten wurde. Etwa drei Stunden von Bonn, bei dem jülichischen Städtchen Sinzig, kam Sade einer österreichischen Freicompagnie in den Weg, und ward, vom Hauptmanne Bethüne festgehalten, als Staatsgefangener nach Sinzig gebracht*). Sade's Protestationen wegen der Neutralität des Jülicher Gebiets waren so vergeblich, wie die matte Intercession Clemens' und dessen Bedrohung durch den Legationssekretär Bäumer, sein König werde ihn als offenen Feind behandeln, wenn er nicht die Loslassung des Gesandten an ihn von den Oesterreichern erwirke**). Sade war und blieb in engem österreichischen Verwahr in Antwerpen, dann in Löwen, und erhielt erst am 25. November auf Ehrenwort seine Freiheit.

Anstatt nun die Gleichgültigkeit des Kurfürsten und die verächteten Drohungen Bäumer's durch feindliche Demonstrationen zu rächen, beauftragte der Versailler Kriegsminister vielmehr den Abbé Aunillon, die Sade aufgegebene diplomatische Mission zu übernehmen. Da die „Union" im Zerfall und offenbar unkräftig war, die beabsichtigte Demüthigung Oesterreichs durchzuführen, sollten andere Einzelverbindungen an ihre Stelle treten. Valori war dafür in Dresden, Chavigny in München und Aunillon in Bonn thätig; hier wollte man den zu München vereinbarten allgemeinen Stipulationen in einer Ligue zwischen Frankreich, Kurköln, Bayern und Pfalz näheren Ausdruck geben, zu den Zwecken der Restituirung des bayerischen Landes, der Geltendmachung aller Rechte des bayerischen Hauses, der Bewilligung des Königstitels für den jungen Kurfürsten, der Ausschließung der bömischen Wahl-Stimme und des Großherzogs von Toskana von der Kaiser-

*) Nicht nach Bachem in das Hauptquartier des Herzogs von Aremberg, wie Gundling behauptet.

**) Arch. du min des aff. étr. zu Paris

Wahl, der Erhebung des bayerischen oder sächsischen Kurfürsten auf den deutschen Kaiserthron *). Aber aller Köder war nicht im Stande, dem sinkenden Einfluß Frankreichs frische Sympathien bei den Fürsten bayerischen Stammes zu wecken, ebenso wenig vermochten am sächsischen Hofe die schönen Worte des Herrn von Valori den Widerwillen des allmächtigen Ministers Brühl gegen Friedrich II. und ein Bündniß mit Frankreich zu überwinden, die französischen Franks über die englischen Guinees zu siegen. Auch in Köln fanden Aunillon's Anträge kein Gehör; man bemühte sich vielmehr kölnischer- wie bayerischerseits, eine Aussöhnung zwischen der Königin von Ungarn und Maximilian Joseph möglichst rasch herbeizuführen. Die ernsten Worte des alten Generals von Seckendorf, verbunden mit den Bitten und Thränen der verwittweten Kaiserin, hatten den jungen Fürsten allmählig den Einflüssen des Marschalls Törring und der französischen Agenten entfremdet. Nur Frankreichs schlaffe und treulose Staatskunst, sagte Seckendorf, trage die Schuld an dem tiefen Jammer und Elend des Bayerlandes, seine Heerführer seien nur gekommen, um ihre Armeen an dem letzten Bissen des Landes zu sättigen, und fortdauernd ruhige Zeugen der feindlichen Fortschritte und gleichgültige Zuschauer des steigenden Unglückes zu seyn, sobald nicht ihr Vortheil ihnen das Gegentheil gebiete. Bereitwillig gab Maximilian Joseph den Vermittlungsanträgen des Oheims von Köln Gehör. Der Premier-Minister Graf Hohenzollern, der Geheimrath Baron von Bornheim und der Staatssekretär Föller traten im Namen Bayerns mit den österreichischen Bevollmächtigten Grafen Kobenzl und Canonikus Bossart in vorläufige Berathung **). Bald konnten sie die Sache mit

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

**) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris. — Hieraus ist zu sehen, wer das Hauptverdienst am Abschluß des Füssener Friedens hat.

bester Aussicht auf günstigen Erfolg direkter Unterhandlung zwischen Bayern und Oesterreich überlassen; von österreichischer Seite Graf von Colloredo und von bayerischer Oberst-hofmeister Fürst von Fürstenberg kamen zu Füssen am Lech zusammen, und am 22. April 1745 wurde der Friede unterzeichnet, in dem Bayern den Ansprüchen, die vier Jahre lang die Welt in so große Bewegung gesetzt, entsagte, die pragmatische Sanktion annahm, und dem Großherzog von Toskana seine Stimme zur Kaiserwürde versprach. Dagegen anerkannte Maria Theresia weiland Karl Albrechts kaiserliche Würde, und gab ohne Entschädigung die eroberten Gebiete in Bayern zurück *).

Die von Oesterreich subventionirte „kölnische Zeitung" des Roderiques brachte die erste Kunde von dem Frieden nach Paris, zugleich mit der Nachricht, daß auch Clemens August sich zur Anerkennung der böhmischen Stimme und zur Wahl des Großherzogs von Toskana herbeigelassen habe **). Entsetzen am Hofe; Boten auf Boten gingen nach Bonn, um noch zu retten, was zu retten sei. Aunillon lief Sturm; wenn, sagte er dem Kurfürsten, bei der nahen Kaiserwahl die österreichische Partei den Sieg davon trage, dann hätten die Kurfürsten aufgehört, Wahlherren zu seyn, und ihr Recht in trauriger Verkennung des eigenen Interesses an die rohen Horden der Kroaten, Panduren und Husaren abgetreten. Clemens gerieth in die größte Verlegenheit; nach beiden Seiten lavirend, hatte er bislang sich selbst die Frage noch nicht zu beantworten gewagt, wie er es mit der böhmischen Wahlstimme und der Candidatur des Großherzogs Franz halten werde. Wie vor einem Gespenst erschrocken vor den Consequenzen des Londoner Bündnisses, die Roderiques in seiner Zeitung klar entwickelte, empört, daß „der

---

*) *Wenck*, II, 180. — *Koch* et *Schoell*, II, 361.

**) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

unbefugte, vorlaute Schwätzer in Köln" durch Verdrehung und Entstellung der Thatsachen Zwiespalt zwischen befreundeten Höfen hervorrufe, übertrug er den Aerger von Roderiques auf die ganze österreichische Sache, und ließ durch Hohenzollern dem französischen Gesandten feierlich erklären, daß er sich in Betreff der böhmischen Stimme und der Kaiserwahl zu nichts Bestimmtem verpflichte, und viel zu große Anhänglichkeit an den französischen König besitze, um etwas zu thun, was das königliche Mißfallen erregen könne. Zum Beweise seines Ernstes befahl er den auf Betreiben des österreichischen Gesandten in vertragsmäßiger Zahl in Marschbereitschaft gesetzten Truppen nicht gegen den König vorzurücken, noch die Gränzen der kurfürstlichen Gebiete zu überschreiten *). Trotz der angelegentlichsten Schritte des Herrn von Kobenzl und des österreichischen Generals Breda verharrte er dabei, nicht einen Mann zu der alliirten Armee stoßen zu lassen. Um solche Stimmung möglichst rasch und vortheilhaft auszubeuten, sandte Valori die intriguante und verschlagene Gräfin von Brand, die dem Fürsten noch von Aachen her in gutem Andenken stand, von Berlin an den kurfürstlichen Hof, nachdem sie selbst im Vertrauen auf ihre siegreichen Verführungskünste gegen reiche Remuneration dem Herrn von Valori ihren Einfluß angeboten, um den Kölner Kurfürsten den alliirten Mächten zu entfremden und wieder mit Frankreich zu vereinigen. Der Minister Argenson setzte große Hoffnungen auf die vielversprechende Agentin. Er hatte nichts Eiligeres zu thun, als dem Abbé Aunillon die größte Aufmerksamkeit gegen die genannte Dame anzuempfehlen.

Auch Assur Mayer machte sich in dieser Zeit wieder viel am Bonner Hofe zu schaffen. Ohne auf ein Bündniß mit Frankreich zu drängen, bot er dem Kurfürsten 8000 Thlr. und dem Oberst-Hofmeister 2000 Thlr. für jeden Monat, so lange die Kaiser-

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

Wahl noch hinausgeschoben würde. Er wußte, daß man im französischen Ministerium sagte: Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Während der Bemühungen dieser beiden „außerordentlichen" Gesandten legte auch Aunillon selbst die Hände nicht müßig in den Schooß. Mit glänzenden Anerbietungen ging er von Minister zu Minister, insbesondere um die Herrn von Bornheim, von Metternich und Graf Hohenzollern sich bemühend. Außer bedeutenden Gratifikationen versprach er, daß sein König gerne bei weitem über die englischen Subsidien hinausgehen werde, wenn nur Köln seine Truppen nicht gegen den König in's Feld schicken, die böhmische Wahlstimme nicht anerkennen, seine Wahlstimme nicht für den Großherzog abgeben wolle. Ueberall ward er aber mit dem Bemerken abgewiesen, daß ein Artikel des Londoner Vertrages jedes Bündniß mit einer andern Macht in bestimmten Ausdrücken untersage; die Brand war aus dem Felde geschlagen, und wieder kam der österreichische Einfluß in's Steigen. Die Gesandten von Oesterreich und Holland, Kobenzl und Wassenaer, hielten sich dauernd zu Bonn, Poppelsdorf und Brühl in der nächsten Umgebung des Kurfürsten, und erwirkten mit Hülfe des Obersthofmeisters, daß Baron von Roll gegen Ende Juni nach Wien gesandt wurde, mit dem geheimen Auftrage an die Königin, Clemens sei entschlossen, die Reaktivirung der böhmischen Wahlstimme anzuerkennen und sich für die Wahl des Großherzogs von Toskana zu verpflichten. Ebenso ging Herr von Sierstorph an den Wahlconvent nach Frankfurt, und die gleiche Eröffnung ließ Graf Hohenzollern dem Abbé von Aunillon zustellen *).

Bei dem schwankenden Charakter des Kurfürsten kann auch dieser Umschlag nicht befremden, zumal da das ganze diplomatische Spiel gleichsam unter den Waffen der Alliirten

---

*) Sämmtlich aus dem arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

vor sich ging. Denn gegen ihren Willen und ihre ursprüngliche Bestimmung lagen deren Heerhaufen bis in den Sommer hinein den kurkölnischen Landen zur Last. Am 14. Febr. war die Avantgarde über den Rhein gerückt, am 19. nahm der Herzog von Aremberg Quartier in der Abtei Deuz, und zog von da über Siegburg, Linz, Neuwied, Ems nach Hadamar, langsam in drei Haufen die Truppen durch Schmutz, Schnee und Regen auf die Lahn zu schiebend, ohne ein Magazin auf der ganzen Route. Mitte März konnte er mit dem auf beiden Seiten der Lahn ausgebreiteten Heere die Operationen beginnen, durch welche er den Maillebois in der Wetterau aufsuchen und die Franzosen vom Main verjagen sollte *).

Anfangs schien ihn das Kriegsglück zu begünstigen. Aber die Franzosen wurden bald bedeutend verstärkt, so daß Aremberg die Hülfe der 10,000 Mann münsterischer Truppen, die unthätig auf der hessischen und nassauischen Gränze standen, abzuwarten beschloß. Unablässig bestürmte er den Kölner, ihnen Marschordre geben zu wollen. Aber alles Bitten und Drängen war vergebens; der Herzog ging daher, Verrath fürchtend, Ende März über die Lahn zurück **), und zwar wieder in den Kölner Kurstaat, um hier Verstärkung abzuwarten, und nahm Anfangs April über Montabaur und Coblenz sein Hauptquartier in Andernach, die österreichischen Vortruppen am Siebengebirge, in und um Königswinter, mit dem Hauptkorps in der Gegend von Linz, die Holländer in und um Neuwied. Nachdem in Deuz ein großes Magazin errichtet war, wurde im Mai für die ganze Armee in dem Felde zwischen Siegburg, Mondorf und Rheindorf Lager geschlagen, das Aremberg am 1. Juni mit militärischem Pomp bezog. Auf die Nachricht, daß eine starke österreichische Armee

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.
**) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

unter Großherzog Franz und General Traun gegen den Main anrücke, um die Franzosen über den Rhein zu treiben, und die freie Kaiserwahl in Frankfurt mit den Waffen zu sichern, beschloß der große Kriegsrath am 3. Juni, unverzüglich jener Armee zuzuziehen, und bewegte sich sofort in drei Colonnen nach dem Hessischen. Am 13. Juni nahm Aremberg sein Quartier in Herborn, wo Abends auch der Graf Batthiany eintraf, um den Herzog im Kommando abzulösen und mit Traun gegen den an Maillebois' Stelle getretenen Prinzen von Conty zu operiren. Als dieser vor solchem Andrang wirklich über den Rhein zurückging, sprach man dem Kaisercandidaten Franz von Toskana die Ehre zu, die Franzosen vom deutschen Gebiete verjagt zu haben *).

Unter dem Schutze der österreichischen Waffen begannen nun in Frankfurt die Wahlverhandlungen. Der Ausgang war unzweifelhaft, da Bayern, Hannover, Köln (durch den Grafen Hohenzollern vertreten), Mainz, Trier, die reaktivirte böhmische Stimme und Sachsen die eklatante Majorität gegen Brandenburg und Kurpfalz bildeten. Am 13. Sept. fielen die sechs Stimmen auf Großherzog Franz, am 4. Okt. ward er gekrönt. Maria Theresia war zugegen, als ihr Gemahl nach der Kirche zog, und folgte mit innigstem Antheil allen Ceremonien der Krönung. Unmittelbar darnach kam auch der Kölner Kurfürst, um dem neuen Kaiser seine Huldigung darzubringen. Der endlose Jubel, der ihn hier umtobte, die zahllosen Festlichkeiten, wetteifernd an Pomp und Glanz, in denen namentlich Maria Theresia ihre Freude über den errungenen glänzenden Sieg aussprach, die schmeichelhaften Ehrenbezeugungen, mit denen er vom Hofe, wie von der Frankfurter Bürgerschaft überhäuft wurde, scheinen in seinem Innern gerade die verkehrte Saite angeschlagen zu

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris; und *Koch et Schoell*, II, 384.

haben. Er blieb verstimmt, und zeigte gegen Maria Theresia, wie gegen den neuen Kaiser unverkennbare Kälte. Es war kein gutes Omen für die Dauer seiner Freundschaft mit dem österreichischen Hause, als er ohne alle Anzeige und ohne förmlichen Abschied am 18. Okt. nächtlicher Weile von Frankfurt nach Bonn zurückkehrte *).

Die freundliche Zuvorkommenheit, welche seit der Frankfurter Reise dem Abbé Aunillon zu Theil ward, verrieth diesem die veränderte Stimmung des Kurfürsten. Er wußte auch dessen Mißmuth so gewandt und angenehm zu behandeln, daß er dem Fürsten bald völlig unentbehrlich wurde. Ueberall war er der aufmerksame Begleiter, schmeichelte seinen Neigungen und Schwachheiten, befriedigte die fürstlichen Liebhabereien, brachte neue Spiele auf, erfand Festlichkeiten, arrangirte Ballets. Im Kleinen wollte er den schmiegsamen Diener spielen, um in wichtigen Dingen den Gewinn zu ziehen. Sein anfängliches Ziel war weniger ein neues französisch-kölnisches Bündniß als vielmehr Clemens' Entfremdung von Oesterreich und den Seemächten, seine Verfeindung mit den österreichischen Absichten am Reichstage im Sinne der französischen Politik. Wenn er den Champigny von London zurückberufen, jedes Engagement mit England und andern Feinden Frankreichs abbrechen, die alte Kurfürstenunion von 1724 mit Bayern und Pfalz erneuern, und in allen wichtigen politischen Fragen mit dem Pfälzer, der im deutschen Reiche gleichsam den ersten Minister des französischen Königs spielte **), Hand in Hand gehen wolle, versprach ihm Aunillon den noch immer beanspruchten Subsidienrest von 100,000 Thlrn., so wie neue reichen Subventionen zu besorgen ***).

---

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

**) *Flassan*, hist. de la dipl. 5.

***) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

Auch dem Obersthofmeister ward wieder eine einträgliche Abtei oder eine ansehnliche Jahresrente verheißen, ohne daß er jedoch von Oesterreich sich hätte lossagen, und unter den wachsamen Augen des Herrn von Kobenzl und des jungen Fürsten Lobkowitz zum Verräther an den Interessen werden wollen, die er bis dahin mit so glänzendem Erfolge vertreten. Aunillon wurde dringender, als am 25. Dec. 1745 zu Dresden der Friede zwischen Oesterreich und Preußen mit Einschluß der Kurpfalz abgeschlossen und Frankreich allein auf dem Kampfplatz gegen Maria Theresia und ihre Verbündeten gelassen wurde. Kaiser Franz war nun von allen Reichsfürsten anerkannt, und in Paris wußte man wohl, daß von österreichischer Seite Alles aufgewendet wurde, um bei einzelnen Reichsständen jede unpatriotische Hinneigung zu Frankreich zu verhindern, in allen deutschen Angelegenheiten den französischen Einfluß zu vernichten und dem Kampf gegen Frankreich den Nachdruck einer allgemeinen Reichsbewaffnung zu geben. Mit Stimmenmehrheit befahl der Reichstag unverzügliche dreifache Armatur, und auch der von österreichischer Seite eingebrachte Antrag, der Reichstag solle kein Beglaubigungsschreiben eines Fürsten annehmen, der den Kaiser nicht anerkenne, dem französischen Minister keine Antwort auf sein Ansuchen um Neutralität des Reiches ertheilen und überhaupt ihm die Anerkennung verweigern*), erhielt die Majorität. Aber hiemit war noch wenig gewonnen, so lange einzelne Fürsten mit Waffengewalt gegen derlei Reichsschlüsse sich zu behaupten geneigt waren. Darum wurde Alles aufgeboten, um namentlich Brandenburg, Bayern, Pfalz und Köln mit der österreichischen Politik und Präponderanz möglichst zu versöhnen. Mit Bayern gelang es; am 21. Juli 1746 schloß Graf von Chotek in München einen Subsidienvertrag ab, wonach Maximilian Joseph der Kaiserin 5000 Mann für die

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

österreichische Armee in den Niederlanden stellte *). Für ähnliche Erfolge bei den mächtigsten der übrigen deutschen Fürsten herrschte große Rührigkeit österreichischer Agenten an den Höfen zu Berlin, Dresden, Mannheim, Mainz, Trier, Bonn, hier von kaiserlicher Seite durch den Grafen Kobenzl, von bayerischer durch den Grafen von Seinsheim. Kobenzl bot bedeutende Summen, wenn der Kurfürst sich enger an das Kaiserhaus anschließen wolle, und Seinsheim stellte den glänzendsten Dank des ganzen deutschen Vaterlandes in Aussicht, wenn er mit seinem Neffen in patriotischer Gesinnung Hand in Hand gehen werde. Die freundschaftliche Verbindung der Höfe von Wien, München und Bonn hatte man schon bei Gelegenheit der Taufe der österreichischen Prinzessin Maria Amalia einleiten wollen, bei der Clemens mit der verwittweten Kaiserin zu Gevatter stehen sollte. Durch Aunillon wurde die Annahme der Pathenschaft hintertrieben, und Clemens mit verschiedenen andern fürstlichen Personen nur als Taufzeuge angeschrieben, eine Ehre, die er nicht abweisen konnte noch wollte **).

Es gelang dem schlauen Abbé, einen Sekretär der Bonner Kanzlei zu bestechen, durch den er tagtäglich benachrichtigt ward, was im Kölner Ministerium für oder gegen die französischen Interessen geschah, so daß er die Freunde und Feinde seines Königs zuverlässig kennen lernte. Die Mittel und Wege zu seinen Zwecken zeigten sich ihm so von selbst. Er wußte, daß Clemens, aus leicht begreiflichen materiellen Gründen, wohl schwerlich zu bewegen seyn werde, dem Londoner Bündniß zu entsagen, sah daher einstweilen von diesem Traktat gänzlich ab und begnügte sich, des Kurfürsten Einfluß für

---

*) *Rousset*, recueil des traités XIX, 472. — *Wenck*, II, 229. — Arch. du min. etc.

**) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

den Abschluß einer Association zwischen Preußen, Bayern, Pfalz, Sachsen und Köln zu gewinnen, wodurch gegen die Bestrebungen Oesterreichs und der vordern Kreise die Ruhe des Reiches gesichert, die Neutralität erhalten und eine Erklärung des Reichskrieges gegen Frankreich verhindert würde*). Seine Chancen stiegen, indem er durch gefällige Dienstfertigkeit den Kurfürsten selbst zu täglich wärmerem Danke verpflichtete. So ließ er in Paris den Plan zu dem neuen kurfürstlichen Theater machen, die neuen Parkanlagen durch Pariser Werkverständige anfertigen, die berühmten Pariser Aerzte Helvetius, Petit und de la Peronin über den kurfürstlichen Krankheitszustand consultiren und einen andern renommirten Mediciner, den Doktor Hustel, zu persönlicher Behandlung nach Bonn kommen 2c. Weitere Erkenntlichkeit gewann er vom Kurfürsten durch seinen Eifer, die im Schlosse zu Poppelsdorf angelegte Gallerie der Porträte aller europäischen Fürsten zu completiren, wozu auf sein Betreiben vom Versailler Hofe die prachtvoll ausgeführten und gerahmten Porträte des Dauphin's und der Dauphine übersandt wurden. In ähnlicher Weise gewann er die einflußreichsten Männer des Hofes zum wenigsten für eine vorsichtige Neutralität; dem Grafen Metternich z. B. bot er 4500 Thlr. an, welche Summe dieser eben noch auf ein angekauftes Landhaus abzutragen hatte**).

So trug denn wieder Alles, was am Bonner Hofe geschah, unverkennbare Zeichen offener Feindseligkeit gegen Oesterreich. Graf Hohenzollern gab dem französischen Gesandten die Zusicherung, daß der Kurfürst auf dem Reichs- und Kurfürstentage wie in den Kreisversammlungen allen Einfluß für die Garantie strenger Reichsneutralität aufwenden werde,

---

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

**) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

wenn ihm der König die noch rückständigen Subsidien, sei es nun in Anerkennung früher eingegangener Verpflichtung, oder als freies Geschenk ausbezahlen wolle, worauf dieser auf's liberalste das Versprechen „de marques effectives" bekräftigte. Jede Requisition des kaiserlichen Ministeriums um freie Passage für die Oesterreicher nach den Niederlanden wurde nun vom Kurfürsten rundweg abgeschlagen, ebenso der von Mainz und Trier zugestandene ungehinderte Durchzug von Getreide, Munition und Armeebedürfnissen. Die kurkölnischen Gesandten, von Korg in Regensburg und Fumetti in Frankfurt, erhielten Weisung, nur für strengste Neutralität zu stimmen und der allgemeinen Reichsbewaffnung unter allen Umständen sich zu widersetzen. Guten Theils daher kam es, daß der schwäbische, kurrheinische und westphälische Kreistag in der That so beschlossen, und den Oesterreichern alle Passage abschlugen. Unablässig bestürmte der Kurfürst seinen Vetter in München mit Verdächtigungen der österreichischen Politik und dringendstem Ansuchen, die neugeknüpften Bande mit dem Kaiser-Hofe wieder zu zerreißen. Offener, erklärter Bruch wurde nicht verlangt, wenn nur durch Ausflüchte und Zögerung die zu Gunsten Oesterreichs und Englands lautenden Traktate illusorisch würden. Man versprach dem Bayer strengste Geheimhaltung, wenn er unter der Hand wieder in die Bahn seines Vaters einlenken und mit bayerischer Haus-Politik die Plane Oesterreichs durchkreuzen wolle. Aber Köln, Pfalz und Frankreich vermochten bei Maximilian Joseph nichts weiter auszurichten, als daß er sich Anfangs December 1746 zur Erneuerung des Haustraktats von 1724 zwischen Pfalz, Bayern und Köln herbeiließ*). Clemens versank indessen immer tiefer in die französischen Intriguen; Herr von Bornheim war der Hauptunterhändler mit Aunillon. Hohenzollern, dessen Hoffnung auf eine Abtei von etwa 20,000 Fr. Gefäll noch

---

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

immer eitel blieb, war in der letzten Zeit merklich kälter gegen die französischen Interessen geworden. Aunillon lauerte daher dem Zeitpunkt ab, wo der Graf sich auf den Landtag nach Westphalen begeben mußte, um inzwischen sein diplomatisches Spiel durch den Abschluß eines Freundschaftsbündnisses zwischen dem Kurfürsten und dem Könige von Frankreich zu krönen. Das Projekt, welches Aunillon dem Kurfürsten persönlich überreichte, verlangte, daß er gegen 20,000 Florin monatlicher Subsidien während des noch dauernden Krieges strenge Neutralität zu behaupten, dem Könige alle irgendwie mit den Reichsconstitutionen vereinbarlichen Dienste zu leisten, in den Kreis- und Reichsversammlungen das Interesse Frankreichs zu vertreten, kein Bündniß mit einer andern Macht einzugehen, den Feinden Frankreichs in keiner Weise Unterstützung zu gewähren verspreche. Das kurfürstliche Ministerium fand ein Hauptbedenken am Projekt darin, daß dem Kurfürsten in Betreff der Verwendung seiner Truppen die Hände gebunden werden sollten, eine Verpflichtung gegen Frankreich, deren gerades Gegentheil er schon der Krone England durch den Londoner Traktat zugesichert hatte. Aunillon verhieß zwar das tiefste Stillschweigen über den beabsichtigten Vertrag, vermochte aber doch jene Bedenken nicht zu überwinden, obgleich er die kurfürstlichen Räthe auf allen Wegen, bei allen Gelegenheiten, bis in die Garderobe auf einem Balle zu Poppelsdorf, verfolgte. Der Kurfürst selbst glaubte sich am besten aus der Klemme zu ziehen, wenn er nicht einen förmlichen Vertrag, sondern lediglich nur auf sein Fürstenwort in die Forderungen Aunillon's eingehe, daher aber auch die königlichen Subsidien nicht auf Grund Rechtens, sondern lediglich von der Generosität und Erkenntlichkeit des Königs erwarte *).

---

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

Aunillon aber glaubte sich damit nicht begnügen zu dürfen, und drang um so mehr auf einen definitiven Traktat, als er in der Sendung des preußischen Barons von der Goltz an die Höfe zu München, Dresden, Augsburg, Würzburg, Mannheim, Mainz, Coblenz und Bonn die Vorboten nahender Eintracht aller deutschen Reichsstände gegen alle außerdeutschen Interessen fürchtete, namentlich weil diese Mission Pfalz und Köln dem Einflusse Frankreichs entfremden und mit Oesterreich wieder völlig aussöhnen könnte **). Seine Besorgniß wurde in hohem Grade gesteigert, als Clemens den österreichischen Regimentern Hohenzollern und Lichtenstein Winterquartiere in und um Kempen anwies, Truppen der alliirten Armee, die noch immer in den Niederlanden gegen die Franzosen im Felde lag, und erst am 11. April 1745 bei Fontenay eine entscheidende Niederlage erlitten hatte. In rascher Folge waren binnen Jahresfrist fast die ganzen Niederlande in die Hände der Franzosen gefallen, und bei solchen ungünstigen Erfolgen der alliirten Waffen fühlte man am Kaiserhofe immer tiefer die Folgen der unseligen Zerrissenheit unter den deutschen Fürsten. Daher der Entschluß zu einem nochmaligen letzten Versuch, den Reichstag in Regensburg, die Kreisdirektorialversammlung in Frankfurt und die einzelnen Kreistage für ein einheitliches Zusammenwirken zu gewinnen. Alle diese Versammlungen sollten veranlaßt werden, sich für den Reichskrieg und gemeinsames Aufgebot gegen Frankreich zu erklären. Die französischen Agenten waren daher sämmtlich außer Athem, Aunillon insbesondere am Hofe zu Bonn, und sein Erfolg erwies die bis dahin gehegte Befürchtung, Clemens möchte wieder zur österreichischen Partei übergehen, als ungerechtfertigt. Gerade an ihm fand er eines der wirksamsten Werkzeuge der französischen Absichten. Legte

---

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

er bei jenen Versammlungen sein Gewicht im Sinne Frankreichs in die Wagschale, so war jedes Aufraffen einträchtiger Nationalkraft vereitelt; und der Kurfürst that nach Frankreichs Heißen. Er verhinderte zunächst die Aufnahme des österreichischen Kreises in die Association der Kreise; da aber die Anträge Oesterreichs auf dem fränkischen und schwäbischen Kreistage, wie bei der Direktorial-Assemblee zu Frankfurt doch noch hätten die Majorität erlangen können, ertheilte Frankreich an Köln und Pfalz den Rath, ihre Gesandten zurückzuziehen und hierdurch die Versammlungen selbst beschlußunfähig zu machen, wie faktisch aufzulösen; und auch dieser Rath wurde befolgt. Clemens rief den Fumetti von Frankfurt, den Breuning von Nürnberg, den Pachner von Ulm zurück*).

Jetzt überwand die französische Diplomatie beim Kurfürsten auch das letzte Bedenken gegen ein definitives Bündniß mit Frankreich. Sein Gewissen hatte sich bis dahin noch gesträubt, in falscher Doppelzüngigkeit zu ganz entgegengesetzten Dingen vertragsmäßig sich zu verpflichten. Tilly, Brigadier des Königs von Frankreich, Kommandeur des militärischen Ordens vom heil. Ludwig und französischer Gesandter für die Kurpfalz, in Begleitung des Kurfürsten von der Pfalz im Juli in Bonn auf Besuch, trachtete jenes Bündniß noch vor Ablauf des Londoner Vertrages zu realisiren. Man konnte dann wegen Erneuerung des Traktates mit dem Könige von England außer Sorge seyn. Er brachte auch die Sache mit Metternich, der Hohenzollern in der fürstlichen Gunst ausgestochen hatte, in Ordnung, und am 9. Juli wurde das Dokument zu Poppelsdorf von diesen beiden unterzeichnet. Clemens garantirte damit Frankreich seine Freundschaft, strenge Neutralität und Opposition gegen den Reichskrieg, wofür er monatlich 20,000 Florin Subsidien, 40,000 für den Fall er-

---

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

halten sollte, wenn er auf Grund dieses Bündnisses Gewalt zu erdulden hätte. Ein geheimer Artikel verbot dem Kurfürsten, bis zum Ablauf des Vertrages mit England Truppen an die Feinde Frankreichs zu liefern *).

Unterdessen hatten die Alliirten in den Niederlanden einen Verlust nach dem andern gegen den Marschall von Sachsen zu beklagen. Die empfindlichste Niederlage traf sie am 2. Juli zwischen Maestricht und Tongern beim Dorfe Laffeld. Puissieux gibt den Verlust der Feinde, hauptsächlich der Engländer und Hessen, auf 15,000 Mann an. Daher neue Versuche, den Kölner endlich zur Erfüllung der durch den Londoner Vertrag übernommenen Verpflichtungen und zur Bewilligung des Reichskriegs zu bewegen; aber Alles vergeblich. Schon im Juni hatte er die Bitte des neuen holländischen Generalcapitäns und Statthalters um 4000 Mann Soldtruppen abgewiesen; ebenso erging es gegen Ende Juli dem hannöverischen Abgeordneten Zwickel, dem österreichischen General Palfi und dem holländischen General Wartensleben. Auch ihre Beutel waren reich gespickt, aber doch erscheint es sehr übertrieben, wenn Metternich behauptet, man habe ihm eine Gratifikation von 100,000 Florin angeboten, wenn er den Kurfürsten zum Eingehen auf die Intentionen der Seemächte veranlasse. Spekulirte er damit auf die französische Kasse, so verrechnete er sich auch nicht, denn außer den 8000 Fl., die er für das französisch-kölnische Bündniß erhielt, versprach ihm der König noch eine außerordentliche Gratifikation von 6000 und eine Pension von 5000 Fl.; der Graf von Hohenzollern erhielt für den ganzen Handel 10,000 Fl.**).

Aber alle Vortheile der diplomatischen Intrigue und des

*) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris. — Es ist falsch, was Gundling von dem standhaften Ausharren des Kurfürsten auf der Seite Oesterreichs sagt.

**) Arch. du min. des aff. étr. zu Paris.

Kriegsglücks konnten die höchst mißliche Lage im Innern Frankreichs nur zeitweilig verdecken, keineswegs einen unvermeidlichen Ausbruch des allgemeinen Elendes auf die Dauer verhindern; darum ließ König Ludwig selbst durch den in der Schlacht bei Laffeld gefangenen englischen General Ligonier in London Friedensvorschläge machen, und fand geneigtes Gehör. Man kam im Oktober 1747 mit Oesterreich überein, in Aachen den Congreß zu eröffnen*). Als der französische Gesandte Herr von Saint-Severin sich bei der Pompadour verabschiedete, ließ sie das bedeutungsvolle Wort fallen: „Auf jeden Fall, mein Herr, kommen Sie uns nicht anders zurück als mit dem Frieden; das ist der eigentliche und letzte Wille des Königs.“ Doch dauerte der Krieg inzwischen ununterbrochen fort; der Marschall von Sachsen kümmerte sich wenig um die schönen Worte der klugen Diplomaten auf dem Congresse. „In Maestricht liegt der Friede,“ sprach er und begann die Belagerung dieser Feste, das Meisterstück seiner Thaten. Während der Waffenruhe nach der Einnahme Maestrichts (11. Mai) suchten auch die Alliirten durch Aufstellung kolossaler Heeresmassen Anspruch auf günstige Bedingungen zu gewinnen. Zu Englands, Hollands und Oesterreichs Armee von 192,000 Mann ließ auch Rußland 37,000 gegen die Franzosen dem Rheine zu marschiren, und gerade der Kölner schien sie in's Quartier bekommen zu müssen. Clemens gerieth in gewaltigen Schrecken, war aber fest entschlossen, den Russen alle Passage abzuschlagen und nöthigenfalls mit Waffengewalt seine Neutralität zu vertheidigen, wozu er sich von Frankreich kräftige Hülfe erbat. Andererseits gedachte man seine unverholene Russenfurcht dazu zu benützen, um abermals die Erneuerung des Londoner Bündnisses am Bonner Hofe zu betreiben. Die Aachener Convention vom 2. Aug., welche den Russen Halt gebot, riß aber den Fürsten aus der Klemme,

*) Schlosser, 2, 138.

und nun gewann er auch den Muth, dem General Elberfeld und dem österreichischen Residenten Bossart den angesonnenen Verkauf einiger kölnischen Regimenter abzuschlagen, sowie ihr Angebot, die noch schuldigen Römermonate ihm zu quittiren und alle bei den letzten Winterquartieren verbrauchten Armeebedürfnisse zu bezahlen, wenn er der Kaiserin erlauben wolle, ihre Regimenter im Kurstaate zu rekrutiren. Der Definitivfriede vom 18. Okt., zwischen den Gesandten Frankreichs, Großbritanniens und der Generalstaaten zu Aachen unterzeichnet, machte dem weitern drohenden Drängen ein Ende. Oesterreich gab endlich auch seinen Consens, und mit ganz Europa genoß nun der Bonner Hof der Ruhe — auf solchen Lorbeern.

XLVII.

Aphorismen zum Thema: was auf dem türkischen Boden endlich werden soll?

I.

Man kann nicht oft genug erinnern, daß die neuere und neueste orientalische Frage mit der alten orientalischen Frage, die einst den ritterlichen Kreuzzügen das Daseyn gab, allerseits nicht das geringste gemein hat. Damals hielt man es für Pflicht, die christlichen Gebiete, soweit sie nur reichten, von den islamitischen Eroberern mit der Schärfe des Schwertes zu säubern. Jetzt ging auch Rußland nichts weniger als mit solchem Plane um. Im Gegentheile hat Rußland selbst erst noch mit seinen eigenen Kriegsheeren die Türkenherrschaft vor dem drohenden völligen Zerfalle bewahrt,

z. B. gegen den rebellischen Vicekönig von Aegypten; und in soferne spricht es nicht ohne Grund den Dank der Türken für sich an, daß ihr Sultan noch in Europa herrsche. Rußland wollte zusehen, bis er zu einer ihm gelegenen Zeit zu herrschen aufhöre. Daß es glaubte, diese Katastrophe werde mit dem „kranken Manne" bald eintreten, bildete im Grunde den alleinigen und ganzen Unterschied seiner orientalischen Anschauung von der der übrigen Mächte. Beide Theile bekennen sich daher zu der „Integrität und Souverainetät" der Türkei. Nur daß Rußland glaubte, sich schleunigst das türkische Erbe sichern zu müssen; die andern Mächte aber nun ihrerseits den Erbfall hinauszuschieben trachten, und zwar gerade durch die Abwehr der erbschleicherischen Umtriebe des czar-päpstlichen Wucherstaates. Zur momentanen Lebensfähigkeit der Türkei und zu ihrer Erhaltung bekannten sich ursprünglich alle fünf Mächte; zur welthistorischen Streitfrage wurde diese Lebensfähigkeit erst der Zeit nach: ob sie mehr oder minder lang noch dauern werde? Die Westmächte entschieden sich für das „mehr", und suchen darnach zu handeln.

Nun kann man aber in der Frage von der türkischen Lebensfähigkeit sehr wohl Rußlands Meinung seyn, vielmehr dieselbe noch entschiedener verneinen, dennoch aber in der nothwendig und zunächst sich anschließenden Frage diametral entgegengesetzte Ueberzeugung hegen, in der Frage nämlich: was und wer an die Stelle treten soll, wenn die Osmanen in Europa verschwinden müssen? Es heißt die russische Geschichte nicht nur von zwei Jahren her, sondern von mehr als hundert Jahren her verläugnen, wenn man bei Rußland eine andere Antwort voraussetzen will, als: in irgend einer Weise — ich selber. Diese russische Lösung der sehr complicirten Frage wird an oberflächlicher Einfachheit nur noch durch eine andere, vielen Gegnern Rußlands geläufige Antwort übertroffen, lautend: ein „byzantinisches Reich", was ungefähr so viel hieße, als: England. Gewiß aber ist vorerst

nur so viel, daß mit dem Sinken des Sultanats das eingeborne Christenthum auf den Thron zu steigen das Recht hat, und daß demjenigen der vorherrschende Einfluß zufallen wird, der am besten dabei behülflich seyn wird. Rußland hat darum sich so auffallend beeilt mit seinem Fürst Mentschikoff. Am schnellsten unläugbar war der Czar bei der Hand; ob er es aber auch mit den besten Intentionen war, ist eine andere Frage; die übrigen europäischen Mächte haben sie durch die That einstimmig verneint. Bessere Intentionen in congruenter Richtung entgegenzustellen, konnte leider nicht ihre Sache seyn, denn sie setzten, wie gesagt, die Lebens-Fähigkeit der Türkei auf noch längere Zeit voraus, konnten also keinen Grund haben, sich bereits zu fragen: was und wer denn dort auf der Grenze zwischen Europa und Asien dem osmanischen Sultanat nachfolgen solle? Sie suchen vielmehr die faktische Erhebung dieser Frage möglichst hinauszuschieben, oder eigentlich sie dadurch definitiv zu verunmöglichen, daß sie zwischen den untergebenen Christen und den herrschenden souverainen Osmanen ein Verhältniß feststellen, welches eine Ausgleichung der Gegensätze in der Türkei von selbst und ohne weitere Erschütterung in sich tragen und allmählig herbeiführen soll. Die diplomatische Sprache nennt das „Emancipation“, zu vollziehen auf administrativem Wege, etwa so, wie in gewissen Staaten Deutschlands nur auf demselben Wege vertragsmäßig garantirte Rechte der katholischen Kirche zur Realisirung gelangen. Man mag eine solche Anschauung der Mächte beklagen, d. i. das Princip der alten Kreuzzüge zurückwünschen; man wird aber nicht übersehen können, daß seitdem durch lange Jahrhunderte eine entchristlichte Politik in aller Welt sich eingefressen, und ein äußeres Evenement, wie die russischen Ansichten über die Türkei, am allerwenigsten geeignet sei, die nur von Innen heraus zu heilende Krankheit mit einemmale auszutreiben. Wären christliche Principien in der europäischen Politik wirk-

sam, dann gäbe es gar viele ihrer schwierigen „Fragen" nicht, und insbesondere auch keine orientalische Frage im engern Sinne.

So sehr wir nun auch mit den Maßnahmen der großen Mächte hinsichtlich der russischen Intentionen einverstanden sind, ebensowenig waren wir es von Anfang an mit ihrer Politik in Sachen des osmanischen Sultanats an und für sich. Und dieß nicht nur aus dem allgemein christlichen Gefühl und Wunsch, in der Hagia Sophia lieber heute als morgen das Opfer der Christen wieder vollbracht zu sehen, sondern auch weil wir in jener Politik, wie sie nun einmal ist, den Obersatz selber für falsch ansehen. Das osmanische Sultanat ist nicht mehr lebensfähig. Die Mächte sollten in der That von dem Obersatz ausgehen, daß es noch früher, als ursprünglich Rußlands Meinung war, zusammenstürzen werde, und darnach sollten sie ihre Maßregeln treffen. Die Gründe, warum sie davor Scheu tragen, sind vielleicht nicht einmal so stichhaltig, wie man allgemein glaubt. Jedenfalls aber müßte Alles täuschen, wenn nicht eine höhere Fügung sie alsbald belehren sollte, daß ihre Voraussetzung unwahr sei. Rußland selber irrt sich, wenn es meint, daß auch diese Eine brennende Pein der Christenheit dießmal noch nicht zum Austrag kommen werde. Es wäre auch nichts Anderes als eine neue furchtbare Strafe Gottes, wenn jetzt, nachdem wir die russisch-türkische Frage hinter uns haben, und in der europäisch-russischen mitten inne stehen, nicht sofort die europäisch-türkische Frage folgte. Mit dieser orientalischen Frage im engern Sinne ist dann freilich die orientalische Frage im weitern Sinne noch lange nicht ausgetragen, die christlich-muhamedanische nämlich. Sie fängt erst am Kaukasus an, und wenn einst im blutigsten Principien-Kampfe wenigstens drei Welttheile aufeinander stoßen, dann wird das gewaltige Rußland erkennen, daß es vor Zeiten sehr irrthümlich und aus rein menschlichem Dünkel seine Be-

stimmung bloß an den Dardanellen gesucht. Vermöchten aber die Politiker dieser Tage alle die genannten sehr verschiedenen Beziehungen des Einen großen Problems auseinander zu halten, so wäre man des jetzigen unseligen Haders voll babylonischer Verwirrung größtentheils überhoben.

II.

Das Türkenthum oder das osmanische Sultanat ist nicht mehr lebensfähig. Dieß heißt aber nicht: der Islam sei nicht mehr lebensfähig, von dem jenes nur einen wenn auch bedeutenden Bruchtheil darstellt. Im Gegentheile, der Islam, wenigstens seine Weltanschauung, wird nicht nur wieder lebendiger als zuvor, er treibt auch sogar neue Schößlinge. Die neue Offenbarung des Altchinesenthums, wie das ewige Evangelium der Mormonen in Westamerika, beide können sich als jüngere Geschwister der alten Zeugung Muhameds nicht verläugnen. Der Islam wird seine Rolle schwerlich ausgespielt haben vor dem Ende der Zeiten, diese düstere Ahnung zieht durch alle seine gelehrten und praktischen Kenner christlichen Namens; nur selten stößt man daher bei ihnen auf schüchterne und leise Hoffnungen einer dereinstigen Bekehrung der Moslimen in Masse. Die relative Bekehrungs-Unfähigkeit der Anhänger des Islam ist sprüchwörtlich geworden, und wenn das Christenthum immer seinen positiven Gegensatz haben muß, so scheint er ihn zu bilden. Menschlichem Ermessen nach wird der Islam nebst Verwandtschaft mit der gegenwärtigen Katastrophe im Allgemeinen und des Türkenthums insbesondere nur in eine neue Periode seines religiösen und staatlichen Daseyns eintreten. Möhler hat seiner Zeit ausgesprochen: daß mit dem Staate Osmans ganz naturgemäß auch die Religion Muhameds in der Türkei kraftlos zusammensinken werde. Gewiß; das schließt jedoch eine um so gewaltigere Erhebung derselben außerhalb der Türkei nicht aus.

In den folgenden Zeilen aber soll von dem Islam und den Moslimen im Ganzen nicht die Rede seyn; dazu gehört eine andere als publicistische Feder, welche eben die Tagesereignisse nur in ihrem nächsten Zusammenhange bespricht. Bloß um die gegenwärtige politische Physiognomie des Türkenthums oder osmanischen Sultanats handelt es sich hier.

Es ist ein anderes, ob man die Religion Muhameds an sich, oder in ihrer Erscheinung an den verschiedenen ihr heimgefallenen Völkerstämmen betrachtet; ein Blick auf die alten Mauren Spaniens z. B. und dann auf die jetzigen Türken wird erklären, was wir meinen. Wozu ein Volksthum Zeug in sich hatte, das konnte es werden troß seines Islam; dagegen aber ist dieser unfähig, irgend ein Volksthum zu veredeln, dieß bezeugen die Türken heute noch ebenso wie vor vierhundert Jahren. Eine solche veredelnde Kraft hat eben das Christenthum allein, und jede natürliche Religion um so weniger, je mehr sie ihm principiell feindselig entgegentritt. Beim Islam ist dieß nun im höchsten Grade der Fall. Die rationalistische Anschauung hat denselben sonst als eine „Vorbereitung für das Christenthum" besonders ästimiren zu müssen geglaubt; mit mehr Recht in gewisser Beziehung erklären ihn dagegen die orthodoxen protestantischen Theologen der Gegenwart für schlimmer als das baare Heidenthum. Nur sollten sie stets beisetzen: in seinem Verhältnisse zur Lehre und Kirche Christi. Eine „Vorbereitung" für sie liegt in den im dunkelsten Heidenthum restirenden Spuren der Urwahrheit allerdings ebenso gewiß, als in dem stolzen Islam die Abführung von ihr. Ganz richtig bemerkt daher Newman, die theologische Säule des katholischen Englands*): kein Katholik brauche zu

*) S. die hier öfter benützten trefflichen Vorträge J. H. Newman's: „die Türkei in ihren geschichtlichen Beziehungen zur Gegenwart" (auch in's Deutsche übersetzt von Pfarrer Schündelen. Köln 1854).

läugnen, daß die trügerische Stiftung Muhameds, ihrem Inhalt nach besehen, als ein bedeutender Fortschritt betrachtet werden müsse gegenüber dem Heidenthum, das keinen Maßstab kenne für Gut und Böse, keinen wandellosen Richter über das menschliche Thun, keine vernunftgemäße Offenbarung, und nicht Einen Satz als Wahrheit aufzustellen wage, Lücken, für deren Ausfüllung Muhamed dagegen sich das Material von der Kirche entnommen. Nicht minder ist aber auch der Berliner Theologe Dr. Hengstenberg mit seiner der rationalisirenden Auffassung entgegengehaltenen Ansicht im Rechte: gerade in dem Bewußtseyn der Sünde und in dem Bedürfniß der Erlösung stünden die meisten heidnischen Religionen entschieden über dem Islam, dessen stolze Selbstgerechtigkeit auf Grund der ebenso oberflächlichen und rohen, als äußerlichen und leichten Gesetzesforderungen es zu einer rechten Reue und Buße gar nicht kommen lasse; das Heidenthum sei daher immer noch sittlicher als der Islam; es habe Christum nicht, weil es eben nichts von ihm wisse, der Islam aber verläugne ihn principiell; das Heidenthum habe sein Daseyn gegen die neue Weltmacht vertheidigt, der Islam ihr gegenüber ein höheres neueres Daseyn erst begründen wollen; und nicht durch die rohe Gewalt allein erkläre sich die ungeheure Ausbreitung der an sich so gedankenarmen Lehre, vielmehr habe besonders noch der Widerwille des in seiner Ruhe bedrohten natürlichen Menschen gegen die Erlösung für den Islam gearbeitet.

Betrachten wir aber den Islam in seiner Ausprägung an den verschiedenen Volksstoffen, die er in seine Macht bekam, so ist kaum zu übersehen, daß die Stämme der Turkmanen, wie sie die Grenzen ihrer mittelasiatischen Steppen überflutheten, als das eigentlich für seine volle Entfaltung zum Schlechtesten prädestinirte Volksthum erscheinen. Naturanlage und Bildung jener Araber, unter denen der Islam zuerst erwuchs, standen hoch über diesen wilden bestialischen

Schwärmen, und hielten die äußersten Consequenzen der neuen Religion vielfach noch in Schranken. Eine gewisse Stufe kräftiger Cultur schien die heidnischen Araber schon dem Christenthum nahe geführt zu haben, das in den syrischen Klöstern gleichsam vorgeschobene Forts wider Arabien besaß, und wenn die alten Chroniken recht berichten, waren unmittelbar, ehe Muhamed auftrat, die Weisesten in Mekka selbst an dem dummen Götzendienst ihres Volkes irre geworden, zogen ihrer Viere aus, um die reine Religion Abrahams zu suchen, und fanden drei von ihnen dieselbe in der Lehre Christi, Einer sogar erst, nachdem er die Falschheit der Reform Muhameds noch erkannt, während der vierte von den Götzendienern erschlagen ward, ehe er sie in der Nähe prüfen gekonnt. Und als diese Araber nachher unter der Fahne des Propheten geschaart in Persien ihr Sarazenen-Reich gründeten, war es noch immer eine ungleich höhere Cultur, die sie gegen das Sultanat der turkistanischen Seldschuken in Sogdiana und Chorasan vertheidigten. Lange dienten diese vordringenden Söhne der Flächen Mittelasiens als Miethtruppen der sarazenischen Kalifen Persiens, bis die wilde Naturkraft der endlos nachschiebenden Schwärme sich übermächtig fühlte, und sie das persische Reich für sich eroberten. Alle diese Turkomanen-Stämme hatten sich leicht zu Muhameds Fahne bekannt, sie waren wie von selbst Musulmanen geworden; als sie aber jetzt wie ein im Wolkenbruch angeschwollener Strom über die Grenzen von Sogdiana und Chorasan stürzten, ergab sich noch einmal eine Scheidung des gewaltigen Volkselements, das achthundert Jahre lang die europäische Christenheit mit Entsetzen oder Verachtung erfüllen sollte. Ein Theil der turkistanischen Seldschuken zog ostwärts, unter dem Sultan jener Länder, und wiederholte an den Götzen des indischen Aberglaubens die Sendung Muhameds; eifernd für den Einen Gott nahm der Sultan die Sandelthore von dem Götzentempel zu Somnaut und hängte sie über seinem Grabe zu Ghosni auf,

wo sie als Zeugen von dem Siege Mahmuds über einen schlimmern Irrthum blieben, bis, um diesem zu schmeicheln, die Engländer sie in unsern Tagen wegnahmen und — dem Götzen restituirten. Der andere Theil aber jener musulmanischen Seldschuken nahm seine Richtung westwärts, nicht gegen heidnischen Irrthum, sondern gegen die göttliche Wahrheit, mit einer grimmen Wuth, die sie so recht zu Werkzeugen der Hölle machte. Sie traf, wie Newman sagt, das ganze sittliche Wehe derjenigen, welche die Braut des Lammes verfolgen, und sie heißen mit größerm Rechte, als alle andern Verfolger der Kirche, das alte Drachenblut. Sie sind die Stammväter unserer heutigen Türken.

Es war um das Jahr 1048, daß jene große Ergießung der turkistanischen Horden unter Muhameds Fahne und ihre Scheidung nach Ost und West erfolgte. Achthundert Jahre lang griffen die westlich Gezogenen als Seldschuken und Osmanli's mit bluttriefender Faust in die christliche Geschichte ein, zuerst unter ihren Sultanen aus dem Hause Seldschuk, deren letzten sodann im J. 1301 Othman, der Gründer der heute in Abdul Medschid hinsiechenden Dynastie, beerbte. Gerade um die Mitte jener achthundert Jahre fiel die Metropole des oströmischen Imperiums in die Gewalt der Türken. Aber die Macht des Hauses Osman sollte noch höher steigen, dem ewigen Rom und Deutschlands Grenzen immer näher rücken. Zehn große Sultane seit 1301, jeder durchschnittlich mit 26 Regierungsjahren, erfüllten die 270 Jahre des Aufsteigens der Osmanenherrschaft. Während der folgenden 270 Jahre des Sinkens bis auf den Mann des Schicksals von Heute regierten 21 Sultane, jeder durchschnittlich mit 13 Regierungsjahren. Im Bereiche des Islam aber standen die Sinkenden noch höher, als einst die Aufsteigenden gestanden waren. Erst in dem verhängnißvollen Jahre 1517 nämlich ward der mit Blut und Geifer gekittete Dom türkischer Herrlichkeit nach Innen vollendet, und das alte Imamat Muhameds leibhaftig

in denselben eingeführt. Der neunte jener großen Sultane, Selim I., ließ sich auf seinen Siegeszügen im Osten von dem letzten der zu Kairo hausenden abbassidischen Kalifen, Mohamed XII., die Würde des Imamats oder Kalifats übertragen, und seitdem wird für die osmanischen Sultane die Kotba oder das Throngebet recitirt, welches den Gläubigen verkündet, daß sie die rechten Padischah's, Imame oder Vorbeter aller Moslimen, die höchsten Religionslehrer und Gesetzgeber des Islam seien.

Wenn also jetzt, nachdem die Türkenherrlichkeit nach Innen und Außen von ihrer höchsten Höhe auf's tiefste herabgesunken ist, mit dem armen Sultan Abdul das letzte Blatt von dem verdorrten Stamme Osman's abfallen sollte, dann stürzt nicht nur der Halbmond in der Türkei, sondern es handelt sich abermals um die Machtunterlage des Oberhauptes des Islam. Die Katastrophe könnte wohl kaum vor sich gehen ohne ein folgenreiche Erhebung der lauernden Erben, welche zum Theil von Anbeginn dem orthodoxen Sonnitenthum der Türken mit seiner fertigen Tradition die Imams-Würde aberkannt haben. Der Islam zählt noch kräftige und beziehungsweise cultivirte Völkerschaften in Arabien, in Persien, am Kaukasus. Von Zeit zu Zeit und bis auf diesen Tag erheben sich unter ihnen neue Sekten voll des glühendsten Enthusiasmus, der ihnen die moralische Macht gibt, unter den gräßlichsten Verfolgungen, selbst bis zur Exstirpation, ihre Ueberzeugung treu zu bekennen. Das sieht nicht wie Abgestorbenheit aus. Aechte Heldengestalten wachsen noch immer aus ihnen hervor, und wenn auch Abdelkader, der Araber-Fürst, tiefer gefallen, als daß ihm das Wiederaufstehen freistünde, so ragt doch Schamyl, der Fürst am Kaukasus, noch unerschüttert empor. Das spricht nicht von unheilbarem Marasmus. Sind auch die Sonniten mit ihrem sichtbaren osmanischen Imam in denselben versunken, so zählt ein bedeutender Theil der muhamedanischen Welt noch zu den Schiiten; sie haben ihren

Glauben nie unter die Systeme der vier anerkannten Schulen (von 740 bis 840 n. Chr.) als die gegebene Norm gebeugt, sie haben seit nahezu tausend Jahren keinen sichtbaren Imam anerkannt, und warten heute noch, daß der 868 verschwundene Zwölfte der wahren Imame endlich wieder sichtbar werde und erscheine zum Weltgericht. Den Sonniten ärger fast als selbst die Christen verhaßt, und umgekehrt, wie denn die Türken nicht anders glauben, als daß die schiitischen Perser am jüngsten Tage in Esel verwandelt werden, auf denen die Juden zur Hölle reiten — sollen die Schiiten über kurz oder lang den Sturz des sichtbaren türkischen Imamats vor Augen sehen, und über der Katastrophe sollte nicht ihr unsichtbarer Imam plötzlich sichtbar werden? Und die tiefentmuthigten Türken, werden sie die Reste ihres noch immer bis tief nach Mittelasien hinein verbreiteten Volksthums von Neuem sammeln und der Fahne eines neuen Kalifats widerstehen*), oder aber unter ihr Hülfe suchen? Und Schamyl mit seinen Muriden, welche Politik verfolgt er?

---

*) Newman neigt sich dieser Meinung zu, unter der Voraussetzung jedoch, daß unter den dereinst nach Asien zurückgetriebenen Osmanen abermals ein großer Sultan erstehe, und ein neues Ganzes um sich sammle. „Wie wenig zahlreich auch die Osmanen seyn mögen, so ist doch der rohe Grundstoff zur türkischen Nation, wie die Turkomanen zunächst ihn in sich tragen, über halb Asien ausgebreitet; und ist er noch dasselbe, was er immer gewesen, so läßt sich wohl denken, daß er unter günstigen Umständen wieder um einen Mittelpunkt sich sammeln, und zu einer furchtbaren Macht gestalten lassen könnte. Er bedeckt jetzt noch immer die ganze Länderstrecke von Kleinasien bis zur Lena, bis nach Kamtschatka hinauf; und von Sibirien südwärts nach Chorasan, zum Hindukusch und bis an China. Die Nogaier, nordöstlich der Donau, die Bewohner der Krim, die Völkerschaften zu beiden Seiten des Don und der Wolga, die turkomanischen Wanderhorden im westlichen Asien, längs des schwarzen und caspischen Meeres, sowie auch durch Persien und in Buchara, die Kirgisen am Jaxartes — sie

Er kämpft im Namen des Propheten gegen den Feind des osmanischen Padischah, aber er will nicht dessen Bundesgenosse seyn. Völlig frei und selbstständig in seinen Bergen wie außerhalb, hat er die Sache des Islam zu seiner Sache gemacht, aber weder die des sonnitischen, noch des schiitischen. Die neue Offenbarung des Muridismus, dessen Oberhaupt als sein dritter Imam jetzt Schamyl selber ist, Fürst und Prophet in Einer Person, einst Derwisch-Zögling wie Abdelkader, ist sein Islam. Er bildet den eigentlichen moslemischen Unionismus, verdammt die Trennung in Sonniten und Schiiten, und anerkennt nur Einen Muhamedanismus aller Gläubigen. So lange ihr euch nicht vereinigt — trommetet er ohne Unterlaß in die islamitische Welt hinein — ihr Kinder von Rumeli und Gläubige von Irak, so lange werden eure Tempel entweiht werden von den flachshaarigen Dienern der Moskowitengötter! Rationalisirend, wie aller Unionismus, leicht über den starren Buchstaben des Gesetzes sich hinwegsetzend, stellt er sich in seiner vorherrschend praktischen Richtung als die wahre Lehre des Propheten hin, und hat so vor Allem die in bitter sich verfeindete Sekten zerfallenen oder aber sonnitischen Bergvölker des Kaukasus selber vereinigt. Und sofort ist dieser Muridismus die belebende Seele ihres heldenmüthigen Kampfes gegen die russische Unterdrückung geworden; eine Generation alt, wie dieser Kampf, ist auch der Muridismus. Man hat ihn bislang wenig beachtet *); wenn aber Schamyl alljährlich aus

alle sollen Eine Sprache reden und Einen Glauben haben, und was noch wichtiger ist, sie alle sind Sunniten und erkennen im Sultan den Nachfolger Muhameds."

*) Seit 1823 aufgetaucht, erzielte der Muridismus (von Murid d. i. Strebender) erst eine förmliche religiöse Reform an Haupt und Gliedern des Islam im Kaukasus, und entzündete dann die Gemüther zum Freiheitskampf. Der Sufismus, die tausendjährige mystische Ascetik des Islam, liegt ihm zu Grunde, und schon als solche wie

der dreiwöchentlichen Einsamkeit seiner strengen ascetischen Exercitien heraustritt unter das versammelte Volk, und ihm die neuen von Allah's großem Propheten unmittelbar und persönlich empfangenen Offenbarungen verkündet, dann donnert ihm der Ruf entgegen: „Gott ist groß, Mohamed ist sein erster Prophet und Schamyl — sein zweiter!" Und von den letzten Zeiten, deren die Schiiten warten, predigt dieser „zweite" Prophet, sie seien schon da, und er ruft alle Gläubigen auf zum Kampfe gegen Gog und Magog, von dem das ganze moslemische Asien weiß, daß er Rußland heißt, und dereinst die alte Mauer des Gebirges durchbrechen, und das Reich der Gläubigen zu zerstören suchen wird. Bis auf den Propheten von Mekka selber datirt man die uralte Prophezeiung hinauf: das Kaukasus-Gebirge werde die Grenze des Reiches der Gläubigen seyn. Soll vielleicht von hier auch der neue sichtbare Imam ausgehen?

Wir wissen es nicht! Aber soviel ahnen wir: wenn einst auch das Türkenthum aus Europa und Kleinasien verjagt seyn wird, so wird die orientalische Frage nur um so grandioser, menschheitlicher, rein religiöser und — christlicher werden. Weit entfernt, daß die Lebensfähigkeit des Osmanen-Reichs mit der des Islam identisch wäre, scheint vielmehr umgekehrt der Islam mit dem Fall des verrosteten und verrotteten specifisch osmanischen Orthodoxismus steigen zu wollen.

---

immer modificirte Restauration, ganz abgesehen von seiner eventuellen weltgeschichtlichen Bedeutung, bildet der Muridismus eine sehr merkwürdige Erscheinung, wenn auch ähnliche unionistischen Tendenzen an manchen ältern Sekten des Islam, und in neuerer Zeit besonders in Indien, schon auftauchten. S. die interessanten Notizen bei Bodenstedt: die Völker des Kaukasus. Frankfurt 1848.

III.

Was ist nun socialpolitisch aus den Türken geworden durch ihren Islam, in den sie ohne Weiteres über Hals und Kopf sich gestürzt, sowie sie aus der tiefsten Nacht bestialisirten Heidenthums jener zahllosen Nomaden-Stämme Mittel-Asiens hervorbrachen, denen auch die grausen Hunnen und Mongolen, obschon auf andern, direkt westlichen Wegen entströmten, und auf welche mit Vorliebe jene Schriftstellen gedeutet wurden, wo so feierlich von Gog und Magog die Rede ist, die des Antichrists Schlachten kämpfen sollen gegen die Gläubigen? Antwort: nichts ist aus ihnen geworden, was sie nicht vorher schon waren! So aber schoben sie sich im Laufe der Jahrhunderte vor bis an das adriatische Meer, und traten an die Spitze des Islam als dessen Repräsentanten gegen die abendländische Christenheit.

Ihrer tiefen Barbarei im strengsten Sinne des Wortes kam der Islam um so trefflicher zu statten, als sie von Anbeginn Sonniten wurden. Abgesehen von der vorlaufenden Cultur-Geschichte aller übrigen Verführten Muhameds, blieb ihnen daher auch deren zweihundertjährige Arbeit des Geistes mit Symbolisirung oder Nichtsymbolisirung der ganzen neuen Offenbarung erspart. Mitten in die Erklärungen der vier großen Lehrer zum Koran und zur Tradition, in welchen sie die religiösen, wie die politischen und socialen Verhältnisse bereits normirt vorfanden, setzten sie sich hinein, wie sie waren von je, ohne die geringste Anregung des Geistes, ohne jede Spur von Selbstthätigkeit, und so versteinerten sie wie träge Holzblöcke im Moorwasser. Wenn sie dabei etwas selber thaten, war es höchstens, daß sie von dem neuen äußerlichen Gesetz sich drillen ließen, und für ihre moralische Faulheit, das Wesen der Barbarei, war ihr Islam wie geschaffen. In

sofern sagt Newman mit Recht: der Muhamedanismus fördere die Barbarei. Das Christenthum gibt nur Aufschlüsse über Wahrheiten, die dem sich selbst überlassenen Menschen-Geiste in Ewigkeit zu hoch hängen würden, es will im Uebrigen in nichts dem freien Wollen und der Selbstthätigkeit des Verstandes die Arbeit ersparen. Andererseits hat es wohlweislich gesorgt, daß nicht irgendwelche nationale Ueberhebung den Geist eines besondern Volksstammes in seine irdische Erscheinung einschiebe. Es hegt die persönliche und nationale Freiheit, wehrt aber der Ausschweifung beider*). Der Islam thut in Allem das Gegentheil. Er verschließt der geistigen Thätigkeit das weite Gebiet, das den christlich civilisirten Völkern offen steht: die Gesetzgebung, da alles Civil- und Criminalrecht im Koran und in der Tradition fixirt vorliegt, so daß es bei den Muhamedanern nie eine Trennung, ja nur einen Unterschied zwischen gelehrter Theologie und Jurisprudenz gegeben hat; die Finanz, da Zinsen verboten und alle Wechselgeschäfte den Fremden überlassen sind; die schönen Künste, da er Nachbildungen der Natur im weitesten Umfange verpönt. Begibt sich nun ein barbarisches Volksthum, wie einst das turkomanische, in solchen islamitischen Dunstkreis, so kann es nicht anders seyn, als daß sofort ein förmlicher Heiligenschein das dem Barbaren ohnehin natürliche außer-

---

*) So ist es um die reine Christlichkeit in der Kirche gethan; daß sie aber auch bis zu islamitischem Wesen verkehrt werden kann, beweist gerade die russische Staatskirche durch den Augenschein. Die persönliche Freiheit tritt hier ebenso weit zurück, als die nationale ausschweift, und das Facit ist christlich überkleisterte Barbarei, statt christlicher Civilisation. Treffend bemerkt daher Newman: aus Einer und derselben Quelle fließe der russische, wie der osmanische Dünkel auf die göttliche Sendung des eigenen Volkes. „Eben darauf beruht auch die Macht des griechischen Schisma, welches da allein noch blüht, wo es der Barbarei sich anklammern kann, um dem Stolze eines auserwählten Volkes zu schmeicheln."

ordentliche Selbstbehagen umgibt, vermöge dessen er gar nicht fühlt, daß ihm irgend etwas an menschlicher Fortbildung abgeht, und daß an seinem Zustande je etwas besser werden könnte. Es muß somit nothwendig eine Versteinerung des volksthümlichen Statusquo eintreten, in der an jedem Einzelnen die Nationalität Religion ist, und umgekehrt. Allerdings kommt dabei, wie von selbst einleuchtet, viel auf die Bildungsstufe an, auf welcher ein Volksthum stand, als der Islam sich seiner bemächtigte; bei den Türken war sie Null, und um so leichter und gründlicher wurde der Islam Religion ihrer Nationalität. Denn, wie Newman sagt, der Islam entspricht ebensosehr der Barbaren-Natur, als das Christenthum dem civilisirten Menschen.

Je tiefer die Bildungsstufe war, auf dem ein Volksthum vom Islam zuerst die schmeichelnde Lüge vernahm, daß es bereits im Stadium der selbstgenügsamsten Vollendung stehe, desto mehr mußte natürlich brutaler Bettelstolz, stupider Uebermuth den Einzelnen wie die Nation durchdringen. Um so näher liegt solcher Gemüthsart dann freilich auch die helle Verzweiflung, sobald irgend ein Unglück den Ungrund des überschwänglichen Dünkels enthüllt; eine so nothwendige Consequenz ist dann auch praktisch der Fatalismus des Islam. Demnach ergäbe sich auch schon aus der Theorie, wenn man es auch nicht aus der Erfahrung wüßte, daß der brutale nationale Bettelstolz des Barbaren die Türken charakterisirt. Selbstverständlich appliciren sie denselben vor Allem gegen die Christen, und der grobe Ausdruck ihrer hohen Meinung von der unberechenbaren eigenen Erhabenheit über diese ist das bekannte „Giaur's," Menschen ohne Seele, zwischen denen der Türke bloß noch den Unterschied von Schwein und Hund zuläßt. Der Proceß war ein ganz kurzer von dem Uebergang der türkischen Barbarei in die nationale Versteinerung des sonnitischen Islam und zu diesem Dünkel, der heute noch jede Annäherung zur Gesittung höher stehender Völker den Türken

ebenso unmöglich macht wie vor Jahrhunderten, in den Tagen ihrer höchsten Blüthe. Noch dazu ist in der mittlern Zeit das Kalifat von den Sarazenen an das Haus Osman übergegangen, und seitdem schreibt sich der Padischah in seinen Verträgen mit den christlichen Mächten „Zuflucht der Herrscher, Vertheiler der Kronen an die Könige der Welt, Haupt von Europa, Asien und Afrika, Abglanz Gottes auf Erden.“ Was Abdul-Medschid sich dabei denken mag, und die von Koran und Nationalität zumal abgefallene und in trivialstes Aufkläricht versunkene Reform-Partei, steht dahin; die Türkenmasse aber glaubt in der That, daß die Beherrscher Europa's bloße Lehensträger ihres Padischah, und die Hunde jetzt aus verfluchter Schuldigkeit vom Westen herbeigeeilt seien, um das rebellische Moskow-Schwein hinauszubeißen. Allein gerade diese Weltanschauung dürfte, wenn der wahre Zusammenhang der Dinge einmal einleuchten muß, einen Rückschlag auf den Muth und Uebermuth der Osmanen nach sich ziehen, der ihnen eine Zukunft auch in Asien und unter ihren Glaubensgenossen abschneidet. Vorahnend hat ein herbes schneidendes Weh sie jetzt schon manchmal durchzogen, wenn sie bei jüngsten Gelegenheiten die öffentliche Begegnung ihres Sultans mit den Alliirten vor Augen sahen, dessen Vater noch im J. 1837 erklärte, welches momentane Verhalten gegen die Ungläubigen die Klugheit auch gebieten möge, so sei doch jeder Moslim deren geborner Feind. Solcher hingebenden Cordialität konnte Mahmuds Princip nicht mehr zu Grunde liegen, und nicht umsonst drangen bei solchen Begegnungen mehr als einmal laute und beschimpfende Tadelworte aus den entsetzten Haufen der rechtgläubigen Zuschauer zum Ohre des Padischah. Als er am 17. Juni ganz in abendländischer Weise inmitten der fremden Generalität bei einer französischen Revue am Bosporus erschien, trat die glänzende Cavalcade auch einem zuschauenden Correspondenten der „Allg. Ztg.“ als erschütternder Leichenzug des sonnitischen Sultanats vor Augen, und

schaudernd schrieb er: „Reiche wie die Türkei gleichen Mumien, die unberührt sich Jahrhunderte erhalten, die aber in Staub zerfallen, wenn man sie antastet.“ Ja wohl, bald wird der osmanische Barbarenstolz umsonst nach Feigenblättern suchen!

IV.

Was also die Türken einst waren, als sie an den Grenzen Persiens ihren langen Eroberungszug antraten, das und nicht mehr sind sie dem Volkscharakter nach noch heute. Und wie sie damals mit den Menschen und Dingen es hielten, die in ihre Gewalt fielen, so verfahren sie im Princip noch heute. Schön spricht Newman es aus: „die gleiche selbstisch blinde Gier, womit sie die vernünftigen Wesen in Gottes Schöpfung betrachten, hält sie auch in ihrem Betragen gegen die sinnliche Natur wie besessen, sie haben die Erde zu ihrer Buhlerin gemacht, und haben kein Herz für ihr Elend und ihre Schande.“ Nomadische Eroberer wie vor achthundert Jahren, betrachten sie bekanntlich heute noch ihre mehrhundertjährigen Sitze selber nur als provisorisch. Ohne gemeinschaftliche Sprache, ohne Vaterland lagern sie, aber sie wohnen nicht. Sie haben sowenig Familie als Gemeinde. Sie produciren sowenig als sie cultiviren. Der Koran sagt nicht: bete und arbeite! sondern: fechte und bete! Was sie brauchen, das rauben sie. Sogar ihren eigenen Stamm haben sie sonst auf diesem Wege completirt; sie recrutirten sich von jeher größtentheils durch gewaltsam ausgehobene, jung geraubte oder angekaufte fremden Elemente, und seitdem sie dieß nicht mehr thun, nimmt ihre Zahl stetig ab. Ihre Nationalöconomie kennt nur ein einziges Problem: wie immer Unterworfene genug seyn werden, von denen man so viel ausbeuten kann, als das träge Geschlecht Osmans bedarf, das selber weder pflanzt noch säet, weder baut noch restaurirt. Sogar

den Nachruhm der Cultur stehlen sie sich von diesen „Unterthanen", wie sie denn vielfach an uralt christliche Brücken- und andere Bauten ihre Namen schreiben, als hätten sie hier dem gemeinen Nutzen gedient. Sobald es aber einmal nicht mehr hinreichend Menschencapital gibt, das für die türkischen Herren produciren muß und will, ist es mit deren Bestand am Ende; wo immer, wie in Syrien z. B., die Giaurs allmählig ausstarben, auswanderten oder selber Türken wurden, konnten auch ihre Herren in der allgemeinen Entvölkerung und Verarmung sich nicht mehr halten. Ein Augenzeuge solcher Herrschaft hat am 3. Aug. an die „Allg. Ztg." ganz richtig geschrieben: nur unter zwei Bedingungen sei das Türkenthum noch zu retten. Entweder man unterwirft ihnen neue Völker zu Sklaven, und hält diese auch, da die Türken sogar dieß nicht mehr vermögen, mit Gewalt an, für sie zu arbeiten; oder aber man zwingt die Türken selber zu arbeiten, und schafft die Polygamie ab, um ihnen Familie, Gemeinde, Heimath, Vaterland zu begründen. Allein jenes will man nicht, dieses kann man nicht.

Die reiche Fülle der Natur vergeudend, die Werke der Menschenhand zertrümmernd, diese selber furchtbar verstümmelnd, sind die Osmanli's eingebrochen in Europa, Asien, Afrika, über Griechenland, Palästina, Aegypten, in Landschaften, die oft so weit hinausragen über alle natürliche Schönheit, daß sie wie das Werk eines Zauberers erscheinen. Gleich den Hunnen Attila's mit seinem Ruhm, daß seines Rosses Huf das Gras verdorren mache, gleich den Mongolen mit ihres Dschingis' größter Wollust, raschen Laufes über den Schutt von ihm zerstörter Städte zu sprengen, sind auch die verwandten Turkmanen gekommen; aber man kann sagen, daß sie immer noch über einem Garten der Erde sich niedergelassen. Erst seitdem, in ihrem ruhigen Besitz, bloß durch ihre Benützung im Frieden, auch ohne blutige Gewaltthat, hat ihre Heuschrecken-Natur, ihre Nomaden-Gier das

herrliche Land kahl abgefressen, und, wie selbst die „Times" gestehen, ganze Provinzen, ehemals blühende Städte und lange Reihen von Dörfern auf hunderte von Meilen in Wüstenei und Ruinen verwandelt, so daß es sie, wie gesagt, auf die Länge schon deßhalb selber nicht mehr leidet. Ruinen, sagt Newman, gibt es auch in Europa genug, aber in jenen Gegenden sind nicht bloß Trümmer, sondern nichts als Trümmer, alles Alte ist vergangen, nichts Neues an die Stelle getreten. Wie mit Schlangen-Geifer überzogen präsentirt sich die Oberfläche dieser Perle Europa's, und indem die „Times" zur Emigration einladen nach dem „Goldland der Türkei", versichern sie, es sei unglaublich, welche Schätze verwahrlost im türkischen Boden schlummerten. Die Engländer mußten die Kohlen für ihre Flotte von Hause kommen lassen, während dicht vor ihnen unerschöpfliche Kohlenlager ruhen; alles unbenützt, sind überhaupt Mineralien und Metalle aller Art in unabsehbarer Masse vorhanden, und wenn einst vielleicht abendländische Colonisten das halbe Land unterwühlen, so bleibt der Türke doch gewiß ruhig zusehend auf den krummen Beinen sitzen, wenn er nicht lieber gleich davonläuft.

Kein Volk der Erde hat je also bloß vom gedeckten Tische gezehrt, wie Osman's unverbesserliche Brut, und daneben unsinnig die Tafeldecker zertreten. Jetzt will sich eben das Tischlein nicht mehr decken. Soweit das türkische Scepter reicht, sagt Newman, finden alle Reisenden den Bauernstand überall gleich arm, unterdrückt, verkommen, im rapidesten Verschwinden begriffen. An der Straße von Angora bis Constantinopel wohnten vor zwanzig Jahren noch alte Leute, die dort 40 bis 50 Dörfer gekannt hatten; jetzt ist kein einziges mehr vorhanden. Um 1750 waren auf der Strecke zwischen jenen Städten und Smyrna 200 Ortschaften verödet. Candia ist kaum mehr zum vierten Theile bevölkert; einst zählte es hundert große Städte, jetzt sind viele

der volkreichsten namenlose Flecken; unter den Venetianern nährte es bedeutenden Getreide-Handel, jetzt muß es Korn einführen zur eigenen Nothdurft. Cypern ist von einer Million auf 30,000 Einwohner herabgesunken. Auf der ganzen Strecke zwischen Kirklissa und Carnabat, einem wahren irdischen Paradies in einer Ausdehnung von 70 engl. Meilen, wohnt nicht ein einziger Mensch. Kurz, im Durchschnitt zählt das große Reich nicht mehr den fünften Theil der Bevölkerung, wie in alten Zeiten. Und nicht das Schwert des Krieges hat die Landbebauer gefressen, denn die arme Rajah ist waffenunfähig; unbetheiligt an den Kämpfen der herrschenden Osmanen ward sie einfach durch deren — Nationalöconomie zermalmt. Dagegen haben der Krieg und die Harems die Osmanen selbst, ohnehin ein kleines Häuflein und in Europa kaum den zwanzigsten Theil der Beherrschten ausmachend, in noch reißenderen Progressionen decimirt. Diarbekr um 1750 noch 400,000 Seelen stark, war 1790 schon auf 50,000 eingeschrumpft, Bagdad ist von 130,000 auf 20,000 reducirt, Bassora von 100,000 auf 8000, Mossul auf die Hälfte seiner frühern Einwohnerzahl, u. s. w. Dazu die gegenwärtigen Verhältnisse in's Auge gefaßt, und man wird sagen müssen, es sei unmöglich, daß Osman's Stamm, der einst die Welt erschüttert, nicht dem Aussterben mehr als nahe ist.

XLVIII.

Zum Anniversarium.

Baden, den 7. November 1854.

Was eines meiner früheren Schreiben angedeutet hatte, geht der Erfüllung entgegen: die badische Regierung sucht Zeit zu gewinnen, bis der Tod des Erzbischofs Hermann ihr freiere Hände geben möge. All ihr Streben geht offenbar dahin, den status quo vor dem verhängnißvollen 7. November wieder herzustellen, sie sucht mithin dem s. g. Interim, wie vorauszusehen war, eine gezwungene Auslegung zu geben, um faktisch zu diesem Ziele zu gelangen. Schon die Bezeichnung: Interim, ist ominös und entbehrt jeder Wahrheit. Rom sieht in dieser Wiederaufnahme der Verhandlungen mit Baden nur gleichsam Präliminarien, um, wie möglich, zu einer festen Ordnung der Dinge in kürzester Frist zu gelangen. Gott gebe, daß dieser, nach allen Seiten unhaltbare Zwitterzustand bald ende; er droht die letzten Reste von Autorität vollends aufzulösen, welche in Baden noch vorhanden sind. Es gehört das ganze Maaß jener Verblendung dazu, welche die badische Regierung seit Jahren befangen hält, um nicht einzusehen, daß die Entwicklungen, wie sie voranschreiten, ihr eigenes Ansehen in den Augen selbst ihrer Anhänger untergraben müssen, während die augenblicklich gewaltsam unterdrückten Empfindungen des Hasses in den Herzen ihrer Gegner sich immer steigern. Ein kleines Beispiel möge dessen als Belege dienen. Wer

hat nicht seiner Zeit mit Verwunderung die Erklärung gelesen: „die Gemeinde Kirlach wolle zwar katholisch bleiben, aber von dem Papste und dem Erzbischof nichts wissen?" Der Pfarrer daselbst, Hördt, wurde suspendirt, excommunicirt, wurde irregulär; nichts destoweniger von der badischen Regierung bis auf die letzten Tage gehalten und in der sacrilegischen Ausübung der priesterlichen Verrichtungen geschützt, mußte er endlich einem Geistlichen weichen, welchen der Erzbischof dahin sandte. Hördt stellte sich in der am 29. Oktober abgehaltenen Abschiedspredigt als ein Opfer seiner Anhänglichkeit und Ergebenheit an die Regierung hin und vergoß mit seiner Gemeinde zahlreiche Thränen. Gleichzeitig hielt der von dem Erzbischofe vor mehreren Monaten der Gemeinde Kirlach gesetzte Pfarrverweser Finneisen seine Abschiedspredigt in dem nahegelegenen Waghäusel, wohin sich die nicht abgefallenen Katholiken Kirlach's zu Gottesdienst und Christenlehre einzufinden hatten. Die Erbitterung war in der Gemeinde zu einer solchen Höhe gestiegen, daß Personen und Eigenthum vielfach gefährdet erschienen. Da mochte die Regierung die Nothwendigkeit des Nachgebens erkennen und ein neuer Pfarrverweser wurde zugelassen. Alle Demonstrationen bei dem Abzuge beider Geistlichen mußten amtlich und bei Strafe untersagt werden. Die Hoffnung, welche die Regierung etwa gehegt hatte, eine kirchenräthliche-katholische Kirche der universellen katholischen Kirche in Baden entgegenzustellen, womit bei dem Zusammentreffen so günstiger Umstände zu Kirlach glücklich begonnen schien, ist mithin nicht minder schmählich gescheitert, wie vor mehr als 30 Jahren ein ähnlicher Versuch in dem sogenannten Gemming'schen Gebiete bei Pforzheim, durch den abgefallenen Priester Hemmhöfer, der von der badischen Regierung gleichfalls in aller Weise begünstigt worden war. Der neuernannte Pfarrverweser in Kirlach, Zugschwerdt, hat die schwierige Aufgabe zu einigen und zu versöhnen, was nur auf dem, auch von Finneisen betretenen Wege der Belehrung und Liebe geschehen kann. Unglaublich groß ist in Sachen der Religion die Unwissenheit im Volke, was zunächst die Nothwendigkeit der Heilung unserer Zustände durch den in frühern Jahren durchaus vernachlässigten Unterricht der Priester wie des Volkes in wahrhaft katholischer Lehre beweist.

Während die Regierung die Unmöglichkeit erkennt, das Schisma

in ihrem vermeintlichen Interesse auszubeuten, befriedigt sie also Jene nicht, welche darauf ihre Erwartungen bauten, und gewinnt durch die Art und Weise, wie sie den Kirchenfrieden anstrebt, auch das Vertrauen der Katholiken noch viel weniger. Die jüngste Reise des Regenten in die untern Gegenden, den Odenwald u. s. w. und die öffentlichen Anerkennungen für Beamte und Bürgermeister, welche vorzugsweise sich als fügsame Werkzeuge des Paschariegiments der letzten Zeiten hingegeben hatten, konnten z. B. nur von den allerübelsten Eindrücken begleitet seyn. Bürgermeister Steinau von Tauberbischofsheim erhielt u. A. die Verdienstmedaille. Die Blätter haben seiner Zeit die Brutalitäten dieses Mannes gegen die katholische Kirche, deren Diener und Anhänger nach Gebühr gezeichnet. Mögen nun die Gerüchte, welche im Volke über ihn und den üblen Leumund umlaufen, den er sich als Handelsmann in Antwerpen erwarb, auch nicht vollkommen erwiesen seyn, so ist derselbe jetzt wenigstens mit einer Untersuchung wegen Unterschlagung und Meineid bedroht, wofür es bis jetzt nicht üblich war, mit Medaillen belohnt zu werden. Ein ähnliches Schicksal wurde der gleichen Anerkennung für gleiches Verdienst als Seitenstück in der Person des Bürgermeisters Bernauer in Todtmoos zu Theil. Es war hohe Zeit, daß die Anerkennung erfolgte, denn kurz darauf ward der Geehrte, mit fremden Geldern wie es heißt, flüchtig. In der Heckerschaar an der Scheideck, wo General von Gagern fiel, focht einst dieser Bernauer und die öffentliche Stimme brachte seine Person in nahe Verbindung mit der tragischen Katastrophe jenes Tages. Diese Blätter haben früher eines trefflichen Mannes im Seekreis Erwähnung gethan, des Bürgermeisters von Orsingen, welcher seiner „allzu großen Gewissenhaftigkeit wegen“ von dem Amte entsetzt wurde. Den trefflichen, seiner Charakterfestigkeit und Ehrenhaftigkeit wegen allgemein geachteten Bürgermeister Kiefer von Walldürn, in der Kammer durch entschiedene Eidestreue und katholische Gesinnung ausgezeichnet, traf auch, zwar nicht die Ehre einer Medaille, wohl aber der Amtsentsetzung aus den gleichen Gründen. Das äußere Auftreten des Regenten in den untern Gegenden soll nicht überall, so wenig wie im Oberlande, den Erwartungen entsprochen haben; die versuchten, vielfach persönlich ertheilten Belehrungen machten häufig eher den

Eindruck unwillkommener und wirkungsloser Verweise. Die befohlenen Festlichkeiten, das Ueberbieten der Beamtenwelt, Beweise ihres „loyalen“ Sinnes auf Kosten der Gemeindekassen darzubringen, klangen in diesen schwer getroffenen Gegenden beinahe wie Hohn, was die bedrängten Bewohner sobald nicht vergessen werden. Dazu die endlosen Festbeschriebe in den Landes-Blättern, welchen die Lüge schon an der Stirne stand, und die man ohne Ekel nicht zu lesen vermochte. Der Tag wird kommen, welcher den Werth dieser Demonstrationen offenbart. Es müßten niederträchtige Herzen seyn, in welchen die Mißhandlungen der letzten Monate einen solchen Enthusiasmus für die Unterdrücker hätten hervorrufen können. Der Katholik kann und wird seinen Verfolgern vergeben, vor ihnen aber zu kriechen, versteht er nicht.

Seit mehreren Monaten ist von dem sogenannten Interim die Rede, und seine Wirkungen sind zur Stunde in keiner andern Weise erkennbar, als in einer viel größern Willkürherrschaft, in Ungleichheiten der Behandlung gleicher Gegenstände, welche mehr als Alles den Abgrund der Verwirrung zeigen, in welcher sich unsere innern Angelegenheiten befinden. Während hier und dort Untersuchungen und Strafen niedergeschlagen werden, dauern die Vexationen, die Executionsmaßregeln und Verfolgungen in schönster Blüthe an andern Orten fort, und wird nicht eine einzige Ungerechtigkeit gutgemacht. In der jüngsten Zeit sind z. B. Fälle vorgekommen, daß man die nächsten Anverwandten kärglich dotirter Pfarrverweser aus dem Hause und der Gemeinde dieser Letztern polizeilich ausgewiesen hat, wegen Mangel an Nahrungszweig. Allenthalben werden niedere und höhere Diener, welche nicht entschieden gegen ihre Kirche Partei genommen haben, nach und nach von ihren Stellen verdrängt, und Belohnungen damit den Anhängern des herrschenden Systems zuerkannt.

Als gewiß kann nur angenommen werden, daß Verhandlungen zwischen der Regierung und dem Ordinariat schwebend sind, und daß der notorisch übelste Wille der erstern entweder die Geduld des heiligen Stuhls ermüden, oder unsäglichen Schaden der katholischen Kirche in solchen Gegenden bringen müsse, wo jüngst noch eine Leuchte aufstieg, welche die Katholiken aller Welttheile mit Freude und Bewunderung erfüllte. — Sie sehen, wir stehen nicht am Ziele, sondern vielmehr, möglicher Weise, bei dem Beginne neuer Verwicklungen.

Wenn man auch von allem erlittenen Unrecht, von Verlusten, Strafen, Beeinträchtigungen jeder Art absehen wollte, wofür endlich ein überreicher Ersatz nach den Verheißungen des Erlösers in Aussicht steht, so wird man nicht gleichgültig bleiben dürfen, wenn die Gefahren erwogen werden, womit die wesentlichsten Interessen der katholischen Kirche bedroht sind. Es gibt dieser Inter-

essen so große und mannigfaltige nach langen Jahren des Verfalls, um hier nur der Priester-, und Jugenderziehung überhaupt, der Wohlthätigkeitsanstalten aller Art zu gedenken. Das Wiedererwachen der religiösen Gefühle macht die Pflege dieser und so vieler anderen Interessen nun erst wieder zur möglichen That. Seit geraumer Zeit sodann wurden keine Pfarreien mehr definitiv besetzt, wodurch die Seelsorge, selbst bei dem besten Willen des Verwesers, nothwendig Schaden leidet, die billigen Ansprüche des Klerus verletzt, und auch den Gemeinden materielle Nachtheile zugefügt werden. In dem Volke erzeugt dieser Kirchenstreit Ekel und Mißstimmung. Man muß nicht glauben, daß dabei der Verlust des einen Theils ein Gewinn für den andern Theil sei. In den meisten Fällen wirkt die zögernde Entscheidung zum Nachtheil der Kirche wie der weltlichen Autorität. Das katholische Wort findet seit Jahreslauf selten, nirgends öffentlichen Zutritt, und die Regierungsorgane erregen selbst in den untern Classen nur Mißtrauen und Verachtung.

Eine merkwürdige Erscheinung darf ich am Schlusse nicht unerwähnt lassen, weil sie beweist, wie der Instinkt des Wahren und Rechten tief in unserm Landvolke wurzelt. Man hört nicht selten, selbst von protestantischen Bauern Urtheile über die politische Lage Deutschlands, die ganz wunderbar klingen, wenn man erwägt, wie schwierig dermalen auch für Eingeweihtere das Verständniß der Verhältnisse ist, während sich der Bauer um Dinge außer seinem Lebenskreise nur wenig bekümmert. „Ich hätte nicht gedacht, daß Deutschland so tief sinken könne!" bemerkte jüngst ein alter Bauer, der eine Uneinigkeit zwischen Oesterreich und Preußen, gegenüber den socialen Gefahren, welche er selbst mit Händen zu greifen vermeinte, bisher nicht für möglich gehalten hatte. Ueberall fällt nach den politischen Erwägungen der letzten Dorfschenke die Wagschale zu Gunsten Oesterreichs nieder. Man trägt dem Umstande dabei nicht Rechnung, daß Oesterreich waffnet und Preußen den Frieden zu erstreben scheint, jenen lieben Frieden, der unsern verarmten Bauern doppelt lieb seyn muß. Man ahnet mit großer Sicherheit, daß es nicht die Friedensliebe Preußens sei, welche das Schwert in seine Scheide bannt. In das Bewußtseyn unseres Volkes ist nicht minder übergegangen, daß Preußen es ist, welches den Starrsinn der badischen Regierung nährt, der katholischen Kirche gerecht zu seyn nicht zu wollen.

XLIX.

Nochmals Theiner's Clemens XIV.

Clemens der Vierzehnte und die Aufhebung der Gesellschaft Jesu. Eine kritische Beleuchtung von Dr. A. Theiner's Geschichte des Pontifikates Clemens XIV. Augsburg 1851. Verlag von K. Kollmann. S. 351.

Seit wir in diesen Blättern über A. Theiner's „Geschichte des Pontifikates Clemens XIV." Bericht erstattet, hat die Literatur über diesen Gegenstand eine beträchtliche Bereicherung erfahren. Wir rechnen dahin vor Allem die Schrift des als Kanzelredner hochgefeierten Jesuiten Ravignan (Clément XIII. et Clément XIV.) mit dem Motto: „Les Papes n'ont besoin que de la verité," der kürzlich ein Supplementband mit verschiedenen, zum Theil noch unedirten Dokumenten gefolgt ist, welche die von uns bereits gewonnenen Resultate noch mehr an das Licht stellen. Die Schrift ist mit viel Geist und Takt verfaßt und steht den „Osservazioni" des Boero wenig nach, die in jeder Beziehung vor den französischen Gegenschriften des Crétineau-Joly und des Abbé Maynard den Vorzug verdienen. Wir rechnen aber auch dahin die oben angezeigte deutsche Schrift, die mit Benützung der meisten im Auslande gegen Theiner erschienenen Werke eine sehr bündige Kritik handhabt und mit großer Vollstän-

digkeit die einzelnen Data analysirt; wir finden in ihr eine sehr brauchbare Vorarbeit für den Historiker, der das in neuester Zeit so stark vermehrte Material zu einer gründlichen und ausführlichen Darstellung jener so lange im Dunkeln gebliebenen Partie der neueren Geschichte, zu einer allseitigen Würdigung der an den Sturz des Jesuitenordens geknüpften historischen Probleme in ein Ganzes zusammenzufassen Neigung und Beruf haben sollte.

In acht Capiteln hat der Verfasser seinen Stoff behandelt. 1. Anlaß, Zweck und Werth des Theiner'schen Werkes überhaupt. 2. Das Pontifikat Clemens XIII. 3. Das Conclave nach dessen Tod. 4. Das Pontifikat Clemens XIV. 5. Die Unterdrückung der Gesellschaft Jesu. 6. Das Aufhebungsbreve. 7. Die Anklagen gegen die Jesuiten und das Verfahren gegen die Gefangenen in der Engelsburg. 8. Die Ausführung des Aufhebungsbreve. Die Widerlegung von Theiner's haltlosen Behauptungen ist in der Regel gut gelungen, der Ausdruck ist lebhaft, kräftig und entschieden, bisweilen nicht ohne Ironie und Bitterkeit; doch müssen wir Letzteres in Anbetracht der vielen flagranten Entstellungen Theiner's und der von ihm gegen die nicht mit seinem Urtheile übereinstimmenden Geschichtschreiber geschleuderten Invektiven dem Eifer der Polemik zu gute halten, zumal da der Verfasser im Ganzen eine besonnene Mäßigung zu bewahren und möglichst objektiv zu verfahren sich bemüht hat. Manchmal vermißt man auch die nöthige Feile des Styls, jedoch wird man an andern Theilen des Buches dafür wieder genugsam entschädigt.

Wir begnügen uns hier, dasjenige aus dieser gehaltreichen und von sorgfältigem Studium der einschlägigen Dokumente zeugenden Schrift hervorzuheben, was an sich für die Geschichte von größerer Bedeutung und von uns noch nicht näher besprochen worden ist, indem wir, in der Hauptsache mit dem Verfasser einverstanden, seinen kritischen Be-

merkungen und der Art seiner Beweisführung unsere volle Anerkennung aussprechen.

Sehr richtig wird in unserer Schrift bemerkt, daß Theiner die ihm vorliegenden Aktenstücke keineswegs vollständig mitgetheilt hat (S. 24, 54). Zu vielen seiner Dokumente geben die von Crétineau-Joly und von Saint-Priest veröffentlichten Depeschen die nothwendige Ergänzung. Theiner hat aber selbst die vom Erstgenannten publicirten Aktenstücke mit wenigen specificirten Ausnahmen als ächt anerkannt, und darin findet dieser in vielen Punkten seine Rechtfertigung; denn sind die Urkunden ächt, auf die er seine Geschichtsdarstellung stützte, so kann sich nur noch fragen, ob er sie richtig interpretirt und angewendet hat. Nachdem aber jetzt beinahe die ganze diplomatische Correspondenz über die Unterdrückung der Jesuiten vor uns liegt, können wir nach deren ganzem Zusammenhang nicht umhin anzunehmen, daß Crétineau-Joly — einige allzuschroffen Folgerungen abgerechnet — dieselbe weit richtiger erklärt und mit mehr Takt benützt hat, als A. Theiner, und das harte Urtheil, das man früher über Ersteren zu fällen leicht versucht war, gerade seit Theiner's Publikation sich mehrfach zu dessen Gunsten modificiren müsse. Das hat der Verfasser der vorliegenden „kritischen Beleuchtung" sehr wohl erkannt und zur richtigen Würdigung des französischen Autor's (S. 3 ff.) gute Fingerzeige gegeben. Während aber dieser den unglücklichen Clemens XIV. noch in seinem Privatleben möglichst zu schonen suchte, hat Theiner durch die vielen Depeschen des französischen Gesandten Bernis erst dieses in seinen Blößen enthüllt, und so auf vielen Punkten dessen Andenken weit mehr compromittirt, als es durch jenen geschehen war. Mit einer fast unbegreiflichen Verblendung verherrlicht der römische Oratorianer in den seine Aktenstücke einführenden und begleitenden Raisonnements den Helden seiner Geschichte, ohne daß er zu bemerken scheint, daß sich aus eben diesen Aktenstücken gerade das Gegentheil

von dem, was er verherrlicht, ergibt. Es ist gerade, als wenn er seine Prologe und Epiloge geschrieben hätte, ohne zuvor die einzuflechtenden Dokumente genau gelesen zu haben.

Man beobachtet ferner hie und da eine auffallende Verschiedenheit zwischen der deutschen und der französischen Ausgabe von Theiner's Werk. Die Discrepanzen sind wohl dadurch zu erklären, daß er in ersterer seine Uebersetzung der französischen Aktenstücke und dazu seine eigenen Bemerkungen gibt, in letzterer aber das Original der Depeschen und die Uebersetzung seiner Raisonnements, die P. de Geslin in einem eben nicht musterhaften Französisch geliefert hat. Die Uebersetzungen von beiderlei Art sind nicht sehr gut gelungen; das französische Wort ist oft im deutschen Texte sehr abgeschwächt und bisweilen das deutsche Wort schärfer (plus tranchant) als das französische. Das mögen allerdings nur Unvollkommenheiten der Version seyn; wir machen aber den Leser deßhalb darauf aufmerksam, weil oft von einem einzigen Wörtchen die richtige Deutung eines ganzen Dokumentes bedingt ist, und die Polemik sehr oft auf einem einzelnen Ausdruck insistirt. Unser Autor hat mehrere dieser Discrepanzen bemerkt (S. 150, 180, 308, 309, 325, 326); einige davon sind indessen völlige Auslassungen, wie in der ganz aus der Luft gegriffenen Geschichte des Exjesuiten de la Brillière, dessen Name in der deutschen Uebersetzung fehlt. Da es einen Jesuiten dieses Namens damals nicht gab, und der Herzog, dessen Sohn er seyn sollte, kinderlos war, Theiner sich aber auf Depeschen in Ziffern beruft, die er jedoch nicht mittheilt, so wird, wofern man nichts Anderes annehmen will, der Vorwurf des Crétineau-Joly (Lettre II. au P. Th. p. 150 seq.) sehr wahrscheinlich, Theiner habe jene Depeschen in Ziffern nicht zu lesen vermocht.

Im Ganzen erkennt unsere Schrift gleich den meisten Stimmen, die sich in Frankreich und Italien gegen Theiner erhoben, in dessen Werk eine mit blinder Leidenschaftlichkeit

verfaßte Parteischrift gegen die Jesuiten, die ein ohne Kritik zusammengeworfenes Conglomerat theils mißverstandener, theils einseitig urgirter diplomatischen Depeschen, außerdem aber eine ganze Reihe unerwiesener Behauptungen und offenbarer Widersprüche enthält. Unser Autor zählt (S. 245) nahe an 315 Anklagen und Verdächtigungen gegen die Jesuiten, wovon 158 in den Aeußerungen der bourbonischen Minister sich finden, 157 aber auf Theiner's eigene Rechnung kommen, 300 ohne allen Beweis geblieben sind, die übrigen aber eine höchst seichte und haltlose Beweisführung gefunden haben. Was den Grund dieses Jesuitenhasses bei einem Manne betrifft, der in seinen früheren, bald nach seiner Bekehrung verfaßten Schriften als warmer Vertheidiger des Ordens aufgetreten war, so existiren darüber verschiedene Vermuthungen. Crétineau-Joly (Lettre II. p. 23 seq.) weiset darauf hin, es habe Manchen, der sich mehr dazu befähigt und berufen glaubte, höchlich beleidigt, als die Jesuiten ihm 1843 den Antrag gemacht, die Geschichte der Gesellschaft zu schreiben, und Gregor XVI. solches Ansinnen mit den Worten gebilligt, es sei recht, daß der Verfasser der „Histoire de la Vendée militaire" auch die Vendéer der Kirche zum Gegenstande seiner Studien mache. Unsere „kritische Beleuchtung" bemerkt (S. 125) darüber: „Die Abneigung des P. Theiner gegen die Jesuiten datirt sich schon seit mehreren Jahren her, und hat von Seiten verschiedener, hinlänglich bekannter Persönlichkeiten in den letzten Jahren neue Nahrung erhalten. Zur Zeit Gregor's XVI. hatte ein polnischer Priester eine Schrift über den ruthenischen Ritus veröffentlicht, worin mehrere Ausfälle gegen die Jesuiten enthalten waren. Gregor XVI. verbot die Controverse als unnütz. Bald wurde sie von Neuem angeregt, und zwar auf Anstiften des P. Theiner. Gregor wurde über das zweideutige Benehmen des Theiner sehr ungehalten, und der ehrwürdige Cardinal Lambruschini wandte sich von ihm ab. Ob P. Theiner die Jesuiten in Verdacht

hat, sein zweideutiges Benehmen entdeckt zu haben, wissen wir nicht. Er sagt aber nicht die Wahrheit, wenn er an einigen Stellen, namentlich in der Vorrede, gleichsam als captatio benevolentiae, Freundschaft gegen die Jesuiten vorschützt. Wir könnten noch andere Beweise beibringen, daß er seit einigen Jahren ihr Gegner ist."

Nur einen Punkt, den wichtigsten der Controverse zwischen Theiner und Crétineau-Joly, wollen wir noch besonders aufführen; es ist die Geschichte des Conclave von 1769. Nach beiden Autoren haben die bourbonischen Höfe den zu erwählenden Cardinal durch ein förmliches Versprechen zur Aufhebung der Gesellschaft Jesu zu verpflichten beabsichtigt; nach Theiner gaben sie dieses von der Mehrzahl der Cardinäle mit Abscheu zurückgewiesene Projekt wieder auf; nach Crétineau-Joly verwarfen es wohl die Cardinäle, die Höfe beharrten aber bei ihrem Vorhaben. Ferner gibt Theiner zu, daß die Kroncardinäle die für das Conclave geltenden kanonischen Vorschriften ganz und gar außer Acht gelassen, behauptet aber, von der Partei der zelanti, die für die Jesuiten war, gelte das Gleiche, was jener bestreitet. Nach dem Verfasser des „Clément XIV. et les Jésuites" fand eine besondere geheime Transaktion zwischen Ganganelli und den spanischen Cardinälen statt, und Ganganelli schrieb ein von diesen verlangtes Billet, das der französische Autor selbst zu besitzen versichert; Theiner gesteht jene geheimen Unterhandlungen der Spanier zu, die er aber für ein undurchdringliches Geheimniß erklärt, und bestreitet die Existenz jenes Billets. Hier ist nun zu bemerken, daß Theiner ganz ungerecht die Zelánten unter den Cardinälen, die nach seiner eigenen Aussage die Mehrzahl bildeten, des gleichen Intriguenspiels beschuldigt, wie die den Kronen ergebenen; denn er hat dafür keinen Beweis geliefert, und mehrere Fakta stehen dieser Annahme entgegen, so daß wir hierin mit der uns vorliegenden Schrift, die diese Frage sehr sorgfältig erledigt hat

(S. 85 ff.), dem französischen Autor beipflichten müssen. Ebenso wenig aber beweiset Theiner, daß auch die bourbonischen Gesandten den Plan aufgegeben, den zukünftigen Papst durch ein Versprechen zu binden; ja die im Einklang mit ihnen von den spanischen Cardinälen mit Ganganelli gepflogenen Unterhandlungen dürften eher für das Gegentheil zeugen. Was das fragliche Billet betrifft, so führt Crétineau-Joly eine Depesche des Cardinals Bernis an Choiseul vom 28. Juli 1769 an, worin er, ärgerlich über die spanischen Cardinäle und ihnen die Ehre des Sieges mißgönnend, erklärt, das Billet, das sie von dem Papste hätten im Conclave unterschreiben lassen, sei gar nicht der Rede werth, ungenügend und keineswegs verbindend. „L'écrit, qu'ils ont fait signer au Pape, n'est nullement obligatoire. Le Pape même m'en a dit la teneur." Theiner führt diese Depesche nicht an, er ignorirt sie völlig, obschon er sie aus dem von ihm nur zu gut gekannten, 1847 gedruckten Werke Crétineau's kennen mußte. Warum hat er dieses Argument nicht angegriffen, während er sonst wahre Kleinigkeiten bekämpft? Sicher vermochte er nicht die Aechtheit zu bestreiten, wie denn auch der Graf Saint-Priest, der spanische Archive benützt hat, diese Depesche wohl kannte. Nebstdem fordert der Franzose, der bei Herausgabe seines „Clément XIV." neunzig Tage lang alle seine Aktenstücke bei seinem Verleger zu Jedermanns Einsicht deponirt hatte, den P. Theiner auf, ein Gleiches mit den seinigen zu thun: jener möge sie irgendwo in Rom deponiren, während er selbst die seinigen für gefällige Anordnungen bereit halten wolle (Lettre I. au P. Theiner p. 102). Daß Theiner diesem Anerbieten entsprochen, davon hat bis jetzt noch nichts verlautet. Crétineau-Joly erzählt uns, daß er im Jahre 1845 nur aus Saint-Priest den ersten Theil des Billets gekannt, 1847 aber in den Besitz des Ganzen gelangt sei, dessen völlige Aechtheit er wiederholt behaupte (l. c. p. 107 seq.), und falls

der römische Stuhl die Sache noch mehr aufgehellt wünsche, werde ein einziges Wort desselben genügen, alle Finsterniß hierin völlig zu verscheuchen. Das Billet selbst sollte zunächst eine Lösung eines theologischen Falles seyn, Hoffnung und Aussicht geben, aber keine positive Verpflichtung aussprechen (Maynard Bibliographie cath. t. XII. Des études des Jesuites. p. 254). Von einem pactum simoniacum kann daher nicht die Rede seyn, wie denn auch Crétineau-Joly schon aus der zweiten Auflage seines „Clément XIV." den unvorsichtigen Ausdruck „simonistisch" ausgemerzt hat. Bei diesem Stande der Dinge können wir es nur bedauern, daß Theiner aus der Fülle der Dokumente, die er zu besitzen vorgibt, seinen Gegner nicht besser widerlegt, und ihn durch seine Provokationen zu Gegenprovokationen gebracht hat, welche, so lange sie unbefriedigt bleiben, die von ihm vertheidigte Sache nur noch mehr compromittiren, und seiner eigenen Glaubwürdigkeit den härtesten Stoß versetzen müssen.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat bei Besprechung dieser delikaten Controverse (S. 111 — 113) ebenso die strengste Wahrheitsliebe, als große Mäßigung an den Tag gelegt. Mit scharfsinniger Prüfung aller bekannten Data hat er uns eine sehr gelungene Charakteristik Ganganelli's (S. 19 ff.) gegeben, und das Verfahren bei der Aufhebung sehr gründlich erörtert. Auch fehlt es nicht an Worten des Mitleids und der Entschuldigung für den durch die schändlichsten Intriguen in seiner Freiheit beeinträchtigten, und in seiner Schwäche unglücklichen Papst, so streng auch bisweilen das Urtheil ausfallen mußte. Nach Allem, was bisher bekannt geworden, dürfte das Buch sehr geeignet seyn, sowohl die Blößen der Theiner'schen Historiographie evident nachzuweisen, als auch zur Geschichte jenes großen Ereignisses einen werthvollen Beitrag zu liefern.

L.

Zur Geschichte der christlichen Kunst.

II.

Die Bronze-Thüre des Domes zu Augsburg, ihre Deutung und ihre Geschichte. Eine im historischen Vereine des Kreises Schwaben und Neuburg gelesene Abhandlung von Dr. Franz Jos. Allioli, Dom-Propst. Mit drei lithographirten Abbildungen. Augsburg 1853. In Commission der Matth. Rieger'schen Buchhandlung.

Die Reihen der Verläumder des Mittelalters, von welchen schon Aug. Wilh. v. Schlegel sprach:

> Sie haben enge Weisheit sich ersonnen;
> Was Ohnmacht nicht begreift, sind Träumereien —

haben sich, der Vorsehung sei es gedankt, vielfach gelichtet; die Strahlen historischer und monumentaler Wahrheit vermögen endlich nach allen Seiten hin sich auszubreiten. In jüngster Zeit ist dem Verfasser dieser Zeilen desfalls keine historische Monographie zu Gesichte gekommen, die ihn durch Gründlichkeit und originelle Auffassung, sowie geistvolle Darstellung mehr angezogen hätte, als die von Dr. Allioli, Dompropst zu Augsburg, als Lehrer und Schriftsteller auch über Bayerns Grenzen hinaus allbekannt, verfaßte Abhandlung über die Deutung und Geschichte eines mittelalterlichen Kunstdenkmals, wel-

ches als eine schätzbare Perle an der Augsburgischen Cathedrale prangt. Die bezeichnete, gegenwärtig an der Südseite des ursprünglich im byzantinischen Style erbauten Theiles der Domkirche befindliche Thüre, die also nach langer Zeit die verdiente Würdigung von Seite eines erprobten Hermeneutikers gefunden, besteht aus zwei Flügeln. Ihr Kern ist Holz, mit einer Bronze-Bekleidung in Guß-Arbeit von etwa ein halb Zoll Dicke belegt, worüber die Figuren in flachen Reliefs hervorragen. Der rechte Flügel enthält 14 Figurenfelder (Platten) in zwei Reihen, und der linke 21 Felder in drei Reihen. Die Thüre mit ihren seltsamen Figuren hat stets die Aufmerksamkeit der Fremden wie der Einheimischen auf sich gezogen, und schon von mehreren Künstlern Abbildungen erlangt, denen der H. Verfasser aber noch eine treuere beigefügt hat*). Da sowohl über den Sinn und die Deutung der Figuren (Adelung und Wiebeking sind nämlich auf eine nähere Beschreibung der Thüre nicht eingegangen, Gerken und Hagen sprechen nur von der einzigen Tafel, welche die Schöpfung der Eva vorstellt, und Berlepsch sammt Förster und F. Kugler berühren die Bilder nur vorübergehend in einzelnen mangelhaften, vom einseitigen Standpunkt des Protestantismus entworfenen Umrissen), als auch über das Alter und den ursprünglichen Standort der Bronze-Thüre selbst bis zur Stunde völliges Dunkel schwebte, so stellte sich Dr. Allioli die dankenswerthe Aufgabe, in einer ausführlichen Abhandlung über das genannte altehrwürdige Kunstdenkmal des Mittelalters sich zu verbreiten, von welchem in jüngster Zeit Gypsabdrücke sogar bis nach England verlangt wurden.

---

*) Die erste der drei beigegebenen Abbildungen enthält den Grundriß des Domes zu Augsburg, die zweite den Dom selbst, und die dritte die Bronze-Thüre in genau markirten Zügen, von dem Künstler J. Ringler.

Unsere Bronze-Thüre, in den alten Urkunden „schön Thür," „schön Porten" genannt, weil sie übergoldet war, wie noch jetzt an der Figur 17 wahrzunehmen ist, macht mit ihren 35 Feldern bei dem ersten Anblicke den Eindruck einer sonderbaren Mischung von Bildern theils aus der heiligen Geschichte, theils aus der heidnischen Mythologie, theils endlich aus dem Bilderkreis einer allgemeinen Symbolik. Der Herr Verfasser hebt dagegen als den richtigen Standpunkt bei Anschauung der christlichen Baudenkmäler hervor, es sei überhaupt von dem Gedanken auszugehen, daß alles Einzelne seine symbolische, auf die christliche Idee zu beziehende Bedeutung habe; denn es verhalte sich mit der christlichen Kunst, wie mit dem christlichen Ritus, von dem sie ein Theil sei. Ja, wie der christliche Ritus in allen seinen Offenbarungen Träger der christlichen Idee ist, und auch die mindeste Vorschrift desselben einen christlichen Gedanken enthält, so muß auch von der wahren christlichen Kunst und insbesondere von ihren Baudenkmalen vorausgesetzt werden, daß auch ihre kleinsten Gebilde zur Verkörperung der christlichen Idee gehören. Wer demgemäß eine genaue Kenntniß des christlichen Symbolums, besonders seiner Entwickelung im Mittelalter, nicht besitzt, dem bleiben, sollte er im Uebrigen auch der tüchtigste Kunstkenner seyn, die alten christlichen Baugebilde meist unverständlich, wie Hieroglyphen zu Persepolis, Nimrud und Khorsabad. So ist es z. B. Kugler ergangen*), wenn er in den Fratzen und Ungeheuern von Menschen und Thieren am Aeußern und im Innern der mittelalterlichen Kirchen und Dome nichts als leere Phantastik und verunstaltende Ornamentik zu finden glaubt. Da es Lehre des Christenthums und Thatsache der Erfahrung ist, daß der Sünden-Sklave der Unnatur anheim fällt, und nicht nur zum

*) Kleinere Schriften und Studien zur Kunstgeschichte. Stuttgart 1853. Th. I. 149 ff.

Thiere, sondern zum verzerrten, unnatürlichen Thiere wird, kann es nicht auffallen, wenn die kirchliche Symbolik in derlei Sculpturen darauf hinweist. Die Mischung heidnischer und christlicher Figuren aber auf den christlichen Denkmälern und insbesondere auf unserer Thüre erklärt sich bei tieferer Kenntniß und richtiger Würdigung der heidnischen und christlichen Philosophie daraus, daß es zwischen Heidnischem und Christlichem Anknüpfungspunkte gibt, indem das Heidenthum als Zustand des Menschengeschlechtes betrachtet werden muß, in welchem der Mensch bei aller Ohnmacht, sich zur vollen Wahrheit und Güte zu erschwingen, doch nicht alles Lichtes und aller Willensrichtung entfrembet war. Die Heiden haben das in ihrem Video meliora proboque, deteriora sequor — selbst erkannt, und der Heidenapostel Paulus hat den Spruch auch ausführlich in seinen Römerbrief eingetragen. Aus diesem Grunde verkannten die ältesten Väter, z. B. Justinus, nicht, daß sich auch Wahrheit, die vom Logos herrühre, in dem Heidenthum finde, und daher ist es nicht zu verwundern, wenn die heidnische Symbolik, so weit sie christlichen Gehalt hatte, auch in die christliche Plastik eindrang.

Dem scharfen und kunstgeübten Blicke des Hrn. Verfassers entging es ferner nicht, daß unter den örtlich zerstreuten Bildern der Thüre ein logischer Zusammenhang vorhanden sei. Lilien und Maskaronen, die vorgothischen Verzierungen der Felder, weisen schon in Gott und im Menschen zugleich den Darstellungen ihre Bedeutung an. Den Bildern selber unterliegt der Hauptgedanke, den Kreislauf des menschlichen Heils in den allgemeinsten Grundwahrheiten darzustellen. Der in die geheiligten Hallen des Domes eintretende Christ sollte alsogleich auf die Hindernisse und Bedingnisse seines Heils aufmerksam gemacht werden; als die sechs Theilvorstellungen des Hauptgedankens sollten den Blicken der Kirchenwaller vorschweben: Adam und Eva in ihrem Urzustand, die Versuchung zur Sünde, die

Sünde und ihre Folge, die Erlösung, der zur Erlösung den Menschen auferlegte Kampf gegen die Sünde, und der Sieg des erlösten Menschen.

Zum ersten Bilderkreis, den Urzustand des Menschen vorstellend, gehören zufolge der vorliegenden meisterlichen Ausscheidung Tafel 27, wo Adam im Schlafe vorgestellt ist, wie aus seiner Rippe die Eva hervorgeht, und T. 32, wo Eva, als der der Sünde zugänglichere und schwächere Theil, besondere Belehrung und Stärkung erhält. Außer den auf T. 27 befindlichen Figuren von Adam und Eva steht im Hintergrunde eine schlanke Person in griechischer Kleidung mit dem enganschließenden Unterkleide und dem weiten Oberkleide, den kurzen Mantel darüber gehängt, das gescheitelte Haupthaar über die Schultern herabfallend, das Haupt vom Heiligenschein umflossen, rechts, links und in der Mitte mit kreuzförmigen Ausstrahlungen aus dem Haupte. Kugler a. a. O. wollte unter dieser Person Jehova erkennen; Dr. Allioli aber weist sie berichtigend als weibliche Figur und als die h. Jungfrau nach, als Maria, die nach der in dem Meßbuch und in den priesterlichen Tagzeiten noch jetzt ausgeprägten Doctrin des Mittelalters vermöge ihrer hohen Eigenschaften die Personification der göttlichen Weisheit war und, da diese nach den Sprüchen Salomons (K. 3, 19 ff.) bei der Schöpfung aller Dinge zugegen war, auch als deren Personification gesetzt wurde. Auf T. 32 begegnet dieselbe weibliche Figur; Eva steht demüthig und folgsam hörend vor ihr, Maria, die linke Hand auf die Schulter Eva's legend, erhebt die rechte zur Belehrung und Warnung. Die personificirte göttliche Weisheit belehrt und warnt hienach das schwächere Weib, und stärkt es zugleich mit himmlischen Kräften, wie die Handauflegung sinnbildet.

Der zweite Bilderkreis, die Versuchung zur Sünde vorstellend, umschließt zuerst T. 28 mit der Schlange am

Baume der Erkenntniß, und stellt neben dieser Versuchung im Paradiese auch noch die Versuchung des nachparadiesischen Menschen durch den brüllenden Löwen, das Symbol des Satans, auf T. 13 und 20 vor. Dort zeigt sich bei dem Baum mit fünf Blätterbüscheln eine aufrechtstehende Schlange nebst einer zweiten längeren Schlange, von der Erde aus mit dem Kopfe über einen Ast herabhängend, hinter dem Baumstamme ein Weiberkopf, nach der Schlange zur Rechten schauend und mit ihr sprechend; hier schreitet der suchende Löwe I. Petr. 5, 8.

Den dritten Bilderkreis, welcher die Sünde und ihre Folge vorstellt, bilden nach des Hrn. Verfassers umsichtiger Einreihung die T. 4 und 8 mit den nach Baumfrüchten lüsternden Bären und Vögeln, ferner 26 und 30 mit dem Trauben essenden Manne, endlich 1 und 29 mit der ein Trinkgefäß credenzenden männlichen Figur. Zu derselben Darstellung der Folgen der Sünde gehört T. 5, wo ein Löwe einem kleineren Thiere den Tod gibt. Die Sünde des ersten Menschen hatte ihren äußeren Ausdruck in dem Genuße der verbotenen Frucht, also eigentlich in der Genußsucht, die im Allgemeinen die Unterlage jeder Sünde ist. Auf die Sünde folgte der Tod, der hier gleichfalls im Sinnbilde vorgeführt ist.

Der vierte Bilderkreis, die Erlösung des Menschen deutend, führt uns zuerst das alttestamentliche Vorbild Christi, den Helden Samson vor, wie er auf T. 6 und 9 den Löwen erwürgt, und auf T. 10 und 16 die Philister mit des Esels Kinnbacken schlägt. Die Erfüllung des Vorbildes fügt T. 7 hinzu, wo eine Frau mit dem Kreuze in der Hand als Kirche das Heil verkündet. T. 12 zeigt einen warnenden, T. 15 einen nach Oben weisenden Priester, während 33 und 34 wieder die Kirche unter dem Bilde einer Frau, welche ihre Küchlein versammelt und nährt, dem Beschauer vorführen. Auch Herkules, der griechische Halbgott, war ein Sym-

bol der Erlösung des Menschen, aber schon der specifisch jüdische Aufputz des Helden, der dem gründlichen Kenner der biblischen Antiquitäten nicht entging, beweist, daß es hier Samson ist, der den Messias vorbildet, den Besieger des satanischen Löwen und der Feinde Gottes überhaupt. Unter den die Erfüllung des Typus kennzeichnenden Bildern tritt zunächst die Frau mit dem lilienförmigen Kreuze hervor; auf spitzzulaufendem Felsengrunde stehend, ist sie ohne Zweifel eine Personifikation der auf Petrus und seinen Glauben gegründeten Kirche, wie sie auf das erlösende Kreuz hinweist. Die andere Hühner lockende und fütternde Frau dürfte gleichfalls ein Bild der Kirche seyn, wie sie über den Erdkreis sich verbreitend die Lehre des Heils ausstreut. Zur weitern Ausführung der Idee schließen sich die Bilder des vor dem Bösen warnenden Lehrers und des gen Himmel weisenden Predigers an.

Zum fünften Bilderkreise, den zur Erlösung den Menschen auferlegten Kampf gegen die Sünde darstellend, rechnet der Hr. Verfasser zunächst T. 11 und 19 mit dem Thier-Menschen (Centauren), in seiner halb menschlichen, halb thierischen Gestalt ein Symbol des zwar erlösten, aber mit der Begierlichkeit noch behafteten Menschen; sodann die Tafeln 25, 31, 22, 17, nämlich das Weib im Gespräch mit der Schlange, als Typus der untersten Stufe des christlichen Kampfes, indem den Sieg schon halb verloren hat, wer mit der Versuchung erst noch in's Zwiegespräch tritt; die ältere Frau mit dem Apfel, die den Blick bereits entschieden von dem Bösen wegzuwenden scheint; endlich die volle Entschiedenheit des Kampfes in dem mit den Schlangen ringenden Mann. So der Hr. Verfasser. Wie wenig Kenntniß der mittelalterlichen Symbolik verräth es dagegen, wenn Adelung (die chorssun'schen Thüren S. 56) in dem Centaur nur einen Lückenbüßer sieht, statt ihn, wie alle auf christlichen Denkmälern vorkommenden heidnischen Bilder, nach christlicher Lehre aufzufassen. In ihr ist

der gefallene Mensch ein Thiermensch, der nach seinen obern Kräften das Gute erkennt und will, nach unten aber zum Bösen neigt und Thier ist; erst durch die erlösende Kraft wird er bestimmt, in der Macht des Geistes das Thier zu überwinden.

Der sechste Kreis endlich führt den Sieg über die Sünde in seinen Bildern (Taf. 21, 35, 3, 2, 18, 14) vor: im Manne mit Dolch und Schild, im Manne mit dem Dolche ohne Schild, im Manne mit der gebändigten Schlange auf der Schulter, in den zwei gekrönten Helden mit dem Schwerte und mit dem lanzenartigen Scepter nebst Siegesfahne.

Die sinnreiche Auffassung und Deutung der in alle sechs Kreise gefaßten Bilder überhaupt spricht dem genialen Hrn. Verfasser unstreitig das Verdienst zu, ein bisher stummes Denkmal des christlichen Mittelalters in einer Weise reden gemacht zu haben, die ebenso überrascht, als anspricht und einleuchtet. Was die Reihenfolge der einzelnen Bilder anbelangt, so springt allerdings eine etwas chaotische Mischung und Wiederholung in die Augen des Beschauers. Der Grund davon liegt überhaupt im Charakter des christlichen Kirchenbaues, der häufig ein absichtliches Streben nach dem Geheimnißvollen verräth; der Beschauer soll zum Suchen angeregt und namentlich darauf hingewiesen werden, wie das christliche Symbol stets im Geheimnisse ruhe. Es darf darum nicht auffallen, wenn auch der Meister unserer Thüre die Theilvorstellungen seines Gedankens in das Geheimniß dadurch hüllen wollte, daß er sie auseinander warf, um so den sinnigen Betrachter zum Suchen, Finden und besondern Erwägen anzuleiten. Die großartige Idee selber, die Höhen und Tiefen des Christenthums umfassend, ist wahrlich des Mittelalters würdig. Mit vollstem Rechte tritt darum Dr. Allioli jenen einseitigen Kunstrichtern entgegen, welche dessen Sinnigkeit verkennend der Bronze-Thüre am Dome zu Augsburg einen

allgemeinen Gedanken absprechen, und in ihren Bildern nur ein zufälliges Gemische von jüdischen, heidnischen und christlichen Figuren erblicken.

A. W. Schlegel, in seinem schönen Gedichte über den „Bund der Kirche mit den Künsten," sagt eben nicht umsonst:

> Ihr aber, der Gestalten Bildnerinen
> Mit Meißel oder Pinsel, seid bemüht
> Mit neuem und wahrhaftigem Beginnen
> Um das, was Zion gegenwärtig sieht.

Um also die christlichen Baudenkmale des Alterthums würdigen zu können, wird ein von katholischem Bewußtseyn erleuchtetes Auge erfordert, wogegen von jenen Kunstrichtern, die wie Berlepsch, Förster u. A. zur Höhe des katholischen Dogma im kirchlichen Organismus sich nicht erschwungen haben, das Wort des morgenländischen Weisen in Ogusname gilt: „Willst du besteigen das Dach, so lern' auf Leitern zu klettern."

Im geschichtlichen Theile erweist die vorliegende Schrift, daß der erste Dombau zu Ende des 8. oder Anfang des 9. Jahrhunderts (unter Bischof Simpert, 778—808), der zweite unter den Bischöfen Heinrich II. und Embrico, 1047—1077, und der dritte unter dem Bischof und Cardinal Peter v. Schaumburg 1431 zum Abschlusse gekommen. Die immer allgemeiner werdende Vorliebe für die aus dem Ende des 12. Jahrhunderts stammende germanische oder s. g. gothische Bauart hatte den Bischof Friedrich I. (1309—1331) und seinen bauverständigen Custos Conrad v. Randegg bestimmt, den alten Bau der zweiten Kirche zwar beizubehalten, aber möglichst zu gothisiren, und ihn nach dem neuen Baustyle zugleich gegen Osten bedeutend zu verlängern. Im Laufe der Zeit wurde dann leider der reine und erhabene Styl dieses östlichen Chores durch manche Zuthaten des Zopfstyls verunstaltet. Es ist z. B. dem Schreiber dieser

Zeilen unter Anderm bekannt, daß man die schönen in Sandstein gehauenen Sedilia hinter simpeln Tapeten versteckte, die Ausladungen der beiden Musik-Emporen durch Erweiterungen verunstaltete, den alten gothischen Hauptaltar entfernte, und dafür einen immensen Koloß im Zopfstyl erbaute &c. Dank dem thatkräftigen Kunstsinne des Bischofs Peter v. Richarz ist das Presbyterium in seiner ursprünglichen Reinheit möglichst wieder hergestellt; ein neuer gothischer Altar aus dem Atelier des Künstlers Sickinger in München ziert nun den Dom, und ein nach Schraudolph von Ainmüller ausgeführtes Glasgemälde läßt die Himmelfahrt Mariä durch die ehrwürdigen Hallen leuchten.

Ueber das Alter und den ursprünglichen Standort unserer Thüre selbst stellt sich endlich heraus, daß die „schön Porten" im 11. Jahrhundert (zwischen 1042 und 1065) gefertigt und entweder von Bischof Heinrich II., oder von Embrico beim zweiten Bau in der Mitte der Ostseite (gleich der *θύρα ὡραία* des Herodianischen Tempels. Apg. 3, 2. 10) eingesetzt, in der dritten Bauperiode aber, als man den Dom gegen Osten erweiterte, und die großen Portale an die Thürme setzte, an der Südseite angebracht wurde. Die Ornamentik mit den Lilien und Maskaronen, welche der Zeit des Spitzbogenstyls vorangingen, wie die Tracht aller der Figuren selbst weisen auf das frühere Mittelalter. Die römisch-christliche Kleidung mit dem Ober- und Unterkleide hat sich bekanntlich im ganzen Abendlande bis gegen das 12. Jahrhundert erhalten, wobei jedoch nicht in Abrede zu stellen, daß das frühere Mittelalter die Figuren der Heiligen auch nach byzantinischen Mustern gab. Was die bildende Kunst, namentlich die Gießkunst anbelangt, so hatte diese im 10. und 11. Jahrhundert in Deutschland hohen Aufschwung genommen, so daß der alte italienische Dichter singen konnte: „O Germania gloriosa, tu vasa ex aurichalco ad nos subinde mittis Ueber die Kunststufe der Relief's urtheilt Kugler (a. a. O.

1. Abth. S. 151), daß sie allerdings noch roh erscheinen, die Köpfe namentlich durchgängig zu groß sind, im Uebrigen aber eine Art freier Behandlung unverkennbar ist, Arme und Füße z. B. schon einen Anfang von natürlichem Formensinn, und in der Gewandung hin und wieder leichte Motive sich zeigen. Das ganze Kunstwerk, an dem auch der Guß als für jene alte Zeit höchst ehrenvoll gilt, ist ein Geschenk der „zwölf Hausgenossen" Augsburgs, einer Gesellschaft von angesehenen Bürgern, welche, von ihrem gemeinschaftlichen Versammlungshause den Namen tragend, das bischöfliche Münzrecht gepachtet hatte, und durch hörige Goldschmiede und Münzpräger ausüben ließ. Niemand hat noch diese uralte Genossenschaft erklärt, bis auf den Hrn. Verfasser, dessen Abhandlung überhaupt ein schönes Denkmal für das alte Denkmal der Dom-Thüre ist.

III.

Ueber die verschiedene Auffassung des Madonnen-Ideals bei den ältern deutschen und italienischen Malern. Ein Vortrag, gehalten den 27. Februar 1854 von Prof. Dr. H. Ulrici. Halle 1854. 35 S. 12.

Es hat wohl kein Zweig der Literatur in der jüngsten Zeit solch gründlichen und erfreulichen Zuwachs erhalten, wie der Geschichte der bildenden Kunst zu Theil geworden. Je mehr aber in diesem Bereich die Anatomie derselben, die kunsthistorische Osteologie, Gunst erfahren, um so eher dürfte auch auf die Psychologie der Kunst, auf das innere Leben, dessen Anfang, Blüthe und Verlauf das Augenmerk gerichtet werden, indem gerade hierin, in dem unstreitig geistreicheren Theile der Malerei z. B., die eigentliche Entwicklung klar zu Tage tritt. Eine solche Auffassung muß zugleich den Sinn und die Theilnahme für die Kunst beleben, da ja überall das Interesse

an einer Sache mit dem tiefern Verständnisse derselben sich steigert. Dieser Entwicklungsproceß wird nun am klarsten dargelegt, wenn man, wie der Verfasser des vorliegenden Schriftchens begann, ein Thema, an dem die Meisten aller Zeiten ihre beste Kraft versuchten, heraushebt und nach fortlaufender Reihe analysirend betrachtet. Ein Beispiel bietet das Bild der allerseligsten Jungfrau, das die Maler, wetteifernd mit der Begeisterung der Dichter, in unzähligen Lobgesängen mit dem höchsten Wohlklang und der reinsten Schöne ihrer Palette darzustellen strebten. Hier schöpfte Jeder in den heiligsten Momenten der Composition aus dem Innersten seines Herzens, gab Jeder sein tiefstes Gefühl, seine höchste und beste Kraft der Andacht, des Schmerzes und der Freude. Die alten Meister wollten — wie hier der Herr Verfasser mit Recht gegen Göthe behauptet, der, gefangen im dürren Rationalismus, nur künstlerische Motive gelten lassen will — keineswegs ein Kapitel, und wäre es auch das erste und wichtigste, aus dem Codex der sogenannten Humanität illustriren; sie wollten nicht bloß eine schöne Frau in mütterlicher Zärtlichkeit zu einem artigen Kinde darstellen; es galt die hohe gebenedeite Himmelskönigin, jene reine Magd, die (wie der tiefsinnige Walther von der Vogelweide sagt) „den gebar der sie schuf." Auf den älteren und noch auf vielen der vorzüglichsten späteren Madonnenbilder, selbst an Rafaels berühmter Sixtina, sieht man im Gegentheil gar nichts von dieser mütterlichen Zärtlichkeit. Den Malern kam es jedenfalls ebensosehr auf das Kind, als die Mutter an. Ja, in der altchristlichen Periode bis tief in's Mittelalter hinein war offenbar das Kind die Hauptperson, die Mutter nur Nebenfigur.

Schon in den Katakomben finden sich Bilder Christi und der heil. Jungfrau, welche, während alle übrigen Reste dieser ältesten Zeit durchweg das Gepräge der griechisch-römischen Kunstbildung tragen, merkwürdiger Weise davon gänzlich ab-

weichen. Da man in alter Zeit allgemein annahm, daß Christus in seiner ganzen äußern Erscheinung seiner Mutter geglichen, weil er von ihr allein den menschlichen Theil seines Wesens empfangen habe, so zeigt der Kopf der Maria auf jenen Bildern denselben Charakter und dieselben Gesichtszüge, nur aus der männlichen Bildung in die weibliche übertragen, ein Typus, der sich in den meisten Werken bis ins 15. und 16. Jahrhundert erhalten hat.

Nachdem die Bilderstreitigkeiten im byzantinischen Reiche glücklich beigelegt waren, wurde die Darstellung der Mutter mit dem Kinde ein Lieblingsgegenstand der Maler wie des Volkes. Bis zum 13. und resp. 14. Jahrhundert hin erscheint meist das Kind vollständig bekleidet in langer purpurnen goldverbrämten Tunica (der damaligen Königstracht), in der Linken den Reichsapfel oder die Weltkugel, die Rechte segnend erhoben, ernsten, zuweilen strengen Angesichts, mehr als kleiner Mann, denn als Kind dargestellt, eben wie der Dichter singt „jung als Mensche als Gott so alt,“ sitzend auf dem Schooß der Maria wie ein thronender junger König; die Madonna eben so ernst, still und ruhig, nicht mit dem Ausdrucke mütterlicher Liebe und Zärtlichkeit, sondern als Trägerin des Heils der Welt, als Werkzeug der göttlichen Gnade, als der lebendige Thron des Lebens. Als Beispiel dieser älteren Auffassung führen wir jenes Straßburger Fahnenbild an, das bereits im 12. Jahrhundert die Krönungszüge der deutschen Kaiser nach Rom begleitete. Auf einem mit prächtigen Tüchern und Polstern besetzten Stuhle thront die heil. Jungfrau, die mit lang herabhängenden Aermeln und köstlichen Spangen besetzten Arme hoch erhoben, gleichsam aufrufend alle Welt dem Kreuzeszuge zu folgen; das Kind aber, die königliche Lilie in den Händen, segnet die unter sein Banner getretenen Streiter. Das Bild hatte eine solche grandiose Auffassung, einen solchen Ernst und einfache Größe, daß es selbst der zopfige Grabstichel in Königshovens „Straß-

burger Chronik," herausg. von Schilter. Straßb. 1698. S. 1103, der uns die einzige Copie aufbehalten, nicht verderben konnte, und daß man Brentano's Wort versteht, der bereits 1809 an den Maler Runge schrieb, er wisse kein Bild, das einen so ernsten und freudigen Eindruck auf ihn gemacht habe; „es ist Jauchzen und Segnen zugleich." (O. Ph. Runge's hinterlassene Schriften. Hamburg 1840. II., 393 ff.)

Allgemach ging diese ältere Auffassung in eine andere mehr menschliche über: der Ernst des Ausdrucks in den Köpfen mildert sich, der Reichsapfel verschwindet, die gehobene Hand sinkt, das Kleid des Kindes wird immer kürzer, verliert das Ansehen königlicher Tracht und macht zuletzt einem bloßen Tuche oder Schleier Platz; das Antlitz der Madonna belebt sich und erhält den Ausdruck, wenn auch nicht der Mütterlichkeit, doch der Hingebung und des Antheils an dem Gnadenschatze, den sie nicht mehr bloß trägt, sondern hält und umfaßt.

Im 15. und 16. Jahrhundert überwiegt das Bestreben, im Bilde der Madonna den höchsten, vollendetsten Ausdruck reiner Jungfräulichkeit zu erreichen. Diese Auffassung waltet in Masaccio und Montegna, in Fra Angelico da Fiesole und Fra Filippo Lippi, in Don Lorenzo Monaco, in Ghirlandajo und Luca Signorelli, in Pietro Perugino und Raibollini, natürlich mit mannigfachen Modificationen nach der Sinnesart, Stimmung und Begabung der Künstler. Und hiemit wetteifern auch die guten deutschen Maler, von jenem Meister Wilhelm an, in der Schule des Doppelgestirnes der van Eyck und Hans Memmling, wie in den hievon beeinflußten Schulen von Kolmar, wo Martin Schön seine thauduftigen Bilder schuf, von Ulm, Augsburg u. s. w., bis endlich diese Auffassung ihre Vollendung erreicht durch den „göttlichen" Leonardo und besonders durch Rafael.

Die höchste Höhe christlicher Idealität, die Jungfrau in der Verklärung durch den heil. Geist, und so in der menschlich irdischen Schönheit des jungfräulichen Leibes zugleich die himmlische Schönheit einer vom göttlichen Geiste durchdrungenen Seele zu zeigen, war einem italienischen und einem deutschen Künstler vorbehalten. Das eine ist Rafael's berühmte Madonna di S. Sisto, das andere Werk das zuerst von Fr. Schlegel gewürdigte „Kölner Dombild" des Meister Stephan Löthener, der, aus Constanz gebürtig, um 1440 bis 50 zu Köln eins der hervorragenden Glieder der dortigen Malerzunft war. Beide Bilder erfahren hier (S. 15 — 25) eine ausführliche, tiefgefühlte Schilderung. Die lautere Kindlichkeit der Seele ist das Ideal, nach dem wir hienieden wohl trachten und streben, jene Verklärung, in der jeder Flecken verschwunden, jede Schlacke des irdischen Daseyns durch das Feuer der göttlichen Liebe herausgeschmolzen ist. Indem Meister Stephan uns dieses Ideal verwirklicht zeigt, verwirklicht in höchster, schönster Form in der Madonna, in niedrigeren Graden in der heil. Ursula und ihren Gefährtinen, thut er in deutscher Bescheidenheit und Sinnigkeit dasselbe, was Rafael in italienischer Kühnheit und Großartigkeit ausgeführt hat. Auch seine Madonna ist der künstlerische Ausdruck jener idealen, verklärten Gestalt des Glaubens, die er erst in der vollen Einigung mit Gott empfängt. Nur bedarf es mehr des so seltenen christlich kindlichen Sinnes, um den deutschen Meister zu verstehen und vollkommen zu würdigen, und darum wird die große Mehrzahl der Kunstfreunde der berühmten Sixtina in jeder Beziehung den Vorzug geben, ja die Zusammenstellung mit der Madonna des Meister Stephan für eine künstlerische Ketzerei erklären.

Die Polhöhe der Kunst war erreicht; Idee und Darstellung, Inspiration und Machwerk waren ebenbürtig in höchster Vollendung neben einander gestanden; nun begann mit der Ueberschätzung des einen dieser Faktoren ein schneller

Niedergang, in der Weise, als mit der schwunghaften Technik die Gedanken- und Empfindungstiefe der Bilder schwand. Zwar stemmten sich einige der Besseren noch dagegen, die nackte Realität war aber eingezogen, hatte sich festgesetzt und überwand allmählig alle Erscheinungen. Die Madonnen der italienischen Maler sind von nun an, durch Titians Vorbild, fast alle nur venetianische Edelfrauen, prunkhafte Gestalten voll körperlicher Fülle und Schönheit, umgeben von der ganzen Pracht des venetianischen Lebens, vornehm, hochherzig, voll edlen Stolzes. Und die Deutschen blieben hierin auch nicht zurück. Dürer malte in heimlicher Liebe die geistreiche Pirkheimerin, indeß ihm sein böser ehelicher Zankteufel zu antiken Geschichten Modell stand; Kranach erhob ein schönes Bäckermädchen zur Madonna und Rubens vergötterte niederländische Kuhmägde. So stieg auf demselben Wege, wie der katholische Sinn des Mittelalters mehr über weltlichen Interessen und Tendenzen sich verlor, auch die Kunst von der Höhe des Ideals zum nackten menschlichen Daseyn herab; zwar glühte das Feuer noch einmal hellaufleuchtend in Spanien empor, aber auch die Flamme erlosch bald wieder und erst nach fast anderthalbhundertjähriger Dürre und Trockenheit gelang es den großen Meistern unserer Tage, zugleich mit dem ernsten Rückblicke auf die langvergessenen mittelaltrigen Maler, Schöpfungen zu entwerfen, die hinter den Produkten der Besten aller Zeiten nicht zurückzustehen brauchen.

LI.

Die neueste Literatur in Italien.

II.

Die Reaktion in der katholischen Presse.

So vielfach und mannigfaltig auch der Geist der Lüge und der Negation in den letzten Jahren die italienische Nation umstrickt hat, so verderblich bis jetzt sein Einfluß bei Hohen und Niederen sich entfaltet, so lebt doch noch zu viel praktischer Sinn, zu viel katholisch-kirchliche Gesinnung unter dem Volke, als daß die von Jenem ausgehende Corruption eine allgemeine und ungehinderte Verbreitung hätte finden können. Die fast ganz vergeblichen Anstrengungen der protestantischen Propaganda, die auch in Sardinien klar hervortretende Theilnahmslosigkeit des eigentlichen Volkes an dem politischen Parteigetriebe und den vielfach wiederkehrenden Demonstrationen der Constitutionellen wie der Republikaner, die steten Klagen der liberalen Agitatoren und Volks-Freunde über die Ungelehrigkeit, Apathie und Indifferenz der Massen — das allein gibt davon schon hinreichendes Zeugniß. Das treue Festhalten an dem Glauben der Väter, die religiöse Begeisterung, die sich bei den verschiedensten Anläßen in glänzender Weise manifestirt, die erhöhte Wachsamkeit

der Hirten, die eindringlich warnen, belehren und ermuntern, so viele Beispiele hochherzigen und opferwilligen Sinnes, die auch in der Gegenwart nicht abnehmen, bürgen noch weit mehr für die Richtigkeit dieser Thatsache. Dazu kommt nun, daß auch im Felde der Literatur eine großartige Reaktion begonnen hat, und die katholische Presse auf keinem Punkte hinter den ungläubigen und revolutionären Tendenzen zurückbleibt. Die Bestrebungen der antichristlichen Literaten haben eine Reihe trefflicher Arbeiten hervorgerufen; geweckt im Kampfe sind Geistliche und wohlunterrichtete Laien fortwährend in Schriften sowohl für die höheren, als für die niederen Classen thätig, die falschen Ideen der Aufklärer zu bekämpfen, ihre Truggebilde zu enthüllen und gesunde, richtige Grundsätze zu verbreiten. Der Klerus weiß, daß das Wort der Autorität nicht allein mehr bei Allen hinreicht, daß es gilt, vor Allem die Waffen des Geistes im weitesten Umfange zu gebrauchen, auf allen Punkten dem eindringenden Verderben zu widerstehen, und den Vorwurf der Feinde zu entkräften, er sei es, der Unwissenheit und Verfinsterung sorglich pflege und, selbst des Wissens baar, alles höhere Wissen planmäßig unterdrücke. War auch das Beste, was Italien für die Wissenschaft bis jetzt geleistet, von Geistlichen ausgegangen, es galt, durch neue und erhöhte Anstrengungen die des Vergangenen nicht mehr bewußte Gegenwart eines Besseren zu belehren, sich selbst an die Spitze der geistigen Bewegungen, soweit sie eine wahre Berechtigung in sich tragen, zu stellen, und im lebendigen Wetteifer auch ein sonst minder cultivirtes Feld zu bebauen. So hat ihrerseits die „klerikale Partei", zu der auch viele ächtkatholischen Laien zählen, den undisciplinirten Literatenhaufen gegenüber sich als ein festgeschlossenes Heer aufgestellt, das mehr und mehr an extensiver und intensiver Stärke gewinnend, dem Feinde bereits auf allen Positionen die Spitze zu bieten vermag. Im Bewußtseyn des Vollbesitzes der Wahrheit und mit dem

Hochgefühl des Kampfes für die heiligsten Interessen, beseelt von Einem Geiste, hat es mit Muth den ihm angetragenen Kampf in einer Weise übernommen, die den Gegnern Achtung und sorgenvolle Scheu eingeflößt, viele Zagenden ermuthigt und bestärkt hat.

In der That hat die katholische Presse in den letzten Jahren eine bewunderungswürdige Thätigkeit entfaltet; von den Volks- und Jugendschriften bis hinauf zu den rein wissenschaftlichen Arbeiten in allen Fächern ist sie den Gegnern entschieden mit vielem Glücke gefolgt. Gegen die Umtriebe sowohl der Protestanten *), als der politischen Sektirer **) erhoben sich zahlreiche Belehrungsschriften für das Volk; auch an guter Unterhaltungslektüre ***) ließ man es nicht

---

*) Neben den trefflichen Katechismen aus älterer Zeit, wie z. B. dem des Cardinal Bellarmin, neben den katechetischen Arbeiten des 1831 als Erzbischof von Turin verstorbenen Colombano Chiaverotti, besonders den kürzlich neu aufgelegten „Istruzioni sulla dottrina cristiana“, sind hervorzuheben: Perrone's Catechismo intorno al Protestantesimo und Catech. intorno alla chiesa cattolica. Roma 1854, dessen Protestantesimo e la regola della fede, ferner die Esposizioni dei quattro sacri Evangeli insieme confrontati, opera di G. Mislei d. C. d. G. Roma 1854. — Del culto esterno della Religione ovvero esposizione delle sacre ceremonie della Chiesa cattolica del Sac. L. Valli. Pisa 1854. — Un curato cattolico ad un Ministro protestante. Prato 1854. — Morali riflessioni pubblicate da Fr. de' Lardi. Venezia 1853. 1854.

**) Z. B. Elettuario contro le sette secrete. Modena 1853. — Vecconcini-Spartada Abbici pei liberali di buona fede. Bologna 1850.

***) Besonders populär und anziehend sind die Ricordi di un buon uomo delle carceri e visitatore del povero a suo fratello di L. N. Firenze 1853. Dahin gehören auch die Jugendschriften von Salvatore Muzzi (Esempi storici di pregi e virtù. Bologna

fehlen; in Turin, wo das Gift der Voltairianer die meisten Verheerungen angerichtet, ist eine sehr reichhaltige „Collezione de' buoni libri“ entstanden. Die katholischen Journale erfassen ihre Aufgabe sehr wohl, und mehrere derselben sind zunächst für die niedern Classen bestimmt, worunter der zu Rom erscheinende „Vero amico del popolo“, unserem „Volksboten“ ähnlich, sich auszeichnet. An trefflichen ascetischen Schriften ist Italien ohnehin überreich; von diesen werden wohlfeile Ausgaben veranstaltet und ihre Zahl noch beträchtlich durch neue vermehrt, deren Verbreitung kaum etwas zu wünschen übrig läßt*).

Vorzugsweise ist es Bedürfniß, die studirende Jugend durch eine gesunde Philosophie vor den Verirrungen der Tagssysteme zu bewahren; dieser Aufgabe haben sich mehrere theils streng methodischen Lehrbücher, theils Schriften in freierer Form mit Erfolg unterzogen**). Nach den gediegenen Arbeiten des gefeierten Cardinals Gerdil, nach den namhaf-

---

1851. — Cento novelline pei fanciulli. Bologna 1850) von Massimina Fantastici (Guglielmo Wismar. Firenze 1853) u. A. m.

*) So ist z. B. das Schriftchen von C. Zamboni „Gesù al cuor del giovane“ zu Bologna 1853 bereits in zwanzigster Auflage gedruckt worden; von Segneri's kernvollen Schriften existiren unzählige Ausgaben. Auch die ascetischen Schriften des verstorbenen Cardinals Lambruschini (Rom 1833. 1838) sind sehr verbreitet.

**) Institutiones Logicae et Metaphysicae Matthaei Liberatore Soc. Jesu. Editio sexta et emendata. Romae 1852. — La filosofia di Religione compendiata in tre teoremi dal prof. Fr. Costa, Prete Romano. Rom 1853. — Gaetano Sanseverino: I principali sistemi della filosofia discusse con le dottrine dei SS. Padri e dei Dottori del medio evo Napoli 1850 — 53. — Antonio di Macco (Erzbischof): Protosofia cattolica in forma di dialoghi. Bari 1852. — Erwähnenswerth sind auch die Briefe von P. Paganini sul domma dell' immortalità dell' anima. Lucca 1854.

ten neueren Leistungen von Pino, B. Poli, Baldinotti, Galuppi u. A. haben die begabtesten Männer, besonders die Glieder der Gesellschaft Jesu, im Anschlusse an die so oft verkannte mittelalterliche Spekulation, mit Benützung ihres Ideenreichthums und ihrer dialektischen Schärfe, aber auch mit stetem Hinblick auf die moderne wissenschaftliche Entwicklung, die Philosophie in praktischer und den christlichen Principien entsprechender Weise neuzugestalten versucht. Für den italienischen Styl hat die Jugend treffliche Muster an Manzoni, Cesare Balbo, Silvio Pellico und Bresciani; des Letzteren „Prose scelte", ausgezeichnet durch die Eleganz der Diktion, erwecken zugleich edle und christliche Gesinnungen, besonders sind seine „Ammonimenti a Tionide", die in Italien sehr verbreitet sind, eine äußerst anmuthige und lehrreiche Lektüre für die Jugend, die tief auf das Herz einwirkt; in Schilderungen der Natur und des Volkslebens erscheint er unübertrefflich *). Für das Studium und die Reinerhaltung der Muttersprache sind gerade die Geistlichen sehr thätig, während die Männer des „Fortschritts" sie mit Barbarismen, Gallicismen und fremdartigen Redeweisen inficiren. Treffliches leisteten hierin die Jesuiten und die Oratorianer, die letzteren besonders in Verona und Neapel, in Verona P. Anton Cesari und sein Schüler Barth. Morelli, in Neapel Basilio Puoti, Anicet Ferrante und Alfonso Capecelatro. Die klassischen Studien, und vor Allem die römische Kirchensprache, sind den tonangebenden Liberalen ohnehin ein Gräuel, so daß hieran fast nur noch die Geistlichen festhalten, und die Philologie sonst sehr vernachläßigt wird; nur Vallauri, Niccolini, Vitale Rossi, M. Ricci, Balth. Buoncompagni haben neben den Jesuiten noch Namhaftes darin geleistet. In der

---

*) Dahin gehören auch: Prose e versi del P. Fr. Frediani, Min. Osservante. Prato 1853. — Centurione d. C. d. G. Fioretti di letteratura e di Morale. Roma 1853.

Pädagogik ist Abbé Peyron in Sardinien hervorragender Schriftsteller; in den kirchlichen Erziehungsanstalten wird sie praktisch geübt. In der Theologie behaupten Passaglia, Perrone, Patrizi, Cercià, Ballerini, Pianciani, A. Ungarelli, A. Vincenzi, A. Bigoni einen bedeutenden Rang; des Erstern neuestes Werk über die unbefleckte Empfängniß der heiligen Jungfrau zeigt eine staunenswerthe patristische Erudition; Cercià wetteifert als Dogmatiker mit dem weithin bekannten Perrone; Patrizi's Arbeiten in der biblischen Theologie haben auch außer Italien große Anerkennung gefunden; Pianciani, gleich den vorigen Jesuit, Professor der Chemie am römischen Collegium, hat einen interessanten Commentar zur mosaischen Schöpfungsgeschichte geliefert. Beachtet man, daß in Rom die vielen Congregationen die besten theologischen Kräfte in Anspruch nehmen, so kann man sicher den dortigen Theologen nicht den Vorwurf der Unthätigkeit machen. Mit Aufmerksamkeit werden von ihnen alle wichtigeren Erscheinungen in den schismatischen Kirchen des Orients verfolgt; erst jüngst wurde auf Befehl des regierenden Papstes eine höchst einfache, aber gründliche Widerlegung einer unter den griechischen Christen vielverbreiteten polemischen Encyklika des vorigen schismatischen Patriarchen von Constantinopel veröffentlicht *). Das Cardinalcollegium ist noch heute, wie ehedem, ausgezeichnet durch Männer der Wissenschaft, von denen mehrere einen europäischen Ruf erlangten, wie der wunderbare Sprachenkenner Mezzofanti († 1849), und der nicht minder berühmte, erst kürzlich (8. Sept. 1854) der gelehrten Welt durch den Tod entrissene Angelo Mai, ein Philolog und Polyhistor im edelsten Sinne des Wortes, der unermüdliche Herausgeber so vieler neu entdeckten Schätze des heidnischen und christlichen Alterthums, dessen Namen

---

*) Confutazione di Antimo, Patriarca scismatico Constantinopolitano. Roma 1854.

die Nova collectio, das Spicilegium Romanum und die Nova bibliotheca Patrum allein schon unsterblich gemacht haben. Erst kürzlich hat Cardinal Balussi, Bischof von Imola, in einem gehaltreichen Werke*), worin er die katholische Liebe, die wesentlich zu der Heiligkeit als Merkmal der wahren Kirche gehört, in der Geschichte bis auf die Gegenwart in ihrer vielseitigen Thätigkeit nachweiset, auch deutlich an den Tag gelegt, wie gut man es versteht, die Schätze des theologischen Wissens in einer für unsere Zeit höchst ersprießlichen Weise und als Antidotum gegen ihre verkehrten Ideen zu gebrauchen**). Doch wir wollen nicht in die einzelnen Arbeiten***) im Gebiete der Theologie eingehen, das ohnehin von den Gegnern, seltenere Digressionen abgerechnet, dem Klerus noch überlassen wird; wichtiger ist es, die Erscheinungen in andern Sphären hervorzuheben, die zu den politischen und socialen Verhältnissen in unmittelbarer Beziehung stehen.

Auch unter den Juristen und Staatsmännern haben sich bedeutende Gegner der liberalen Doktrinen und Vertheidiger der alten und katholischen Institutionen erhoben. Während

---

*) La Chiesa Romana riconosciuta alla sua carità verso il prossimo per la vera Chiesa di G. Cristo. Imola 1854. Ein früheres treffliches Werk desselben über das ehemals spanische Südamerika, das 1848 in deutscher Uebersetzung erschien, ist wenig bekannt geworden.

**) Vgl. Ami de la religion 3. und 5. Okt. 1854.

***) Auch größere encyklopädischen Werke hat man bereits in Angriff genommen; gleich dem jetzt der Vollendung nahen Dizionario di erudizione storico-ecclesiastica des Gaetano Moroni, erscheint zu Venedig seit Kurzem unter der Leitung des Abtes Pietro Pianton von einer Gesellschaft von Geistlichen redigirt, eine neue Enciclopedia ecclesiastica, in der jedoch, soweit sie bis jetzt veröffentlicht ist, nicht alle Artikel gleichmäßig tüchtige Bearbeiter gefunden haben.

die Turiner Staatsmänner, ihren Hofkanonisten Nuyts an der Spitze, die Doktrinen des Marsilius von Padua, de Dominis, Giannone und Febronius über die Stellung der weltlichen Gewalt zur geistlichen, das Placet, den appel d'abus, die Ehegesetzgebung u. s. w. reproduciren, äußern sich die besten Rechtslehrer vollkommen in Uebereinstimmung mit den kirchlichen Grundsätzen, und bekämpfen entschieden jene staatskirchlichen Theorien *). Alessandro di Giorgi corrigirte in einer neuen Ausgabe die Werke des Romagnosi, und verfaßte selbst mehrere gediegene rechtsphilosophischen Schriften **); ebenso haben Graf Solaro della Margarita, Emiliano Avogadro della Motta und Wilhelm Audisio ***) die wichtigsten politischen und socialen Fragen mit großer Gewandtheit erörtert. Auch die von den Männern der Revolution mißbrauchten und fälschlich angerufenen kirchlichen Autoritäten der ältern Zeit, wie besonders die politischen Theorien der Scholastiker, werden treffend erläutert †). Der Staats-

*) So z. B. F. Carillo, Professor der Jurisprudenz in Neapel, in seinen Instituzioni delle leggi civili del regno di Napoli. Napoli 1853.

**) Saggio sui principii fondamentali del diritto filosofico. Padova 1852. — Esame del corso di dritto naturale del prof. Ahrens. Padova 1853.

***) Avvedimenti politici del Conte Solaro della Margarita. Torino 1853. — Em. Avogadro della Motte: saggio sul Socialismo. Teorica dell' istituzione del matrimonio. Torino 1854. — G. Audisio Questioni politiche. Napoli 1854. Gli ultimi giorni dell' Academia di Superga. Torino 1854.

†) Ueber die oft gebrauchte, schon im fünfzehnten Jahrhundert von Jean Le Petit angerufene Schrift des Thomas von Aquin de regime principum ist die interessante Arbeit des Gaetano Sanseverino zu vergleichen: La dottrina di S. Tommaso sull' origine del potere e sul preteso diritto di resistenza. Napoli 1853. Der Verfasser zeigt mit den besten Gründen, daß nur die zwei er-

Wirthschaft wendet die katholische Presse ebenso ihre Aufmerksamkeit zu; sie begnügt sich nicht bloß mit der Widerlegung der liberalen Doktrinen, sondern sie sucht auch positiv und methodisch dieses Gebiet zu bewältigen*).

Was die Geschichte betrifft, so ist nicht zu verkennen, daß seit Muratori, dessen Annali d'Italia in unserem Jahrhundert Abate Coggi fortzusetzen versucht hat, wenig Bedeutendes in Italien geleistet ward, und daher dieser Boden ein sehr ergiebiger für diejenigen werden mußte, die sich seiner vorzugsweise bemächtigten. Das Bedürfniß gründlicher historischen Studien und zweckmäßiger Geschichtsbücher neben den Uebersetzungen von deutschen und französischen Werken hat man auch bereits mehr und mehr anerkannt. Wir würden aber den conservativen Kräften Italiens Unrecht thun, wollten wir ihre seitherigen Leistungen in der Geschichte gering achten; wir machen es ihnen nicht zum Vorwurf, daß bei den vielen Bewegungen und Unruhen der Halbinsel und bei der vorherrschenden Richtung auf das Praktische und unmittelbar Nützliche hierin nicht mehr geschehen ist, so sehr wir auch wünschten, noch mehrere mit der Treue, Sorgfalt und Lebendigkeit geschriebene Memoiren zu besitzen, wie z. B. die des Cardinals Pacca sind, sowie auch größere Geschichts-Werke, wie die des Cesare Cantu. Manche gediegenen, auswärts fast gar nicht gekannten Abhandlungen sind in neueren und älteren Journalen von Mailand, Florenz und Rom niedergelegt, die dem Forscher reiche Ausbeute geben. Der

---

sten Bücher von Thomas herrühren, das dritte und vierte aber ihm nicht zugehören.

*) Hieher gehören namentlich de Luka's Principii elementari della scienza oeconomica. Napoli 1852. Auch verdient die ganz von katholischen Principien durchdrungene, von der Akademie zu Modena gekrönte Preisschrift des dortigen Professors Anton Parenti über den Pauperismus (Modena 1853) hervorgehoben zu werden.

Dominikaner Vincenz Marchese hat (im „Archivio storico di Firenze“ 1850) mehrere unedirten Briefe und andere Dokumente zur Geschichte des Savonarola mit kritischen Anmerkungen, sowie nachher eine Geschichte des berühmten Convents St. Markus in Florenz (Firenze 1851) veröffentlicht. In weiteren Kreisen sind die Werke des Luigi Tosti, Benediktiners zu Monte Cassino, über die Schicksale dieser Abtei, über Bonifaz VIII., über Abälard, über das Concil von Constanz bekannt geworden; die letztere Schrift, nur mit zu viel Rhetorik ausgestattet, hat indessen wegen einiger eigenthümlichen Ansichten des Verfassers, wie besonders wegen der Behauptung der Legitimität der Pisaner Synode, von vielen Seiten gegründeten Tadel erfahren.

Zu den besseren Historikern Italiens gehört auch der Graf Tullio Dandolo, ein Mann von ächt katholischer Gesinnung und gründlichen Geschichtsstudien, ganz ignorirt von den antikirchlichen Literaten, und vorzüglich deßhalb auch auswärts kaum bekannt. Dandolo will in verschiedenen Arbeiten und Fragmenten eine „Storia del pensiero“ geben — nicht eine Universalgeschichte der einzelnen Begebenheiten und Personen, sondern in wahrhaft pragmatischer Weise eine Geschichte der leitenden Ideen und Principien, ihrer Entwicklung und Anwendung, als Beiträge zur Philosophie der Geschichte. Er will die Entwicklung der Wahrheit und des Irrthums in der Menschheit nach allen Lebensbeziehungen hin darstellen, in Theologie und Philosophie, im Recht und in der Politik, in den schönen Wissenschaften, wie in den physikalischen und naturhistorischen Disciplinen, mit Ausdehnung auf alle civilisirten Völker, aber mit Einschränkung auf die vornehmsten und allgemeinsten Thatsachen, und das ausgehend vom Standpunkte der katholischen Kirche. Er betrachtet demnach die Weltgeschichte nicht als eine bloße Reihenfolge von mehr oder minder interessanten, durch irgend einen Causalnexus verbundenen Fakten, sondern als Entfaltung des menschlichen

Geistes und sein wechselndes Verhältniß zu Wahrheit und Irrthum, als Ringen des gefallenen Menschen nach Licht und höherer Erkenntniß, nach einem besseren, verlorenen Zustand, unter dem Doppeleinflusse der nach Oben und der nach Unten ziehenden Elemente, als Kampf zwischen göttlicher Offenbarung und autoritätslosem Rationalismus, zwischen gottergebener Demuth und selbstgenügsamem Hochmuth. Mögen auch die Leistungen des gelehrten lombardischen Grafen in vielen flüchtig berührten Detailangaben noch mancher Berichtigung bedürfen, so ist doch seine Durchführung bei einer höchst einfachen und den Meisten leicht verständlichen Darstellung im Ganzen gelungen und großartig; wir finden bei ihm eine klare Auffassung des geistigen Lebens der Völker, gestützt auf gründliche Forschungen, wie selten sonst bei den neueren Italienern *).

Mit besonders regem Interesse wird aber in Italien das Studium der heidnischen und christlichen Alterthümer betrieben, für die ohnehin hier die reichste Ausbeute sich findet. Der Jesuit J. Marchi und der Cavaliere J. B. de Rossi untersuchen fortwährend die römischen Katakomben und bereichern die durch Bosio, Arringhi, Boldetti und Bottari darüber verbreiteten Kenntnisse; auch der Jesuit J. P. Secchi hat werthvolle Abhandlungen **) über kirchliche Antiquitäten

---

*) Das Ganze der „Storia del pensiero" soll 17 bis 18 Bücher umfassen. Theile dieses Ganzen sind die bisher erschienenen Arbeiten: Studii sul secolo di Pericle, sul secolo di Agosto-Roma e l'Impero — Il medio evo elvetico — Firenze o la caduta della sua republica. — I secoli dei sommi Italiani Dante e Colombo (Milano 1852). — L'Italia nel secolo passato sin 1789 (Milano 1853). — Il Settentrione dell' Europa e dell' America nel secolo passato sin 1789 (1853. 1854). — Il Cristianesimo nascente (1854).

**) Vgl. besonders: La cattedra Alessandrina di S. Marco conservata in Venezia . . . riconosciuta e dimostrata per la sco-

geliefert; in Mailand hat sich der Abate Luigi Biraghi um dieselben verdient gemacht. Die heidnische Archäologie durchforschen besonders Visconti, Orioli und der Sicilianer Matranga in Rom, B. Quaranta, G. Garuccio, G. Mervini in Neapel. Wie der bereits genannte M. Amari die arabischen Antiquitäten Siciliens, so hat Graf Albert della Marmora *) die Culte der ältesten Bewohner der Insel Sardinien zum Gegenstande seiner Studien gemacht. Neben den Sammlungen patristischer Werke, wie sie Mai gegeben, finden wir auch interessante Quellenwerke für die ältere politische Geschichte, wie das von Troya für die Zeit der Longobarden **), sowie Repertorien alter Diplome und Regierungsakten ***). Mit unermüdlichem Fleiße liefert der sicilianische Jesuit Alessio Narbone eine durch die besten Forschungen ausgezeichnete Literaturgeschichte seiner Heimathinsel †) — ein Beispiel, das anderwärts nachgeahmt zu werden verdiente. Ebenso haben die Jesuiten in Sicilien mit der Abfassung guter Geschichtslehrbücher für die Jugend begonnen; auch für das größere Publikum werden derartige

---

perta in essa d'un' epigrafe aramaica e pei suoi ornati istorici e simbolici. Venezia 1853.

*) Besonders in seinem Viaggio di Sardegna und in der Schrift: Sopra alcune antiquità Sarde ricavate da un MS. del sec. XV. Torino 1853. Vgl. Bresciani Dei costumi dell' isola di Sardegna comparati con quelli degli antichissimi popoli orientali.

**) Codex diplomaticus Longobard. Ab a. 568—774. t. I. Neapoli 1852. Vgl. Manzoni: Discorsi storici sopra alcuni punti della storia dei Longobardi in Italia. Milano 1845.

***) Cf. Mich. Baffi. Introduzione al Repertorio degli antichi atti governativi. Napoli 1852.

†) Bibliografia sicola etc. Palermo 1850 — 53. — Istoria della letteratura siciliana tom. I — II. Palermo 1852 — 53.

Compendien verfaßt *). Endlich finden wir noch eine beträchtliche Anzahl von kleineren historischen Schriften, Abhandlungen und Biographien, von denen viele in religiöser und politischer Beziehung nicht ohne Bedeutung sind **). Auf allen Punkten zeigt sich bereits die schriftstellerische Thätigkeit der conservativen Kräfte im Zunehmen begriffen, und gewährt so einen erfreulichen Ausblick auf eine bessere Zukunft.

Einen Mittelpunkt haben aber alle diese Bestrebungen an der in Rom erscheinenden „Civiltà cattolica", von deren Entstehen diese Blätter bereits Nachricht gegeben haben. Sie hat unter allen italienischen Zeitschriften die ausgedehnteste Verbreitung und zählt jetzt über 12,000 Abonnenten. Blieb der

---

*) Wir nennen hier die Lezioni di storia del medio evo von Monsign. Giov. Bellomo (Venezia 1852).

**) Den zahlreichen, für Geschichte ausgegebenen Pamphleten über so viele Fürsten, in denen die Monarchie in den Augen der Menge herabgewürdigt wird, gegenüber werden auch die Charakterbilder ausgezeichneter und tugendhafter Regenten in kräftigen Zügen entworfen. So hat jüngst Abate Galvani das treue Bild des von den Radikalen vielgelästerten Erzherzogs Franz IV. von Oesterreich-Este, Herzogs von Modena, zu zeichnen gesucht (Memorie storiche intorno la vita dell' Arciduca Francesco. Modena 1854). Von anderen Monographien heben wir hervor: I due Foscari. Memorie storicho-critiche di Fr. Berlan. Torino 1852. — Vita del Ven. Ant. Maria Zaccaria (Stifter des Barnabitenordens) scritta da Aless. M. Teppa. Moncalieri 1853. — Notizie storiche delle Congregazioni ecclesiastiche istituite nel 1611 dal V. P. Fr. Pavone d. C. d. G. Napoli 1853. — Boero S. J. Vita del B. Giov. de Britto Martire. Roma 1853 und Osservazioni sopra l'istoria del Pontificato di Clemente XIV ediz. II. Monza 1854. — Patria e biografia del grande Ammiraglio D. Cristoforo Colombo Roma 1853. — Reboulet Storia delle Congregazioni delle figlie dell' Infanzia o il Giansenismo in pratica. Monza 1852. — Msgr. Salvado (Bischof von Porto-Vittoria) Memorie storiche dell' Australia Roma, Propag. 1851.

Leserkreis anderer sonst trefflichen Blätter, wie des „Amico cattolico“ von Mailand, der „Armonia“ und „Campana“ (jetzt „Campanone“) von Turin, des „Cattolico“ in Genua, der „Annali delle scienze religiose“ in Rom u. s. f. ihrem Plane, ihrer lokalen und specifischen Bestimmung nach nur ein beschränkter, so vertritt diese von den Jesuiten mit großem Takte redigirte Zeitschrift die allgemein katholischen und die wahrhaft nationalen Interessen der Halbinsel in ausgebreiteter Weise auf allen Gebieten des Lebens, und erörtert neben den für die Gegenwart wichtigeren theologischen Problemen vorzüglich die philosophischen, politischen und socialen Fragen vom Standpunkte der Kirche aus, die großartige Consequenz des Katholicismus nach allen Seiten hin entwickelnd, aus seiner dogmatischen Festigkeit die solide Grundlage für alle einzelnen Erörterungen entnehmend. Nicht Partikular-Interessen, am wenigsten die des Ordens, der das große Werk auf sich nahm, werden hier vertreten; Alles ist von allgemeiner Bedeutung, und nach dieser Rücksicht werden auch die neueren literarischen Erscheinungen in der „Rivista della stampa italiana“ und die Zeitereignisse in der „Cronica contemporanea“ mit Umsicht und besonnener Kritik besprochen. Auch die neuesten Resultate der mathematischen und Natur-Wissenschaften, sowie die archäologischen Forschungen finden eine gedrängte und gehaltvolle Darstellung. Bereits haben die Leistungen der „Civiltà“ in den weitesten Kreisen Anerkennung gefunden (vgl. Allg. Ztg. 2. Jan. 1853); Professor Karl Witte in Halle, dem zwar die zu streng katholische Färbung derselben einiges Mißbehagen erregte, spendete jüngst „dem außerordentlichen Reichthum, der Sachkunde und Umsicht dieses Journals, die selbst in Deutschland oder England selten übertroffen werden, in Italien aber geradezu unerhört sind“, das größte Lob. „Da wechseln theoretische Erörterungen über die wichtigsten Fragen der Kirchenlehre, der Politik, der Rechtspflege mit mannigfachen Erzählungen; da

folgen aufeinander in jedem Hefte die umfassendsten Correspondenzen aus allen Theilen Europa's, ja aus den beiden Hälften Amerika's, aus China und Japan, und wo nicht sonst her; und alles dieß scheinbar zufällig zusammengewürfelte Material strebt in künstlicher Gruppirung nach dem Einen Ziele hin, den katholischen Glauben zu verherrlichen, für ihn in allen Kämpfen zu streiten, von ihm das Leben des Staates gleich dem jedes Einzelnen zu durchdringen, durch ihn es zu stützen und zu weihen. Mönche, die abgeschieden von der Welt ihr Leben in Klostermauern verbrachten, erörterten die schwierigsten Fragen der Politik und Gesetzgebung mit gesunderem, den Anforderungen des Lebens entsprechenderem Sinne, als so mancher Staatsmann, der sich auf die praktischen Erfahrungen eines Menschenalters stützt; Geistliche, deren Gesichtskreis, wie wir glaubten, über Altar, Kanzel und Zelle nicht hinausreicht, schildern mit staunenswerther Kunde bis in die kleinsten Einzelheiten die Leidenschaften, die Vergnügungen der großen Welt." Den Protestanten muß allerdings eine solche Weltkenntniß, eine so vielseitige Bildung an einfachen Ordensleuten auffallen; den Katholiken, der weiß, welche Erfahrung ein begabter und wohlunterrichteter katholischer Priester als Beichtvater und Seelsorger, als Erzieher und Jugendlehrer, als Theolog und als Ascet, der das innere und äußere Leben der Menschen beobachtet, zergliedert und betrachtet, sich zu erwerben im Stande ist, wird es weniger befremden. Der Standpunkt, auf den die katholische Wahrheit stellt, ist so erhaben, daß durch ihn Alles, was in den Tiefen vor sich geht, sich dem geübteren Auge in weitester Fernsicht enthüllt.

In allen philosophischen Erörterungen begegnen wir hier jener Ruhe und Mäßigung, jener Schärfe und Bestimmtheit, jener geraden, alle Extreme vermeidenden Richtung, wie sie die Kirche und ihre herrlichsten Leuchten stets vorgezeichnet, die zwischen Natur und Gnade, zwischen Vernunft und Glau-

den keinen feindlichen Zwiespalt, sondern ein harmonisches Zusammenwirken erkennt. Denn „der Glaube und die Vernunft sind zwei lichte Flammen, die Gott in unserem Geiste angezündet, damit wo die eine nicht leuchtet, die andere erstrahle, damit beide sich wechselseitig in vielen Beziehungen unterstützen und fördern. Darum ist es nie der Fall, daß die vom Lichte der einen wahrhaft aufgehellten Objekte sich im Widerspruche zu demjenigen darstellen, in dem die andere sie erscheinen läßt; so oft vielmehr Glaube und Vernunft ein und dasselbe Objekt erhellen, wird dieses mit größerer Gewißheit erfaßt, mit schärferer Präcision begränzt, mit lebendigeren Farben repräsentirt. Darum verdunkelt sich mit der Schwächung des Glaubens auch das Licht der Vernunft, und bei hellerem Scheine des letzteren stellt auch der Glaube in schönerem Glanze sich dar. Die wahre Philosophie hatte darum nie eine reichere und edlere Krone, nie wird sie eine edlere haben, als die, mit der sie einst die katholischen Meister geziert; und die wundervollen Fortschritte, die man der heterodoxen Philosophie beizumessen geneigt ist, sind eben nur der Kreislauf des stets in Bewegung befindlichen, nie aber einen Schritt breit vorwärts gelangenden Irrthums. Durch die aus dem Glauben kommende Gewißheit wurde der Aufschwung des forschenden Geistes gestärkt, während er sonst unsicher und ohne Führer auf Irrwegen umherzog. Der Mangel oder die Schwächung des Glaubens beraubt in vielen Dingen die Vernunft des treuesten Führers, treibt sie hinaus auf die hohe See ohne Compaß, überantwortet sie den vereinzelten, oft entgegengesetzten Bestrebungen eines jedweden Philosophen. Und wie die Vernunft durch das Principat des Glaubens hohe Vortheile gewinnt, so bedient sich dieser wiederum ihrer Kräfte, und indem er sie erhöht, befestigt und sichert er seine eigene Herrschaft. Die geoffenbarte Wahrheit wird durch Nachdenken, durch Verstandes- und Vernunftthätigkeit aufgehellt, begränzt, bestimmter und tiefer gefaßt,

vertheidigt, befruchtet und vervielfältigt; sie veraltet nicht mit dem Schwinden der Jahrhunderte, mit den Veränderungen in den Verhältnissen der Sprache und des Wissens, sondern, indem sie sich in ihren äußern Beziehungen erneuert, wahrt sie sich selber stets lebendig, in ihrem Wesen unverletzt und unversehrt. Die aber einseitig die Kräfte des Glaubens erheben, um die der Vernunft zu erniedrigen und zu vernichten, handeln unbesonnen und thöricht; ohne es wahrzunehmen, machen sie den Glauben ihren Gegnern verächtlich, indem sie ihn aller seiner natürlichen Grundlagen und Zierden entäußern, die ihm auch in den Augen der Außenstehenden Ehrfurcht und Huldigung erwerben; sie machen ihn unfruchtbar und leblos, wie der des Schismatikers, der die alten Formen unverändert bewahrend nie einer Entfaltung fähig, und gegen den Andrang des Irrthums macht- und energielos sich erwies; sie entziehen dem Wissen seinen Lebensnerv, sie reißen die Fundamente der wahren Cultur ein, und suchen im Namen des Glaubens in eben jene Finsterniß der Unwissenheit uns zurücksinken zu lassen, aus der wir eben durch den Glauben befreit worden sind" *). Ebenso entschieden verwirft daher die „Civiltà" den glaubensfeindlichen Rationalismus, als den vernunftscheuen Traditionalismus neuerer Franzosen, der vergebens aus manchen ihrer Arbeiten für seine Sache Vortheil zu ziehen gesucht hat **); gleichmäßig verwirft sie die Vereinerleiung von Philosophie und Theologie, wie deren absolute Contraposition; sie hält fest an den Grundlagen der thomistischen Lehre, verlangt aber stetigen Fortschritt und fortlaufende Bereicherung des philosophischen Wissens durch alle wahren Entdeckungen der neueren Zeit. Nur wenn die Gründlichkeit und logische Schärfe der Alten, das Festhalten an ihren objektiven Grundlagen,

---

*) Civiltà cattolica 16. Sept. 1854 p. 382 seq.

**) Besonders Bonnety in den Annales de la philosophie chretienne.

die Achtung vor den dem Menschengeiste gezogenen Schranken, die uneigennützige Liebe zur Wahrheit sich mit der Vielseitigkeit des modernen Wissens vereinigt — dann erst wird eine in sich wahre, allseitig haltbare und für das wirkliche Leben geeignete Philosophie erstehen; so lange sie sich aber auf dem Grunde des Zweifels an Allem, auch an den unmittelbaren Thatsachen des Bewußtseyns und des Lebens, erbauen will, so lange bringt sie es zu keiner Gewißheit, zu keinem auch nur irgendwie befriedigenden Resultat *).

Vorzugsweise hat aber diese römische Zeitschrift mit der principiellen Lösung der wichtigsten praktischen Fragen sich beschäftigt, und der bereits durch sein Naturrecht rühmlich bekannte Taparelli bekämpfte mit großem Scharfsinn die constitutionellen Utopien in einer Reihe von trefflichen Abhandlungen, die jetzt beträchtlich vermehrt auch als eigenes Werk erschienen sind **). Gerade diese Themata haben die italienischen Liberalen am meisten erbittert, wie mehrere heftigen Gegenschriften beweisen, die aber in der „Civiltà" eine Abfertigung fanden, vor der die Opponenten verstummen mußten ***). Das „Cimento" von Turin hatte zwar eine gründliche Confutation der „Sophismen und Irrthümer" des römischen Journals verheißen, aber niemals, auch nachdem es

---

*) Die philosophischen Grundanschauungen der „Civiltà" finden sich besonders treffend entwickelt in den 1853 veröffentlichten Aufsätzen: Le due filosofie — dell' armonia filosofica — del progresso filosofico.

**) Esame critico degli Ordini Rappresentativi nella società moderna per Luigi Taparelli d. C. d. G. Roma 1854. Das Werk verdient eine deutsche Uebersetzung, wie sie dessen „Saggio di dritto naturale" bereits gefunden.

***) Man vgl. das Schriftchen: Della libertà civile e religiosa nelle loro relazioni colla Chiesa cattolica. Discorsi due di P. P. Firenze 1853 und dazu Civiltà catt. vom 1. und 15. Juli 1854.

seit seinem Untergang von Neuem wieder auflebte, eine solche zu Tage gefördert *). In dem „Bollettino bibliografico" von Predari wurde mit vielem Pomp verkündigt, man habe unter den hinterlassenen Papieren des verstorbenen Cäsare Balbo eine vollständige Widerlegung der „Civiltà cattolica" gefunden; dieselbe ward aber noch nicht veröffentlicht, sei es weil sie gar nicht oder nur unvollkommen existirt, sei es, weil die Familie des berühmten Autors durch ihren in piemontesischen Blättern gedruckten Protest die intendirte Supposition verhindert hat **). Taparelli, den noch viele ähnlichen Arbeiten beschäftigen, hat sich sowohl in der positiven Entwicklung, als in der polemischen Erörterung als einen der tiefsten Denker des Südens voll Kraft und Consequenz gezeigt. Witte schildert uns seine Thätigkeit also: „P. Taparelli, ein Bruder des genialen Premierministers der piemontesischen Revolution, Massimo d'Azeglio, seit Jahren völlig erblindet und von solcher nervösen Reizbarkeit, daß der Schlaf ihm fast immer ferne bleibt, pflegt die ruhelosen Nächte im Nachdenken über staatsrechtliche, juristische und politische Fragen zu verbringen. Glaubt er seine Gedanken reif und geordnet, so diktirt er sie zu jeder Stunde der Nacht einem dessen schon gewärtigen Gefährten" ***).

---

*) Dasselbe „Cimento" gibt übrigens (Serie II. fasc. 4) Witte's Urtheil über das römische Blatt in einem Auszuge, der aber das Lob fast ganz übergeht und nur den Tadel hervorhebt. Das gab diesem Anlaß, darauf näher einzugehen, und unter bescheidener Ablehnung seiner Enkomien sich gegen die Censuren des protestantischen Kritikers zu verantworten.

**) Civ. catt. 19. Aug. 1854.

***) Indessen bemerkt die „Civilta" (l. c.), daß Hr. Witte in manchen Einzelheiten betreffs der persönlichen Umstände der Mitarbeiter ebenso in Irrthum sei, als er deren Verdienst viel zu hoch anschlage.

Obschon vorzüglich den philosophischen und praktisch-socialen Fragen zugewandt, hat die römische „Civiltà" doch auch eindringlich die Bedeutung der Geschichte hervorgehoben, und an mehreren neueren Arbeiten eine ernste und scharfe Kritik geübt *); sie sucht auch mehr und mehr an der Hand der Geschichte ihre Theorien zu erläutern, und zur richtigen Würdigung der Ereignisse der letzten Jahre, über die außerdem sehr genaue Darstellungen erschienen sind **), hat sie sehr Vieles beigetragen. Mit Taparelli wetteifert, aber in anderer Weise, der geistvolle Bresciani, den Witte für den bedeutendsten Mitarbeiter hält. Die „Civiltà" sucht, den Sinn ihrer Landsleute wohl würdigend, mit dem belehrenden auch das unterhaltende Moment zu verbinden; für die Mehrzahl der italienischen Leser darf der „racconto" nicht fehlen. Hier tritt aber deutlich das Streben hervor, veredelnd einzuwirken auf die neuere Romanen-Literatur, und in ihr eine bessere Richtung zu begründen, instruktiv und unterhaltend zu erzählen; die Sujets sind sehr gut gewählt, und eben sowohl als die meisten philosophischen Artikel auf die Bekämpfung der revolutionären Ideen gerichtet. In der lebendigsten und für seinen Zweck gelungensten Weise hat Bresciani mit seinem vielgelesenen „Juden von Verona" und dem Anhang „die römische Republik" den Anfang gemacht und die Bewegungen der letzten Jahre, die Scheußlichkeiten der geheimen italienischen Gesellschaften, die Thorheiten der fanatisirten Massen mit tiefer Sach- und Menschenkenntniß geschildert; er hat dabei aus den besten Quellen geschöpft, und verbürgt dazu die geschichtliche Wahrheit der meisten seiner Angaben. Dasselbe Gepräge haben die Erzählungen aus der französi-

*) Una Storia e un Romanzo. Civ. catt. 1853. n. 87.

**) Vgl. bes. La rivoluzione Romana al giudizio degli imparziali. Firenze 1851. — Fatti atroci dello spirito demagogico negli Stati Romani. Racconto estratto dai processi originali. Firenze 1853.

schen Revolutionszeit; Alles ist für die heutigen Italiener, wie sie sind und leben, bis in das Kleinste berechnet. Daß dieser historische „Tendenzroman" nicht ohne tiefen Eindruck geblieben ist, dafür bürgen viele bekannt gewordenen Thatsachen. Auch in der Sprache und in der Form der Darstellung wird die „Civiltà cattolica" von größtem Einfluß. Nicht nur zeigt sie einen großen Wechsel in den Formen, auch dialogische und dramatische Formen verschmäht sie nicht: sondern die Diktion ist durchaus gewählt und elegant, ein Wortreichthum, den man der italienischen Sprache kaum zugetraut, thut hier sich auf, und mit Recht bemerkt Witte, daß auch das reichhaltigste Wörterbuch hier hundertmal den Leser im Stiche läßt.

Bereits hat die „Civiltà cattolica", getreu ihrem aus den Psalmen entlehnten Motto: „Selig das Volk, dessen Gott der Herr ist", mit immer sich mehrendem Beifall ihren fünften Jahrgang begonnen, in dem auch das reiche pädagogische Gebiet eine gediegene, aus dem Leben gegriffene Behandlung gefunden hat. Zu beachten ist, daß italienische Blätter von ganz entgegengesetzter Gesinnung ihr nicht nur ihre treffenden Redeweisen ablauschen, sondern auch ihre Abhandlungen selbst vielfach benützen. So copirt die von Turiner Universitätsgelehrten redigirte „Rivista delle Universita e dei Collegii", welche offen die Tendenz verfolgt, den Religions-Unterricht aus den mittleren Schulen zu verdrängen, und allen kirchlichen Einfluß auf das Studienwesen zu beseitigen, oft ganze Seiten aus ihr, natürlich ohne das klerikale Blatt auch nur einmal zu nennen. Es läßt sich nicht mehr verkennen, daß die glänzenden Erfolge dieses vom Papste selbst angeregten und in seiner Ausführung von ihm durch ein eigenes Breve (vom 20. Okt. 1852) belobten Unternehmens ein herrlicher Triumph für die katholische Sache und ein Unterpfand noch schönerer Hoffnungen geworden sind.

LII.

Kirche und Revolution in Spanien.

Den großen Riß durch das edle Spanien in ein katholisches Volk und ein liberales Volk festgehalten, kann man doch nicht sagen, daß alle Liberalen antikatholisch seien. Früher noch weniger als jetzt. Denn als anfänglich die große Partei des Liberalismus auf spanischem Boden erwuchs, waren die Zustände im Staate überhaupt, und insbesondere in seinem Verhältnisse zur Kirche der Art, daß auch treue Söhne der letztern an den neuen Theorien Gefallen finden und von ihnen sich Hoffnungen machen konnten, die deren consequente Ausbildung freilich auf das grausamste täuschte. Es erging der unvorsichtigen Gutmüthigkeit in dieser Beziehung hier wie überall; sie konnte nirgends mehr aufhalten, was einmal auf der abschüssigen Bahn zu rollen begann. Was die Parteien selbst betrifft, so hat die der Moderados sich vielfach mehr gleichgültig, als direkt feindselig gegen den Glauben des Volkes gezeigt, wie denn auch die Freimaurerei von ihr bald an die Progressisten übergegangen ist, und namentlich scheint jetzt da und dort in dieser Partei selbst wieder eine kirchlichere Anschauung Platz greifen zu wollen; aufgehalten haben aber diese Moderados bis zur Stunde nie, was immer an geistig oder leiblich henkerischen Thaten die

Progressisten gegen die Kirche aussannen. Selbst die Thatsache, daß sie, die Moderados, es waren, welche der Kirche in Spanien endlich ein leidliches Concordat verschafften, darf als ein Sieg der Moderados über sich selbst, und über ihre Principien in den Progressisten, nicht angesehen werden. Denn es wollte nachgerade fast allen Liberalen selber vorkommen, als wenn das bittere Elend, in dem man den Klerus dulden sah, dessen Einfluß im Volke nur an Intensivität steigere, und früher oder später aus dem tiefen Mitgefühl der wahren Spanier eine gefährliche Reaction hervorgehen müsse. Es kam ihnen vor, als wenn schon Espartero vergebens die trefflichsten Bischöfe nach den canarischen Inseln verbannt, viele oberhirtlichen Stellen verwaist gelassen, und überhaupt die kirchlichen Verhältnisse Spaniens in die vollendetste Anarchie gestürzt. Kurz, das Concordat war ein erzwungener Act der liberalen Politik, und selbst bei einem Theil der Progressisten handelte es sich nur um das von den Moderados, wie dieselben glaubten, nicht gehörig eingehaltene allermindeste Maß des Lebenlassens der Kirche. Wenn also auch nicht alle Liberalen Spaniens absolut antikatholisch sind, so weist doch die faktische Lage des äußern Daseyns der Kirche ebenfalls wieder die schroffe Scheidung der Spanier in ein katholisches Volk und ein liberales Volk auf. Im Gebiete des letztern geben bei kirchlichen Dingen immer die Progressisten den Ton an, und ihr diabolischer Haß gegen den Glauben ihrer Väter ist nur allzu blutig und allzu feurig in der neuesten Geschichte Spaniens verzeichnet. Auch steht bei ihnen der Einzelne mit diesem Haß nicht isolirt; sie alle sind in ihm organisch verbunden durch die Association der Freimaurerei, deren Tendenz überall da am Christus- und Kirchen-feindlichsten, überhaupt am subversivsten sich zeigt, wo sie unter einem noch fest und treu am alten Glauben hängenden Volke eingedrungen ist. Spanien und Portugal haben davon seit langem Beweis geliefert, in neuester

Zeit scheinen Sardinien und Belgien es ihnen noch zuvorthun zu wollen.

Das katholische Volk dagegen bewahrt eine Anhänglichkeit an seinen Klerus, als den sichtbaren Repräsentanten seiner Kirche, wie vielleicht nirgends sonst mehr in der Welt. Derselbe Klerus repräsentirt ihm aber auch Altspanien. Als der Sirocco der modernen Idee von der Staats-Omnipotenz zuerst sengend über das Abendland hinwehte, verspürte man ihn in Spanien nicht weniger, als in Deutschland; nur daß hier im religiös-protestantischen Geiste ihm ein natürlicher Bundesgenosse zu Hülfe kam, während dort dem Glauben nach treue und eifrige Katholiken den wahren katholischen Geist erst mühsam der politischen Seite nach unterdrücken mußten, um der byzantinisch-asiatischen Pflanze der Omnipotenz Raum zu schaffen in einem Erdreich, in dem sie nicht anders, als zur abscheulichen Carrikatur erwachsen konnte. Der spanische Staatskatholicismus war ein vollendeter kirchlich-politischer Protestantismus schon vor Luther; er ist das eigentliche Urbild des spätern Josephinismus. Die Lehre aber und sozusagen das alltägliche Leben der spanischen Kirche überwachte er nur um so eifersüchtiger und argwöhnischer, je mehr die Könige von Kastilien und Aragon &c. eigentlich die Päpste in Spanien wurden, während Deutschland erst auf den Trümmern jener Lehre und jenes Lebens seinen politischen Protestantismus ausbaute. Spanien zerstörte die Kirche nicht, im Gegentheile wendete es Alles auf, ihr Gedeihen zu fördern; aber es that dieß nach seinem reinmenschlichen Eigenwillen, nach dem subjektiven Gutdünken, und versündigte sich arg an dem Gebot des Herrn: was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht trennen — Lehre und Verfassung der Kirche. Die Strafe dafür leidet es heute noch.

Schon von Ferdinand dem Katholischen an ist Spanien durch ein unverrückt verfolgtes Streben ausgezeichnet,

seinen Klerus ganz von Rom unabhängig zu machen, und wirklich erhielt es durch besondere Privilegien die Nominationsrechte zu allen bischöflichen Stühlen. Um auch die vom König ernannten Oberhirten sofort allem Einfluß von Rom her zu entziehen, ward das königliche Exequatur in weitester Ausdehnung geltend gemacht; gerade Philipp II., Karl V. und schon Ferdinand gaben die schärfsten Gesetze über das Placet; bei strengster Strafe durfte Niemand irgend ein Dekret ohne königliche Genehmigung im Reiche bekannt geben, und jener Ferdinand sprach gar bereits vom Aufhängen päpstlicher Couriere, die mit einem Breve ohne Exequatur daher kämen. So maßten sich die spanischen Könige die volle Regierungs-Gewalt über ihre Kirche an, und zu nichts Anderem, als zum Schutze ihrer Usurpation, errichteten sie ihre Inquisition. Nichts anderes als die entschiedenste Opposition gegen die legitime Verfassung der Kirche war der Grundgedanke dieser Anstalt. Da sie aber ihre Kirche besser als der Nachfolger Petri regieren zu können glaubten, so ist es natürlich, daß dieselbe Idee sich auch in ihre weltherrschaftliche Stellung einschlich. Die große Politik Philipps II. ging thatsächlich auf nichts Geringerem um, als die ganze katholische Welt durch den spanischen Vice-König auf Petri Stuhl zu beherrschen.

Man weiß, wie es mit der auswärtigen Politik Philipps gerieth. Die innere Politik aber, die das nächste Motiv gewesen, die legitime Verbindung der spanischen Kirche mit dem allgemeinen Oberhaupte der Christenheit zu zerreißen, und sie dem Willen des weltlichen Scepter-Trägers zu unterwerfen — sie gerieth nur zu glücklich, d. h. sie machte das freieste Land der Erde bald zum Musterstaat der bureaukratisch-absolutistischen Omnipotenz. Mit der legitimen Freiheit der spanischen Kirche stand und fiel die politische Freiheit Altspaniens. Lange ehe der adeliche Arm der Special-Cortes verkürzt und endlich abgehauen war, hatte man ihren geistlichen Arm ge-

lähmt, der nur Kraft hatte zur Stützung der edlen Freiheiten eines herrlichen Volkes, solange der Fuß am Stuhle Petri wurzelte. Sobald die spanische Hierarchie in dem Schicksal der Einzelnen ausschließlich von der Gnade des königlichen Herrn abhing, waren sie auch nur mehr dessen gehorsame Diener. Und was ihre königliche Nomination und das Exequatur angefangen, das vollendete die Inquisition. Sie hat den ersten Anlaß auf's Tapet gebracht, die Freiheiten der Krone Aragon zu schwächen, gegen sie trat der heilige Stuhl auf, so oft der Schritt möglich war; aber die ausgelassene Zeit wandelte ihren Weg, ohne die warnende Stimme des Höchsten auf Erden zu hören, und als die französische Linie zum Throne Spaniens gelangte, war es eine ihrer ersten Regierungshandlungen, dem Papst zu bedeuten, daß er in Inquisitionssachen gar nichts einzureden habe. Kurz, die legitimen Repräsentanten der Kirche haben den Untergang der altspanischen Freiheiten eben nur nicht vermocht aufzuhalten; das spanische Volk weiß es gar wohl.

Abgesehen aber von der kirchlich-politischen Stellung des spanischen Klerus, erhielt dieser seine heilige Würde durch alle Stürme der Zeiten so rein, wie nur irgendwo sonst. Man müßte die Thatsache für ein Wunder an Unbegreiflichkeit halten, wenn nicht auch faktisch erwiesen wäre, daß die königliche Quasi-Kirchenregierung doch immerhin Lehre und Leben des Katholicismus eifrigst förderte, insoferne nur nicht bureaukratisch-absolutistische Principien direkt entgegenstanden. Der Rückschlag davon zeigte sich in der Qualität der klerikalen Hierarchie, und zwar in merkwürdigem Gegensatz zu den nur allzu bekannten Zuständen in Portugal Zwar hat die Vertreibung der Jesuiten in Folge der verrückten Phantasien Karl's III. ihre Kraft erschöpft, und namentlich das Schul- und Missionswesen in momentanen Ruin gestürzt; aber alle Stimmen sind darin Eins, daß damals, als auch Spanien durch die Pforte des großen Revolutions-Zeitalters einging,

seine Bischöfe ebenso geachtet als achtungswerth, sein Seelsorge-Klerus größtentheils vortrefflich gewesen. Anders stand es freilich mit dem eigentlichen Hof- und Staatsklerus; er war aber auch sehr aufgeklärt. Nur zwei einigermaßen scheinbare Einwendungen vermochte die Revolution sonst gegen die spanische Geistlichkeit aufzubringen: die eine betraf ihren Reichthum im Allgemeinen, die andere die Zustände in den Klöstern insbesondere. Bei den Orden, welchen auch die Hof-Geistlichkeit fast ganz angehörte, war die Disciplin allerdings sehr verfallen, besonders seitdem sie Karl III. der Obedienz ihrer Generale völlig entzogen hatte. Zudem war es schon seit Philipp II. in allen Classen förmlich Sache des guten Tons geworden, neue Klöster zu stiften und Mitglieder der Stifter-Familien in denselben versorgt zu wissen. Aber selbst eifrige Protestanten gestehen, daß über das „grenzenlose Verderben" der Klöster fabelhaft gelogen, und die Schuld Weniger auf Alle geworfen worden sei; daß es ihnen nie an wahrhaft frommen Männern gefehlt und namentlich ihre Verdienste um den Volksunterricht unschätzbar seien, wie man denn auch selten einen Spanier treffe, der dieß nicht sehr wohl wisse. In den kleinsten Orten waren nicht nur Elementar- sondern auch Lateinschulen angelegt, und seine Klöster hatten für Spanien schon vor mehr als hundert Jahren eine Stufe der Volksbildung erreicht, die man z. B. in England heute noch vergebens zu erklimmen trachtet; ihnen zum größten Theile ist die Tüchtigkeit des spanischen Volkscharakters zu danken, die unbefangene Reisende heute noch bewundern *).

---

*) Janus 1846. II, 165; A. Loning: das spanische Volk rc. Hannover 1844. — Hauptmann Loning bemerkt noch ausdrücklich: „Eine vollständige Uebersetzung des neuen und ein Auszug aus dem alten Testamente wurde den Kindern zum Unterrichte in der Religion gegeben. Ich würde dieß kaum bemerkt haben, wenn ich es

Anders stand es allerdings mit dem Reichthum des spanischen Klerus, und insbesondere der ungemein zahlreichen Klöster; er war wenigstens nicht erlogen. Seit Jahrhunderten aber hatte er die Sparkassen der Regierung gebildet, und ihre Leihanstalt auf Nichtwiedergeben. Kein Klerus der Welt war belasteter als der spanische; schon 1629 behauptete man, daß ein volles Drittel der geistlichen Einkünfte in die Hände des Königs komme, und ein einziger Prälat ihm so viel einbringe, als 2000 Bauern und 4000 Edelleute *). Das geistliche Gut war Jahrhunderte lang das einzige feste Fundament der spanischen Finanz; sie stürzte in unheilbaren Ruin, als die Revolution es aufriß und verschleuderte. Die materiellen Bedürfnisse des Landes, sagte die Revolution, erforderten gebieterisch das Einschreiten gegen das Unwesen der Klöster, diesen Krebsschaden Spaniens, überhaupt Maßregeln, um die unermeßlichen durch Jahrhunderte aufgestappelten Güter der „todten Hand" in den allgemeinen Verkehr zu bringen. Es geschah; die Kirchen wurden so zu sagen bis auf's Hemd ausgezogen; erst vor wenigen Jahren noch erschallte ihr verzweiflungsvoller Nothschrei durch ganz Europa; hölzerne Kelche ersetzten das edle Metall und die Gotteshäuser sanken in Ruinen, hunderte von Religiosen verhungerten,

---

nicht für Pflicht hielte, leichtgläubige Eiferer und Fanatiker eines Bessern zu belehren, die oft durch öffentliche Blätter behaupten, daß man in Spanien ꝛc. von Gotteswort nichts wisse, und ihre Behauptungen bloß auf die Aussage ambulirender Bibelgesellschafts-Agenten und Colporteure gründen, die, wie genug bekannt, nur wie Zugvögel über die Länder wegziehen, sich daher um das Heil und Wohl der Seelen wenig oder gar nicht kümmern, und wo es sich um die Erreichung ihres Zweckes handelt (d. h. Geld zu verdienen), mit der Lüge und der Verläumdung es nicht so sehr gewissenhaft zu nehmen scheinen, wie es bei Borrow in seinem Werke: Die Bibel in Spanien, deutlich hervortritt." S. 7.

*) Ranke: Fürsten und Völker I, 239.

tausende aßen in ihren alten Tagen das Bettelbrod, fast alle darbten in äußerster Noth. Die spanische Finanz aber? Man hat nicht gehört, daß sie nur einen Augenblick sich wohler gefühlt als zuvor, und gerade jetzt ist sie hülfloser als je. Als die erste Säkularisation unter gräulichen Mißhandlungen der armen Eigenthümer und Hinschlachtung vieler vollzogen war, da sah Spanien nur an einem bisher ungekannten Artikel sich sehr reich, unermeßlich reich — an öffentlichen Bettlern. Ein paarmal hunderttausend Menschen aus dem nichts weniger als erwerbssüchtigen Volke hatten bisher allein von den alltäglich unentgeldlich ausgetheilten Klostersuppen gelebt, viele Tausende sonst dort ihren redlichen Unterhalt gefunden; jetzt waren ihre Wohlthäter erschlagen, verjagt, geplündert, hungerten selbst, und deren Schützlinge wurden ein furchtbares Element im Staate. Diebereien waren plötzlich an der Tagesordnung, denn Tausende legten sich aus Hunger auf den Diebstahl wie auf ein Gewerbe; die andern lagen als Bettler in den Straßen. Solche waren in Spanien sonst eine sehr seltene Erscheinung gewesen, nun aber fingen alle Reisenden in Spanien, und geradeso in Portugal, an über die unerträglichen Belästigungen zu klagen, welche die Fremden von Bettlerschaaren auszustehen hätten. Nur Einen Vorwurf wegen ihres Verhaltens zur Armuth konnte man den alten Klöstern machen: daß sie gar zu gutherzig gegen die Hülfesuchenden an ihren Pforten gewesen; jedenfalls aber weiß das Volk, daß sie, auch mit geringen Mitteln, den Armen geleistet, was der liberale Staat nicht leistet und nicht leisten kann *).

---

*) Vgl. z. B. Loning a. a. O. S. 6 u. 16. Derselbe erzählt unter Anderm von einer bezeichnenden Sage aus dem berühmten Kloster Monserrat. Karl III. habe dem Abt den Antrag gemacht, gegen Bezahlung einer bedeutenden Summe zum Bau eines Hospitals in Barcelona dem Kloster die schwere Last seiner Pilgrims-

So ist denn die äußere Macht der Kirche in Spanien dahin. Aber ihr Klerus, geläutert im Feuerofen der Revolution, hat seine Stärke nur um so sicherer im Herzen des katholischen Volkes, das ihn im tiefsten Elend und unter den grausamsten Verfolgungen sich bewähren sah. Seit der Thronbesteigung Isabellens duldete er in einem Zustande rechtloser Willkür abwechselnd von der schneidenden Schärfe des antichristlichen Hasses der progressistischen Logen, oder von der Gleichgültigkeit des selbstsüchtigen Indifferentismus in den Moderado-Fraktionen. Also duldend erzwang er das Concordat von 1851; die Moderados wollten es lieber mit der Erbitterung der progressistischen Freimaurerei zu schaffen haben, als mit der täglich wachsenden Entrüstung des Volkes. Arm wie zuvor, und durch die Stipulationen des Vertrags nur gerade gegen den Hungertod gesichert, während die gewaltige Macht der schlechten Literatur und der persönlichen Mission der Verführer über die reichsten Mittel gebietet, hatte der spanische Klerus doch wieder einen äußern Rechtsbestand gewonnen. Selbst in Städten, die vor zehn Jahren noch die Sitze der Irreligiosität und des Lasters waren, spürte man bald die Folgen der neuen Ordnung. Ueberall tauchte täglich mehr die alte männliche Frömmigkeit auf, wie die Blüthenknospen aufbrechen zur Zeit des Frühlings, die Kirchen fand man wieder gefüllt von Morgen bis Abend. Die wenigen concordatsmäßig neuerrichteten Klöster erfuhren die alte Liebe des Volkes ungeschwächt wieder; selbst protestantische

---

Herberge abnehmen zu wollen. Sobald aber der Abt darauf eingegangen, sei das wunderthätige Marienbild verschwunden, und habe sich erst nach drei Tagen wieder finden lassen, unter der Bedingung, daß Alles beim Alten bleibe; „denn die heilige Jungfrau sei erzürnt, daß man in ihrem Kloster die Absicht hege, den Armen die Pflege zu entziehen; besser ergehe es den Armen im Kloster, als in einem Hospitale zu Barcelona, wo die Beamten den größten Theil der Einnahme verzehren würden.“

Correspondenten auswärtiger protestantischen Blätter verwunderten sich über die Thatsache. Kaum waren z. B. die Convente der Franciskaner von San Pasqual in Aranjuez und der Dominicaner zu Ocana, beide zur Bildung von Missionären für die Philippinen bestimmt, wieder eröffnet, so war der Zudrang der Jugend in das Noviziat so groß, daß aus Mangel an Raum alsbald die Aufnahme gesperrt werden mußte *). Am glänzendsten aber waren die Erfolge der Kirche auf dem Gebiete des gelehrten Schulwesens; Spanien durfte in der That schon auf eine neue bessere Generation hoffen. Kaum waren concordatsmäßig die fünfzig Diöcesan-Seminare errichtet und hatten dieselben unbedingte Erlaubniß, auch junge Leute außerhalb ihres Alumnats, sogenannte Externen, an ihrem Unterrichte Theil nehmen zu lassen, so sammelten sich innerhalb Jahresfrist schon an 20,000 solcher Externen um die Seminarschulen. D. i. diese geistlichen Anstalten zählten mehr Studirende, als die Universitäten und alle ihre untergeordneten Staats-Gymnasien ꝛc. zusammengenommen, und noch dazu studirte kaum ein Viertel dieser 20,000 Schüler für den geistlichen Beruf.

So stand es, und war es mit den Schulen in kurzen eilf Monaten geworden, als die Juli-Revolution ausbrach, und die Partei zur Herrschaft brachte, welche lange schon knirschend die Reaktivirung des katholischen Geistes selbst in der Schule mit angesehen. Begreiflich, daß eine der dringendsten Regierungshandlungen ihres Cultusministers Alonzo ein Dekret war, welches die theologischen Fakultäten an den vier Landes-Universitäten wieder herstellte, und die obengenannten Externen der Seminarschulen von da weg an die Staatsanstalten verwies. „Alle andern Professionen, sogar Ackerbau, Handel und Industrie müßten leiden", wenn so viele Leute, die nicht einmal alle angestellt werden könn-

*) Kreuzzeitung vom 14. Aug. 1853.

ten, Theologie studirten — sagt Herrn Alonzo's heuchlerisches Dekret; und zudem seien diese Externen, gegen den Geist des Tridentinums, das nur Alumnen kenne, außer der Unterrichtszeit — „ohne Aufsicht", eine Aufsicht übrigens, welche die Staatsanstalten principiell selber nicht bieten.

Die Kirche Spaniens hatte natürlich überhaupt bald genug zu fühlen, daß ihre bittersten Feinde durch die Juli-Tage nun die eigentlichen Herren des Landes geworden waren. Die Progressisten oder spanischen Freimaurer wachen zwar eifersüchtig über ihrem Namen als „Katholiken", in der That aber sind sie die Nachkommen jener alten spanischen Anglomanen aus den Tagen von Cadix, wüthende Feinde der Kirche, nicht aus Zuneigung zur protestantischen Propaganda an sich, deren Bibeln und Traktate sie verbreiten helfen und deren englische Blätter sie mit den usuellen Tendenz-Lügen für Spanien speisen: sondern weil sie wissen, daß diese Propaganda gegen die alte Kirche, in Spanien wie in allen katholischen Ländern, nur dem absoluten Unglauben in die Hände arbeitet, und dieser ist ihr Bekenntniß. Ihre bezügliche Losung ist „Cultusfreiheit". Aber merkwürdigerweise hat noch keine der liberalen Regierungen seit zwanzig Jahren ihre Realisirung zu versuchen gewagt, und selbst der entschiedene Progressist Olozaga die Cortes von 1837 dringendst vor Zulassung anderer Religionen und der sogenannten „Gewissensfreiheit" gewarnt. Keine ihrer freisinnigsten Verfassungen hat das Princip der „Toleranz" aufzunehmen gewagt. Nicht weil man durch offene religiöse Spaltung das Land in noch gräulichere und absolut unheilbare Verwirrung zu stürzen besorgt, sondern weil man sich fürchtet — vor dem Volke! Man ließ daher die englische Propaganda z. B. unter der Hand stets ungehindert gewähren, der Erfolge wartend, die sie über die Spanier erringen würde. Mit welcher Anstrengung sie hier arbeitet, beweist der Umstand, daß ihre kleinste Gesellschaft, die Trinitarian Bible Society, im verflossenen Jahre

538 ihrer spanischen Testamente in Spanien verbreitete, während sie nur vier italienische und achtzehn portugiesische in den betreffenden Ländern an Mann brachte. Mit ihrer Hauptforce hatte sie sich zudem über die 40,000 Spanier auf afrikanischem Boden, in Algier und Oran, hergemacht; in der Hoffnung, auf diesem Wege im Mutterlande einzudringen, streute sie seit Jahren die Bibeln massenhaft unter ihnen aus. Als die spanische Juli-Sonne aufging, konnte der englische „Spektator" bald jubeln: „Dank der neuerlichen Wirren haben wir eine enorme Zahl von Bibeln in's Land geworfen." Und in diesem Augenblicke steht ein gewaltiges Heer englischer Bibel-Agenten zur direkten spanischen Invasion gerüstet da; denn von den jetzigen Cortes und der neuen Verfassung erwarten sie endlich die „Toleranz", hoffen sie zuversichtlich, daß Spanien endlich aufhören werde — gesetzlich ein katholischer Staat zu seyn.

Dennoch dürfte die Zuversicht selbst heute noch verfrüht seyn. Man läßt wohl heimlich gewähren; sobald aber die Propaganda einen offenen Beweis officieller Sympathie von den liberalen Ministerien Spaniens verlangte, erfolgte bisher noch immer der hartnäckigste Widerstand. Man weiß, wie entschieden sich noch in letzter Zeit die Indifferenz der Moderados dennoch gegen die englische Zumuthung wehrte, den protestantischen Fremden in Madrid das Recht öffentlicher Leichen-Condukte zu concediren. Trotz der schmutzigsten Ströme rohester englischen Zornausbrüche, officieller und nichtofficieller, wollten die Moderados lange nicht nachgeben. Die Progressisten schrieen damals aus vollem Halse über solche „pfäffische Intoleranz"; aber wie nun, da sie selber an der Regierung sind?

Gewiß verfolgen sie den alten Glauben; das heißt aber noch nicht für den neuen sich *opfern* wollen. Gerade auch in Anbetracht des Hoffens der Propaganda ist es lehrreich, ihr nunmehriges Verhalten gegen die Kirche zu betrachten.

Das Progressisten-„Volk" an sich ist in den Juli-Tagen seiner Natur ganz treu geblieben. Zwar konnte man dem Klerus nirgends ein Zusammenspiel mit dem Staatsstreich-Ministerium San Luis vorwerfen, und es fehlte also jeder Vorwand zur Verfolgung; jenes „Volk" scheute sich aber auch nicht, die Kirche als Kirche anzugreifen. Das nächste Objekt war natürlich das Concordat. In Madrid selbst, wie in mehreren Provinzen nahmen die Junten „Revision des Concordats" in ihr Programm auf; im republikanischen „Unions-Club" ward sogar beantragt, dasselbe kurzweg auf offenem Markt zu verbrennen. Auch zu Cadix erklärte man den ganzen Vertrag, welcher die dem Klerus zurückgegebenen Güter der Nation entzogen habe, für ungesetzlich. Der flammendste Zorn richtete sich gegen die concordatsmäßigen geistlichen Schulen; sie gäben, hieß es, dem demokratischen Instinkt der Kinder des Volkes eine verkehrte Richtung. An Klöstern und Kirchengut ist zwar durchaus kein Ueberfluß mehr, gegen den man hätte schreien können; man forderte aber doch das Möglichste: Verkauf aller und jeder frommen Stiftungen, Aufhebung aller Klöster und Einpferchung der Religiosen in höchstens je zwei für jede Provinz. Selbst der Madrider „Wahlverein" proclamirte ähnliche Wünsche, obwohl das Eine Jesuiten-Collegium und die Häuser der Lazaristen und Oratorianer von den Cortes selbst bestätigt, die Piaristen aber mit ihren Schulen von Tausenden armer Kinder bislang noch vor jeder Revolution unangefochten blieben. Aber es gilt eben das Princip! Die Presse von Barcelona, der progressistischen Centrale, lieferte ein principielles Programm, Kirchenfragen betreffend, das durch ganz Spanien mit fetter Schrift nachgedruckt ward. Es spricht unter Anderm aus: „zwischen uns und dem Klerus herrscht Haß bis zum Tode, unversöhnlicher glühender Haß; gegen ihre Kanzel und ihren Beichtstuhl haben wir die Tribüne und die Presse; wir ruhen nicht, bis unser Gegner niedergestürzt ist;

Spanier, Krieg der klerikalen Partei! man muß für immer die Fesseln Roms zerreißen, das Spanien mit dem neuen Concordate anzuketten sucht; wir werden die Civilehe proklamiren, die Geburten ohne das vorgängige Siegel der Taufe einschreiben" ꝛc. — kurz, wir bedürfen keines Dienstes der Kirche mehr! Um so natürlicher, daß man auch gegen die Stol- und Altargebühren pronuncirte, als welche „eine Religion des Friedens, des Trostes und der Liebe verhaßt machten." Und ebenso versteht es sich von selbst, daß man von Seite der einzelnen Junten bei dem Pronunciren nicht stehen blieb, sondern gleich zur praktischen Durchführung schritt. Burgos verwies den Jesuiten Stadt und Provinz „auf ewig"; Valladolid folgte nach. Sevilla sequestrirte das Haus der Oratorianer und verlangte vom Cardinal-Erzbischof die Absetzung des Generalvicars und des ganzen Pfarrklerus, weil sie notorische Feinde der nationalen Bewegung seien; dem Redakteur des Blattes la Cruz insbesondere verbot die Junta gleich die Kanzel. Jaen dekretirte die Vernichtung aller Klöster, und Tarragona verbot den Lazaristen die Provinz. Valencia unterdrückte seine zwei Convente und hob das bischöfliche Seminar auf; Lerida lieferte ein ähnliches Muster für das nachfolgende Dekret des Ministers Alonzo gegen die Externen der geistlichen Schulen.

So trieb es die Elite des Progressisten-„Volkes", das an allen diesen Orten dominirte, und die freimaurerische Presse. Man konnte meinen, es werde wieder kommen, wie im J. 1836 und zur Zeit, als Papst Gregor (1841) vom Vatikan herab das Gebet der ganzen katholischen Welt aufforderte gegen die grausame Verfolgung der Kirche durch Espartero. Aber Ein Umstand mußte sehr auffallen, schon inmitten der Orgien der Empörung selber. Die Pöbelmassen des Progressisten-Heeres zeigten durchaus nicht den verzehrenden Haß gegen den Klerus, wie ihre freimaurerischen Führer. Es schien fast, als gedächten sie noch der Dienste, welche die Bi-

schöfe und ihr Klerus eben noch in der galizischen Hungers-Noth, wie sonst bei jeder Gelegenheit geleistet: jedenfalls zerstörten sie in Madrid eine Reihe von Palästen, ließen aber dießmal die klerikalen Häuser daneben ganz unversehrt, und ebenso fast allenthalben in den Provinzen. An einzelnen Orten gelang es den Prälaten sogar, der meuterischen Wuth Einhalt zu thun. In der Stadt Tortosa z. B. überfiel der Pöbel am 30. Juli das Rathhaus unter dem Rufe: nieder mit den Steuern, es lebe die Freiheit und Espartero! massakrirte den Sekretär und warf seine Leiche in den Ebro, zerstörte und verbrannte die Archive, plünderte die Häuser der Beamten und Optimaten und zündete sie an; als aber plötzlich der Bischof mit einigen Priestern den Banditen in den Weg trat, und in beweglichster Anrede ihnen sich selbst zum Schlachtopfer bot, schlich einer nach dem andern still davon, die ordentlichen Leute faßten wieder Muth, und die Revolution von Tortosa war am Ende. Kurz, es ist, als wenn bei den mißbrauchten Massen die altbekannte Losung doch nicht mehr recht Eingang gefunden: „Tod den Mönchen"!

Um so tapferer stritt für sie allerdings, wie gezeigt, das maurerische „Volk" auf dem — Papier, und deßgleichen rüstete der aus den Juli-Tagen hervorgegangene Cultusminister Alonzo, ein unbestritten hierin versuchter Kämpe, dem sogar zu gut kommt, daß er als getreuer Schildknappe Espartero's vom J. 1841 seitdem excommunicirt ist. Man sagte auch bald, der neue Gesandte in Rom habe Auftrag, über Modifikationen des Concordats zu verhandeln, und eine Reihe von Dekreten Alonzo's schien Großes gegen die Kirche zu versprechen. Den 19. Aug. gab ein Dekret zu verstehen, daß die Redakteure, deren sittenloses und antichristliches Treiben die Bischöfe noch jüngst wiederholt in offenen Hirtenbriefen zu strafen gezwungen waren, nun selbst in den höchsten Aemtern und Würden sitzen; es verbot das concordatsmäßige Recht solcher Censuren gegen Bücher, Blätter und Zeitun-

gen, „direkte oder indirekte Anspielungen", welche „dem guten Rufe schaden und die Freiheit der Gedanken verletzen." Gleichzeitig belehrte ein anderes Dekret den Klerus, wie „seine reingeistliche Aufgabe darin bestehe, die Achtung und den schuldigen Gehorsam gegen die bestehenden Obrigkeiten zu lehren", ohne „auf das Gebiet der politischen und socialen Fragen zu kommen"; es gestand jedoch zugleich selber, durch nichts Thatsächliches veranlaßt zu seyn, meinend, daß „es aber vorkommen könnte." Den 25. Aug. folgte das perfide Dekret gegen die Diöcesan-Schulen; den 3. Sept. ein Circulare, welches augenblickliche Vollendung der neuen Demarkation der Pfarreien, eines höchst schwierigen Werkes, verlangte, widrigenfalls man die vacanten Stellen nicht besetzen könne. Den 11. Sept. verjagte ein Dekret des Gesammtministeriums die Hieronymiten-Mönche wieder aus dem Kloster vom Escurial, das ihnen am 3. Mai d. Js. übergeben worden; die Ausjagung wird aus dem Concordat gerechtfertigt, welches die Wiederherstellung dieses Ordens — „nicht erlaube" *). Das schmählichste Attentat Alonzo's aber war das Circulare vom 30. Aug., welches den Klerus beschuldigt, da und dort in der Choleranoth seiner Pflicht ungetreu geworden zu seyn. Sind schon die andern Ausgeburten Alonzo's durch die Remonstrationen der Bischöfe gehörig gewürdigt, so hat diese elende Verläumdung einen wahren Sturm der Entrüstung hervorgerufen. Die katholischen Blätter veröffentlichten eine Masse von Dokumenten, die nicht nur Alonzo's Angaben als völlig nichtig erweisen, sondern zeigen, daß das Verhalten des Klerus auch dießmal, wie stets, über Alles Lob erhaben gewesen.

Den Revolutions-Minister verließ aber seine schamlose Stirne nicht. Bekanntlich sind die spanischen Finanzen in

---

*) Es drückt sich aus: „der Oratorianer, Lazaristen und anderer vom heiligen Stuhle approbirten Orden."

einem Zustande, der nicht selten sogar die Auszahlung der Beamten-Besoldungen, auf die jetzt auch der spanische Klerus größtentheils reducirt ist, unmöglich macht. Sind die Geistlichen immer die Letzten, an deren Bezahlung die spanische Regierung denkt, so haben sie insbesondere für das laufende Jahr erst zwei Monatsraten erhalten; auch während der harten Cholera-Zeit bekamen sie von ihren magern Staatspensionen nichts, und es soll selbst Diöcesen geben, in denen man ihnen seit mehreren Semestern im Rückstande ist. Da fielen plötzlich, noch während der herrschenden Pestilenz, Alonzo's Augen auf die Subsistenzmittel der Priester. Aber nicht um ihnen gerecht zu werden, sondern bloß, um ihnen zu verbieten, Stolgebühren für die Leichen, Taufen rc. der Armen zu nehmen. Was ganz Spanien weiß, daß die Priester ohnehin nie einen Realen den Armen abgenommen, das irrte diesen Minister nicht! Fast gleichzeitig ward die Publikation der päpstlichen Jubiläums-Encyclika verboten. Welcher Priester aber über diese und andere „Dekrete" sich mißliebig äußern wollte, auf den fiele das spanische Strafgesetz von 1848 zerschmetternd nieder *). Wohl als eine Art geistlichen Anklage-Senats hat man daher noch dazu am 18. Okt.

*) Der portugiesische Codigo penal Art. 137 bedroht mit Kerkerstrafe von 1 bis 3 Monaten „den Geistlichen, welcher bei Ausübung seines Amts in Predigten oder verbreiteten Schriften die Staatsgewalt beleidigt, ihre Handlungen oder die Gesetze angreift, die Rechte des Staats in Bezug auf geistliche Angelegenheiten läugnet oder bezweifelt." Art. 138 bedroht mit Geldstrafe „den Geistlichen, welcher päpstliche Bullen oder irgend eine Verfügung der römischen Curie, ohne daß ihr das königliche placet ertheilt war, vollstreckt." Das spanische Strafgesetzbuch von 1848 sagt im Art. 295: „Der Geistliche, welcher in Predigten oder andern Reden, in geistlichen Edikten oder andern öffentlichen Schriften irgend ein Gesetz, Dekret, Verordnung, Verfügung oder Anordnung des Staats als der Religion zuwiderlaufend einer Kritik unterwirft, wird mit Verweisung bestraft."

an die Stelle der alten geistlichen Kammer eine „königliche Patronats-Kammer" eingesetzt, deren Aufgabe insbesondere ist, alle Bullen, Breven, kurz den ganzen Verkehr mit Petri Stuhl, „einer gesetzlichen Prüfung zu unterwerfen." Beweis genug, daß die Logen mit der Sorge für die Freiheit und das Wohl der Kirche noch lange nicht fertig sind!

Herr Alonzo ist indeß doch in seiner Stellung überhaupt sehr unglücklich. Er wollte den progressistischen Logen gefallen; allein sie verlangen mehr als Chikanen und halbe Maßregeln. Dieses Mehr darf er aber nicht geben, weil — er und das ganze Ministerium vor demselben sich fürchten; das ist, sie fürchten das katholische Volk. Die öffentliche Meinung hat schon über Alonzo's bisheriges Wirken entschieden den Stab gebrochen, und diese Meinung wird von den festen Katholiken und ihrer zwar muthigen aber schwach vertretenen Presse allein nicht gemacht; auch die Moderados helfen bei. So groß ist die Verlegenheit des Heißsporns Alonzo bereits, daß er die schon beschlossene Verjagung und Zerstörung des einzigen in Spanien noch übrigen Jesuiten-Collegiums, ihrer neuen Niederlassung zu Loyola am Grabe des Stifters, nicht zu vollziehen wagte, sondern sie für die Cortes aufsparte, nachdem die 80 Väter sich geweigert hatten, sofort bei scheinender Sonne ihre Bündel zu schnüren, und gutwillig nach Majorka in's Exil zu gehen. Der Cultusminister einer spanischen Freimaurer-Revolution — nur einen Augenblick zurückschreckend vor einer solchen Aufgabe! — dieß ist von eigenthümlicher Bedeutung. Gibt es einen schlagendern Beweis, daß der Einfluß der Kirche im wahren spanischen Volke groß ist, und unter aller Trübsal bisher im Wachsen war?

Für die nächste Zukunft ist daher zweierlei möglich: entweder machen die triumphirenden Logen, wie sie jetzt in den Cortes souverain sind über die arme Königin und über Espartero's Bedientenseele, gute Miene zum bösen Spiel, und lassen das Recht der Kirche gewähren, oder

sie wagen doch noch den offenen Kampf mit ihr. Im letztern Falle würde Altspanien schneller siegen. Der erstere würde beweisen, daß der spanische Klerus bereits genug geläutert ist im großen und weiten Sieb der Trübsal, daß die Kirche Spaniens stark genug ist für die allseitige Wiedergeburt des Volkes. In beiden Fällen sieht der Katholik in anbetender Freude, daß Gott die Diener seiner Kirche nirgends verfaulen lassen will in Spott und Schande, wie Reverends der englischen Hoch- und anderer „Kirchen" — verfaulen.

LIII.

Aphorismen zum Thema: was auf dem türkischen Boden endlich werden soll?

V.

Schluß der osmanischen Nativität.

„Times" haben stets hartnäckig die politische „Lebens-Fähigkeit" der Türkei vertreten; sie mußten aber endlich auch gestehen, daß die nicht bloß relative, sondern positive Abnahme der osmanischen Bevölkerung ihren völligen Verfall sehr nahe vor die Thüre schiebe. Die Armee an der Donau sei die letzte Hoffnung der Türken; sollte ein Sterben oder andere Verluste sie decimiren, so wäre nicht abzusehen, wie das Sultanat die Lücken ausfüllen könnte. Etwa zum erstenmale seit vierhundert Jahren wirklich, wie schon davon die Rede ging, die Rajah conscribiren und unter die Waffen

rufen? Das hieße sich dem Schlächter an's Messer liefern. Die Aushebungen durch Conscription fallen also wieder immer nur auf die Moslimen, die in Europa in kleiner Minorität, in Asien aus ihren nomadenhaften Stämmen nur die berüchtigten Baschi-Bozuks zu liefern im Stande sind. Und die Rekrutirungen sind jetzt bereits anticipirt, haben jetzt bereits ganze Distrikte entvölkert, in ganzen Provinzen Asiens hat der Mangel bebauender Hände den empfindlichsten Aerndte-Ausfall herbeigeführt. Zehrte das Sultanat bislang noch von den Früchten mehrjähriger Ruhe, so wird vielleicht im nächsten Jahre schon die Noth kommen, und bei einer verminderten und entmuthigten Armee das Räthsel: was werden wir essen? „Times" drängen daher zu schleunigster Beendigung des Krieges; es sei höchste Zeit zur Eile, wenn nicht plötzlich das schwache Flämmchen türkischer „Lebensfähigkeit" erlöschen solle.

Aber der Krieg eilt nichts weniger als zum Ende. Die Türken haben sich an der Donau wacker gehalten, und wenn sie heute oder morgen untergehen, so wird man ihnen stets nachsagen müssen, daß sie mit ihrer andern Barbarei auch ihren ursprünglichen wilden Schlachtenmuth treu bis zum Schlusse bewahrt. Es ist ihnen sogar noch der Schein zur Genugthuung geworden, als wenn die russischen Gewalthaufen vor ihnen aus den Fürstenthümern an der Donau geflohen seien. Aber dennoch, und trotz des momentan neu-auflodernden Fanatismus, fühlt die Pforte selbst nur zu wohl durch solche übermäßigen Anstrengungen an den Rand des Grabes sich geschoben, und sie würde mit beiden Händen nach jeder Möglichkeit greifen, der despotischen Diktatur ihrer Alliirten sich zu entwinden. Denn wenn sie auch vorerst als Sieger aus dem Kampfe hervorgeht, neigt sie sich doch nur um so jäher zum Ende, je gründlicher der Sieg ist, weil dieser immer nur die Zahl der Türken schwächt, die der Christen dagegen stärkt. „Tritt aber dieß Stadium ein, dann

fängt die Noth erst recht an" *). Mag die Stimmung der griechischen Orthodoxen in der Türkei allerdings gegen die Westmächte so gehässig und verbittert seyn, daß sie vielleicht eher zu deren Vertreibung mit den Moslimen cooperiren, als durch eine unzeitige Erhebung ihnen in die Hände arbeiten würden, so ist es doch eine schlechtverhüllte Thatsache, daß die Umtriebe einer allgemeinen griechisch-slavischen Hetärie großartigsten Styls im Stillen fort und fort wirken. Sie wartet eines unbewachten Augenblicks, um über die Türken herzufallen, und nicht umsonst ist der Haß der Türken gegen die Giaurs, wie umgekehrt, allen Nachrichten zufolge eher im Zu- als im Abnehmen begriffen.

Die Freunde der türkischen „Lebensfähigkeit" trösten sich wider diese drohenden Aussichten mit den vielbesprochenen „Concessionen" Seitens der Moslimen an die Christen. Sie vergessen aber, daß sie nicht einen „Staat", sondern eine herrschende Horde vor sich haben, in der Jeder von den höchsten Anordnungen soviel erfüllt, als er Lust, und nicht Macht zu widerstehen hat. Und selbst wenn es der Reformations-Commission des Sultans um mehr als in ostensibler Weise neuaufgelegte leeren Fermans-Worte zu thun wäre, wenn die Pascha's wirklich Ernst mit der Ausführung machen wollten, so wäre bloß die Folge, daß die moslemischen Massen selber auf diese hohen Neuerer als abtrünnige Verläugner des Gesetzes sich werfen, und so nur eine furchtbarere Katastrophe herbeiführen würden. Es wird aber soweit nicht kommen. Das türkische Regiment wird von der alten Art nicht lassen; selbst Viele, welche mit ganz andern Ansichten jüngst an seinen Sitz sich begaben, als Mitarbeiter turkophiler Organe im Westen und dergleichen, überzeugten sich endlich davon;

*) wie Dr. Widemann, der leider für seine Kenntniß der orientalischen Dinge zu früh verstorbene Redakteur des „Auslandes", noch ganz richtig bemerkte.

z. B. der aus dem weiland Frankfurter Parlament bekannte österreichische Flüchtling Moriz Hartmann als Correspondent der „Kölner Zeitung". „Es ist wahr", sagt er, „daß die Türken in manchen Stücken sich über ihre Alliirten zu beklagen haben; es ist aber nicht minder wahr, daß sie die Geduld ihrer Verbündeten auf harte Proben setzen. Je länger man hier lebt, je tiefere Blicke man in das türkische Wesen thut, desto wünschenswerther erscheint es, daß die Alliirten nach und nach von den militärischen, administrativen und politischen Angelegenheiten soviel als möglich in ihre Hände nehmen. Die Türken haben sich überall gut, an manchen Punkten bewunderungswürdig gut geschlagen; aber heutzutage reicht das nicht mehr hin, um einen Staat zu constituiren und eine Zukunft zu begründen."

Wenn aber das Türkenthum gezwungen werden soll, von seiner Art zu lassen und einen „Staat zu constituiren", dann ist es mit ihm vorbei, und zwar am allerschnellsten. Im Aussterben begriffen, wie er ohnehin ist, könnte der Stamm Osman's allerdings sofort in ein Verhältniß zu den Völkerschaften der Rajah gesetzt werden, welches die drohende Katastrophe blutiger Vertilgung von ihm abwendete, und Europa auf dem mildesten und menschlichsten Wege von dem Türkengräuel befreite. Aber nur unter der Bedingung, daß jeder Gedanke an das im Westen so sehr geläufige „Constituiren" zum „Staat" ferngehalten werde. Sonst könnten die Türken unter Rußlands Schutz am ehesten noch fortvegetiren, denn auf die Muhamedaner erstreckt sich des Czaren Russificirungs-System nicht, vielmehr führen unter seinem Scepter seit vielen Generationen schon manche ihrer barbarischen Völkerstämme ihr Nomadenleben nach wie vor ruhig fort; unter dem westmächtlichen „Constituiren" dagegen würden sie wahrscheinlich das Schicksal der Ureinwohner Nordamerika's theilen. Wenn aber das eingeborne Christenthum allmählig zur Herrschaft aufsteigt, aus einer kräftigen und je specifisch

privilegirten Freiheit, dann werden Gegentheils die Söhne Osmans, in demselben Maße und soweit sie noch muthigern Geistes sind, thun wie unter den Russen in den letzten hundert Jahren die Kalmuken zum Theile gethan, indem sie in die Wüste zurückkehrten, aus der sie einst gekommen. Ohnehin größtentheils nur in den Städten der europäischen Türkei angesiedelt, und dort seit lange schon sich unbehaglich fühlend, werden die Osmanen mit den numerisch ihnen ungefähr gleichstehenden Christen Kleinasiens die Wohnsitze zu vertauschen gegenseitigen Trieb empfinden, wie sie auch seit 1827 bis auf sieben oder acht inselbewohnende Familien aus Griechenland fortgezogen, um nicht unter christlichen Behörden stehen zu müssen, und sofort von Hunderten einwandernder griechischen Familien abgelöst wurden. Immer vorausgesetzt nämlich eine Ordnung der Dinge, welche den verschiedenen christlichen Stämmen eine allmählige selbstständige Consolidirung bei ihren eigenthümlichen, von ihnen selbst und von Europa zu schirmenden eventuellen Freiheiten gestattet, welche dem Sultan die nominelle Oberherrschaft läßt, nicht aber den Osmanen die Befugniß, nach ihrer Art Christen zu beherrschen, d. i. sie zu berauben und zu zertreten. Allerdings hat dieses „Constituiren" bis jetzt sehr wenig Chancen, und so gehen wir denn zu unseren weiteren Betrachtungen mit den Worten Newman's über: „Viele Dinge sind möglich, Eines aber ist nicht denkbar: daß die Türken als Nation Civilisation annehmen sollten, und weil sie das nicht können, darum ist es auch nicht denkbar, daß sie sich in ihrem Lande behaupten könnten — gegen die Uebergriffe Rußlands, gegen den selbstsüchtigen verachtungsvollen Schutz Europa's, endlich gegen den Haß der Völkerschaften, die bisher ihr Joch getragen haben."

VI.

Die Stützen des Osmanen-Jochs.

Daß vier Fünftel Christen solange, und bis zur Stunde, das schmähliche Joch der osmanischen Barbaren getragen, die für sich und ohne die von außen, besonders durch den Uebertritt eingeborner Christen zum Islam, ihnen zugefallenen Elemente zur Zeit bei weitem nicht das letzte Fünftel erfüllen: das hat äußere und innere Ursachen. Was zuerst die äußeren betrifft, so ist das Eine gewiß, was auch Newman hervorhebt: „wäre die Mahnung des heiligen Stuhles befolgt worden, so fänden die Russen jetzt keine Türken aus Europa zu vertreiben." Krieg dem vordringenden Islam war sieben- bis achthundert Jahre lang, vom 11. bis zum 18., das unaufhörliche Rufen und Bitten des Papstes; kein Ereigniß in der Geschichte der Kirche steht so einzig da, wie diese unsterbliche Stimme der Warnung, und erst die neueste historische Forschung deckt allmählig noch auf, welche Opfer, Demüthigungen und politischen Gefahren die Nachfolger Petri es sich vergeblich kosten ließen, um die Potentaten der abendländischen Welt für den christlichen Heldenkampf aufzubringen und festzuhalten. Namentlich auf die Türken wies der heilige Stuhl als auf einen Gegenstand der Besorgniß für die ganze Christenheit vom ersten Augenblicke an mit größerm Nachdrucke hin, als da noch von den Sarazenen allein die Rede war. Und doch hätte es für die Lateiner an und für sich ganz gleichbedeutend scheinen können, ob die Türken oder die alten Byzantiner in Constantinopel herrschten, nachdem unter den Griechen sprüchwörtlich geworden war: sie wollten lieber den Turban am Bosporus sehen, als die Tiara.

Gerade in dem günstigsten Augenblicke aber, als Dschingis mit seinen Mongolen die Osmanen bedrängte, und sie vollauf zu thun hatten, ihr Reich nach jener Seite hin zu vertheidigen, lagerte die traurige Periode von Avignon auf den päpstlichen Stuhl, und hatte die lateinische Christenheit verdient, von der Welt und ihrer Lust berückt und in Fesseln geschlagen zu seyn, wie Newman sich ausdrückt. Von der Zeit an athmete sie selber nie mehr auf unter der langen Kette von Unglück, ihre äußeren Hülfsquellen und ihr inneres Mark im Bruderkriege erschöpfend, zu dem sich um die Zeit der Reformation auch noch die Praxis christlicher Potentaten fügte, mit dem Großtürken gegen einander Allianzen zu schließen und ihn wider einander in's Feld zu rufen. So war der Halbmond in Europa eine politische Nothwendigkeit geworden, lange ehe das moderne Gleichgewichts-Dogma sanktionirt ward; denn keine Macht wollte oder konnte der andern dort überwiegende Berechtigung vergönnen. Oesterreich selber sollte dieß noch handgreiflich erfahren, ehe es sich in seiner Richtung gegen die Türkei von Rußland ablösen ließ. Als Joseph II. seinen bekannten Feldzug gegen die Osmanen eröffnete, verbündeten sich nicht nur England und Preußen gegen jedes österreichische Attentat auf die türkische Integrität, sondern Friedrich Wilhelm II. verpflichtete sich auch noch besonders gegen Sultan Selim (31. Jan. 1790), dem deutschen Kaiser den Krieg zu erklären, und nicht eher die Waffen niederzulegen, bis die Pforte einen ehrenhaften und festen Frieden erreicht haben würde.

Zweitens aber hat das Osmanen-Joch eine noch kräftigere Stütze an der Qualität der Unterjochten selber. Davon gehen die inneren Ursachen aus, welche dasselbe conserviren, und ohne die es trotz aller complicirten Verhältnisse der äußern europäischen Politik nicht zu halten gewesen wäre. Gäbe es einen Volksstamm in der Türkei, fähig das ungetheilte Reich zu beherrschen, oder auch nur unbestritten ge-

eignet, das Principat zu führen, so wären die Osmanen längst vertrieben. Nun aber sind von ihren drei Raçen die Südslaven, als Serben rc., dazu die Albanesen, zu zerstreut und zu dünn an Zahl, die compakteren Rumenen und Bulgaren unkriegerisch und unreif zum Rathe; die eigentlichen levantinischen Griechen endlich sind jetzt wo möglich noch mehr degenerirt, als sie waren, als die furchtbare, aber verdiente Strafe der osmanischen Eroberung ihre Kaiserstadt vernichtete. Zudem sind alle diese drei Raçen auf das bitterste unter einander verfeindet; und namentlich wären diese Griechen vor vierhundert Jahren schon, hätten nicht die Türken sich beeilt, ihnen den Proceß zu machen, sicherlich von den nördlichen Nachbarn alsbald nicht viel milder processirt worden. So nun halten die Unterjochten selber das osmanische Joch über ihren Häuptern aufrecht; und so ist die orientalische Frage nicht nur eine europäisch-politische, sondern noch viel mehr eine türkenchristlich-nationale im schlimmsten Sinne. Stünde es anders um die Nationen, deren eigenste Sache sie ist, so vermöchten die epidemischen Seuchen der europäischen Politik ihr nichts anzuhaben. Dann müßte auch nothwendig die religiöse Seite der Frage vorantreten, während diese Seite jetzt, wie die Dinge nun einmal in der Wahrheit und Wirklichkeit stehen, immer und von allen Theilen nur als schlecht verhüllter Vorwand der Selbstsucht geltend gemacht wird. Wer als Nation nicht frei zu seyn, nicht zu herrschen vermag, der vermag es auch nicht als Christ. Das Christenthum ist nicht nur für herrschende Nationen eingerichtet, sondern auch für schmählich unterdrückte; an solchen aber hat es eine Mission, die ihm an der türkischen Rajah zu erfüllen offenbar noch nicht möglich war. Warum?

VII.

Die levantinischen Griechen.

Das ist die größte Calamität der Christenvölker in der Türkei, daß derjenige ihrer Volksstämme, welcher durch historische Anwartschaft und natürliche Situation zunächst zur Oberherrschaft berufen wäre, und sie auch keck und gierig genug anstrebt — daß gerade er von allen andern Stämmen um seiner unkriegerischen Feigheit willen verachtet ist, gefürchtet überall nur wegen seiner spitzbübischen Aasgeier-Natur. Kaum ein Reisender, der sie in der Nähe betrachtet, und nicht mit moralischem Ekel wie von einer Gauner-Nation über sie spräche, in deren Charakter rücksichtslosester Uebermuth und hündische Niedertracht friedlich neben einander wohnen. Kurz, sie sind die alten Byzantiner, nur in der langen Sklaverei wo möglich noch mehr aller und jeder Würde des Charakters entkleidet. Ausgestattet mit den trefflichsten Naturgaben nach Leib und Seele, haben sie dasselbe Schicksal erfahren, wie das paradiesische Land, das ihre Ahnen einst beherrschten; aber ihre moralische Persönlichkeit wurde nicht wie der heimathliche Boden von den Osmanen erst verdorben, im Gegentheil hört man diese nicht selten wegen gewisser unnennbaren Laster viehischer Wohllust sowohl, als wegen mancher Raffinirtheit erborgter Civilisation entschuldigen, sie seien ja nur von den Griechen damit angesteckt. Und in der That hat noch Keiner den Orient besucht, dem nicht der Osmane als ein wahrer Heros an Charakter im Vergleich mit diesem Griechenvolke erschienen wäre. Es ist wahr, daß das Gefühl des Herrseyns im eroberten Lande, das Bewußtseyn, daß ja doch Alles, was seine Bedürfnisse erheischen, sofort und ohne Mühe für ihn da seyn müsse, den Hauptzug jenes Wesens bildet, was im Auftreten des Türken sich ausdrückt.

Aber waren nicht auch die Griechen einst herrschendes Volk in einem grandiosen Reiche, und sind sie nicht schon als vollendeter Gegensatz des Osmanen unter das Joch desselben gekommen, wenn dieser geschildert wird, wie er ernst, gerade und schlicht erscheint im Handel und Wandel, dem gegebenen Worte treu bleibt, und ob er sich auch ungerechtes Gut zueignet, dieß nie in tückisch verschlagener Weise, sondern so offen und einfach wie möglich thut, indem er nur zu sich steckt und nicht wieder gibt. Vor Zeiten soll in der Türkei gar nicht gestohlen worden seyn, und auch jetzt stehlen nicht die Niedern, sondern nur die Höhern im Osmanen-Volke. Wer ihre Lehrmeister darin gewesen seyn mögen, ist fast zu errathen, wenn man die Fanarioten in's Auge faßt, welche sich als die Aristokratie der levantinischen Griechen betrachten.

Fanar, vom alten Leuchtthurm so genannt, ist das Stadt-Viertel am Hafen, das den Griechen für ewige Zeiten von Sultan Mahmud eingeräumt ward, nachdem Constantin Paläologus mit seinem tapfern Häuflein, nicht ohne, wie man sagt, von einer andern Partei der Griechen im Rücken verrathen zu seyn, gefallen war und mit ihm die stolze Imperatoren-Stadt. Die Osmanen haben überall den Unterworfenen, so viele derselben ihr mörderisches Schwert jedesmal übrig ließ, weder ihr religiöses, noch ihr bürgerlich-politisches Wesen aufzudringen versucht; wer den Islam annehmen wollte, der stieg sofort aus dem Sklavenstand der Besiegten zu gleichem Range mit den rechtgläubigen Siegern auf; wer den Islam nicht annahm, der blieb eben tributärer Sklave, aber man ließ ihm seine Religion, in der Stille zu üben, und gestattete ihm, unter den eigenen Gesetzen mit Seinesgleichen zu leben. Darum haben sich die christlichen Nationen der Türkei so rein erhalten. Auch jene Griechen im Viertel des Fanar behielten ihre Institutionen bis auf die politische Freiheit, wie ihre übrigen Stammgenossen, nur daß statt der todten Imperatoren nun ihre geistliche Hierarchie auch

die weltliche Jurisdiktion über ihre innern Angelegenheiten, gleichsam die griechische Statthalterschaft Namens der Sultane, zu übernehmen hatte. So ist es geblieben bis auf diesen Tag. Kaum aber hatte die erste Wuth der Eroberung sich gelegt, so traf man die Griechen des Fanar auch schon im Serail als Privat-Gehülfen und Agenten und Lehrer der Eroberer in den Künsten ihres Regiments und ihrer Politik. Sie verschafften sich allmählig Privilegien, die ihnen namentlich die diplomatischen Geschäfte in die Hände spielten und Zugang zur finanziellen Administration vergönnten. Niemals natürlich eigentliche Beamten, vielmehr stets die kriechendsten Sklaven der osmanischen Ordnung, welche die Ruthe küßten, die sie geißelte, sparten sie die Jahrhunderte hindurch kein Mittel zur Erhaltung und Stärkung ihres Einflusses, nicht die Gefahren ihrer Verwandten im Vertrauen der Pascha's, nicht die Reize ihrer Töchter in der Hölle der Harems. Ihren Einfluß aber benützten sie, um ihre eigenen Brüder unterdrücken zu helfen, und aus deren Schweiß und Blut ihre geheimen Reichthümer zu pressen, indem sie deren Procuratoren bei Hofe machten, die Christensteuern pachteten, und zu fürstlichen Statthaltern über die griechischen Gebiete am Continent und im Archipel von den Sultanen sich erheben ließen. Zwar fehlte es nicht, daß dann und wann die Osmanen kamen, und ihnen mit Einem Griffe die im Stillen gehäuften Schätze sammt dem Leben nahmen; aber sie erholten sich immer alsbald wieder, und es ist wohl zu glauben, daß jetzt gerade bei ihnen die verschiedenen von den Alliirten beantragten Neuerungen als gefährliche Concurrenz für die Fischer im Trüben und als Spielverderbung noch scheeler angesehen sind, als von den Moslimen. Wohl sind Reschid und die Engländer immer besonders von Fanarioten als ihren Geschäftsmachern umgeben, aber auch Rußland zählt unter ihnen viele Agenten. Zahlen ja beide Parteien und haben beide ihre Aussichten. Wohl haben sie noch jede Ge-

legenheit benützt, Europa mit Klagen über den gräulichen Druck zu erfüllen, unter dem sie schmachteten, weßhalb auch die Osmanen den griechischen Aufstand mit einem Strom von Blut an ihnen selber rächten. Aber dennoch wiesen sie nach der Schlacht bei Navarin das ihnen gewordene Angebot fast einstimmig zurück, Constantinopel mit Athen zu vertauschen. Und seitdem ist den Fanarioten, man mag über den Tansimat übrigens denken wie man will, nur noch wohler geworden. Die Armenier ihrerseits trauen auch jetzt noch immer nicht; sie wechseln noch zur Stunde regelmäßig ihre Wohnorte, und sind überhaupt der alten Praxis treu geblieben, ihre oft großen Reichthümer unter dem äußern Scheine nacktester Dürftigkeit zu verbergen, wie die Juden. Ganz anders dagegen im Griechen-Viertel am Fanar. Vor uns liegt das Buch eines Franzosen, der bei einem Ritte durch das Fanar förmlich in poetische Raserei gerieth, fast eben so sehr über den aus allen Fenstern der Griechenhäuser blinkenden üppigsten Luxus, als über die unübertrefflichen Reize der leichtgeschürzten Griechenmädchen, die da, reichgeschmückt wie Königinen des Orients, neugierig hinter jenen Fenstern lauschen*). „Schöne Gesichter vom reinsten antiken Typus begegnen einem hier auf Schritt und Tritt, blicken aus allen Fenstern und aus den geräumigen Hausfluren; dennoch reitet man mit einem gewissen unheimlichen Gefühl durch dieses Verräther-Viertel“ — so äußert andererseits über seinen Besuch des Fanar M. Hartmann, der in persönlicher Reibung mit den türkischen Dingen von der alten Seuche gottgleicher Titanenpoesie so ziemlich geheilt worden zu seyn scheint, wenigstens schon gar manches verständige deutsche Wort von dorther geschrieben hat.

Wollten Andere einwenden, daß diese Griechen-Aristokratie der seit vielen Generationen intra muros et extra verabscheu-

---

*) *Ch. Rolland:* la Turquie contemporaine. Paris 1854.

ten Fanarioten eben eine Erscheinung für sich sei, so darf man unter Berufung auf wohl fast alle persönlichen Kenner ihres Volksthums überhaupt erwidern: daß freilich nicht die ganze Raçe der levantinischen Griechen ebenso wie die Fanarioten zunächst an der Quelle sitzen kann, daß aber von allen das Sprüchwort gilt, aus Einem Griechen könne man zehn Juden machen, und hinwiederum aus Einem Russen zehn Griechen. Und dieses Volk hat die nächste Anwartschaft auf das Erbe von Constantinopel, und damit auf die Herrschaft über das annoch türkische Reich! Die Fanarioten sollen einst gebieten über die kräftigern und auch in der Verwilderung theilweise höchst achtungswerthen Völker der Südslaven, der Rumenen, der Armenier rc.? So verlangen in der That diejenigen, welche ein „byzantinisches Reich“ sofort an die Stelle der auszujagenden Osmanen-Despotie gesetzt wissen wollen. Wahrlich, gäbe es im Innern keine andere Wahl, als Osmanen oder Fanarioten im Besitze jenes Schlüssels zur andern Hälfte der Welt, und somit der Herrschaft über das ganze illyrische Dreieck, so wäre schließlich wohl nur mehr der verzweifelte Ausweg übrig, ihn dem moskowitischen Czaren nachzuwerfen. Man müßte denn nur noch kürzern Proceß machen, und zu der genialen Auskunft des Engländers Crowe sich verstehen, der da vorschlägt: man solle Constantinopel mit seiner ganzen Umgebung rasiren und die Bevölkerung fortführen, um den Streit über diesen Ort ein- für allemal abzuschneiden. Da man aber doch nicht auch den Bosporus selber rasiren kann, so glauben wir, die wichtige Seestadt könnte vorerst sammt ihren Osmanen und Fanarioten zur Stelle bleiben, und meinen dennoch um ihre Zukunft nicht besorgt seyn zu müssen. Das Geheimniß dieser Zuversicht aber ruht in unserer Ueberzeugung: die alte Stadt Byzanz müsse nicht absolut nothwendig immer das orientalische Paris seyn, als welches sie von jeher auch über Griechenland selber viel Fluch und wenig Segen gebracht hat.

VIII.

Die Völkerschaften der Rajah unter sich.

Von irgend welchem Versuche zur Verschmelzung der unterjochten Volksstämme war, wie gesagt, von Seite der Osmanen keine Rede; dieselben wuchsen vielmehr trotz des Druckes von Außen in ihren Eigenthümlichkeiten ungehindert fort, und namentlich in ihrem bittern Hasse wider einander. Dieser Haß bildet den zweiten Theil der größten Calamität der Christenvölker in der Türkei. In wie weit er jedesmal religiöser oder politisch-nationaler Natur sei, wäre einer Untersuchung kaum werth, da bei ihnen Religion und Nationalität so völlig ineinander aufgegangen, daß ein Unterscheiden praktisch nicht möglich ist. Die Katholiken unter ihnen sind auch eben deßhalb überall als von der Nationalität selbst Abgefallene angesehen, eine Thatsache, die gerade den Schluß nahelegt, daß die vom centrum unitatis der Kirche ausströmende Gnade der Einheit allein die gegenseitige Ueberhebung der Nationalitäten soweit herabstimmen könnte, daß die nöthige Solidarität möglich wäre. Eine Solidarität, vor der das Wappen-Bild des Hauses Osman, der Halbmond, kaum mehr ein halb Jahr bestehen könnte! Aber was reden wir vergebliche Worte! Die vom Türkenthum Unterdrückten unterdrücken und verfolgen wieder ihrerseits den Geist der Kirche mehr, als sie vielleicht je mit dem Koran thäten, und zum Lohne dafür hassen sie sich auch untereinander so grimmig, als ihre ärgsten Feinde nur immer wünschen können. Und sie hassen sich nicht nur in dem engern Umfange der unter den türkischen Roßschweifen vereinigten Nationalitäten; sie hassen sich vielmehr in dem ganzen Umfange der orthodoxen Kirche. Die Russen haben sich ihnen stets als ihre besten Freunde und einzigen Erretter angepriesen, und mehr oder weniger hoffen

auch die elend Geknechteten immer ihre Befreiung von Moskau her; aber dennoch fallen auch die Russen nicht außer dem Kreis jenes gottverhängten Bruderhasses. Im Gegentheil kann man von diesem Hasse gar nicht vollständig sprechen, ohne auch die Russen in Rechnung zu ziehen.

Verachtungsvoller Widerwille ist die Stimmung des Süd-Slaven gegen den Griechen; der Rumene in der Moldauwalachei ist in der That ein Volk für sich, und will weder kirchliche noch staatliche Gemeinschaft mit den beiden andern haben. Die Armenier, dritthalb Millionen stärk in der Türkei, gegen 200,000 in Constantinopel allein, also den türkischen Griechen noch überlegen, Schismatiker wie diese, sind ihnen aber so freundlich gesinnt, daß zur Zeit des griechischen Aufstandes der armenische Patriarch sich dem Sultan erbot, mit seinen Armeniern die 250,000 Griechen Stambuls in Gehorsam zu erhalten, wenn man ihnen dafür die Zerstörung der griechischen Kirchen erlauben wolle; zum Danke für solche Loyalität erlaubte Mahmud den schismatischen Armeniern im J. 1828 die grausame Austreibung ihrer 20,000 unirten Brüder aus seiner Hauptstadt. Den Russen wollen die Armenier, namentlich seit den czarischen Eingriffen in ihre Kirchenfreiheit von 1827, nicht weniger übel*). Am meisten und lockendsten Gelegenheit sich Luft zu machen, hat der gegenseitige Haß natürlich immer in kirchlichen Dingen. In der orthodoxen Kirche selbst, erzählt ein persönlicher Kenner

*) Jetzt will zwar Rußland, gemäß einer erst noch im Jänner 1852 an den früher arg mißhandelten Katholikos Nerses abgegebenen Erklärung, die armenische Kirche vielmehr als Nationalinstitut befestigen, schon weil es durch das Gegentheil dem Vordringen des Katholicismus unter den Armeniern in die Hände zu arbeiten fürchtete; allein die türkischen Armenier scheinen sich dadurch dennoch nicht abhalten zu lassen, den Türken vor den Russen den Vorzug zu geben.

dieser Stämme *), sind der russische, der walachische, der hellenische und der unter den alten vier Hauptpatriarchaten stehende Typus, wenn nicht im Dogma, so doch im Kultus, in kirchlicher Sitte und Verfassung sehr wesentlich untereinder verschieden, und die Rajah ist sich dessen sehr wohl bewußt; kein den Patriarchatskirchen angehöriger Grieche, wenn er noch einigen Werth auf seine Orthodoxie legt, wird je eine russische oder hellenische Kirche besuchen; in Odessa bleiben die russischen Kirchen von den Levantinern so gut gemieden, wie in Triest die hellenische von diesen und den Russen. Dazu das politische Odium, das die letzteren durch ihre Politik noch berghoch auf sich geladen! und man begreift, wie derselbe Kenner einen allgemeinen Aufruhr gegen den Verbrecher an den „hochheiligen Kanones der Mutterkirche des neuen Rom" für den Fall in sicherste Aussicht stellen kann, daß der Czar einst die eigene kirchliche Uniformität auch über die Türkei ausbreiten wollte. Der vor zwei Jahren zum erstenmale versuchsweise für das ganze Schisma gebrauchte Name „griechisch-russisch-orthodoxe Kirche", das berüchtigte greco-russe, hat aber diese Absicht thatsächlich zum voraus verkündet. Man muß in's Auge fassen, daß etwelche Völkerschaften der Türkei bereits einen Vorgeschmack erhalten haben von der Natur der russischen Befreiung, mit ihrer Sklaverei unter unsäglicher Beamten-Corruption, mit ihrer Conskription und fünfundzwanzigjährigem Militärdienst, mit ihren Vergabungen an den hungrigen russischen Adel und folgerichtig ihrer Leibeigenschaft; man muß bedenken, daß ohnedieß die allseitigste nationale, kirchliche und politische Antagonie schon vorhanden war — wenn man Aeußerungen unauslösch-

*) Christophilos Alethes: Die Lage der Christen in der Türkei und das russische Protektorat. Ergebnisse persönlicher Erfahrungen während eines mehrjährigen Aufenthalts im Orient. Berlin 1854. S. 88 ff.

auch die elend Geknechteten immer ihre Befreiung von Moskau her; aber dennoch fallen auch die Russen nicht außer dem Kreis jenes gottverhängten Bruderhasses. Im Gegentheil kann man von diesem Hasse gar nicht vollständig sprechen, ohne auch die Russen in Rechnung zu ziehen.

Verachtungsvoller Widerwille ist die Stimmung des Süd-Slaven gegen den Griechen; der Rumene in der Moldauwalachei ist in der That ein Volk für sich, und will weder kirchliche noch staatliche Gemeinschaft mit den beiden andern haben. Die Armenier, dritthalb Millionen stark in der Türkei, gegen 200,000 in Constantinopel allein, also den türkischen Griechen noch überlegen, Schismatiker wie diese, sind ihnen aber so freundlich gesinnt, daß zur Zeit des griechischen Aufstandes der armenische Patriarch sich dem Sultan erbot, mit seinen Armeniern die 250,000 Griechen Stambuls in Gehorsam zu erhalten, wenn man ihnen dafür die Zerstörung der griechischen Kirchen erlauben wolle; zum Danke für solche Loyalität erlaubte Mahmud den schismatischen Armeniern im J. 1828 die grausame Austreibung ihrer 20,000 unirten Brüder aus seiner Hauptstadt. Den Russen wollen die Armenier, namentlich seit den czarischen Eingriffen in ihre Kirchenfreiheit von 1827, nicht weniger übel*). Am meisten und lockendsten Gelegenheit sich Luft zu machen, hat der gegenseitige Haß natürlich immer in kirchlichen Dingen. In der orthodoxen Kirche selbst, erzählt ein persönlicher Kenner

---

*) Jetzt will zwar Rußland, gemäß einer erst noch im Jänner 1852 an den früher arg mißhandelten Katholikos Nerses abgegebenen Erklärung, die armenische Kirche vielmehr als Nationalinstitut befestigen, schon weil es durch das Gegentheil dem Vordringen des Katholicismus unter den Armeniern in die Hände zu arbeiten fürchtete; allein die türkischen Armenier scheinen sich dadurch dennoch nicht abhalten zu lassen, den Türken vor den Russen den Vorzug zu geben.

dieser Stämme *), sind der russische, der walachische, der hellenische und der unter den alten vier Hauptpatriarchaten stehende Typus, wenn nicht im Dogma, so doch im Kultus, in kirchlicher Sitte und Verfassung sehr wesentlich untereinander verschieden, und die Rajah ist sich dessen sehr wohl bewußt; kein den Patriarchatskirchen angehöriger Grieche, wenn er noch einigen Werth auf seine Orthodoxie legt, wird je eine russische oder hellenische Kirche besuchen; in Odessa bleiben die russischen Kirchen von den Levantinern so gut gemieden, wie in Triest die hellenische von diesen und den Russen. Dazu das politische Odium, das die letzteren durch ihre Politik noch berghoch auf sich geladen! und man begreift, wie derselbe Kenner einen allgemeinen Aufruhr gegen den Verbrecher an den „hochheiligen Kanones der Mutterkirche des neuen Rom" für den Fall in sicherste Aussicht stellen kann, daß der Czar einst die eigene kirchliche Uniformität auch über die Türkei ausbreiten wollte. Der vor zwei Jahren zum erstenmale versuchsweise für das ganze Schisma gebrauchte Name „griechisch-russisch-orthodoxe Kirche", das berüchtigte greco-russe, hat aber diese Absicht thatsächlich zum voraus verkündet. Man muß in's Auge fassen, daß etwelche Völkerschaften der Türkei bereits einen Vorgeschmack erhalten haben von der Natur der russischen Befreiung, mit ihrer Sklaverei unter unsäglicher Beamten-Corruption, mit ihrer Conskription und fünfundzwanzigjährigem Militärdienst, mit ihren Vergabungen an den hungrigen russischen Adel und folgerichtig ihrer Leibeigenschaft; man muß bedenken, daß ohnedieß die allseitigste nationale, kirchliche und politische Antagonie schon vorhanden war — wenn man Aeußerungen unauslösch-

---

*) Christophilos Alethes: Die Lage der Christen in der Türkei und das russische Protektorat. Ergebnisse persönlicher Erfahrungen während eines mehrjährigen Aufenthalts im Orient. Berlin 1854. S. 88 ff.

lichen Hasses begreifen will, wie solche z. B. die Zeitungen vor Monaten aus dem Munde eines rumenischen Kirchen-Fürsten berichteten, zum ungläubigen Erstaunen Aller, die da an die russischen Sympathien der Christenvölker in der Türkei zu glauben vermögen *).

Immerhin aber hätte Rußland die Macht, auch diese Nationalitäten mit Gewalt zu unterdrücken, wie es schon mit vielen andern gethan. Nicht jedoch haben diejenigen solche Macht, welche sich für die legitimen Träger des künftigen „byzantinischen Reiches" ansehen. Gar nicht zu reden von den nordischen Christenvölkern, den Rumenen und Bulgaren, den Serben und Albanesen, nicht einmal über die Armenier vermöchten die levantinischen Griechen Herren zu werden. Schon aus dem Grunde nicht, weil die Armenier im Ganzen auf einer weit höhern Culturstufe stehen als

*) Bei der Einweihung der schismatischen Kapelle der Walachen zu Paris besprach ihr Archimandrit Snagoano den Haß der Rumenen gegen die russische Kirche ganz offen. „Begründet", sagte er, „ist dieser Haß gegen diesen unsern Todfeind, denn hat er nicht unsere Schulen geschlossen und uns allen Unterricht genommen, um uns, nachdem er uns in Barbarei gestürzt, desto leichter in Ketten zu legen? Ich segne diesen Haß, denn die russische Kirche ist nichts Anderes, als ein von der großen orientalischen Kirche getrenntes Schisma; sie anerkennt den Patriarchen von Constantinopel nicht als ihr Oberhaupt, empfängt von ihm nicht die heilige Salbung, sondern nachdem sie sich eine Synode zusammengesetzt hat, welche vom Czaren tyrannisch beherrscht wird, hat sie den Cultus geändert, eine eigene Salbung geschaffen, die Tage und Zeiten der Fasten unterdrückt oder verändert, ihre falschen Heiligen canonisirt, das Sakrament der Buße zu einem Spionierwerkzeuge umgewandelt, und Alles mit despotischer Willkür verletzt. Wer wollte Angesichts so notorischer Gottlosigkeit und so bekannter Thatsachen noch zu vertheidigen wagen, daß die russische Kirche nicht schismatisch ist, mißbilligt von den Concilien, von den Kanones verdammt, von der Kirche verworfen?"

sie. Und doch ist kein christlicher Volksstamm in der Türkei, den das Schwert der verschiedenen moslemischen Völker blutiger heimgesucht, gräßlicher zerrissen und zerstreut hätte, als schon seit dem ersten Einfall der Seldschuken der armenische. Es ist um so mehr zum Erstaunen, wenn man von ihrem unvergleichlichen Eifer für Volksunterricht, von ihrer höchst achtbaren Literatur, von ihren in aller Stille errichteten religiösen und nationalen Anstalten zum gemeinen Nutzen Thatsachen vernimmt, von denen man in Europa kaum eine Ahnung hat. Und alles Das haben sie geleistet unter dem gleichen osmanischen Drucke, wie er auf aller andern Rajah lastet. Auch ihr Charakter hat darunter nicht gelitten; unter denselben Zuständen, aus denen man die Grundverdorbenheit des Griechenthums sich erklären möchte, sind sie, wenn man über das degenerirte Bastardgeschlecht in Pera, das vielbesprochene Material der protestantischen Missionäre, hinwegsehen will, das arbeitsamste, verständigste und unterrichtetste aller orientalischen Völker geblieben, ehrlich und solid, obgleich sie großentheils dem Handel obliegen, sparsam, außer wo es gilt ihrer Nation wohlzuthun, selbst von den Türken eben so sehr geachtet als die Griechen mißachtet. An dem Einen Erbübel, der Strafe aller Schismatiker, gleichfalls leidend, an der eifersüchtigen Uneinigkeit im Innern und nach Außen, sind sie sonst im Dogma mit den Griechen Eins, und haben nur ebenmäßig ihr unabhängiges Kirchenoberhaupt, in dem „Katholikos" auf altarmenischem Boden; dennoch verlangte die byzantinische Kirche, so oft von einer Union mit den Armeniern die Rede war, daß sie sich nocheinmal taufen lassen müßten, als wären sie Heiden. Noch mehr jedoch trennt sie vom Griechenthum die Neigung für die bluts- und stammverwandten indogermanischen Völker Europa's; nach Westen ist ihr steter Blick gerichtet und von dem Volke der Franken hat ihnen Gregor der Erleuchter einst prophezeit, dieses Volk werde das Kreuz einmal wieder auf

dem Gipfel des Berges erscheinen machen*). — Möglich, daß die Armenier über kurz oder lang eine besondere Potenz für die orientalische Politik des Abendlandes bilden werden. Inzwischen stehen sie jedenfalls als ein lebendiges Zeugniß da über die Gründe der Demoralisation des levantinischen Griechenthums, und zudem als ein sprechender Beweis, daß dieses nicht nur hinsichtlich der halbbarbarischen Völker im Norden an materieller Macht weit hintansteht, sondern auch nicht durch geistige Ueberlegenheit in der wahren Civilisation seine Ansprüche auf byzantinische Oberherrschaft begründen kann.

IX.

Das orthodox-kirchliche Band.

Man irrt demnach, wenn man die orientalische Kirche für ein starkes Band hält, das die große Masse der christlichen Nationalitäten in der Türkei zusammenhalte. Gerade der Umstand, der ihr von gewisser Seite verkehrtester Anschauung her zum höchsten Ruhm und Preis angerechnet wird, daß sie nämlich überall förmlich und völlig Nationalkirche ist, macht sie absolut unfähig, ein solches Einheits-Band für verschiedene Völkerschaften zu seyn. „Sie sind Nationalkirchen; die Kirche ist in das Volk, das Volk in die Kirche aufgegangen; es gibt keine Aeußerung des nationalen Lebens in diesen Völkern, die nicht zu gleicher Zeit eine kirchliche, und keine kirchliche, die nicht zu gleicher Zeit eine nationale wäre; Volksfeste, bei denen die Geistlichkeit nicht den Mittelpunkt

*) Les Arméniens en Autriche, en Russie et en Turquie etc. par *M. E. Dulaurier*. Revue des deux mondes. 15. Avril 1854.

abgäbe, sind dem Griechen ganz undenkbar ꝛc.; wird die Kirche wirklich oder vorgeblich in einem ihrer Rechte bedroht oder angetastet, so ist der entstehende Streit kein Zank zwischen geistlichen und weltlichen Diplomaten, zwischen bureaukratischer Polizei und ultramontanem Klerus, sondern zwischen der Volksraçe, die in der Person ihrer Kirche angegriffen und beleidigt ist, und der Volksraçe, der die Beleidiger angehören" *). Ganz richtig; und eben darum geht alle nationale Antagonie über in die Kirche, wie umgekehrt alle kirchliche Differenz in nationalen Widerwillen; deßhalb ist diese Kirche sehr natürlich bei jedem in sich abgeschlossenen Völklein eine andere, wenn auch Dogma und Verfassung auf's Haar zusammentreffen, und daher nirgends im Stande, ein gemeinsames Band der Einheit zu bilden.

Es ist also eine irrthümliche Ansicht, als wenn das gemeinsame Schisma mit seinem vielfachen versteinerten Aberglauben die Rajah-Völker unter sich verbinde und hinwiederum mit dem russischen Czarthum. Gemeinsam ist ihnen allen nur Eines, die gottverhängte Strafe nämlich der verstockten Trennung — der H a ß, der gemeinsame Haß gegen die türkischen Unterdrücker und um keine Linie weniger gegen das Recht des Papstes. Und dieser Haß verbindet natürlich nur so lange, als nicht specifische Interessen der speciellen Kirchen und Nationalitäten durch die Einheit in Frage kommen. Beide Sätze sind daher immer je nach Umständen gleich wahr: die Rajah-Völker haben Sympathie für Rußland, und: die Rajah-Völker haben Antipathie gegen Rußland. Die Einen wollten sich recht gerne vom Czar aus den türkischen Banden erretten lassen, aber damit soll auch sein Befassen mit ihnen ein Ende haben. Die Andern wollen gar nicht vom türkischen Joche befreit seyn, sie wollen es unter demselben

*) Christophilos Alethes a. a. O. S. 38.

nur so bequem als möglich treiben. Zu der letztern Kategorie gehört vor Allen die erste und erhabenste der orthodoxen Kirchen, die Hierarchie der Patriarchats-Kirche von Constantinopel selber. Wohl hat sie stets recht gerne dem „glaubensverwandten" Czaren schön gethan, um durch seinen Einfluß gelegentlich neue Privilegien vom Sultanat zu ertrotzen; seitdem sie aber bemerkt, daß der nordische Protektor seine Zeit ersehen sich selber am Bosporus niederzusetzen, daß das czarische Säbelregiment sich anschickte, dem heiligen Geist auch zu Constantinopel Gesetze zu diktiren, ihm zweifelsohne auch auf byzantinischem Boden kanonische Interpretationen zu oktroyiren, durch welche man im Czarenland die reichen Kirchengüter säcularisirte, und die ältesten Metropoliten auf spöttlich armselige Staatspensionen setzte: seitdem ward von jenen Sympathien überall nur mehr das Gegentheil vernommen.

Man hat seiner Zeit die bekannte im hündischsten Tone verfaßte Ergebenheits-Adresse des neuen Patriarchen der Griechen an den Sultan für erzwungen angesehen; allein im Gegentheile war sie dem Manne und seiner Synode sehr ernst. Daß unter der Popenschaft selbst viele gutbezahlten Agenten und Propagandisten Rußlands thätig sind; daß die Griechen noch jüngst des Mordbrands von Varna bezüchtigt wurden; daß unläugbar ein großer Theil derselben als russisch fanatisirt sich darstellt, und ein eigenes Hirtenschreiben des Patriarchen seinen Gläubigen verbieten mußte, die Alliirten feindselig zu verfolgen, wie sie denn Einzelne an abgelegenen Orten arg mißhandelt, ja sogar in's Meer geworfen: das Alles widerspricht nicht. Der Patriarch selber brandmarkte in dem Hirtenbriefe Rußlands falsches Spiel auf das schärfste, um endlich der gemeinen Masse die Augen zu öffnen, welche immer noch nicht weiter sieht, als daß sie vom Czaren einfach ihre „Befreiung" erwartet. Die Rücksicht auf diese undiplomatische Masse und der natürliche Wunsch, die Brücke zum Rückzug denn doch nicht völlig hinter sich abzubrechen, war es

auch allein, was denselben Patriarchen bewog, Lord Redcliffe jüngst noch in einer bedeutsamen Herzens-Angelegenheit nicht zu Willen zu seyn. Der Lord hatte nämlich mit seinen Fanarioten den Sommer hindurch eifrig auf Theologie sich verlegt, um thatsächliche Beweise zu sammeln, wie die russische Staatskirche nicht nur im Regiment und in vielen Gebräuchen, sondern auch in einigen Dogmen von der griechisch-orthodoxen Mutterkirche abgefallen sei, und diese Deduction, in einen Hirtenbrief verfaßt, sollte nun der Patriarch durchaus publiciren, d. i. über das Czarthum den Bannfluch aussprechen. Im Wesen der Sache waren er und die Synode der zwölf Metropoliten gewiß nicht anderer Meinung, und würde das Griechenthum nur einmal sich geborgen und der Rücksichten gegen Rußland definitiv überhoben fühlen, so würde Redcliffe's Bannfluch sicherlich erfolgen. Daß der große Haufe diese Politik noch nicht zu fassen vermag, ist natürlich; jedenfalls aber würde auch seine Sympathie sich stracks in Antipathie verkehren, sobald er einmal faktisch die specifischen Interessen seiner Kirche und Nationalität bedroht sähe. Daß es ferner unter einem Volke, das die Fanarioten geboren hat, sogut wie bekanntermaßen unter den Moldauwalachen, auch von beiden abgefallene Elende gibt, die im Solde der Russen gegen die eigenen Volksgenossen wüthen, ist nicht zu verwundern. Und wenn Andere russisches Geld und russische Dienste nehmen, ohne weder die russische Politik zu verkennen, noch den specifischen Ansprüchen ihrer Kirche und Nation vergeben zu wollen, so thun sie nur, was ihre ganze Kirche thut, in der immer nur der gemeinsame Haß zu einer Solidarität verbindet, die je so lange dauert, als die Selbstsucht es verlangt oder gestattet.

Die Hierarchie der orthodoxen Primats-Kirche zu Constantinopel hat aber noch ein besonderes Motiv für sich zum Russenhaß und zur Türkenliebe. Schon Möhler sprach es aus, daß bei der ersten durchgreifenden Aenderung ihrer

politischen und socialen Unterlage jene Kirche nicht weniger gewiß in sich zusammenstürzen werde, als unter denselben Bedingungen die Religion Muhameds. In so ferne damit ihre ganze Verfassung gemeint ist, zweifelt heutzutage kein Einsichtiger mehr daran. Jene Unterlage aber steht und fällt mit der Türkenherrschaft. Jede russische Incorporation oder Secundogenitur würde dieselbe nothwendig wegziehen, nicht weniger aber auch ein „byzantinisches Reich." Die orthodoxe Hierarchie nach ihrem jetzigen Bestande wird nur durch die Gewalt des türkischen Armes aufrecht erhalten, jede andere Eventualität müßte sich in ihre wesentlichsten politischen Rechte theilen. Denn diese Kirche bildet seit den Zeiten der Eroberung einen vollendeten Staat im Staate; der Patriarch mit seinen zwölf Synodalen, und sofort auf der hierarchischen Stufenleiter hinab, übt zugleich die ganze Civil-Administration, entscheidet Processe, verfügt Polizeistrafen bis zu Stockschlägen und Exil, erhebt Quoten bis zu zehn Procent von jedem streitigen Gegenstand, vertheilt und sammelt die Steuern, Alles im Namen des Sultans und, wenn nöthig, unter Requisition der türkischen Soldateska. Kurz, der hohe Klerus ist unbeschränkter Herr, geistlicher und weltlicher, auf seinem Gebiete und bestimmt namentlich die eigenen Einkünfte ganz nach Gutdünken. Und wie er von solcher Freiheit und Gewalt Gebrauch macht? Schwerlich kommt je ein Augenzeuge von dort zurück, der nicht berichtete, daß an vielen Orten der Bischof so verhaßt und verhaßter ist, als der Pascha. In der Theologie haben die griechischen Kirchenmänner dreihundert Jahre lang sehr wenig geleistet, seit hundert Jahren nichts, die Synodalverfassung ist eine leere Form, die Seelsorge eitel hergebrachter Ceremonien-Dienst; Eifer herrscht nur im Geldmachen. Alle Würden vom Ostiariat bis zum Patriarchat sind Artikel der schändlichsten Intriguen und ohne Ausnahme der baaren Bezahlung zu theuern Preisen. Der Patriarch kauft von der Pforte, der Bischof beim Patriarchen, der Pope

vom Bischof. Ueber die unwissenden, rohen und überaus gemeinen Popen sind alle Statistiken voll von Federzeichnungen; auch M. Hartmann hat unter andern einen kennen gelernt, der früher Schneider gewesen, dann sich einen Bart wachsen ließ und, ohne lesen und schreiben zu können, für sein erspartes Geld von 1800 Piaster sich die Weihe kaufte. Das erste und oberste Geschäft der verschiedenen Würdenträger muß dann natürlich seyn, ihre baaren Auslagen wieder einzubringen, zu welchem Zwecke z. B. die neuen Bischöfe förmliche Brandschatzungs-Rundreisen von Haus zu Haus unternehmen. Die Ortspopen müssen bekanntlich alle verheirathet seyn, und da ergibt sich die widerlichste Schmutzigkeit nur zu leicht von selbst, aus Armuth und Noth; aber von dem Klosterklerus wird mit Grund behauptet, daß er jene darin noch übertreffe und dann seine ohnehin sehr reichen Güter in wahrhaft sybaritischer Weise auszunutzen wisse. Nur zu oft berichtet man auch noch außerordentliche unnennbaren Spekulationen nicht bloß von Mönchen und Popen, sondern selbst von Bischöfen, welche türkischen Pascha's schöne Griechenmädchen in die Hände liefern und dieselben nicht reclamiren, auch wenn man sie zur Apostasie verführen sollte, von geistlichen Obern, die ihren reichen Gemeindegliedern Bigamie und Trigamie erlauben, um selbst ein desto üppigeres Leben führen zu können u. s. w. „Dieß", sagt unser Berichterstatter, „sind nicht Möglichkeiten, sondern in den letzten Jahren wiederholt an den Tag gekommene Fakta, vgl. die athenienfische Zeitung Aeon, Jahrgang 1852" *).

Solche furchtbaren kirchlichen Zustände sind leicht erklärlich. Man sagt ganz richtig, die orientalische Kirche sei überall Nationalkirche geworden. Gerade dieses ihr Wesen aber

---

*) Christophilos Alethes a. a. O. S. 42; vgl. „das Ausland" vom 26. Aug. 1853.

macht sie nicht nur unfähig, die Rajah-Völker zu einer Solidarität zu vereinen, vor der das Türken-Joch heute bereits ohne alle fremde Beihülfe hätte weichen müssen; es hat noch eine andere nothwendige Folge. Die Charakterblößen und Erbübel, die politischen und socialen Mißverhältnisse der Nationalitäten nämlich müssen unter diesen Umständen folgerichtig alle auch in die Kirche an sich übergehen. In der orthodoxen Primats-Kirche als solcher findet man daher das ganze Volksthum der levantinischen Griechen, kurz gesagt das Fanariotenthum, wieder. Allgemeine simonistische Demoralisation ist ihre Signatur, und das ist Alles, was sie mittelst ihrer unbeschränktesten Freiheit und Selbstständigkeit im Innern seit Jahrhunderten errungen hat. In Rußland dagegen ist alles politische Misere des Volksthums in dieselbe Kirche übergegangen, die willenlose Unterwerfung Aller unter die schrankenlose Willkür eines Einzigen; sie ist dort die erste Sklavin der Bureaukratie im Reiche geworden. Im Königreich Griechenland hinwiederum ist es gelungen, dem Volksthum einen liberalisirenden Anstrich zu geben, dem die geistliche Jurisdiktion des Patriarchen von Constantinopel nothwendig unleiblich sein mußte; ohne Widerrede löste daher die hellenisch-orthodoxe Kirche vor zwanzig Jahren den tausendjährigen Verband mit einem Federstriche, und ist constitutionell geworden daß Gott erbarm. Kurz, so kommt es, daß die orthodoxe Kirche moralisch am würdigsten und kirchenpolitisch am geordnetsten erscheint in — Oesterreich. Denn einerseits könnte hier der levantinische Mißbrauch der Freiheit vor den wachsamen Augen des Staates nicht aufkommen, andererseits macht der Kaiser eigentlich kein anderes Hoheitsrecht über sie geltend als sein Veto in Besetzung der bischöflichen Stühle durch die größtentheils von orthodoxen Special-Synoden gewählten Bischöfe. So völlig frei ist ihre Bewegung in Oesterreich, daß man erst in diesem Jahre über der Erfahrung aufschrack, wie die russische Propaganda auch bei den kaiser-

lichen Unterthanen schismatischer Kirche ihrem Plan consequent nachging, alle orthodoxen Patriarchen und Diöcesen von der obersten Jurisdiktion des Primas in Constantinopel loszureißen, oder sie überhaupt an die Synode von St. Petersburg zu gewöhnen. Die Mittel dazu bot neben werthvollen Geschenken an die höhere Geistlichkeit besonders die Buchdruckerei der Synode zu St. Petersburg, aus welcher alljährlich tausende von Büchern für die Orthodoxen aller Länder hervorgehen und unentgeltlich verabfolgt werden. So erhielten die türkischen Orthodoxen Kirchenbücher, die voll von Flüchen über den Sultan, ihren Souverain, und von Lobpreisungen des Czaren waren, und die österreichischen Nichtunirten gebrauchten allgemein Kirchenbücher, aus derselben Quelle geschenkt, welche die in Rußland üblichen end- und zahllosen Gebete für den Czar enthielten und vorschrieben, aber keine Sylbe von dem eigenen kaiserlichen Landesherrn. Der Primas der österreichischen Orthodoxen, Patriarch von Carlowitz, gehörte dem Rechte und Namen nach zur Obedienz des Patriarchen von Constantinopel, war ihm aber so wenig eigentlich untergeordnet, als die Primaten anderer Länder; dagegen fand man, daß er faktisch bereits unter czarischer Hegemonie stand, und daß es schon gelte, die österreichischen Orthodoxen förmlich von Rußland zu emancipiren*). Auf den innern Zustand ihrer Kirche wird

*) Die Zeitungen haben jüngst erfreuliche Berichte darüber gebracht, wie Oesterreich sich mit geistigen Ressourcen aufgemacht, um der schamlos-frechen Kirchenschleicherei der czarischen Propaganda zu begegnen. Die orthodoxen Würdenträger haben sich auch willig von ihrem Einfluß losgesagt. So werden nun in der k. k. Staatsdruckerei zu Wien die für die schismatischen Kirchen und Schulen nothwendigen Drucksachen durch einen Geistlichen bestens besorgt, und in Carlowitz selbst wurde der Choralgesang darnach von einem in Wien gebildeten Componisten in Noten gesetzt. Der Patriarch Rajacic nahm die erste Probe mit dem Temeswarer Bischof wohlgefällig entgegen. Alle diese Bedürfnisse waren bislang auch für Oesterreich von St. Petersburg aus besorgt worden.

diese Befreiung nur höchst wohlthätig wirken, und dieselbe nach dem Maße der Gründlichkeit letzterer auch ferner als ein Muster strenger Ordnung im Innern und völliger Freiheit und Selbstständigkeit nach Außen dastehen, einzig und allein unter allen Kirchen des Schisma, weil allein nicht völlige Nationalkirche.

So wenig also bildet die orientalische Kirche ein gemeinsames, je nach Einer Richtung hin für die Nationalitäten absolut maßgebendes Band, daß ihre Abtheilungen vielmehr nach den augenblicklichen Neigungen und politischen Interessen ihrer Stämme sich gleichfalls entweder nach St. Petersburg, oder nach Constantinopel, oder nach Carlowitz richten. Die Montenegriner z. B. anerkannten sonst, wie man weiß, den Czaren als ihr geistliches Oberhaupt, jetzt aber hat ihr Archimandrit sich förmlich der Jurisdiction des Erzbischofs Masuranitsch von Zara unterstellt, indem er von ihm die Investitur empfing. Oesterreich ist jetzt populär unter den Südslaven, Rumenen und Albanesen, und als der wichtigste Faktor ihrer politischen Zukunft endlich erkannt; weit entfernt, daß die respektiven Kirchen, mochten sie nun bisher nach Constantinopel oder nach St. Petersburg gehangen haben, dagegen ein Hinderniß aufzubringen vermocht hätten, haben sie die Schwenkung vielmehr als selbstverständlich mitgemacht. Vereinzelte, wenn auch zahlreiche, durch russisches Geld begeisterten Agenten und Hetzer beweisen eher dafür, als dawider. So sehr ist es ein fast lächerliches Phantasma, wenn man eine absolute Gewalt vorauszusetzen liebt, welche Rußland vermöge seiner orthodoxen Kirche über die türkischen Christenvölker besäße, und durch welche es diese Nationalitäten leiten könne. Umgekehrt; wenn Rußland die Nationalitäten gewinnt, dann hat es auch ihre Kirchen, nicht anders. Die interessirten Mächte müßten aber mit der heillosesten Blindheit geschlagen seyn, wenn je jene Eventualität für Rußland eintreten könnte; und zu sorgen, daß dem Czarthum die

Hoffnung darauf definitiv abgeschnitten werde, ist vor Allem Sache — Oesterreichs.

Sein Weg dazu ist ein rein politischer, und es ist früh an der Zeit, vor fanatischen Störungen zu warnen. Gemeinsam ist den Schismatikern der orthodoxen Kirche, wie gesagt, nur der Haß, der Haß gegen die Türken, aber auch nicht weniger der Haß gegen die katholische Einheit. Dieser Haß allein könnte fortan noch zum gemeinsamen Bande werden, das die türkischen Christenvölker wieder unter sich und an Rußland kettete. Man hat bisher nur zu energisch von gewissen Seiten her den Krieg der Alliirten als Sache des Katholicismus, als geboten im katholischen Interesse gegen das Schisma, dargestellt. Nur so zu! Rußland lauert mit tausend Augen gerade darauf; es würde bald sagen: da seht, unter den Papst will man euch zwingen! Diese Blätter hatten daher, auch namentlich in vorliegender Hinsicht, guten Grund, immer wieder vor jeder Verzerrung der großen Frage zu einer religiösen zu warnen. Rußland seinerseits hat den Krieg, wie noch alle Ausbrüche seines politischen Ehrgeizes und Uebermuthes, als Nothwehr für den allerheiligsten orthodoxen Glauben gestempelt und hingestellt; wird derselbe Krieg nun andererseits als „katholischer Kreuzzug“ angerühmt, so heißt dieß nichts anderes, als Rußlands Lüge und Falschheit wahrmachen, und in seinem höchsten Interesse die schismatische Wildheit wieder entflammen. Selbst die wildesten unter den orthodoxen Gemüthern, die der Griechen, sind über die geheime Correspondenz des Czaren mit England und deren Anathem gegen das „byzantinische Reich“ sehr stutzig geworden; um aber alle Tücken Rußlands vergessen zu machen, bedarf es für sie nur der Verdrehung der Frage zu einer „katholischen.“ Eine rein politische aber und rein nationale ist sie; die Rajah-Völker sollen erfahren, daß das Abendland ihrer Nationalität wohlwill, und zwar nicht nur gegen das herrschende Osmanenthum, sondern auch gegen die russi-

schen Eroberungs- und Unterdrückungs-Pläne. Was der bekannte Grieche Pitzipion, der in Rom eine große Mission für seine schismatischen Landsleute gegründet, von den Griechen oder Hellenen insbesondere sagt: wenn man vom Westen durch politische Beförderung der katholischen Sache im Orient überhaupt und namentlich in Jerusalem den russischen Einfluß bekämpfen zu können glaube, so werde dieser Einfluß dadurch im Gegentheile bei den Griechen nur gestärkt und befestigt — dasselbe gilt von allen türkischen Orthodoxen. „Die Griechen" — sagt seine Denkschrift „la question d'Orient" (Malta 1852) — „wurden wegen ihres von Natur unruhigen, ehrgeizigen und unternehmenden Charakters auserkoren, dem maßlosen Ehrgeize des Czaren als blinde Werkzeuge zu dienen, man schmeichelte ihrer Ehrsucht mit dem pompösen Titel erstgeborner Brüder der orthodoxen Kirche, man beklagte ihre Leiden, versprach ihnen Schutz im Namen des Kreuzes" 2c. Nur Ein Mittel gegen solche Hinterlist gibt es: offene Ehrlichkeit, die Rußland mit den eigenen Waffen schlägt. Das ist: man beweise durch reellen und aufrichtigen Schutz den Griechen und allen ihren Religionsgenossen in der That, daß es nicht die Absicht sei, noch je gewesen, für abendländische Interessen in ihr Gewissen einzugreifen, wohl aber sie vor dem russischen Schutz zu bewahren, der nur als Maske für Plane diene, die sie ins Verderben stürzen müßten.

Und die katholische Pflicht, jene Schismatiker zur Einheit der Kirche zurückzuführen? — mag man einwenden. Wir vermessen uns nicht, in die Rathschlüsse Gottes eindringen zu wollen. Aber soviel ist gewiß, daß bewaffnete Gewalt und politische Intrigue nicht der Weg kirchlicher Pflichterfüllung sind. Die katholische Mission sieht anders aus. Auch scheint ihre Aufgabe im Orient eine viel langwierigere zu seyn, und plötzliche Vereinigung durch Bekehrung ganzer compakten Volksmassen nicht zu hoffen. Wohl aber hat sich im Königreich Griechenland sowohl, als an den levantinischen Griechen bis-

her zweierlei erwiesen: erstens daß die theologischen Spitzfindigkeiten des Schisma die Feuerprobe fortschreitender Freiheit der geistigen Bewegung nicht zu bestehen vermögen; zweitens daß mit diesem Glauben in der Regel auch das Wesen des Christenthums selber den orthodoxen Gemüthern entfällt. Dadurch scheint ein ähnlicher, obwohl jedenfalls rascher und energischer sich vollziehender, Proceß zur Wiedervereinigung mit der Kirche auch für die getrennten Christen des Orients angedeutet zu seyn, wie er bei denen des Abendlandes zur Stunde noch unter unsern Augen vor sich geht. Keinenfalls aber gehört der jetzige Krieg zu diesem Proceß.

LIV.

Provocirte Duplik in Sachen der „katholischen Politik".

Unsere neuliche Auslassung über das politische Gebahren des Herrn von Florencourt und seiner „politischen Wochenschrift" hat in deren 13tem Hefte eine theilweise Entgegnung gefunden. Dieselbe enthält einige Sätze, über die zu schweigen uns leider nicht erlaubt ist. Sie betreffen zunächst die Stellung der katholischen Moral zur Politik, und ihre Application auf einzelne streitigen Fälle des Völkerrechts. Wir sind des guten Glaubens, diese Application vor Allem dadurch richtig zu üben, daß wir die Ansichten von Freund und Feind offen und ehrlich aufzufassen und zu verstehen trachten, und daß wir hinwiederum dem Freunde wie dem Gegner unsere darauf gebaute Meinung ebenso offen und ehrlich retour sagen. Niemand wird mißkennen, daß wir dieser „Application" auch Herrn von Florencourt gegenüber treu geblieben, und daß namentlich in unserer ganzen neulichen Erklärung nicht Eine halbver-

streckte Falte zu finden sei, geschweige denn geschickt verborgene Nadelspitzen darin.

Wer dagegen unsere Erklärung mit jener Replik des Hrn. von Florencourt nur oberflächlich textualiter zusammenhalten will, wird nicht urtheilen, daß wir uns auch umgekehrt derselben Art von „Application“ erfreuten. Hr. von Florencourt läßt uns geradezu die Unsittlichkeit oder vielmehr den Unsinn sagen: die katholische Moral sei zwar Norm in der Politik, aber „die Application der göttlichen Gebote auf einzelne politischen Verhältnisse sei absolut unzulässig.“ So gibt er unsere Worte wieder, mit welchen wir ihm einfach zugerufen haben: „wenn Sie die Application der katholischen Moral auf einzelne streitigen Punkte der Tagesgeschichte auch auf das gewissenhafteste gemacht haben werden, so sollen Sie doch bedenken, daß alles Menschliche dem Irrthum unterworfen ist, und Sie sollen nicht sagen, und auch kein Anderer soll sagen: das ist die katholische Politik im Unterschiede von der Politik der zeitweiligen Katholiken, wie Sie in dem Programm Ihrer politischen Wochenschrift so nachdrücklich gesagt haben!“ Und in soferne gibt es allerdings keine „katholische Politik“, als auch keine kirchliche Autorität göttliches Mandat für völkerrechtliche Streitfragen hat. Sonst müßte, um das Beispiel gleich von der nächsten Veranlassung der jüngsten „katholischen Politik“ zu nehmen, der heilige Stuhl verpflichtet seyn, in dem Streite zwischen Rußland und den vier Mächten zu sprechen. Und folgerichtig müßte dann jeder Katholik im Gewissen verpflichtet seyn, sich solchem Urtheile unbedingt zu unterwerfen. Will Hr. von Florencourt dieß behaupten? auf die Gefahr hin, möglicherweise selber, mit seinem so sehr bestrittenen „Rechte Rußlands“, am schlimmsten dabei wegzukommen? Jedenfalls dürfte er allmählig einsehen, daß es um den Begriff „katholische Politik“ bei weitem nicht ein so einfaches und klares Ding ist, als welches er ihn behandelt. Vielleicht wären ihm auch von Anfang an einige Bedenken nahegelegt worden, wenn er gewußt hätte, daß derselbe Begriff, damals von der entgegengesetzten Seite als Devise erwählt, schon zur Zeit der Kölner und Breslauer Katholiken-Versammlung gefährliche Verwirrung herbeizuführen drohte, und nicht umsonst von den besten Autoritäten jener Convente mit solcher Entschiedenheit niedergekämpft worden ist.

Während Hr. von Florencourt einige unserer Worte also unter den Mißverstand gezwungen hat, an dem ganzen übrigen specifischen Inhalt des Artikels aber lautlos schweigend vorübergegangen ist, beklagt er sich dennoch, daß man seine „Application“ nicht widerlegen und dadurch eine „fördernde Diskussion“ veranlassen

wolle. So liegt es eben in der Natur der fixen Ideen. Nicht einmal nachfolgende Erfahrungen sind jedesmal im Stande, sie zu corrigiren, obwohl wir von Herrn von Florencourt immer noch hofften, daß er seiner Zeit auf diesem Wege doch andere Ansichten gewinnen werde, z. B. über Oesterreich sogar Rußland gegenüber, wie jetzt schon gegenüber den Kapuzinern von Tessin. Bis dahin freilich auf jeden Fall muß man von Herrn von Florencourt die fixen Ideen und versteckten Nadelspitzen eben geduldig hinnehmen, und ohne solche „Nebenrücksichten" sind wir auch nicht an die Beantwortung seiner vorliegenden Entgegnung gegangen. Auch in dieser nämlich hat er nicht versäumt, von der unerschütterlichen Gewalt seiner Conception Zeugniß zu geben, mit der er Dinge als unfehlbares Evangelium behauptet, die in der Wirklichkeit nie und nirgends existiren. So spricht er denn hier plötzlich, trotz der offenbaren und schreiendsten innern Unwahrscheinlichkeit, mit der möglichsten Zuversicht und Betonung über unsern Artikel gegen ihn als Thatsache aus: „Es ist nicht ohne Bedeutung, daß der Verfasser kein anderer ist, als der Sektions-Chef für Preßangelegenheiten im k. k. österreichischen Ministerium des Innern." Daß „der Verfasser kein anderer ist", wie mag dieß Herrn von Florencourt sich bewiesen haben? In Wahrheit ist der Verfasser ein ganz anderer, und haben wir überhaupt seit Jahren weder ein gesprochenes, noch ein geschriebenes Wort des vermeinten „Sektions-Chefs" zu unserer Wahrnehmung bekommen. Wer oder was kann also Hrn. von Fl. vom Gegentheil überzeugt haben? Antwort: nichts anderes als die fixe Idee, daß Freiherr von Bach der allgemeine Hauptverbrecher an der „katholischen Politik im Unterschiede von der Politik der zeitweiligen Katholiken" sei; dann aber der damit Hand in Hand gehende Wunsch, auch den histor.-polit. Blättern die Ehre der Unabhängigkeit abzuschneiden. Die Leser brauchen wir wohl kaum zu versichern, daß unsere allseitige Freiheit und Selbstständigkeit nichts zu wünschen übrig läßt, und in der That zum Muster genommen werden dürfte. Daß wir in der orientalischen Frage insbesondere unsere bis zur Stunde unverrückt bewahrte Stellung schon genommen hatten, ehe dieselbe noch irgend Aussicht auf Erfolg von Oesterreichs oder anderer Seite hatte, muß der Augenschein lehren.

Unmittelbar auf jene mit zuversichtlichster Bestimmtheit hingestellte Verdächtigung folgt Herrn von Florencourt's Nachweis der Gründe, warum seine „Wochenschrift" überhaupt auf so viel und nahezu allseitiges Mißfallen stößt. Die Schuld liegt natürlich in keiner Weise an ihm selber. Sie liegt ganz allein an der — katholischen Welt, der die Application der göttlichen Gebote und der katholischen Moral auf dem praktischen Felde der Politik in laxer,

kritikloser Gewohnheit gänzlich abhanden gekommen sei, bis endlich Hr. von Florencourt erschienen. Er muß nun natürlich die Ruthe gebrauchen, und diesen allgemeinen Laxismus als Prophet in der Wüste aus Gottes Wort strafen. Was Wunder, daß besagter Laxismus laut aufschreit und vielleicht mit Uebermacht sich zur Wehr setzt. So ist und bleibt Herr von Florencourt der Zeuge und Märtyrer katholischer Wahrheit. Es war von uns in soferne offenbar vergebliche Mühe, gegen solche Anschauung so lebhaft anzustürmen. Aber um so tiefer finden wir uns aufgeschreckt über die fixe Idee, welche schon mehr einer jungen Richtung als der Person anzugehören scheint, und die als Richtung, wenn auch auf dem entgegengesetzten Wege, doch demselben Ziele zuzudrängen droht, an dem wir vor Kurzem einen großen Unglücklichen in Paris dahinsterben sahen. Es fehlte einst nicht an den edelsten und christlichsten Namen, die in jenem Manne den Märtyrer der katholischen Wahrheit verehrten, von welchem jetzt in Milde und Liebe ein jüngerer Dichter singt:

„Ach über den Mann, der sich selber zu schwer!
Denn was er nur war, das war er zu sehr:
Ein zu herber Prophet, ein zu schrecklicher Christ,
Ein zu kühner Poet, ein zu starker Sophist!"

München, den 27. Nov. 1854.

LV.

Die neueste Literatur in Italien.

III.

Die wahre Restauration der literarischen Zustände Italiens; Hoffnungen für die Zukunft.

Wir haben gesehen, wie auch in der italienischen Literatur zwei wohlgerüstete und schlagfertige Heerlager sich gegenüberstehen, wie die ungemeine Rührigkeit der Riskossisten und der ganzen antikatholischen Presse eine nicht minder ausgedehnte Thätigkeit der conservativen Kräfte hervorgerufen hat, die sich nach den verschiedensten Richtungen des Lebens und Wissens hin in großartiger Weise entfaltet. Unstreitig stießen die früheren Revolutionsversuche in Italien noch nicht auf so viele und wichtige Elemente der Opposition; einen so durchgreifenden, principiellen Widerstand, eine so energische Bekämpfung mit allen Waffen des Geistes hatten vorher die destruktiven Potenzen nicht gefunden, wie in der Gegenwart; nie war seit den letzten siebzig Jahren der katholische Geist so entschieden in den besseren Erzeugnissen der Literatur hervorgetreten, als eben jetzt der Fall ist, wo ein großer Scheidungs- und Läuterungsprozeß allenthalben begonnen, und einen regelmäßigen Verlauf in seinem ersten Stadium einge-

halten hat. Das ist sicher ein Moment von hoher Bedeutung, das jedenfalls in Anschlag gebracht werden muß, wenn man irgend ein haltbares Urtheil über die künftigen Geschicke Italiens, soweit es menschliche Voraussicht ermöglicht, sich feststellen will; es ist dieses eine jener erfreulichen und tröstlichen Erscheinungen, deren unsere Zeit eben nicht zu viele zählt, und die als Wirkungen des in der Geschichte waltenden göttlichen Geistes begrüßt werden können. Daß bei einer Fluth von antichristlichen und revolutionären Schriften die katholischen Ideen dort noch eine so würdige und allseitige Repräsentation, so viele, geistvolle und gewandte Vertreter, ihre Organe eine so bedeutende Verbreitung finden, darauf dürfen wir allerdings viel bauen; aber auch nicht zu viel. Denn nur zu oft besiegt die Leidenschaft die Vernunft, und der böse Wille besticht das Urtheil; die Welt in ihrer Gott-Entfremdung bleibt immer der Illusion und dem Irrthum, den Mächten der Finsterniß preisgegeben, und die Kraft der Wahrheit dient häufiger dazu, die Guten zu bewahren und zu befestigen, als die Schlechten zu bessern und zu bekehren. Durch den nie endenden Kampf wider das Böse wird aber das Gute hienieden selbst gekräftigt, und das harmonische Zusammenwirken der ihm dienstbaren Elemente vermag das Böse zurückzudrängen und die Spitze ihm abzubrechen, und dadurch das geistige Leben der Völker zu verjüngen und zu erneuern.

Es ist, wie Fr. von Champagny treffend bemerkt hat, die hohe Prärogative christlich civilisirter Völker im Unterschiede von denen des Heidenthums, daß bei ihnen, Dank dem verjüngenden Lebenshauche des Glaubens, nicht jeder Verfall den Untergang mit sich bringt, daß sie die Möglichkeit behalten, vom abgelebten Greisenalter wieder zurückzukehren in die frühere Manneskraft, den verlorenen Ruhm auf's Neue zu erringen, und nach Verlust ihrer politischen Größe sich in einer noch immer einflußreichen und Achtung

gebietenden Stellung zu behaupten. Mehr als irgend ein anderes Land hat Italien diese erneuernde und wiederbelebende Kraft des christlichen Geistes an sich erfahren; seine Geschichte vom Sturze Westrom's an, seine Leistungen in Kunst und Wissenschaft geben davon ein lautes Zeugniß. Zwischen Dante und T. Tasso liegt eine Kluft von mehr als zwei Jahrhunderten; nach der Blüthezeit des großen Sängers der divina comedia, des Boccacio und Petrarca ward die italienische Poesie trocken, langweilig gelehrt, servil im Nachahmen, Neues zu schaffen kaum mehr befähigt; aber der wundervolle Aufschwung des kirchlichen Lebens in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts gab ihr neues Leben und neue Nahrung; in der „Gerusalemme liberata" kehrte sie zu christlichen Idealen zurück; mit ihr kamen die übrigen Künste, besonders die Musik und die Malerei, auf eine zuvor kaum geahnte Höhe, und auch die Wissenschaft gewann einen neuen Glanz *). Bald strebte sie die Vorzüge des Hu-

*) Es ist nur von der gewöhnlichen protestantischen Anschauungsweise aus zu erklären, wenn L. Ranke (Gesch. der Päpste im 16. und 17. Jahrh. Bd. I, S. 491) behauptet, die neue geistige Erhebung der Kirche habe damals auf die Kunst zwar erhebend, auf die Wissenschaft aber reprimirend gewirkt. Wenn die Kirche auf theologischem und philosophischem Gebiete die profane Willkür des Irrthums durch festgezogene Gränzen einschränkte, und nicht die „quidlibet audendi potestas" jedes fessellosen Talentes gelten ließ, so war das einerseits nichts Neues, denn so verfuhr sie von jeher und auch in der Blüthezeit des von ihren Oberhäuptern protegirten Humanismus blieb sie ihren Grundsätzen getreu; andererseits war es eine wahre Wohlthat, die viele Auswüchse fernehielt, und thatsächlich nur die unverrückbaren Grundlagen des Glaubens, wie der natürlich-vernünftigen Objektivität schützte und sicherte, die in der Theologie und Philosophie ebenso unantastbar bleiben sollten, als sie es in den mathematischen Disciplinen z. B. sind. Dort, wo völlige schrankenlose Freiheit herrscht, sind wohl viele freien Gestaltungen möglich, die auf kirchlichem Gebiete sich nicht geltend ma-

manismus mit denen der scholastischen Bildung zu verbinden, wie an Bellarmin und an so vielen anderen trefflichen Theo-

---

chen können, aber auch wieder zahllose Verirrungen und krankhafte Phänomene, für welche die kirchliche Sphäre keinen Raum hat. Das Endliche bedarf überall der Beschränkung; es schrankenlos machen, heißt es pantheistisch mit dem Unendlichen identificiren. Je mehr aber das Endliche sich seiner Schranken bewußt wird, desto mehr wird es, innerhalb derselben seine Kräfte concentrirend und auf festem Boden stehend, darin Gediegenes zu leisten im Stande seyn, ohne Kraft und Zeit nutzlos zu zersplittern und zu vergeuden. Der in letzter Instanz jede Schranke negirende Protestantismus hat Letzteres nur zu oft an sich erfahren, und weil es ultimatim für ihn keine objektive Wahrheit mehr geben kann, Alles dem skeptischen Subjektivismus überantwortet. Gerade in jener Epoche aber und seit derselben hat die Theologie Großartiges geleistet, und sie fand und findet noch innerhalb der kirchlichen Schranken Spielraum genug für ihre freie Bewegung. Daß für die Philosophie viel weniger geschah, hatte seinen Grund nicht in der strengen Beaufsichtigung der Kirche, sondern im Geiste jener zunächst den theologischen Controversen zugewandten Zeit; und gerade in den katholischen Ländern ward weit mehr für sie gethan, als unter den Jüngern der Reformatoren, deren Aeußerungen über die Vernunftspekulation ohnehin zur Genüge bekannt sind. Die Kirche, fern von allen Extremen, hat stets die Rechte der letzteren ebenso, wie die der Offenbarung zu wahren verstanden; davon geben die nach beiden Seiten hin proscribirten Lehren das schönste Zeugniß. Ueber die hier nicht näher zu erörternde Frage von der sogenannten Glaubens- und Wissens-Tyrannei im Katholicismus verweisen wir zunächst auf Balmes (Der Protest. verglichen mit dem Kathol. Kap. 69 ff.), sowie auf dasjenige, was diese Blätter im Jahre 1841 (Bd. VII, S. 385 ff.) in Sachen des Galileo Galilei in ausführlicher Weise vorgetragen haben. Ganz anders als mit dem Verfahren der römischen Inquisition gegen den berühmten Italiener verhält es sich aber mit der Verfolgung des Astronomen Joh. Kepler durch die lutherischen Theologen in Deutschland. (Vgl. K. A. Menzel N. Gesch. der Deutschen, V, S. 117 ff. Niedner's Zeitschrift f. histor. Theol. 1853. Heft 4, S. 627 ff.)

logen jener Zeit sich zeigt; die Naturwissenschaften wie die Geschichte fanden zahlreiche und begabte Vertreter. Und erfolgte auch abermals ein Verfall, er war nicht mehr so fühlbar, nicht mehr so rasch und so allgemein; noch immer blieben der großen Erscheinungen genug zurück, und neue Blüthen und Knospen suchten die verwelkten Blumen zu ersetzen. Das achtzehnte Jahrhundert noch konnte sich großer Meister rühmen: in der Poesie eines Alfieri, Meta Pasio, Goldoni, Parini, Gozzi, Cesaretti, Varano, Forligueri; in der Musik eines Paistello, Bergolese, Cimarosa; in der Geschichte eines Muratori, Orsi, Saccarelli, Lanzi, Marini; in der Philosophie eines Roberti, Stellini, Gerdil; in der Theologie eines Lambertini, de Rossi, Maffei, Bianchini, Zaccaria, Faure, Mamacchi, de Rubeis, Mansi, der Ballerini u. A. m. Die italienische Literaturgeschichte des Jesuiten Hieronymus Tiraboschi, selbst ein vortreffliches Werk, enthält dafür die reichhaltigsten Belege.

So fehlt es denn auch den Italienern des neunzehnten Jahrhunderts nicht an großen und hervorragenden Namen in den verschiedenen Zweigen der Kunst und des Wissens. In der Musik können sie sich eines Baini und P. Alfieri*), in der Sculptur eines Tenerani, in der Beredsamkeit eines Finetti, Rossi, Ventura, Lorini u. A. immer noch rühmen. Auch neben den früheren klassischen Autoren nehmen in der schönen Literatur Niccolini, Marchetti, A. Cesari, G. Borghi, Cesare Balbo, Manzoni und Silvio Pellico eine glänzende Stellung ein; des Letzteren „Francesca da Rimini“ hat gleich seinen „Prigioni“ und „Doveri“ mit unwiderstehlicher Macht

*) Wenn auch die profane Musik im Ganzen durch Rossini, Bellini und Donizetti Vieles gewonnen hat, so zeigt sich doch mehr und mehr in ihr ein nicht zu verkennender Verfall, in den auch die kirchliche Tonkunst mit hineingezogen ist. Sehr belehrend hierüber ist das Schriftchen: Sulle condizioni dell' odierna Musica italiana. Ragionamento di Vincenzo Petra. Napoli 1854.

auf die Zeitgenossen gewirkt. Seit der große Dichter nach den schmerzlichsten Erfahrungen sich gänzlich von den liberalen Grundsätzen losgesagt, mit aller Innigkeit seines reichen Gemüthes der Religion sich zugewendet, mit tiefer Wehmuth und Entrüstung über das tolle Treiben in seinem Vaterlande sich ausgesprochen, ward er völlig von den aufgeklärten Literaten ignorirt, und sein am 31. Januar 1854 erfolgter Tod blieb bei ihnen ohne die geringste Theilnahme. Wäre Pellico in ihren Grundsätzen, wenn auch als Selbstmörder, gestorben, ihm hätte vor Allen die Apotheose nicht gefehlt. Treu an der Kirche hingen ebenso der durch seine Uebersetzung des Pindar, seine Hymnen und geistlichen Lieder wie durch historische Abhandlungen bekannte Giuseppe Borghi, der feine A. Cesari und der edle Manzoni, der mit dem Marchese Gino Capponi zu den vielseitigsten Gelehrten der Halbinsel gehört hat, voll Eleganz und Anmuth, voll tiefer Menschenkenntniß und voll lebendigen Glaubens *). Noch immer ist ferner der alte Meister Dante der Liebling und das Muster der Gebildetsten; nach Lombardini, Pompeji, Torri, Biagioli, Arrivaveno, Missirini, Martini u. A. wetteiferten C. Balbo und besonders A. Cesari mit den besten Talenten, den großen Gibellinen, seine Zeit und seine Werke aufzuhellen und zu erklären. Als bedeutende Orientalisten glänzten Rosellini und Luzzato; als Archäologen Micali, Franz Inghirami, Canina **), Rossi, Marchi; der Graf Miniscalchi von Verona betreibt neben den archäologischen auf seinen ausgedehnten Reisen mit großem Erfolge noch geographische und naturhistorische Studien. In der historischen Kritik und der Geschichtsschreibung haben, wenn auch nicht auf gleichem Standpunkt und mit sehr verschiedenen Resultaten, neben den bereits Genannten wie Cantu und Troya, Garzetti, Martini,

---

*) Vgl. Allg. Ztg. 1845. Nr. 253, 254 Beil.

**) Vgl. über ihn Allg. Ztg. 1846, Nr. 213 Beil.

Bonaini, Centofanti, Capialbi, Palma, Salzano, Melchior de Cereto, Pignotti, Galvani, Galuzzi, Cicogna, Talent und hohe Strebsamkeit gezeigt *). In der Jurisprudenz haben sich Capei, Carmignano, Agresti, del Rosso, de Martino u. A. hohen Ruhm erworben, von denen Mittermaier Vielen seine Anerkennung gezollt hat **). Die Naturwissenschaften, zumal die Botanik, werden, wie sonst immer, so auch jetzt noch mit großer Vorliebe in Italien gepflegt; in ihren verschiedenen Zweigen haben Visiani in Padua, Ranzani, Bertolini und Alessandrini in Bologna, Regnoli, Buffalini, Pucinotti, Ferucci, Matteucci, Meneghini in Toskana, Tenore, Gasparrini und die trefflichen Physiker Melloni und Palmieri in Neapel, der Chemiker Pianciani in Rom, dann Nocito in Girgenti in unseren Tagen Namhaftes geleistet. Einer gleichen Thätigkeit begegnen wir in den astronomischen und mathematischen Wissenschaften; nach Piazzi erlangten die Jesuiten de Vico und Secchi, ferner A. Colla, Carlini, A. Cagnoli, G. Bianchi hohen Ruhm als Astronomen; nicht minder zeichnete der Piarist Johann Inghirami, Bruder des Archäologen ***), sich in den mathematischen Disciplinen aus, der eine große Zahl von Schülern hinterlassen hat, unter denen sein Biograph und Ordensgenosse Antonelli, dann A.

---

*) Vgl. Reumont's Berichte in der Allg. Ztg. 1844, Nr. 187—189, 197, 198 Beil., 1846 Nr. 145, 146, 199 — 201 Beil. Melchior de Cereto setzte die Annalen des Franziskanerordens von Wadding fort, wovon der 22ste Band 1848 zu Neapel erschien. Die Benedictiner in Monte Casino sammeln mit Fleiß ältere Urkunden, und veranstalten eine auch historisch wichtige, durch die neuern päpstlichen Erlasse bereicherte, vervollständigte Ausgabe von Ferrari's kanonistischer Bibliothek.

**) Allg. Ztg. 1846, Nr. 32 Beil.

***) Antonelli, Sulla vita e sulle opere di Giov. Inghirami. Firenze 1854. Ueber diese um die Wissenschaften hochverdiente Patricier-Familie, vgl. Allg. Ztg. 10. April 1847, Beil.

Pedralli, Limari, Bonelli, Contini, Doveri hervorragen. In manchen Gegenden Italiens pflegt man diese Studien nur etwas zu einseitig und auf Kosten anderer Disciplinen *). Nehmen wir noch hinzu, daß das, übrigens oft nur zu sehr begründete **), zurückhaltende Benehmen der italienischen Gelehrten gegen die des Auslandes sich bedeutend modificirt hat, daß ferner die besten Schriften der Deutschen, Franzosen, Spanier und Engländer (darunter auch die Werke von Möhler, Walter, Phillips, Alzog, Balmes, Donoso-Cortes) in Uebersetzungen in Italien heimisch geworden sind; nehmen wir hinzu noch alle bereits von uns besprochenen Leistungen der unmittelbaren Gegenwart — so stellt sich deutlich heraus, daß nicht nur die Literatur und das wissenschaftliche Streben auf der Halbinsel keineswegs, wie man bei uns so gern sich dachte, in völligem Verfall sind, sondern daß auch ein neuer Aufschwung darin gerade jetzt sich kund gibt, der in seiner normalen Fortentwicklung die geistige Erneuerung und Restauration im Leben bedeutend zu fördern geeignet ist.

Man hat unzähligemal behauptet, in Italien sei es

*) In der Lombardei — so klagte die Civiltà cattolica vom 17. Sept. 1853 — sieht man allzusehr auf physikalische und mathematische Kenntnisse, wobei die religiöse und moralische Erziehung, die ästhetische und stylistische, sowie die eigentlich philosophische Bildung hintangesetzt wird. Die Zeit wird die Nachtheile dieses Verfahrens immer mehr enthüllen. Bei einem bedeutenden Theile des Klerus ist dagegen die Bildung vorherrschend belletristisch, und es gebricht ihm noch sehr an gründlicher Theologie.

**) „Es mag hin und wieder vorgekommen seyn, daß einzelne unserer Gelehrten, bedeutenden Celebritäten dieses Landes gegenüber, auf ein etwas zu hohes Pferd gestiegen sind und Urtheile aussprachen und Lehren gaben, als ob diese welterfahrenen, gründlich und tief denkenden, auf nationaler und sittlicher Würde ruhenden Männer vor ihren Kathedern in Deutschland säßen." Allg. Ztg. 25. Okt. 1846. Beil. Nr. 298.

eben nur der Katholicismus, der das Aufkommen eines wahren wissenschaftlichen Sinnes hindere, der die Entfaltung freier geistiger Thätigkeit despotisch niederhalte; in dieser Klage stimmen die Mazzinisten und die Männer der „innern Mission", die eingebornen Demagogen und die Sendlinge der ausländischen Propaganda ganz genau überein. Dagegen belehrt uns ein Blick auf die neueste italienische Literatur, daß gerade die vom Geiste der Kirche beseelten Männer die ersten Zierden derselben sind, und am meisten wissenschaftliche Bestrebungen anregen und pflegen; daß gerade die lebendige Einwirkung katholischer Ideen auf diesem Boden allein wahrhaft großartige Erscheinungen hervorzubringen vermag; daß hier gerade das wahrhaft Nationale mit dem Katholischen Hand in Hand geht, wie es allein dem drohenden Verderben und der einbrechenden Corruption im Individuum, in der Familie und im Staate, in Politik und Moral, im Wissen und im Leben erfolgreich widerstehen kann. Wohl gaben die neuen Revolutionen Anlaß und Anstoß zu vielen bedeutenden Leistungen, aber eine wahre Causalität kann ihnen hierbei Niemand vindiciren; das beseelende Element, das durch die edelsten Geistesprodukte hindurchgeht, ist der katholische Gedanke, und das Uebrige zeigt sich in dem Maße ungenügend und verkümmert, als es von diesem sich entfernt hat. Die alte Lüge, die Kirche habe in Italien die Wissenschaftlichkeit unterdrückt, die man aus theils entstellten, theils ganz und gar erdichteten Thatsachen zu beweisen suchte *),

---

*) Ein eklatantes Beispiel der Unwahrheit in der Schilderung italienischer Bildungszustände bei den deutschen Protestanten findet sich in einem Aufsatze von Cramer (Ueber den Einfluß des Christenthums im Abendlande auf das Studium fremder Sprachen) in Niedner's Zeitschrift für hist. Theol. (1848, 3. Heft, S. 489, 490), wo es unter Anderem heißt: „Noch in unseren Tagen hat Gregor XVI. die Lehrkurse der Philosophie und Mathematik suspen-

hat mehr und mehr an Anhängern verloren; die „gründliche Wissenschaft“ aber der Voltairianer und Encyklopädisten des neunzehnten Jahrhunderts, die mit den alten nicht einmal in Feile und Glätte des Ausdrucks, noch an Feinheit der Redeformen verglichen werden können*), dürfen wir getrost den Gegnern überlassen. Die einzige „Civiltà cattolica“ ist genügend, jene alte Lüge völlig zu zerstören. Bis herab auf die unmittelbare Gegenwart ließen die Päpste stets es sich angelegen seyn, Gelehrte und Künstler aufzumuntern und zu belohnen, zu fördern und zu unterstützen**). Man müßte die Geschichte aus dem Wege räumen, wollte man diese Thatsache unterdrücken.

---

dirt, und erst der freisinnigere Pius IX. die Abhaltung derselben wieder gestattet.“ Unter Gregor's Pontifikat waren an der Sapienza, am römischen Collegium und anderen Lehranstalten dieselben Lehrstühle für diese Wissenschaften wie jetzt; die Philosophie umfaßte einen zwei- bis dreijährigen Cursus, worin in specie Logik, Metaphysik, Moral-, Rechts- und Religions-Philosophie, Elementarmathematik, Integral- und Differential-Calkul, sowie Astronomie vorgetragen wurden. Ein Blick auf die gedruckten Programme und Arbeiten in diesem Gebiete, sowie auf das römische Staats-Handbuch konnte eines Besseren belehren. Nicht minder abentheuerliche Behauptungen curfiren über das römische Volks-Schulwesen, worüber man vielfache Belehrungen aus der Schrift des jetzigen Cardinals Moriechini (Degli istituti di publica carità e d'istruzione primaria in Roma. Saggio storico-statistico. Roma 1835) schöpfen kann.

*) Es genügt, die liberale Presse Piemonts zu betrachten, wo z. B. ganz gleichgesinnte Journale, wie der „Nazionale“ und die „Gazzetta del popolo“, sich wechselseitig vili, ladri, calunniatori, birbanti u. s. f. tituliren, wo die pöbelhafte Schmähung alles Verehrungswürdigen in geistloser Gemeinheit statt in Form des Witzes und der Satyre sich ergeht.

**) Vgl. Wisemann: Zusammenhang der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung mit der geoffenbarten Wahrheit, in Haneberg's Uebersetzung, bes. S. 517, 518.

Doppelt interessant wird uns aber die Betrachtung der neueren italienischen Literatur, wenn wir zurückblicken auf das enorme Freudengeschrei, mit dem noch vor sieben Jahren die verschiedenartigsten Geistesprodukte, wenn sie nur das Gepräge der liberal tingirten Modekultur an sich trugen, allenthalben willkommen geheißen und ausposaunt wurden. Damals sah das Hauptorgan dieser vornehmen weltläufigen Bildung, die Augsburger Allgemeine Zeitung, überhaupt Alles in Italien in einem rosenfarbenen Lichte, und nahm jeden Flitter für ächtes Gold; ihre Correspondenten jauchzten den „christlich-nationalen" Ideen eines Gioberti und Consorten entgegen als einer neuen Restauration, einer geistigen Auferstehung Italiens in politischer, wie in religiöser und literarischer Beziehung *). Während man von geistiger Erhebung träumte, trat aber ein tiefer Fall ein; man schien bewußtlos über einem Abgrund zu schweben, und merkte das Fallen erst, als man in die Tiefe hinabsank; erst jetzt, als man unten am Boden war, konnte von einem allmähligen Emporsteigen wieder die Rede seyn. Seitdem die Ereignisse gezeigt, welche Früchte jene neue Aera hervorgebracht, wie unerwartet trübe und regnerisch die gepriesene herrliche Eos sich endigte, wie viel Schmutz und Unrath sie zurückließ, der erst mühsam wieder hinweggeräumt werden mußte, seitdem der Abgrund der bisherigen Verirrungen sich ganz enthüllte, der Schwindel, der die Geister ergriffen, nachließ: erst da wurde eine gesunde, die Sicherheit ihres Bestandes in sich tragende Entwicklung möglich, erst da konnte besonnene Klarheit, wie sie das Gedeihen der Wissenschaft erheischt, wieder sich geltend machen. Die wahre geistige Regeneration ist also erst jetzt im Gange; ein segenreicher Aufschwung des italienischen Geists steht erst jetzt zu erwarten, wo die Illusionen des „Primato" vernichtet, der Pseudokatholicismus der verkappten Revolutio-

*) Vgl. bes. Allg. Ztg. 22., 23. Mai, 24. Juni 1847 Beil.

näre entlarvt, die Rückkehr zu den katholischen Principien allgemeiner und aufrichtiger geworden ist. Nicht in der jährlichen Abhaltung wissenschaftlicher Congresse, die man so oft politischen Parteizwecken dienstbar gemacht hat, nicht in der ungezügelten Freiheit der Presse, von der meistens nur das Schlechte, das Rohe und Geistlose den Vortheil zieht, nicht in der wachsenden Anzahl von Büchern und Autoren, die oft nur die Seichtigkeit fördert und die Schaar der Halbwisser rekrutirt, können wir die Bürgschaft für eine bessere Zukunft und eine schönere Entfaltung der italienischen Literatur erblicken, sondern in der bewußten und angestrebten Rückkehr zu gesunden, positiven, katholischen Grundsätzen, und in dem entschiedenen Bruche mit jenen Truggespenstern des Abgrunds, die das Land in die tiefsten Gefahren gebracht, mit jenen verkehrten Ideen und Begriffen, die sich dem prüfenden Geiste als haltlos und in der Praxis als Unheil und Verderben bringend erwiesen.

Regt sich aber allenthalben in Italien ein besserer Geist in den literarischen Erzeugnissen, so könnte nur Sardinien eine Ausnahme zu machen scheinen, in dem das tolle Gebahren der Revolutionszeit perpetuirlich sich forterhalten will. Allein auch hier sind die anarchischen und radikalen Doktrinen noch bei weitem nicht so verbreitet und festgewurzelt, als es äußerlich den Anschein hat. Wohl existiren unzählige liberalen Blätter und Journale mit destruktiven Tendenzen; aber ihr öfteres Untergehen und Wechseln, ihre geringe Verbreitung und die kümmerliche Weise, in der sie ihre Existenz zu fristen genöthigt sind, beweisen, daß sie keinen bedeutenden Anklang gefunden, und solchen auch nicht so bald zu erwarten haben. So ging der „Tricolore" unter; „il Lampo" soll ihn ersetzen; statt des Costituzionale" entstanden der „Osservatore Piemontese", der „Sabato", das „Diritto", der „Nazionale". Letzterer *) trat auf, als wenn er eine Unzahl

*) In seinem Programm vom 15. Okt. 1853 sagt er: Ho nel cuore

von Abonnenten zählte; bald darnach zeigte eine Erklärung der Herausgeber, daß er sehr viele eingebüßt und nur noch deren 140 zähle. Ebenso ergeht es den meisten andern Blättern Piemonts; ohne die ministerielle Unterstützung und ohne die demagogische Verbrüderung würden weder das „Parlamento", noch die Organe der Republikaner „Italia e popolo", „Voce della libertà" u. s. f., auch nicht einen Monat bestehen können. Der großsprechende „Nazionale" ging vollends unter in Folge der zwischen Redaktion und Mitarbeitern ausgebrochenen Zwistigkeiten; ein Gleiches ist vielen ähnlichen Journalen begegnet. Daß in Sardinien kein Blatt sich halten konnte, das mit dem Katholicismus in der Religion den Constitutionalismus in der Politik verbindet, haben wir bereits bei einer andern Gelegenheit bemerkt; das an die Stelle der eingegangenen „Patria" getretene katholisch-constitutionelle „Piemonte" sieht ebenso einem baldigen Untergange entgegen. Außerdem sind die eminentesten Männer des Landes, die man sorglich von öffentlichen Geschäften ferne hält, geradezu der am Ruder befindlichen Faktion entgegen. Wir werden übrigens demnächst die piemontesischen Zustände an dem Punkte wieder aufnehmen, bis zu dem wir sie im vorigen Bande geführt; für jetzt genügt es zu bemerken, daß die dortigen Liberalen selbst so ziemlich die Bedeutungslosigkeit und den geringen Erfolg ihres gelehrten und populären Journalismus eingestanden haben *), und ihr ganzes Be-

---

l'Italia, sulle labbra lo sdegno, e sorgo impugnando il flagello." Ein Hauptmitarbeiter des „Diritto" ist der von uns schon genannte geistliche Apostat Ausonio Franchi. Von derselben Art sind die Arbeiten des unwürdigen Priesters J. M. Bertetti für die „Opinione".

*) Predari im Bollettino n. 82 p. 1 sagt: „Die in der letzten Zeit in Piemont entstandenen literarischen Zeitschriften hatten weder an der Preßfreiheit, noch an den financiellen Mitteln der sie herausgebenden Gesellschaften hinreichende Nahrung zu ihrem Bestehen und

nehmen die geistige Ueberlegenheit der von ihnen bekämpften kirchlichen Presse constatirt.

So berechtigen die literarischen Zustände Italiens uns allenthalben zur Hoffnung einer besseren Zukunft. Aber unter den das Leben der Völker bestimmenden Elementen ist die Literatur wohl ein sehr wichtiger, aber nicht der einzig entscheidende Faktor; sie ist ein mächtiger Hebel, aber er reicht allein nicht aus. An revolutionären Zündstoffen fehlt es in Italien nirgends; theils sind es allgemeine, wie sie in allen modernen Staaten mehr oder weniger sich finden, theils besondere, die aus den eigenthümlichen Verhältnissen dieses Landes und der einzelnen Territorien hervorgehen. Den Regierungen bereiten diese Zustände und dazu die Nachwirkungen der letzten Revolution immense Schwierigkeiten; da ist die Stellung der Grundeigenthümer zu den Bauern und der Uebermuth der hochbegüterten Aristokratie, dort die mißliche Lage der Finanzen, dort die durch Vermischung alter und neuer Institutionen in die Legislation und Administration gebrachte Verwirrung der besondere Stein des Anstoßes; dazu kommen Mißgriffe einzelner Regierungen, allzuschroffe Centralisation, Verletzung provincieller Rechte, Druck der Auflagen, falsche Spekulationen in der Merkantilpolitik und steigende Erwerbslosigkeit unter vielen Classen; dann die unermüdliche Thätigkeit der Emissäre Mazzini's, die enge Verbindung der geheimen Verbrüderungen und Sekten unter sich und mit dem Auslande, die Macht der aufgestachelten

---

Gedeihen. Das schwankende Benehmen der Mitarbeiter, ihre vom Zufall abhängigen, buntfarbig gemischten, daher unzusammenhängenden, regel- und ordnungslosen Leistungen, leer von Bedeutung, ohne Sinn und Interesse hat sie theils an Hunger und Mangel untergehen lassen, oder ihnen nur ein klägliches, blindes und stummes Leben vergönnt, so daß das Land kaum noch von ihrem Bestehen Notiz nimmt."

Leidenschaften, die Furcht eingeschüchterter Mitwisser vor dem meuchlerischen Dolche, der jede Enthüllung rächen soll, die Vielseitigkeit der in Bewegung gesetzten Mittel der Propaganda — das und noch vieles Andere mag die trübsten Besorgnisse einflößen. Sicher sind die Revolutionen von 1848 und 1849 nicht die letzten in Italien gewesen; ohne Zweifel brechen bei günstiger Gelegenheit wieder neue hervor; allein sie werden die conservativen Kräfte nicht mehr so unvorbereitet und so ungerüstet, sie werden sie weit mehr gekräftigt und compakter geeinigt finden, als es bei ihren letzten Eruptionen der Fall war. Vorerst muß freilich noch die bewaffnete Macht der Oesterreicher in der Lombardei, in Toskana und Parma, wie die der Franzosen in Rom die stürmischen Kundgebungen der Geheimbündler niederhalten und die Sicherheit des ruhigen Bürgers wahren; jenen verruchten Bösewichtern gegenüber ist es allein das Militär, das noch frommen kann, nur die stärkere physische Gewalt hält sie in Schranken; von dem eigentlichen Volke ist dagegen weniger als je zu befürchten. Noch stehen die Scheußlichkeiten der jüngsten Revolution zu lebendig vor seinen Augen, und die Herrschaft des Radikalismus in Piemont ist ganz dazu geeignet, das übrige Italien von solchen Glückseligkeiten völlig abzuschrecken; nirgends wird mehr der Wunsch einer Vereinigung mit Sardinien laut; von Karl Albert's Nachfolger als „Re d'Italia" will Niemand mehr wissen; und in diesem Lande selbst fängt das Volk an, der schlechtgespielten Komödie überdrüßig zu werden, die an sich weit weniger gefährlich ist, als die in ihrem Gefolge befindliche Demoralisation. Langsam schreitet inzwischen anderwärts das Werk der Reorganisation fort, im Kirchenstaate mit den größten Opfern, aber auch ohne zu schwere Belastung der Unterthanen; Toskana hebt sich um ein Merkliches wieder, und das kleine Modena, eines der glücklichsten Länder der Halbinsel, erfreut sich wohlgeordneter Zustände, denen jetzt auch Parma

nachzueifern scheint. Der König von Neapel hat sich in der Liebe seines Volkes neu befestigt; die Geißel der Cholera hat dort die Herzen Tausender wieder zu lebendigerer Religiosität gebracht. Der sicherste Damm gegen alle Bestrebungen der Aufrührer bleibt aber die Macht der katholischen Kirche, der Eifer ihrer Hirten, der Einfluß ihrer Erziehung, die Ueberzeugungskraft ihrer Lehre. Ihr galten in den letzten Stürmen die stärksten Angriffe der Feinde, und gerade sie hat am wenigsten gelitten. Sie hat sich, wie sonst immer, in der Verfolgung neu gestärkt, neue Kräfte entfaltet, und unter ihrem Banner die Tüchtigsten der Nation gesammelt, das Zerstörte wieder aufzubauen und neue großen Werke zu beginnen; unter ihrem Schutze wird auch das rege Streben in Kunst und Wissenschaft sein wahres Ziel erreichen, und seiner reichlichen Früchte im Leben nicht entbehren.

LVI.

Aus Oesterreichs vormärzlicher Zeit.

Dieser Tage sind von dem ebenso geistreichen als vielseitig gebildeten, anbei höchst ehrenwerthen Dr. Sebastian Brunner zwei Bändchen Erlebnisse erschienen unter dem Titel „Woher? Wohin? Geschichten, Gedanken, Bilder und Leute aus meinem Leben.“ Dergleichen Denkwürdigkeiten, von den ersten Regungen des Wahrnehmungs-Vermögens alle Phasen der geistigen Entwicklung durchlaufend und an ein Leben sich anschließend, welches nicht innerhalb der Wände

der Studierstube oder in der Umgürtung einer Lehrkanzel sich abspinnt, theilen immer ein höchst beachtenswerthes Stück der Zeitgeschichte mit; freilich nicht ein solches, welches durch Berichte über diplomatische Unterhandlungen, in Mittheilungen über Industriebeförderung, in Erzählung der Gesetzes-Fabrikations-Aktivität und in Wiederholung unerquicklichen Kammergeschwätzes sich erschöpft glauben möchte, sondern ein ungleich inhaltsreicheres, farbenfrischeres, lebenvolleres, dieweil es aus dem Leben hervortretend an das Leben selbst und nicht an dessen äußere Reglementirung sich hält. Ganze Wände mit gefüllten Büchergestellen vermöchten es nicht, das anmuthige Leben kleiner deutschen Städte im Beginn der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so anschaulich uns vor Augen zu stellen, wie das erste kleine Bändchen von des sel. Christoph Schmid „Erinnerungen." In gleicher Weise führen uns die vorliegenden beiden Bändchen die Misere der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts, wenigstens in Beziehung auf alles, was Unterrichts- und Kirchenwesen betrifft, ebenso palpabel vor Augen. Da darf man wohl von Wundern Gottes, von einem geheimnißvollen Wehen des Geistes sprechen, daß es noch Geistliche gibt, die zu einer höhern Ansicht von der Kirche, als der eines brauchbaren Surrogates der Polizei, und zu einer besseren Ueberzeugung ihres Berufes, als derjenigen einer kleinlich normirten Schreiberverpflichtung, sich durchgerungen haben.

Wir gedenken weder eine Beurtheilung von Hrn. Dr. Brunner's Buch, noch ein Referat über dasselbe zu schreiben, bloß einige Momente herauszuheben zur Rechtfertigung der Ueberschrift. Deßhalb mag unbedenklich mit dem begonnen werden, was dem Zeitverlauf nach in die späteren Lebensjahre des Verfassers fällt.

Durch den Baron Clemens von Hügel wurde Fürst Metternich auf Dr. Brunner aufmerksam gemacht. Am 18. Mai 1845 ließ er denselben zu sich rufen. Viele besternten

Herren harrten in dem Vorzimmer. Als der Thürsteher Brunnern anmeldete, ließ ihm der Fürst sagen: „er möge etwas Geduld haben, bis er mit den Herren fertig seyn werde; es dürfte nicht lange dauern.“ Brunner konnte auch bald in das Cabinet treten. Lassen wir ihn nun selbst sprechen. „Der Fürst“, berichtet er, „sprach über die kirchlichen Zustände und sagte ganz offen, daß ihn dieselben, wie sie gegenwärtig in Oesterreich seien, durchaus nicht befriedigten. Da war ich nun in meinem Fahrwasser. Als ich über eine specielle Bemerkung des Fürsten eine entgegengesetzte Meinung ausgesprochen, entschuldigte ich mich, daß ich mir die Freiheit genommen, meine Meinung offen zu sagen. Der Fürst erwiederte lächelnd: wenn ich wünschen würde, Sie sollen das, was ich gesagt habe, nur mit andern Worten wiederholen, so wäre es ja viel einfacher, mit Ihnen gar nicht zu sprechen. Als ich bedauerte, daß die kirchlichen Zustände immer so im Alten liegen blieben, und damit andeutete, warum denn er nichts thue, da er doch selbst von der Unhaltbarkeit des Vorliegenden überzeugt sei, hatte er natürlich gleich verstanden, wo ich hinauswolle, und sagte: „„Ja, sehen Sie, überall, wo es schlecht steht oder schlecht geht, da wird seit Jahren mein Name vorgeschoben. Mein Wirkungskreis ist in Vielem enger, als man meint; ich überschreite denselben nicht und lasse lieber schmähen über mich; das gehört zu meinen Grundsätzen.““ Er fragte mich, was ich von der deutschkatholischen Geschichte (die eben im Schwunge war) halte? Ich erwiederte: es sei darin kein Funke einer religiösen Bewegung, sondern sie sei einfach eine ziemlich schlecht verhüllte Vorläuferin einer demokratischen Revolution in Deutschland, daher der Jubel, mit welchem alle Blätter sie begrüßten. Der Fürst erwiederte: Sie sind ganz meiner Ansicht; haben Sie die Güte und verfassen Sie über diese Bewegung einen historischen Abriß; gehen Sie zum Herrn **, er soll Ihnen alle Drucksachen darüber und sämmtliche von den Gesandtschaften und Consulaten an mich eingelaufenen Berichte geben.“

„Mit meiner Arbeit war ich in einigen Tagen fertig. Der Fürst belobte mich wegen derselben über Gebühr, sprach darüber sehr günstig, und erzählte mir auch, nachdem er vom Johannisberg zurückkam, daß er selbe mehreren Herren, die ihn daselbst besuchten, mittheilte. Von nun an hatte ich bis zum Jahre 1848 öfter die Ehre, den Fürsten zu sprechen, und ihm mehrere Elaborate ähnlicher Art zu machen. Er selbst sagte mir: die nächste Bewegung der Zeit sei kirchlich und social; dieses werde aber von den Wenigsten verstanden."

Schreiber dieses ist in dem Fall, bezüglich des Angeführten Herrn Brunner's Wahrheitstreue bekräftigen zu können. Gerade in den Tagen, in welchen die erwähnte Schrift über das Rongethum verfaßt wurde, kam Referent einer Angelegenheit wegen öfters zu dem Fürsten. Da wurde, wie es in freien Augenblicken seine Gewohnheit war, über mancherlei Tagesbegebenheiten und Zeitinteressen gesprochen, somit auch über das Auftreten des schlesischen Apostaten. Ich habe, sagte dann der Fürst, einem talentvollen hiesigen jüngern Geistlichen alle mir zugekommenen Akten darüber zustellen und eine Schrift von ihm verfassen lassen. Er hat sie mir vor ein paar Tagen gebracht, nehmen Sie dieselbe mit und sagen Sie mir hernach Ihr Urtheil. Dasselbe mußte ebenso ausfallen, wie diejenigen, die der Fürst auf dem Johannisberge vernommen hatte; es war um so parteiloser, da Schreiber dieses zu jener Zeit Herrn Dr. Brunner kaum dem Namen nach kannte. Der Fürst, mit dem gefällten Urtheil vollkommen einverstanden, sagte darauf: das ist ein Talent, welches ich auf irgend eine Weise für die Staatskanzlei nutzbar machen werde.

Zu jener Aeußerung des Fürsten: „er lasse lieber über sich schmähen, das gehöre zu seinen Grundsätzen," macht Brunner folgende Bemerkung, welche die künftige Geschichtsschreibung ja nicht unberücksichtigt lassen darf: „Ueberhaupt hat Fürst Metternich einen großen Theil des Hasses, der ihm von Zeitungs- und Broschürenschreibern so reichlich zufloß,

der höchst liebenswürdigen Collegialität gewisser Herrn zu danken gehabt, welche ihre Verpflichtung, mit Metternich das Staatsschiff zu lenken, dahin zu verstehen schienen, daß sie demselben immer entgegen ruderten. Wie wurde da nach Volks- (d. h. Schreibervolks-) Popularität gehascht! Wie wurden da bei staatsmännischem Audienzen-Ertheilen liberale Phrasen gebrummt, nebenbei Seitenhiebe auf die finstere Staatskanzlei ausgetheilt, und bedauert, daß in Punkto Fortschritt Metternich's halber nichts anzufangen sei! Während man selbst mit aller Macht des Gewissens am alten Schlendrian festhielt, konnte man sich sehr wohlfeil mit ausgesprochenen Fortschrittswünschen einen guten Namen machen! — Ich weiß genau einen Vorgang und einen Moment, in dem es Metternich leicht gewesen wäre, seine Gegner (unter denen sich einer befand, der im Jahre 1848 zu der traurigsten Berühmtheit gelangte, mit der ein sonst an hoher Stelle gestandener Mann sich besudeln kann) zu verderben. Metternich war vielleicht zu nobel, indem er eine im Jahr 1846 ihm überreichte Schrift, deren Inhalt nur nach der Hand bekannt wurde, unberücksichtigt bei Seite legte. Während man sich der gemeinsten List und der jämmerlichsten Mittel gegen ihn bediente, lag in seinem wahrhaft noblen Charakter vielleicht nur der Fehler, daß er niedriges Treiben zu sorglos ignorirt hat und sich von der Gemeinheit seiner Feinde keine Vorstellung machen wollte."

„Einmal war die Rede über die Fluth verläumderischer Zeitungsartikel gegen ihn, welche in jenem Jahre besonders in preußischen und norddeutschen Zeitungsblättern losgelassen wurde. Da sagte im Verlauf der Rede der Fürst: Sehen Sie, von diesen Schmierern zu verlangen, sie sollen einem Zustand, den sie beurtheilen wollen, auf den Grund schauen, das wäre zu viel verlangt. Die Stelle eines Haus-, Hof- und Staatskanzlers hat Kaunitz unter Maria Theresia zuerst in's Leben gerufen. Dieser Kanzler sollte als Staatskanzler

zugleich mit den auswärtigen Angelegenheiten betraut seyn, und dieses Amt, in welchem die auswärtigen Angelegenheiten behandelt wurden, hieß von nun an die Staatskanzlei. So dauerte es bis zum Wiener Congreß. Da bildete Hardenberg zu Berlin ein Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Der Minister desselben war zugleich Präses bei den ministeriellen Verhandlungen aller Art, besaß somit auch im Innern bedeutenden Einfluß. Da hat es nun Oesterreich den Preußen nachgemacht; auch ich bin Minister des Auswärtigen geworden und präsidire den Minister-Conferenzen, nur mit dem Unterschied, daß ich auf innere Angelegenheiten deßwegen keinen Einfluß üben kann, weil in diesem Rath schon Alles gekocht ist und hier nur angerichtet wird zur Essenszeit. Ist nun die Suppe versalzen und das Essen verdorben, so erfahre ich das wohl, aber ich kann es nicht mehr anders machen. Meine Stellung verschafft mir also nur Kunde von allem Fertigen im Innern, aber sie erlaubt mir keinen Einfluß auf das Schaffen und Werden. Dem totalen Mißverstehen dieser meiner Stellung habe ich die Masse schiefer Urtheile und grundloser Klagen zu verdanken, die ich eben über mich ergehen lasse, ohne mich weiter um das Geschrei zu bekümmern."

Wie der Fürst hinsichtlich seiner Absichten mit Brunner gegen den Schreiber dieses sich äußerte, so scheint er auch gegen Andere sich geäußert zu haben; denn nicht lange darauf sagte der Bischof Lonnowicz zu Brunner: „Der Fürst führt Verschiedenes im Sinn; er will Sie in seiner Nähe verwendet wissen." Aber eine Stellung, bemerkte Brunner dem Baron von Hügel, durch die er dem kirchlichen Leben entfremdet würde, wünsche er nicht. Es konnte nicht fehlen, daß die Absichten des Fürsten in weitern Kreisen lautbar wurden. Geistliche und weltliche Herren, denen es ungelegen gewesen wäre, Brunner in dergleichen Verhältnissen zu wissen, sorgten redlich dafür, daß aus der Sache nichts werde. Einer vom josephinischen Ritus, der um seine Meinung über Brunner

gefragt wurde, sagte: „er ist nicht ohne Talent, aber durchaus kein Theologe.“ Wolle man aber einen einzigen Josephiner nennen, der den Namen eines Theologen mit Recht verdiente! Ein Anderer nannte ihn einen praktisch total unbrauchbaren Menschen. Ein Dritter bezeichnete ihn als einen phantastischen Schwarzmaler der Zukunft mit ein wenig (!) Darstellungsgabe, sagte ihm aber doch in das Gesicht: „Ihre Nebeljungen sind ein wahres Meisterstück; es wird sicher so kommen, aber man will es nicht glauben.“

Sicher war es Fürst Metternich, welcher die damalige Wiener Censur einer Blamage (wogegen sie jedoch längst schon gründlich abgestumpft war), Brunnern einem gerechten Aerger entrissen hat. Bald nach den Nebeljungen schrieb er den noch zermalmendern deutschen Hiob. Beide mögen, nebenbei gesagt, die letzten Bücher gewesen seyn, welche der verstorbene Ludwig von Haller gelesen hat; denn kurz vor seinem Tod sprach er sich gegen den Schreiber dieser Zeilen mit vollem Lob darüber aus; manche Stelle, bemerkte er, streiche er sich an. Diese und einige anderen Schriften des Verfassers wurden zu Regensburg gedruckt. Eines Tages kam eine Vorladung vor die Polizei-Abtheilung der Josephsstadt. Da wurde ihm angekündigt: dieweil er sechs Schriften ohne Censur-Bewilligung im Ausland habe drucken lassen, sey er in eine Strafe von 150 Ducaten verfallen. Brunner bemerkte: es sei sonderbar, daß Jemand, der total conservativ schreibe, noch Strafe bezahlen solle. Der Commissär bemerkte: er sei nur zum Vollziehen da, Brunner möge entweder bezahlen, oder um gnädige Nachlassung bei der obersten Polizeibehörde einkommen. Brunner erwiederte: „ich werde es probiren, weder das Eine noch das Andere zu thun; vielleicht geht es so auch.“

Nach ein paar Tagen ging er in die Villa Metternich und erzählte der Fürstin den Vorfall, unter geeigneten Glossen über den lächerlichen Formenkram, welcher denjenigen noch die

Hände binden wolle, die der von Gott gesetzten Obrigkeit das Wort reden oder schreiben. Die Fürstin milderte seinen gerechten Eifer; „lassen Sie es gut seyn, erwiederte sie, der Kopf wird Ihnen gewiß nicht abgerissen werden; ich werde schon dem Grafen Sedlnitzky sagen, was seine Leute da wieder angefangen haben." — Nach wenigen Tagen wurde er von dem Polizei-Commissär besonders höflich ersucht, ihm die Ehre eines Besuches zu geben. Da erklärte derselbe: die Censur-Sache sei auf eine ihm unerklärliche Weise beigelegt, er habe nur den Auftrag, Brunnern gelinde zu mahnen, er möge doch in Zukunft die Censur nicht umgehen.

Ueber damaliges Schul- und Kirchenwesen enthalten diese Erinnerungen die werthvollsten, wenngleich höchst niederschlagenden Mittheilungen. Sie sind um so gewichtiger, da Schreiber dieses vollkommen Uebereinstimmendes von einer Anzahl gerade der vortrefflichsten Männer bei verschiedenen Gelegenheiten vernommen hat. Schulplan und Religionshandbücher jener Zeit dienten eher dazu, allen christlichen Geist aus den jugendlichen Gemüthern wegzubeißen, als denselben anzuregen und zu entwickeln. Und da mag man sich noch über Revolutionen wundern! Es ist zwar in jüngster Zeit den Bischöfen eine Art Inspektionsrecht über die Gymnasien eingeräumt worden. „Soll dieß" — bemerkt der Verfasser, und wer wäre mit ihm nicht einverstanden? — „segensreich werden, so muß es eingreifen und wirksam seyn können, und sich nicht auf Klagen und Andeutungen beschränken."

Aus dem Schottenkloster wurde Brunner in das Convict der Piaristen nach Krems versetzt. Es ist in neuester Zeit viel Nachtheiliges über diesen Orden ruchbar geworden. Man kann keck sagen: die Staatsverordnungen haben denselben ruinirt. Deßhalb sagt Brunner sehr richtig: „es ist als ein völliges Wunder anzusehen, daß der Orden noch so ist, wie er ist." Wo das Staatsroß mit seinen Hufen, die da ius cavendi, inspiciendi, reformandi und spoliandi heißen, auf den

Boden der Kirche stampft, da wachsen keine Blumen mehr. Nicht als kirchlicher Orden, sondern als „Gymnasialmaschinerie" sind die Piaristen beibehalten worden; die damaligen Geistesvorwärtsschieber haben berechnet, daß fünf Gymnasien, mit Piaristen besetzt, nicht so viel kosten als ein einziges mit weltlichen Jugendabrichtern. Die Piaristen-Professoren erhielten 60—100 fl. (ohngefähr den dritten Theil eines Kutscherjahrlohns), woraus sie noch Frühstück, Kleidung, Wäsche, Schreibmaterialien anzuschaffen hatten! Der Eintretende hatte ein Noviciat von einem Jahr zu bestehen, während dessen er aber bereits auf das Schulmeistern sich vorbereiten mußte. Der innere Zusammenhang des Ordens war gelöst, der Bischof hatte ohnehin nicht viel zu sagen; sind dennoch einige ausgezeichneten Männer aus dem Orden ausgegangen, „so hat man sie als ein Wunder der göttlichen Gnade zu betrachten."

Ein solches müssen wir auch in denjenigen Weltgeistlichen erkennen, welche von dem Wesen und den Pflichten katholischer Priester, besonders aber von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß sie römisch-katholische und nicht national-kirchliche oder Staatspriester seien. Von dem Staatshandlanger, der nach Ertheilung der niedern Weihen Brunner und dessen Alumnatsgenossen anredete: „Sie haben nun Ihre Dienste dem Staate und der Kirche (also jener voran, diese soweit er es zuläßt) gewidmet" — hätten sie es schwerlich je erfahren können. Der bessere Geist hatte sein Wehen bei den Vielen schon begonnen, welche, die Treppe hinabgehend, zu einander sagten: „das war ein sauberer Kanzleisegen; war's doch, als seien wir zu Beamteten geweiht worden." Das Kirchenrecht hatte die Ahnung einer allgemeinen durch Gott gegründeten Kirche ebensowenig aufkommen lassen. Obwohl die Geistlichen auf solche Weise eingeschult wurden, fand man zu jener Zeit doch nicht rathsam, das Kirchenrecht durch einen solchen vortragen zu lassen; es hätte immer noch irgend einer zu incorrecten (nach Schreibersansicht) Extravaganzen sich können ver-

leiten lassen. Der Kirchenrechts-Professor mußte ein Laie seyn. Ueber den obligaten Leitfaden zum Studium dieser Wissenschaft sagt Brunner: „ein so heilloses Gesalbader und Hinken auf beide Seiten, eine so jämmerlich verzwickte Dialektik empörte mich in meinem Innersten.“

Als Seminarist wurde Brunner bei dem Examen einst befragt: Was ist Verstand, was ist Vernunft? Da er nicht alsbald antwortete, weil er über eine passende Antwort nachsann, herrschte ihn der Examinator an: „Wie, das nicht einmal wissen, für einen Theologen!“ — „„Freilich,““ erwiederte Brunner, „„im Büchlein steht: Verstand ist das niedere, Vernunft ist das höhere Erkenntnißvermögen.““ — „Nu, warum haben Sie das nicht gleich gesagt?“ — „„Weil,““ versetzte Brunner, „„die Definition zu dumm ist, nichts taugt, und ich mich auf etwas Gescheidteres besinnen wollte.““ Das Gescheidtseyn, sich Besinnen, Denken waren keine preiswürdigen Artikel; omne tulit punctum, wer prompt wiederholen konnte, was und wie es in dem gedruckten Büchlein geschrieben stand.

Die Vorlesungen über Katechetik und Methodik (gleich der sogenannten Einleitung, der Archäologie und andern derartigen Wissenschaften den Protestanten abgeborgt) betrachtet Brunner (andere tüchtigen Priester stimmen ihm bei) als reinen Zeitverlust für den Seminaristen. „Wem es Ernst ist,“ sagt er sehr treffend, „den Kindern die freudige Botschaft der göttlichen Wahrheit in das Herz zu senken, der wird es auch ohne das jahrelang dauernde Geleier von Regeln und Kunstgriffen segensreich zu thun vermögen; und wem es nicht Ernst ist, dem ist mit aufgestopeltem Regelwerk auch nicht zu helfen. Mir ist es nie zu Sinn gekommen, auch nur einen der hundert methodologischen und katechetischen Kunstgriffe in Anwendung zu bringen, und ich lebe trotz dieser Vernachlässigung der schmeichelhaften Ansicht, daß ich in der Schule wenigstens ebenso viel gewirkt habe, als irgend ein Katechet, welcher sich

vorgenommen, den strengsten Kunstanforderungen der Katechetik Genüge zu leisten."

Auf einer Reise an den Rhein hinaus im Jahre 1846 sah Brunner zu Landshut die Knaben des dortigen Waisenhauses ihr Maienfest unter Aufsicht der barmherzigen Schwestern feiern. „Da," sagt er, „wurde es mir recht klar, was für ein Segen auf jedem Institut ruht, bei dem man die Kirche, ich sage nicht einmal frei walten, sondern bei dem man ihr nur freie Luft, ihr nur wenigstens Eine Hand frei läßt. Wie sauber, nett, gutgenährt, rothwangig, ordentlich angezogen, wie heiter und fröhlich sahen diese Jungen aus! Um wie viel anders sehen solche Waisenkinder aus, wo die Bureaukratie ihre Pflege übernimmt, wo einige Tretmeister die Erziehung leiten und eine Verwaltung die kleinen Bissen vorlegt, die großen aber für sich behält." Dasselbe ist der Fall bei Spitälern, Kranken- und andern Wohlthätigkeits-Anstalten. „Wird der Segen des Almosens auf Kanzleifährten mit Schreibereien und Protokollen gespendet, muß so ein armer schäbiger Gulden ganze Rubrikengitter wie geflochtene Drahtsiebe passiren, bis er in so ein armes Menschenherz sickert, dann verliert er auch seine ganze Kraft."

Ueber das Jahr 1848 finden sich in dem zweiten Theil viele höchst berücksichtigenswerthen Mittheilungen. B. begann damals seine jetzt noch bestehende Kirchenzeitung. Da es in dem Programm hieß: Freiheit der Kirche soll ihr Banner seyn, kam in einer Buchdruckerei einer des Geschmeißes, welches sich Literaten nannte, auf ihn zu mit den Worten: „Sie sind schon der rechte Mann, um das Rumpelwerk der katholischen Kirche zusammenzubeuteln; schauen Sie nur, daß gleich die Ehe auflöslich und überhaupt das dumme beschränkende Zeug in dieser Richtung aufgehoben wird." Herentgegen betrachteten die Josephiner das Blatt als eine Calamität, ärger als alle radikalen Zeitungen. Wie hierauf die Juden sammt ihrem gekauften Troß gegen B. wütheten, mag man

in dem Buche selbst nachlesen. Man hat damals ihn und die ihm verbundenen Geistlichen für Gegner des Erzbischofs ausgegeben; was sie gewollt und wie sie zu demselben sich gestellt haben, ist in dem Buche offen dargelegt. Wer könnte dem, was S. 208 ff. über den seligen Erzbischof gesprochen wird, volle Anerkennung (auch in Bezug auf den Verfasser) versagen? Wer nicht durch diese beiden Bändchen zu der Ueberzeugung gelangt: Brunner sei eine grundredliche, deßhalb edle Natur, mit dem ist nicht zu rechten.

LVII.

Die Zukunft der Schweiz.

Es ist heute der 23. November, der Jahrestag des für die Katholiken unglücklichen Gefechtes in Gislikon, der Jahrestag des Unterganges der alten Eidgenossenschaft souverainer Stände. Im wehmüthigen Rückblicke auf eine unheilvolle jüngste Vergangenheit liegt der natürlichste Anlaß zur Frage: was wird die Zukunft der Schweiz seyn?

Die Schicksale der Völker liegen in Gottes Hand. Er hat sie mit einem Schleier umhüllt, welchen nur von Gott begeisterte Seher in Augenblicken der Gnade zu lüften vermögen. Der Mensch, welcher dieser seltenen Gnade entbehrt, kann nur durch Folgerungen aus bekannten Ursachen auf unbekannte Wirkungen schließen, und nur auf diesem langsamen und unsicheren Pfade eine mehr oder minder klare Voraussicht von der Zukunft gewinnen. So allein sind die Voraussichten von der Zukunft der Schweiz gewonnen worden,

welche hier ein treuer Freund derselben auch Andern mitzutheilen sich getraut.

Die Schweiz zählt 1,200,000 Protestanten und 900,000 Katholiken. In diesen Zahlen liegt das ganze Geheimniß ihrer jetzigen politischen Lage. Schon unter den Schriften Ulrich Zwingli's hat man einen Plan gefunden, wie den protestantischen Ständen Zürich und Bern, welche die reichsten und mächtigsten seien, das Uebergewicht über die katholischen Stände, welche jenen an Volkszahl, Reichthum und Macht nachstehen, errungen werden möge. Zwingli drängte Zürich und Bern zur Gewalt, zum Kriege gegen die Katholiken: diese (die sieben Stände Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis, die nämlichen, welche wir seit 1845 bis 1847 wieder vereint sehen) schloßen ein Bündniß zur Abwehr und Nothwehr. Sie siegten. Mehr als einmal ward Zwingli's Plan seither wieder aufgegriffen, mit mehr oder weniger Erfolg. Mit Hülfe der Franzosen gelang es im Jahre 1798 ihn völlig auszuführen. Die Katholiken wurden durch die helvetische Verfassung geknechtet, die Stände gingen in der Einheit auf. Durch das Machtgebot des Auslandes fiel zwar die Einheitsverfassung wieder in Trümmer, aber Zwingli's Gedanke verschwand nicht aus den Geistern. Er flüchtete sich in die Presse, in hundert und hundert Vereine, in geheime Gesellschaften, in die Gesetzgebungen und Verwaltungen, und arbeitete rastlos und bereitete sich Kraft, Ausdehnung und Gewalt, um zur rechten Zeit wieder triumphirend auf die Schaubühne zu treten. Als Unzufriedenheit und Unruhe die Gemüther aller Nationen ergriffen hatten, als die Kabinette Europas dem wilden Ungethüme der Revolution nur Nachgiebigkeit und freundliches Wesen entgegenzusetzen wagten, da stand Zwingli's Gedanke gewappnet wieder auf, und fiel, von treulosen Elementen überall subventionirt, über die wenigen Katholiken her, welche der völkerrechtlich anerkannten Ordnung der Dinge treu geblieben wa-

ren, und unterjochte sie. So wurden und sind die Protestanten Herren, die Katholiken Knechte.

Wird dieses Verhältniß bleiben? Wie gerne möchte der Freund der Gerechtigkeit die Frage verneinen! Nach dem natürlichen Gang der Dinge ist aber die Befreiung der Katholiken in der Schweiz aus der Knechtschaft des Protestantismus eine Unmöglichkeit. Er hat sich in diesem Lande mit dem Radikalismus verbunden. Dadurch ist seine Macht ausgedehnter und stärker geworden. Schon im Kriege gegen die Katholiken kämpften in den Reihen der Protestanten eine große Zahl abtrünniger oder verführter Katholiken, sie halfen ihre Brüder unter das Joch der Gewalt zwingen, halfen den Eid und Bund brechen, sie stimmen noch heute durch ihre Stellvertreter zur Unterdrückung der Katholiken. Zum Lohne für ihren Verrath untergraben ihre Obrigkeiten ihnen Glauben und Freiheit, und führen sie in die gleiche Knechtschaft, in welcher ihre Glaubensbrüder schmachten. Die Katholiken von Aargau, von St. Gallen, Genf, von Tessin, von Solothurn, von Graubünden, von Thurgau was sind sie anders, als Sklaven unter der Zuchtruthe der Protestanten und Radikalen? Wären sie im Jahre 1847 treu und redlich zu ihren um ihr Recht und ihren Glauben ringenden Glaubens- und Bundesgenossen gestanden, nie und nimmer würden die radikalen Herren in Bern es gewagt haben, den Krieg zu erklären, nie und nimmer würden sie als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen seyn.

Durch den Radikalismus ist der Protestantismus in der Schweiz allein herrschend geworden. Er schaudert vor keiner Gewaltthat, vor keinem Frevel mehr zurück. Die Geschichte der Schweiz von 1831 bis 1847, vor Allem aber die Geschichte von 1847 bis 1854 liefert hiezu eine Unzahl von Belegen, welche unabweisbar und unwiderleglich sind. Mag das brave, ächtkatholische Volk von Freiburg noch tausend Anstrengungen machen, die Ketten zu zersprengen, die seine

Polytechnikum wird zum eidgenössischen Schulrath promovirt. Dann ist das Netz gesponnen und gestrickt, den Geist der Schweizerjugend zu fangen; dann werden nicht nur alle Beamteten in Zürich ihre Bildung erhalten, es werden auch die züricherisch-schweizerischen radikalen Schulordnungen die Kantone durchfliegen, die Wirksamkeit der wenigen ächtkatholischen Anstalten hemmen oder gar aufheben, und überall allen Geist über den radikalen Leist schlagen.

Der Radikalismus der Schweiz hat noch einen furchtbaren Bundesgenossen, der ihm seine Gewaltherrschaft sichert. Dieser Bundesgenosse, welcher für die Zukunft der Schweiz zittern macht, ist die sich in unermeßlichen Verhältnissen ausbreitende Armuth und Entsittlichung. So groß und schauerlich ist die erstere, daß sogar ein erzradikaler Züricher, Dubs, entsetzt nach tiefeingreifenden Mitteln sucht, um ihr einen Damm zu setzen. Der Pauperismus wird in der nächsten Zukunft eine schwindelnde Höhe erreichen. Der Radikalismus will sich seiner durch materielle Mittel erwehren, er leistet ihr aber gerade dadurch mächtigen Vorschub. Die Schweiz wird nun bald von Eisenbahnen durchkreuzt und mit Fabriken bedeckt seyn. Sie sollen die Armuth heben; sie werden sie vermehren. Abgesehen davon, daß die schweizerische Nationalität durch diese Kanäle, welche den Wasserstrom aller Fremden und alles Fremden in die Schweiz leiten, der Verwaschung unterliegt, so werden aus den Gegenden, wo die Eisenbahnen nicht durchziehen, die Landes-Produkte nach den Eisenbahnen geleitet, und auf diesen weiter und zum Land aus geschafft, während sie jetzt und früher in den Orten ihres Ursprungs um billigen Preis auch für die Armen erhältlich waren. Schon jetzt, da nur die Transportmittel etwas besser sind als früher, gehen sogar aus der Urschweiz die unentbehrlichsten Lebensmittel, z. B. Butter, bis Basel und Paris. Die Preise sind in den Urkantonen so hoch, daß der Arme sie nicht mehr zu kaufen vermag. Der Gewinn, wel-

chen die Eisenbahnen ihren Unternehmern abwerfen mögen, bleibt nicht in der Schweiz, vermehrt den Reichthum der Schweizer nicht. Die Aktionäre sind zum weitaus größten Theile Engländer und Franzosen. Die erstern werden die Guineen beziehen und dafür Bibeln liefern; die zweiten werden ihren Einfluß, der in der Westschweiz schon sehr groß ist, noch mehr ausdehnen und der französischen Herrschaft die Wege ebnen. Auch die Fabriken sind, wie die allgemeine Erfahrung beweiset, nicht nur Sammelstätten der Armuth, sondern auch Pflanzstätten der Armuth. Die Kantone Glarus und Aargau zeugen von dieser traurigen Wahrheit. — Die Armuth nun ist überall, zumal aber in Republiken, der Knechtschaft verfallen. Mit der Vermehrung der Armen werden auch die Knechte des Radikalismus vermehrt. Die Freischaarenzüge in Wallis, in Freiburg und Luzern haben gezeigt, was dieser Troß in den Händen des Radikalismus zu üben im Stande ist. Die Novembertage von 1847, die Wahltage in Luzern, Freiburg und Tessin beurkunden, was ehrliche Bürger von ihm zu gewärtigen haben.

Mit der Entsittlichung in der Schweiz ist es so weit gekommen, daß sie sogar die gesundesten Theile angreift. Man hat in neuester Zeit gesehen, daß sogar conservative Katholiken ihrem Ehrgeize durch Versprechungen an die Wähler Befriedigung zu verschaffen wagten. Bei den Radikalen ist das schon seit Jahrzehnten im Schwange. Die Rechtsunsicherheit ist in despotischen Reichen vielleicht nicht größer, als in der schweizerischen Republik. In mehr als einem Kantone genügt es, nicht der radikalen Partei anzugehören, um alles Rechtsschutzes baar zu seyn. Die Gerechtigkeit ist wie zu Zeiten Virgils aus Rom, so jetzt aus vielen Schweizerkantonen verschwunden. Die Verbrechen gegen das Eigenthum nehmen furchtbar überhand. Das Beispiel der Aargauer-Regierung von 1841, der Regierungen von Luzern, Freiburg, Tessin, Thurgau vom Jahre 1848, hat mächtig zur Nachah-

mung ermuntert. Wie diese ihre Hände nach Kirchengut ausreckten, so greifen jetzt Hunderte nach fremdem Gute, mögen sie es in Kirchen, in Staats- oder Gemeindekisten oder in Privathäusern erreichen können. Die Lüderlichkeit und Unzucht, zwei Erblaster des Radikalismus, gehen mit frecher Stirne überall, in allen Ständen und Kreisen einher. Und über Alles streckt der herrschende Radikalismus den schützenden Scepter aus. Denn solche Elemente sind die feilen Werkzeuge seiner willkürlichen Gewalt. Er läßt sie gegen seine Widersacher, und wären es auch nur ruhige Recht und Freiheit suchenden Bürger, los, um ihnen zu zeigen, daß er Meister im Lande sei.

Wie wäre es unter solchen Umständen möglich, daß die 900,000 Katholiken von den 1,200,000 Protestanten sich je befreien könnten? Wie wäre es möglich, daß die rechtlichen, freiheitliebenden, ruhigen Bürger sich der Fesseln entwinden könnten, welche der Radikalismus um den Geist, um das Vermögen, um die sittliche Kraft des Volkes gelegt, und an die militärische und polizeiliche Centralgewalt in Bern geschmiedet hat? Wenn nicht ein Wunder jene Katholiken und die Schweizer überhaupt rettet, so sind, nach menschlicher Ansicht und nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, beide verloren. Die Republik wird nach und nach in auflösende Verwesung übergehen, und ihren Gifthauch über die Nachbarschaft verwehen.

Manche haben geglaubt und glauben noch, eine Einmischung der europäischen Cabinette, namentlich von Paris und Wien, wäre im Stande, die Schweiz von dem Untergange zu retten und sie durch eine neue Organisation wieder zu einer lebensfrischen Republik umzuschaffen. Wir haben diese Meinung nie getheilt, wir können ihr heute noch keine Wahrheit zugestehen, sofern unter jener Einmischung eine politische Reconstituirung der Schweiz verstanden wird. Wir glauben im Gegentheile, daß eine solche Einmischung den

Untergang der schweizerischen Republik nur befördern und beschleunigen würde. Es ließe sich nachweisen (vielleicht thut es einmal der Verfasser dieser Zeilen), daß die Einmischung der Cabinette in den Jahren 1814 und 1815 in die Reconstituirung der Schweiz am allermeisten zur Auflösung der alten Eidgenossenschaft souverainer Stände und zur radikalen Umgestaltung in eine Centralitätsrepublik Veranlassung gegeben hat.

Soll und muß man also an der Zukunft der Schweiz verzweifeln? Wir glauben, die meisten conservativen Katholiken in der Schweiz verzweifeln daran; wir können es ihnen nicht verargen. Aber es gibt doch noch ein Mittel zur Rettung der Schweiz aus der Gewalt des Radikalismus, ein Mittel zu ihrer gründlichen Heilung, ein Mittel, wodurch ihr Untergang verhütet, ihre Wiedergeburt bewirkt werden kann. Es ist dem Verfasser ein wahres Bedürfniß, ein ächter Herzenstrost, dieses Mittel öffentlich zur Sprache zu bringen und dessen unfehlbare Wirksamkeit zu beweisen.

Nicht Staatsverfassungen, nicht Regierungsformen, nicht Gesetze und Verwaltungen halten den Ruin einer Nation auf. Die wahre Freiheit und Gerechtigkeit der Völker hat nur eine einzige sichere Stütze, an welche sie sich anlehnen können, ihre Erziehung und Bildung nur eine einzige Gewähr gegen Verkommenheit und Ausartung. Diese rettende, befreiende, heilende, erziehende, segnende Anstalt ist einzig und allein die katholische Kirche. Der Plattkopf im Oregongebiete, der Menschenfresser in Neuseeland, der Indianer in Paraguay, der Japanese, wie der Römer und der Germane und der Helvetier — Völker von wilder roher Natur, wie von verweichlichten, verdorbenen Sitten — alle beurkunden, daß die katholische Kirche ihr Heil, ihre Leuchte, ihre Befreierin sei. Es ist den Völkern kein anderer Name gegeben, als der Name Jesus, kein anderer Heiland, als Christus der Sohn des lebendigen Gottes, und keine

andere Arche des Bundes zwischen Gott und den Menschen, als die katholische Kirche. Auch für die Schweiz und die Schweizer, und zwar für Protestanten wie für Katholiken ist nur noch in der katholischen Kirche die Möglichkeit zur Rettung aus dem jetzigen heillosen Zustande. Die katholische Kirche einzig und allein kann noch die Freiheit nicht nur der Katholiken, sondern auch aller Schweizer von dem Joche des Radikalismus herbeiführen.

In der Schweiz und anderswo wird man vielleicht befinden, daß das angedeutete Mittel bedenklicher sei, als der Zustand, gegen welchen es gerichtet werden soll. Man wird selbst von Seite derjenigen, welche dessen Wirksamkeit anerkennen, einwenden, daß gerade gegen die katholische Kirche der Kampf des Radikalismus eigentlich gehe, daß er gerade diese als seinen Hauptfeind aus der Schweiz auszutilgen strebe, und daß er darum gewiß niemals der katholischen Kirche freien Einfluß auf die schweizerischen Völkerschaften gestatten werde: denn dieß hieße für den Radikalismus so viel, als sich selber tödten wollen.

Aber so heroisch den Erstern das Mittel vorkommen mag, so wenig können sie es in die Länge zurückweisen, wenn sie Leben und Heil dem Tode und dem Untergange vorziehen. Die Andern aber mögen hier einige Winke hinnehmen, wie sie den Einfluß der katholischen Kirche sichern und fördern können und sollen. Sie kann ihre segensvolle Wirksamkeit unter christlichen Völkern nur da verbreiten, wo sie frei ist. Nach der Freiheit ihrer Kirche sollen daher die Katholiken in den Kantonen der Schweiz streben und all ihr Trachten richten. Wenn sie einig, beharrlich und thätig nach diesem Gute ringen, so werden sie es früher oder später doch erobern.

Die katholische Kirche hat in ihren Kantonen noch feste Wurzeln; es lebt noch der katholische Glaube in den Herzen. Den sieben Ständen, die seiner Zeit den Kampf gegen den Radikalismus wenigstens versucht haben, ist ihr Glaube

durch die Ereignisse nicht erschüttert, eher befestigt worden. Die Katholiken, obwohl jetzt die unterliegende Minderheit, machen doch eine solche Zahl aus, daß sie immer noch Achtung einflößen, und ihre Zahl ist im Zunehmen, während die der Andersgläubigen, wie überall, eher im Abnehmen. Die katholische Kirche endlich hat in der Schweiz ihre feste, auf Concordate gefußte Organisation und Hierarchie, sie genießt bundesrechtlicher, verfassungsmäßiger, ja zum Theil sogar völkerrechtlicher Anerkennung und Gewährleistung. Bemühe sich das katholische Volk, durch alle erlaubten Mittel, sie zur Wahrheit zu machen.

In dem Kampfe für die kirchliche Freiheit müssen die Hirten und die Gläubigen vereint auftreten, die Hirten voran, die Gläubigen bei ihnen und mit ihnen. Die 900,000 Katholiken der Schweiz haben sieben Bischöfe: den Erzbischof von Mailand, die Bischöfe von Como, von Basel, von Chur, von Sitten, von Lausanne und von St. Gallen. Die sieben Bischöfe stehen fünfundzwanzig Kantonsregierungen (da in jedem Kanton mehr oder weniger Katholiken sich befinden) und einer Bundesregierung gegenüber. Die Menge der gegenüberstehenden Regierungen ist allerdings ein großes Hinderniß für das freie kirchliche Wirken der Bischöfe. Es gibt da nur ein einziges Mittel, ihre Wirksamkeit möglich und gedeihlich zu machen. Es ist die Eintracht der Bischöfe. Wie sie einig sind im Glauben, so sollen sie auch einig seyn im Handeln, wie sie einig sind in der Lehre, sollen sie auch einig seyn in der Zucht und Disciplin. Die Bischöfe Deutschlands gehen ihnen mit dem Beispiel voran. Wie jene das Würzburger-Concil versammelt und zu einträchtigem Handeln im Kampfe für die Freiheit der Kirche sich vereint haben, so können auch die sieben Bischöfe der Schweiz sich versammeln und über gemeinsame Handlungsweise im Streben nach kirchlicher Freiheit sich verständigen. Sie üben hiemit ein kirchliches, aber auch ein politisches

Recht, welches ihnen nicht verkümmert werden kann. Bei den gegenwärtigen Zuständen in der Schweiz ist es ein wahres Glück, daß ein Erzbischof von Mailand und ein Bischof von Como sich unter der Zahl der Schweizer-Bischöfe befinden. Denn wollte man diesen von der Schweiz aus verbieten, sich über kirchliche Verhältnisse mit ihren Amtsbrüdern zu berathen, so würde wohl der Kaiser von Oesterreich sie gegen radikale Willkür zu schützen wissen. Wie könnte aber den Bischöfen die Ausübung eines Rechtes verkümmert werden wollen, welches allen Schweizern zusteht, und welches geradezu das Wesen der republikanischen Verfassungen der Jetztzeit ausmacht, das — Vereinsrecht? Bisher haben die Bischöfe der Schweiz aber noch nicht einmal den Versuch gemacht. Möge der täglich drohender auftretende Zerfall der Kirchenzucht, der Sitten und des Glaubens ihn nahelegen! Ein unverkennbarer Segen ruht auf den kirchlichen Versammlungen und Vereinen der Bischöfe. In jüngster Zeit ist es in Deutschland klar geworden, wo die vereinte bischöfliche Gewalt mit der Alles knechtenden Bureaukratie den beharrlichen und unfehlbar siegreichen Kampf eingegangen, während die frühere Vereinzelung die Kirche in unermeßlichen Schaden brachte.

Die katholischen Laien sollen aber auch bei und mit ihren Bischöfen seyn. Leider haben selbst diejenigen Kantone, deren Bevölkerungen noch treu an der katholischen Kirche hängen und deren Regierungen selbst mit ihr keineswegs verfeindet sind, auf dem politisch-kirchlichen Gebiete noch Vieles nachzuholen. Wir meinen die Urkantone. Uri und Unterwalden stehen nun schon mehr als vierzig Jahre nur im provisorischen Bisthumsverbande. Die bischöfliche Gewalt ist namentlich in Besetzung der Pfründen und Kirchenämter zu sehr beschränkt; die Disciplin läßt Manches zu wünschen übrig. Es mögen wohl die beiden Urkantone die Wiederherstellung des alten Vierwaldstädter-Kapitels, welches einst der

Reformation einen unüberschreitbaren Damm gesetzt, und die Erstehung eines Bisthums für die fünf Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug wünschen, und darum so lange den provisorischen Zustand beibehalten. Wäre das Schutz-Bündniß der sieben katholischen Stände nicht gewaltsam aufgelöst worden, so würde dieser natürliche Wunsch auch seine Erfüllung gefunden haben. Allein jetzt läßt sich an dessen Verwirklichung nicht mehr denken, und es ist daher höchste Pflicht und Zeit, daß Uri und Unterwalden sich an einen dauernden Bisthumsverband anschließen, damit sie auch des Segens der ordentlichen Bisthumsverwaltung genießen. Die Katholiken von Bern, Baselland und Genf sind durch völkerrechtliche Verträge diesen Kantonen einverleibt worden, unter dem ausdrücklichen Vorbehalt der Rechte der katholischen Kirche. Die Bestimmungen jener Verträge sind deutlich und bindend. Wenn die protestantischen Regierungen, wie es wirklich geschieht, die Confessionsrechte der Katholiken verkümmern, beschränken und unterdrücken, so haben die Bedrückten nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, Beschwerde über die Verletzung jener Verträge zu erheben. Da ist denn die Einmischung und Dazwischenkunft der europäischen Mächte, namentlich der beiden katholischen Schutzmächte Frankreich und Oesterreich, am Platze. Bisher hat freilich die französische und österreichische Diplomatie sich wenig um die Verhältnisse der Katholiken jener Kantone gekümmert, aber es läßt sich annehmen, daß nun durch die Erfahrung gebesserte Ueberzeugungen über sie herrschen. Auch im Kanton Aargau, wo der wüsteste und gewaltthätigste Radikalismus seinen eisernen Thron aufgeschlagen hat, stehen die Katholiken unter dem Schutze völkerrechtlicher Verträge. Oesterreich hat die Katholiken des Frickthals mit denselben Bedingungen an den Kanton Aargau abgetreten, wie die Katholiken des Schwarzwalds an Baden. Warum sollten jene ihren alten Schirmherrn nicht um Befreiung von der aargaui-

schen Tyrannei anrufen dürfen? Die übrigen Katholiken des Aargaus, die des Freienamtes, Badens und Zurzachs, sind im Jahre 1803, durch Napoleons Vermittlungsurkunde, nicht als Leibeigene den Protestanten überliefert worden, sondern als ebenbürtige, gleichberechtigte Mitbürger, mit voller Religionsfreiheit, und sogar mit ausdrücklicher Gewährleistung ihrer Klöster. Sollte Napoleon III. nicht auch hierin den Willen Napoleons I. ehren, wenn er von den seit fünfundzwanzig Jahren gegen die Katholiken des Aargau's verübten Gewaltthaten des Radikalismus Kenntniß erhält? Und sollte Kaiser Franz Joseph mit dem Rothdach, das er den von seinen Ahnen gestifteten Klöstern Muri und Wettingen zu Gries und Mehrerau geschlagen, die Schuld gegen die Stifter, die Schirmherrnpflicht über ihre heiligen Stiftungen völlig abgethan haben? Sollte er den Gräuel der Verwüstung an den Grabstätten seiner frommen Vorfahren hinnehmen? Wir können es nicht glauben, die Katholiken der Schweiz können es nicht glauben, obwohl die österreichische Diplomatie seit 1841 ihr Vertrauen tief erschüttert hat. Die Katholiken der Stände St. Gallen, Graubünden und Thurgau stehen unter Verfassungen, welche den Grundsatz der Gleichberechtigung der Confessionen an der Stirne tragen; die vom Stande Glarus haben überdieß feierliche Verträge für ihre confessionellen Rechte. Die Verfassungen der Kantone sind durch den Bund gewährleistet. Es ist allerdings wahr, daß solche Gewährleistung im radikalen Sinne für die Katholiken null und nichtig ist; aber die Beharrlichkeit unablässiger Beschwerdeführung muß auch hierin, wie in andern Dingen, endlich zum Ziele führen. Die Katholiken in den Kantonen Freiburg, Wallis und Luzern bilden die Mehrheit, die Radikalen die Minderheit. Die letztern sind im Besitz der Gewalt, die erstern die Unterworfenen. Aber ihre Verfassungen huldigen grundsätzlich der Demokratie, sie geben auch durch Grundbestimmungen der Mehrheit die Mittel an die Hand, zur Herr-

schaft zu gelangen. Warum haben die katholischen Mehrheiten diese Mittel noch nicht ergriffen und benützt? Es ist keine andere Ursache, wenigstens in Wallis und Luzern, zu finden, als Zaghaftigkeit und Uneinigkeit, gefährlichere Feinde der Katholiken, als der Radikalismus selber. Beweis hiefür liefert das wahrhaft heroische Freiburger-Volk.

Freilich wird man einwenden, wenn es auch den Katholiken in einzelnen Kantonen möglich werden sollte, die Freiheit für ihre Confession, für ihre Kirche zu erringen, so würde die Centralgewalt, welche eine antichristliche bleibt, nur zu bald wieder unterdrückend in das Kantonalgebiet eingreifen. Gewiß und unfehlbar wird es so geschehen, wenn nicht die Katholiken aller Kantone sich zu dem bei jeder Bundesversammlung zu erneuernden gemeinsamen Begehren der Freiheit ihrer Kirche vereinigen. Wenn unter den Protestanten noch ein Funke von Gerechtigkeitsgefühl glimmt, so werden sie solchem Andringen auf die Dauer nicht widerstehen können. Die Ueberwinder der katholischen Stände haben diesen Religionsfreiheit verheißen, sie ist auch durch den Wortlaut der Bundesverfassung (mit Ausnahme des Jesuitenartikels) gewährleistet, sie steht in den Kantonalverfassungen, sie beruht auf einer Menge von Verträgen, sie wird von Oesterreich's und Frankreich's Herrschern, ja sogar von dem Könige von Preußen, ihren Unterthanen gewährt und gesichert. Es ist unmöglich, daß sie den Katholiken in der Schweiz durch die Bundesgewalt auf die Dauer verweigert werden könnte. Aber die Katholiken müssen alle anderweitigen Versuche und Bestrebungen gegen die politische Bundesgestaltung fahren lassen, denn mit diesen werden sie nimmermehr zum Ziele gelangen; der Zeitgeist drängt unwiderstehlich überall zur politischen Einheit. Durch nichts dagegen sollen sie in ihrem *kirchlichen* Ringen und Streben und Kämpfen sich hemmen oder abschrecken lassen. Das Beispiel Irlands leuchte ihnen vor. Die Leiden der Schweizer-Katholiken sind mit

den von Irland seit dreihundert Jahren getragenen nicht zu vergleichen. Die irischen Katholiken haben Kerker und Tod, Noth und Hunger überwunden, sind ihrem Glauben und ihrer Kirche treu geblieben, und haben endlich auch die Freiheit derselben ihren Feinden abgerungen. Heut zu Tage gehen die Dinge rascher. Die Katholiken der Schweiz werden nicht solange das Joch tragen müssen, wie die Iren. Sie haben den großen Vortheil, in Mitte zwischen zwei katholischen Reichen zu leben. Die Irländer haben aber nicht nur die Religionsfreiheit errungen, sie haben auch nicht selten ihre Dränger, die Engländer, bekehrt. Das erwarten wir auch noch von den Katholiken der Schweiz. Möge die göttliche Vorsehung nur einen einzigen Mann erwecken, der ihnen so die Leuchte vortrage!

LIII.

Aphorismen zum Thema: was auf dem türkischen Boden endlich werden soll?

X.

Die Rajah-Religionen und die Freiheit; Verhältnisse in Albanien.

Die orthodoxe Kirche hatte also weder als gemeinsames Band, als unitas in necessariis, zwischen den Rajah-Völkern sich bethätigt, noch wußte sie im Laufe der Zeit die zehn Millionen ihrer Kinder gegen die drei Millionen der blutigen Dränger mit nachhaltiger Begeisterung und Freiheitsliebe zu erfüllen zur Abschüttelung des unwürdigen Joches. Eben weil

sie immer wieder und bei jedem der einzelnen Stämme die gesonderte und specifische Nationalkirche ist, vermochte sie weder das Eine noch das Andere. Doch will man der Logik zum Trotze ihr nachrühmen: „nur der Zähigkeit einer National-Kirche habe gelingen können, trotz der Unterjochung der ganzen Nation sich im Ganzen Jahrhunderte lang in derselben Bekennerzahl zu erhalten" *). Man will damit offenbar dem orthodoxen Nationalkirchenthum einen Vorzug einräumen vor der universalen katholischen Kirche. Als ob nicht diese Nationalkirchen, wenn sie wirklich auf das Volksthum ohne das Volksthum jenen Einfluß geübt, dann jedenfalls nur den geübt hätten, daß sie das Volksthum sofort in dem Zustande versteinern gemacht, wo es von der Unterjochung betroffen und hingenommen ward — im Stande der Sklaverei! Als ob nicht die nächste beste Statistik der Türkei von jenem Vorzug gerade das Gegentheil aussage! Die ganze Türkei zählt an katholischer Rajah in den beiden Welttheilen nicht mehr als etwa eine Million, und diese Rajah fand sich nie in compakten Massen, nirgends über ein größeres oder ganzes Volksthum verbreitet; überall war sie von Schismatikern umringt und durchzogen, und überall gereichte diese Trennung zum beiderseitigen Verderben. Mehr oder minder in solcher hülflosesten Zerstreuung, zum Theil erst Katholiken neueren Datums, leben von der katholischen Rajah: die 70,000 bosnischen Katholiken, von Moslimen und Orthodoxen furchtbar gedrückt, aller Kirchen und nahezu aller Seelsorge beraubt; die unirten Armenier, von den Schismatikern wiederholt auf's ärgste mißhandelt, so daß ihr Patriarch zu Constantinopel nur zu guten Grund hatte, jüngst öffentliche Dankgebete für die Siege der toleranteren Türken über die Russen auszuschreiben; die unirten und katholischen Griechen, schwach an Zahl, noch schwächer

*) Christophilos Alethes. S. 39.

an politischer Bedeutung; die unirten Syrier, Chaldäer und Andere in der Diaspora. Und dennoch hat das große centrum unitatis nicht mehr an den Islam verloren, als die Orthodoxie unter den günstigsten Verhältnissen; und was immer ihm geblieben, ist ihm nicht geblieben vermöge Volksthums, sondern rein vermöge der kirchlichen Einheit. Diese hat aber auch überdieß noch doppelt mehr gethan, als das orthodoxe Nationalkirchenthum. Denn erstens ging bei ihr die religiöse Conservirung nicht in kirchlich-politische Versteinerung über, bewahrte sich vielmehr einen frischen Lebens-Keim, der zumal seit dem letzten halben Jahrhundert kräftig emporschoß, nach Innen und Außen sich entwickelnd, langsam aber sicher um sich greifend.

Zweitens aber conservirte die katholische Einheit nicht nur das religiöse Leben, sie übte auch hervorragenden Einfluß auf die politische Stellung ihrer Rajah-Völklein, wo immer sie dieselben nur einigermaßen compakt und in natürlichen Grenzen abgeschlossen vorfand, was freilich bloß auf zwei winzigen Punkten muhamedanischer Erde zutraf. Wir lassen statt aller Beweise die Thatsachen der politischen Statistik sprechen. Montenegro ist bekanntlich zur eigentlichen Rajah nicht zu rechnen; abgesehen aber von diesem Volk der Schwarzberge mit seiner zweideutigen Industrie gibt es unter allen christlichen Stämmen der Türkei nur zwei, einen auf Europa's und einen auf Asiens Boden, die unter sultanischer Oberherrlichkeit ihre Freiheit ungeschändet bewahrt haben, und beide sind — katholisch. „Zudem", sagt selbst jener Bewunderer des orthodoxen Nationalkirchenthums, „lebten und leben noch heute viele (?) Bestandtheile gerade dieser katholischen Rajah in verhältnißmäßig unabhängigen Verhältnissen; die Maroniten standen Jahrhunderte lang unter ihren eigenen Emiren und hatten zwar viel von ihren halbheidnischen Nachbarn, den Drusen, aber wenig von den Türken zu leiden; andere Stämme, wie die albanesischen

Mirditen und Gueguen, bildeten ebenfalls bis auf die neueste Zeit fast ganz unabhängige Gemeinwesen mit ihren eigenen Stammfürsten an der Spitze."

Wir sprechen zunächst von diesen Katholiken Nordalbaniens, weil ihre Geschichte uns näher liegt und direkter in unsere Frage eingreift, dennoch aber die unbekanntere ist*). Die Zustände Albaniens überhaupt zu begreifen, ist vor Allem in's Auge zu fassen, daß es nicht von Einem Volksthum besetzt an die Osmanen fiel, sondern vier sehr verschiedene Völkerschaften dort neben- und durcheinander wohnen: die ursprünglichen Albanesen, dann Wlachen, Slaven und Griechen. Auch das religiöse Bekenntniß richtet sich nicht nach den verschiedenen Stämmen, denn es gibt im Süden orthodoxe Albanesen, wie im Norden katholische Slaven. Vielmehr hat die geographische Lage in soferne den Ausschlag gegeben, als der offenere Süden griechisch-gläubig, Mittelalbanien gemischt, der Norden des Landes dagegen, strategisch unzugänglicher und politisch stets mehr oder weniger frei und unabhängig, vorherrschend katholisch ist. Hier allein erhielt sich die politische Freiheit bis zur Stunde; früher gab es auch im Süden, an der Küste von Chimara und in den Bergen von Suli, orthodoxe Albanesen, welche einer völligen, durch sultanische Firmane verbrieften Unabhängigkeit von den benachbarten türkischen Autoritäten sich erfreuten und nur zur Heeresfolge verpflichtet waren; aber bis zu Anfang dieses Jahrhunderts waren auch die letzten jener Striche gänzlich unterjocht. Die Moslimen finden sich fast über alle Landes-

*) Wir verdanken unsere nachfolgenden Notizen zumeist dem gelehrten und sehr interessanten Werke des Dr. J. G. von Hahn, österreichischen Consuls für das östliche Griechenland, welches die Wiener Hof- und Staatsdruckerei 1853 unter dem bescheidenen Titel: „Albanesische Studien" als eine ihrer allbekannten Pracht-Ausgaben publicirt hat.

Theile verbreitet, allein nur eine kleine Minderzahl sind Osmanen, die große Mehrheit Nachkommen der alten Christen des Landes, und zwar meistens vom albanesischen Stamme. Sie bilden unter den Griechen die Aristokratie, und überhaupt die Herren der Situation nicht nur über die umwohnenden Christen, sondern auch über die Osmanen, also selbst über die Ausläufer des herrschenden Volkes im Reiche, welche nicht weniger als deren christliche Landsleute von der Gewaltthätigkeit und Tyrannei der moslimischen Albanesen erleiden, und in so strenger Abhängigkeit von diesen gehalten werden, daß türkische Bey's gar oft ihre eigenen Pachthöfe nicht ohne förmliche Erlaubniß der albanesischen Gouverneurs besuchen dürfen *). Solche Vortheile der Stellung, durch den einfachen Uebertritt zur Fahne des Propheten sofort zu gewinnen, übten eine fast unwiderstehliche Lockung auf das albanesische Volk, mit seinem unbändigen Freiheitssinn und einer kriegerischen Wildheit, welche die Albanesen, oder (türkisch) Arnauten, wie sie häufiger heißen, noch heutzutage zu dem gefürchtetsten Corps der Türkenheere macht. Ob orthodox oder katholisch, immerhin scheint Hr. von Hahn mit Recht zu bemerken: „der Grieche und Wlache opfere die politische Freiheit seinem Glauben, der Albanese dagegen ertrage den Druck so schwer, daß er die Befreiung mit dem Glauben seiner Väter bezahle, und namentlich gelte dieß von der Kriegerraçe, welche überall zum Islam übergegangen, wo es die Verhältnisse ihr nicht verstattet, sich strenge gegen ihn abzuschließen und sich unter der Standarte des Kreuzes selbstständige Geltung zu verschaffen."

So trat denn nicht nur am Anfang, als die Türken den Tod des weltberühmten albanesischen Heerführers, des immer siegenden Skanderbeg, benützten und das Land der Albanesen durch den Venediger Traktat von 1478 in ihre

---

*) Vgl. Urquhart's „Geist des Orients".

Gewalt brachten, die gemeine Kriegerkaste großentheils zum Islam über, um sofort die erschlagene christliche Aristokratie zu ersetzen, sondern noch bis vor wenigen Jahren „machte der Islam beständige Eroberungen sowohl gegen die griechische, als auch gegen die katholische Kirche“ Albaniens. In jedem der drei vergangenen Jahrhunderte riefen tiefbekümmerte Stimmen aus dem altchristlichen Lande in das Abendland hinein: über kurz oder lang würden sämmtliche Albanesen und Slaven zum Islam abgefallen seyn. Noch im J. 1760 ereignete sich ein belehrender Fall der Art. Die 36 orthodoxen Albanesen-Dörfer des Distrikts von Karamuratades seufzten unter dem täglich unerträglicher ansteigenden Drucke ihrer muhamedanischen Nachbarn; da beschloßen sie, sämmtlich und einmüthig, die nächsten vierzigtägigen Oster-Fasten auf das strengste zu halten, wenn aber bis zum Tage der Auferstehung keine Hülfe von Oben komme, dann den alten Glauben zu verlassen und zu dem ihrer Feinde überzugehen; der Charsamstag ging ohne Mirakel vorbei, und sofort jagten sie ihre Priester davon und holten sich Kadi und Imam; kaum aber war dieß geschehen, so sammelten sie sich und fielen über ihre alten moslimischen Dränger und nunmehrigen — Glaubensgenossen mit Feuer und Schwert, kein Geschlecht noch Alter verschonend, in so vernichtender Wuth her, daß ihr Name bald durch ganz Albanien gefürchtet war. Kurz, hier hatte eine Kirche die Aufgabe, im hartnäckigsten Kampfe mit der Nationalität den Glauben zu retten, und Hr. von Hahn steht nicht an, (S. 37) den katholischen Missionären zu bezeugen, daß ihr Werk es war, „welches allein das Vordringen des Islam in jenen Bergen hemmte und hemmt.“ Wenn der protestantische Missionär Fletcher z. B. dem katholischen Klerus im Orient überhaupt das Lob ertheilt, „daß er sich in vortheilhafter Weise vor dem aller andern christlichen Kirchen auszeichne durch größere Intelligenz, wie selbst im Aeußern durch Anstand und Sauberkeit“,

und Hr. von Hahn dasselbe durch den ganzen albanesischen Klerus bestätigt fand, so äußert er noch besonders warme Theilnahme für die Missionäre in den Bergen Nordalbaniens. „Die Entbehrungen, mit welchen sie in diesen ebenso wilden als armen Gegenden zu kämpfen haben, gehen nicht selten bis zum Mangel des täglichen Brodes, denn in harten Jahren müssen sie wörtlich Hunger leiden, weil sie nicht satt zu essen haben; der Dienst in diesen Missionen ist freiwillig, und dennoch verbringen viele Brüder ihre halbe, ja ihre ganze Lebenszeit in demselben; wer das stille, anspruchslose Wirken dieser Männer zu beobachten Gelegenheit fand, der wird ihr Andenken stets in Ehren halten."

Im Ganzen zählt so Nordalbanien noch 96,000 Katholiken in sieben Diöcesen, deren Seelenzahl vom Erzbisthum Antiwari mit 3000 Seelen bis zu den 28,000 des Bisthums Skodra aufsteigt. Den kirchlichen Zustand fand Hr. von Hahn „über Erwarten wohl geordnet"; die Kirchen zwar niedrig und klein, und in ihrem Innern höchst ärmlich, doch sauber und anständig und von den Pfarrkindern sehr fleißig besucht; keine Kirche nur noch in der Stadt Skodra, wo, bis der Pascha größere Freiheit gestattete, der Gottesdienst im Freien, zu Winterszeit aber vor den kleinen Hausaltären der reicheren Familien gefeiert ward. Dagegen besitzt Skodra unter seinen Bischöfen zwei Martyrer. Im schlagenden Gegensatze zu der Praxis, die orthodoxen Bischöfen nachgerühmt wird, starb Bischof Anton Niger am Ende des 17ten Jahrhunderts am Stricke, weil er gegen das sträfliche Verhältniß einschritt, das eine Katholikin mit einem Türken unterhielt; sein Nachfolger Anton IV. ward im J. 1718 ebenfalls gehängt, weil er durch seinen heiligen Lebenswandel und die vom ganzen Lande ihm erwiesene Verehrung dem herrschenden moslimischen Elemente gefährlich zu werden schien. Diese Thatsache leitet uns zu einer andern eigenthümlichen Erscheinung über, welche für ganz Albanien, wie

für die angrenzenden Provinzen von Macedonien, Thessalien und Epirus über kurz oder lang von großer Bedeutung werden kann. Es ist die Antwort auf die Frage: was wohl aus den um zeitlicher und politischer Vortheile willen seit Jahrhunderten zum Islam übergegangenen Christen, katholischen und orthodoxen, albanesischen und slavischen, geworden seyn möge? ob wohl aufrichtige Moslimen? Zwei faktische Erscheinungen unter diesen geben merkwürdige Auskunft.

Für das Erste nämlich existirt unter den türkischen Muhamedanern überhaupt eine Sekte oder Orden, genannt „Bektaschi", was die sonstigen Gläubigen des Propheten sich mit „Freidenker" oder „Freimaurer" oder auch „Atheist" übersetzen, und allem Anscheine nach ist dieser Orden nirgends stärker vertreten, als gerade in Albanien, wenn nicht vielleicht ebenso in Bosnien. Urquhart hat ein Paar dieser Bektaschi Albaniens kennen gelernt; sie tragen als Abzeichen polirte Tropfstein-Stücke aus der Höhle ihres Meisters Hadschi Bektasch um den Hals, und ihr erstes und einziges Dogma lautet: „mein Geldbeutel ist meine Seele, möge es ihm gut gehen;" folgerichtig ist Gott in allen Religionen oder auch in keiner, und zu allen stellt der Bektaschi sich auf den gleichen Fuß, mit der Modifikation, daß ein Christ Muselman, und ein Türk Jude werden könne, ein Bektaschi aber ewig Bektaschi bleibe. Hr. von Hahn hat auch wirklich bemerkt, daß bei Religions-Gesprächen mit moslimischen Albanesen ihr Sprüchwort: „da, wo das Schwert ist, da ist auch der Glaube", als treffliche Uebersetzung des Cujus regio illius religio, regelmäßig figurire. — Solchen nachgebornen Söhnen Muhameds nun war Bischof Anton IV. gewiß nicht gefährlich. Es gibt aber noch eine zweite viel zahlreichere und wichtigere Klasse derselben; dieß sind die sogenannten „heimlichen Katholiken", sowohl slavischen als albanesischen Stammes, die zum Theile vor kürzerer Zeit erst

durch ihre Eltern zum Scheine an den Islam gekommen, insgeheim aber wünschen, ihrer Kirche wieder öffentlich angehören zu können, zum Theil seit vielen Generationen die christliche Tradition unter sich bewahrt haben und ihrer Gelegenheit warten. Auch unter den Schismatikern gibt es solche „heimlichen Christen", die nur, vor unfürdenklichen Zeiten schon, türkische Namen angenommen, und daher bloß officiell als Muhamedaner gelten. Bei den Katholiken war auch diese Umgehung der Kopfsteuer strenge verpönt, und auch solchen Quasi-Apostaten versagte das Statut des albanesischen Provincialconcils zu Merkinje von 1703 den Sakraments-Genuß, wie es denn die kirchlichen Wohlthaten überhaupt von der offenen Renunciation abhängig machte. Der öffentliche Widerruf des Kryptokatholiken wurde aber in Albanien sonst stets mit dem Tode bestraft, und erst aus neuester Zeit noch ist das Schicksal des Dorfes Gilani bekannt, dessen Bewohner wegen ihres Rücktrittes zur katholischen Kirche unter schauderhaften Mißhandlungen nach Asien geschleppt wurden, und dort mehr als zur Hälfte umkamen, ehe ihnen noch die Bemühungen der Diplomatie die Erlaubniß zur Rückkehr von der Pforte erwirkten. Dennoch regt es sich jetzt allenthalben unter der äußerlich moslimischen Decke; die „heimlichen Katholiken" sind sehr stark an Zahl, wie man denn im Paschalik von Prisrend allein ihrer 8000 Seelen zählt: und wenn es über kurz oder lang zum Sturze des Türkenthums kommt, dürften die paar tausend Osmanen bald aus dem Lande gejagt, und der beharrlichen Moslimen unter den Einheimischen wenige seyn. Namentlich besitzt die katholische Kirche einen starken Cristallisations-Kern an den Bergen der Mirediten, und man kann ihr ohne Uebertreibung die größte Bedeutung für die Zukunft Albaniens aufs Bestimmteste weissagen.

Einen kleineren Bruchtheil des an sich in der europäischen Türkei nur die Griechen überwiegenden albanesischen

Ureinwohner-Stammes*) also bilden zur Zeit noch die katholischen Albanesen, und wieder einen kleinern Bruchtheil dieser jene Mirediten und ihre in gleicher Lage befindlichen nördlichen Nachbarn, die Gegen rc., welche unter den Nachkommen ihrer vor dreihundert Jahren erwählten Häuptlinge einen kleinen Staat bevölkern, zwar unter türkischer Oberherrlichkeit, aber sonst unabhängig, frei von jeder Abgabe und nur zur Heeresfolge verpflichtet. Ihre am Fuße der Berge wohnenden Stammesbrüder leben alle unter denselben Hemmnissen ihrer äußern religiösen Freiheit, wie alle andere Rajah; wenn sie z. B. auch Glocken haben, so dürfen dieselben doch nie ihre Stimme über die Thäler hin laut werden lassen, und das Wahrzeichen altkirchlichen Bodens, das öffentliche Kreuz, ist nirgends gestattet, u. s. w. Wie leicht erklärlich finden sich dort auch wieder „heimliche Katholiken" unter den moslimischen Albanesen. Ganz anders, wenn man aufsteigt in jenem Alpenknoten zwischen dem Norden Macedoniens und der Adria, wo am längsten der Kampf des Kreuzes gegen den Halbmond dauerte, und Held Skanderbeg einst an der Spitze der Bergvölker ein ungläubiges Heer nach dem andern vernichtete. Hier ist die Heimath der lateinischen Mirediten, „vom reinen Stamme Skanderbeg's", wie sie sich rühmen. Nach dem allgemeinen Maßstabe albanesischer Cultur scheinen die Mirediten eher voran- als zurückzustehen. Wenigstens zeigt sich der Engländer Spencer, der

---

*) Man schätzt die Urvölker der europäischen Türkei im Ganzen bloß auf etwa 8 Millionen, wobei das griechische Königreich auch noch mit gerechnet ist; nämlich Wlachen 4,500,000, Albanesen 1,800,000 (wovon 200,000 im griechischen Königreich), Griechen 2 Mill., wovon aber 800,000 auf das Königreich, 200,000 auf die jonischen Inseln treffen. Dazu 1 Mill. Griechen in der asiatischen Türkei, gibt für das ganze griechische Element nicht mehr als 3 Mill. Jenen 8 Millionen stehen nicht weniger als 7,200,000 Slaven gegenüber.

erst kürzlich noch mit einem jungen Mirediten-Missionär aus Wien jene Berge besuchte, sehr befriedigt *), während er von den Leuten der Niederung unter Anderm erzählt, als er im See von Presba mit der Angelruthe Fische gefangen, hätten dieselben, Christen wie Muhamedaner, ihn angestarrt wie einen Zauberer. Die schönste Zier der Mirediten ist aber die Treue und Tapferkeit, mit der sie ihre Freiheit Jahrhunderte lang vertheidigt. Sie hätten es nicht vermocht, wenn sie nicht strengstens jedes orthodoxe, wie jedes moslimische Element von sich ausgeschlossen. Aber es scheint nicht, daß dieß aus jenem principiellen Haß geschah, den die Orthodoxen

*) „Wir kamen durch einige von muhamedanischen Mirditen bewohnten Dörfer, die sich zum Unterschied von ihren christlichen Brüdern in den höhern Berggegenden Dscheghen nennen. Ich will nichts über ihre religiösen Gefühle sagen, mir schien aber, daß die Achtung, die sie meinem ihnen augenscheinlich wohl bekannten Gefährten, dem Missionär, zeigten, auffallender war, als sich mit dem sonstigen Benehmen guter Moslems vertrug... Endlich kamen wir auf eine schöne Hochfläche mit einem hübschen Dorfe und wohlgebauten Feldern; die kleinen weißen Kapellen mit lateinischen Kreuzen zeigten hinlänglich, daß wir auf dem Gebiet der lateinischen Mirditen waren. Auf unserer weitern Wanderung durch diesen abgeschlossenen Bergdistrikt sah ich mit Vergnügen eine Reihe kleiner Dörfer mit ihren Fruchtgärten und Feldern, auf denen Mais und Gerste die Haupterzeugnisse schienen; jeder anbaufähige Fleck war mit dem unermüdlichsten Fleiße angebaut, jeder Bach zur Bewässerung künstlich geleitet und zertheilt. An einigen begünstigten Stellen wuchs etwas Tabak zu ihrem eigenen Gebrauch, da und dort auf künstlichen Terrassen sah man die Rebe und den Wallnußbaum in der reichsten Ueppigkeit. . . . Der Missionär war offenbar in dem Stamme sehr beliebt, und von Alt und Jung als ein Heiliger betrachtet; er hatte eine große Sammlung kleiner Crucifixe und gemalter Madonnen- und Heiligenbilder mitgebracht, die er freigebig mit seinem Segen vertheilte; das Volk nahm sie an mit Ausrufungen der Freude und Bewunderung"; u. s. w. S. „Ausland" vom 1. Juli 1853.

nicht weniger, als die Moslimen den armen Lateinern widmen, und der folgerichtig nun allerdings so ausgeprägt gegenseitig ward, daß z. B. ein macedonischer Grieche, den Spencer kennen lernte, seine Landkrämerei nur dadurch bei allen drei Parteien zu treiben vermochte, daß er seinen Glauben je nach Umständen wechselte, unter den Mirediten Katholik war, in der Ebene, wo die Mehrzahl orthodox ist, die geschnitzten Bilder der lateinischen Wölfe verabscheute, und unter den Kindern des Halbmonds deren Religions-Ansichten sich fügte. Dennoch klagte das Oberhaupt der Mirediten selber vor dem genannten Touristen bitterlich: eben dieser blinde Haß sei die Ursache alles Unglücks der Albanesen, sonst hätten sie die Osmanen mit ihrem erniedrigenden Haratsch längst aus dem Lande getrieben.

Auch die muhamedanischen Albanesen selber hassen und verachten diese Osmanen auf's tiefste; einer ihrer Häuptlinge schilderte sie Spencern ausdrücklich als „eine gefräßige Raçe ohne Ehre und Glauben.“ Wirklich findet man auch die Mirediten und ihre nördlichen Nachbarn auf der Seite des Pascha Mustapha von Skodra in jener dunkeln und blutigen Geschichte, wo dieser leichtgläubig durch die russischen Versprechungen sich hinhalten ließ: wenn Diebitsch nach Constantinopel marschire, so sollte der Dynast von Skodra nicht nur unabhängiger Fürst in Nordalbanien bleiben, sondern auch noch mit Gebietszuwachs bedacht, und mit der faktischen Oberherrlichkeit über die Bey's von Albanien ausgestattet werden. Die Mirediten gelangten demnach damals nicht an den Balkan gegen die Russen; aber im Vertrag von Adrianopel dachte der Czar an Alles, nur nicht an den Pascha von Skodra mit seinen lateinischen Bundesgenossen. Und in der That scheint eine Vereinigung der letztern mit den Moslimen zur Vertreibung der Osmanen heute noch viel thunlicher, als mit den Orthodoxen. Schon in alter Zeit, als

die albanesischen Bergvölker durch das Recht der Eroberung zum serbischen Reiche zählten, trat der unversöhnliche Bruch derselben mit dem Schisma ein, indem mehrere Diöcesen des Mittel- und Alpenlandes um das Jahr 1250 zur katholischen Kirche zurückkehrten. Die orthodoxen Könige Serbiens verhängten schwere Verfolgungen über sie und alle Katholiken, soweit ihr Arm reichte; besonders wüthete noch Stephan Duschan gegen sie, aber eben mit ihm nahm auch die Herrschaft der schismatischen Serben über die Albanesen ihr Ende. So weit in das tiefe Dunkel jener Ereignisse historisch einzudringen möglich ist, folgten sich der Uebertritt des Landes zur katholischen Kirche, die Losreißung von der serbischen Botmäßigkeit und der Heldenkampf gegen den Halbmond untereinander wie Ursache und Wirkung; sowie die nordalbanesischen Dynasten ihre Unabhängigkeit erklärten, verbriesten sie dieselbe durch Lossagung vom Schisma und schwuren dem Papste den Eid des Gehorsams, und bis heute haben nur die katholischen Dynasten diese Unabhängigkeit bewahrt. Zu einer abermaligen Festsetzung des Slaven-Joches an der Adria zu helfen, haben sie kein Interesse, vielmehr das entschiedenste Gegentheil. Die Slaven würden ihnen nimmer an Freiheit lassen, was die Türken ihnen lassen mußten; darum werden sie, bis einst die Möglichkeit einer freien Gestaltung Albaniens aufleuchtet, immer für die Osmanen gegen die slavischen Uebergriffe streiten. Und darum mögen sie dießmal um so freudiger ihrer Pflicht der Heeresfolge nachgekommen seyn, und ihr Häuflein an die Donau gesendet haben, wo ihre altgewohnte Tapferkeit der Welt neuerdings kund ward. In soweit, und alle Sentimentalität ferngehalten, mag die Civiltà cattolica allerdings „mit Freuden, aber ohne Ueberraschung nicht wenige Thatsachen von Seite der katholischen Bevölkerung, Maroniten, Albanesen u. s. w., vernommen haben, welche die Treue eines katholischen Unterthanen gegen seinen ungläubigen Herrscher in ein glän-

zendes Licht stellen und beweisen, wie lebendig noch jetzt im Katholicismus jener alte Geist der thebaischen Legion sei."

In demselben Verhältnisse zum Sultanat, wie die Mirediten, lebt das Völklein der 150,000 Maroniten auf den Höhenzügen des Libanon, nur daß diese statt der Heeresfolge einen alljährlich nach dem Erndte-Ausfall angeschlagenen Tribut leisten. Auch bei ihnen stand die Lossagung vom Schisma und allmählige Rückkehr zur katholischen Einheit historisch in innigstem Bezug zu ihrer politischen Unabhängigkeit; so tapfer wie die Mireditten, haben sie diese Freiheit die Jahrhunderte hindurch mit den Waffen vertheidigt, in neuester Zeit unter vielen Leiden, die indeß wirklich von den Türken nicht verschuldet waren. Kaum mag es unter allen Stämmen des Orients größere Charakter-Unterschiede geben, als zwischen diesem asiatischen Reste der alten Syrier und jenem unbändigen Völklein an der Adria; und doch hat dieselbe Kirche sie zu demselben edlen Ziele geführt, hinter dem alle die großen und mächtigen Stämme der Schismatiker so weit zurückblieben, daß sie schwerlich mehr ohne fremde Beihülfe einen Schritt darauf hin machten! „Conservirt" hat die orthodore Nationalkirche, ja; aber nur soweit als das Volksthum selber auf mehr als halbem Wege entgegenkam, und dann hat sie dadurch „conservirt", daß sie dieses Volksthum einbalsamirte und also auf Discretion an die Türken überließ. So lernen wir in Nordalbanien und auch am Libanon!

XI.

Die Rajah-Völkerschaften zwischen Rußland und England mitteninne.

Aus dem Vorangeschickten dürften sich bereits klare Folgerungen für die innere Gestaltung ergeben, welche dem tür-

kischen Boden allmählig, und nach ihren Fundamenten jedenfalls noch durch den Abschluß des gegenwärtigen Krieges, werden soll. Wir wollen aber erst die Negative des Resultates behandeln. Vor Allem ist also eine uniforme christliche Staatseinheit von Innen heraus unmöglich: alle Bedingungen dazu fehlen, alle Hindernisse eines solchen Systems sind in vollstem Maße vorhanden. Die Stämme der Griechen, Bulgaren, Serben, Moldauwalachen, Albanesen, Montenegriner, Bosniaken haben in der Sündfluth der Osmanenherrschaft nicht nur ihren specifischen Volkscharakter gerettet, sondern er ist aus jeder politischen Krise nur noch halsstarriger hervorgegangen; so oft der gemeinsame Feind einen Augenblick der Ruhe gönnte, entbrannte die gegenseitige Eifersucht derselben unter sich; und wenn die gemeinsame Gefahr unter Stambul sie der Verschmelzung um keine Linie näher brachte, wie sollte es das Aufhören solcher Gefahr unter Byzanz? Am allerwenigsten halten wir eine neubyzantinische Einheit unter dem Scepter der Griechen für möglich, auch nicht einmal, wie Mark Girardin, als das kleinere Uebel, das mindest gefährliche und unparteiischste Auskunftsmittel. Wenn demnach unsere großen norddeutschen Politiker dabei beharren, „in Byzanz die durch Tradition und Natur der Verhältnisse bestimmte Hauptstadt Griechenlands und in Hoffnung die Residenz eines deutschen Fürsten“ zu sehen*) — so lassen wir ihnen die Freude und zudem die Wahl zwischen direkter oder indirekter Herrschaft des Fanariotenthums.

Könnte man denn aber nicht von Außen christliche Staatseinheit in der Türkei machen? Ein solches „Machen“ ist gewiß das endliche Ziel der Pläne Rußlands mit der türkischen Rajah, und eben so ist es das endliche Ziel der Pläne Englands, nur auf anderm Wege. Aber weder

*) Halle'sches „Volksblatt“ vom 8. Nov. 1854.

Rußland noch England will das Rechte auf türkischem Boden. England sucht ihn zu beherrschen mittels der Türken, Rußland mittels der Christen, beide aus unmoralischer Selbstsucht. Rußland will alle Neubildungen in der Türkei unter seinen Schutz gestellt wissen und unter der Form des Schutzes diese Länder vorerst als christliche Vasallen-Staaten beherrschen. England strebt ganz dasselbe an unter dem Vorwand definitiver Erhaltung der „Integrität der Türkei," und zur Sicherung seines Einflusses verlangt es völlige Gleichberechtigung der ganzen christlichen und moslimischen Population und Garantie des Grundbesitzes für die Europäer. Allerdings, sobald dem Türkenthum die Ausbeutung der unterjochten Völker abgeschnitten ist, so liegt ihm die Axt an der Wurzel; allein das Türkenthum vernichtet, ist noch nicht die Rajah gerettet. Dazu aber will weder Rußland noch England den rechten Weg einschlagen; und darum werden beide die Strafe ihres Egoismus erleiden. Die lügenhafte Heuchelei ihrer beiderseitigen Politik hat sich bereits schlagend genug an dem armen Griechenland erwiesen. Beide rühmen sich seiner Befreiung von den Türken, und beide waren stets auf's äußerste angestrengt, das unglückliche Ländchen zu irgend nöthiger Kräftigung und Verstärkung nicht gelangen zu lassen. So und nicht anders möchten nun sie beide auch mit der ganzen Rajah umgehen, um zu ihren Zielen zu gelangen. Aber es wird ihnen in dem Augenblicke mißlingen, wo sie das Sultanat so weit gebracht haben werden, daß es wie ein gezähmtes Raubthier aus der Hand frißt. Die Stämme der Rajah zeigen täglich mehr, daß sie immerhin noch lieber türkisch als kosakisch sind, denn die Türken gehen nicht principiell auf Vernichtung der Nationalitäten aus, wie es die Russen thun. Sobald aber England seinerseits den andern Weg zu derselben Vernichtung antreten, d. i. das Verbrechen moderner Civilisirung der Türkei wagen wollte, würde die Rajah augenblicklich wieder den offenen Czaren-Armen zu-

eilen. Und während sie beide sich also im Schach halten, wird eine dritte uneigennützige Macht mit der Rajah den rechten Weg zu ihrem wahren Wohl einschlagen müssen, selbst wenn diese Macht sonst nicht wollte und mit den Dingen lieber unbehelligt bliebe.

Es ist ein gutes Vorzeichen für das endliche Heil der Rajah, daß wider Aller Erwarten und Wollen ein solcher Sturm zwischen die verstohlene Deckenspielerei der beiden Seelenverkäufer-Kabinette gefahren ist, wie man ihn nun von Sebastopol her brausen hört. Wie sie vor Monaten noch so traulich beisammen saßen, um in Liebe und Frieden die Herrschaft über zwei Welttheile unter sich zu theilen! Wie sie nur, als über dem Fell des Bären plötzlich der Hader entbrannt, einander so giftig bei Mann und Meile vorwerfen, was sie seit wenig mehr als 50 Jahren an Land und Leuten, an fremdem Hab und Gut gegenseitig verschlungen*)! Und wie Rußland seit dem bewaffneten Bruch so ganz specifischen Haß und exquisite Verachtung bei jeder Gelegenheit gegen den Weltherrschafts-Collegen von Gestern zur Schau trägt, gegen dasselbe England, dem es eben noch schmeichelte: bin ich mit Dir nur einig, so sorge ich nicht vor Oesterreich und kümmere mich

*) Dem Areal nach, gestehen die Engländer, sind die verschlungenen Länder unsererseits allerdings ungleich größer, aber sie liegen in — Hinterindien und an China. Dagegen ist die Grenze Rußlands gegen Berlin, Wien und Paris um 700 englische Meilen vorgerückt, um 500 gegen Constantinopel, um 1000 gegen Teheran. Seine Eroberungen in Schweden sind größer, als was noch Schweden ist, die von Polen fast so groß, wie Oesterreich, die in der Tartarei nicht kleiner, als die ganze europäische Türkei, Griechenland, Italien und Spanien dazu gerechnet, die von der Türkei in Asien gleich dem Flächenraum aller kleineren deutschen Staaten, die von Persien so ausgedehnt wie England. Von Peter I. (1689) bis zur Thronbesteigung Nikolaus' hat Rußlands Population sich von 15 auf 58 Millionen vermehrt, u. s. w.

gar nicht um Frankreich! Gegen dasselbe England, dem der Czar gestern noch von freien Stücken Aegypten und Candia als Drangeld für den welthistorischen Länderhandel bot — dasselbe Aegypten, über dessen allmählige merkantile Unterjochung durch England noch im J. 1851 nahezu der Krieg zwischen England und Frankreich ausgebrochen wäre; dasselbe Aegypten, dessen ungeheuren Werth für England die russischen Agenten unermüdlich ausrechnen, da es nicht nur eigentlicher Standort und Straße nach Indo-China sei, sondern auch an sich ein an den vollendetsten Despotismus gewöhnter und durch keinerlei Privateigenthum eingeschränkter Besitz, der im ersten Jahre schon 100 Millionen Franken reinen Ertrags abwürfe und in wenigen Jahren viermal so viel*). Für Aegypten, meinten die Czaren-Agenten, könnte England wohl die ganze europäische Türkei an Frankreich hingeben zu einem bonapartistisch-levantinischen Kaiserthum und zugleich zum — ewigen Krieg mit Rußland. Ganz gewiß; ohne Anstand an Frankreich, aber unter keiner Bedingung an Rußland!

Der russische Soldat aber weiß, daß sein Weg nach Jerusalem über Constantinopel führt; der Czar, daß seine Herrschaft über beide Welttheile erst gesichert ist, wenn er das schwarze Meer definitiv für sich allein hat, daß er in Asien nicht den Herrn spielen wird, so lange Rußland nicht dem ganzen Westen das Thor der Dardanellen hermetisch verschließen kann. Darum unterhandelte der allerfrömmste Czar über das künftige Schicksal der armen türkischen Christen nicht mit Oesterreich, nicht mit Frankreich, sondern allein nur mit England, das er mit Aegypten und Candia zu bestehen suchte. Und dafür wollte er nicht mehr haben, als die ganze

*) Vgl. die Schrift des russischen Collegienraths Amand von Struve: „Der Krieg im Orient, seine Ursachen und Folgen." Leipzig 1854.

Rajah, in kleine Staaten zertheilt, „unter russischem Schutz,“ „provisorisch“ russische Besatzung in Constantinopel und um jeden Preis — kein starkes Griechenland, d. i. kein byzantinisches Reich. Aber, wie gesagt, die beiden Weltherrschafts-Candidaten halten einander auf das glücklichste selber im Schach. Schlagendster Beweis dafür ist, daß dem Czarthum das früher so hoch und theuer verschworene „byzantinische Reich“ selbst jetzt wirklich genehm wäre. Kaum trat der Westen in Constantinopel mit der „Chimäre“ bürgerlicher Gleichstellung der türkischen Christen auf, so fing die St. Petersburger Hofzeitung an, ein „griechisches Ostreich“ eifrig zu bevorworten, und die Unabhängigkeit der Griechen als den Zweck des schwebenden Krieges zu predigen. Es unterliegt auch keinem Zweifel mehr, daß der jüngste Aufstand in Griechenland das genuinste Werk russischer Sendlinge war*), und ebensowenig ist zweifelhaft, daß Rußlands Creaturen in Athen den kleinen Staat nur deßhalb zu den traurigen Diensten ihrer revolutionären Propaganda mißbrauchen konnten, weil sie Auftrag hatten, hohe Personen mit dem Luftgebilde eines byzantinischen Kaiserreichs zu blenden. Natürlich! unter den zwei Uebeln für das Czarthum wäre ein solches Reich immerhin noch das kleinere; man könnte mit ihm jederzeit leicht fertig werden, wie gerade die Halbheit, Inconsequenz und feige Prahlhanserei jenes griechischen Aufstandes, den man officiell wollte und officiell nicht wollte, neuerdings bestätigt hat. Darum eifert die Petersburger Hofzeitung in

---

*) Der Anführer des Aufstands in Macedonien z. B., Karatasso, soll sich den Mönchen vom Berg Athos beharrlich als einen von Rußland zur Befreiung der Griechen Abgesandten dargestellt, und im Namen des Czaren Nikolaus von ihnen Unterstützung an Mannschaft, Geld und Waffen verlangt haben, und zwar in solchen Dimensionen, daß die Mönche zuletzt mit den Türken zu einem bewaffneten Angriff auf ihn sich zu verbinden gedachten.

dem Maße entschieden für den Byzantinismus, als sie durch die westliche, resp. englische Tendenz erschreckt ist: „die Rajah solle das Recht erhalten, unbewegliches Eigenthum zu besitzen“ und dergleichen. Denn, sagt das Czaren-Blatt, „die Folge wäre, daß die europäische Türkei allmählig in französische, englische und deutsche Colonien umgewandelt würde,“ und also Rußland definitiv — das Nachsehen hätte. Gerade aber um definitiv die vollständige Rajah sich und nicht ihr selber zu sichern, hat Rußland die ganze Verwirrung aufgeregt, oder, wie die glanzpapierne „katholische Politik“ zu Köln am Rhein sagt — „schriftliche Genugthuung wegen Verletzung früherer Verträge gefordert.“

Dennoch sollen beide, will's Gott! das Nachsehen haben: der Eine mit seiner wie immer maskirten Incorporation, der Andere mit seiner liberalen, wie lucus a non lucendo genannten Emancipation. Eine dritte Macht muß dazwischen treten und die Rajah auf dem rechten Wege schützen und leiten; zu zeigen braucht sie der Rajah diesen Weg nicht erst, dieselbe weiß ihn schon selbst. Nichts ist unwahrer als zu meinen, die Rajah habe für Rußland nur Sympathien und für den Westen nur Antipathien. Im Gegentheile gehört, was immer ihr der Türke an Antipathien noch übrigläßt, unbestritten dem russischen Erretter, dessen wahre Pläne sie recht wohl kennt, während sie gegen den Westen sich indifferent verhält, bis auch er seinerseits seine wahren Pläne documentirt haben wird. Auf den Westen setzt sie zum Theil noch absolute Hoffnung; auf Rußland kaum mehr relative, als auf das geringere Uebel im Vergleich zum Türken. Merkwürdigen Beweis für solche Anschauung der Rajah liefert die officiöser Weise von Serbien ausgegangene sogenannte „Südslavische Denkschrift.“ Wenn man bei Einem Stamme der Rajah noch absolute Sympathie für Rußland und seine Politik voraussetzen dürfte, so müßte es bei den Serben seyn. Eine Kirche und fast Eine

Sprache, Eine sociale Verfassung, die altslavische, und Eine orthodoxe Weltanschauung, namentlich Einen blinden und rastlos thätigen Verfolgungsgeist gegen die Katholiken, haben die Serben mit den Russen gemein, welche ihnen als ihre älteren Brüder gelten. Dennoch läßt ihr Verständniß der czarischen Politik, soweit sie unbestochen und urtheilsfähig sind, an Unbefangenheit nichts zu wünschen übrig.

„Die Gleichgültigkeit des europäischen Westens," sagt die genannte Denkschrift*), „für das Loos der orientalischen Christen, die Fortdauer der nur durch die innere Schwächung des Reiches gemilderten türkischen Gewaltherrschaft: das ist die Folie der Sympathien, welche Rußland bei seinen Glaubensgenossen im Süden findet; und so lange diese Folie besteht, werden die Sympathien für Rußland nicht schwinden, wird diesem der mächtigste Hebel zu seinen Intriguen nicht entrissen. Wir sagen Intriguen: denn wir wissen, daß nicht unsere, sondern streng russische Interessen die Christenfreundlichkeit der Petersburger Politik diktirt haben, und wir uns von dem nordischen Schutzherrn keiner uneigennützigen Verwendung versehen dürfen. Als der griechische Befreiungskrieg losbrach, beeilte sich das St. Petersburger Kabinet, die Großmächte für folgenden Plan zu gewinnen: drei griechische Fürstenthümer unter griechischen eingebornen Fürsten werden errichtet, unter den Schutz der Pforte gestellt und mit einer ähnlichen Verfassung wie die Donaufürstenthümer beschenkt, d. h. ähnlich wie diese der innern Zerrüttung und dem verderblichen Einflusse Rußlands preisgegeben. Ein größeres kräftiges Königreich Griechenland lag nicht im Plane Rußlands. Die Vereinigung der Moldau und Walachei hatte und hat gleichfalls ihren heftigsten Gegner an Rußland. Es

*) Südslavische Denkschrift. Zur orientalischen Frage. Leipzig bei J. Müller 1854. S. 13 ff.

wollte allerdings die Türken über die Donau treiben und hat diese Absicht erreicht; es wollte aber nicht die Entwicklung eines thatkräftigen politischen Organismus, welcher eine selbstständige Wehrkraft besäße, gestatten und hat leider auch diese Absicht erreicht. Montenegro, das der Pforte nur Verlegenheiten bereiten, niemals eine politische Bedeutung in Anspruch nehmen kann, erfreut sich des unwandelbaren russischen Schutzes, während das vielversprechende Serbien keineswegs das Gleiche von sich behaupten kann, vielmehr zu wiederholtenmalen die russische Stimme gegen den klar ausgesprochenen serbischen Nationalwillen sich erklären hörte. Der Bericht des Grafen Nesselrode an den Großfürsten Constantin über die Resultate des türkisch-russischen Krieges von 1828 und 29 ist uns nicht unbekannt. Wir haben erfahren, daß die politische Selbstständigkeit der christlichen Stämme in der Türkei in den Augen des russischen Kabinets keinen Werth habe, und die freundschaftlichen Beziehungen, welche durch die Gleichheit des Glaubens und die Verwandtschaft der Abstammung seit undenkbaren Zeiten zwischen den christlichen Unterthanen des Sultans und Rußland existiren, nur den Werth von brauchbaren Mitteln für dieses besitzen. Die in der jüngsten Zeit durch die Veröffentlichung der geheimen Correspondenz bekannt gewordenen Bekenntnisse sind nur zu lebendig in Jedermanns Erinnerung, als daß es nöthig wäre, darauf zurückzukommen! Der Egoismus der russischen Politik hat sich darin unverholen ausgesprochen, und den angeblichen Schützlingen gezeigt, daß sie im Falle der russischen Eroberung nichts Besseres zu erwarten haben, als fremden Plänen Name, Vaterland, Sprache und die politische Zukunft zu opfern."

„Rußland fühlt sich berufen, die Interessen der Millionen Christen in der Türkei zu überwachen, es will aber nichts dafür thun, daß jene aus dem Stadium der Ueberwachung heraustreten, und die Wahrung ihrer Interessen in die eigene

Hand nehmen. Im Interesse Rußlands liegen die halben Maßregeln zur Emancipation der türkischen Christen. Um für sich den Schein des Protektorates zu wahren, mischt es sich in die innern Angelegenheiten und bevorwortet einzelne Begünstigungen; um sich aber die Gelegenheit zur stetigen Einmischung nicht zu entziehen, darf auch die Bedrückung nicht gänzlich fallen. Es wünscht die Schwächung und selbst den Untergang der Pforte, es soll aber kein neues starkes politisches Gebilde an ihre Stelle treten; es unterstützt den Schein der Freiheit, verfolgt aber die wirkliche Emancipation der christlichen Stämme. Es hatte 1833 zu Gunsten des abgeschwächten, byzantinisch gewordenen Osmanenstaats Partei ergriffen, und seine Flotte in den Bosporus gesendet, als es den Anschein hatte, im Schooße des Islam bereite sich eine Verjüngung und Neubelebung vor: es würde aus dem gleichen Grunde für denselben in die Schranken treten, wenn er von den stamm- und glaubensverwandten Südslaven und Griechen im Namen der modernen Bildung angegriffen würde. Man kann die russischen Armeen schlagen, die russischen Flotten vernichten, die russischen Küsten blokiren: wenn man es bei halben Maßregeln bewenden läßt, so wird doch Rußland sich den Sieg zuschreiben können . . . Wir wollen vorläufig keine andern Schlüsse aus diesen Thatsachen ziehen, wohl aber nochmals erwägen lassen, ob sich die Südslaven wohl bereitwillig finden lassen werden, das Loos Georgiens oder Armeniens zu theilen, und ihre gegenwärtigen Hoffnungen und Wünsche ohne Widerstand gegen eine Wirklichkeit zu vertauschen, welche ihnen nur eine erhöhte Steuerlast, eine harte Militärpflicht, und höchst wahrscheinlich auch eine umfangreiche Expropriation zu Gunsten nach der Donau zu verpflanzender Militär-Colonien bringen würde . . . Wenn es wahr wäre, was nur Beschränktheit oder Bosheit behaupten kann, daß die russische Intrigue und das russische Gold im Süden der Donau allmächtig wären: das Schicksal der

Pforte hätte sich entschieden, ehe noch ein Mann der verbündeten Heere den Boden der Türkei betreten. Die erst halb organisirte Armee Omer Pascha's in der Fronte von den Russen angegriffen, in der linken Flanke und im Rücken von den Südslaven beunruhigt, der Aufstand von Bulgarien bis Griechenland sich die Hand reichend, welche Widerstandsmittel hätte die türkische Regierung diesem Anpralle entgegensetzen wollen?"

Man greift nicht fehl, wenn man diese serbische Deklaration für die Grundzüge des Programms der ganzen Rajah nimmt, soweit dieselbe eine und die erste Stimme im europäischen Rathe über ihre eigene politische Zukunft verdient.

XII.

Das dominium indirectum mittelst der sogenannten „Emancipation".

Trachtet Rußland auf dem schlauen Wege, wie die „Südslavische Denkschrift" ihn vortrefflich schildert, die Rajah unter dem Daumen zu halten und allmählig zur Incorporation zuzurichten, gerade wie die Riesenschlange das erbeutete Thier erst mit ihrem glatten Geifer überzieht, ehe sie es hinabwürgt: so sucht England dagegen sich den türkischen Boden ebenfalls und in noch künstlicherer Weise zu sichern. England will, daß die Rajah den Türken conservire und der Türke die Rajah politisch umgestalte, daß also beide Rußland sich selber vom Leibe halten und ein bequemes Werkzeug seien in der Hand des Schöpfers aller dieser Dinge, Englands. Den Weg dazu nennt es „vollkommene Gleichberechtigung" oder „Emancipation" der Rajah. Gibt die dritte Macht, welche ein wahres und uneigennütziges Interesse an

den türkischen Christen hat, zu, daß dieselben auf diesen Weg gedrängt werden, so ist Rußlands endlicher Triumph auf jeden Fall, und gegen dessen ganzes eigenes Erwarten, noch entschiedener als zuvor. Denn gelänge der Plan Englands, so würden weder Türke noch Rajah conservirt, sondern beide in den Grund verdorben und in ein neues so überaus gräuliches Byzantinerthum zusammengeknetet, daß man Rußland noch auf den Knieen danken müßte, wenn es schließlich käme und den Unrath von der Erde wegfegte. Aber es wird England nie gelingen; dazu sind die fanatischen Türken und die ungeheure Majorität der Rajah immerhin noch zu gut. Wenn nun aber der Versuch gemacht wird und nicht gelingt, was Anderes wird dann die Folge seyn, als gesteigerte Erbitterung zwischen dem herrschenden und dem beherrschten Elemente in der Türkei wider einander und wider die abendländischen Staats-Constituirer, somit wachsende Chancen Rußlands? Ist aber diese Folge sicher, so geht daraus nothwendig hervor, daß jene dritte uneigennützige Macht es nicht einmal zu dem bloßen Versuche solcher Emancipation kommen lassen darf.

Nichts mehr als dieser Versuch wäre „halbe Maßregel" und „Schein der Freiheit", also im eigensten Interesse Rußlands, um mit der „Südslavischen Denkschrift" zu reden. Keineswegs jedoch, als wenn der egoistische Materialismus der englischen Politik, euphemistisch Propaganda der Cultur oder Civilisation genannt, für sich die Sache nicht sehr gründlich projektirt hätte. Wenn England von der „Integrität der Türkei" und „Wiederherstellung des Friedens auf solider Basis" redet, so geht es gleichfalls von dem schweigenden Zugeständniß aus, daß die Türkei siech, die Wirthschaft der Pascha's unverbesserlich ist. Sie fällt in die letzten Züge, wenn man ihr nicht wider Willen aufhilft, und also der russische Erbe de facto zurückgewiesen wird. Zu dem Zwecke nun soll unter dem nominellen Schutze Gesammteuropa's,

in Wahrheit unter Englands Commando, das reichgesegnete Land nach europäischem Schnitte auf eine neue Basis zur Regeneration gestellt, und allen Einwirkungen von Seite der Cultur des Westens geöffnet werden. Straßen und Eisen-Bahnen sollen in Kurzem das Reich durchschneiden, Berg-werke, Fabriken und Manufakturen beginnen, Handel und Credit sich beleben, die Wohlhabenheit sich ausdehnen, fol-gerichtig die Besteuerung gewaltig steigen, die fanatische In-teresselosigkeit des Türken entweder mit in diesen scharrenden und raffenden Wirbel hineingezogen werden, oder ein Glied vom Stamme Osmans nach dem andern von der Wallfahrt nach Mekka nicht wiederkehren. Das heißt man „die Cultur nach Osten tragen"; ob nicht dort alle Cultur ein ganz bestimm-tes nationales Gepräge tragen muß und wird, darnach fragt man gar nicht. Ebenso wenig, wie die Rajah sich dareinschi-cken wird? Ihre Religion und Nationalität? sie sind für das Princip und die Methode des modern-liberalen Nivellements dieser entchristlichten Cultur gar nicht vorhanden. Sie durch-zuführen, bedarf es nur dreier Maßregeln. Der Sultan hat eine Gesetzgebung im Sinne der Gleichberechtigung aller sei-ner Unterthanen zu erlassen; er hat zweitens die Berechti-gung der Fremden zum Grundbesitz auszusprechen; und drit-tens Armee und Flotte vom Westen zu seinem Schutze bei dieser Neubildung zu empfangen.

Es ist merkwürdig zu sehen, wie selbst ein Mann, der sonst von edlem Eifer für das Recht der Nationalitäten über-strömt, soweit es sie gegen das volksschänderische Princip der Theilung zu vertheidigen gilt, doch einer solchen „Eman-cipation" das Wort reden kann*). Nach den geringern Aen-derungen im Justizwesen, soll allmählig die ganze Rajah zur Conscription der Osmanen-Armee herbeigezogen werden; frei-

*) Christophilos Alethes S. 94.

lich hat sich dagegen erklärlicher
am heftigsten gesträubt, und w
sich noch entschiedener sträuben, n
und die Christen-Conscription ni
und der Herzegowina bereits der
tung des Loskaufs bloße Geldspec
die Rajah Anspruch auf öffentli
wenn auch erst allmählig, selbst
tern befähigt und berechtigt seyn,
lich ein recht brüderlich christlich-i
Vor Allem aber müßte im Nam
Gesetz und centralisirter Verwaltun
doxen Hierarchie die civilrechtlich
und auch auf dem rein geistliche
Unterdrückungssystem ihr entzoge
erreicht würde durch eine Besoldu
Klerus aus der Staatskasse." E
Kenner der Verhältnisse für eine
den wärmsten Dank der orthodox
stellen, „wenn sie sich also aus d
den und habgierigen Mönchs-Cle
„Walachen, Serben, Bulgaren,
zantiner) müßten in dem Halbm
des Muhamedanism, sondern nur
man ist, ein Zeichen des Schutze
wicklung für christliche Unterthane

Sobald es einmal im Laufe
soweit gekommen wäre, dann könnte
gement" endlich hervortreten, „dess
Einzelfragen regelten", wie eine
sagt — d. h. mit einer türkischen
ren Augenblick, wo der Großmysti

---

*) A. a. O. S. 101.

mit verschlungenen Händen die neue gemeinschaftliche Charte brüderlich einsegneten, der eine mit Koran-, der andere mit alttestamentlichen Bibel-Sprüchen, müßte natürlich die große Maßregel der Religions-Freiheit vorangehen; ja sie müßte den Reigen der Grundreformen eröffnen. Sofort stürzte dann die Evangelical alliance mit ihrem Hauptcorps auf die Türkei, um alle Hügel und Berge für England und seine Constitutionen zu ebnen. Wie stark ohnehin die protestantische Propaganda seit zwanzig Jahren auf türkischem Boden angewachsen*); wie kecke Umtriebe sie sich unter dem Vorwand der Judenbekehrung, in Jerusalem z. B., erlaubt; wie geartet die Eroberten ihrer Mission sind, ist bekannt, und der Rundschauer der Kreuzzeitung hat erst noch zu Ostern vorigen Jahres darüber Zeugniß gegeben **). Als Graf Nesselrode

*) Im J. 1830 gab es in Constantinopel weder protestantische Prediger, noch deren Sonntagspredigten, noch Schulen; jetzt zählt man vom erstern Artikel 19, vom andern 26, vom dritten 14. Ueber das Türkenreich im Allgemeinen sind 65 Prädikanten verbreitet, und obwohl sie den verschiedensten Sekten, englischen, amerikanischen und deutschen, angehören, rühmt die Darmst. „K.-Z." ihnen doch nach, daß sie „ohne eine einzige Ausnahme bisher harmonisch für den großen Zweck (vgl. die folgende Note!) thätig seien."

**) Er erklärte gegen den Madiai-Lärm der Shaftesbury und Gesellen: es sei „nur zu gewiß, daß deren Partei in blindem protestantischen Eifer mit dem Auswurf des revolutionirten Italiens fraternisirt, und sogar mit dem lüderlichen Exmönch Achilli sich befleckt habe; die so mit roher Hand verwüstend hineintappten in das Heiligthum der Tradition und der Gewissen der römischen und griechischen Christen, hätten die schwere Schuld auf sich, den evangelischen Namen vor vielen rechtschaffenen Römern und Griechen stinkend gemacht zu haben" u. s. w. Er erzählt sodann selbst die Anekdote des Engländers Layard, wie derselbe von einem türkischen Festungs-Commandanten an einem Vormittage des türkischen Fastenmonats unter zudringlichen Umarmungen zum Zechen aufgefordert worden sei, mit den Worten: „Wir sind alle Brüder, die Engländer und

unmittelbar vor der westlichen Kr
ner ausführlichen Circular-Depesc
gen vertheidigte, lautete die fast
die er gegen die Türkei aufzubrin
habe die Propaganda gegen die
katholische Mission konnte damit
war scharf genug bewacht, und al
chen in Palästina katholisch wurde
nen Firman ausgewirkt, der den
tenmachen unter einander streng
Mahmud vergebens noch selber
gegen das Treiben der anglo-am
den Armeniern aufgemahnt: woh
ihre Heerden zu sichern gegen „fr
bigkeit.“ (Protestun nämlich, Lutr
sind in der Türkei identische Di
mals schon mit den paar Worte
Rajah und „Integrität“ der Tü
den Engländern populär und mu

Diese „Emancipation“ wäre ni
Revolution des Imamats gegen den
das Sultanat, der Türken gegen
die Türken; Empörung gegen das
die wahre Toleranz, die dem Mos
im Staate nach seinem Glauben
dasselbe Recht für die Christen
Jeder ein, der nicht gleich unser

---

wir, wir sind alle Framasauns
diese Türken mit ihrem Ramaza
Gott Lob gegeben, daß wir sie fül
wir etwas Gutes hineinstecken.“
Wort Framasaun ist leider im
Protestant, gleichbedeutend mit un

*) Christophilos Alethes. S. 6

Materialismus der englisch-türkischen Reform-Partei selber versunken ist. Diese aber ist nichts Anderes als der Orden der moslimischen Bektaschi's oder Freimaurer im Großen, deren Gott der Bauch ist. Sie hat jedoch noch nicht die Uebermacht; der rechte Türke betrachtet sie mit Abscheu, die gläubige Rajah mit gerechtestem Mißtrauen, und wenn auch der eingeschüchterte Sultan nun gegen die Herren vom Westen ganz ihre Sprache redet, wie man vernimmt, so wird der gute Mann schon wieder alttürkisch sprechen, sobald er nur einmal wieder — darf. Ausgeführt ist auch bisher von solchen Reden noch gar nichts: die neuen „Midjles-el-Tahkik," oder gesonderten Criminalgerichte für Christen und Juden mit Beisitzern aus diesen selbst, verrathen nicht jene gleichmacherische Tendenz, sondern eher das Gegentheil. Die Moslims müssen auch fortan nach den Sprüchen des Koran gerichtet werden; soferne sie aber bei den neuen, nicht auf den Koran basirten, gemischten Gerichten nichttürkische Zeugen gegen Moslims verhören sollen, wissen sie sich zu helfen; lieber bewegen sie den schuldigen Türken zum freiwilligen Geständniß, und umgehen so die Reform statt der koranischen Satzung; und sobald der westliche Druck nachläßt, wird es mit den Rechtssprüchen der Midjles bald am Ende seyn, die man in Constantinopel zu einem gemeinrechtlichen Codex zu sammeln gedachte. Oesterreich und England haben sich auch wohl gehütet, das Jurisdictionsrecht über ihre Unterthanen in der Türkei an jene Gerichte aufzugeben. Freilich besteht das neue „Conseil des Tansimat" auch noch für allerlei andere Reformen; allein es ist fast ganz aus Alttürken zusammengesetzt, und schon vor seiner Creirung wußte man, daß die vorgeblich bereits ausgefertigten Emancipations-Firmane verschoben seien, „vielleicht auf Jahre," jedenfalls bis nach dem Krieg. Die englische Presse brummte: „wir werden Ehrenhalber nicht schweigen können, wir werden eine Occupations-Armee dort lassen müssen." Lord Redcliffe aber mit der

bessern Einsicht, als er am 16. Juli vor dem Ministerrath des Sultans eine große Rede hielt, versicherte die Kinder des „ewigen Propheten": „für jetzt begnüge sich die Welt mit den guten Absichten der Pforte." Seitdem hat diese noch zwei gewaltige Reformschläge gethan. Sie verbot im Nov. den Handel mit weißen Sklaven aus Georgien und Tscherkessien, wie zu Mahmuds Zeiten auch schon einmal und in weiterm Umfange geschehen: dießmal, nach bestimmten Andeutungen, aus dem Grunde, weil man in den Harems russischen Intriguen und Spionerien dieser Geschöpfe auf die Spur gekommen. Zweitens hat schon im Sept. ein sultanischer Hat die unergründliche Miserabilität der türkischen Verwaltung in den stärksten Ausdrücken und bester Form selber öffentlich an den Pranger gestellt, und eine aus den ersten Würdeträgern gebildete Ueberwachungs-Commission eingesetzt. Wenn dieser Administrations-Wohlfahrts-Ausschuß je irgend etwas ausrichtet, so ist dieß für Niemand wünschenswerther, als für das Sultanat und Türkenthum selber. Es ist auch immerhin möglich, daß der unzweifelhaft gute Wille des Sultans in der allgemeinen Bedrängniß für Verbesserung der Lage der türkischen Christen mehr ausrichtet, als alle Stipulationen, zu denen der Divan durch einen Sondervertrag mit Rußland hätte gezwungen werden können. Aber mit Allem, was in dieser Art geschehen kann, wird man nicht hinauskommen über die „halben Maßregeln," und sie sind stets im höchsten Interesse Rußlands.

Unsere Resultate lassen sich also kurz fassen. Auch das höchste Wohlwollen der Pforte vorausgesetzt und gar nicht zu reden davon, daß die Pascha's stets mehr oder weniger thun werden, was ihnen beliebt, nicht was man in Constantinopel beliebt — bleiben die russischen Chancen der Incorporation unbeschnitten, solange der principielle Statusquo besteht. Diesen durch die s. g. „Emancipation" grundsätzlich zu verändern, ist Gott sei Dank in Praxi nicht möglich. Es

muß also zur Abwehr Rußlands ein anderer Ausweg gesucht werden, und eine dritte Macht muß ihn verfolgen. Ich sage: Gott sei Dank, die Emancipation ist nicht möglich. Denn nicht nur müßte sie einen neuen und den furchtbarsten Gräuel der gläubigen Christen-Welt vor Augen stellen, sondern auch schon ihre augenblicklichen politischen Folgen wären nothwendig der Art, wie Rußland sie nicht besser wünschen könnte. „Im Westen," sagt die „Südslavische Denkschrift" (S. 8 ff.), „im Westen, wo das Gesetz atheistisch ist, und die Staatsvernunft für sich gilt, mögen ähnliche Zugeständnisse leicht erfüllbar erscheinen; anders in einem Staate, wo das Bekenntniß den wichtigsten Hebel politischer Handlungen bildet. Die aristokratische Stellung, welche das Gesetz bisher den rechtgläubigen Moslems eingeräumt hatte, ist die Grundlage des türkischen Staats. Nur dadurch, daß die Geltung des einzelnen Muhamedaners jener von zehn und von hundert Christen gleichkommt, daß nur der Rechtgläubige einen Platz in der Hierarchie des Staates findet und Militärdienste leistet, ist diese aristokratische Stellung möglich, und verschwindet die Anomalie, daß kaum 3½ Millionen über eilf Millionen schrankenlos herrschen. Wird Ein Muselman Einem Christen gleichgestellt, so kann es nicht lange währen, daß die letzteren ihre Ueberzahl berechnen, und die politischen Consequenzen aus dieser Thatsache ziehen. Nichttürken, theils schon als Kinder nach dem Gesetze Mohameds erzogen, theils Renegaten, bildeten bekanntlich seit vielen Menschenaltern die Hauptstützen der Pforte, und Alles, was in der Reformperiode in der Türkei im Sinne der abendländischen Bildung geschah, wird, soweit es erfolgreich war, einer fremden Leitung verdankt. Derselbe Ehrgeiz, welcher gegenwärtig den Islam als Hebel benutzt, und aus diesem Grunde den Uebertritt zur Lehre Mohameds nicht scheut, wird dann nothwendig der Interessen der christlichen Bevölkerung als Mittel sich bedienen, er wird dahin drängen, daß die politische Macht des Islam

vollständig verloren geht, er wird
gien der Moscheen hinsichtlich des
Freiheit der kirchlichen Güter —
drei Viertheile des Grundbesitzes
Wort die Grundlagen des Staa
die traurigste Anarchie und
ren überspringen zu könne
Reformen nur auf die Bedürfnisse
gerichtet, in der asiatischen Tü
und Werth. Hier, wo 10 Millio
lionen Einwohner und beinahe 1
wohnen, in der alten Heimath
und der herrschenden Religion, k
Klugheit und der Gerechtigkeit g
Der bloße Versuch würde eine al
führen." Kurz, „Rumili wird die
Staats mit Mißtrauen betrachten,
und von der christlichen Partei bed
nothwendige Folge wäre die Trenn
biete von den europäischen der Tü

Das wäre das Resultat der
angestrebten „Integrität": brennen
Namens für eine lautauf nach
Anarchie in Europa, lichterloh i
Fanatismus des Islam in Asien;
Reiches dieß- und jenseits des
Nationalität der Rajah dort dem
mus ausgesetzt, hier der schnauben
Türkenthums geopfert — Veranl
meinen, einer türkischen Neugestal
zwischen den beiden Feuern der r
dieser Emancipation hindurchfüh

XIII.

Die sultanische Souverainetät und das gemeinschaftliche Protektorat.

Es sind noch drei andere Fragen, welche dasselbe Nachdenken dringend herausfordern: 1) die sultanische Souverainetät; 2) das gemeinschaftliche Protektorat; 3) die permanente Vertheidigung des türkischen Gebiets gegen Rußland.

Für das Erste haben bekanntlich die Westmächte in dem vierten der Garantie-Punkte die Sache der türkischen Christen der „Initiative der Pforte" vorbehalten, und ihren auf die großherrlichen Intentionen zu übenden Einfluß dahin beschränkt, daß er stattfinden müsse, „ohne irgend eine Verletzung der Würde und Unabhängigkeit der Pforte." Oesterreich und Preußen haben sich Dem angeschlossen, alle Mächte gegen Rußland also der Anschauung der französischen Antwort vom 22. Juli beigepflichtet: die Reformen, deren die Türkei fähig sei, müßten, um wirksam und heilbringend zu seyn, von der Initiative der osmanischen Regierung ausgehen, und nur eine freundschaftliche Einwirkung durch gute und aufrichtige Rathschläge sei zuläßig, nicht eine Einmischung auf Grund von Verträgen, welche kein Staat unterzeichnen könne, ohne seiner Unabhängigkeit zu entsagen. Und allerdings konnten die Mächte sich nicht anders entschließen, nachdem sie die Forderung Rußlands auf völkerrechtliche Verträge, welche den Sultan St. Petersburg gegenüber zum Christenschutz verpflichteten, überhaupt von dem Gesichtspunkte der türkischen Unabhängigkeit aus verboten hatten. Aber diese Modifikation des vierten Punktes hat noch eine andere Seite, nach welcher wir sie für ein wahres Glück ansehen.

Man hat großes Geschrei gegen sie erhoben, weil sie entweder eine völlige Preisgebung der Rajah an das osma-

nische Belieben involvire, oder ab
und Lüge sei. Im besten Falle eri
um die Souverainetät der Pforte e
seit einem Menschenalter dem Diva
Seite sitzt, die Regierung zwischen d
matischen Corps getheilt ist, und
gewissermaßen zur Verfassung des
wie die „Südslavische Denkschrift" f
damit, die „Intentionen des Sultan
und ohne allen Vertrag die Richti
nehmen, in deren Genuß z. B. r
slavischen Christengemeinden schon se
Souverainetät zu schaden; kurz, d
sich anbahnen, ohne durch vertrags
Scheik-ul-Islam aufzuschrecken. G
jene Modifikation unsern vollen Be
der Rajah nicht mit den Fesseln
Punkte bindet, und dieselbe nicht a
vielmehr die Pforte zwischen den be
Politik und der englischen Emancip
der gerne zu dem einzig möglichen
Falls hätte sie für den Augenblick
loskommen können. „Times" hab
gesagt: der vierte Punkt habe nun
ven Charakter", den nämlich der d
erloschenen russisch-türkischen Verträ
schaftliche Protektorat" muß sich ur
tiven Inhalt suchen, und die Pfor
ben entgegenkommen. Man hat wo
der Wahrheit gesagt: der sei ein f
glaubt, es handle sich in der Tür
gleichviel ob griechische oder katho
meinsame Protektorat handelt es
Europa lehren: wie und was es „

Zweitens also kann das „gemeinschaftliche Protektorat", mit seinem bis jetzt noch rein negativen Charakter, nur in's Leben treten bei einer sehr bestimmten und genau umgrenzten Neugestaltung der Türkei, die eben von Europa's Schutz getragen wird. Man hat oft genug eingewendet, ein solches Commun-Protektorat sei ein Unding, Unsinn, baare Unmöglichkeit; und in der That, wenn man es sich denkt gegenüber den im wüsten Fluß befindlichen Dingen der Türkei, so erscheint es nicht anders als eine Nebelstecherei, wo der Einzelne mit seinen Klagen etwa an die Majorität einer Gesandten-Conferenz gewiesen wäre, und eine nach allen Principien Glied für Glied sich widerwärtige und entgegenarbeitende Diplomaten-Commission Schritt und Tritt der Pforte wie der Rajah überwachte. Man wüßte nicht einmal, ob ein solches Protektorat die Christen gegen die Türken oder die Türken gegen die Christen zu protegiren habe; jedenfalls müßte Ein Theil der Berechtigten jedes Vordringen der Rajah unterdrücken, während der andere Theil den Religions-Haß anbliese, der bei diesen Orthodoxen gegen Katholiken und Protestanten viel verbissener noch ist, als selbst der berüchtigte Fanatismus der Moslims gegen die Christen. So würde denn unter einem solchen gemeinsamen Protektorat sofort die ganze christliche und moslimische Population der Türkei in so viele feindlichen Parteien sich zersetzen, als Schutzmächte wären, und eine endliche Explosion zur völligen Anarchie wäre unvermeidlich; fünf Kräfte statt Einer würden an der Zerstörung der Türkei arbeiten, und ebenso ihr Ländergebiet als alle und jede staatliche Ordnung gefährden. Wohlmeinende Stimmen haben daher, aus Constantinopel selbst und nicht ohne sichere Vorbedeutung für den vierten Garantie-Punkt, im Interesse Oesterreichs schon vorgeschlagen, „die Pforte zum selbstständigen Herrn des Landes zu machen und die Rajah bloß durch das bürgerliche Gesetzbuch vor Plünderung und Gewalt zu schützen." Allein, wer und

was schützte dann dieses — Gesetzbuch selber? Will man antworten: eben das gemeinsame Protektorat, so wäre dessen Objekt doch abermals allzu unbestimmt, zufällig und nebelhaft, und eben deßhalb sowohl die sultanische Souverainetät als die Sicherheit der Rajah nur um so problematischer.

Drittens bedarf jede Neubildung der Türkei, soweit sie nicht maskirte russische Incorporation ist, der permanenten Vertheidigung gegen Rußland. Wie soll jene sultanische Souverainetät und Initiative, wie dieses gemeinschaftliche Protektorat die ständige Defensive führen? Es ist ein gewichtiger Einwurf gegen alle sonstige Art von „Garantien“ um die Rede: „sie helfen euch doch nicht, denn Rußland wird immer wieder kommen, und da ihr nicht immer wieder am Platze seyn werdet noch könnet, so wird Rußland mit der Türkei doch noch zu seinem Ziele gelangen.“ Und abermals gibt es nur Einen Ausweg gegen diese Eventualität, nur Ein Mittel, welches die drei Fragen zumal und gründlich beantwortet.

Denn erstens wahrt es vorerst die sultanische Souverainetät vor permanenter fremden Einmischung; zweitens gibt es dem gemeinsamen europäischen Protektorat einen sehr bestimmten, genau umgrenzten positiven Inhalt; drittens aber vertheidigt es sich selber gegen Rußland. Dieses Eine Mittel hat endlich noch einen andern Vortheil, indem es sich als die wahre Feuerprobe der russisch-türkischen Politik darstellen wird. Es muß sich zeigen, ob der crasse Egoismus wirklich bloß auf Englands Seite ist, und ob Nikolaus' Herz in der That lediglich von Sympathien für das Loos seiner Glaubensgenossen unter dem türkischen Joche erfüllt ist. Man hat ihm neuerdings so nachgerühmt, als er bezüglich des Christen-Schutzes dem Wiener-Protokoll vom 9. April zustimmte; seht da, rief man, wie er es selber für eine gemeinschaftliche Aufgabe aller Mächte hält, diesen Schutz zu erlangen. Allein für's Erste nahm er das prätendirte confessionelle Special-

Protektorat über die Orthodoxen deutlich genug aus; zweitens aber hat Nesselrode bereits ganz offen ausgesprochen: wenn die Umstände Rußland je nöthigten, auf die vier Punkte zurückzukommen, so würde der Friede auf Grundlage derselben doch niemals ein die Ruhe Europa's dauernd verbürgender seyn können. Die principielle Hauptfrage jener Punkte ist aber das gemeinsame Protektorat und gerade hierin fände Rußland die Handhabe zu immer neuen Intriguen. Nur das gedachte Eine Mittel risse die Handhabe ab. Wir wären nun sehr begierig zu sehen, ob es Gnade vor den Augen Rußlands finde? Gewiß, wenn wirklich unintereſſirter Eifer für das Wohl der Rajah das Czarthum beseelt, dann muß es seinen vollsten Beifall spenden. Dennoch glauben wir, daß Rußland Alles aufbieten wird, damit das gemeinsame Protektorat nicht einen solchen positiven Inhalt gewinne. Wir hoffen aber auch, daß Oesterreich und Mitteleuropa überhaupt der christlichen Gerechtigkeit gegen die Türken wie gegen die Rajah und zugleich der eigenen Sicherheit im Osten eingedenk seien, und für jenes Eine Mittel den Ausschlag geben. Die uneigennützige Stellung zwischen dem baaren Egoismus links und rechts vermag es.

XIV.

Separation statt Emancipation.

Der für das Heil der Rajah einzig mögliche Ausweg aus dem orientalischen Labyrinth bildet den geraden Gegensatz zu der nivellirenden Tendenz der sogenannten Emancipation. Er will nicht einem verrotteten Barbarenstaat ein klägliches Leben durch Darangabe der gesunden christlichen Elemente künstlich fristen. Er geht nicht von dem in Gottes Weltplan

frech eingreifenden Grundsatz aus, daß die osmanische Herrschaft durchaus zu conserviren sei. Er ruht vielmehr auf demselbem Axiom, dem Rußland sein ungeheures Gewicht in der Türkei seit zwei Generationen allein verdankte, auf dem Axiom: „Die Türkei müsse untergehen." Er will aber ihr Erbe weder getheilt an die Mächte, noch ungetheilt an Rußland kommen lassen; er gedenkt vielmehr der eilf Millionen starken Rajah, deren Ansprüche auf das Erbe die legitimsten sind. Er will auch nicht die Türken mit Einem Ruck aus ihrem bona fide-Besitz hinauswerfen, um so weniger, als man zur Zeit noch nicht wüßte, wer ihre Stelle in Constantinopel sofort einnehmen sollte, und als eine plötzliche Losreißung der asiatischen Provinzen nur eine neue „orientalische Frage" der alten beifügte. Er will vor Allem am Bosporus nicht „machen", sondern wachsen lassen. Zu diesem Behufe sollen nur die Elemente geschieden werden, statt daß England sie zusammenrühren will. So lange der Sultan Souverain ist, sei er ganz unabhängig, soll er völlig souverain seyn, aber nicht nach modernen Begriffen, sondern eben türkisch souverain. Ueber seine Moslimen ist er unumschränkter Herr nach dem Koran; was aber die Rajah betrifft, so haben wir von ein paar Völklein erzählt, die bis auf einen mäßigen Tribut ganz unabhängig von ihm sind, und dennoch haben die Sultane noch niemals ihre Souverainetät dadurch gekränkt erachtet.

Die Initiative zu einer ähnlichen Stellung der übrigen Rajah, von der Gemeinde an bis zur Volksraçe, ist der Pforte möglich, oder man kann sie ihr möglich machen. Das europäische Protektorat wird den trefflichsten positiven Inhalt haben, wenn einmal die vertrags- und verfassungsmäßige „Separation der Christen" eingetreten ist, je nachdem sie mehr oder weniger dicht beisammen sitzen. In Gemeinden mit Selbstverwaltung, Selbsteinhebung der Steuern und den entsprechenden Rechten eines Municipalsystems nach Analogie

des alten Griechenlands oder des spanischen Indiens, da, wo die Christen so zerstreut wohnen, wie zwischen dem Balkan und dem Rhodopegebirge, wie in Kleinasien und Syrien. In größeren Verbänden, gleichsam tributären Staaten, mit einem ihren Kräften angemessenen Selbstgouvernement und regulirten Pflichten gegen den sultanischen Souverain, da, wo die christlichen Volkselemente compakter sich finden. Niemals aber darf die Separation stattfinden nach der confessionellen Trennung, nach den verschiedenen Glaubensbekenntnissen, wie Rußland durchweg will; sondern sie muß stets strenge nach den Raçen sich richten, an der Hand der gütigen Mutter Natur, die desfalls so ungemein reich und mannigfaltig für den türkischen Boden gesorgt hat. Es würde demnach auch Moslimen auf einzelne christlichen Verbände treffen, wie in Bosnien, in Albanien, in den griechischen Provinzen; jedoch nicht Osmanen, denn sie würden Rumili zuziehen, und haben überall dort nur so wenige inselartig abgeschlossenen Ansiedelungen, daß man in den Statistiken ihren Abzug kaum bemerken dürfte; wohl aber eingeborne Moslimen von früher übergetretenen Volksgenossen, und an ihnen würde die christliche Welt vielleicht, und in Albanien gewiß, ungeahnte Wunder erleben.

Ueberhaupt hat zwar das Schisma allen diesen Stämmen seine Signatur aufgedrückt, wie man denn an den Serben widrige Raffinerie, an den Rumenen die tückischen Advokatenkniffe, an den Westgriechen das verschmitzt lauernde Wesen mißliebig vermerkt. Niemand aber läugnet ihnen ab, daß sie einen reichen Fond natürlicher Entwicklungs-Fähigkeit sich erhalten und eine kräftige Zukunft versprechen. Es ist auch eine ganz überflüssige Sorge, nachzugrübeln, wie sie wohl zu normirter Verfassung ihrer Gemeinwesen und zu anerkannten fürstlichen Häuptlingen gelangen werden; überläßt man sie nur ihrem Instinkt, so werden sie das Nöthige aus sich selber erzeugen. Man sagt mit Recht, sobald dem

Türkenthum die Fakultät schrankenlos
terjochten entzogen werde, sei ihm
gelegt; um so bälder muß klar wer
der Stock des gefallenen dürren Ba
besetzt werden soll. Jene Separatio
und zur nothwendigen Einheit werde
tion erst politisch herangewachsenen
kirchlich geprüften Stämme sich leichte
zwischen ist nichts geeigneter als di
osmanische Sultanat solange als mög
Vorderasien bei Constantinopel z

Eine solche Constituirung der
auch den unschätzbaren Vortheil, daß
gegen Rußland von selbst vertheidigt.
meinen, daß Rußland ihr feindlich g
Zeit der griechischen Erhebung (1824
selbst die türkischen Griechen unter d
mer nach Art der Moldau-Walachei
und bei England hat sich Czar Niko
plötzlichen Tode des „kranken Mann
nische Reich, die vergrößerte „griechi
und jede Theilung, auch, lächerlich ge
Asyle für Kossuth und Mazzini", feie
aber selber kleinere monarchischen Staa
jene Separation die trefflichste Vorb
sie also je an Rußland ihren Gegn
würde sie es. Denn man darf der
„unter russischem Schutz"; un
ist Alles genehm, außerdem Nichts.
wenigstens die südslavische, und sie ist
„panslavistisch", daß sie sehnsüchtig w
Herrschaft über alle Slaven." „Es
sche Denkschrift, „keine Panslavisten
poetische Schwärmer; das Schutzmitte



fert die aufrichtige Begünstigung der politischen Entwicklung der einzelnen, namentlich südslavischen Stämme; ähnlich wie nur besitzlose Proletarier dem Communismus huldigen, so werden nur der politischen Wirksamkeit beraubte Völker über das Praktische hinaus phantastischen Planen sich zuwenden; es gibt eben keine slavische Nation, sondern nur Russen, Tschechen, Polen, Serben, mit eigener Schrift- und Mundsprache, auf welche sie stolz und eifersüchtig sind, welche sie weder aufgeben können noch aufgeben wollen."

In der That bilden jene Rajah-Völker, die slavischen sowohl als die Ureinwohner, gerade dadurch den schärfsten Gegensatz zum Russenthum, daß sie die am wenigsten mischungsfähigen sind. Durch die Gunst der natürlichen Abgeschlossenheit in ihren Terrains erhielten sie sich bei der reinsten angebornen Substanz und der strengsten Ausbildung individuellen Lebens, während auf den monotonen Flächen des russischen Tieflandes alles Nationale in wüste formlose Allgemeinheit verschwamm. So hat die Natur selbst den Grundriß jener politischen Separation entworfen, größere und kleinere Einheiten umschreibend, je in den drei Kreisen: der griechisch-arnautischen Zunge von Albanien über Epirus, Thessalien, Macedonien bis Thracien, der Slaven vom Nordwesten in Serbien und Bosnien, der Rumenen in der Moldau-Walachei mit dem slavisch-rumenisch gemischten Bulgarien bis an's schwarze Meer. Es bedarf nur einer flüchtigen Vergleichung der innern Lage und der politischen Stellung der Volksthümer jedes dieser Kreise, Albaniens z. B. mit der Moldau, Serbiens mit Bulgarien, um zu erkennen, daß es sich weder nach Zahl noch nach Art um eine über Einen Leist geschlagene Organisation handeln kann; sie muß vielmehr immer erst das Werk selbstthätiger Freiheit seyn. Jedenfalls aber ist das Material zu einem starken Gürtel gegen den übergreifenden Norden und für den constantinischen Hauptschlüssel zum Orient mit Rumelien als Hinterland bereits

vorhanden, wenn ihm nur die einzig mögliche Alternative zu
russischen Herrschaft gewährt wird. So allerdings und so
allein ist durch christliche Kräfte das Haus Osman an jenem
unvergleichlichen Meereskanal noch zu conserviren, bis es einst
geräuschlos abzutreten vermag.

Europa, sagt die Südslavische Denkschrift, muß die Do
nauvölker nicht nur von Rußland abziehen, sondern sie i
eine positiv entgegengesetzte Stellung zu ihm zu bringen trach
ten; es muß das Hauptbestreben der Großmächte bilden, hie
Interessen zu schaffen, welche, an sich der Vertheidigung werth
namentlich von Rußland nichts zu hoffen, Alles zu fürchte
haben. Sie zu einem festen Bollwerk gegen Rußland z
machen, hat auch durchaus keine Schwierigkeiten und ver
langt nicht einmal eine Revision der Karte der Türkei; e
bedarf keiner Neubildungen, keiner schöpferischen Akte de
Großmächte, sondern nur der Befreiung der schon vorhande
nen, aber gewaltsam verkümmerten Ansätze zu politischen Or
ganismen von ihren engen Banden, der Vollendung der halb
fertigen staatlichen Schöpfungen an der Donau, während
Rußland stets allen Versuchen aufs äußerste widerstehen wird
die materiellen und sittlichen Zustände in den ehemals türki
schen Provinzen zu heben, weil dann sein einseitiger Ein
fluß auf das Donaugebiet ein Ende fände. Nur durc
Unterstellung unter die Garantie aller Mächte kann de
Polizeischutz der einzelnen Schirmmächte aufgehoben und de
Donauländern eine befriedigende natürliche Stellung gesicher
werden, während es nichts Unnatürlicheres gab, als de
Schutz über diese entwicklungsbedürftigen Halbstaaten zwe
rivalisirenden Nachbarstaaten gemeinsam zu übertragen. Ma
hebe daher den ausschließlichen Schutz Rußlands und der Pfort
über die Moldau-Walachei und Serbien auf und ga
rantire ihre Rechte und Freiheiten durch einen europäische
Congreß. Auch die Trennung der Moldau und der Wa
lachei ist ebenso unnatürlich, als politisch unklug und nur i

höchsten Interesse Rußlands, das allerdings die Schwäche der Fürstenthümer wünschen muß, um eine freie Straße zur Donau zu besitzen. Derselbe fruchtbare Keim zu einem starken politischen Organismus, wie in dem halbsouverainen Fürstenthum Serbien, ist in der **Bulgarei** zu legen; die Vertheidigungslinie gegen Rußland soll nicht unterbrochen werden, es darf ihm auch nicht die Möglichkeit eines Verbündeten auf türkischem Gebiete gelassen bleiben. Ueberdieß muß den Mächten Alles daranliegen, die Zahl der Uferstaaten am schwarzen Meere zu vermehren und durch die Manigfaltigkeit der auf diese Art geweckten Interessen den Prätensionen Rußlands ein Ende zu machen; und am besten entspricht auf der europäischen Seite des Euxinus eine Consolidirung der bulgarischen Verhältnisse diesem Zwecke. So werden auch die unmittelbaren Berührungen Rußlands und der Pforte vermieden, dem erstern die Straße versperrt, auf welcher es bis jetzt ohne Schwierigkeit in das Herz der Türkei vordringen konnte. In solcher vollen und aufrichtigen Gerechtigkeit gegen die türkischen Christen liegt die sicherste Gewähr für den folgenden Frieden; was aber das türkische Reich selber betrifft, so würden diese Vorschläge in einem centralisirten Staate allerdings für seine Souverainetät gefährlich erscheinen; es handelt sich aber hier um türkische Zustände, wo die thatsächliche Selbstständigkeit einzelner Provinzen (Aegypten, Tripolis, Fezzan, Tunis) schon längst ohne Gefahr für die formelle Integrität des Reiches besteht, und eine andere als die formelle Integrität ist seit Jahrzehnten für die Pforte nicht vorhanden. So des Weitern die „Südslavische Denkschrift."

Diese Blätter haben von Anfang an eine solche Ordnung der Dinge, mit Einschluß auch der westlichen Provinzen von Bosnien und Nordalbanien bis an die griechische Grenze, als ebenso christlich wie conservativ im eminenten Sinne, ebenso gerecht gegen Rajah und Türken wie naturgemäß vertreten. Sie haben auch die Freude erlebt, allmählig

dieselbe Ansicht in der Tagespresse be
fochten zu sehen; wir nennen nur
liche „Freimüthige Sachsenzeitung“ un
chen, früher am Bosporus, jetzt i
h-Correspondenten der Allg. Zeitung.
Organisation auch fernerhin den allein
den bereits blutig überströmten Irrgä
Frage. Sie hoffen vor Allem, daß O
Macht sei, welche also zwischen den m
Gelüsten Rußlands und der materi
Englands die rechte christlich-conse
Das ist die Mission Oesterreichs und
Frankreichs wahre Aufgabe auf dersel
Europa's überhaupt. Wer diese Mis
Rajah für sich, und die sonst furchtbe
chisch-orthodoxe Propaganda nie mehr
gabe ist groß aber dankbar. Selbst d
schrift“ hat sich halb und halb ängstig
hafte Verleumdung oder übereifrige W
und leider auch katholischer Organe:
nach dem einseitigen Protektorat ode
tion der Donauländer; und jüngst no
land“ eine ungarische Deduction publ
Walachei, Bosnien und Serbien bis
gewesen, und daher Oesterreichs alt
mehr aufleben müsse, als mit der hal
tektorats ohnehin nichts geholfen sei
früher oder später doch kommen müsse.
dings sind die rumenischen Donaulän
Menschen nähren könnten, statt daß
nur zwei Millionen zählt, und welche
ropa's werden müßten, wenn sie nicht
fanariotische Hospodare und fanarioti
dings sind sie stets die Stätte der ele



jener Aristokratie und der endlosesten Umtriebe aller Art gewesen: man kann aber zunächst nichts daraus ersehen, als eine Aufforderung für Oesterreich, mit kräftig ordnender Hand in jene innere Anarchie und Bojarenwirthschaft einzugreifen, die sonst fortfahren wird, über dem Ruin der schönen Länder das sprechendste politische Ebenbild von der Hierarchie der Patriarchats-Kirche zu Constantinopel darzubieten. Im Uebrigen hat Oesterreich seinen Schwerpunkt auf deutschem Boden, und seine Bestimmung ist nicht, ihn nach Bucharest zu verlegen; wohl aber ist seine Bestimmung, den zukünftigen jungen Staatenbildungen an seiner Ost- und Südgrenze als der treueste Freund und wohlmeinendste Nachbar zur Seite zu stehen.

„Separation der Christen" als Princip zur Ordnung der türkischen Dinge ist endlich auch der einzige Ausweg, der sich selbst aus dem Gesichtspunkt einer moslimischen Partei empfiehlt, welcher wir immer noch unser menschliches Mitgefühl schulden. Es ist dieß die Partei der sogenannten „Alt-Türken." Auch unter den Anhängern des Propheten nämlich hat die Neologie seit einigen Jahrzehnten eine tiefe Kluft gerissen, und je nach der Verschiedenheit der religiös-politischen Ansichten die große manigfaltig schattirte Partei der „Reformer" den Vertheidigern des ächten alten Muselmanen-Staates im eroberten Lande gegenübergestellt. Dieser kennt die Gläubigen nicht anders denn als das herrschende Volk über den unterworfenen und tributpflichtigen Feinden des Propheten, die als ein ausgestoßenes genus tertium auf niedrigere, mit einem geringern Maß bürgerlicher Rechte ausgestattete Stufe des Daseyns degradirt sind, im Uebrigen aber sich behelfen und vegetiren mögen, wie sie wollen. Die Reformer dagegen suchen zwischen den beiden Elementen eine richtige Mitte, indem sie von den religiös-politischen Eigenthümlichkeiten der Moslims aufgeben wollen, soviel nur zur Verschmelzung der beiden fremdartigen Elemente zu Einem

sobald es nicht vergönnt ist, sich der Wohlthaten zu erfreuen, welche die volle Entfaltung der Segnungen ächt christlicher Gesittung über die Völker ergießt? Die Hoffnung auf dieses erhabene Ziel geistiger Wirksamkeit ist dermalen bei uns in weitere Ferne gerückt und auch von den größern Verfolgungen hat die Regierung aus guten Gründen Umgang genommen. Dafür ist eine Art von Mittelzustand eingetreten, ohne Wärme und ohne Kälte, ohne Licht und ohne Schatten, der kein Friede und kein Krieg, ja nicht einmal ein Waffenstillstand ist, da die Regierung im Grunde thut, was sie will, und sich zudem in die Toga unglaublicher Mäßigung hüllt. Darum ärndtet sie selbst manchmal von katholischer Seite einen wohlfeilen Dank, der nur in der Unkenntniß unserer Lage seine Erklärung findet, sowie in dem natürlichen Wunsche, mit einer allzu lange dauernden Geschichte, die langweilig wird, an ein Ende zu kommen. Damit sind namentlich französische Blätter, was die lebhaftere Phantasie der Nation begreifen läßt, schnell bei der Hand, und weil der Abschluß ihnen erfolgt seyn muß, so will ihr wohlwollender Sinn es auch gar nicht bezweifeln, daß dieser Abschluß zur Ehre der Kirche erfolgt seyn müsse. Dieß ist die Folge der ganz irrigen Auffassung unserer Verhältnisse, worauf nicht oft genug zurückgekommen werden kann. Denn in Rom selbst betrachtet man die Sache für sowenig abgeschlossen, daß über das Princip selbst in keiner Weise irgend ein Zugeständniß erfolgt ist, und die vorläufig zugestandene Ordnung der Dinge lediglich den Zweck hatte, den offenbarsten Anfeindungen der Kirche zu begegnen. Dieser gewiß in der allerwohlwollendsten Weise beabsichtigte Zweck der mit der badischen Regierung eingegangenen Präliminarien ist aber nicht erreicht. Die früheren Ausbrüche roher Gewalt sind nahezu ohnehin unmöglich geworden, nachdem die Besinnung in manchen Kreisen wiedergekehrt ist; der nicht überwundene üble Wille gibt sich hingegen nach wie vor nicht nur in fortgesetzten kleinen Neckereien und Schwierigkeiten kund, deren manche wiederholt in diesen Blättern schon angedeutet wurden, sondern hemmt auch die Befriedigung der nothwendigsten, gar nicht verschiebbaren, dringendsten Bedürfnisse der Kirche.

Soll man es etwa als ein Zeichen eines aufrichtigen und versöhnlichen Willens betrachten, der Kirche gerecht zu werden, wenn mit so vielem Geräusche in eiserne Bande gelegten Thüren des bischöflichen Convikts, ihre Fesseln, als Symbol unseres ganzen ...ehungssystems, unter dessen Last die katholische Kirche, und nicht ... in Baden seufzt, noch heute tragen? Soll man es etwa als ... Willen erachten, wenn auf die an die Bezirksämter ge... Eingaben um Einweisung in den neuerlich vertrags... zugestandenen Pfarrverwesergehalt von dem excommu-

modernen Staate nöthig ist. Sie ftehe
weis vom unrettbaren Verfall des Osm
Augen Europa's. Auf welcher Seite
leranz zu finden sei, ist uns nicht zwei
können unmöglich eine „Separation"
weil sie gegen ihr Princip läuft, we
freimaurerisch-materialistischen „Emanci
Türken dagegen kennen kein anderes Fu
Staates als gerade die strengste Sepa
Eine Veränderung in der Stellung
ihnen nur in dem quantitativen Umf
seyn, welche der Moslim über den Ch
laß an dem bisherigen Umfang ist
sobald sie sehen, daß der volle alte U
rechte von ihnen nicht mehr vertheidig
lich ist ihnen nur die gänzliche Hing
Stellung an eine Vermischung mit de
mer-Weise. Wenn sie ihren großen
werden sie ihn eben kleiner einziehe
Vielen nicht mehr herrschen können, n
nigen oder über sich allein herrschen,
oder dem Freimaurer-Codex der Huma
auf ihrem Throne Platz machen.
bleiben, werden sie in ihrer aristokr
schlossen bleiben, aber wenn nicht me
alles Hab und Gut der Rajah ihnen
kann, sich mit bestimmten Procenten
des Tributs begnügen.

XV.

Die Rajah und der 2. December 1854.

Jene Ordnung quasi-souverainer Rajah-Halbstaaten aber, mit denen selbst der Alttürke sich vertragen könnte, ist allerdings unverträglich mit der materialistischen Gleichmacherei Englands, und am allermeisten mit den Plänen Rußlands. Und doch kann das „gemeinsame Protektorat“ der vier Punkte für die Dauer unmöglich einen andern positiven Inhalt gewinnen. Es war das neueste von Preußen unterstützte Fechterstückchen Rußlands, und hoffentlich das letzte, daß es sich bereit erklärte, auf Grundlage der vier Punkte „unterhandeln zu wollen“; wären aber von den Mächten die vier Punkte bereits mit jenem positiven Inhalt des ersten und vierten ausgestattet gewesen, hätte wohl auch dann Rußland solche Bereitwilligkeit, wenn auch nur mit leeren Worten, erklärt? Die Antwort ist uns unendlich wichtiger, als das endliche Schicksal des Zwing-Pontus von Sebastopol. Man wird aber erfahren, daß sie lautet: nicht anders als gezwungen durch die äußerste Noth! Diese Antwort geben auch schon die von Rußland selber anfänglich gleich zum vorhinein angefügten Vorbehalte. Jener Inhalt bietet eben den einzigen Ausweg, den türkischen Boden vor Rußland zu retten, bietet allein sichere „materiellen Garantien“, für Oesterreich zu allererst, und zwar ganz andere als ein Uferstreif, an der bessarabischen Donau und der Sulina von Rußland abgerissen, als Traktaten-Salz auf den eventuellen Trümmern Sebastopols, als ein europäischer Etat für die Russen-Flotte im Euxinus — und ist trotz Allem ungleich leichter und würdiger vom bedrängten Czarthum zu erlangen, als solche „materiellen Garantien.“ Es ist ein vortreffliches Wort, das die Allg. Ztg. vom 4. Dec. gesprochen: „Gestehen wir uns nur offen: der

Versuch, die der alten Türken- und Renegaten-Wirthschaft überlassene Pforte zu stärken, indem man Rußland schwächt, war ein im innersten Grund verfehlter."

In den Grundzügen der österreichischen Stipulationen vom 2. Dec. erscheint uns daher als das Erfreulichste, daß sie laut zeugen gegen alle Bemühungen, den Kern der Frage — vergessen zu machen. Die vier Punkte werden die gemeinsame Basis bleiben, auf der ganz Europa sich gegen Rußland erhebt; zu ihrer Realisirung hat Oesterreich dem Westen die Hand gereicht, zu einer Cooperation, die mit oder ohne Rußland im Orient verfügen wird. Wenn die Wiener-Conferenz sich sofort auf dieser Grundlage wieder eröffnet, ist es unmöglich, daß nicht die türkischen Dinge als solche ihr Hauptaugenmerk bilden. Oesterreich hat dann im Princip erreicht, was es schon im J. 1828 dringend verlangte: einen europäischen Congreß zur Lösung des großen Problems, wie den türkischen Ländern ein dauerhafter Friede zu sichern sei, und zwar unter allgemeiner Garantie. Rußland dagegen hat sich stets auf's äußerste wider jede Behandlung der Weltfrage als Weltfrage gestemmt, sie sollte durchaus bloße Privatsache zwischen Czar und Pforte seyn. Will es Zwangsmaßregeln herausfordern, ehe es die angemaßte res domestica herausgibt, so ist dieß eine Sache für sich, und der unterliegende Theil wird die Kosten tragen. Dafür hat Oesterreich sich völlig freie Hand vorbehalten; für die vier Punkte aber hat es die Westmächte verpflichtet und gebunden und sich ihnen; unter sie will es die hundertjährige Selbstsuchts-Politik Rußlands beugen, wohl oder übel. Beweis genug, daß es über der drohenden europäisch-russischen Frage die christlich-türkische nicht vergessen hat und nicht vergessen wird. Kurz, die Rajah hat ein neues Unterpfand, daß ihr jene zu ihrem Heile nöthige dritte Macht, die schützende und leitende, im entscheidenden Augenblicke nicht fehlen wird!

LIX.

Zum Jahres-Abschied.

Baden, den 7. December 1854.

Zum Schlusse des denkwürdigen Jahres 1854 will ich Ihnen noch Einiges aus Baden berichten. Der Berg hat eine — Maus geboren. Dieses berühmte „Interim" ist nach dem langen Kampfe um die wichtigsten Interessen der Menschheit, um die Hauptfrage, deren Kern in allen Ereignissen des Tages sich immer wieder findet, herausgeschlüpft, winzig wie eine — Kirchenmaus. Der Volks-Witz hat sich in der ersten Stunde des Gegenstandes bemächtigt, und nennt die fremdartige Erscheinung „Hinten(he)rum"!

Offenbar hatte diese Präliminar-Verhandlung, wie sie bereits in diesen Blättern als solche bezeichnet wurde, und in dem Rundschreiben des erzbischöflichen Ordinariats vom 18. Nov. auch genannt wird, in Rom keine andere Bedeutung, als die Geneigtheit auszusprechen, auf dem Wege einer künftigen, wenn schon möglichst beschleunigten definitiven Uebereinkunft den gestörten Frieden wieder herzustellen. Es sollte ein Waffenstillstand seyn, wobei in keiner Weise dem Princip zu nahe getreten werden dürfe. Wer den Geist der badischen Regierung kennt, wird sich nicht wundern, daß diese Milde Roms, das von seinem universellen Standpunkte aus in unveränderlicher Sanftmuth, wenn schon mit gleicher unveränderlicher Festigkeit, nach ewigen Normen, die Dinge richtet, gleichwohl in der Weise ausgebeutet zu werden sucht, als hätte der badische Staat einen glänzenden Sieg über die Kirche erfochten. Solche Selbstüberhebungen werden allerdings nur mit Vorsicht angedeutet. Der Allgemeinen Zeitung schreibt man z. B. von

dem Einflusse, welchen Staatsrath Br
wobei seine angenehme äußere Erschei
Die Urbanität, die man zu Rom a
überträgt, mochte sodann, als den G
chen Kreise sehr entgegen, für mehr al
wie sie unter gebildeten Katholiken üb
werden und zu jener Selbsttäuschung
gern in falscher Stellung überläßt.
officielle Organ, tritt sehr vorsichtig
Blättern referirend auf; die Freiburger-
Lokalblätter gebrauchen diese Vorsicht
rung auf den status quo ante wird

Die Persönlichkeit des Erzbischofs
in seiner unendlichen Demuth und Lie
Kränkung, die hier und dort verlautet,
ner in Rom gelungen, die Beschwerde
hinzustellen, und die Gesinnungen des
dächtigen, gleitet an dem ungetrübt
gen Greises ab. Da er in seinem g
seine Ehre dachte, nur Gott die Ehr
gab, so ist die Unterwerfung unter G
Lebensgewohnheiten auf solche Weise
brachter Pflicht der Ausgang ihn nich
ges der Sache Gottes so sicher, wie
Armen der Mutter. Was Rom besch
Beste, und unbedingt fügt sich der tre
aus der Entscheidung. Einen Zug a
des Erzbischofs Hermann kann ich
angesehener Bürger, der aber mit un
es heißt, Partei gegen den Erzbischo
ner sehr schmerzlichen Krankheit befalle
von legte der fromme Oberhirte die
Leiden seines Feindes an den Tag, g
Meßopfer, und zog fleißig Nachricht
aber in seiner Gegenwart darauf die
staunt, daß man nur davon spreche,
lich, und brach sofort das Gespräch
die Welt überwindet!

Eines betrübenden Rückblickes
aber wahrlich nicht enthalten, wenn e
der die ersten Tage dieses Jahres in B
die heutige Lage in Betrachtung zieht.
Loos, als wenigstens für die Wahrhe
Wahrheit, die Kirche, zu leiden

sobald es nicht vergönnt ist, sich der Wohlthaten zu erfreuen, welche die volle Entfaltung der Segnungen ächt christlicher Gesittung über die Völker ergießt? Die Hoffnung auf dieses erhabene Ziel geistiger Wirksamkeit ist dermalen bei uns in weitere Ferne gerückt und auch von den größern Verfolgungen hat die Regierung aus guten Gründen Umgang genommen. Dafür ist eine Art von Mittelzustand eingetreten, ohne Wärme und ohne Kälte, ohne Licht und ohne Schatten, der kein Friede und kein Krieg, ja nicht einmal ein Waffenstillstand ist, da die Regierung im Grunde thut, was sie will, und sich zudem in die Toga unglaublicher Mäßigung hüllt. Darum ärndtet sie selbst manchmal von katholischer Seite einen wohlfeilen Dank, der nur in der Unkenntniß unserer Lage seine Erklärung findet, sowie in dem natürlichen Wunsche, mit einer allzu lange dauernden Geschichte, die langweilig wird, an ein Ende zu kommen. Damit sind namentlich französische Blätter, was die lebhaftere Phantasie der Nation begreifen läßt, schnell bei der Hand, und weil der Abschluß ihnen erfolgt seyn muß, so will ihr wohlwollender Sinn es auch gar nicht bezweifeln, daß dieser Abschluß zur Ehre der Kirche erfolgt seyn müsse. Dieß ist die Folge der ganz irrigen Auffassung unserer Verhältnisse, worauf nicht oft genug zurückgekommen werden kann. Denn in Rom selbst betrachtet man die Sache für sowenig abgeschlossen, daß über das Princip selbst in keiner Weise irgend ein Zugeständniß erfolgt ist, und die vorläufig zugestandene Ordnung der Dinge lediglich den Zweck hatte, den offenbarsten Anfeindungen der Kirche zu begegnen. Dieser gewiß in der allerwohlwollendsten Weise beabsichtigte Zweck der mit der badischen Regierung eingegangenen Präliminarien ist aber nicht erreicht. Die frühern Ausbrüche roher Gewalt sind nahezu ohnehin unmöglich geworden, nachdem die Besinnung in manchen Kreisen wiedergekehrt ist; der nicht überwundene üble Wille gibt sich hingegen nach wie vor nicht nur in fortgesetzten kleinen Neckereien und Schwierigkeiten kund, deren manche wiederholt in diesen Blättern schon angedeutet wurden, sondern hemmt auch die Befriedigung der nothwendigsten, gar nicht verschiebbaren, dringendsten Bedürfnisse der Kirche.

Soll man es etwa als ein Zeichen eines aufrichtigen und versöhnlichen Willens betrachten, der Kirche gerecht zu werden, wenn die mit so vielem Geräusche in eiserne Bande gelegten Thüren des erzbischöflichen Convikts, ihre Fesseln, als Symbol unseres ganzen Erziehungssystems, unter dessen Last die katholische Kirche, und nicht allein in Baden seufzt, noch heute tragen? Soll man es etwa als guten Willen erachten, wenn auf die an die Bezirksämter gerichteten Eingaben um Einweisung in den neuerlich vertragsmäßig zugestandenen Pfarrverwesergehalt von dem excommu-

nicirten Oberkirchenrathe geantwor
keine Kenntniß von der Uebertragung dieser
N. N. und sei mithin außer Stande zu
dem Erzbischof dorthin gesetzte Priester s
Weise von seinem früheren Posten ent
guter Wille gelten, wenn die Eintreibu
Untersuchungskosten im Zwangswege noch
gehen? Dem Vernehmen nach soll z. B.
nächstens wie auch sein Pfarrer wieder au
die Bezahlung nicht unbedeutender Unter
Derselbe hat endlich nach vielen Monate
scheid in dieser früher erwähnten Strafa
kannten Bittschrift an den Regenten vo
Innern als letzter Administrativinstanz erh
mehr an das Justizministerium als Obera
Gesuch um Nichtigkeitserklärung des ad
wendet haben, die er mit einer Reihe
welche in einer etwas stürmischen Unter
Vielleicht gelangt dieses Aktenstück zur O
verläßig neue Schlaglichter auf eine uns
welcher man sich aller schützenden Formen
entschlagen zu können glaubte, sobald es
handelte.

Die Frage scheint uns durchaus an
liken Badens nicht das Recht haben,
gegen die Rückkehr von Zuständen, die in
eine Anomalie erscheinen und den Grund
von Seiten eines protestantischen Regiment
Wenn die sogenannte Glaubensreform d
katholischen Kirche gegenüber nicht nur Fre
dern auch unbezweifeltes katholisches Eige
so wird nach Jahrhunderte langen Kämp
doch wohl die Freiheit, welche sie mit de
kämpfte, in friedlicher Weise wahren dü
heiten sich zu erhalten und ihr noch vo
neue Raubgelüste zu schützen? Wenn ma
Versuch, nur Vorstellungen in diesem Sin
gelangen zu lassen, in Baden mit Kerker
bestraft wurde, wobei zudem reinste A
herrschte, so muß sich jedem Unbefange
gibt es in Deutschland nirgends Schu
auch der kleinsten Staaten gegen Beamt
maurerischen Haß, dessen vorzüglichster Ge
lische Kirche bleiben wird? Wer mag s

das Verlangen immer größer wird, diesem Unwesen absoluter Gewalt, wie es sich unter dem falschen Namen der Souverainetät als eine historische Lüge in die deutschen Zustände, zur Zeit der höchsten deutschen Schmach, eingeschlichen hat, ein baldiges Ende im wohlverstandenen Interesse der deutschen Fürsten nicht minder als der Völker gemacht zu sehen? Andeutungen in diesem Sinne, wie sie jüngst in der würtembergischen Kammer gefallen sind, wurden in unbefangenen Kreisen überall mit Jubel begrüßt und dürften dem verschollenen Ruhm unsers parlamentarischen Lebens wieder wenigstens zu halber Ehre verhelfen, wenn der Duodezdespotismus zu Gunsten einer wahren, starken, auf den ewigen Grundlagen des Rechts ruhenden Freiheit für Alle, in consequenter und unerschrockener Weise bekämpft wird. Sollten auch noch einige Vorfechter in diesem Kampfe untergehen, so beruhige der Gedanke, daß eine große Sache den endlichen Sieg ohne die Krone des Märtyrthums noch nie erfochten hat. Die Interessen der katholischen Kirche und der wahren Freiheit sind aber identisch, was man nicht von allen „Kirchen" sagen kann; es gab wohl keine Zeit, in welcher, wie heute, die Wahrheit dieses Satzes sich in einem schlagendern Lichte gezeigt hätte und die Lüge der Kehrseite mehr zu Tage getreten wäre.

LX.

Jugend-Schriften.

Freiherr von Radowitz macht in seinen geistreichen Fragmenten die gegründete Bemerkung, daß bei den Verfassern der sogenannten Kinderbücher derselbe Irrthum vorwaltet, welchen man begeht, wenn man, um sich kleinen Kindern verständlich zu machen, im Reden ihre gebrochenen Laute nachmacht. Gerade ganz deutlich und correct soll man mit Kindern sprechen.

Wir halten nun als eine der besten Lesebeschäftigungen für die Kinder die Märchen, deren allgemach eine vortreffliche Anzahl zusammengesammelt und die mitunter in den prächtigsten Ausgaben vorliegen, wobei wir nur bedauern, daß sich unter Ludwig Richters Illustrationen auch einzelne eingefunden haben, die man, ohne jedes

Sittlichkeitsgefühl zu beleidigen, den
Hände geben kann.

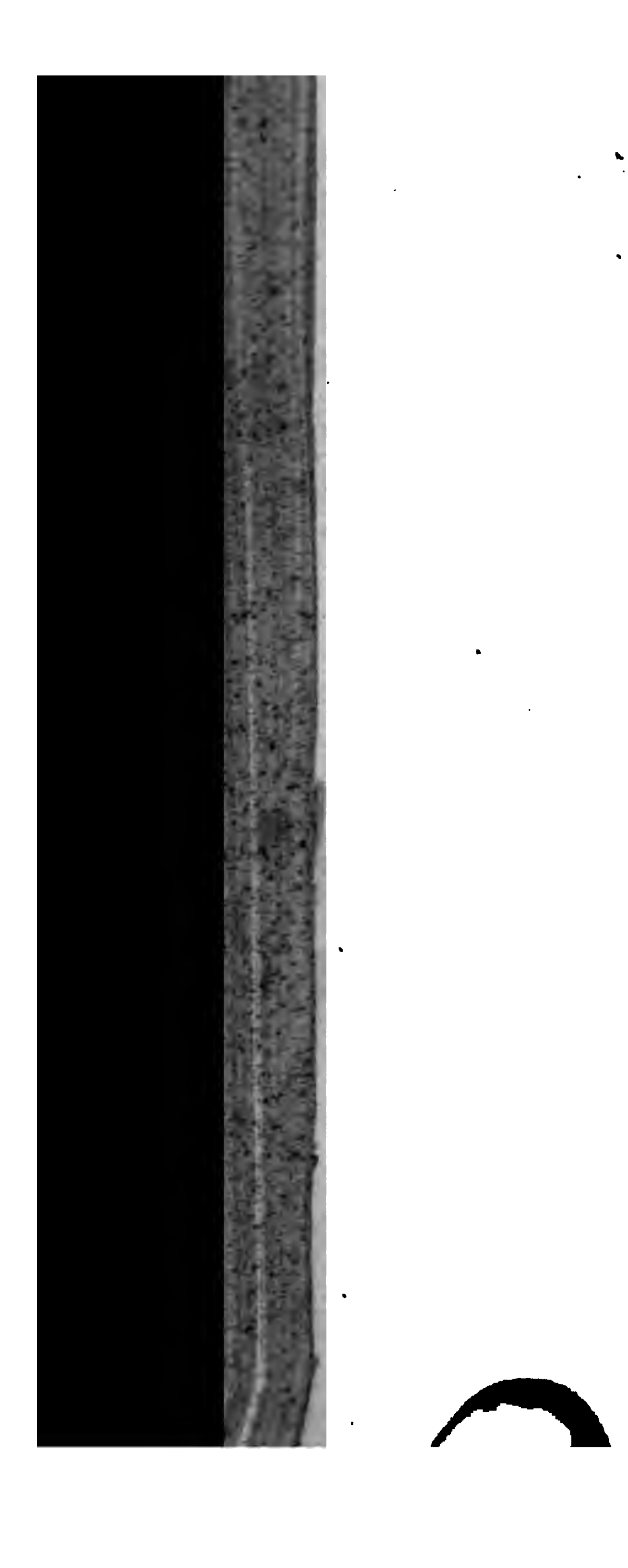
Spricht auch im Märchen die P
gemüthe und ist es deßhalb so wirksam,
Kindheit der Nationen selbst angehört, s
vollständig aus; die Kleinen wollen u
ist denn auch, diesem Bedürfniß abzuhe
derschriften erschienen — wir erinnern
liche Leistungen, an das Hausbuch v
lichen „Bilderbögen" von Schneider u
ein Theil nicht nur als den mäßigsten
sondern als der Jugend geradezu schä

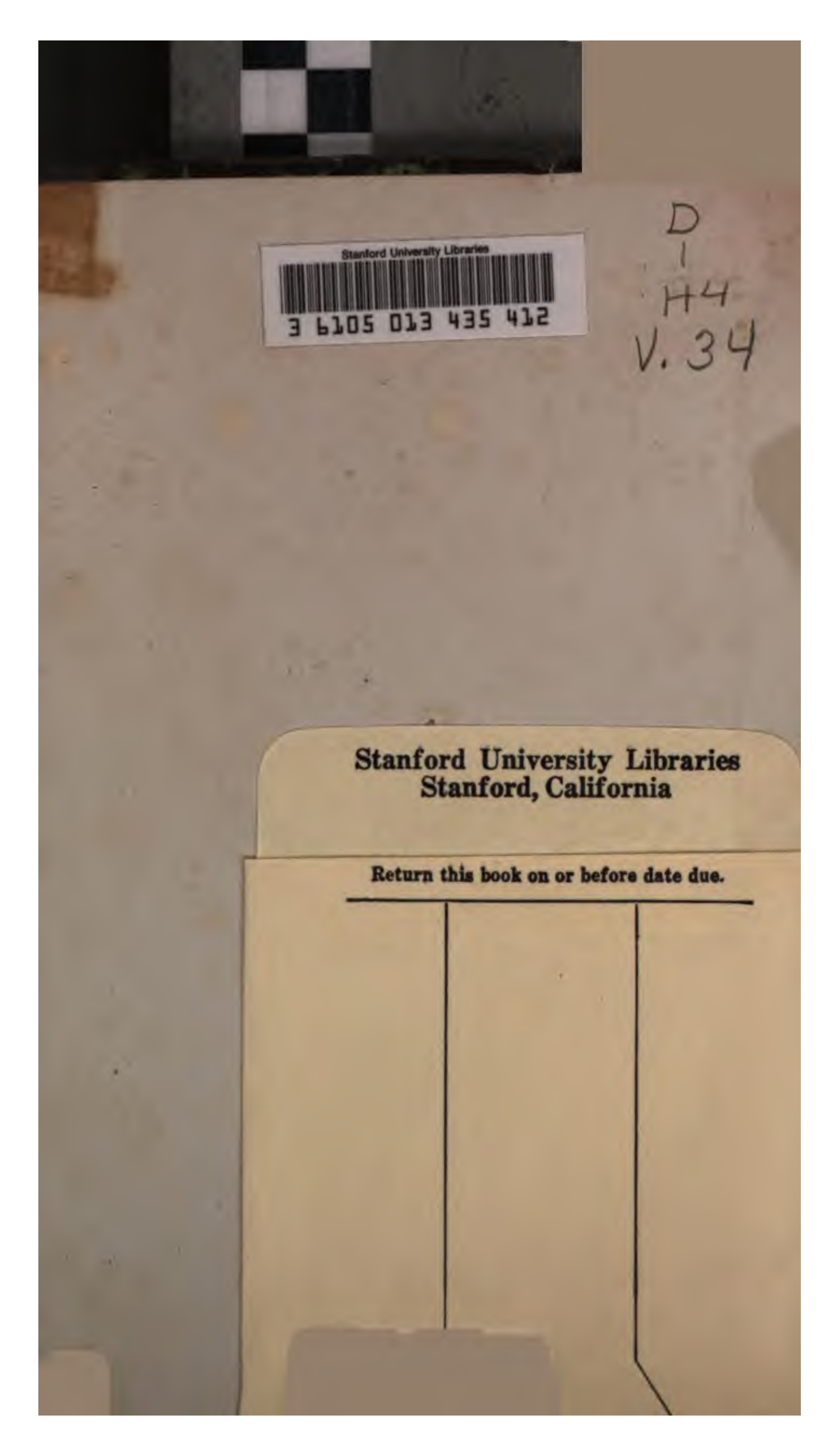
Je empfindlicher dennoch der Man
dieser Art, desto mehr verdient eine Sc
seit längerer Zeit ihre Kräfte in der g
Isabella Braun wurde vom Verf
nun auch sein in Ehren weiß geworde
in diesen Literatur-Zweig eingeführt,
begleitete ihre „Bilder der Natur" sel
Seitdem hat sie in emsiger Thätigkeit
schrieben und gedichtet; wir erwähnen
des Christenthums" (Augsb. bei Kre
die Frühlingsbilder und ihre neuesten V
Unser" *) und „Das liebe Br
Zeichnungen und lobenswerther Sorgf
ausgestattet, eben erschienen, wobei
samkeit auf ihre „Jugendblätter"
schrift für die Jugend im Alter von 1
Beginne des nächsten Jahres unter B
arbeiter in's Leben treten soll.

---

*) Das Vater Unser in Erzählungen
Braun. Mit Bildern von Ferdi
Gebrüder Scheitlin. 118 S. kl. 4.







Stanford University Libraries
3 6105 013 435 412
D
1
H4
V. 34
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.